OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS
HERAUSGEGEBEN VON

PAUL DIELS-BRESLAU, FELIX HAASE-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-HALLE, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMID-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND IV

1928

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58, UND OPPELN

Reprinted with the permission of Osteuropa-Institut

JOHNSON REPRINT CORPORATION JOHNSON REPRINT COMPANY LTD.
111 Fifth Avenue, New York, N.Y. 10003 Berkeley Square House, London, W. 1

First reprinting, 1966, Johnson Reprint Corporation

Printed in West Germany
Druck: Anton Hain KG, Meisenheim (Glan)

INHALTS-VERZEICHNIS

DES BANDES IV N. F. (1928).

I

ABHANDLUNGEN

MISCELLEN

II

LITERATURBERICHTE

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS
HERAUSGEGEBEN VON

PAUL DIELS-BRESLAU, FELIX HAASE-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-HALLE, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMID-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND IV, HEFT I
1928

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58, UND OPPELN

VORWORT ZUM JAHRGANG 1928

Die Aufnahme, die den ersten drei Jahrgängen der „Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven" in den Kreisen der deutschen und der außerdeutschen, namentlich auch der slavischen Wissenschaft zuteil geworden ist, hat den Beweis für die Daseinsberechtigung unserer Zeitschrift erbracht. In der Überzeugung, daß die „Jahrbücher" einem wirklichen Bedürfnis der Forschung entsprechen, hat sich das Osteuropa-Institut in Breslau entschlossen, den Ausbau der Zeitschrift zu einem zentralen Informationsorgan für den geistes- und kulturgeschichtlich orientierten Zweig der slavischen Forschung fortzusetzen. Schon die ansehnliche Vergrößerung des Umfanges im II., die Einrichtung einer umfassenden Zeitschriftenschau im III. Jahrgang war in diesem Sinne erfolgt. Mit dem neuen Jahrgang 1928 sollen für die Entwicklung der „Jahrbücher" durch eine teilweise Umgestaltung ihrer Organisation neue, breitere Grundlagen geschaffen werden.

Das wissenschaftliche Programm der „Jahrbücher" ergibt sich aus ihrer Stellung im Rahmen des Publikationswesens der deutschen Slavistik und Osteuropa-Forschung: ausreichend vorgesorgt ist durch andere Organe für die Pflege der slavischen Sprachwissenschaft, wie für die Information der wissenschaftlichen Welt über die gegenwärtigen politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der slavischen Welt. Das Arbeitsgebiet der „Jahrbücher" bildet die Pflege der Kenntnis der gegenwärtigen geistigen Kultur der slavischen Völker in ihren Erscheinungsformen in Literatur und Kunst, Sitte und Glaube, Philosophie und Bildungswesen und in ihrer geschichtlichen Entwicklung mit Einschluß der politischen, der Kirchen-, Rechts-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung der slavischen Welt darf auch die mannigfachen, für ihren Gang vielfach entscheidenden Beziehungen zwischen den slavischen Völkern und ihren Nachbarn nicht außer Acht lassen.

Zweck der „Jahrbücher" ist in erster Linie, den Stand der Forschung innerhalb ihres Arbeitsgebietes der wissenschaftlichen Welt zur Kenntnis zu bringen. Dazu dienen die ständigen Abteilungen des berichterstattenden Teiles: durch eingehende Rezensionen von Schriften besonderer wissenschaftlicher Bedeutung, durch kürzere Notizen über andere in das Arbeitsgebiet fallende Neuerscheinungen, durch die Zeitschriftenschau und durch eine Chronik des wissenschaftlichen Lebens. Dazu treten, in nicht ständiger Form, Aufsätze entsprechenden Inhalts, kritische Forschungsberichte und gelegentliche Übersichten bibliographischer Art. Daneben werden die „Jahrbücher", nach Maßgabe des verfügbaren Raums, in Abhandlungen und kleineren Beiträgen die monographische Forschung pflegen.

Gemäß den Satzungen des Osteuropa-Instituts tragen die „Jahrbücher" rein wissenschaftlichen Charakter und stellen sich nicht in den Dienst irgend welcher politischen, konfessionellen oder wirtschaftlichen Ziele.

Um die Durchführung dieses Programms zu sichern, hat das Osteuropa-Institut zur Entlastung und Unterstützung des Begründers und bisherigen alleinigen Herausgebers der „Jahrbücher", der als Schriftleiter auch weiterhin seine Arbeitskraft in den Dienst des gemeinsamen Unternehmens stellen wird, mehrere dem oben bezeichneten Arbeitsgebiet der „Jahrbücher" nahestehende Forscher als Mitherausgeber gewonnen. Eine gewisse, sachliche und regionale Aufteilung des Gebietes ist dabei erstrebt, die Heranziehung weiterer Mitarbeiter nicht ausgeschlossen.

Die mitunterzeichneten Herausgeber haben es übernommen, für die Einhaltung des wissenschaftlichen Programms der „Jahrbücher" innerhalb ihres Arbeitsgebietes zu sorgen. Für die Zusammenstellung des Inhalts der einzelnen Hefte, wie für die Bearbeitung derjenigen Gebiete, die nicht durch einen eigenen Fachmann im Herausgeberkollegium vertreten sind, trägt der Schriftleiter die Verantwortung.

Das Osteuropa-Institut in Breslau, die Herausgeber und die Schriftleitung der „Jahrbücher" rechnen bei der Durchführung der Neugestaltung ihrer Zeitschrift auf die tatkräftige Unterstützung aller an deren Arbeitsgebiet interessierten Kreise der deutschen und außerdeutschen, namentlich der slavischen Wissenschaft und erbitten ihre Mitarbeit.

Breslau, im Mai 1928.

Das Osteuropa-Institut **Die Schriftleitung**

Die Herausgeber:

Dr. phil. Paul Diels, Univ.-Prof., Breslau
Dr. theol. Felix Haase, Univ.-Prof., Breslau
Dr. phil. Erdmann Hanisch, Univ.-Prof., Breslau
Dr. phil. Robert Holtzmann, Univ.-Prof., Halle
Dr. phil. Josef Matl, Priv.-Doz., Graz
Dr. jur. et phil. Heinrich Felix Schmid, Univ.-Prof., Graz
Dr. phil. Karl Stählin, Univ.-Prof., Berlin
D. theol. Dr. phil. Karl Völker, Univ.-Prof., Wien
Dr. phil. Wilhelm Wostry, Univ.-Prof., Prag (Dtsch. Univ.)

Der Verlag von Priebatsch's Buchhandlung, Breslau und Oppeln

I
ABHANDLUNGEN

DOSTOEVSKIJ ALS PHILOSOPH

Von

Prof. Ladyženskij (Rostov a. D.).

Das Verhältnis Dostoevskijs zur Philosophie ist in der Literatur noch nicht eingehend genug behandelt worden. Es gibt wohl Monographien und Aufsätze über Dostoevskij als religiösen Denker. Hierher gehört das Buch von Merežkovskij „Ueber Tolstoj und Dostoevskij", der Artikel von Bulgakov „J. Karamazov als Typus eines russischen Intelligenten", von V. Rozanov „Die Legende vom Großinquisitor", von N. Abramovič „Christos Dostoevskago", von J. Askoldov „Religiosno-etičeskoe značenie Dostoevskogo", Th. Bodisko „Dostoevskij als religiöse Erscheinung", Berdjaev „Weltanschauung d. Dostoevskij", Steinberg „Systeme d. Freiheit bei Dostoevskij", J. Midleton Murry „Fyodor Dostoevskij" und andere. Oefter wurde die Frage über die politischen Ueberzeugungen des Autors der „Dämonen" und „Des Tagebuches eines Schriftstellers" behandelt. Sehr eingehend ist er als Darsteller der krankhaften Erscheinungen der menschlichen Seele erforscht worden. Man schrieb nicht wenig von den einzelnen Problemen der Weltanschauung Dostoevskijs[1]). Niemand hat aber bis jetzt nachgewiesen, daß er eine tief durchdachte Gnoseologie besitzt, welche in vollkommener Uebereinstimmung mit seiner ontologischen und religiös-moralischen Ueberzeugung ist. Ferner, daß seine Ansichten, trotz des ewigen seelischen Zwiespalts des berühmten Autors, oder auch eben deshalb, etwas organisch Ganzes bilden. Ich will nun diese Lücke auszufüllen versuchen.

Wie verschieden man sich zu seinen Ansichten stellen mag, so kann man doch nicht an ihnen stillschweigend vorübergehen. Man kann Dostoevskij nicht studieren, ohne über seine philosophischen Ansichten

---

[1]) Wie z. B. N. Losskij „O prirode sataninskoj" (po Dostoevskomu) I. Bulgakov „Russkaja tragedija" (in „Russkaja Mysl'" 1914 Nr. 4); Karsavin „F. M. Karamazov, kak ideolog ljubvi" („Načala" 1921 Nr. 1); Karsavin „Ueber Dostoevskijs Stellung zum Katholizismus" (Sammelwerk, hgb. Dolinin 1923), J. Nikol'skij „Turgenev und Dostoevskij", Sofia 1921, und andere.

sich einen Begriff gebildet zu haben. Er stellt ja in seinen Werken die Grundfragen auf, welche den denkenden Menschen quälen, und will diese lösen. Seine Romane sind vor allem philosophische Werke. Seine Aufmerksamkeit war nicht ausschließlich der Darstellung einer Epoche oder der psychologischen Analyse gewidmet. Er gab diese Dinge nebenbei, nur um nachdrücklicher die Aufmerksamkeit auf die ihn interessierenden Fragen zu lenken. Man kann den genialen russischen Schriftsteller nicht als Künstler verstehen, wenn man ihn nicht als Denker verstanden hat, denn der eigentliche Held seiner Werke ist das Problem.

Die Kritik hat schon öfters darauf hingewiesen, daß wir bei Dostoevskij keine Typen finden. Alle seine Helden sind reine Individuen. Weder Roskolnikov, noch Fürst Myškin, noch Veršovenskij, noch Kirillov, nicht einmal die Brüder Karamazov sind eigentlich typisch. Und wenn Bulgakov in dem oben erwähnten Artikel den Ivan Karamazov als Typus eines russischen Intelligenten auffaßt, so hat er nicht so sehr den Charakter als die philosophischen Zweifel des Autors des Großinquisitors im Sinn. „Denn was machen bis jetzt unsere russischen Jungen — das heißt einige —", sagt Ivan Karamazov zu seinem Bruder Aleša. — „So zum Beispiel das hiesige stinkende Wirtshaus! Sie kommen zusammen und setzen sich in einen Winkel. Ihr ganzes Leben haben sie einander nicht gekannt, und wenn sie aus dem Wirtshaus kommen, werden sie einander wieder vierzig Jahre lang nicht kennen. Nun und von was werden sie sprechen, sobald sie einen Augenblick im Wirtshause zubringen? Natürlich über Weltfragen: gibt es einen Gott, gibt es eine Unsterblichkeit? Und diejenigen, welche an keinen Gott glauben, nun die werden über den Sozialismus und den Anarchismus sprechen, über die Umformung der ganzen Menschheit. Das kommt auf dasselbe hinaus, nur von der anderen Seite. Und eine Masse der originellsten Jungen sprechen jetzt von nichts anderem bei uns, als von den ewigen Fragen. Ist's nicht so? — Ja für die heutigen Russen sind die Fragen darüber, ob es einen Gott gibt oder eine Unsterblichkeit — oder wie du sagst: die Fragen von der anderen Seite — die allerwichtigsten Fragen." — „Ja, so muß es auch sein", sagte Aleša, seinen Bruder immer mit demselben stillen, forschenden Lächeln betrachtend."

Leben wir Russen nicht etwa eben darum in so schlechten äußeren Verhältnissen und kommen wir nicht aus dem „stinkenden Wirtshaus" heraus, weil wir, statt praktisch uns zu betätigen, uns mit abstrakten Fragen befassen? Andererseits aber, befassen wir uns etwa mit diesen Fragen nicht eben deshalb, weil die konkrete Wirklichkeit bei uns immer recht wenig anziehend war? Wie dem auch sei, für uns Russen standen allgemeine philosophische Fragen bis jetzt immer im Vordergrunde. Allerdings bildet sich heutzutage infolge der Revolution ein neuer, „amerikanisierender" Typus der russischen Intelligenz aus. Bis jetzt aber, wie gesagt, haben wir uns immer mit der Lösung der Welträtsel befaßt. Auch bei Dostoevskij stehen sie im Vordergrund. Er ist vor allem Philosoph[1]). In seinen Werken ist doch eine künstlerische Perspektive nicht vorhanden. Seine Romane

[1]) Dagegen: L. P. Grossman, Die Kunst des Romans bei Dostoevskij („Iskusstvo romana u Dostoevskogo", Sbornik Svitok, Moskau 1922).

sind hervorragend durch die ungeheure Kraft des Gedankens und der Darstellung, worin wenige ihm gleich kommen; sie halten aber keine speziell ästhetische Kritik aus. Szenen türmen sich in ihnen auf Szenen. Feine psychiatrische Analyse verbindet sich chaotisch mit trockener, nachlässig hingeworfener Chronik. Die Helden Dostoevskijs sprechen bald ihre, einem jeden ganz eigentümliche Sprache, bald fangen sie alle an, ihre Gedanken auf eine ganz gleiche Art auszudrücken. Einige Forscher, wie zum Beispiel V. Ivanov in dem Artikel „Roman — Tragödie", heben die Meisterschaft Dostoevskijs als Dramaturgen hervor und weisen auf seine Kunst hin, den Dialog zu behandeln. Andere, wie Leo Tolstoj, behaupten, daß alle handelnden Personen bei ihm auf dieselbe Weise sprechen. Man muß zugeben, daß beide Parteien Recht haben, weil die Personen bei Dostoevskij bald in hohem Grade individuell sprechen, bald aber die Gedanken des Autors in seiner eigensten, überaus verworrenen, aber auch recht genauen Sprechweise ausdrücken. Für Dostoevskij ist die Charakterisierung der handelnden Personen Nebensache. Nicht nur keine Typen finden wir bei ihm, er zeichnet auch nicht einmal die einzelnen Personen als solche. V. Rozanov hat ganz recht, wenn er sagt: Nicht ausgeprägte Gestalten, eine jede in sich konzentriert, bewegen sich vor uns in seinen Werken, sondern eine Reihe von Schatten von etwas Einem, gleichsam verschiedene Umgestaltungen und Umrisse eines entstehenden oder sterbenden geistigen Wesens. Daher rufen die bei ihm auftretenden Personen in uns nicht äußeres Interesse hervor, sondern nur Nachdenken. Er enthüllt vor uns die Geheimfächer des menschlichen Gewissens, er löst auch wohl, so weit es seine Kräfte erlauben, den mystischen Knoten, der den Mittelpunkt der irrationellen Natur des Menschen bildet. Alle die chaotisch aufgetürmten Handlungen in den Romanen Dostoevskijs sind durch ein philosophisches Thema verbunden.

In dieser Hinsicht ist er das reine Gegenteil von Tolstoj, mit dem man ihn oft vergleicht. Bei dem Weisen der Jasnaja Poljano stehen die philosophischen Fragen in keinem Zusammenhang mit den künstlerischen Bildern in seinen Werken. Wenn man die „Anna Karenina" zu Ende gelesen hat, so erinnert man sich nicht gleich an ihr Motto: „Mein ist die Rache, und ich werde strafen". Man hat nicht das Gefühl, daß Anna notwendig unter dem Zuge sterben mußte. Wir würden es ebenso natürlich finden, wenn sie sich mit ihrem Gemahl ausgesöhnt hätte. Bei Dostoevskij dagegen führt die Handlung notwendig zu dem bestimmten Resultat. Kirillov, der Gottmensch, mußte notwendig durch Selbstmord enden, denn die Gottmenschheit tötet, nach der tiefen Ueberzeugung Dostoevskijs, den persönlichen Menschen. So ist der Schluß eines jeden seiner Werke fest in sich begründet. Zugleich aber sind manche Szenen in seinen Romanen nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar auch überhaupt unmöglich. So reicht die Zeit für alles, was im „Idiot" an einem Tage vorgeht, nicht aus. Die Handlung des „Großinquisitors" findet im 16. Jahrhundert statt, obgleich das, wovon der offizielle Vertreter der Kirche spricht, sich erst im 19. Jahrhundert gezeigt hat, diesen Anachronismus bemerkt niemand, da es sich nicht um die Zeichnung der Epoche handelt, sondern um die Entwicklung der Ideen.

Seine Romane entwickeln sich nicht künstlerisch, sondern philosophisch. In Dialogform werden gewisse Gedanken ausgesponnen. Dostoevskij hat eine besondere Art der Begründung seiner Ansichten gefunden, die wir irrationalistische Dialektik nennen möchten. Das Chaotische des Aufbaues seiner Romane befindet sich in vollständiger Uebereinstimmung mit seiner Weltanschauung, mit seiner irrationalistischen, tiefindividualistischen und voluntaristischen Philosophie. Er selbst hebt in der vor kurzem veröffentlichten Korrespondenz über die Brüder Karamazov hervor, daß, ehe er an die Schöpfung eines Werkes ging, er über eines der ihn quälenden philosophischen Probleme nachgedacht habe, weil ein jedes seiner Werke als Lösung einer der Grundfragen (der sog. „verfluchten Fragen") gelten sollte. Die Bedeutung Dostoevskijs als Philosophen hat trefflich Nietzsche verstanden, indem er sagt, daß der Autor der „Dämonen" und der „Brüder Karamazov" der einzige Mensch sei, bei dem er etwas gelernt habe. Und dieses Zeugnis hat einen besonderen Wert, da es von einem so stolzen und unabhängigen Denker und zugleich einem so überzeugten Gegner des von Dostoevskij gepredigten Christentums stammt, wie es der Verfasser des „Zarathustra" gewesen ist.

Ja, Dostoevskij ist vor allem Philosoph und dabei ein typischer russischer Philosoph[1]). Man sagt, daß unser Volk zu denken liebt, und trotzdem haben wir keinen einzigen hervorragenden Philosophen, im schulmäßigen Sinne des Wortes, hervorgebracht! Die Russen haben vieles auf dem Gebiete des gesamten Wissens, der Literatur, der Musik, der Malerei geleistet. Aber auf dem speziellen Gebiete der Philosophie sind wir nicht so hoch bewertet. Der einzige im Westen mehr oder weniger bekannte russische Philosoph, Vl. Solov'ev, wird dort gar nicht besonders hoch geschätzt. Das kommt davon, weil unsere Philosophie irrationalistisch ist; sie ist nicht eine Philosophie im schulmäßigen Sinne, sondern im Sinne der Lebensweisheit. Unsere Denker von Skovoroda an bis auf Fedorov, Solov'ev, Koslov, Askoldov und N. Losskij heben intuitivistische und voluntaristische Prinzipien hervor. Ganz besonders aber werden diese Prinzipien in unserer Literatur betont — bei Puškin, Lermontov, Leo Tolstoj, Tjutčev, Korolenko und speziell bei Dostoevskij.

„Wie der Wind, aus dem Uralgebirge kommend, ewig über der großen russischen Ebene stürmt, so stürmt ewig in der russischen Seele eine ungeheuere Elementarkraft und sehnt sich nach Freiheit, daß nichts sie hemme, und zugleich lechzt sie nach Harmonie und dürstet nach Ruhe und Stille. Wie könnte man diese zwei Gegensätze versöhnen? Der Westen hat schon längst eine Lösung dieser Aufgabe gefunden. Man muß die Elementarkraft durch Vernunft, Normen, Gesetze bändigen. Das russische Volk sucht eine andere Lösung und hat das Vorgefühl einer anderen Möglich-

[1]) Otto Kaus, „Dostoevskij und sein Schicksal" (Berlin 1923), sagt, daß „die Ideologie Dostoevskijs Westeuropa fremd und durchweg unverständlich sei" („Wir können keine Geisterseher verehren") und daß Dostoevskij dem westlichen Leser nur in einer wissentlich bedingten Stilisation zugänglich wäre („Zwischen Fabriken und Hallen . . . denn Fabriken und Motore bilden den Rahmen unseres Lebens. . . Wenn wir ihn so nicht verstehen, so ist es bloß ein Ballast für unseren Geist").

keit. Sehr ungern, nur der Notwendigkeit nachgebend, nimmt es die Normen der Vernunft an, es legt aber seine letzte Hoffnung auf die Totalität der Verklärung der geistigen Elemente, welche in dem Märtyrertum stattfindet oder in dem Aufblitzen der höheren Wahrheit oder in der Selbstvertiefung. Nur so, glaubt er, ist die Verbindung der völligen Ungebundenheit mit der Harmonie möglich. Der Westen opfert die Ungebundenheit der Harmonie wegen; er will die Elementarkraft schwächen, nur, um schneller Ordnung zu erreichen.

Das russische Volk will eben das nicht, sondern ist bestrebt, eine vollständige Uebereinstimmung der Bewegung und der Ruhe herzustellen. Und jene Männer, in welchen am klarsten der russische nationale Geist verkörpert war, haben alle sich in dieser Antinomie abgequält. Sowohl Lermontov, wie Tjutčev, wie Gogol' wollen nur Freiheit, aber zugleich sehnen sie sich nach Heiligkeit, Vollkommenheit, nach Frömmigkeit und Ruhe. Ein jeder sucht auf seine Weise einen Ausweg. Ganz besonders passen diese Worte unseres bekannten Kritikers[1]), welche er in bezug auf Puškin sagt, auf unseren Dostoevskij. Er hat wie kein anderer die Philosophie des Irrationalen, des nur Dionysischer Extase Begreiflichen durchdacht. Er hat wie kein anderer den inneren Widerspruch im Bestehenden betont; er hat in allem den Kampf feindlicher Elemente erkannt und erklärt, daß nur in dem außerhalb der Vernunft liegenden Zusammenfallen der Gegensätze, in der „coincidentia oppositorum", welche nach dem Ausdruck des Nicolaus Cusanus „angelus custodit" die Wahrheit zu finden sei. Diese Gedanken sind übrigens öfters auch in der westeuropäischen philosophischen und belletristischen Literatur ausgesprochen worden und hatten und haben ihre Verteidiger in der Person Nietzsches, Bergsons, R. Steiners, W. James und anderer Gegner der rationalistischen Kultur. Man kann also diese Gedanken nicht ausschließlich russisch nennen. Aber sie sind zweifellos in der russischen Literatur ganz besonders stark betont worden, was man früher mit dem russischen Maximalismus in Zusammenhang brachte, mit der uns eigenen Abneigung gegen die objektive, unpersönliche Kultur, mit unserer Neigung zum Anarchismus — mit einem Wort mit der Abwesenheit des Mittelstandes der gemäßigten und sorgsamen Bürger, welche den Grundstock des heutigen westeuropäischen Staatswesens und seiner Kultur bilden.

Ein hervorragender Vertreter dieser irrationalistischen Weltanschauung ist zweifellos Dostoevskij. Er ist vollkommener Antipode des Beherrschers des europäischen Gedankens des 19. Jahrh. — Hegels. Wenn für letzteren alles Bestehende vernünftig ist, so ist für den ersteren alles Bestehende unvernünftig. Er liebt es zu betonen, wie Tjutčev, daß „der ausgesprochene Gedanke eine Lüge sei". Die Wirklichkeit befindet sich im inneren Widerspruch. „Ordo rerum non idem est atque ordo idearum". Daher hat das Sein in dem Schema der Vernunft keinen Platz — behauptet der Verfasser der „Memoiren aus dem Keller". Freilich spricht auch Hegel über den Widerspruch im Sein und von der ewigen Dialektik. Bei dem berühmten

[1]) M. Gerschensohn (Geršenzon), Die Weisheit Puškins (in „Mysl' i Slovo", Moskau 1917).

deutschen Philosophen gibt der Gegensatz der These und Antithese immer eine Synthese, der wieder zwar eine Antithese gegenübertritt, aber auch diese führt mit einer neuen These wieder zur Synthese. Mit einem Wort: bei Hegel überwindet in der Geschichte die Vernunft ewig die Gegensätze. Nach der Ansicht Dostoevskijs dagegen sind die Widersprüche miteinander eng verflochten, und man kann sie nur in der höheren, außerhalb der Vernunft befindlichen Erleuchtung überwinden, die oft mit epileptischen Anfällen identifiziert wird. Die Lehre des Plotinus von der höheren Erleuchtung hat in der Neuzeit bei niemand einen so klaren Ausdruck gefunden, wie gerade bei Dostoevskij[1]). Unsere menschliche Vernunft vermag nicht die Grundfragen des Seins zu lösen, weil eben das Sein außerhalb unserer Begriffsphäre sich befindet. Selbst ein solcher Zweifler, wie Ivan Karamazov, muß das Unlogische, vom menschlichen Standpunkte aus, des wirklichen Seins zugeben: „Ich gebe bescheiden zu — sagt er — daß ich nicht die Fähigkeit besitze, solche Fragen zu lösen (über Gott nämlich). Mein Verstand ist euklidisch, irdisch, daher kann ich nicht Fragen beantworten, die auf Dinge gehen, welche außerhalb unserer Welt liegen. Auch dir rate ich nie darüber nachzusinnen, ob es einen Gott gibt oder nicht. Alles das sind Fragen, die nicht ein Verstand lösen kann, der nur drei Dimensionen kennt. Daher erkenne ich Gott an, und nicht genug damit: ich erkenne auch seine Allweisheit an und seine uns gänzlich unbegreiflichen Ratschlüsse; ich glaube an die Ordnung und den Zweck des Lebens; ich glaube an die ewige Harmonie, in der wir uns angeblich alle vereinigen werden; ich glaube an das Wort, zu welchem das Weltall hinstrebt und welches „war Gott und welches ist Gott." — Und nicht eine gnoseologische Frage, sondern eine rein moralische Frage veranlaßt Ivan, sich gegen Gott aufzulehnen: „Ich nehme aber Gottes Frieden nicht an", so schließt er sein Bekenntnis.

Aber auch der moralische Widerspruch zwischen der Existenz eines allgütigen Gottes und dem Vorhandensein des Bösen entsteht infolge des Strebens, das moralische Problem mit dem „euklidischen" Verstande zu lösen. Nur im ekstatisch-mystischen Zustande erkennen wir die Alleinigkeit, und alle Antinomien werden da überwunden, denkt Dostoevskij. Man kann nicht nur der Vernunft gemäß leben: „Mein armseliger euklidischer Verstand sagt mir nur, daß es ein Leiden gibt — behauptet der erwähnte Romanheld —, daß es keinen gibt, der daran schuld ist, daß alles aus allem direkt und einfach entsteht, daß alles fließt und kompensiert wird, — aber das alles ist ja nur der euklidische Unsinn, das weiß ich ja. Ich kann nicht zugeben demgemäß zu leben. Ein Auflehnen? Kann man aber sich auflehnend leben? Und leben will ich."

Dostoevskij hat sich sein Leben lang mit dem Problem der Theodizee und dem Sinne alles Bestehenden abgequält. Ihn marterte der Zweifel, ob nicht unser ganzes Leben ein Unsinn sei, eine Posse des Teufels, wie er oft sich ausdrückte. Teilnehmen an einer unsinnigen Sache, meint unser Autor, ist das schrecklichste, was man sich vorstellen kann: „Wenn

[1]) „Innere, sogenannte intuitive Erlasse bei Dostoevskij in seelischer Begeisterung" erklärte N. Abramovič („Christos Dostoevskogo").

man einen Menschen vollkommen vernichten, ihn aufs schrecklichste bestrafen wollte, so daß der wildeste Mörder Entsetzen darüber empfinden und im voraus in Angst vor dieser Strafe geraten sollte, so würde es genügen, der Arbeit den Charakter einer völligen Unnützlichkeit und Unsinnigkeit zu geben." Man muß jenes Problem lösen, welches E. Trubeckoj in seinem letzten Buche als Problem des Weltsinnes oder des Weltunsinnes bezeichnet hat. Dabei meint Dostoevskij, daß die Welt vollkommen gerechtfertigt sein muß. Ein jeder vergossene Blutstropfen, eine jede Träne eines unschuldig leidenden Kindes muß gesühnt werden. Aber vom rationalistischen Standpunkte ist es nicht möglich, eine solche Rechtfertigung alles Einzelnen und Individualistischen zu geben. Daher sucht Dostoevskij, wie wir sogleich zeigen werden, eine Rechtfertigung des Lebens vom Standpunkte der irrationalistischen Philosophie. Er ist ein Dichter des Individualismus. Der Individualismus führt aber immer zum Irrationalismus, denn die Vernunft (die „ratio") ist eben kollektivisch: sie verallgemeinert sowohl im logischen, wie auch im soziologischen Sinne des Wortes[1]).

Die irrationalistische Weltanschauung ist von Dostoevskij sowohl vom Standpunkte der theoretischen Erkenntnis, wie vom gnoseologischen, ontologischen, ethischen und ästhetischen aus durchdacht worden. Sie hat eine völlig adäquate Form (im Gespräche) in seinen Werken erhalten, die Ovsjanniko-Kulikovskij einmal im Gespräche mit mir „Philosophenromane" genannt hat. Eine solche Weltanschauung kann man, wie wir unten sehen werden, nicht logisch beweisen, denn hätte sie Dostoevskij logisch begründen wollen, so wäre er in einen circulus vitiosus verfallen, wie z. B. Bergson, der behauptet, daß Beweise unmöglich sind. Unser Denker hat diesen Fehler zu vermeiden gewußt, denn er hat es begriffen, daß das Unlogische nicht beweisbar sei. Man kann davon nur zu überzeugen suchen und dasselbe nur darstellen. Die Helden unseres Denkers betonen immerfort, daß die Wahrheit ihnen unmittelbar sich gebe und daß, sobald sie ihre Gedanken zu entwickeln und sie zu beweisen suchen, sie sich in Widersprüche verwickeln. Die Wahrheit ist nach Dostoevskijs Meinung konkret und nicht abstrakt: sie wird durchlebt und nicht durch Vernunft begriffen. Der Philosoph ist von seinem Standpunkte aus kein Schulmeister, kein Bildner von Systemen, sondern ein Weiser. Das orientalische Ideal der Weisheit wird von ihm durchaus dem westeuropäischen Ideal des Wissens entgegengesetzt. Daher eben spricht er seine Ideen in den verworrenen Szenen seiner Romane aus und nicht in logischen Systemen. Die Wahrheit, sagt er, ist nicht logisch bestimmbar. In völliger Uebereinstimmung mit diesen Ansichten erscheinen bei Dostoevskij als Herolde der Wahrheit Stammler und Narren wie z. B. der „Idiot", der Fürst Myškin, und die schwachsinnige Lahme. Er betont, daß der Mangel des sog. kleinen Verstandes durchaus nicht die höhere Wahrheit zu begreifen hindere, sondern im Gegenteil diesem Vorgange Vorschub leiste. Aglaja im „Idiot" deklamiert mit Entzücken Verse aus

---

[1]) Siehe darüber mein Buch: „Sozial-politische Ideale im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit" (Obščestvenno-političeskie idealy drevnego mira, srednich vekov i novejšego vremeni, Charkov 1919).

dem „Armen Ritter" Puškins. „Ihre Augen glänzten", sagt Dostoevskij, „und ein Zucken der Begeisterung und des Entzückens durchlief ein paar Mal ihr hübsches Gesicht. Sie las: »Es lebte einst auf der Welt ein armer Ritter, schweigsam und einfach, finster und bleich, von Geist kühn und aufrichtig. Er hatte einst ein Gesicht unbegreiflich für den Verstand. Tief hat sich der Eindruck eingegraben in sein Herz. Zurückgekehrt in sein fernes Schloß, lebte er in strenger Einsamkeit, immer sehr schweigsam, immer traurig; als ein Narr ist er gestorben«."

Und der Fürst Myškin ist derselbe „arme Ritter", der in seinem Irrsinn das begreift, was durch Verstand nicht begriffen werden kann. — Dostoevskij protestiert gegen den gesunden Menschenverstand; gegen dieses Prinzip der Lakaien und Spießbürger. Als Träger des von den Engländern so sehr gerühmten „common sense" erscheint bei ihm der Teufel des Ivan Karamazov — diese personifizierte Gemeinheit: Damals, als das am Kreuze gestorbene Wort zum Vater in den Himmel fuhr und donnergleicher Schrei des Entzückens der Seraphe den Himmel und das Weltall erschütterte, wollte der Teufel nach seinem eigenen Eingeständnis einstimmen in den Jubelruf: „Hosiannah". Schon schwebte der Ruf an seinen Lippen ... Was hat aber dieses Hosiannah des Teufels verhindert? Der gesunde Verstand, die unglücklichste Eigenschaft meiner Natur: sie hat mich auch hier in bestimmte Grenzen gezwängt und ich habe den Augenblick verpaßt. „Und er verblieb in seinen gemäßigten Missetaten, bei seiner spießbürgerlichen alltäglichen Gemeinheit", gegen welche so sehr Ivanov-Razumnik und Merežkovskij eifern. Gleichsam die Lehre Bergsons und James voraussehend vom Verstande als dem Sieb, dessen Bestimmung es ist, das wirklich Existierende vor uns zu verdecken, aber uns die Möglichkeit zu geben, durch die Löcher zu sehen, nur das praktisch Wichtige durchzulassen, aber nicht das „An-und-für-sich-Seiende" — beweist Dostoevskij, daß, nur schwer erkennend, nur alles Praktische aufgebend, der Mensch „dem Unbekannten näher kommen könne, dem uns der Tod nähert". In „Schuld und Sühne" spricht er Gedanken aus, die dann von dem berühmten amerikanischen Psychologen in „Mannigfaltigkeit der religiösen Erfahrung" und von dem genialen französischen Philosophen in „Materie und Gedächtnis" entwickelt wurden.

„Wie sagte man denn gewöhnlich?" brummte Swidrigajlov, gleichsam für sich zur Seite blickend und etwas den Kopf neigend. „Man sagt: du bist krank, und es ist folglich alles, was du zu sehen glaubst, nichts als reine Einbildung. — Darin ist aber keine strenge Logik. Ich gebe zu, daß Gespenster nur den Kranken erscheinen; das beweist nur, daß Gespenster eben nur Kranken erscheinen können, aber nicht, daß es überhaupt keine Gespenster gibt." „Natürlich gibt es keine!" beharrte Raskolnikov ärgerlich. — „Keine? Glauben Sie?" fuhr Swidrigajlov fort, sich langsam zu ihm wendend. „Wie aber, wenn die Gespenster sozusagen Ketzer anderer Welt sind, ihr Anfang? Der gesunde Mensch braucht sie nicht zu sehen, weil er ein besonders irdischer Mensch ist und folglich ein rein irdisches Leben führen muß. Nun, und wenn er erkrankt, wenn für ihn die irdische Ordnung gestört ist, dann kommt sofort die Möglichkeit einer anderen Welt auf, und je kränker der Mensch ist, desto enger

wird seine Beziehung zur anderen Welt, so daß, wenn der Mensch stirbt, er dann direkt in diese Welt übergeht. Darüber sinne ich schon lange nach. Wenn Sie an das künftige Leben glauben, so können Sie auch an diese Dinge glauben."

Sind das nicht etwa dieselben Beweise, welche heutzutage James und Bergson anführen? Gleich diesen Denkern behauptet Dostoevskij, daß die logische Erkenntnis uns keinen richtigen Begriff von dem wirklich Seienden gibt. Daher protestiert er auch gegen dieselbe. „Ich will mich selbst kompromittieren und wage daher zu erklären, daß alle diese schönen Systeme, alle diese Theorien mit dem Zweck, der Menschheit ihre eigentlichen normalen Interessen zu erklären, damit sie danach strebend sofort gut und edel würde, vorläufig nur reine Logistik ist. Ja, so ist es! Reine Logistik! ... Was weiß die Vernunft? Die Vernunft weiß nur das, was ihr zu erfahren gelingt (manches erfährt sie vielleicht niemals, das ist etwa kein Trost, aber warum sollte man das nicht aussprechen?); die Natur des Menschen dagegen leitet ins Volle mit allem, was in ihr bewußt und nicht bewußt ist, und wenn sie auch irrt, so lebt sie doch."

Das ist dasselbe Primat des Lebendigen, des Vitalismus, des „élan vital", von dem James und Bergson sprechen, und der so beharrlich von den Helden Dostoevskij betont wird. Man denke an die „klebrigen Blätter" des Ivan Karamazov, man denke an die Segnung des Lebens durch den Greis Zosima: „Küsse die Erde immer und innig", — spricht Dostoevskij durch den Mund des Mönches — „suche Entzücken und Sühne. Benetze die Erde mit deinen Tränen. Schäme dich nicht deiner Verzückung, schätze sie hoch, denn sie ist ein großes Geschenk Gottes, das wenigen und nur Auserwählten zuteil wird." Im Gegensatz zu den westeuropäischen Apologeten der außerpersönlichen, objektiven Kultur, hält Dostoevskij für die höchste Erkenntnis des Seienden: die unmittelbare, intuitive Vereinigung mit ihm. Dimitrij Karamazov liebt den Hymnus an Ceres zu wiederholen: „Um aus der Gemeinheit sich seelisch zu erheben, muß der Mensch mit der alten Mutter Erde einen ewigen Bund schließen." Und die schwachsinnige Prophetin, die lahme Marie Lebedkina, in den „Dämonen" antwortet auf die Frage: „Wer ist die Gottesmutter, wie denkst du? — Gottesmutter ist die große Mutter Erde, und große Freude für den Menschen ist darin verborgen. So ist — spricht sie — die Weissagung." Im Gegensatz zu den Rationalisten, die in der Person Rickerts behaupten, daß „wir alles Erkennbare in gewissem Sinne von uns entfernen und nicht als etwas Lebendiges erleben" und daß „es keine Wissenschaft gibt ohne begriffliches Denken" und daß „der Sinn des Begriffes darin liegt, daß er die Umgebung zu etwas Leblosem macht und sie in eine gewisse Entfernung vom Leben versetzt"[1]), im Gegensatz zu ihnen behauptet Dostoevskij, daß das wirkliche Wissen nicht das Wissen = Denken ist, sondern das Wissen = Leben. Daher kann man es nicht in abstrakten Erörterungen entwickeln, sondern in den Bildern des künstlerischen Schaffens.

Gleich dem Onkel Eroško, dem Platon Karataev und der Nataša Rostova, welche „nicht geruht, klug zu sein", heben die Helden Dostoevkijs

---

[1]) Rickert, „Der Wert des Lebens und die Kulturwerte" im „Logos".

hervor, daß die Wahrheit nur durch organische Vereinigung mit dem Seienden erkannt wird. Und in dieser Hinsicht erscheint er als Vertreter desselben Kampfes gegen die rationalistische, außerpersönliche Kultur, welcher heutzutage in der Literatur von Knut Hamsun und Rabindranat Tahor geführt wird und in der Philosophie von James und Bergson. Gleich letzterem behauptet Dostoevskij, daß die Quelle des lebendigen Erfassens der wirklichen Natur des Seienden in dem von alters im Tiere instinktiv lebenden Bewußtsein seiner Einigung mit dem Seienden sich befinde. Und Dostoevskij beschreibt öfters diese ekstatische, momentane Erkenntnis. Das dionysische, qualvolle, entzückende, organische Verhältnis zu dem Seienden gibt uns die Möglichkeit, die Widersprüche zu beseitigen. Das Gefühl der ewigen Harmonie dauert nicht länger als fünf Sekunden — meint Kirillov. Wenn länger, so hält es die Seele nicht aus und muß untergehen. In diesen fünf Sekunden durchlebe ich mein Leben und dafür gebe ich gern das Leben, denn das ist es wert. Um zehn Sekunden auszuhalten, müßte man sich physisch verändern. „Ewige Seligkeit erhält man in der Dauer eines Momentes. Es gibt Minuten, und die Zeit bleibt plötzlich stehen und wird zur Ewigkeit."

In der Apokalypse — erinnert ihn Stavrogin — schwört der Engel, daß es keine Zeit mehr geben wird. — Ich weiß es, das steht dort ganz deutlich. — „Und Meister Eckhart und Plotin und Symeon, der neue Theologe, und Dionysios Areopagita betonen dieses Momentane, die ekstatische Erkenntnis der Weltharmonie. Die menschliche Seele kann sie nicht lange aushalten. „Wenn meine Seele gänzlich in der Freude verbleiben würde, so müßte mein Leichnam auf dem Friedhofe ruhen", behaupten sie. „Und nicht gewährt ist es dem armseligen Staub, zu atmen das göttliche Feuer, kaum haben wir nach einer momentanen Anstrengung auf eine Stunde den Zauberschlaf unterbrochen und mit scheuem Blick den Himmel erschaut und schon neigen wir wieder das müde Haupt, geblendet durch einen einzigen Strahl. Und nicht zur Ruhe, sondern zu ermüdenden Träumen." „Infolgedessen wird die Notwendigkeit des Abfalls vom Absoluten zum Wesen des mystischen Lebens. Denn — sagt Steppun — das mystische Leben ist das Leben des Menschen in Gott, nicht aber das Leben Gottes in sich selbst. Der Unterschied aber des Lebens Gottes in sich selbst mit dem Leben des Menschen in Gott kann darin liegen, daß Gott in sich in der Ewigkeit lebt, der Mensch aber lebt in Gott nicht nur in der Ewigkeit, sondern auch in der Zeit. Das will sagen, daß, indem der Mensch in Momenten sich mit Gott verbindet, welche die Zeit vernichten, in den anderen folgenden Momenten, welche dieselbe wiederherstellen, wieder von Gott abfällt"[1]).

Und dieser Abfall ist verbunden mit dem Ringen gegen Gott, dem Streben, seine Unabhängigkeit von Gott zu befestigen. Diese Eigentümlichkeit des mystischen Erkennens ist schon in der Bibel erwähnt in der Erzählung von dem mit Gott ringenden Jakob. Jakob hatte Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut und ist dafür sein ganzes Leben gelähmt geblieben. Denn man darf nicht Gott von Angesicht zu Angesicht schauen,

---

[1]) A. Steppun, „Žizń i tvorčestvo" Logos 3 und 4, Seite 96.

ohne gelähmt zu werden. Nur die Gottesringer nämlich können sich mit ihm in mystischer Gemeinschaft vereinigen. Dies bezeugen auch die oben erwähnten christlichen Mystiker. Das mystische Erkennen ist das Durchleben des Zusammenfalls der Widersprüche, erreicht nach einem qualvollen Kampfe mit ihnen. Und Dostoevskij hebt öfters diesen Kampf hervor. Oben habe ich Fragmente angeführt, in welchen unser Autor dieses ekstatische Erkennen der Harmonie zeichnet und den Abfall von ihr. Auf ähnliche Weise beschreibt er das höhere Erkennen im „Idiot" und den „Brüder Karamazov".

Ich gehe nun über zur Darstellung der ontologischen Ansichten unseres Autors. Diese sind eng verbunden mit seiner Erkenntnistheorie, ja, sie bedingen diese sogar. Das Seiende kann nicht durch Vernunft erkannt werden, weil es vom logischen Standpunkte aus innere Widersprüche enthält, weil in ihm einander feindliche Prinzipien eng verflochten sind. Sie verbinden sich nur im direkten Durchleben und werden nur in der Kunst erreicht. Gleich allen Romantikern verkündet Dostoevskij, daß das Schöne die Welt erretten werde. Aber auch dieses Schöne ist nichts destoweniger stark antinomisch. „Das Schöne — sagt er — ist eine fürchterliche und schreckliche Sache. Fürchterlich, weil es nicht definierbar ist, und definieren kann man es nicht, weil Gott nur Rätsel aufgegeben hat. Hier vereinigen sich die Ufer, hier leben alle Widersprüche beisammen. Entsetzlich viele Geheimnisse, allzuviele Rätsel erdrücken den Menschen auf Erden. Versuche, sie zu lösen, und komme trocken aus dem Wasser. Das Schöne! Ertragen kann ich es nicht, weil mancher Mensch, der höher als ich steht, an Verstand und Gefühl, mit dem Ideal der Madonna beginnt und mit dem Ideal Sodoms endet." Und obgleich dieser Zwiespalt Dostoevskij arg quält, so liebt er ihn doch und sucht ihn auf. „Wisse, du Laienbruder, daß Unsinn nötig ist für die Welt", sagt Ivan Karamazov seinem Bruder Alëša. Die Welt ruht auf Unsinn und ohne ihn würde vielleicht in ihr nichts vorgehen. Unsinn ist notwendig der Harmonie wegen, so wie der Abfall von der Alleinigkeit notwendig ist zur Verbindung mit ihr. Dieser Hang zu Widersprüchen, diese Neigung zum Tragischen ist bei Dostoevskij eng mit seinem Voluntarismus verbunden. Wie der bekannte zeitgenössische englische Philosoph Bradley ganz richtig bemerkt: das, was wir als Willen kennen, setzt voraus eine Entwicklung und ein Verhältnis und zugleich eine unversöhnbare Disharmonie der Elemente. Der Voluntarismus ist schon seinem Wesen nach antinomisch und irrational. Daher protestiert der eben erwähnte Denker gegen ihn. Er bemüht sich, in den bekannten „Ethical studies" und im „Definition of will" den Willen durch die Vernunft zu überwinden, ihn mit Intellektualismus zu erfüllen. Dasselbe Bemühen, den Willen zu rationalisieren, erblicken wir auch in der deutschen Philosophie in der Idee des „reinen" Willens der Neokantianer. Im Gegensatz dazu ist im russischen, einem sicherlich nicht voluntaristischen Volke ein Sehnen bemerkbar nach dem Willkürlichen, Irrationalen, Voluntaristischen. Das russische Volk war immer in untergeordneter Stellung und sehnt sich infolgedessen nach einer völligen Geistesfreiheit. Als Reaktion gegen den äußeren Druck, hervorgerufen durch Armut und die Ungunst der internationalen Lage zwischen Asien und Europa,

erscheint das Streben nach innerer Freiheit und ... nach dem Chaos.

In dieser Liebe zum Chaotischen ist Dostoevskij ein typischer russischer Denker; gleich Puškin, Lermontov, Tjutčev begreift er den Reiz des Chaotischen und sucht gleich diesen Dichtern die Versöhnung der Widersprüche nicht in der Vernunft, sondern im Durchleben. Er liebt es zu betonen, daß es den Russen besonders zum Chaos hinzieht, daß er es liebt, in den Abgrund zu schauen. Gern zitiert Dostoevskij die Worte Puškins: „Es gibt eine Lust im Kampfe sowohl auf dem Rande eines finsteren Abgrundes, wie im stürmischen Ozean, zwischen den Wogen und in schrecklicher Finsternis, sowohl im arabischen Sturm wie unter dem Hauche der Pest. Alles, was mit Verderben droht, spart auf für die sterbliche Seele, unbeschreibliche Lust und vielleicht das Pfand der Unsterblichkeit. — „Eben dieses Zusammenfließen mit dem Unbegrenzten durch das Chaos, diese Unsterblichkeit unter dem Hauche der Pest, hat Dostoevskij besonders durchlebt. Im „Tagebuch eines Dichters" stellt er es besonders deutlich dar und betont öfters, daß die Russen zu diesem Weltbegreifen geneigt sind. Und obgleich das Rätselhafte und die Widersprüche im Seienden ihn quälen, findet er doch seine Freude darin. Sie freuen ihn mit quälender Freude, sie freuen ihn, weil sie dem Geiste freien Raum gewähren. Ein in seiner Art vollendetes System ist nach seiner Ansicht einem dumpfigen Keller ähnlich, in welchem das Gewölbe streng abgeschlossen ist. Und der Geist des Menschen strebt ewig nach dem Unendlichen und kann daher unter keinem Gewölbe, unter keiner Kuppel Ruhe finden. „Schön ist es auf Erden", sagt Makarij Ivanovič, „und daß es ein Geheimnis ist, ist sogar besser; schrecklich ist es für das Herz und wunderbar. Dieser Schrecken aber dient zur Freude des Herzens. Dostoevskij versteht Lessing vollkommen, wenn dieser sagt: „Wenn Gott zu mir beide Hände ausstrecken und mir in der einen das vollkommene Wissen und in der anderen das ewige Suchen der Wahrheit anbieten würde, so würde ich sagen: behalte das Wissen für dich, mir aber laß das ewige Suchen." — Nach der Ansicht Dostoevskijs muß man die Wahrheit nur auf fünf Sekunden finden, um sie dann wieder zu verlieren, und verlieren, um sie immer wieder zu suchen. Denn das Leben des Geistes besteht im ewigen Sehnen, in ewiger Qual des dionysischen Fallens und Erhebens. „Der Mensch liebt zu schaffen und neue Bahnen zu eröffnen", sagt der Autor der „Memoiren aus dem Keller". Warum liebt er aber auch leidenschaftlich die Zerstörung und das Chaos? — Erklären Sie mir nun das! — Ich bin überzeugt, daß der Mensch niemals das echte Leiden, das heißt die Zerstörung und das Chaos aufgeben wird. Das Leiden — das ist ja die einzige Ursache des Selbstbewußtseins. In diesem Zerstören liegt Schaffen verborgen und in diesem Leiden Glück. Das Gefühl des Chaos, des Bewußtseins zweier Abgründe, zweier Prinzipien war in der Psychik Dostoevskijs tief eingegraben. „In mir war immer ein Zwiespalt", gesteht er selbst in einem seiner kurz vor dem Tode geschriebenen Briefe. Dasselbe sagen auch seine Helden. Er hat ein ganz bestimmtes Gefühl vom Dasein Gottes, zugleich aber leugnet er es mit größter Entschiedenheit. „Die Dummköpfe neckten mich", schreibt er in seinem Tagebuche, „indem sie mir den reaktionären Glauben an Gott vorwarfen. Diese Esel haben sich nicht einmal im Traume

eine so kräftige Ableugnung Gottes vorstellen können, wie jene, welche im Großinquisitor steckt". Ferner erwähnt er im selben Tagebuch, „daß auch in Europa so starke atheistische Ausdrücke weder gebraucht werden, noch gebraucht wurden."

Die Lehre von dem Seienden als von etwas ewig von Widersprüchen Erfülltem ist aufs engste verbunden mit den Ansichten von dem ewigen Kampf entgegengesetzter Prinzipien in der menschlichen Seele. Die psychologischen Ansichten Dostoevskijs sind von demselben Irrationalismus durchdrungen wie seine Metaphysik. „Zwei Gedanken sind aufeinander gestoßen — sagt der „Idiot" — das kommt oft vor. Mir immer ... Zuweilen dachte ich, daß es allen Leuten so ergeht, — und ich habe sogar angefangen mich zu loben; denn es ist sehr schwer mit diesen Doppelgedanken zu kämpfen." „Wissen Sie was — sagt Raskolnikov zu Sonja Marmeladova — mir kommt es vor, daß ich mich verdopple." — Ein ewiger Kampf zweifacher Gedanken bestand im Kopfe des Ivan Karamazov und des anderen Helden unseres Autors. Allbekannt sind seine Worte davon, daß „der Teufel mit Gott ringt und nach dem Kampfe die Herzen der Menschen."

In enger Verbindung mit den gnoseologischen, ontologischen und psychologischen Anschauungen Dostoevskijs stehen seine moralischen und politischen Ansichten. Im Gegensatz zu der Auffassung der Moral, die noch von Sokrates stammt und die allen Moralpredigern eigentümlich ist, daß sie nämlich rationalistisch bestimmbar sei, wird Dostoevskij nicht müde, ihren außerlogischen und innerlich widerspruchsvollen Charakter zu betonen. Als Voluntarist protestiert er gegen die vom großen Athener verfochtene Ansicht, daß die Menschen nur darum unmoralisch handeln, weil sie ihren wirklichen Vorteil nicht einsehen. Unser Autor bemerkt nur, daß diese Ansicht auf dem Intellektualisieren des Willens beruht und zum Obersatz bewußt oder unbewußt die sog. rationale Psychologie hat. Die Rationalisierung der Moral, die so oft in der neueren Philosophie vorgenommen wurde, infolge des überwiegenden Naturalismus und Rationalismus, wird heute von sehr vielen entschieden verworfen. Und als einer der hervorragendsten Vertreter der vitalistischen, irrationalistischen und voluntaristischen Strömung muß Dostoevskij erklärt werden. „O sagt mir", — ruft er aus — „wer hat es wohl zuerst behauptet, daß der Mensch nur deswegen Schlechtes tut, weil er seine wirklichen Interessen nicht kennt und daß, wenn man ihn bilden und ihm einen Ausblick auf seine wirklichen Interessen verschaffen würde, der Mensch sofort aufhören würde, Schlechtes zu tun und edel und gut würde, weil er gebildet und seine wirklichen Interessen erkennend im guten sein Interesse erkennen würde, und es bekannt sei, daß kein Mensch gegen seinen Vorteil handeln würde und der Mensch sozusagen Gutes zu tun gezwungen wäre. O du unschuldiges Bübchen! Wann ist es denn in allen diesen Jahrtausenden vorgekommen, daß der Mensch nur seines eigenen Vorteils wegen gehandelt hat? Was ist dann mit den Millionen Tatsachen anzufangen, die bezeugen, daß die Menschen in vollem Bewußtsein, das heißt: wohl ihre wirklichen Interessen kennend, sie zurücksetzten und aufs Geradewohl einen anderen Weg einschlugen, obwohl sie von niemand dazu gezwungen waren, wie

wenn sie den bestimmten Weg absichtlich nicht einschlagen wollten und einen anderen, schwierigen Weg suchten, oft im Dunkeln tappend. Scheint es nicht, daß ihnen diese Willkür angenehmer als jener Vorteil war? Und wenn unser Leben dabei oft recht schlecht wird, so ist es doch ein Leben und nicht ein Ziehen einer Quadratwurzel." — Das schreibt der Held der „Memoiren aus dem Keller".

„Der Mensch" — heißt es weiter — „liebte es immer und überall, wer er auch sei, zu handeln so, wie er wollte und nicht, wie die Vernunft und der Vorteil es vorschrieben. Wollen aber kann man auch gegen seinen Vorteil, und zuweilen soll man auch so (das ist schon meine Idee). Sein eigener Wille, seine eigene, wohl auch wilde Laune, seine eigene, wohl auch bis zum hellen Wahnsinn erregte Phantasie — das alles ist eben der größte Vorteil, der in keine Klassifikation gezwängt werden kann und der alle Systeme und Theorien immerfort über den Haufen wirft." Wenn, wie das Sprichwort sagt, der Fisch eine Stelle sucht, die am tiefsten ist und der Mensch eine Stelle, wo er am besten ist, so sucht nach der Meinung Dostoevskijs — wie richtig und schön es L. Šestov bemerkt — auch der Mensch zuweilen Stellen, die tiefer sind, und nicht solche, wo es am besten ist. Er will oft nur seine Selbstbestimmung beweisen[1]). Eine Folge dieses Voluntarismus und Irrationalismus war die oft Dostoevskij quälende Frage von der „Träne", die vom Standpunkte des absoluten Individualismus niemals und durch nichts gerechtfertigt werden kann. Und daher erklärt der Held der „Memoiren aus dem Keller", daß man in der Geschichte alles suchen kann, außer einem Sinn und retourniert Ivan Karamazov ganz ergebenst „sein Billett Gott". Ein jeder Irrationalismus ist individualistisch, wie ein jeder Rationalismus kollektivistisch ist. Die Vernunft verallgemeinert eben nicht nur im logischen Sinne des Wortes, sondern auch im politischen Sinne. Wie es schön E. Dürkheim in seinem bekannten Aufsatz: „Theorie der Erkenntnis und die Soziologie", gezeigt hat, entwickelt sich die Vernunft eben unter dem Einflusse der Notwendigkeit

---

[1]) „Die Persönlichkeit ist diejenige Formierung, die am meisten Innerlichkeit und Individualisiertheit zeigt. In ihr liegt der Kern des in der Welt einmaligen und unwiederholbaren menschlichen Ich's: Potentiell ist dieser Kern einem jeden Menschen gegeben . . ." Askoldov, „Religiozno-etičeskoe značenie Dostoevskogo" (Sammelwerk „Dostoevskij", hgb. von A. Dolinin 1922/23). Die Aufdeckung dieser Potenz, die immer in tragischen Willenskonflikten liegt, ist nicht nur charakteristische künstlerische Lebensperzeption Dostoevskijs (wodurch unter anderem die kriminellen Konflikte und Katastrophen seiner Romane, die durch „Skandale" vorbereitet werden, bedingt sind), sondern gleichzeitig auch eine moralische Norm, „die erste ethische These", „sittliches Schaffen", nicht aber passive Einstellung zu den allgemein anerkannten Normen macht die individuelle Selbstbestimmung des Menschen (im angeführten Sinne) aus. Als erste Aeußerung dieses Schaffens zeigt sich Eigenwille, der Glaube, daß „alles erlaubt sei". Die innere Krisis, die eine solche extreme Selbstbestimmung der Seele nach sich zieht, treibt gleichzeitig zur Schaffung von wahren Normen. Die durch die Krisis erschütterte Persönlichkeit offenbart die kategorische und überpersönliche Notwendigkeit des moralischen Gesetzes, das bis zur Krisis nur allgemein angenommen und konventionell zu sein schien." (V. Komarovič, Die Weltanschauung Dostoevskijs in der russ. Forschung" in „Zeitschr. für slavische Philologie" Bd. III, Heft 1/2, S. 219.)

einer sozialen Verbindung der Menschen. Daher ist die Kollektivierung der sozialen Verhältnisse identisch mit ihrer Rationalisierung und Mechanisierung. Und dagegen protestierte eifrigst Dostoevskij. Er haßte die „Logarithmen" in den sozialen Verhältnissen.

Den höchsten Wert sah er im Individuum. Wie soll man das Individuum verstehen? Es gibt zwei Arten des Individualismus — der gottmenschliche, christliche und der menschgöttliche, heidnische. Der russische Denker hat beide tiefdurchfühlt und durchdacht. Beide waren ihm nahe Bejahung und Verneinung, kämpften in seiner Seele. Zuletzt neigte er aber auf die Seite der Gottmenschlichkeit, indem er glaubte, daß diese am tiefsten das Wertvollste im Menschen begründe. Aber das Christentum hat bei ihm nicht einen versöhnenden Charakter erhalten, sondern es wurde zur Lehre von dem ewigen Aufschwung: dem ewigen Aufschwung der menschlichen Seele, vom ewigen Leiden und von ewiger Erneuerung. Er faßte das Christentum auf als eine rein dionysische Religion des leidenden und auferstehenden Gottes, als eine ekstatische und irrationalistische Religion. Und in diesem Bacchismus kommt er sehr nahe an Nietzsche heran, trotz des scharfen Gegensatzes der religiösen Weltanschauung beider Autoren, der christlichen Dostoevskijs und der heidnischen Nietzsches. Dostoevskij anerkennt nämlich das Christentum aus demselben Grunde, aus welchem Nietzsche es ablehnt. Für den russischen Denker hat die Lehre Christi einen hohen Wert als Verkündigung des Individualismus, der ja die ganze Weltanschauung Dostoevskijs durchdringt. Er lehnt die Menschgottheit ab und nimmt die Gottmenschheit an, weil er überzeugt ist, daß die erstere von diesen miteinander kämpfenden Richtungen des Individualismus nur die eudämonistischen, nur die oberflächlichen Bestrebungen des Individuums ausdrückt, während die letztere den absoluten Wert des Geistes als solchen begründet. Dieses Problem ist von ihm besonders ausführlich in den „Dämonen", und in der Legende vom „Großinquisitor" behandelt. Anfangs führt Dostoevskij Beweisgründe zu Gunsten der Menschgottheit an, als einer individualistischen Lehre, dann aber lehnt er diese Beweisgründe ab. Auch Kirillov und Ivan Karamazov treten für das Menschgöttliche ein vom Standpunkte der Interessen des Individuums. „Wenn es keinen Gott gibt, so bin ich Gott, wenn ich aber Gott bin, so ist alles erlaubt" — sagt Kirillov. Man möchte glauben, daß man nicht kräftiger den absoluten Wert des Individuums begründen könnte. So denkt auch Nietzsche.

Aber Dostoevskij stellt zwei Fragen, die das Menschgöttliche aufheben. Die erste Frage ist das Problem des Todes. Wie konnte man den absoluten Wert des empirischen, egoistischen Individuums mit der Tatsache vereinigen, daß er in relativ kurzer Zeit sterben wird, daß wenige Jahre vergehen werden und von dem menschlichen Individuum nur ein stinkender Leichnam übrig bleiben wird? Wie kann man glücklich sein, wenn es keine Unsterblichkeit gibt, kein metaphysisches Sein, kein außerhalb unserer Welt befindliches Reich, das von der irdischen Religion der Menschgöttlichen geleugnet wird. „Ich kann kein Glück annehmen", schreibt der jugendliche Selbstmörder im Aufsatze Dostoevskijs „Das Urteil" — „einfach aus dem Grunde, weil ich nicht glücklich sein kann unter der

Bedingung des morgen eintretenden Nichts." Infolgedessen ist die Idee eines irdischen Glücks schon ihrem Wesen nach falsch. Aber weiter sagt Dostoevskij, daß diese Idee eines egoistischen, menschlichen Glückes antiindividualistisch ist[1]).

In der „Legende vom Großinquisitor" beweist unser Denker, daß vom Standpunkte der eudämonistischen Interessen die Freiheit (diese Base der individualistischen Weltanschauung) nur schädlich sei. Der Mensch, sagt er, lebt viel leichter, wenn er unfrei ist, wenn ein anderer ihn regiert. Jede Schöpfung ist qualvoll. Daher könne man vom Standpunkte der egoistischen Interessen den Individualismus durchaus nicht begründen. Es könne nur durch einen gewissen höheren Wert, als das persönliche Interesse begründet werden. Das klingt paradoxal und ist dennoch so. Das Individuum — fährt Dostoevskij fort — kann nur dann als ein höherer Wert, als etwas Selbständiges begriffen werden, wenn man annimmt, daß es erschaffen worden ist zur freien Betätigung von über ihm befindlichen moralischen Prinzipien; zur freien Betätigung, weil nur eine solche einen moralischen Wert hat. Daher kann man die Freiheit nur auf einem ethischen Prinzip begründen und nicht auf einem egoistischen. Zu diesem Schluß mußte auch Nietzsche kommen, der mit Immoralismus begann und schließlich eine Moral begründet hat, der er vollständig das Individuum unterordnete. Im Menschen ist das eben groß, daß er nur eine Brücke ist, nicht aber das Ziel. „Was man im Menschen lieben kann, das ist, daß er Übergang und Untergang ist", — sagt Zarathustra. Dostoevskij strebt beharrlich danach zu beweisen, daß man den Individualismus nicht auf dem Prinzip der Selbstbestimmung begründen kann. Kirillov muß schließlich durch Selbstmord enden. Und der Großinquisitor beweist unwiderleglich, daß das Glück der Menschen nur durch Vernichtung ihrer Individualität erreichbar sei und daß diejenigen, welche auf sich die Last der Regierung nehmen, leiden müssen und daß diese Märtyrer einer Idee sein werden. Und küßt nicht Christus den Inquisitor eben deswegen, weil er in ihm einen Märtyrer für die Menschen sieht und also bei allem Unterschied in ihm ein sich selbst ähnliches Prinzip erblickt?

Das Christentum, sagt Dostoevskij durch den Mund Karamazovs, ist nicht eine Moral der Sklaven, denn die Moral der Sklaven ist eine eudämonistische Moral, eine Moral der Verführung durch Brot. Der Großinquisitor wirft Christus vor, daß seine Lehre nur für starke Individuen passend sei. „Sind dir etwa nur die zehntausend Großen und Starken teuer, und sollen die anderen Millionen, die zahlreich wie der Sand im Meere sind, und die schwach sind aber dich lieben, nur ein Material sein für die Großen und Starken", sagt er zu seinem Gefangenen. Dieser Ge-

[1]) Besser wäre es, wenn ich wie alle Tiere erschaffen worden wäre, d. h. lebend, aber ohne vernünftiges Bewußtsein — sagt der Held der „Memoiren aus dem Keller". Mein Bewußtsein ist eben keine Harmonie, sondern eine Disharmonie, weil ich damit unglücklich bin. Seht doch noch, wer auf der Welt glücklich ist und wer leben will. Eben die Menschen, die den Tieren ähnlich sind und die ihrem Typus am nächsten kommen, infolge der schwachen Entwicklung ihres Bewußtseins.

danke wird öfters in der „Legende" wiederholt. Und was kann der Gefangene antworten zu seiner Rechtfertigung von diesem Standpunkt aus? Vom Standpunkte des menschlichen Glücks kann man das Christentum nicht rechtfertigen. Wenn man das menschliche Glück als eine moralische Aufgabe auffaßt, wie kann man da den allmächtigen Gott rechtfertigen, der das menschliche Leiden überhaupt zuläßt und das Leiden unschuldiger Menschen und gar der Kinder im Besonderen. Das Christentum ist, nach Dostoevskijs Meinung, eine Religion, welche Leiden erfordert, denn es ist eine Religion des Individuums, eine Religion des Geistes, eine Religion des Schaffens. Es gibt kein Schaffen, kein Geistesleben, kein individuelles Leben ohne Leiden. „Je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne; je tiefer die Trauer, desto näher ist Gott", sagt der russische Denker. Er hat dies Christentum als die Religion des leidenden und auferstehenden Gottes, als Dionysismus verstanden. Und er konnte es so auffassen, weil in der russischen Gesellschaft das Christentum nicht den Charakter einer Sammlung von Verhaltungsregeln, eines Preisverzeichnisses der Tugend erhalten hat, wie es oft im Auslande aufgefaßt wird und wie es Nietzsche betrachtet. In Rußland war das Christentum seit Mitte des 19. Jahrhunderts bei weitem nicht populär in den Kreisen der Intelligenz, welche die atheistische Lehre des Sozialismus predigte. Da wollte Dostoevskij den antiinduvidialistischen, spießbürgerlichen Charakter der irdischen Religion der Selbstzufriedenheit zeigen. Dabei geht er von denselben Motiven wie Nietzsche aus, da er gegen die Religion der Philister ankämpft, in welche oft das Christentum verwandelt wurde, und besonders im Westen. Dostoevskij bemüht sich zu beweisen, daß das echte Christentum nicht eine Sklavenmoral sei, sondern eine tief individualistische Religion.

Dostoevskij lebte zu einer Zeit, da die Religion des Fortschritts besonders populär war, da die weitesten Kreise davon überzeugt waren, daß das Wachsen der Zivilisation zugleich eine moralische Läuterung bedeute, da man glaubte, daß alle die Widersprüche im menschlichen Leben gelöst würden mit der kulturellen Entwicklung der Gesellschaft. Der russische Denker protestierte aufs energischste gegen eine solche Religion. In völliger Uebereinstimmung mit seiner ganzen Weltanschauung hob er den inneren Widerspruch in der modernen Kultur hervor, den Widerspruch auf den oft heutzutage hingewiesen wird.

In den „Winternotizen von Sommereindrücken" gibt er eine klare Beschreibung dessen, was er in Paris und London beobachtet hat. Er sagt, daß die moderne, unpersönliche, materielle und kapitalistische Kultur auf einer physischen und geistigen Versklavung des Individuums beruht. Die materielle Kultur des modernen Europa beruht auf der Armut und der verdeckten Sklaverei der Massen. Sie führt dazu, das Individuum nicht als Ziel an und für sich zu betrachten, sondern als Mittel zur Erlangung von unpersönlichen, objektiven Werten. Heute wird von vielen sowohl ihrer Verteidiger (z. B. von Rickert) wie Gegner (z. B. von Gerschensohn und A. Belyj) betont, daß die Zivilisation ihrem Wesen nach rationalistisch, antivitalistisch und antiindividualistisch ist. Die vom Individuum

geschaffenen objektiven Werte binden die Freiheit des Individuums[1]). Der hohe Turm des Kulturgebäudes bedrückt schwer den menschlichen Geist. Daher meint Dostoevskij, daß man nicht in der Religion des Fortschritts sein Wohl suchen müsse. Die moderne Religion des Fortschritts ist reines Heidentum. Im Gegensatz zur echten Religion, die frei ist von Errichtung von Götzen jeglicher Art, zur Religion der geistigen Bildung des Individuums, errichtet der moderne Glauben Götzen, welche den Geist des Menschen knebeln. Das wahre Christentum, sagen Fürst Myškin, Ivan Karamazov und Dostoevskij selbst im bekannten „Tagebuch eines Dichters", ist im Katholizismus verfälscht worden, wo die römische Idee einer Organisation der Menschheit mittels Unterordnung derselben unter objektive Werte (das Recht, den Staat, die kirchliche Hierarchie) die christliche Idee des freien Schaffens in Christus und der moralischen Vereinigung durch Liebe zurückgedrängt wurde. Aus der römischen Geschichte erwuchs der Katholizismus und aus diesem letzteren wurde die moderne Religion des Atheismus geboren, meint Dostoevskij. All das ist ein Streben, auf nicht individuellen Prinzipien seine Weltanschauung aufzubauen, auf der Verehrung nicht der inneren, geistigen, lebendigen Individualität, sondern der äußeren „unbeseelten objektiven Idole". Der hölzerne Götze ist ein primitives Idol der naturwüchsigen Völker. Der goldene Götze ist die Vergötterung der äußeren Bequemlichkeit des materiellen Wohlstandes des Handels und der Industrie. Der geistige Götze sind die objektiven Werte des modernen Rationalismus. Eben gegen diesen Götzendienst, der durch den Katholizismus den modernen Ideologen überliefert worden ist, kämpft Dostoevskij. Besonders aber protestiert er gegen die Auffassung der Zivilisation als eines moralischen Begriffes. Und was hat in uns die Zivilisation gemildert? fragt der Verfasser der „Memoiren aus dem Keller". Die Zivilisation schafft nur eine Vielseitigkeit der Gefühle des Menschen und — sonst gar nichts. Und durch die Entwicklung dieser Vielseitigkeit gelangt er dann vielleicht dazu, daß er im Blutvergießen ein Vergnügen finden wird. Das ist ja auch schon vorgekommen ... Wenigstens ist der Mensch infolge der Zivilisation, wenn nicht blutdürstiger geworden, so gewiß widerwärtig blutdürstiger als früher. Diese Ueberzeugung, welche nach dem Weltkriege von vielen wiederholt ausgesprochen wurde, ist von dem russischen Denker zu einer Zeit kund gegeben worden, als die große Majorität an den moralischen Wert der Entwicklung der äußeren Zivilisation glaubte, als einer solchen, und als man nicht sagte, daß sie uns nur gibt, wie A. Block betont, „das Bewußtsein einer bitteren Täuschung aller früheren Gedanken und des früheren Glaubens und den ersten Flug des Aeroplans in die Wüste der unbekannten Welten", da man noch nicht so sehr den Unterschied bemerkte zwischen dem Fortschritt der Technik und dem Fehler eines geistigen Wachsens, ein Widerspruch, auf welchen neuerdings A. Bergson so beredt hingewiesen hat in seinen „Gedanken über den Krieg". Aus dem Gesagten sollten die sozial-politischen Ueberzeugungen Dostoevskijs erhellen. Viele wundern

[1]) Darauf hat jetzt glänzend hingewiesen G. Simmel in dem Aufsatze „Der Begriff und die Tragödie der Kultur" (im Logos).

sich, wie dieser große Kenner der menschlichen Seele, dieser so sehr die Freiheit liebende Denker zu einem Reaktionär werden konnte. Denn niemand hat so tief jenes in der russischen Seele wogende Element durchdacht und durchfühlt wie eben Dostoevskij, und nicht so sehr Unrecht hat Merežkovskij, der ihn den Propheten der russischen Revolution nannte.

Warum aber war dieser Prophet konservativ gesinnt? Eben weil er ein Irrationalist war, weil die Rationalisierung der sozialen Verhältnisse ihm ekelhaft war. Er fürchtet die „Logarithmen" in den sozialen Verhältnissen, er haßt die Kristallpaläste des irdischen Paradieses, weil sie den Menschen in etwas Selbstgefälliges, Sattes, Spießbürgerliches verwandeln. Gleich Nietzsche fürchtet er, daß „adventavit asinus pulcher et fortissimus", daß sein Reich der satten Haustiere entstehen könne. Unserem Denker ist sehr nahe die Furcht vor dem kommenden Philister, welche ein anderer russischer Individualist und Reaktionär, K. Leontev, empfand. Er kann mit diesem ausrufen: „Ist es nicht schrecklich, daß Moses den Sinai bestieg, die Hellenen ihre schönen Akropole bauten, die Römer die Punischen Kriege führten, daß der geniale Jüngling Alexander den Granikos überschritt und bei Arbela kämpfte, daß die Apostel predigten, die Märtyrer litten, die Dichter sangen, die Maler malten und die Ritter auf den Turnieren glänzten, nur damit ein französischer, deutscher oder russischer Bourgeois in seinem häßlichen und komischen Anzug sich wohl befände, individuell oder kollektiv." Zur Bildung von kräftigen, freiheitliebenden Naturen ist es notwendig, daß die sozialen Verhältnisse nicht rationalisiert werden.

Daher der Protest gegen die „Logarithmen"[1]).

Für Dostoevskij, als für einen echten Dynamisten besitzt nicht das Ziel einen Wert, nicht ein bestimmtes System von Rechtssatzungen, sondern die Dynamik und der Vorgang der Entwicklung. „Die Logarithmen sind ihm eben darum verhaßt, weil sie das Ende der Geschichtsentwicklung, eine Stockung bedeuten." — „Wie dumm der unmittelbar Handelnde auch sein mag" — schreibt der Held der „Memoiren aus dem Keller" — „es kommt ihm doch zuweilen in den Sinn, daß ein Weg fast immer irgendwohin führt und daß die Hauptsache nicht darin besteht, wohin er führt, sondern darin, daß er überhaupt führt." — „Und wer weiß (man kann nicht wissen), vielleicht besteht das irdische Ziel, welches die Menschheit verfolgt, eben nur in der Beständigkeit dieses Strebens oder anders gesagt: im Leben selbst und nicht im Ziele, das natürlich nichts anderes sein darf, als: zweimal zwei ist vier, d. h. eine Formel. Und „zweimal zwei ist vier, ist schon kein Leben mehr, meine Herren, sondern der Anfang des Todes."

Auch in dieser Beziehung kommt der reaktionäre Dostoevskij außer-

[1]) Dostoevskij schreibt mit offenbarer Befriedigung in den „Memoiren aus dem Keller", wie im Augenblick des allgemeinen Wohlstandes ein Mensch auftreten kann mit einem retrograden, hohnlächelnden Gesicht, der den sich langweilenden Mitbürgern sagen wird: Wollen wir nicht einmal diesen ganzen Wohlstand umstürzen, nur um alle diese Logarithmen zum Teufel zu werfen und nach unserem eigenen Willen zu leben? — Unser Autor sucht den Vorteil eines zeitweiligen Hühnerstalles vor einem Kristallpalast, in unserem sozialen Leben zu beweisen, weil der „Hühnerstall" nicht gänzlich die Freiheit tötet.

ordentlich nahe an die äußersten Vertreter des modernen linken Gedankens heran, die, wie z. B. Sorel und Lagordelle nachzuweisen suchen, daß nicht die in den politischen Bewegungen gesteckten Ziele, sondern eben diese Bewegung selbst als solche wertvoll sind, daß die Revolution wichtig ist, als ein Sturm, der die Luft reinigt, denn das stehende Wasser des spießbürgerlichen Sumpfes wird mit der Zeit faul. Die Errichtung des vom eudämonistischen Standpunkte aus vollkommensten Staatswesens darf man, wäre sie auch möglich, nicht als eigentliches Ziel betrachten. Nein, denn ein solches Ideal würde sich in einen den menschlichen Geist versklavenden Götzen verwandeln. „Ihr glaubt an einen für ewige Zeiten erbauten Kristallpalast, d. h. an einen solchen, in welchem es nicht erlaubt sein wird weder die Zunge heimlicherweise zu zeigen noch die Faust in der Tasche — lesen wir weiter. — Nun, und ich werde wohl in den Hühnerstall kriechen, um nicht vom Regen naß zu werden, aber ich werde doch den Hühnerstall nicht für einen Palast erklären aus Dankbarkeit, daß er mich vom Regen beschützt hat." Das Ideal des politischen, sozialen und äußeren Fortschritts, das ist der höchste Ausdruck des heidnischen Prinzips, das ist die Versklavung des Geistes durch Gedankenideale — meint Dostoevskij, vom vitalistischen und voluntaristischen Standpunkte aus. Sein Kampf um die fortschrittlichen Strömungen, sein sog. Konservatismus, entspringt, wie sonderbar es auch scheinen mag, aus seinem Wunsch, die Freiheit des Geistes zu sichern.

So haben wir also, wenn auch in allgemeinen Umrissen, die gnoseologischen, metaphysischen, ethischen und sozialpolitischen Ansichten Dostoevskijs betrachtet und gesehen, daß sie alle zu etwas organisch Zusammenhängendem verbunden sind, daß sie das irrationalistische und tief individualistische Prinzip durchdringt. Die Ansichten Dostoevskijs repräsentieren, trotz seinem geistigen Zwiespalt, etwas Einheitliches, ein vollkommenes Ganze in ihrem Zwiespalt. Als ein Irrationalismus kann die Lehre Dostoevskijs — und darin liegt ihr Hauptmangel vom Standpunkte einer jeden rationalistischen und unter anderem der wissenschaftlichen Philosophie — auf keine logische Anerkennung Anspruch erheben. Sie hat aber einen Widerhall gefunden und findet ihn noch in den Herzen vieler. Daher ist es interessant, mit diese Lehre festzustellen. In ihr ist, wie Tjútčev sich ausdrückt, die Welt der Nachseele ausgedrückt, jenes Unruhige und Krankhafte, das als Dionysismus im Gegensatz zu der ruhigen, harmonischen, apollonischen Weltanschauung steht. Von den Dionysospriestern, über Plotin, die mittelalterlichen Mystiker, den Nicolaus Cusanus, den Meister Eckart geht zu Dostoevskij und dann zu Bergson eine einzige Gedankenlinie[1]). In der Person des russischen Dichters hat sie einen besonders energischen Vertreter und Verteidiger erhalten.

---

[1]) Siehe darüber „Das lebendige Leben", Band I, „Über Apollo und Dionysos" von V. Veresaev. — Nichts außerordentliches ist es daher, daß in den vom Weltkriege erschütterten Ländern ein besonders großes Interesse für Dostoevskij bemerkbar ist. So ist er der Erklärung S. Oldenburgs in der fünften Sitzung des allrussischen Kongresses der wissenschaftlichen Arbeiter zufolge in der Literatur zu einer Art Halbgott geworden und es gibt keine deutsche Universität, in welcher ihm nicht Vorlesungskurse gewidmet werden.

DIE KULTURGESCHICHTLICHE BEDEUTUNG DES UKRAINISCHEN PHILOSOPHEN GRIGORIJ SKOVORODA

Von

Prof. Dr. Felix Haase.

Grigorij Savič Skovoroda, geboren 1722 im Gouv. Poltava, entstammte einer armen Kosakenfamilie[1]). Schon in frühester Jugend zeigten sich in ihm gewisse Anlagen, die seinem ganzen Leben und Wirken die besondere Eigenart gaben: Er brachte den ganzen Tag einsam auf dem Felde oder im Gebüsch zu und spielte Hymnen auf seiner Flöte. Er wurde nach Kiev in die Schule gebracht, von wo er wegen seiner vorzüglichen Stimme im Jahre 1741 nach Petersburg in die Hofkapelle als Sänger geschickt wurde[2]). Da die Kaiserin Elisabeth mit dem Hofe bald darauf nach Kiev reiste, kam auch Sk. in seine Heimat zurück, wo er seine Studien wieder aufnahm und bis zum Jahre 1750 Theologie und Philosophie studierte. 1750 ging

---

[1]) Die Hauptquelle für das Leben des Sk. bildet die i. J. 1794, also unmittelbar nach seinem Tode geschriebene Biographie, die von seinem Schüler und Freunde Kovalinskij geschrieben war. Die beste Ausgabe dieses Lebens ist die von Vl. Bonč-Bruevič, Sobranie sočinenij G. S. Skovorody, t. I. S. Pb. 1912 (Materialy po istorii i izučeniju russkago sektantstva i staroobrjadčestva 5). 1—42. Im folgenden gebrauche ich für diese Sammlung das Sigel B. Beendet wurde die vita am 9. 2. 1795 im Dorfe Chotelov. Diese Biographie ist auch benutzt von Vl. Ern: G. S. Skovoroda, Moskva 1912. Ein Artikel von Gess-de-Kalve und Ivan Vernet im Ukrainskij Vestnik 1817 enthält schwer nachzuprüfende u. m. E. unglaubwürdige Nachrichten. Wichtige Angaben enthält noch ein Artikel von B. Chiždey im Teleskop, Bd. 26, 1835 (Gr. Varsava Skovoroda, istoriko-kritičeskij očerk). Vgl. über die älteren Biographien: N. Stelletzkij, Stranstvujuščij ukrainskij filosof Grigorij Savvič Skovoroda. Trudy Kievskoi duchovnoj akademii 1894, Nr. 7, 449/78, Nr. 8, 608/29. Die betreffenden Literaturangaben S. 445 Abs. 1. Für die erste Zeit seines Lebens vgl. N. J. Petrov, Pervyj (malorossijskij) period žizni i naučno-filosofskago razvitija Grigorija Saviča Skovorody. Trudy Kievsk. duch. akad. 1902, Nr. 12, 588/618. M. Gruševskij, Z istorii religijnoi dumki na Ukraini L'viv 1925, 93/102.

[2]) Er soll damals schon den Gesang: Iže cheruvimy, welcher später den Namen pridvornoe erhielt und i. J. 1804 von Bortnianskij herausgegeben wurde, verfaßt haben. Auch andere geistliche Lieder (Christos voskrese, der Kanon zum Osterfest „Voskresnii den'" u. a.) werden ihm zugeschrieben; Kovalinskij bei Bonč-Br. S. 3. Im späteren Leben ist Skovoroda nicht mehr nach Petersburg gekommen. Es ist deshalb eine Legende, daß Katharina II. ihn im J. 1797 gefragt habe: Warum bist du so schwarz? Sk. habe mit Anspielung auf seinen Namen (skovoroda = Bratpfanne) geantwortet: Ja, großmächtige Mutter, hast du je gesehen, daß eine Bratpfanne weiß ist, wenn man in ihr bäckt und brät, und sie immer im Feuer ist. Petrov l. c. 622.

er mit dem General Višnevskij nach Ungarn; Wien, Ofen und Budapest hat er nach dem Zeugnis seines Biographen besucht und hier die Bekanntschaft mit den berühmtesten Gelehrten jener Zeit aufgenommen[1]). Auch seine Sprachkenntnisse bereicherte er; er sprach völlig korrekt lateinisch und deutsch, auch griechisch verstand er ausreichend. „Er kehrte angefüllt mit Gelehrsamkeit, Wissen und Kenntnissen, aber mit leerer Tasche im Jahre 1753 aus dem Auslande zurück." Er wurde Lehrer der Poetik am bischöfl. Seminar in Perejaslavl'. Hier schrieb er eine Abhandlung über Poesie und einen Leitfaden zu dieser Kunst unter neuen Gesichtspunkten, welche der Bischof für unvereinbar mit der früheren alten Gewohnheit hielt. Da Sk. bei seinen Ansichten blieb, wurde er „nicht ehrenhaft" entlassen. In äußerster Armut fand er Aufnahme als Hauslehrer bei einem Gutsbesitzer Tamara, wo er aber wegen einer unvorsichtigen Aeußerung seinen Abschied erhielt. Es glückte ihm, nach Moskau zu kommen, er besuchte die Troizko-Sergievskaja Lavra, wo er Lehrer werden sollte. Aber die Liebe zur Heimat trieb ihn nach Perejaslavl' zurück. Wieder war er Hauslehrer bei Tamara (von 1755—59). In diesem Jahre wurde er Lehrer der Poesie in Charkov[2]). Seine einfache Lebensweise veranlaßte den Bischof, der ihn dauernd an seine Schule fesseln wollte, ihm den Eintritt ins Mönchtum nahezulegen, indem er ihm die höchsten Würden in Aussicht stellte. Aber Sk. lehnte ab mit den Worten: „Wollt ihr vielleicht, daß ich die Zahl der Pharisäer vermehre?" (B 12). Er gab seine Stellung auf, ging im Jahre 1764 nach Kiev, wo die Mönche der Pečerskaja Lavra ihn wiederum drängten, in das Kloster einzutreten. Abermals lehnte er ab. Im Jahre 1766 sollte er Lehrer der Ethik in Charkov werden; er schrieb ein Werk: Eingangstür zur christlichen Sittenlehre für den jungen Adel des Gouvernements Charkov. Der Bischof Kraiskij von Bjelgard forderte das Werk zur Durchsicht ein und fand es unvereinbar mit der „gewöhnlichen Richtschnur". Damit war für immer die offizielle Lehrtätigkeit Skovorodas beendigt. Bis zu seinem Lebensende führte er ein Wanderleben, durch Wort und Schrift und vor allem durch sein Leben seine Lehre verkündend[3]). Seine Freiheit und Unabhängigkeit schätzte er über alles. Am 29. Oktober 1794 starb er; auf seinen Wunsch wurde er in einem Hain begraben, die von ihm selbst gewünschte Grabinschrift lautet: „Die Welt hat versucht mich zu fangen, hat mich aber nicht gefangen." Sein Freund Kovalinskij verfaßte für ihn noch folgende Grabinschrift: „Du Wahrheitssucher, du geistiger Gotteslehrer, du in Wort und Verstand und Leben Weiser, du

[1]) Die Angabe, daß er auch in Polen, Preußen, Deutschland, Italien gewesen und auch mit Kant in persönlichen Verkehr getreten sei, halte ich für unglaubwürdig.

[2]) In der Ernennungsurkunde wird der damals 37 jährige „Student der theol. Wissenschaften" genannt. cf. Stelletzkij S. 458.

[3]) Seit 1775 nannte er sich in seinen Briefen und Werken Grigorij var (hebr. bar = Sohn) Sava. Solche wandernde „Schulen" waren übrigens in der Ukraine nichts Seltenes. Sie wären als Lehrer des Gesanges in Häusern und Kirchen, bei Priestern und Gutsbesitzern beliebt und huldigten dem Grundsatz: „Das Leben ist Wandern". So hat ein Kosma Paradin 50 Jahre seines Lebens auf der Wanderschaft zugebracht. (Trudy Kievsk. duch. akad. 1894, Nr. 8, 615/16.)

Freund der Einfachheit und der Freiheit, du aufrechter Freund, ohne Schmeichelei, du immer Zufriedener, du hast erreicht in der Höhe die Erkenntnis der Wissenschaft und den Geist der Natur. Du würdiges Vorbild für alle Herzen, Skovoroda."

Nach dem Zeugnis Kovalinskijs hat er folgende Werke geschrieben[1]): „Narkiß, Erkenne dich selbst. 2. und 3. Symphonien. 4. Der ungelehrte Marko. 4. Alphabet der Welt: über die Natur. 6. Dialog: der Ring. 7. Die alte Welt. 8. Die Frau des Lot. 9. Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan. 9. Das Bild des Alkibiades. 10. und 11. Gespräche: Sion. 13. 3. Gespräch. Die Zwei. 14. Dialog: die Seele und die unverwesliche Welt. 15. Der dankbare Erodij. 16. Ueber die christliche Sittlichkeit oder Katechese. 17. Aschan, über Selbsterkenntnis. Ferner übersetzte er mehrere Werke Plutarchs. Kovalinskij sagt, das Skovoroda die griechische Sprache allen ausländischen vorgezogen habe. Außerdem gehören aber sicher noch eine Anzahl anderer Werke Skovoroda: Die schon oben erwähnte Eingangstür zur christlichen Sittlichkeit, Predigten, der Dialog über den Seelenfrieden, die israelitische Schlange, der Kampf des Teufels mit Varsava, der arme Žavoronok, der Dialog Schlangenüberschwemmung." Ferner schrieb er Briefe, Fabeln und Gedichte.

Hat dieser Einsiedler tatsächlich eine kulturgeschichtliche Bedeutung? Schon die Tatsache, daß er der erste russische Philosoph war, zeigt, daß er in der russischen Geistesgeschichte stets eine hervorragende Stelle einnehmen wird. Das Verständnis der Weltanschauung Skovorodas wird erschwert durch den Stil, die dunkle, mit Allegorien und Symbolismen getränkte Sprache. Aber wir wissen sofort, was er will, wenn wir uns an sein Vorbild, dem er bewußt nachahmte, erinnern, an Sokrates. Er sagt: „Wie sind wir blind darin, was uns nötig ist. In Rußland wollen viele ein Platon, ein Aristoteles, ein Zenon, ein Epikur sein, aber sie denken nicht daran, daß die Akademie, die Lyzeen, der Portikus aus der Wissenschaft des Sokrates hervorgegangen sind, wie aus dem Gelbei das Küchlein entsteht. Solange wir nicht unseren Sokrates haben, solange werden wir nicht unseren Platon, noch einen anderen Philosophen haben. Vater unser, sende bald zu uns den Sokrates, welcher unser Volk die Kenntnis von uns selbst lehren wird, und wenn wir uns erkennen, dann werden wir uns selbst eine Wissenschaft schaffen, welche unsere eigene, naturgemäße sein wird" (Teleskop 26 (1835) S. 41). Im Geiste und nach dem Vorbilde

[1]) Der oben genannte erste Band der Ausgabe von Bonč-Bruevič enthält sämtliche Prosaschriften, der 2. meines Wissens noch nicht erschienene Band soll alle Uebersetzungen, die Gedichte, Fabeln, Briefe, eine Bibliographie über Skovoroda sowie Erinnerungen der Zeitgenossen enthalten. Erst nach Veröffentlichung dieser Materialien wird eine vollständige Biographie Skovorodas möglich sein. Außer dieser Ausgabe kommt noch die Jubiläumsausgabe in Betracht: Sočinenija G. S. Skovorody von Bagalej, Charkov 1894. Ueber Sk. vgl. noch M. Krasnjuk, Religiozno-filosofskie vozzrěnija Skovorody. Věra i Razum 1901, Nr. 16, 132/52, 18, 217/36, 21, 365/82, 22, 401/20. Th. A. Zelenogorskij, Filosofija Grigorija Savviča Skovorody, ykrainskavo filosofa XVIII. stolětija. Voprosy filosofii i psichologii, kniga 23 (1894) 197/234, 24 (1894) 281/315. V. I. Sreznavskij, Bibliograf 1894. (Pisma G. S. Skovorody k sv. Ja. Pravaščkomy.) Die neuere, umfangreiche Literatur über S. ist verzeichnet in der Kritič. biblioth. D. I. Bagaleja acad. o G. S. Skovorode. Charkov 1926.

des Sokrates will er wirken. „Ja, geheiligt werde dein Name im Denken und im Vorhaben deines Knechtes, welcher sich vornahm mit dem Verstande und wünschte, mit seinem Willen ein Sokrates in Rußland zu sein. Aber Rußland ist größer als Griechenland und es wird nicht leicht sein, alles durch meine Predigt zu umfassen. Ja es wird kommen dein Reich, und dann wird das Samenkorn, das nach deinem Worte gesäet ist, aufgehen wie eine Lilie, und dann würde ich einen Becher Schierling trinken wie ein Glas Honigwasser. Non fugio mortem, si famam assequar et cedo dummodo absolvar cinis. Ja dein heiliger Wille geschehe in mir auf allen meinen Wegen und in meinem Tun, denn ich denke, daß das Wissen sich nicht nur beschränken dürfe auf die Priester der Wissenschaft, welche fressen und sich überfressen, sondern das Wissen muß übergehen auf das ganze Volk und sich festwurzeln in den Herzen und Seelen aller derer, welche die Wahrheit zu verkünden haben. Auch ich bin ein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd" (ebd. 42). Er fühlt die Berufung in sich, als ein russischer Sokrates das Volk zu belehren. „Mein Herz brennt, und in meinen Lehren flammt das Feuer hoch auf, denn was ich sage, sage ich aus überströmendem Herzen und nicht nur darum, um überhaupt nur zu reden, um nicht zu schweigen, sonst würde ich schweigen mein ganzes Leben lang wie Minerva (= wie die Natur). Er fragt: „Wer wird nach unserem Sokrates unser Platon? Gott weiß es. Mein Werk ist zeitlich, aber — grata superveniet, quae non sperabitur hora — er wird kommen, wenn die Zeit da sein wird"[1]). Er fühlt, daß eine Zeit der Wiedergeburt der Philosophie in Rußland kommen werde.

Wie Sokrates, so stellt auch Skovoroda die Selbsterkenntnis als Grundlage aller Philosophie hin. „Dreifach ist die Selbsterkenntnis, und wer sie nicht dreifach erkannt hat, der kennt sich selbst nicht, denn er kennt sich nur von einer Seite, aber erkennt sich nicht von den übrigen Seiten. Die erste Erkenntnis ist die Kenntnis des persönlichen Seins, das heißt des Seins als Mensch, als eines Individuums von allen Menschen, der nur sich selbst ähnlich ist. Jeder muß seine Natur kennen. Was sucht sie? Wohin führt sie? Wie führt sie? Ihr mußt du folgen ohne jede Gewalt, aber mit tiefster Ergebenheit. Die zweite Erkenntnis ist die Erkenntnis von sich als soziales Wesen, als Bürger, als Mensch des Volkes, als Staatsbürger, das heißt als Mensch, der mit den anderen denselben Glauben hat, dasselbe Gesetz, dieselbe Gewohnheit und Sprache, und ähnlich den anderen Menschen ist, welche zusammen auf der einen Erde leben, denen Name, Heimat, Vaterland, Sprache gemeinsam ist. Jeder muß sein Volk erkennen und sich in dem Volke. Bist du ein Russe? Sei es: glaube pravoslav, diene der Kaiserin, liebe rechtmäßig deinen Bruder. Bist du ein Pole? Sei ein Pole. Bist du ein Deutscher? Sei ein Deutscher. Bist du ein Franzose?

---

[1]) Die Werke Platons wurden zuerst von dem Professor an der Petersburger Akademie Karpov (1798—1867) ins Russische übersetzt. Als russischen Platon wird man Wl. Solov'ev bezeichnen können, der die platonische Philosophie zu seiner Grundlage machte; vgl. Wl. Solowjoff, Die historischen Taten der Philosophie (übersetzt v. Ernst Keuchel, Berlin 1925), S. 9 ff., Wl. Solowjew, Das Lebensdrama Platons (übers. v. Bertram Schmidt, Mainz 1926). Kobilinski-Ellis sagt hier (107/8): „Was Platon begonnen, das vollendete Solowjew".

Sei ein Franzose. Bist du ein Tatar? Sei ein Tatar. Alles ist gut an seiner Stelle und in seinem Maße, und alles ist schön, was rein natürlich ist, das heißt nicht verfälscht, nicht vertauscht, sondern nach seiner Art. Wenn du weder kalt noch warm bist, so speit man dich aus. Rus' als Nichtrußland (Rußland als nicht russisch) erscheint mir als ein Unding, wie wenn ein Mensch geboren wurde mit einem Fischschwanz oder mit einem Hundekopf. Das dritte Erkennen ist das Erkennen von sich selbst als eines Wesens, das geschaffen ist nach dem Bilde und Gleichnis Gottes, des Seins, das allen Menschen gemeinsam ist." Bei den Griechen findet er drei Personen, welche diese dreifache Selbsterkenntnis gepredigt haben: Der „große Unbekannte", welcher auf den Tempel des delphischen Orakels die Worte schrieb: Erkenne dich selbst, Solon und Sokrates. Die delphische Aufschrift bezieht sich auf die Selbsterkenntnis als Individuum, Solon lehrte die Selbsterkenntnis als Bürger im Staate, Sokrates hatte die Selbsterkenntnis als Mensch in genere im Auge. Der Erlöser hat zuerst die vollständige, das heißt die dreifache Selbsterkenntnis gelehrt. Die Philosophie ist deshalb das Hauptziel des menschlichen Lebens. „Die Philosophie oder Weisheitslehre bemüht sich, unserem Geiste Leben zu geben, dem Herzen Edelmut, dem Gedanken Klarheit. Wenn der Geist im Menschen froh ist, so sind die Gedanken klar, das Herz ist ruhig, alles ist hell, glücklich und selig" (B 32).

Das S u c h e n d e r W a h r h e i t ist für Skovoroda das eigentliche Leben des Geistes. „Wir können sagen, daß in einer einzigen Wahrheit die wahre Süßigkeit lebt und daß sie das durch den Leib herrschende Herz beherrscht. Es ist klar, daß unser Leben nur dann lebt, wenn unser Gedanke, der die Wahrheit liebt, es liebt, ihre Wege aufzuspüren (Israelit. Schlange, B 360). Skovoroda sieht die Wahrheit des Schöpfers darin, daß er, der dem Menschen den Verstand gegeben hat, ihm nicht die Wahrheit in fertiger Form mitteilte, sondern ihm ihr Aufspüren überließ; darin besteht das wahre Leben und Glück der Menschen. Mit dem Erreichen der Wahrheit würde Uebersättigung, Langeweile und Vernichtung kommen (ebd.)[1]. „Der Gedanke ist die geheimnisvolle Feder in unserer menschlichen Maschine, das Haupt und die Grundlage ihrer ganzen Bewegung. Dem Menschen ist es von Natur eigen, ein Philosoph zu sein" (Narkiß, Prolog). Er ist überzeugt, daß ein „Körnchen Wahrheit" in unsere Seele gelegt ist. Daher erklärt sich auch der feste Glaube an die Kraft unseres Verstandes, die Wahrheit zu erreichen.

Diese Hochschätzung der menschlichen Vernunft hat Veranlassung gegeben, in Skovoroda einen Rationalisten zu sehen. Diese Anschauung wird sofort widerlegt, wenn wir nach den Q u e l l e n der Erkenntnis suchen. Wir sehen alsdann, daß die Grundlagen dieser Philosophie nicht rationalistische Argumente sind, sondern religionsphilosophische oder vielmehr theologische. Als Hauptquelle der Erkenntnis erscheint ihm die

---

[1]) Man wird an Lessings Worte erinnert: Wenn mir Gott in einer Hand die Wahrheit, in der anderen das Suchen der Wahrheit hinhalten würde, und er mir die Auswahl überließe, so würde ich das Suchen der Wahrheit auswählen. Sk. ist aber hier von Plato abhängig, s. unten.

B i b e l. Er nennt sie „unsere Mutter", unterschreibt seine Briefe und Werke, „Gr. Skovoroda, Liebhaber der hl. Bibel, für sie esse und trinke ich, für sie lebe ich, und mit ihr werde ich sterben." Die Bibel lehrt Selbsterkenntnis, Erkenntnis Gottes und der ganzen Natur. In der Bibel ist ein buchstäblicher und ein wörtlicher Sinn verborgen[1]). Er verspottet die, welche nur einen wörtlichen Sinn annehmen, die „auf der Bibel schlafen". Im wörtlichen Sinne aufgefaßt, ist die Bibel voll von Aergernissen und fördert den Atheismus. Sie verbirgt ihre Wahrheit unter äußeren Bildern. Die historischen Ereignisse in ihr haben für ihn keine Bedeutung. Schon die Ueberschriften einzelner Werke: Die Israelitische Schlange, die Frau des Lot, die „Schlangenüberschwemmung" zeigen, daß er das Alte Testament bevorzugt. Zahllos sind die Bilder, Symbole und Schriftstellen, die er aus der Bibel übernimmt. Ferner hat Skovoroda die Notwendigkeit des G l a u b e n s für den Menschen betont. „Der Glaube ist die Kenntnis des Unsichtbaren. Er ist das prophetische Auge, das reine Herz, der geöffnete Mund. Er allein sieht das Licht, das in der elementaren Dunkelheit leuchtet; er sieht, liebt und verkündigt ihn (den unverweslichen Menschen, Christus Jesus)". Nichts ist nötiger als der Glaube, aber wisse, daß du ihn nicht findest, wenn du nicht seinen Funken vorher in dir wachsen läßt (Narkiß). Skovoroda hat die O f f e n b a r u n g angenommen, die allerdings nicht nur auf Juden und Christen begrenzt ist, sondern auch den Heiden zuteil geworden ist. Nicht nur die griechischen Philosophen Heraklit, Pythagoras, Sokrates, Platon, Aristoteles, auch die religiösen heidnischen Mythen offenbaren die göttliche Wahrheit. Diese begann nicht erst mit Moses; sie existierte immer in der Welt, im Menschengeschlecht. Die Wahrheit ist ewig (Alphabet der Welt). Auch in den berühmten Männern der ältesten Zeiten wirkte der göttliche Geist durch das Herz. Der Christ darf deshalb die heidnische Theologie und Philosophie nicht verachten, er muß das Gold aus ihr schöpfen. Gott offenbarte sich in der Natur, in der Seele des Menschen. Die Bibel des Moses ist die dritte Art der göttlichen Offenbarung. Die Mutter der hebräischen Theologie ist die ägyptische Theologie (Narkiß). Was der Kompaß auf dem Schiffe, das ist Gott im Menschen. Allerdings hat Skovoroda den Verstand für eine unbedingte Hilfe des Glaubens gehalten, weil er mit Benutzung der verschiedenen Formen des Wissens tiefer in das Verständnis der Glaubenswahrheit eindringt. Durch den Verstand erhalten die religiösen Wahrheiten in seiner Seele den Charakter der Erkenntnisfähigkeit. Nur durch die Selbsterkenntnis geht das Licht der Gottschauung in die Seele. Diese natürliche Gotteserkenntnis, die im Menschen selbst liegt, stellt er höher als die übernatürliche Offenbarung, die er, ebenso wie die Wunder, nicht für nötig hält. Wozu die Störung der Naturgesetze, wenn die Natur genügend Zeugnisse von der Existenz ihres Schöpfers gibt? Wozu die Wunder, wenn das All ein beständiges und ununterbrochenes Wunder darstellt?

[1]) Die Bibel ist dasselbe wie die Sphinx; sie verdirbt und quält den, der sie nicht kennt und macht ihn blind in seinem eigenen Hause. Die ganze Bibel ruft dem Menschen zu: Erkenne dich selbst. (B. 355.)

„Jedes Geschöpf ist das Feld der göttlichen Spuren." (Narkiß). Mit der wachsenden Selbsterkenntnis wird auch die Erkenntnis Gottes und der Glaube an seine Existenz im Menschen lebendiger, erkennt er den „neuen Menschen, der geschaffen ist nach Gott." — Einen Beweis für das Dasein Gottes gibt er nicht; der Mensch kommt durch die Betrachtung des göttlichen Ebenbildes in ihm selbst zur Ueberzeugung von dem Dasein Gottes. Gottlosigkeit ist nur möglich, wenn der Mensch die Forderungen seiner Seele vergißt. „Gott ist in jedem Menschen" (Alphabet der Welt). Er ist nahe, im Herzen und in deiner Seele (B 63). Das Wesen Gottes ist für den menschlichen Verstand unerreichbar. Ich sehe ihn nicht, aber ich weiß und glaube, daß er ist (B 105). Er ist die „unsichtbare Natur", welche alle Geschöpfe durchdringt und erhält; in diesem Sinne nannten ihn die Alten den Allerweltsgeist, Natur, das Sein der Dinge, Ewigkeit, Zeit, Schicksal, Notwendigkeit, Glück; die Christen nennen ihn Geist, Herr, Herrscher, Vater, Wahrheit. (Eingangstür zur christl. Sittlichkeit Kap. 1) (B. 63/64). Gott ist der Anfang und das Ende; dieser wunderbare Anfang lebt überall; er ist die Kraft in dem Unvermögenden, in dem Vergänglichen die Unvergänglichkeit, in der Kleinheit die Größe. Durch die Gleichsetzung Gott = Natur (B. 216/17) zeigt er eine mystische Weltauffassung: Gott durchdringt die Welt mit seinem ganzen Wesen, er ist in unserem Fleisch, die Seele ist identisch mit Gott. In dieser Lehre von der Welt, dem Makrokosmos, ist Sk. stark pantheistisch. Er spricht von der Ewigkeit der Welt, der materia aeterna, ihrer Unveränderlichkeit in Zeit und Raum, die keine Grenzen hat. Andererseits hat aber Sk. Gott als von der Welt getrennt, als transzendental gelehrt. Die Welt ist eine große Maschine, die aus vielen Maschinen zusammengesetzt ist, die von der „seligen Natur", dem Geiste, in Bewegung gesetzt wird. Gott ist der Schöpfer der Welt, der jedes Sein aus dem Nichts hervorgerufen hat; er ist die erste Ursache alles Sein. Die göttliche Vorsehung erscheint in der Welt klar in den unveränderlichen Gesetzen des Weltlebens, welche durch den Schöpfer eingerichtet sind und gemäß denen die Welt existiert. Diese Gesetze werden erhalten durch die Vorsehung, in ihnen erscheint sein Wille, von ihm hängen die sog. Naturerscheinungen ab, z. B. das Wehen des Windes (Charkover Fabeln Nr. 11). Er vertritt eine durchaus optimistische Weltauffassung: „Die ganze göttliche Oekonomie ist in allem gerecht, gut und in allem nützlich; in seinem Namen und durch seine Kraft geschieht alles im Himmel und auf Erden. — Man wird deshalb richtiger Skovoroda einen Panentheisten nennen können; Gott ist transzendental, aber zugleich immanent in dem Sinne, daß er in unmittelbarer Beziehung zur Welt steht und sie mit seinem Wesen durchdringt (Krasnjuk, Věra i Razum 1901, 18, 233).

Diese theoretischen Ausführungen haben aber für Skovoroda nur sekundäres Interesse. Als echter Schüler des Sokrates liegt ihm die praktische Einwirkung auf den Menschen viel näher[1]). Auch die immer wieder betonte

[1]) Hierher gehören vor allem die Schriften: Gespräch über die geistige Welt, Alphabet der Welt, Charkovsche Fabeln; vgl. Voprosy filosofii 24 (1894) 281 ff.

Selbsterkenntnis ist ja nur Mittel zum Zweck. Seine Haupttätigkeit richtet sich auf die sittliche Erziehung des Menschen, auf sein Seelenleben. Gerade deshalb spricht er wohl von der Zweiheit der menschlichen Natur, der Materie und der Form oder Idee. Nur der letzteren schenkt er Beachtung. Er verurteilt die, welche sich auf das bloße Wissen und Erkennen ohne Anwendung auf die Praxis beschränken. „Was für einen Nutzen hat es zu wissen, wie etwas gemacht wird, wenn du nicht daran gewöhnt bist? Es ist nicht schwer zu erkennen, aber es ist schwer, sich zu gewöhnen. Wissenschaft und Gewohnheit ist dasselbe. Sie lebt nicht im Wissen, sondern im Handeln. Das Wissen ohne Tat ist Qual. Darin unterscheidet sich scientia et doctrina" (Charkovsche Fabeln). Andererseits ist das Leben ohne Wissen leer, ziellos, voll Aberglaube und Vorurteile. Nur in Einzelfällen kann auch einmal ein guter Mensch ohne Wissen sein (vgl. die Fabel vom ungelehrten Marko (B. 236); dieser hat nur nach dem Grundsatz gelebt: Was du nicht willst, tu auch keinem anderen Menschen). In der Regel ist Wissen und Klugheit nötig, um zu einem guten und glücklichen Leben zu gelangen. Das Wissen ist die Hauptsache, aus dem Wissen entsteht der Wunsch, aus dem Wunsch das Verlangen, daraus das Erhalten (die Erfüllung des Wunsches). Das Wesen der Klugheit besteht darin, daß man weiß, worin das Glück besteht[1]). Die Wissenschaft von höchstem Glück nennt er die „allgemeine Wissenschaft". Alle übrigen Wissenschaften sind nicht allen, nicht überall, für alles und nicht immer nötig. Jeder hält sich berechtigt über das Glück der Menschen zu urteilen, urteilt aber doch nur nach seinem eigenen Gutdünken, indem er sich einbildet, gerecht zu urteilen. Manche glauben, daß das Glück in dem Wissen ihrer Spezialwissenschaft besteht. „Wenn sich einer in irgend eine Wissenschaft verliebt hat und berühmt ist, dann träumt er, daß jedes andere Wissen ihm gegeben ist, als Mitgift für seine Braut (die Wissenschaft). „Die einen wünschen sich Macht, die anderen ein Haus in Venedig, einen Garten in Florenz, der andere Klugheit und Gelehrsamkeit, Edelmut, Reichtum. Diese gleichen einer Weide, welche gleichzeitig eine Eiche, ein Ahorn, eine Linde, ein Feigenbaum sein will". Alles äußere Glück ist kein wahres Glück. Das eigentliche Glück besteht nicht in einem hohen Rang, noch in materiellen Gütern, in Schönheit und einem berühmten Leben, in hohen Wissenschaften, im reichen Ueberfluß. In jedem Stande gibt es Glückliche und Unglückliche. Das Glück des Menschen besteht darin, daß man seine eigenen Fähigkeiten erkennt und sich bemüht, sie im Leben auszuüben. „So wären vielleicht viele Theologen die besten Köche in ihrem Berufe gewesen, viele Gelehrte — Hausierer, viele Richter — Ackerbauer, Heerführer — Hirten, Mönche — Kneipenwirte" (B. 21). Das Glück besteht in dem inneren Frieden, der Herzensfreude, der geistigen Unerschütterlichkeit. „Deine Feinde sind deine eigenen Gedanken, welche in deinem Herzen herrschen und dich jeden Augenblick quälen." (B. 235). Das wahre Glück ist in uns (B. 146).

Um glücklich zu werden, braucht man nur seine Seele richtig zu er-

---

[1]) Sk. schrieb 2 Werke über das Glück: Gespräche über den geistigen Frieden, Bonč-Bruevič 211/46; der Ring 249/302.

kennen und nach dieser Erkenntnis folgerichtig zu leben. Denn die Seele ist begabt mit größeren oder geringeren Fähigkeiten und Neigungen zur Weisheitsliebe; sie birgt in sich die Samenkörner der Wahrheit und Güte, der Mensch muß sich mit ihrem Wachstum und ihrer Bereicherung beschäftigen. In diesem beständigen Streben nach Wahrheit findet unser Verstand Befriedigung in der Erkenntnis Gottes. Denn nur das geistige Prinzip ist Grundlage des Seins und des Lebens. „Alles Unsichtbare ist stärker als das Sichtbare und das Sichtbare hängt von dem Unsichtbaren ab" (Narkiß). Hat der Mensch erst seine Seele, das geistige Prinzip erkannt, so erkennt er die ihm angeborenen Regungen, liebt sie und vertraut ihr als Führer; er weiß, welchen Weg zur Erreichung des Guten er gehen muß. Er nennt den Augenblick, in welchem der Mensch sich selbst erkennt, Auferstehung, da der Mensch von diesem Augenblick an die Fähigkeit erhält, gerade auf dem Wege des sittlichen Lebens zu gehen. Die Seele muß deshalb für den Menschen als Wegweiser und guter Führer dienen, er muß in allen Werken seines Lebens auf diese geheimnisvolle innere Stimme achten, auf die „herrschende Natur", die er auch Minerva, Genius, beseligte Natur, Herz, Gedanke nennt, hören. „Wie Minerva nach der Sage aus dem Haupte Jupiters entsprungen ist, so geht unser Geist aus Gott hervor" (B. 20). Die Seele ist ein Bild des unsichtbaren Gottes, der göttliche Finger (B. 88), der göttliche Funke. Der Leib ist nur die Hülle der Seele, er ist an sich nicht schlecht, aber schwach und fähig zur Zerstörung, er kann die Entwickelung der Seele hindern, ihre guten Strebungen verdunkeln. Das Wesen der sittlichen Tätigkeit des Menschen muß darauf gerichtet sein, daß die Seele nicht vom Leibe abhängt. Die Seele hat eine natürliche Fähigkeit zum Guten und zur Tugend. Wenn man die Seele und die in ihr ruhenden Fähigkeiten erkannt hat und darnach sein Leben einrichtet, so erreicht man das wahre Glück. Das Glück ist für den Menschen das Notwendigste, aber auch das Schönste, wenn der Mensch nur erst erkannt hat, worin es liegt. Man muß sich bemühen, die Tugend zu suchen, deswegen wurde sie gerade von den Griechen ἀρετή, von den Römern virtus genannt. Drei Wissenschaften führen zu diesem praktischen Ziele: die Medizin, die Jurisprudenz und die Theologie (im philosophischen Sinne). „Die Medizin heilt den Leib, die Jurisprudenz zwingt durch Furcht jeden zur Pflicht, die Theologie macht aus Knechten Gottessöhne (Charkovsche Fabeln). Diese drei Disziplinen muß deshalb der Mensch lernen.

Tugend und Glück kann also der Mensch erlernen bzw. kann er dazu erzogen werden. Das Wesen der Erziehung besteht darin, daß jeder auf seine eigene Stimme hört, die in ihm liegenden Naturfähigkeiten beachtet. Denn der Lehrer ist nicht Lehrer, sondern nur „Hörer der Natur". (Das gleiche gilt vom Arzt.) Immer wieder betont er deshalb die Notwendigkeit, die Naturanlagen zu erkennen. Er stellt deshalb Vergleiche zwischen den Eigenschaften der Menschen und der Tiere an. In den Charkovschen Fabeln behandelt er die Frage von der Naturgemäßheit (srodnost'), d. h. von dem, was von Natur aus einem Wesen zukömmt. Alles was gegen die natürliche Anlage ist, wirkt unnatürlich und lächerlich. So erzählt er in Fabel 18 von einer Stute, die das Apportieren gelernt hat und deshalb von

einem Hunde ausgelacht wird. Dieser sagt: „Mir erscheint auch eine gute Handlung lächerlich, wenn sie ohne die Natur gemacht wird." Nachtigall und Lerche können nicht bei einander leben; für die Nachtigall ist die Steppe der Tod, für die Lerche der Garten (Fabel 30). In Fabel 27 sagt die Hornisse zur Biene: Warum bist du so dumm, Biene! Du weißt, daß deine Arbeiten dir keinen Nutzen bringen, sondern nur dem Menschen nützlich sind. Dir schaden sie sogar oft, denn sie bringen dir den Tod. Trotzdem hörst du nicht auf, dich mit dem Sammeln von Honig abzuquälen. Ihr habt viel Köpfe, aber ohne Gehirn. Man sieht, daß ihr euch ohne Verstand in den Honig verliebt habt. Du bist ein großer Dummkopf, sagte die Biene, Honig zu fressen liebt auch der Bär. Die Hornisse erreicht ihn auch durch List. Auch wir könnten ihn heimlich bekommen, wie unsere Brüder es auch bisweilen tun, wenn wir ihn nur essen wollten. Aber für uns ist es ein unvergleichlich größeres Vergnügen, Honig zu sammeln als ihn zu essen; dazu sind wir geboren und wir werden nicht aufhören, bis wir sterben; ohne dies im Ueberfluß des Honigs zu leben, wäre für uns der einzige schimpflichste Tod. Das gleiche gilt von den Naturanlagen des Menschen. Der Unterschied zwischen Tier und Mensch besteht nur darin, daß die Tiere ihrer Natur bedingungslos und notwendig folgen müssen; der Mensch dagegen hat Verstand und freien Willen, er hat die Wahl seiner Arbeit und Tätigkeit. Dies ist einerseits ein Vorzug, andererseits aber vielfach ein Unglück für den Menschen und die ganze menschliche Gesellschaft. Denn die Menschen wählen nicht selten eine solche Tätigkeit, die ihrer Natur nicht entspricht bezw. eine solche, welche ihnen die Natur nicht zuweist. Jede naturgemäße Arbeit ist für den Arbeitenden und für die menschliche Gesellschaft nützlich und angenehm, die der Natur nicht entsprechende Arbeit oder eine solche, welche den Anlagen des Menschen nicht entspricht, ist für ihn schwer und für die Gesellschaft unnütz. Die beste Seele lebt um so unruhiger und unglücklicher, je wichtiger die Aufgabe ist, die ihr nicht angeboren ist. (Alphabet der Welt.) „Die Welt ist dem Theater ähnlich. Um auf ihm ein Spiel mit Erfolg und Lob zu inszenieren, muß man die Rolle seinen Fähigkeiten entsprechend nehmen, da die handelnden Personen Lob verdienen nicht durch die Kenntnis ihrer Rolle, sondern durch das wahrheitsgemäße Spiel. Ich habe lange darüber nachgedacht und nach vielen Versuchen gesehen, daß ich auf dem Theater dieser Welt keine Person gut darstellen kann außer einer solchen voll Einfachheit und Demut; diese Rolle habe ich mir erwählt und ich bin zufrieden" (B. 24). „Wenn ich heute empfinden würde, daß ich ohne Scheu Türken erschlagen könnte, so würde ich mir den Staatssäbel umschnallen, die Soldatenmütze aufsetzen und im Heere dienen. Bei vorhandener Neigung ist die Arbeit angenehm" (B. 25). Aus dieser eigenen Lebenserfahrung heraus wird er nicht müde, die Natur als die erste Ursache und die bewegende Idee zu predigen. Sie ist die Mutter der Neigung; diese ist das anfeuernde Motiv. Die Natur treibt zum Handeln und wird stark in der Arbeit, sie ist die ewige Quelle der Lust. Man muß lernen, was die natürliche Neigung in sich hat: Ars perficit naturam (das griech. πρέπον) (B. 330). Die Erfahrung ist die Erzeugerin der Kunst, des Wissens, der Gewohnheit; daher stammen alle Wissenschaften, Bücher und Geschicklichkeiten.

Die Berufswahl hat also in erster Linie die Naturgeeignetheit zu prüfen. Unsere Aufgabe ist es nur zu erkennen, zu welcher Pflicht wir geboren sind. Die Eignung zum Beruf kann weder durch Kauf, noch durch Bitte und Gewalt erreicht werden, sie ist ein Geschenk des hl. Geistes, das ganz nach seiner Gnade verteilt wird; der Mensch, welcher diesem hl. Geiste folgt, preist jeden Beruf und nimmt ihn als den ihm gegebenen an. Es ist an sich ganz gleichgültig, welchen Stand der Mensch wählt, wenn er nur dazu Neigung fühlt. Es ist falsch zu sagen, daß ein Stand besser ist als der andere, daß ein Stand von Gott mehr gesegnet ist als ein anderer. Alle Stände sind gut und Gott hat, indem er die menschliche Gesellschaft in verschiedene Stände teilte, sie nach ihren gegenseitigen Bedürfnissen vereinigt und niemanden zurückgesetzt. Wenn er irgend jemand nicht segnet, so sind dies nur die Söhne des Widerstandes, welche nicht auf die Stimme der Natur hören, nach ihren eigenen Leidenschaften und betrügerischen Vorspiegelungen in Stände eintreten. Da sie die angeborene Neigung nicht in sich fühlten, so hat sie der höchste Spender der Gaben ihrem einfältigen Verstande überlassen und sie schaffen Unnützes (B. 15). Allerdings ist er der Meinung, daß drei Berufe besonders der Natur des Menschen entsprechen: Der Ackerbau, der Kriegsstand und die Theologie (Philosophie). Diese drei Stände sind der Natur des Menschen angeboren. Auch im Altertum war die Ueberzeugung vorhanden, daß die natürlichen Gaben von den Göttern stammen. Bei den Heiden war das Sprichwort: invita Minerva (= ohne den Segen Minervas, ohne Gott). Zuerst sprach man so von den Wissenschaften, dann von allem, auch von unbedeutenden Dingen. Wenn jemand ohne natürliche Anlagen seine Nase in die ärztliche Wissenschaft oder in die Musik steckt, so sagt man: invito Apolline, iratis Musis, ohne den Segen Apollos, ohne die Liebe der Musen (B. 20/21, 329). So ist auch im Christentum der göttliche Geist der Verteiler der Gaben und Fähigkeiten an die einzelnen Geschöpfe, insbesondere an den Menschen. Ganz verkehrt ist deshalb die Ansicht der Philosophen, daß die Menschen von Natur aus gleich seien, daß sie mit denselben Fähigkeiten geboren seien oder daß die Erziehung diese Anlagen ändere. „Was ist dümmer, als die knechtische Gleichheit, welche die Dummen in die Welt zu tragen sich bemühen. Alles das ist dumm, was gegen die beseligende Natur ist (Alphabet der Welt). Die Gleichheit zwischen den Menschen existiert nicht in dem Sinne, in welchem diese Träumer sie träumen; sie besteht darin, daß keiner von Natur aus der Gaben und Fähigkeiten beraubt ist, aber diese Gaben und Fähigkeiten sind verschieden, entsprechend den Bedürfnissen und Forderungen der Gesellschaft."

Wenn diese Forderungen der Natur bei der Berufswahl nicht beachtet werden, so wird der Mensch unglücklich. Was schwatzen die Menschen über die ihrer Natur nicht entsprechenden Beschäftigungen und Pflichten? Es gibt verschiedene Ursachen, Modetorheiten und Unkenntnis der Natur. Man folgt dem Rate anderer, der Leidenschaft, dem schwachen Willen. Diese ziehen den Menschen in einen ihrer Natur nicht entsprechenden Stand. Die Natur bestraft ihre Uebertreter mit Langeweile, Schmerz, Gram, Unwillen. Man will aus dem Alter in die Kindheit zurückkehren, aus der Kindheit in die Jünglingsjahre, aus den Jünglingsjahren ins Mannes-

alter kommen. Im Sommer tadelt man den Winter, im Winter den Sommer. Man findet Gefallen an den vergangenen abrahamitischen Zeiten. Man tadelt das eigene Volk und die Gewohnheiten des Landes. Man schimpft auf Gott und sich selbst; nur das ist angenehm, was unmöglich ist. Man will nicht leben und will nicht sterben. Um diesem verfehlten Leben vorzubeugen, muß der Mensch vorsichtig und mit Nachdenken eine Beschäftigung wählen, die seiner Person und der Allgemeinheit Nutzen bringt. Hat er sich eine solche Tätigkeit ausgewählt, so braucht er sich nicht zu beunruhigen, die Natur hilft ihm weiter. Sie zwingt ihn zur persönlichen Erfahrung, dank derer er die nötigen Kenntnisse und die Gewohnheit erreicht. Er muß den auserwählten Stand ehrenvoll, ohne Furcht, aber gewissenhaft erfüllen. Möge auch die Beschäftigung niedrig und schwierig sein, wenn sie seiner Neigung entspricht, so erscheint sie ihm angenehm und nicht schwierig. Dies ist nicht bei den Menschen der Fall, welche aus Ehrgeiz und Eigennutz sich zu höheren Aemtern drängen, denen sie nicht gewachsen sind und die ihnen nicht liegen. Solche Menschen bringen nicht nur der Allgemeinheit keinen Nutzen, sondern erfahren geistige Qual und Unzufriedenheit, wenn sie ihnen auch viel Geld und Berühmtheit bringt. Sieh nicht darauf, was höher und niedriger ist, reicher oder ärmer, sondern sieh darauf, was dir angemessen ist, denn ohne Anpassung gelingt nichts (B. 327). Das vorzüglichste Werk, welches ohne Eignung getan wird, verliert jede Ehre und jeden Wert. Ein geschickter und ehrenhafter Schuster ist besser und ehrenhafter als ein ungeeigneter Staatsrat. Aus diesen Gründen der Anpassung fordert Skovoroda, daß die Erzieher der Kinder in Rußland Russen sein müssen. Er wendet sich scharf gegen die ausländischen Erzieher, welche sich nur darum kümmern, daß sie den Kindern einen äußeren Firnis der Bildung geben. Die Hauptaufgabe des Erziehers ist die innere Bildung des Geistes und des Herzens der ihnen anvertrauten Kinder. Ebenso müssen die Eltern sich bemühen, die eigentümlichen Anlagen ihrer Kinder zu erkennen und sie dementsprechend zu erziehen und zu bilden. Der Lehrer muß ganz im Volke aufgehen; denn die Hebung der Bildung muß aus dem Volke, für das Volk, volkstümlich sein. Die Pflicht des Lehrers ist es, die Notwendigkeit, das Maß, Beispiel und die Eigenschaften der wahren Bildung zu erkennen, sich mit dem Volke eins zu fühlen, d. h. die Schlußfolgerungen aus der Wahrheit und die Form aus der Idee zu entwickeln. Welcher Götzendienst ist es, gemieteten Weisen und bezahlten Lehrern aus den Deutschen und den Franzosen die Kraft zuzuschreiben, einem Fremden die Erziehung anzuvertrauen. Die Erziehung selbst ruht in der Natur eines jeden Volkes, unsichtbar verborgen wie Feuer und Licht im Feuerstein. Der Lehrer muß aus der Mitte des russischen Volkes sein, und nicht ein Deutscher und Franzose. Fremde Erziehung darf dem russischen Menschen nicht aufgezwungen werden, sondern die heimische. Man muß ihn (den russischen Menschen) mit Gewalt zu finden suchen, ihn aus unserem Leben herausarbeiten, um ihn wieder auf verständige Art und Weise in unser Leben einzuverleiben.

Aus dem Prinzip der Eignung erklärt Skovoroda auch die Entstehung der Freundschaft; diese besteht in der „Einheit der Gedanken", der Ge-

meinschaft der Ideale. Die Freundschaft ist die Grundlage, das Band und die Krone der Gesellschaft. Wo Freundschaft ist, dort ist Friede und Einheit. Das Streben nach Freundschaft ist dem Menschen angeboren, aber wahre Freundschaft kann nur unter den Menschen bestehen, welche die passenden Naturanlagen haben. Weder Familie, noch Reichtum, noch Rang, noch Geburt, noch leibliche Gaben, noch Wissenschaft sind stark genug, die Freundschaft zu befestigen, man kann sie nicht erbitten, weder durch Kauf noch durch Gewalt an sich reißen; nur durch die Uebereinstimmung der Herzen und Seelen kann man sie erreichen, weil zwischen einem guten und einem schlechten Menschen Freundschaft unmöglich ist. Gott selbst gibt die Freundschaft: ὅμοιον πρὸς ὅμοιον ἄγει θεός (B. 331).

Das Hauptziel der Lebensweisheit und Lebenskunst faßt Skovoroda mit den Worten zusammen: Leben nach der Natur, Hingabe an den Willen Gottes (B. 323). Beide Ausdrücke bezeichnen ein und dasselbe: Leben nach der Natur heißt leben in Gott. Die Unterordnung des Menschen unter die verborgene Kraft macht alles erträglich und angenehm. Die Forderungen der Natur, d. h. der freien vernünftigen Seele sind identisch mit dem Willen Gottes. Je näher einer Gott ist, desto glücklicher und friedlicher ist er, dies heißt: leben nach der Natur (Alphabet der Welt) (B. 233). Die Zufriedenheit ist nicht einem einzigen Menschen zugänglich, sondern allen lebenden Wesen nach dem Maße ihrer Kräfte und Fähigkeiten (ebd.). Die Hingabe in den Willen Gottes ist das Fundament des inneren Lebens, die Grundlage des höchsten Glückes. Die Freude ist die Blüte des menschlichen Lebens, das Hauptziel aller Taten; alle Werke eines jeden Menschen sind darauf gerichtet. Jedem ist die Freude lieb; ich vergnüge und erlustige mich in den Gesetzen des Höchsten, Alles geht über in Langeweile und Ueberdruß außer dieser einzigen Freude, antwortet er denen, welche fragen: was macht Skovoroda. Ich erfreue mich in Gott, erfreue mich in Gott meinem Erlöser (B. 29).

Seine Hauptaufgabe erblickt Skovoroda darin, das Volk aus seinem Schlafe aufzurütteln, ihm den Weg zum sittlichen Lebenswandel zu zeigen. Die ganze Welt schläft. Der Mensch schläft so, als wäre er schon erschlagen; die Lehrer aber wecken ihn nicht nur, sondern streicheln ihm noch und sagen: Schlaf, fürchte dich nicht. Die Ursache dieses geistigen Schlafes sieht er in der Unwissenheit und im Aberglauben. Dieser ist schädlicher und gefährlicher als der Atheismus. Aus dem Aberglauben entstanden Dummheit, Streitigkeiten, Sekten, gegenseitige Feindschaften, sonderbare Kriege und Wortkriege, Kinderschrecken und dergl. (Israelit. Schlange). Der Aberglaube ist ein Feigenblatt für die Heuchler, eine Maske für die Schurken, eine Schutzwehr für die Faulen. Er spottet über diejenigen, welche in Kleinlichkeiten Anlaß zu Streit sehen, ob z. B. jemand gegen Mittag oder gegen Abend sich verbeugt, ob jemand Kwaß oder Bier trinkt, ob man untertaucht oder begießt. Als wäre Gott ein Barbar, der wegen solcher Kleinigkeiten Feindschaft stiftete (B. 362). Hier will nun Skovoroda entschieden vorgehen. Vieles muß man zerstören, zerbrechen, in kleine Stücke schlagen, bevor die Zeit beginnt, um auf altem Boden einen neuen Tempel zu errichten. Er hofft vor allem, daß Persönlichkeiten aus den höchsten Familien ihn in diesem Kampfe unterstützen werden.

Seine Schriften: Disput des Satans mit Varsava und der Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan stellen den Kampf zwischen dem alten, von Aberglauben und Vorurteilen erfüllten Geist der Zeit und der neuen, hellen Richtung des Geistes und Lebens dar: Das Volk kommt, um die wunderbaren heiligen Reliquien anzubeten, es sieht jedesmal eine neue wunderbare Ausschmückung, sein Auge wird geblendet von dem Schimmer eines neuen wunderbaren Edelsteins, welcher auf der Grabstätte funkelt, aber der Deckel wird nicht geöffnet, um hinein zu sehen, was darin ist. Der Dämon sagt: Viel redest du; unverständlich ist mir dein Wort. Denkst du das Volk durch viel Reden aufzuklären? Darauf erwidert Varsava: Ich trete nur an den Sarg heran, in tiefstem Schweigen, ich öffne nur den Deckel und zeige mit meinem Finger den Menschen, ohne ein einziges Wörtchen, auf die Mitte des Sarges hin und aus den alten Knochen, die in ihm sind, und dem uralten Staube, der sich darin befindet, wird ganz von selbst erstehen der neue Ruhm, und er wird lebendig werden, der Sarg aber, der jedesmal wie neu erscheint, wird auf einmal entlarvt sein und zu altem Gemüll zerfallen vor aller Menschen Auge. So werde ich ohne ein einziges Wort dem Volke verkünden den neuen Ruhm: Stark wie der Tod ist die Liebe und ihre Fittiche sind Schwingen des Feuers. (Kampf des Teufels mit Varsava.) Von dieser Tätigkeit ließ er sich durch nichts verwirren. Man lacht über mich, laß sie lachen, man sagt von mir, ich trage den Blinden ein Licht voraus, aber ohne Augen könne man das Licht nicht sehen, laß sie reden; man spottet über mich, ich wäre ein Glöckner für die Tauben, die Tauben aber können das Geläute nicht hören; laß sie spotten, sie wissen nur das Ihrige, ich aber weiß das Meine und tue das Meine, wie ich es weiß, und meine Last ist mir Ruhe (Brief an Erzbischof Georg Konisskij v. 29. 7. 1769. Teleskop l. c. 163). Er ist fest überzeugt, daß das Volk einmal aus seinem Schlafe erwachen wird. Man sagt, daß das einfache Volk schläft; laß es schlafen, recht fest und recht tief, wie in einem Märchen, doch aus jedem Schlafe kann man geweckt werden. Wer schläft, ist nicht tot, und kein Leichnam; wenn er ausgeschlafen haben wird, wird er erwachen, wenn er genug geträumt hat, wird er munter werden und handeln. (Vom inneren Menschen. I. Symphonie.) Scharf spricht er sich gegen die Heuchler aus: „Sie sind Affen ohne wahrhafte Frömmigkeit. Sie beten lange in der Kirche, sie trommeln beständig auf dem Psalter herum, sie wandern als Beter nach Jerusalem; im Antlitz sind sie fromm, im Herzen aber gesetzloser als alle anderen, geldgierig, ehrgeizig, wollüstig, Schmeichler und Verführer, unbarmherzig, unfriedfertig, die sich alles Bösen freuen, was dem Nebenmenschen geschieht, im Vorteil sehen sie den Nutzen der Frömmigkeit. Jeden Tag verkaufen sie die Gesetze Gottes für einen Heller. Sie sind innerlich Schlangen, grausame Tiger, Krokodile und Basilisken." (Kampf Michaels mit dem Satan.) Die Religion darf überhaupt nicht von Äußerlichkeiten abhängig gemacht werden: Weder vom Untertauchen noch vom Begießen hängt die wahre Taufe ab (Israelit. Schlange). Weder die Wahrheit noch die Sittlichkeit sind ausschließliches Eigentum der Christen und Juden; im alten Heidentum stößt man oft auf hohe Sittlichkeit; er erinnert besonders an den Römer Cato. Alle Aeußerlichkeiten auf dem Gebiete der Religion und Sittlichkeit bekämpft er: Eine Zeremonie ohne göttliche Kraft

ist Torheit (Charkovsche Fabeln). Indes hat Skovoroda in diesem Kampfe auch die Volksgefühle und die öffentliche Meinung nicht unnötig herausgefordert. Als er zum Sterben kam, schlug ihm der Gutsbesitzer, bei dem er wohnte, einige Zeremonien zur Vorbereitung für den Tod vor. Er hielt wie der Apostel Paulus (Röm. 3,28) die Zeremonie nicht notwendig für die wahrhaft Gläubigen, und antwortete ähnlich wie Paulus den die Gebräuche beobachtenden Juden. Aber, indem er sich das Gewissen der Schwachen, die Hilflosigkeit der Gläubigen und die christliche Liebe vorstellte, erfüllte er alles nach der ritualen Vorschrift. (B 41.)

Bei seinem Kampfe für Aufklärung und sittliche Vervollkommnung des Volkes wird er gestärkt durch den Gedanken, daß er damit für das Wohl der zukünftigen Menschheit wirkt, daß er das Vaterland zu neuem Leben erweckt. Wenn mein Verstand und mein Herz sich einrichtet in dem Hause, welches die Vorsehung sich erschaffen hat im heutigen Rußland, und ich mich auf den Grund dieses Hauses verlasse, so bin ich selig wie jener, der seinen Stamm in Zion hat, denn am Herde Rußlands sehe ich alles neu: Neue Menschen, neue Geschöpfe, neues Schaffen und neuen Ruhm. O wie ist mir dann leicht und froh, gut und lieb! Mein Gedanke fliegt schrankenlos in die Höhe, in die Tiefe und in die Weite. Es hindern ihn weder Berge noch Meere, noch Wüsten, er sieht das Fernste, er ahnt das Geheimnisvollste, er erschaut das früher Gewesene, er umfaßt das Seiende und dringt in das Zukünftige, er wandert auf der Oberfläche des Ozeans, er geht durch geschlossene Türen; sein Haupt ist ein Taubenhaupt, seine Flügel sind Adlerflügel, die Schnelligkeit ist die des Herrschers, der Mut der des Löwen, die Treue die der Turteltaube, die Dankbarkeit des Storches (Pelargova; während S. für alle übrigen Vögel die entsprechenden russ. Worte gebraucht, hat er hier an das griech. Wort πελαργος einfach die russ. Endung angehängt. B. 199 u. 460 sagt er: Welches ist der Vogel Erodij? Bei den alten Slaven war es Erodij, bei den Hellenen Pelargos, bei den Römern ciconia, bei den Polen bocian, bei den Kleinrussen gaustev. Erodij ist abgeleitet von Jupiter = Diu, vgl. sein Gespräch über den dankbaren Erodij. Der Storch war bei den Alten das Symbol der Dankbarkeit, besonders der Kinder gegen die Eltern.), die Güte des Lammes, die Schnelligkeit des Falken, die Güte des Kranichs; Führer des Gedankens ist der Geist des Geschmackes, des Glaubens, der Hoffnung, der Barmherzigkeit, des Rates, der Vorsehung, der Reinheit. Der Gedanke hüllt sich in die Stimme des Donners, in das Wort das unerwartet ist wie der Blitz. (Teleskop I. c. 155.) Er klagt darüber, daß diejenigen, die berufen wären, die von ihnen unternommene Sache auszuführen, nämlich die Gelehrten, sich ihrem Beruf und ihrer Bestimmung nicht gewachsen zeigten (ebd. 150).

Für die Bildung dieses russischen Zukunftsmenschen und Zukunftsvolkes ist auch die Reinerhaltung der Sprache nötig. Allerdings hat Skovoroda bei seiner Forderung, daß man in jeder Sprache dem Sinn der einzelnen Worte, ihrer Konstruktion, den Eigentümlichkeiten der Sprache und dem heimischen Gebrauch der Rede folgen müsse, wohl in erster Linie die rein philologischen Grundregeln und sprachlichen Bestimmungen im Auge. Seinem Freunde Kovalinskij gibt er folgende Anweisung: Wenn du einzelne lateinische Worte mit denselben deutschen Ausdrücken übersetzt, so machst

du es schlecht: z. B. steht bei Terenz: aut equos alere, aut canes ad venandum. Wenn du hier equos alere übersetzen willst mit pferde nähren, so nimmst du zwar die Bedeutung des Wortes alere, aber du weichst von der Ausdrucksweise und dem dem Deutschen eigenen Brauch ab; denn die Deutschen sagen nicht: ein pferd nähren, sondern ein pferd halten. Wenn du also aus dem Lateinischen übesetzt, so mußt du immer die Aufmerksamkeit auf den Gebrauch und die Eigenart der Sprache richten, um zu sehen, was die lateinischen Ausdrücke und Worte bezeichnen und bedeuten. (Sočinenija 1894 otd. II 104.) Die Liebe Skorovodas gehört in erster Linie dem einfachen Volk. Dies ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß er selbst aus einer einfachen Kosakenfamilie stammte. Wenn er auch später vorwiegend in Gutsbesitzerkreisen verkehrte, so war er doch immer bemüht in der Mitte des einfachen Volkes zu verkehren, seine Natur kennen zu lernen, seinen Willen, seine Sprache und seine Gewohnheiten. Als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das besitzende Kosakentum in die Stellung von Gutsbesitzern überging und sich ein neuer Adel bildete, kamen die bisher freien Landbesitzer und Bauern in die Abhängigkeit und Leibeigenschaft dieses Adels. Skovoroda protestierte gegen die sich ausbreitende Leibeigenschaft und die Erniedrigung der Bauern, gegen die ungerechte und beleidigende Benennung „schwarzes Volk". Im Süden Rußlands war dies der erste literarische Protest gegen die Erniedrigung des einfachen Volkes (Stelletzki, Trudy Kievsk. duchovn. Akad. 1894, Nr. 8, 614).

Wenn auch Skovoroda eine nationalrussische Erziehung verlangte und sich gegen fremde Lehrer aussprach, wenn er auch mit der Betonung der natürlichen Anlagen, die jedes Volk hat, gegen den damaligen westlichen Kosmopolitismus ausdrücklich Stellung nahm (Was ist ein Kosmopolit? Der Hund in der Aesopfabel, welcher absichtlich das Fleisch in den Fluß fallen ließ, um seinen Schatten zu fangen) und von der zukünftigen Größe Rußlands träumte, so war er doch wieder kein Nationalist im eigentlichen Sinne des Wortes. Er hat die Abschließung des russischen Volkes entschieden verworfen. Jedes Volk, welches sich von anderen Völkern trennt, ist ein Wesen, welches nur im Raume, aber nicht in der Zeit existiert und produziert, es umfaßt wohl Raum, aber nicht die Jahrhunderte, genauer, es unterliegt der Geographie, aber nicht der Geschichte. Er verlangt zwar eine nationale Philosophie, aber diese muß wurzeln in einer allgemeinen Quelle. Denn die Wahrheit ist ohne Anfang und ewig. Sola veritas est viva, antiquissima. Die Wahrheit offenbart sich allmählich an verschiedenen Orten, bei verschiedenen Völkern. Die westeuropäische Philosophie ging von der altklassischen aus, und ging dann den selbständigen Weg der Entwickelung.

II.

Wir müssen nunmehr die Quellen der Weltanschauung Skovorodas kennenlernen. Er selbst hat für sich keinerlei Originalität beansprucht; er bekennt ausdrücklich seine Abhängigkeit. In erster Linie ist es das klassische Altertum, welches die Grundlagen für Skovoroda bot. Man braucht nur seine Lieblingsschriftsteller zu kennen; diese waren nach dem Zeugnis seines Schülers und Freundes Kovalinskijs folgende: Plutarch, Philo von Alexandrien, Cicero, Horaz, Lucian, Clemens von Alexandrien,

Origenes, Nilus, Dionysius der Areopagite, Maximus Confessor, die Bibel (B. 15). In seinen Werken und Briefen nennt er vierzig alte und neuere Schriftsteller, besonders Platon, Aristoteles, Diogenes, Epikur, Seneka, Augustin, Hieronymus, Boethius, Erasmus von Rotterdam, Baronius, Büchner, Vergil, Galen, Gerardus Petrus, Hippokrat, Demosthenes, Dresell (Jeremias), Evagrius monachus, Euridipp, Aesop, Joh. Chrysostomus, Isokrates, Claudian, Kopernikus, Laščevski Varlaam, Menander, Muret, Cornelius Nepos, Ovid, Persius Flaccus, Pythagoras, Plautus, die Ilias, Prokopovič, Sokrates, den Jesuiten Hosius, Terenz, Cäsar, Cicero (Petrov; Trudy Kievsk. duch. Ak. 1902, Nr. 12, 616/7, Anm. 1). Zweifellos war Skovoroda durch seine sprachlichen Kenntnisse — er hatte auch noch Hebräisch gelernt — in der Lage, alle Schriftsteller im Original zu lesen. Es läßt sich aber nicht feststellen, ob er die Klassiker etwa nur aus Kompendien oder aus zweiter Hand kennengelernt hat. Seine Abhängigkeit läßt sich in weitgehendem Maße feststellen. In der Bibelerklärung steht er unter dem Einfluß der alexandrinischen Schule, besonders von Philo, Clemens von Alexandrien, Origenes, welche die Allegorien und den geistigen Sinn der Bibel bevorzugen. Die Uebereinstimmung mit Philo tritt besonders stark hervor. Man braucht nur die oben angeführten exegetischen und religionsphilosophischen Ausführungen Skovorodas mit Philo zu vergleichen. Philo sucht in der Bibel einen allegorischen Sinn, sieht in der Bibel den Keim der Wahrheit und jeden Wissens, er findet die Anfänge dieser Wahrheit bei den persischen Magiern und indischen Hymnosophisten, Skovoroda erkennt dies an, verweist aber noch besonders auf die ägyptischen Priester. Philo ist ein Freund der griechischen Philosophie, besonders Platons, sowie der Stoiker. Das gleiche gilt von Sk., nur scheint er die Philosophie der Stoiker durch die Werke Plutarchs und Ciceros kennengelernt zu haben. Ebenso findet sich die Lehre Skovorodas von Gott, der außerhalb der Welt existiert, frei in seinem Willen und in der Erschaffung der Welt ist, auch bei Philo. Philo ist ein Eklektiker und Synkretist; er hat die Philosophie Platons, der Stoiker und der Bibel in seiner Lehre von Gott zu verschmelzen gesucht. Er wollte auf natürlichem Wege den menschlichen Geist empfänglich machen für die Theologie. Auch Sk. erklärt die Lehre von Gott und sogar von der hl. Dreiheit als Philosophie. In der Definition von dem göttlichen Geiste, der in der ganzen Welt verbreitet ist und die ganze Welt leitet, stimmen beide überein. Skovoroda hat allerdings die rein christlichen Lehren, vom Logos und dem Geiste, die bei dem Juden Philo die höchsten göttlichen Kräfte sind, durch welche Gott die Welt erschaffen hat, im christlichen Geiste umgedeutet (vgl. Voprosy filosofii 23/1894; 230/4). In den Gottesanschauungen ist er ganz abhängig von Gregor von Nazianz, Clemens von Alexandrien, Gregor von Nyssa, Basilius d. Gr. und Augustin. Daneben finden sich auch Einflüsse Platons. In Uebereinstimmung mit diesem erklärt er das natürliche Streben der Seele zur Gotteserkenntnis und nennt als deren Haupteigenschaft das Denken, dem er selbständige Bewegung zuschreibt. Die Seele ist ein perpetuum mobile (B. 247), eine ununterbrochene Bewegung (cf. Plato Timaeus). Auch der Satz Skovorodas: Dem Menschen ist es von Natur eigen, ein Philosoph zu sein, gibt die Gedanken Platons wieder,

der ebenfalls das S u c h e n der Wahrheit dem Menschen zuschreibt, da nur Gott die vollkommene Kenntnis zukommt. Den Vorrang, den Sk. dem „Gedanken" einräumt, ist zu erklären durch die platonische Lehre der Ideen (allerdings auch bei Philo, „Die Ideen sind unverwesliche Kräfte"). Ebenso lehrt Sk. die Ewigkeit und Unveränderlichkeit der Ideen. Wenn Sk. den Verstand als notwendig für den Glauben bezeichnet, so ist es ganz abwegig, ihn deshalb einen Rationalisten zu nennen; Augustin und Gregor von Nazianz, die Sk. oft als Zeugen anruft, haben genau dasselbe gelehrt. Die Gedanken über Materie und Form sind platonisch bzw. aristotelisch. Von der Ewigkeit der Welt hat auch Aristoteles gesprochen. Aber die pantheistischen Tendenzen, die Sk. gerade in der Lehre über die Natur und die Welt zeigt, deuten auf andere Quellen. Die Annahme, daß er von Spinoza beeinflußt sei, ist meines Erachtens ganz unhaltbar. Denn Sk. nennt nirgends dessen Namen, außerdem bestehen in den beiderseitigen Auffassungen über die Bibel und den Glauben insbesondere so tiefgehende Unterschiede, daß an eine Beeinflussung durch Spinoza überhaupt schwer zu denken ist. Auch der materialistische Pantheismus der Stoiker ist schwerlich die Grundlage für die Ansicht Skovorodas. Man kann annehmen, daß er seine Meinung sich selbst gebildet hat, vielleicht auch beeinflußt von der deutschen Mystik, die er kannte.

Für seine praktische Philosophie fand er in Sokrates, Platon, Aristoteles und den Stoikern willkommene Lehrmeister. Wie Sokrates identifiziert ja Sk. die Tugend mit dem Wissen und verlangt von den Menschen, welche Staatsämter übernehmen wollen, eine entsprechende Bildung. Auch Platon fordert in seinem „Staate" die Auswahl zu Kriegern und Verwaltern nach den natürlichen Fähigkeiten und Neigungen. In der Nikomachischen Ethik Buch I hat Aristoteles gelehrt, daß jedes Tier die ihm von der Natur gegebenen Fähigkeiten benutze, daß die Glückseligkeit des Menschen von der Art und Weise, wie er seine Fähigkeiten benutzt, abhängt. Die Stoiker erklärten, daß der Mensch seinen Platz im All kennen muß, daß er seinen individuellen Willen den Forderungen der Natur unterordnet und in Uebereinstimmung mit der Natur lebt (Cicero, de officiis). Die Lehre von den drei Ständen findet sich bei Platon, wo allerdings Landbewohner, Herrscher und Wächter genannt werden, die Anschauung von der Verteilung der Gaben und Naturanlagen durch Gott findet sich bei den Stoikern, ebenso der Satz von dem Glück des Menschen, das im geistigen Frieden besteht. Die Ausdrücke von der Selbsthingabe und dem geistigen Frieden finden sich bei Epikur und Seneka. Aber gerade hier zeigt es sich, daß Sk. wohl eher die entsprechenden Stellen der Kirchenväter (Gregor v. Nazianz und Basilius d. Gr. über den geistigen Frieden, Augustin, Hieronymus, Basilius d. Gr., Maximus Confessor über die sittlich-asketischen Grundlagen) benutzt hat. Denn es ist kein Zweifel, daß er die betreffenden Stellen bei den heidnischen Schriftstellern christlich umgedeutet hat. Die Formel der Stoiker: Gut ist das, was mit dem Verstande und der Natur übereinstimmt, wird von Sk. umgeändert, indem er zum Prinzip der Sittlichkeit das Befolgen des göttlichen Willens macht. Vielleicht ist er hier von Ambrosius: De officiis ministrorum abhängig (Krasnjuk Věra i Razum, 10/1901, Nr. 21, S. 381). Gegenüber der stoischen Forderung, in allen

Lebenslagen die geistige Ruhe zu bewahren, völlig frei von Unruhe und Sorgen zu bleiben, verlangt Sk., daß der Mensch alle seine Kräfte im Arbeitskampfe mit dem Bösen heiligen und dem Nächsten dienen muß. Nur dann gelangt er zur Ruhe und zum Glück (Krasnjuk ebd. 382, vgl. B. 21: Der Mensch, der seine Fähigkeiten erkannt hat, muß sie im Leben anwenden; B. 15: Die Vollkommenheit besteht darin, dem Nächsten nützlich zu sein). Diese Parallelen können natürlich nur beweisen, daß die Gedanken Skovorodas fast alle schon früher ausgesprochen worden sind, daß er uns nichts wesentlich Neues bietet. In bewußter Abhängigkeit steht Sk. nur von Sokrates, eine Abhängigkeit von den übrigen genannten Quellen im literarischen Sinne des Wortes ist meines Erachtens schwer zu beweisen. Es ist sicher, daß er die Ideen der alten Philosophen und Kirchenväter gekannt und verwertet hat, aber er hat sie auch nach seiner eigenen Auffassung umgearbeitet. Wir müssen auch noch des maßgebenden Einflusses gedenken, den das achtjährige Studium auf der Kiever Akademie und seine Lehrer auf ihn ausgeübt haben (vgl. hierzu Petrov, Trudy Kievsk. duch. Akad. 1902, 12, 600/7). Die Kiever Akademie war nach dem „Geistlichen Reglement" vom Jahre 1721 umgebildet worden. Teofan Prokopovič[1]), ein Feind der bisher in der Akademie vorherrschenden scholastischen Richtung führte schon vorher die humanistischen Fächer, besonders auch die Pflege der Kirchenväter und die Ethik ein. Die rationalistische Auffassung, die sich bei der Stellung zu der Gottesverehrung im Geiste, der übernatürlichen Offenbarung[2]), den Wundern, den Zeremonien und Sakramenten der Kirche, den Mönchen, die vielfach ein „weltliches Herz" haben, (B. 7: Im Mönchtum, das von seinem Urprinzip sich entfernt habe, sah er ein düsteres Nest von davonflatternden Leidenschaften, welche, da sie keinen Ausgang für sich hatten, sich ein todtrauriges Sein erdachten) vorfindet, wird man mit ziemlicher Sicherheit auf den stark rationalistischen Prokopovič zurückführen können, ebenso seine Bemühungen um Reinerhaltung der Sprache. Besonders beeinflußt wurde er durch seinen Lehrer Georg Konisskij, der ein eifriger Anhänger und unmittelbarer Schüler des Prokopovič war. Von Konisskij stammen auch die Ausführungen des Skovoroda über Poetik. Konisskij hatte in seinem Stück: „Auferstehung der Toten" Zwischenspiele eingeführt, in welchen litauische und kleinrussische Bauern auf der Bühne auftraten und in der Volkssprache redeten. Skovoroda wurde durch diese in seiner Liebe zum

---

[1]) Prokopovič führte i. J. 1707/11 die Neuerungen in der Philosophie an der Kiever Akademie ein. Konisskijs Philosophie hatte hauptsächlich moralische Tendenzen; sie hat den Grund zur Sittenlehre Skovorodas gelegt. Konisskij hielt als Ziel der Philosophie „das selige menschliche Leben", die Ethik als Mittel zur Kenntnis des Menschen von sich selbst und seiner Pflichten. Georg Ščerbatzkij führte einen Kurs der Philosophie nach Purgotz, einem Anhänger Descartes, ein, Naščinskij lehrte die Philosophie nach Winkler, Purgotz und Baumeister, den Vertretern der Leibnitz-Wolffschen Schule; vgl. Stelletzkij, Trudy 1894, Nr. 8, 609.

[2]) Die Vermutung von Zelenogorskij, Voprosy filosofii 23 (1894) 216 Abs. 1, daß S. das Buch von Reimarus, Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, Hamburg 1794, benutzt habe, ist deshalb wenig wahrscheinlich.

einfachen Volke bestärkt; er dichtete selbst eine Tragikomödie, die uns nicht näher bekannt ist.

Wie der Titel „Eingangstür zur christl. Sittlichkeit" beweist, war Skovoroda auch mit den Werken der Freimaurer bekannt. Die westliche Mystik, die er zwar gekannt hat, hat aber auf ihn wenig Einfluß ausgeübt. Skovoroda war eine viel zu praktisch gerichtete Persönlichkeit, als daß er sich durch bloße Gefühlsmomente hätte beherrschen lassen. Er hat es selbst als den einzigen Wunsch auf Erden bezeichnet, nicht ohne Verstand zu sterben (A mně odna tol'ko v svete duma, kak-by umerti mne bez uma in dem Gedicht: Einer jeden Stadt Sitte und Recht). Seine starke Betonung des Verstandes im Glaubensleben hat ihn ja sogar in den Verdacht des Rationalismus gebracht. Daß Skovoroda „mystische Ideen besonders des katholischen Westens" gehabt habe, ist ganz unbeweisbar[1]); er ist zwar an den Denkern des damaligen Westeuropa erzogen[2]), hat sich aber später bewußt von der damaligen Philosophie abgewendet und die altklassische Philosophie bevorzugt. Von einem rationalistischen Gedankenaufbau nach westeuropäischem Muster kann man nicht sprechen; die verhältnismäßig geringen rationalistischen Einflüsse gehen wohl auf westeuropäischen Einfluß zurück, sind ihm aber nur durch Prokopovič und Konisskij vermittelt worden. Dies beweist am besten die oben gegebene Liste der von Sk. gelesenen Schriftsteller.

III.

Die Darlegung der Weltanschauung Skovorodas gibt zugleich die Antwort auf die Frage nach seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung. Er war der erste russische Philosoph und zwar ein Philosoph im altklassischen Sinne: Das Suchen nach Wahrheit und das Leben dafür waren ihm ein und dasselbe. Er selbst vergleicht sich mit einem Einsiedler, der einen Vogel zu fangen sucht, die Wahrheit. Er suchte eine Neubelebung der alten Philosophie herbeizuführen und die bei den Russen unbeliebte scholastische Methode zu verdrängen. Für ihn ist die Philosophie nicht nur für die Forderungen des Verstandes, sondern in erster Linie für die Befriedigung der seelischen Bedürfnisse da. Wenn auch die Idee, der Geist, die Vernunft eine herrschende Stellung erhält, so sind diese doch mehr Mittel zum Zweck, nämlich zur Selbsterkenntnis. Der Mensch mit seiner Seele, nicht die abstrakte Idee ist der Hauptgegenstand seiner Philosophie. Durch die scharfe Betonung der Naturanlagen jedes Volkes ist er ein Vorläufer der national-russischen Philosophie, der Slavophilen und Dostoevskijs. Allerdings fehlt ihm als Ukrainer das grübelnde, seelenzergliedernde Suchen der Großrussen; er ist durchaus Optimist. Neue Gedanken, tief schürfende Probleme sucht man vergebens bei ihm; er ist eine harmonische Natur, die in der Synthese, nicht in der Analyse die Gedanken ausspricht. Seine Wirkung geht von Mensch zu Mensch; sein kritischer Geist ist nicht scharf; er will nicht niederreißen, sondern aufbauen. Er will nicht Zweifel und

---

[1]) M. Winkler, P. J. Čaadaev, 1927, S. 62. Bei Bonč-Br. 35 leugnet Sk. ausdrücklich, daß er die Martinisten kenne.

[2]) Winkler, S. 96.

Probleme in die Seelen tragen, sondern ihnen Frieden und Glück bringen. Ein inneres, reiches Leben, das sich auch an Naturfreuden, an Spiel, Gesang und Musik ergötzt, das in allumfassender Liebe den Armen und Bedrängten helfen will, ist sein Ziel. Kirche und Zeremonien hält er für überflüssig, ja als hinderlich für den Glauben. Das Leben in und mit der Natur ist für ihn die Gewähr eines glücklichen Lebens. Todesfurcht ist ihm unverständlich; er hält den Tod für einen Segen, der ihn von allem Elend und einem untauglichen Körper befreit. Er glaubt fest an die Unsterblichkeit, an den Uebergang von der Verweslichkeit zu der Unverweslichkeit (B. 21/22). Die kulturelle Bedeutung dieses geistigen Christentums kann man nur dann richtig bewerten, wenn man die kirchlichen und kulturellen Mißstände in der Ukraine betrachtet[1]). Skovoroda wollte hier als religiöser Reformator auftreten. Hat er damit Erfolg gehabt? Wir müssen zwischen seiner Tätigkeit als Lehrer und Schriftsteller unterscheiden. Seine Arbeiten konnte er wegen seiner Armut und der Zensur nicht drucken lassen; sie waren zwar handschriftlich unter seinen Freunden verbreitet, aber die geringe Benutzung, die bis heute in den philosophischen russischen Werken nachzuweisen ist, zeigt, daß sie nicht sehr bekannt waren. Auch hier könnte man sagen: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Während nur wenige russische Schriftsteller sich mit dem ukrainischen Landsmann befaßten, hat Görres sich für ihn interessiert, wie die Schrift beweist: Gregor Skovorodas Lebenswandel und Wirkungskreis oder historisch-kritische Würdigung seiner Schriften, als Beitrag zu einer Geschichte der Slavischen Volksweisheit, in Briefen an Joh. Josef Görres, Professor an der Universität zu München[2]). Zwar ist Skovoroda von Russen mit Lomonossov, Novikov, Origenes verglichen worden; Danilevskij sagt, daß er die geistige Erweckung der ukrainischen Gesellschaft veranlaßt habe; diese Anerkennungen ändern nichts an der Tatsache, daß er von seinen Zeitgenossen nicht so geschätzt worden ist, wie er es verdient hätte. Fürchtete er doch selbst, daß seine Handschriften in die „unsauberen und unvernünftigen" Hände der Feinde fallen möchten. Diese haben es an Verleumdungen nicht fehlen lassen. Da er den Genuß von Fleisch und Wein verurteilte, wurde er der manichäischen Irrlehre bezichtigt. Weil er Gold und Silber, teure Kleider und kostbare Gegenstände, die doch Gott geschaffen habe, verwarf, wurde er Gotteslästerer genannt. Weil er sich von den Menschen zurückzog, sagte man, er habe keine Liebe zu den Menschen und nannte ihn einen Menschenfeind." (B. 27.) Man verbot den jungen Leuten, mit ihm zu verkehren. Die scharfe Kritik besonders der reicheren Gesellschaftskreise, die seine Philosophie nicht verstanden, mußte ihm noch mehr Gegner zuziehen. Diese lehrten mit Wort und Tat, daß das menschliche Glück darin bestehe, alles im Ueberfluß zu haben, viel zu essen, zu trinken, anzuziehen, sich festlich zu vergnügen. Darum erklärt auch Skovoroda, es sei besser, bei einem einzigen Verständigen in

---

[1]) Filaret, Istoriko-statističeskoe opisanie Charkov'skoj eparchii, Moskva 1857, II, 286, 290/1, III, 103, 152.

[2]) Diese Schrift ist m. W. noch nicht veröffentlicht. Daß übrigens in der neuesten Zeit sich die Russen mehr für Sk. interessieren, zeigen die oben erwähnten Bücher von Ern, Gruševskij und besonders von Bagalej.

Liebe und Achtung zu stehen, als bei tausend Narren (Fabel 14). Da Skovoroda außer Kovalinskij keine eigentlichen Schüler hatte, war ihm eine systematische Verbreitung seiner Lehre versagt. Trotzdem zeigt eine einzige Tatsache, daß sein Wirken auch in den reicheren Gesellschaftskreisen nicht ohne Erfolg war. Als im Jahre 1803, also 9 Jahre nach dem Tode Skovorodas, Karamsin für die erste Universität in Charkov Geld sammelte, brachte er die ungeheure Summe von 618 000 Rubel zusammen. Die Zeichner waren in erster Linie Gelehrte, Freunde und Bekannte Skovorodas. So hat die erste „Wandernde Universität und Akademie der ukrainischen Gutsbesitzer", wie Skovoroda genannt wurde, tatsächlich die erste wirkliche Universität der Ukraine geschaffen. Dies ist eine kulturgeschichtliche Leistung, die nicht hoch genug bewertet werden kann.

Größere Verbreitung fanden die Gedichte Skovorodas, am bekanntesten war ein halb geistliches, halb satirisches Lied, das komponiert und von wandernden Sängern, den blinden Banduristen, auf den Straßen und Jahrmärkten gesungen wurde. Diese Lieder sind unter dem Namen „Psalmen" oder Dumy im Volke weit verbreitet; sie schildern das faule Leben der höheren Gesellschaftskreise, das er ohne wahren Sinn und Inhalt schildert. Das einfache Leben Skovorodas, seine Liebe zum Volke, machte ihn beliebt; es galt als besonderer Segen Gottes für ein Haus, in welchem er einen Tag blieb. Noch im Jahre 1831 wußte ein Bauer davon zu erzählen, wie Skovoroda die Leidensgeschichte des Herrn, die Parabel vom verlorenen Sohn, vom guten Hirten so vorzulesen verstanden hätte, daß alle weinten. Und er schloß mit den Worten: Ewiges Gedenken dem Skovoroda (Trudy Kievsk. duch. Ak. 1894, Nr. 8, 611/32). So ist der segensreiche Einfluß dieses Volkslehrers in den Herzen wach geblieben, der russische Sokrates hat wie einst sein Vorbild für die geistige Aufklärung und sittliche Lebensführung und damit auch für die ganze Kultur gewirkt. Er bildet zweifellos einen Merkstein in der Geistes- und Kulturgeschichte der Ukraine.

MISCELLEN

DAS OSSOLIŃSKISCHE NATIONALINSTITUT IN LEMBERG 1827—1928[1])

Von
Dr. Kazimierz Tyszkowski (Lemberg).

Das Ossolińskische Nationalinstitut in Lemberg feiert im Monate Mai d. J. sein hundertjähriges Jubiläum. Dieses bedeutsame Fest erregt das Interesse nicht nur ausschließlich der polnischen Gelehrtenwelt, sondern findet auch einen regen Nachklang in weitesten Kreisen Polens und ebenso des Auslandes.

Josef Maximilian Graf Ossoliński, der Nachkomme eines alten, hochangesehenen und berühmten Adelsgeschlechtes, der Stifter und Gründer des Institutes, gehörte einer Plejade hervorragender Sammler, Ende des 18. Jahrhunderts, an, welche, dem plötzlich erwachten antiquarischen Interesse gemäß, Kultur- und Kunstschätze in ihren Bibliotheken, Bildergalerien und Museen ansammelten. In dieser Hinsicht trat er in die Fußtapfen des letzten königlichen Kunstmäzens, Stanislaus August, sowie in jene des Gründers der großen, i. J. 1795 nach Rußland weggeschleppten Nationalbibliothek, J. A. Załuski, und rivalisierte mit solchen Größen wie Czartoryski, Czacki, Raczyński, Działyński u. a. m. Diese für ihr Volkstum begeisterten Männer wandten sich in dem Augenblick, als Polen seine politische Unabhängigkeit verlor, mit Sorgfalt und Pietät den Denkmälern und Ueberresten der glänzenden Vergangenheit zu, um den Geist und die Kultur des polnischen Volkes zu retten und zu wahren. Diesem patriotischen und geschichtlichen Leitmotive, der dem Kollektionstriebe des Grafen Ossoliński zugrunde lag, verdanken die Ossolińskischen Sammlungen ihre Entstehung.

Der Stifter selbst, obwohl nur Liebhaber, war vielseitig gebildet und versuchte seine Kräfte in wissenschaftlichen Forschungen. Er fing bei der politischen Geschichte des 16. Jahrhunderts, bei Siegmund I. an, um zum Studium der Urgeschichte überzugehen, nachher wandte er sich wieder, vielleicht durch Butterweck und Eschenburg beeinflußt, den späteren Zeiten zu, kehrte jedoch nicht mehr zur politischen Geschichte zurück, sondern widmete sich literarischen Geschichtsforschungen[2]). Frühzeitig kam er in Verhältnisse mit der deutschen Wissenschaft, und zwar mit ihren Danziger Vertretern, einem Lengnich, Janotzki-Jaenisch, dem Mitarbeiter Załuskis. Dann arbeitete

[1]) Ueber Ossoliński: A. Fischer: Zasługa J. M. Ossolińskiego. Kwartalnik Historyczny 1918, S. 41—52. B. Gubrynowicz: J. M. Ossoliński, człowiek i pisarz. Lwów 1928. Ueber das Ossolińskische Nationalinstitut: W. Kętrzyński: Zakład Nar. im. Ossolińskich. Lwów 1894. A. Fischer: Zakład Nar. im. Ossolińskich. Lwów 1917, II. Ausgabe 1927 (Die bibliographischen Aufzeichnungen auf Seite 116—120). M. Gębarowicz und K. Tyszkowski: Zakład Nar. im. Ossolińskich. Lwów 1926. W. Bruchnalski: Materjały do historji Zakładu Nar. im. Ossolińskich. Lwów 1928.

[2]) Gubrynowicz, op. c., passim.

er unter dem Einflusse Schlözers und Gatterers und stand gleichzeitig in innigem Zusammenwirken mit der sich eben entfaltenden Slavistik, welche durch Dobrovský, Potocki und andere vertreten wurde. Der Kontakt mit den deutschen und slavischen Wissenschaften gewann an Stärke, als Ossoliński nach längerem Verweilen in Wien zum Präfekten der kaiserlichen Hofbibliothek i. J. 1809 ernannt wurde.

Die größte Leidenschaft des polnischen Kunstmäzens, um den sich dazumal die Wiener Gelehrtenwelt gruppierte, war jedoch seine Liebe zum Buche, worin ihm der hervorragende Sprachforscher Samuel Bogumil Linde, der Schöpfer des ersten polnischen Wörterbuches, eine kräftige Stütze ward. Jede sich darbietende Gelegenheit die Bibliothek zu bereichern, wie z. B. die durch Kaiser Joseph II. angeordnete Klosterkassation, wurde fleißig ausgenützt. Gegen das Ende seines Lebens beschloß Ossoliński, seine Sammlungen der polnischen Nation zu übergeben, und stiftete zu diesem Zwecke i. J. 1817, zusammen mit den Sammlungen des Fürsten Heinrich Lubomirski, eine Fundation, zu deren Unterhalt er die Einkünfte seiner Güter verschrieb, die durch einen aus dem Kreise seiner Verwandten erwählten ökonomischen Kurator verwaltet sein sollten. Die Leitung der Bibliothek vertraute er einem literarischen Kurator an und vergab diese Würde an den jeweiligen Majoratsherrn auf Przeworsk, dem Nachkommen des Fürsten Heinrich Lubomirski.

Die Realisierung seiner Pläne erlebte jedoch Ossoliński nicht mehr, denn 1826 ereilte ihn der Tod. Ein Jahr später wurde die Bibliothek nach Lemberg überführt, wo sie im Gebäude des ehemaligen Karmeliter-Nonnenklosters dem Publikum zugänglich gemacht wurde.

Die ersten Jahre des Bestehens der Bibliothek waren voll politischer Schwierigkeiten, welche die Zeitepoche Metternichs leicht verständlich macht. So büßte z. B. der Direktor des Instituts, Słotwiński, den Druck der „Księgi pielgrzymstwa polskiego" des Mickiewicz durch eine 8-jährige Kerkerstrafe in Kufstein ab. Die Behörde schloß die Druckerei und durchstöberte die Sammlungen auf der Suche nach nicht legaler Literatur. Erst nach mehreren Jahren, nach inständigen und rastlosen Bemühungen, konnte der normale Betrieb der Bibliothek wieder aufgenommen werden. Die Sammlungen wurden geordnet, das Gebäude, durch den General Josef Bem adaptiert, diente bereits seinem Zwecke. Der Druck der Zeitschrift „Czasopismo" wurde fortgeführt, eine auserlesene Anzahl der berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller des damaligen Galiziens zählte zu den Freunden des Institutes. Hier finden alle ernsten, wissenschaftlichen Versammlungen statt und werden alle, einen öffentlichen Charakter tragenden Feste und Feierlichkeiten abgehalten. In dem gleichen Gebäude wurde überdies auch die neu geschaffene Kredit-Landwirtschafts-Gesellschaft untergebracht. So wird das Institut im Laufe der Jahre der Konzentrationspunkt der nationalen und literarischen Bewegung in Lemberg, dessen Kraft nicht einmal durch die von Hammerstein gerichteten Kanonen erschüttert werden konnte.

Um das Jahr 1848 sammelte sich im Institute eine auserlesene Schar hervorragender Gelehrten unter der Führung des Direktors Adam Kłodziński und des Kurators Georg Lubomirski, welcher dem Institute solche Mitarbeiter, wie die Geschichtsforscher August Bielowski, Karl Szajnocha, Xawer Godebski und den Dichter Mieczysław Romanowski gewann.

Die nächsten Bemühungen gingen ausschließlich in wissenschaftlicher Richtung, geleitet von Direktor August Bielowski, später von Direktor Adalbert Kętrzyński und dem Vizekurator Anton Małecki. Das Resultat ihrer Arbeit sind die „Monumenta Poloniae Historica", das Wörterbuch von Linde (II. Ausgabe), der Kodeks von Tyniec, ein Handschriftenkatalog; diese verdienstvollen Männer sind es, die dem Institute den Weg zur volleren Entfaltung ebneten.

Bis zu diesem Zeitpunkte wurden alle Inventare des Institutes beendigt und ein alphabetischer Zettelkatalog für die Bibliothek verfertigt, der bis zum heutigen Tage eine sichere Grundlage zur Ausnützung der hier angesammelten Schätze polnischen Geistes bildet. Besondere Verdienste erwarben sich in dieser Hinsicht Jan Szlachtowski und Karl Szajnocha. Das zum Realkatalog gehörige Material, obwohl nicht ganz vollständig, wird ebenfalls dem Publikum

zugänglich gemacht. Gleichzeitig kamen die wissenschaftlichen Verhältnisse des Institutes zum Auslande mehr zur Geltung, und zwar unter dem Direktorat Bielowskis zum Deutschen Reiche und ganz besonders zu Rußland, unter Kętrzyński, dank seines persönlichen Interesses, zu den baltischen Ländern.

So betrat das Ossolińskische Nationalinstitut den Weg der Wissenschaft und wurde, dank seiner reichen, immer mehr sich erweiternden Sammlungen, zum mächtigen Mittelpunkte wissenschaftlicher Forschungen der Geschichte und Literatur Polens. Und auf diesem Wege schreitet das Institut bis zum heutigen Tage fort, trotz mannigfacher Schwierigkeiten und schwerer Kriegsunfälle.

Während des verflossenen Jahrhunderts vergrößerten sich die Sammlungen des Instituts durch zufließende Gaben. Als der Tod seinen Stifter dahinraffte, zählte die Bibliothek kaum 10 121 Werke in 19 055 Bänden, 552 Handschriften in 708 Bänden, 133 Landkarten und 1445 Zeichnungen. Alljährliche systematische Ankäufe und Schenkungen ganzer Bibliotheken bereicherten die Sammlungen ungemein. So erhielt das Institut die Bibliotheken folgender Familien: der Skrzyński, der Nargielewicz aus Litauen, noch vor dem Kriege die Büchersammlung der Fürsten Lubomirski aus Kruszyna, der Fürstin Eleonora Lubomirska geb. Hussarzewska, der Grafen Badeni. Im Jahre 1910 deponierte Fürst Ladislaus Sapieha aus Krasiczyn sein Familienarchiv auf ewige Zeiten im Institute. Es nahm, seinem Werte gemäß, den nächsten Platz bei den schon früher deponierten Archivalien der Familien Lubomirski, Mniszech, Wybranowski, Grabowski, Hohendorff, Żydowski, Drohojowski u. v. a. m. ein. Im Jahre 1913 besaß die Bibliothek bereits 143 150 Werke in fast einer halben Million Bänden, überdies 4945 Handschriften, Ende des Jahres 1927 erreicht nun der numerus currens bereits die Zahl 171 800, während die Zahl der einzelnen Bände auf 600 000 steigt, 232 Inkunabeln und 4973 Drucke des 16. Jhdts. mitinbegriffen. Weiters besitzt die Bibliothek 5656 Handschriften, dazu über 2000 noch nicht inventarisierte, 1742 Diplomata und 5289 Autographen[1]).

Der Weltkrieg erschütterte wohl das Dasein des Institutes. Doch man muß gestehen, daß es aus den Kriegswirren der Jahre 1914—1920 unberührt hervorgegangen ist. Die russische Okkupation ließ die Sammlungen in Ruhe. Erst die Straßenkämpfe in Lemberg vom Jahre 1918 brachten das Institut in drohende Gefahr. Es befand sich nämlich auf der Streitlinie, glücklicherweise kam es jedoch mit nur geringen Verlusten davon. Im Jahre 1920 evakuierte man wertvollere Objekte nach Krakau, angesichts der wieder am Horizont auftauchenden russischen Okkupationsgefahr.

Nach Rückkehr der normalen Zeiten wurden die Arbeiten mit Eifer wieder aufgenommen, um so mehr als große Rückstände sich erwiesen und überdies neue, reiche Schenkungen zuflossen. Auf diesem Wege gewann das Institut folgende Bibliotheken und Archivalien: der Familie Pawlikowski (berühmte Sammlung von Zeichnungen), des Wladimir Kozłowski, der Jabłonowski aus Bursztyn, der Luba-Radzimiński aus Mukosiejowy Bereh, der Skarbek (Ueberreste der Bibliothek von Aleksander Fredro), der Chrzanowski aus Moroczyn und andere weniger wichtige.

Die stete Zunahme der Bibliothekssammlungen stützt sich, wenn man die Gaben und Schenkungen außer Acht läßt, auf den Ankauf der laufenden polnischen literarischen Produktion sowie der ausländischen geschichtlichen und literarischen Polonica. Ueberdies erhält das Institut, zufolge Ministerialverordnung, vom Juli 1927 an, das Pflichtexemplar aller, auf dem Gebiet der Republik erscheinender Zeitschriften, somit erhielt die Bibliothek bis Ende des verflossenen Jahres 1694 Exemplare, auf welche 160 ausländische Zeitschriften entfallen. Auf diese Weise wächst die reichste Zeitschriftensammlung Polens und wird eifrigst vervollständigt.

---

[1]) Catalogus codicum manuscriptorum, T. I—III (Nr. 1—1504), ed. Kętrzyński. Lwów 1888—1894, Inwentarz rękopisów Zakładu Narodowego im. Ossolińskich (maszynopis), Nr. 1505—5500. Lwów 1926.

Die ausländische wissenschaftliche Literatur fließt im Wege des Tausches unserer Publikationen gegen jene der ausländischen Institute zu. Die Direktion hält sich an dieses Verfahren schon von altersher, sie trachtet nämlich mit Osteuropa und den slavischen Ländern in innigere Verbindungen zu treten und alles auszunützen, was mit der Geschichte und Kultur Polens in Zusammenhang steht. Den Umfang dieser Tätigkeit werden hier einige Daten aus dem Jahre 1927 erläutern. Es wurden 495 Werke in 579 Bänden, überdies 57 Exemplare des „Przewodnik Bibljograficzny" an 159 Institute abgesendet, wofür das Institut 589 Werke und Zeitschriften in 1700 Bänden und Heften von 146 Instituten erhielt.

Die Bibliothek des Ossolińskischen Nationalinstitutes trägt einen ausgeprägten nationalen Charakter, da sie vorwiegend „Polonica" enthält, welche während des ganzen 19. Jahrhunderts von der gesamten Nation bereitwilligst geopfert wurden.

Die Abteilung der Handschriften — die köstlichsten davon in Schaukästen — fängt beim früheren Mittelalter an, viele dieser Handschriften wurden von Bielowski in den „Monumenta" herausgegeben. Die wertvollen Kodekse von Długosz (besonders Clenodia), die Statuten und Chroniken bilden den Schmuck der Kollektion. Doch ist diese Abteilung nicht die wichtigste, denn sie ist, was die Geschichtsquellen anbelangt, ähnlich wie die Abteilung für das 16. Jahrhundert, mit Ausnahme der Korrespondenzen von Hosius und Kromer und die Acta Tomiciana, von geringerer Bedeutung wie die Sammlungen in Krakau oder die des Hauptarchivs in Warschau.

Erst vom 17. Jhdt. angefangen wird das Studium der Ossolińskischen Sammlungen für den Geschichts- und Literaturforscher unerläßlich. „Männer," schreibt Dudik, „die im Laufe dieses Jahrhunderts auf zahlreichen Schlachtfeldern tätig waren, legten hier ihre Papiere und Dokumente zur Richtschnur für ihre Nachfolger nieder"[1]).

Was die Denkmäler der Druckereikunst anbetrifft, so besitzt das Ossolińskische Nationalinstitut fast alles, was die polnischen Druckereien von der Zeit des Erscheinens der ersten Drucke von Kaspar Hochfeder (Turrecremata, Augustinus und Plateanus) und Szwajtpol Fiol produziert haben.

Zwecks größerer Bequemlichkeit des Publikums wurden die wertvolleren Schriften und Drucke in leicht zugänglichen Schaukästen untergebracht. Es befinden sich darin: unsere ältesten Drucke, die besten Ausgaben altpolnischer Schriftsteller, Bücher aus der Bibliothek von Siegmund August, altehrwürdige, ausländische Handschriften vom 12. Jhdt. an, mittelalterliche polnische Schriften (das Leben des hl. Blasius, 14. Jhdt.), die Rechnungen des Hofes von Władysław Jagiełło, die Handschrift der Chronik von Kadłubek und Gallus, die vor hundert Jahren verloren gegangen ist und in Kruszyna von Bernacki aufgefunden wurde. Weiter Autographen von Mickiewicz, Sienkiewicz, Kasprowicz, Reymont, Żeromski und vor allem Słowacki. Dieser Handschriftennachlaß von Słowacki bildet die Basis der von Prof. Julius Kleiner angefangenen und rühmlichst fortgeführten Ausgabe (editio ne varietur) der Werke des Dichters.

Als Vervollständigung der reichen Sammlungen wird die als ein Ganzes abgesondert gehaltene Bibliothek der Pawlikowski betrachtet, welche 21 503 Drucke, 271 Handschriften, 4270 Autographen und insbesondere 24 827 Zeichnungen ihr Eigen nennt[2]).

Das Museum der Fürsten Lubomirski bildet eine besondere Abteilung des Institutes und ist mit demselben eng vereinigt. Die anfängliche Schenkung des Fürsten Heinrich Lubomirski, die eine prachtvolle Rüstkammer sowie eine alte Geldmünzensammlung enthielt, wuchs durch Gaben von Generationen,

---

[1]) B. Dudik: Archive im Königreiche Galizien und Lodomerien. Wien 1867. S. 168.

[2]) M. Gębarowicz: Bibljoteka im. Gwalberta Pawlikowskiego. Publiczne Bibljoteki Lwowskie 1926. S. 24—28.

welche ihre Familienandenken und Kunstschätze hier deponierten, an, so. daß das Museum heutzutage eine erstklassige Kollektion darstellt[1]).

Das Museum besteht aus einer Bildergalerie, einem Stichenkabinette, einer Geldmünzensammlung, einer Rüstkammer und einer Abteilung historischer Andenken. Im Ganzen besitzt das Museum: 3854 archäologische und historische Gegenstände, 1061 Bilder, 467 Skulpturen, 28 698 Stiche und Zeichnungen, 21 274 Medaillen und Geldmünzen (hiervon entfallen 3688 auf die Sammlungen der Pawlikowski).

In der Bildergalerie tritt auf den ersten Plan die imposante „Unja Lubelska" von Matejko, welche hier durch den einstigen Landesausschuß für Galizien und Lodomerien deponiert wurde. An ihrer Seite zieht eine Anzahl von Gemälden erstklassiger Maler, wie Brandt, J. Kossak, Pochwalski, von den älteren Bacciarelli und Belotto-Canaletto, und besonders ein erst unlängst entdeckter Tizian (geschenkt von einem österreichischen Offizier, dem Olmützer Major Kühnel), Gerard u. a. die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich. Inmitten der Zeichnungen erblickt man die Werke der hervorragendsten europäischen Maler, wie Rembrandt, Rubens, Dürer[2]), Tiepolo, Holbein der Aeltere, Wolf Huber, u. a. m.

Die materielle Existenz des Institutes stützt sich auf die Einkünfte der Fundationsgüter und der Industrieanstalten, wie zweier Druckereien und einer Buchbinderei, besonders jedoch auf das, aus der Herausgabe der Bücher und aus zwei eigenen Buchhandlungen, in Warschau und Lemberg, erzielte Einkommen.

Von den Publikationen des Institutes treten die Klassikerausgaben von Mickiewicz, Słowacki, Fredro und Sienkiewicz in den Vordergrund.

Folgende Monographien wurden veröffentlicht: des „Mickiewicz" von Kallenbach, „Słowacki" von Kleiner, „Literatura rosyjska" von Alex. Brückner, „Literatura polska" von Bronisław Chlebowski, „Wśród zagadnień książek i ludzi" von Ignacy Chrzanowski, „Początki piśmiennictwa polskiego" von Jan Łoś, seine grammatischen Werke: die altslavische und polnische Grammatik waren die nächsten Gewinnste jenes Zeitabschnittes; überdies verdienen besondere Erwähnung: „Dzieje wojen" von Tadeusz Korzon, sowie die monumentale Publikation von Jan Ptaśnik „Monumenta typographica Poloniae XV et XVI saeculorum" von der Polnischen Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet. In die Region des Bibliophilismus trat der von Jan Kasprowicz übersetzte „Philobiblon", wie auch „Album sylwetek portretowych" von Mieczysław Treter.

Als besondere Publikationen der Bibliothek erschienen folgende Werke: Ludwik Bernacki „Pierwsza książka polska", Bronisław Gubrynowicz „Antoni Małecki" und Adam Fischer „Zwyczaje pogrzebowe ludu polskiego". Aus Anlaß des Internationalen Bibliothekar- und Bibliophilen-Kongresses in Prag i. J. 1926 wurde eine Beschreibung der Bibliotheken in Lemberg unter Redaktion des Direktors Ludwik Bernacki unter dem Titel „Publiczne bibljoteki lwowskie" herausgegeben.

Im Jahre 1924 wurde die Herausgabe der ältesten bibliographischen Monatsschrift in Polen, des „Przewodnik Bibljograficzny", welcher 50 Jahre vorher von Władysław Wisłocki herausgegeben wurde, wieder aufgenommen. Diese Zeitschrift ist heutzutage das einzige wissenschaftliche Bücherverzeichnis in Polen und gewinnt sowohl durch ihr wissenschaftliches Niveau, als auch

---

[1]) Idem: Muzeum XX. Lubomirskich. S. 22—23.

[2]) Ueber Dürersche Zeichnungen, siehe: H. S. Reitlinger: An unknown Collection of Dürer Drawings. The Burlington Magazine, March 1927, S. 153—159, III tabl. Friedrich Winkler: The collection of Dürer Drawings at Lemberg (Galicia). Old Master Drawings, September 1927, S. 15—19. Idem: Der Lemberger Dürerfund. Der Kunstwanderer, Mai 1927, S. 353—356.

durch die Vollständigkeit ihrer Informationen immer größeres Ansehen im In- und Auslande.

Die letzten Jahre vermehrten, der ungünstigen Konjunktur zum Trotz, unseren Publikationen-Erwerb und zwar durch Werke solcher Bedeutung wie: „Teatr, dramat i muzyka za Stanisława Augusta" (Theater, Drama und Musik zu Zeiten König Stanislaus August) von Ludwik Bernacki und die „Literatura mieszczańska w. XVII" (Bürgerliteratur des 17. Jhdts.) von Karol Badecki, die monumentale Monographie von Stanisław Zakrzewski über Bolesław Chrobry, erstklassige Hilfsmittel, wie: die Quellengeschichte des polnischen Rechtes von Stanisław Kutrzeba, Handbuch der Psychologie von Władysław Witwicki und der polnischen Ethnologie von Adam Fischer, endlich „Szkice historyczne i społeczne" (Geschichtlich-soziale Skizzen) von Franciszek Bujak, nachgelassene Werke von Konstanty Wojciechowski, wie: „Werter w Polsce" (Werther in Polen) und „Wiek Oświecenia" (Das Jahrhundert der Kultur), weiter das Gesamtwerk „Gdańsk" (Danzig) unter Redaktion von Kutrzeba, überdies eine Reihe auserlesener Werke der schönen Literatur.

Das Jubiläumsjahr wird eine Anzahl dem Institute gewidmeter Publikationen bringen, und zwar: „Rocznik Zakładu Nar. im. Ossolińskich", I. Bd. (Abhandlungen der Institutsbeamten), „Gmach Zakładu Nar. im. Ossolińskich" von Tadeusz Mańkowski, „Jerzy Lubomirski" von Władysław Tadeusz Wisłocki[1]).

---

[1]) Außer vorher erwähnten S. 43 Nr. 1.

II

LITERATURBERICHTE

DIE WICHTIGSTEN HILFSMITTEL ZUM STUDIUM DES RUSSISCHEN KIRCHENGESANGES

Von

Erwin Koschmieder.

Der russische Kirchengesang ist ein Gebiet, dessen Bearbeitung in Deutschland immer noch mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Trotz der dankenswerten Tätigkeit von Riesemanns nämlich, dem die Wissenschaft eine Reihe von deutschen Arbeiten über die russische Kirchenmusik verdankt, ist das reiche Material der russischen Forscher über dieses Gebiet in den Bibliotheken Deutschlands noch immer sehr mangelhaft vertreten, so daß auch die deutsche Musikwissenschaft bisher von der russischen Kirchenmusik nur wenig Notiz nehmen kann. Das unbestreitbar große Interesse aber, das der russische Choral sowohl der Musikwissenschaft, der Liturgik als auch der Sprachwissenschaft bietet, hat mich bestimmt, die vorliegende Uebersicht der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie soll es dem mit russischen Verhältnissen nicht vertrauten Forscher ermöglichen, sich über die wichtigsten Werke zur russischen Kirchenmusik zu orientieren, die ihm den Weg zu weiteren Arbeiten über Einzelfragen weisen können, und soll gleichzeitig, soweit das hier möglich ist, ein allgemeines Bild vom Stande der heutigen Forschung bieten. Natürlich beabsichtige ich nicht, hier eine vollständige Aufzählung aller auf den russischen Choral bezüglichen Schriften zu liefern. Dazu würde der mir zur Verfügung stehende Raum nicht entfernt ausreichen, ganz abgesehen davon, daß ja der Zweck einer solchen „vollständigen" Bibliographie eben ein ganz anderer ist, als der der vorliegenden Zusammenstellung, die ja besonders durch die kurzen Referate eine erste Orientierungsmöglichkeit bieten will. Dabei möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß nunmehr vielleicht doch die hierfür zuerst in Betracht kommenden Bibliotheken und Institute mit slavistischen oder musikwissenschaftlichen Interessen in meiner Zusammenstellung einen Wegweiser für Anschaffungen in dieser Richtung finden. Wer nämlich sich hier in Deutschland mit diesem Gebiet beschäftigen will, findet auch in den größten Bibliotheken

die wichtigsten Werke nicht. Und selbst diese bescheidene Zusammenstellung hat unter diesen schwierigen Verhältnissen zu leiden, ja sie wäre mir kaum möglich gewesen, hätte mir nicht die Staats- und Universitäts-Bibliothek Breslau im Einverständnis mit dem Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung einen anderweitigen dienstlichen Auftrag nach Rußland gegeben, wodurch es mir möglich wurde, eine Reihe von Werken wenigstens dort durchzusehen, die hier in Deutschland nicht aufzutreiben sind. Es ist mir ein Bedürfnis, diesen beiden Stellen auch hier meinen ergebensten Dank dafür auszusprechen. Desgleichen danke ich der Lenin-Bibliothek in Moskau und der Oeffentlichen Bibliothek in Leningrad für die kollegiale Liberalität, mit der sie mir die Benutzung ihrer großen Schätze gestatteten. Wenden wir uns nun der Erörterung unseres Gegenstandes zu.

Den Anfang sollen, wie billig, die wichtigsten bibliographischen Zusammenstellungen machen. Hier sind zuerst zwei Arbeiten des verdienten Forschers auf dem Gebiet der russ. Kirchenmusik Antonin Viktorovič Preobraženskij zu nennen. 1896 erschien sein „Slovaŕ russkago cerkovnago pěnija" in Moskau (XVIII, 192 S. 8⁰), ein vorzügliches handliches Orientierungsmittel, das in alphabetischer Ordnung Antwort sowohl auf die wichtigsten sachlichen als auch auf bibliographische Fragen gibt. Freilich ist es heut schon über dreißig Jahre alt. Aber es ist bisher durch kein ähnliches Werk ersetzt worden, und sollte in keiner Bibliothek mit slavistischen oder musikalischen Interessen fehlen, besonders da die Enzyklopädien[1]) auf unserem Gebiet oft nur unbefriedigende Auskunft geben und die russische Ausgabe des Riemannschen Lexikons hier selten ist. Für jeden, der sich hier den ersten Rat holt, ist das Literaturverzeichnis über den russischen Kirchengesang auf S. 91—101 von großem Interesse. Preobraženskij hat es 1897 in einer auf 202 Positionen vermehrten Broschüre unter dem Titel: „Po cerkovnomu pěniju. Ukazatel' knig, brošjur i žurnal'nych statej (1793—1896 g.)" in Ekaterinoslav besonders herausgegeben (26 S. 8⁰) und davon unter dem gleichen Titel 1900 eine zweite Auflage mit 521 Nummern erscheinen lassen. Beide Hilfsmittel sind mit Indices versehen, die ihre Benutzung nach sachlichen Gesichtspunkten erleichtern.

Während nun die Darstellungen der Geschichte des russ. Chorals oft nur sehr knappe Literaturverzeichnisse bieten, muß ich auf die Literaturzusammenstellung aufmerksam machen, die Oskar von Riesemann seiner Leipziger Dissertation: „Die Notationen des altrussischen Kirchengesanges" (erschienen in „Publikationen der Internationalen Musikgesellschaft", Beihefte, zweite Folge, Heft 8, 1909—X, 108 S., XII Tafeln) vorausschickt, sowie auf die zahlreichen bibliographischen Angaben, die dieser um unsere Kenntnis des russischen Kirchengesanges so verdiente Forscher dem Text seiner Dissertation eingefügt hat.

Schließlich möchte ich noch die historisch angelegte Literaturbesprechung erwähnen, die A. A. Ignat'ev auf S. 27—80 seines Werkes:

---

[1]) Gut und verhältnismäßig inhaltsreich ist hier jedoch die Brokgauz-Efron'sche Enzykl.; vgl. z. B. Bd. 28, S. 714 ff.

„Bogoslužebnoe pěnie Pravoslavnoj Russkoj Cerkvi s konca XVI do načala XVIII věka" Kazan 1916 gibt, und die trotz aller Mängel dieses Werkes (vgl. unten S. 57) für uns doch ihren Wert als bibliographische Zusammenstellung behält, zumal da sie noch nicht so alt ist wie die übrigen. — Neuere Bibliographien sind mir nicht bekannt geworden.

Die Quellen für unsere Kenntnis der russischen Kirchenmusik bestehen einmal natürlich in der heutigen Musikübung der Russischen Kirche, wie sie in gedruckten und geschriebenen liturgischen Büchern festgelegt ist, sodann aber auch vornehmlich in den gewaltigen Schätzen an älteren und jüngeren Handschriften mit und ohne Noten, die in ihrem Inhalt auf den Kirchengesang Bezug nehmen und in den großen Bibliotheken Rußlands aufbewahrt sind — in Deutschland gibt es solcher Handschriften nur sehr, sehr wenige. In größerer Zahl sind derartige Hss. aufgeführt bei Preobraženskij: „Po cerkovnomu pěniju" 1900 und in Metallovs Werk: „Simiografija" (vgl. unten S. 61) S. 11 ff. Wichtige Nachrichten über die große Sammlung an solchen handschriftlichen Quellen, die früher dem Moskovskoe Sinodal'noe učilišče cerkovnago pěnija gehörte und heut in der Handschriftenabteilung des Istoričeskij Muzej in Moskau aufbewahrt wird, gibt Stefan Smolenskij in seiner Arbeit: „O sobranii russkich drevne-pěvčeskich rukopisej v Mosk. Sinodal'nom učilišče cerkovn. pěnija" in der Zeitschr. „Russkaja Muzykal'naja gazeta" 1899 (auch separat). Der Katalog dieser Sammlung, von Smolenskij begonnen und von dem voriges Jahr verstorbenen Metallov fortgeführt, weist bisher 1033 Nummern auf und harrt noch der Vollendung, so daß er leider noch nicht durch den Druck der Wissenschaft zugänglich gemacht werden konnte. Ueber eine andere wichtige Hss.-Sammlung berichtet St. Smolenskij: „Obščij očerk istoričesk. značenija pěvčich rukopisej Soloveckoj Biblioteki" (Pravosl. Sobesědnik 1887). Aber auch die gedruckten Hss.-Kataloge anderer Bibliotheken geben manches Material. Eine zusammenhängende Darstellung der Quellenkunde gibt es begreiflicherweise nicht. Diese Rolle übernehmen bis zu einem gewissen Grade die unten noch zu besprechenden Gesamtdarstellungen und die obigen bibliographischen Hilfsmittel.

Die Quellen selbst zerfallen in zwei Kategorien: erstens solche Hss. und Bücher, die die Gesänge der Kirche selbst aufgezeichnet enthalten, und zweitens solche, die ältere Traktate oder sonstige Nachrichten über die derzeitige Gesangsübung bieten. Die erste Kategorie, unsere Text- und Melodiequellen, wird durch eine Reihe von Typen liturgischer Bücher gebildet, wie z. B. den „Irmolog", den „Stichirar", den „Oktoich" usw., von denen jeder nur bestimmte nach der äußeren Form oder ihrer Stelle im Gottesdienst zusammengehörige Liedertypen enthält, und zwar sowohl mit als auch ohne Noten. Eine Monographie über diese liturgischen „Gesangbücher" gibt es bisher noch nicht. Eine nützliche Zusammenstellung freilich etwas elementarer Natur ohne Literaturangaben findet sich in dem Werke I. Voznesenskijs: „O cerkovnom pěnii Pravoslavnoj Greko-rossijskoj Cerkvi" 1890 (S. 97—107), das uns unten noch beschäftigen wird. Im übrigen aber bieten die zahlreichen meist russischen

Werke über die Liturgik und über die liturgischen Bücher der Orthodoxen Kirche die Möglichkeit, sich über Zweck und Inhalt dieser „Gesangbücher" zu unterrichten. Ich führe hier das vorzügliche serbische Werk von Lazar Mirković: „Pravoslavna liturgika". D. 1. 2. Sremski Karlovci: Srpska Manastirska Štamparija 1918—1927 an, das auf S. 135 bis 164 des I. Teiles eine schöne Uebersicht über die liturgischen Bücher mit guten Literaturnachweisen gibt. Für den praktischen Gebrauch der Kirche wurde vom Heiligen Synod in Moskau 1772 eine gedruckte Ausgabe von Gesangbüchern („Obichod", „Irmolog", „Oktoich" und „Prazdniki") mit Noten auf Grund der handschriftlichen Quellen in der Singweise des „Známennyj rospěv" herausgegeben, die in der Folgezeit viele Auflagen erlebt hat und für uns insofern am meisten Interesse bietet, als dieser „znamennyj rospěv" wohl die älteste Singweise des russischen Chorals und gewissermaßen der Stamm aller anderen Zweige, wie z. B. des „kievskij rospěv" oder des „grečeskij rospěv" ist. Ueber die Geschichte der Drucklegung dieser Ausgabe sowie über ihr weiteres Schicksal und ihre Neuauflagen hat Petr Alekséevič Bezsonov, der längere Zeit in der Moskauer Synodaldruckerei gearbeitet hat, im Bd. 14 des „Pravoslavnoe Obozrěnie" (Mai und Juni 1864) eine eingehende Arbeit: „Sud'ba notnych pěvčeskich knig" erscheinen lassen, die, auf reiches Aktenmaterial gestützt, ganz besonders die Tätigkeit Stepan Ivanovič Byškovskijs, der als Protokollist und Aufseher der Synodaldruckerei die Seele dieser Drucklegung der „Gesangbücher" war, mit vielen interessanten Einzelheiten beleuchtet. Diese Synodalausgabe nun gibt uns den normalisierten Text mit den Melodien im modernen Linien-Notationssystem (Alt-Schlüssel) dem praktischen Zweck entsprechend ohne einen wissenschaftlichen Handschriftenapparat, wobei aber auch die Melodien der anderen „rospěvy" Berücksichtigung finden. Eine prachtvolle ebenso normalisierte Ausgabe des ganzen Zyklus der Kirchengesänge in Neumen-Notation hat der Wissenschaft der erfolgreiche Erforscher dieses Gebietes Dmitrij Vasil'evič Razumovskij geschenkt. Auf Veranlassung des um die Herausgabe altrussischen Schrifttums so sehr verdienten Imp. „Obščestvo ljubitalej drevnej pis'mennosti" zu Pbg. hat er in Nr. 83 der „Izdanija Imp. Ob-va ljub. dr. pis'm." 1884 unter dem Titel: „Krug cerkovnago drevnjago znamennago pěnija" in 6 Teilen 1: „Oktaj", 2: „Obichod vsenoščn. bděnija Triodi postnoj i cvětnoj", 3: „Obichod", 4: „Prazdniki dvunadesjatye", 5: „Trezvony", 6: „Irmolog" unter Zugrundelegung der besten Hss. des znam. rospěv die erste und bis heut einzige Ausgabe der Kirchengesänge in Neumenschrift geschaffen, die für alle Untersuchungen über den russischen Choral eines der wichtigsten Hilfsmittel bildet. Freilich ersetzt sie uns hier in Deutschland nicht die großen handschriftlichen Schätze der russischen Bibliotheken, schon deswegen, weil sie einen normalisierten Text gibt und über das Verhältnis der handschriftlichen Quellen zur Ausgabe, sowohl was die Textgestalt als auch was die Melodie anlangt, keinen wissenschaftlichen Apparat bietet. Aber sie bleibt das wichtigste Hilfsmittel, das uns die Kenntnis des ganzen „znamennyj rospěv" als Vorbereitung für das Studium der Handschriften selbst vermittelt, vergleichbar etwa der „Vaticana"

des gregorianischen Chorals, und sollte in keiner der in Betracht kommenden Bibliotheken fehlen.

Auch für die anderen Sangesweisen gibt es Ausgaben wie der von Daniil Nikolaevič Ablamskij in Kiev zusammengestellte und von seinem Sohne Nikolaj 1887 herausgegebene „Krug obyčnago pravoslavnago cerkovnago pěnija" in dreistimmiger Partitur, oder das vom Obščestvo Ljubitelej cerkovnago pěnija" in Moskau 1882 im Altschlüssel herausgegebene „Sobranie cerkovnych pěsnopěnij napěva Moskovskago Bol'šogo Uspenskago Sobora" (Sinod. Tipogr.) die zahlreichen Ausgaben von Gesängen der „Kievo-Pečerskaja Lavra" von Leonid Dmitrievič Malaškin in vierstimmigem Satz aus den achtziger Jahren: „Po napěvu Kievo-pečerskoj Lavry Krug cerkovnych pěsnopěnij, položennych na 4 golosa dlja mužskago ili směšannago chora" und andere. Jedoch ist ihr wissenschaftlicher Wert oft nur ein bedingter. Wissenschaftliche Ausgaben der einzelnen wichtigen Hss. aus dem Zyklus der Gesangbücher, wie sie etwa die Philologie für die älteren sprachwissenschaftlich interessanten Hss. geschaffen hat, gibt es noch nicht. Dafür aber ist auf die Bearbeitung und Herausgabe älterer theoretischer Schriften über den Kirchengesang schon viel Arbeit verwandt worden. Ganz besondere Verdienste hat sich hier das „Obšč.-vo ljub. drevnej pis'mennosti" in Leningrad erworben, dessen „Izdanija" und „Pamjatniki" etwa ein Dutzend ausschl. dem russ. Choral gewidmete Schriften u. Ausg. enthalten.

An handschriftlichen Quellen über den Kirchengesang, die in den Gesamtdarstellungen mit mehr oder weniger großer Vollständigkeit genannt zu werden pflegen, besitzen wir auch einige in anderen Ausgaben. Von diesen sind hier zu nennen: der berühmte und für die Geschichte des Gesanges sowie der Notation so wichtige Traktat des Erfinders der Tusche-Merkzeichen aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts „Aleksandr Mezenec", den S. V. Smolenskij, einer der fruchtbarsten Forscher auf unserem Gebiet, in Kazań 1888 unter dem Titel: „Izvěščenie o soglasnejších poměṭach ... ili Azbuka znamennago pěnija starca Aleksandra Mezenca" mit geradezu vorbildlicher Akribie und unter Hinzufügung von sehr bedeutsamen gelehrten Anmerkungen herausgegeben hat. Von nicht geringerem Interesse ist weiter die theoretische Abhandlung des Kiever Musikers Nikolaj Dileckij: „Musikijskaja grammatika" von 1679, der von Kiev nach Smolensk übergesiedelt, zur Verbreitung des vom lateinischen Westen über Polen ausgehenden Gesangsstiles im orthodoxen Norden wesentlich beigetragen hat. Diese Abhandlung ist von Smolenskij in den „Izdanija Ob-va ljub. dr. pis'm" Nr. 128 und von Metallov in „Russk. Muz. Gazeta" 1897: „Starinnyj traktat po teorii muzyki 1679 g. sostavlennyj Kievljaninom Nikolaem Dileckim" hearbeitet worden. Eine Quelle von ganz besonderem Interesse ist weiter die Urkunde der Patriarchen Paisios von Alexandria und Makarios von Antiochia vom Jahre 1668, die den Moskovitern die Einführung des mehrstimmigen[1]) Gesanges im Gottes-

[1]) Dieser mehrstimmige, d. h. harmonisierte Chorgesang ist nicht zu verwechseln mit dem sogen. „mnogoglasie" oder „ne-edinoglasnoe pěnie", d. h. dem gleichzeitigen Absingen zweier oder mehrerer Gesänge in ein und

dienst statt des bisher allein üblichen einstimmigen gestattet, herausgegeben von A. V. Preobraženskij im „Muzykal'nyj Sovremennik" Nov. 1915 in einem Aufsatz unter dem Titel: „Iz pervych lět partesnago pěnija v Moskvě". Andere Quellen übergehe ich hier, um mich nunmehr den Darstellungen zuzuwenden.

Unter den Darstellungen des Gesamtgebietes möchte ich ihres Alters wegen eine Schrift von Nikolaj Gorčakov an erster Stelle nennen, die in Moskau 1808 unter dem Titel erschien: „Opyt vokal'noj ili pěvčeskoj muzyki v Rossii ot drevnich vremjan do nyněšnjago usoveršenstvovanija sego iskusstva s ljubopytnymi zaměčanijami ob otličnych avtorach i Rejentach vokal'noj muzyki i s dvumja grav. figurami starinnych pěvčeskich not. (III, 40 S. m. zwei Taf. 8⁰). Dieses kleine in mancher Hinsicht interessante Büchlein ist einer der ersten[1]) modernen Versuche einer Gesamtdarstellung der russischen Kirchenmusik und hat als solcher mehr historisches als praktisches Interesse. Die ehrliche Begeisterung für das aus westlichem und vorzüglich auch italienischem Einfluß in Rußland erwachsene „partesnoe pěnie" (mehrstimmiger Gesang), das in Harmonik, Tonalität und Rhythmik durchaus den Stempel abendländischer Musik trägt, hat dem Verfasser die Feder geführt, und ganz im Gegensatz zu späteren Darstellern findet er für Peters d. Gr. reformatorische Tätigkeit auch hinsichtlich der Musik nur lobende Worte. Jedem Fortschritt ist er wohlgesinnt, während das treue Festhalten der Altgläubigen am Althergebrachten für ihn finsterer Aberglaube ist. Ganz charakteristisch für seine Einstellung ist die ungeheuchelte Rührung, mit der er von der Aufführung des bek. Oratoriums: „Tebě Boga chvalim" von Sarti spricht, bei dessen Erstaufführung der Chorgesang nicht nur durch Instrumentalmusik, sondern auch nach Sartis eigenen Wünschen ad maiorem Dei gloriam von Kanonendonner begleitet wurde.

Von größter Bedeutung hingegen für das wissenschaftliche Studium des russischen Kirchengesanges ist heut immer noch das epochale Werk des schon genannten verdienstvollen Gelehrten Dmitrij Vasil'evič Razumovskij: „Cerkovnoe pěnie v Rossii" Moskau 1867, V, 362 S. Dieses Werk ist seit langem eine bibliogr. Seltenheit. Es behandelt in seinen drei Hauptteilen erstens den Gesang der älteren christlichen Kirche, zweitens den Unisono-Gesang der orthodoxen russisch-griechischen Kirche und drittens den mehrstimmigen Chorgesang der russischen Kirche. Darauf folgen etwa hundert Seiten Beilagen aus dem Gebiet der russischen Notationskunde mit einem ABC der „Krjuki", einem Schlüssel an den wichtigsten „lica" und „fity" und einem ABC der Demestvo-Notation. Gewiß ist es ja in manchen Einzelheiten durch die Forschungen Smolenskijs, Metallovs und Preobraženskijs heut überholt, denen nicht nur mehr Quellen zu Ge-

---

demselben Gottesdienst durch verschiedene Sängergruppen, dem Preobraženskij: „Vopros o edinoglasnom pěnii v russk. cerkvi XVII věka." 1904 (Pamjatniki dr. piśm. No. 155) eine gründliche, auf umfangreiches Quellenmaterial gestützte Abhandlung gewidmet hat.

[1]) Evgenij Bolchovitinovs Schrift: „Ist. razsuždenie voobšče o dr. christ. bogosl. pěnii i osobenno o pěnii Ross. cerkvi" von 1799 ist mir zur Zeit unzugänglich.

bote standen, sondern auch zahlreiche Spezialuntersuchungen tieferen Einblick in die historischen Verhältnisse gestatteten. Es ist jedoch bis heut noch nicht durch ein ähnliches Werk von gleicher Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit auch der Quellenangaben ersetzt worden. Dabei zeigt es einen streng wissenschaftlichen Charakter. Es hat in Rußland den Grund gelegt für die Forschungen der folgenden Generationen. So sind besonders seine Ansichten über die Kondakarien-Notation eifrig diskutiert worden wie überhaupt seine Stellung zur Notierungsfrage.

Ebenfalls von großer Bedeutung und für uns besonders deswegen wichtig, weil wesentlich jünger, ist eine Schrift von Vasilij Michajlovič Metallov, der eine überaus reiche Tätigkeit auf unserem Gebiete entfaltet hat. Sie ist zwar nicht so umfangreich wie Razumovskijs Werk, aber besonders wegen der vielen Quellen- und Literaturnachweise für das Studium nützlich. In 3. Auflage erschien sie in Moskau 1900 u. d. Titel: „Očerk istorii pravoslavnago cerkovnago pěnija v Rossii", XVII, 186 S., XIX Taf. 8°. Es ist mir bisher noch nicht gelungen, sie in Deutschland aufzutreiben, und doch sollte sie in keiner der in Betracht kommenden Bibliotheken fehlen.

Als drittes wichtiges Werk über das ganze Gebiet ist hier das Buch A. V. Preobraženskijs zu nennen, das im Verlage „Academia" zu Leningrad 1924 unter dem Titel: „Kul'tovaja muzyka v Rossii" (123 S. 8°) erschien[1]). In Anbetracht des geringen ihm zur Verfügung stehenden Raumes hat dieser verdiente Gelehrte auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichten müssen und sich mit einer knappen orientierenden geschichtlichen Darstellung begnügt, die aber, auf der gründlichsten Kenntnis des gesamten Materials aufgebaut, in weitschauenden Perspektiven überall das wesentliche herausarbeitet und die beste und vielseitigste Einführung bietet, die wir bis heute haben. Ganz besonderer Erwähnung bedürfen seine Ausführungen über die Entwicklung der kunstmäßigen Kirchenmusik und ihr Verhältnis zur Volksmusik der letzten Jahrhunderte bis in unsere Tage, was leider in den anderen Darstellungen oft stiefmütterlich behandelt wird, da der Schwerpunkt des Interesses sonst meist auf den altüberlieferten Melodien des „znamennyj rospěv" und der schwierigen Notationsfrage ruht. Ein Schlagwort- und Personenindex gewährleistet zudem rasche Benutzung beim Nachschlagen. Zum größten Bedauern habe ich feststellen müssen, daß auch dieses Buch heut kaum zu haben ist, obgleich es erst vor drei Jahren erschien. Da aber Preobraženskij demnächst in einer weithin schon bekannten deutschen slavistischen Serie ein neues Werk in deutscher Sprache erscheinen lassen wird, ist dafür gesorgt, daß den Bibliotheken Deutschlands seine großen Arbeitserträge gesichert bleiben. Trotz seines vielversprechenden Titels nicht zu den Werken über das Gesamtgebiet gehört J. de Castros Methodus, über den wir unten noch sprechen wollen.

Ehe ich auf die Bearbeitung einzelner Epochen und besonderer Gebiete der russischen Kirchenmusik eingehe, habe ich noch einiger deutscher

---

[1]) In der Serie „Russkaja Muzyka", hrsg. v. Staatl. Inst. für Gesch. der Künste („Ginis") vypusk 2.

Schriften und schließlich einiger weniger brauchbaren russischen Darstellungen Erwähnung zu tun. Von deutschen Bearbeitern dieses Gebietes ist Oskar von Riesemann zu nennen, der das große Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, das deutsche Publikum über die russische Kirchenmusik unterrichtet zu haben. So hat er in dem von Guido Adler 1924 in Frankfurt a/M. herausgegebenen „Handbuch der Musikgeschichte" einen kurzen Beitrag über den russischen Choral: „Der russische Kirchengesang" (Seite 115—121) gegeben, der dem Leser die allerwichtigsten Daten vermittelt. Einen etwas umfangreicheren Abriß über die Geschichte der russischen Kirchenmusik hat von Riesemann ferner dem deutschen Publikum in der Uebersetzung des russischen Werks von L. Sabaneev: „Istorija russkoj muzyki" geschenkt, die 1926 in Leipzig bei Breitkopf & Härtel u. d. T.: L. Ssabanejew: „Geschichte der russischen Musik" (214 S. 8⁰) erschien. Auch dieser Abriß (auf S. 176—192 des ebengenannten Werks), der von dem Uebersetzer dem Original gegenüber erheblich erweitert worden ist, macht natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, verdient aber den Dank des deutschen Lesers als eine der wenigen deutsch geschriebenen Möglichkeiten für erste Orientierung.

Wesentlich geringeren Wert haben einige Werke, die aber als praktische Einführungen hier nicht ganz übergangen werden sollen. Dazu gehört zunächst Daniil Nikolaevič Ablamskij: „Rukovodstvo k obučeniju cerkovnomu pěniju" Kiev 1889, 177 S. Es handelt sich hier um eine praktische rein populäre Anleitung für den Schullehrer, die Kinder im Kirchengesang zu unterrichten, deren ich hier hauptsächlich deswegen Erwähnung tun möchte, weil sie sich an den oben erwähnten „Krug obyčnago pravoslavnago cerkovnago pěnija" desselben Autors anschließt. Ferner sei hier genannt N. M. Potulov: „Rukovodstvo k praktičeskomu izučeniju drevnjago bogoslužebnago pěnija Pravosl. Ross. Cerkvi." Moskva 1872: Sinod. Tipogr. 459 S. 4⁰. Dieses Handbuch besteht aus 2 Teilen, deren erster eine „notnaja azbuka" darstellt. In diesem ersten Teil werden also die elementarsten Kenntnisse des Notenlesens nach der russischen kirchlichen quadratischen Notenschrift vermittelt, sowie die allereinfachsten musikalischen Grundbegriffe (Leiter, Intervall usw.) erklärt. Er trägt also ganz ausgesprochen elementaren Charakter und wird für den Studierenden kaum irgend welche Enthüllungen zu liefern im Stande sein. Der 2. Teil: „Sbornik pěsnopěnij drevnich i upotrebitel'nejšich napěvov" bringt zuerst — auch wieder in ganz elementarer Weise — einige Erklärungen über die Namen gewisser Lieder, spricht dann von den verschiedenen Melodien, nach denen ein und dasselbe Lied gesungen wird, und deren heutigen Verwendung und bringt schließlich auf reichlich 100 Seiten Notenbeispiele. Trotz seines großen Umfanges und der lobenden Anerkennung, mit der man das Werk Potulovs bedacht hat, wird es dort, wo die vollen Text- und Melodie-Ausgaben zur Hand sind, kaum noch irgend welche Dienste leisten können. Weiter sei wegen des etwas irreführenden Titels auch erwähnt Florinskij, N. I.: „Istorija bogoslužebnych pěsnopěnij pravosl. kafol. vost. cerkvi." Izd. 2. Kiev 1881. Diese mehr salbungs-

voll als wissenschaftlich geschriebene „Geschichte" der gottesdienstlichen Gesänge bemüht sich, in erbauender Sprache über die bedeutenderen griechischen Liedertexte des I.—IX. Jahrhunderts und ihre Verfasser zu sprechen. Einen wissenschaftlichen Wert hat sie kaum. Schließlich möchte ich hier in diesem Zusammenhang die nur 7 Seiten lange Schrift von P. P. Sokal'skij: „Istorija cerkovnago pěnija v Rossi" — Odessa 1872 — nicht unerwähnt lassen. Diese kleine Skizze bemüht sich nämlich im Schlußwort einen Ausblick auf die Zukunft und die Bedeutung der russischen Kirchenmusik zu geben und betont die Bedeutung des religiösen Moments für das Erstehen weltbewegender Musikzentren, wie der protestantischen deutschen und der katholischen italienischen Musik. Sie weist der russischen Musik über die musikalischen Schätze der alten kirchlichen Melodien den Weg zum Führerstand in der Musik der Slaven, und steht so wie später auch Smolenskij im Gegensatz zu der Auffassung vieler anderer, wie wir sie z. B. bei Sabaneev finden, wo die russische Kirchenmusik als unkünstlerisch und wohl kaum einer Entwicklung mehr fähig betrachtet wird.

An Werken über einzelne Perioden der Geschichte der russischen Kirchenmusik möchte ich hier in erster Linie das bekannte Buch V. M. Metallov's nennen, das die Geschichte der vormongolischen Periode behandelt und in 2 Teilen in mehreren Auflagen u. d. T.: „Bogosluženoe pěnie russkoj cerkvi. Period domongol'skij Č. I. 2." erstmalig Moskau 1906, 1908 und in letzter Aufl. 1912 erschien (336 S., IX Taf. 8⁰). Es basiert auf den handschriftlichen Quellen bis zum XIII. Jahrhundert und behandelt im ersten Teile mit großer Ausführlichkeit die schwierigen Fragen der Herkunft des russischen Kirchengesangs und seiner Verbindung mit dem byzantinischen sowie seiner Verwandtschaft mit dem gregorianischen Choral und schließlich der Herkunft der russischen Neumenschrift. Der zweite Teil bemüht sich unter Benutzung des Quellenmaterials eine Darstellung des Chorals in der vormongolischen Periode zu geben, an Hand der Herkunft der Denkmäler den Weg nachzuzeichnen, den der Choral bei seiner Verbreitung in Rußland von Kiev aus genommen hat und das vielumstrittene Verhältnis des sogen. „Kondakarnoe pěnie," der bis heut ungedeuteten Notation der alten Kondakaria, zum „známennoe pěnie," dem Gesang nach den „Krjuki" genannten Neumen, festzustellen. Dieses Werk ist für die weitere Forschung von grundlegender Bedeutung gewesen, ganz besonders was die Notationsfrage anlangt, wenn auch manche von Metallov's Ergebnissen nicht unbestritten blieben und die Sorgfalt des Druckes oft viel zu wünschen übrig läßt[1]), es ist für das Studium des Chorals von größtem Wert, und sollte der deutschen Wissenschaft in den hier in Betracht kommenden Bibliotheken unbedingt zugänglich gemacht werden.

Weiter ist hier zu nennen: A. A. Ignat'ev: „Bogosluženoe pěnie Pravoslavnoj russkoj cerkvi s konca XVI do načala XVIII věka po krjukovym i notno-linejnym pěvčim rukopisjam soloveckoj biblioteki

---

[1]) Vgl. die Rezension von Smolenskij im „Otčet o 49 prisužd. nagrad grafa Uvarova" S. 545—588.

(V svjazi s kratkim očerkom drevnej bogoslužebnoj muzyki i pěnija i obzorom russkoj literatury o bogoslužebnom pěnii)" Kazań 1916. 534, X S. 8⁰. Dieses Werk hat unter einer gewissen Disziplinlosigkeit des Autors hinsichtlich des Umfanges und der Behandlung seines Themas zu leiden. Anstatt einer quellenmäßigen Darstellung, wie sie der Titel zu versprechen scheint, ist es eher zu einer „Kompilation" mit dauernden Exkursen in das Gebiet der griechischen und der alttestamentlichen Musik geworden, was ihm die Kritik auch mit vollem Rechte vorgehalten hat. Von Wert aber ist für uns, wie oben schon betont, der bibliographische Teil, wenn auch die Stellung zu den russischen Werken darin nicht immer sehr kritisch ist. Größere Bedeutung hat für uns das Werk Joan Voznesenskij's: „Cerkovnoe pěnie pravoslavnoj jugo-zapadnoj Rusi po notnolinejnym irmologam XVII i XVIII věkov." 2-oe izd. Vyp. 1—4. Moskva: P. Jurgenson 1898—99, 8⁰. Der erste Teil enthält eine Charakteristik der Eigentümlichkeiten aller südwestrussischer Handschriften und Drucke von Irmologien in Liniennotation, unter besonderer Berücksichtung von 6 derartigen Irmologien des XVII. u. XVIII. Jahrhunderts, und ihre Bewertung hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Geschichte des liturgischen Gesanges im Verhältnis zu der Darstellung des „kievskij rospěv" und des „bolgarskij rospěv" in der oben erwähnten gedruckten Synodalausgabe von 1772. (Zu allen diesen und den folgenden Ausführungen werden die Entdeckungen, die Preobraženskij jüngst gemacht, wichtige Ergänzungen liefern, besonders was die Geschichte des Liniensystems im Osten und seines Verhältnisses zum Neumensystem anlangt.) Der zweite Teil führt einen Vergleich zwischen den südwestrussischen Gesängen und der Synodalausgabe in den Einzelheiten des Textes und der Melodie, sowie auch des Bestandes an Liedern durch. Der dritte Teil beschäftigt sich eingehend mit dem Irmolog des Gavriil Golovnja von 1752 und den Kiever Gesängen nach der Ausgabe Malaškin's und bringt wertvolle Ergänzungen zu Bezsonov's oben genannter Arbeit über die Geschichte der Synodalausgabe. Der vierte Teil schließlich enthält eine Uebersetzung des Werkes von Johannes De Castro über die Musik der griechisch-orthodoxen Kirche sowie seines Enchiridions, welches wir weiter unten zu würdigen haben. Wenn also auch Voznesenskij's Werk eher eine Sammlung von Untersuchungen zur Geschichte des südwest-russischen Kirchengesangs zu nennen ist als eine systematische Darstellung dieses Teilgebietes, so verliert es doch trotz der etwas irreführenden Titelfassung nicht an Bedeutung. Nicht eine solche wissenschaftliche Bedeutung wie die bisher genannten russischen Werke hat die mehr auf die praktische Aneignung des russischen Kirchengesangs gerichtete und im übrigen auch von Irrtümern nicht ganz freie Darstellung des Spaniers Johannes De Castro, die in Rom 1881 unter dem Titel: „Methodus cantus ecclesiastici Graeco-Slavici. Accedit Enchiridion canticorum", XVIII, 228 S., V Taf., erschien, eines der wenigen nicht in russischer Sprache[1]) und von Ausländern ver-

[1]) N. le prince Joussoupoff: Histoire de la musique en Russie. I partie: Musique sacrée. — Paris 1862. 123, 35 S. 4⁰ ist mir leider unzugänglich.

faßten Werke über den russischen Choral. Dem praktischen Leitfaden, der ganz und gar auf einem in Rom befindlichen Exemplar des 1816 in Lemberg gedruckten Noten-Irmolog, also der südwestrussischen Gesangsübung, beruht, ist ein Abriß der Geschichte des russischen Kirchengesangs mit einer Auseinandersetzung des liturgisch-musikalischen Systems der griechisch-slavischen Kirche vorausgeschickt. Wenn es auch in der Einleitung, die vornehmlich aus Ruzumovskij's Cerkovnoe pěnie geschöpft ist, nicht ohne Mißverständnisse abgeht, so bleiben doch die Ausführungen über den Gesang, wie ihn das Lemberger Irmologion enthält, von gewissem Wert, besonders da das beigegebene „Enchiridion" eine große Zahl von Notenbeispielen aus dem Irmologion enthält.

Von den Teilgebieten unseres Gegenstandes ist zunächst einige Arbeit schon auf die Darstellung der einzelnen „rospěvy" verwendet worden. Das Hauptinteresse hat hier bisher natürlicherweise der sogenannte „znamennyj rospěv" auf sich gezogen, der stets für die spezifisch russische Form des Kirchengesanges gilt. Ihm hat Voznesenskij eine sehr beachtenswerte Monographie gewidmet, die 1889 und 1890 in Riga unter dem Titel: „O cerkovnom pěnii pravoslavnoj Greko-Rossijskoj cerkvi. Bol'šoj i malyj znamennyj rospěv." Vyp 1. 2. erschien (Vyp. 1 in 2. Aufl. 229 S. 8°. Vyp. 2, 227 S. 4°). Der erste Teil enthält eine systematische Darstellung, die die Grundbegriffe erklärt, auf die liturgischen Fragen eingeht und sehr eingehend die theoretische Seite erörtert. Dabei sind die Gesetze der Melodiebildung und -führung mit Klarheit und Gründlichkeit behandelt, worüber sonst in unseren Hilfsmitteln oft nicht gerade ausführlich gesprochen wird. Im zweiten Teile finden wir eine umfangreiche Sammlung von Notenbeispielen zur Melodiebildungstheorie, und gerade dieser an den Quellen in größerem Umfange durchgeführten Melodieanalyse wegen ist das Werk Voznesenskij's für uns von ganz besonderem Wert[1]). Derselbe verdienstvolle Gelehrte hat dann weiter in 3 Monographien, die unter dem Obertitel: „Osmoglasnye rospěvy trech poslědnich věkov pravoslavnoj Russkoj cerkvi 1—3." Kiev 1891/3 erschien, 3 der wichtigsten „rospěvy" behandelt, nämlich I: „Kievskij rospěv, II: Bolgarskij rospěv ili napěvy na „Bog Gospod"" Jugozapadnoj Pravoslavnoj Cerkvi (Techničeskoe postroenie)" und „III: Grečeskij rospěv v Rossii (Istoriko-techničeskoe izloženie)" (je etwa 100 Seiten).

Auf dem Teilgebiet der „Semeiographie" oder Neumenkunde ist ebenfalls schon eine ganz erhebliche Arbeit geleistet worden. Bevor im XVII. Jahrhundert nämlich von Kiev aus das Liniensystem zur Notierung der Choräle sich über Rußland ausbreitete, verwandte man zur Aufzeichnung der Melodien die sogen. „Krjuki" oder „znamena" (τὰ σημεῖα), eine Zeichenschrift, die aus den älteren Neumen der orientalischen Kirche entstanden, in ihrer älteren Gestalt noch viele Rätsel aufgibt, wenngleich

---

[1]) Wenngleich die Arbeit A. M. Pokrovskijs: „Znamennyj rospěv (Bol'šoj). Techničeskoe postroenie rospěva na drevne-grečeskich ladach i razbor melodičeskich strok." izd. 2-oe Novgorod: Gub. Tip 1901. 36 S. dem Werk Voznesenskijs gegenüber karm eine Bedeutung hat, so möchte ich sie hier doch wegen der nicht ungeschickten kurzen Darstellung nicht unerwähnt lassen.

ihre jüngste Form heut vollständig lesbar ist, ja von den „Staroobrjadcy" noch immer zur Aufzeichnung der kirchlichen Gesänge verwendet wird. Von den Werken über dieses Gebiet nenne ich hier als in Deutschland überall wohl erreichbare, vorzügliche Gesamtdarstellung der russischen Notationskunde, die schon eingangs genannte von der russischen Kritik auch beifällig aufgenommene Dissertation Oskar von Riesemanns: „Die Notationen des alt-russischen Kirchengesanges" (Lpzg. 1909). Sie ist für uns deswegen von so großer Bedeutung, weil sie einen trefflichen Ueberblick über die von den Russen auf diesem Gebiete schon geleistete Arbeit gewährt. Freilich genügt sie für eine Bearbeitung russischer Krjuki-Handschriften noch nicht vollständig, denn es lag gar nicht in der Absicht des Verfassers, ein Lehrbuch für die Entzifferung russischer Neumen zu schreiben. Dafür aber bietet sie eine glänzende Einsicht in das System dieser Notierungen und macht in weitem Umfange mit den Quellen, den Bearbeitungen und dem Stande der Forschungen bekannt. Von den russischen Arbeiten führen zunächst einige in die jüngste Praxis ein. Es ist das zunächst das kapitale Werk V. M. Metallov's: „Azbuka krjukovago pěnija. Opyt sistematičeskago rukovodstva k čteniju krjukovoj semiografii pěsnopěnij znamennago rospěva, perioda kinovarnych pomět." Moskau 1899, IV, VI, 130 S. 4°, ein Werk, dessen Studium zur Notenübertragung aus den Hss. der letzten Epoche befähigt. Nicht so ausführlich aber doch auch sehr nützlich ist Razumovskij's Einleitung nebst „Azbuka i ključ bezpomětnomu tuševomu znameni", im I. Bande des oben schon genannten „krug cerkovn. dr. znamennago pěnia", sowie die „Azbuka" in seinem „Cerkovnoe pěnie". Schließlich sei auch A. M. Pokrovskij's „Azbuka krjukovago pěnija." Moskau: Sin. Tip 1901, 43 S. 8° hier erwähnt, die, aus seinen Vorträgen im Novgoroder Geistl. Seminar hervorgegangen, eine ganz instruktive Einführung in dieses schwierige Gebiet darstellt.

Die Geschichte der russischen Notationen ist ein schon viel bearbeitetes Feld. Eine vorzügliche Arbeit auf diesem Gebiet ist St. Smolenskij: „O drevne-russkich pěvčeskich notacijach" 1901, 120 S. 4° (Pamjatniki drevnej piśmennosti i iskusstva 145). Nach einer Einleitung über die Existenz mehrerer russ. Notationssysteme nebeneinander und die Bedingungen, die in Rußland aus dem ursprünglich von Byzanz übernommenen Gute eine solche Vielgestaltigkeit schufen, beschäftigt sich Smolenskij im ersten Kapitel mit dem Grade der Abhängigkeit des russ. Kirchengesanges und seiner Notierung vom byzantinischen. Das zweite Kapitel gibt eine Würdigung des Gesanges der Altgläubigen als Quelle für unsere Kenntnis der Geschichte des russischen Gottesdienstlichen Gesanges, um dann auf die markanten Wendepunkte in der Geschichte des russischen Kirchenliedes einzugehen, die für die Geschichte der Notationen besondere Bedeutung gehabt haben, und an der Gegenüberstellung eines Liedes in den verschiedenen Epochen in photographischer Reproduktion aus verschiedenen Handschriften und deren Uebertragung diese Hauptzüge zu erläutern und nachzuweisen, daß die Grundlagen des formellen Aufbaus im russischen Choral des „znamennyj rospěv" durch die Jahrhunderte gewahrt geblieben sind. Im 3. Kapitel gibt Smolenskij eine Zusammenstellung der Eigentümlichkeiten der Hss. in den verschiedenen

Epochen mit einer kleinen polaeographischen Uebersichtstafel über die Veränderung der einzelnen „Krjuki" und eine Einteilung der russischen Gesangshandschriften in zehn Klassen mit zahlreichen photographischen Reproduktionen. Das 4. Kapitel geht auf die Systeme außerhalb der „Krjuki"-Notation des „znamennyj rospěv" ein, während das 5. Kapitel von der Liniennotation in Rußland handelt. Das ganze Werk ist getragen von einer großen Begeisterung für den musikalischen Wert des russischen Chorals und von einem nationalen Stolz, der in seinem Bestreben, die Unabhängigkeit des russischen Gesanges vom byzantinischen nachzuweisen, verschiedentlich etwas über das Ziel hinausgeschossen ist. Ein palaeographischer Atlas ist dem Buche leider nicht beigegeben, seine Stelle jedoch kann die 152, IV Seiten starke Zusammenstellung von lithogr. Reproduktionen vertreten, die derselbe Gelehrte zu seinem „Obščij očerk ist. i muz. značenija pěvčich rukopisej Solovеckoj Biblioteki (Pravosl. Sobes. 1887)" als „Priloženie" herausgegeben hat. Wesentlich enger ist der Kreis, den ein anderes sehr wichtiges Werk über die Geschichte der russischen Notenschrift behandelt, da es sich fast ausschließlich mit der „Krjuki"-Schrift des „znamennyj rospěv" beschäftigt. Es entstammt der Feder des schon genannten Professors am Moskauer Konservatorium Vasilij Michajlovič Metallov und erschien in Moskau 1912 unter dem Titel: „Russkaja simiografija. Iz oblasti cerkovno-pěvčeskoj archeologii i paleografii. Tekst s priloženiem 119 tablic fotolitogr. snimkov s krjukovych rukopisej X—XVII vv. — Izd. Imp. Mosk. Arch. Inst.-ta." 114 S., 119 Tafeln, 8°. — Dieses Werk ist trotz gewisser schwerwiegender Mängel eins der wichtigsten Hilfsmittel für das Studium der russischen Notationskunde. Als „Semeiographie" behandelt es die Geschichte der äußeren Form der σημεῖα, d. h. der „znamena" oder „Krjuki" des „znamennyj rospěv", und stellt also eine Paläographie dieser Neumen dar. Nach einer knappen kritischen Würdigung der bis dahin auf diesem Gebiet geleisteten Arbeit und einigen Worten über Ziele und Methoden der „Semeiographie" gibt der Verfasser eine Aufzählung und Klassifikation der wichtigsten Handschriften nach den Perioden des „staroe istinorěčie" (XI.—XIII. Jahrhundert) und des „razděl'norěčie" (XIV.—XVI. Jahrhundert) sowie eine allgemeine Charakteristik der Handschriften aus der Periode des „novoe istinorěčie" (XVII. Jahrhundert u. ff.). Nach einer Aufzählung der wichtigsten Notenzeichen unter Zugrundelegung der vom XV. Jahrhundert an erhaltenen musiktheoretischen Traktate, der sogen. „Azbuki", folgt dann ein Abschnitt über die „fity" (ϑητα), d. h. längere musikalische Phrasen, die ihre besonderen Zeichen hatten und in besonderen Büchern, den „kokizniki" zusammengestellt waren. Darauf geht der Verfasser auf die Unterschiede in der Schreibweise der „Krjuki" in den verschiedenen Perioden ein. Einigen Bemerkungen über die „anenaiki" und ähnliche Einschiebsel sowie über die Kondakarien-Notation läßt er dann schließlich Erläuterungen zu den systematischen Tafeln über die Form der wichtigsten „Krjuki" und zu dem paläogr. Atlas von 115 Wiedergaben aus Hss. des X.—XVII. Jahrhunderts folgen. — Hatte die russische Kritik schon bei anderen Werken dieses verdienten Gelehrten über einen gewissen Mangel an Sorgfalt in der Drucklegung Klage geführt, so gab ihr jetzt dieser paläographische

Atlas Veranlassung zu ähnlichen Feststellungen, so daß man das hier gesammelte sehr reiche Material nur mehr zu Anschauungszwecken, als Grundlage für wissenschaftliche Untersuchungen aber nur mit großer Vorsicht verwenden darf. (Die Rezension von Preobraženskij in „Otčet o prisuždenii premii gr. Uvarova" ist mir leider zurzeit unzugänglich.) Einzeluntersuchungen aus dem Gebiet der Notationsgeschichte wie etwa die gründliche Arbeit von Konstantin J. Papadopulos-Keramevs: „Princip cerkovno-vizantijskago notnago piśma po dannym slavjanskich i grečeskich muzykal'no-bogoslužebnych pamjatnikov" (Vizantijskij Vremennik. T. 15, S. 49—70) hier auf ihren Inhalt zu analysieren, würde mich zu weit führen, ebenso wie die Arbeiten über die griechischen Notationen (Fleischers Neumenstudien u. a.) hier natürlich übergangen werden müssen. Es sei mir nur gestattet auf den Bericht O. v. Riesemanns: „Zur Frage der Entzifferung altbyzantinischer Neumen" (Riemann-Festschrift, Lpzg. 1909, S. 189—199) über die Forschungen Preobraženskij's am Material des Ob-vo ljub. dr. pis'mennosti (Russk. Muz. Gaz. XVI, 1909) hinzuweisen, die den schon von Papadopulo-Kerameus aufgewiesenen griech. Ursprung der russischen Notation des zn. rospěv im Gegensatz zu Razumovskij, Smolenskij und Metallov bestätigen[1]).

Ueber die interessante Rhythmik des russischen Chorals besitzen wir eine Schrift des bekannten Violinvirtuosen und Leiters der Petersburger „Pridvornaja Kapella" Aleksěj L'vov in deutscher Sprache u. d. T. Alexis Lwow: „Ueber den freien und unsymmetrischen Rhythmus des altrussischen Kirchengesanges", Petersburg 1859 (auch russ. erschienen).

Den musiktheoretischen Aufbau der Kirchentöne oder des „osmoglasie" behandelt J. Arnold: „Die alten Kirchenmodi, historisch und akustisch entwickelt", Leipzig 1878, VIII, 132 S., eine gelehrte und wichtige Abhandlung dieses seinerzeit in Rußland lebenden Musiktheoretikers, dessen Feder wir noch andere Arbeiten aus unserem Gebiet verdanken. Kaum einen wissenschaftlichen Wert haben dagegen die beiden Skizzen A. M. Pokrovskij's: „Cerkovnoe osmoglasie i ego teoretičeskoe osnovanie", Novgorod 1899, 12 S. 8° und: Gammy i ich. postroenie", Novgorod 1902, 42 S.

Eines der umstrittensten Gebiete der russischen Kirchenmusik ist die Harmonik. War doch der alte Gesang der Orthodoxen Kirche einstimmig und in der Melodieführung nicht auf den Gesetzen aufgebaut, die einer in Dur und Moll harmonisierenden Zeit die Linien der Melodie vorschrieben. Da aber die Harmonik einer der wesentlichsten Bestandteile des Musikempfindens im vergangenen Jahrhundert war, so versuchte man immer und immer wieder, teils theoretisch, teils praktisch durch mehrstimmigen Satz die alten unharmonisch gedachten Gesänge des russischen Kirchengesanges zu harmonisieren, und Künstler wie L'vov oder Glinka, Turčaninov und Potulov schufen solche Harmonisierungen, während Theoretiker wie J. Arnol'd („Garmonizacija drevne-russkago cerkovnago pěnija", Moskau 1886) und Metallov: „Strogij stil' garmonii", Moskau

[1]) Vgl. auch Preobraženskij: „Greko-russkie pevčie paralleli XII—XIII v." in „De Musica" II S. 60—76 (Leningrad 1926).

1897, 110 S., Stellung von ihrem Standpunkt zu diesem Problem nahmen. Auch hier treffen wir P o k r o v s k i j auf dem Plan („Drevnija cerkovnyja melodii i ich garmonizacija“, Novgorod 1909), der in einer seiner 10 Seiten langen Skizzen einen historischen Abriß der Frage gibt.

Indem ich viele gewiß nicht unwichtige Fragen wie die von R u d o l f A b i c h t im Archiv für slav. Philologie XXXV und XXXVI angerührten der Interpunktion und der Silbenzahl u. a. m. übergehe, komme ich nunmehr zu einer kurzen Würdigung des Standes der Forschung.

Wie aus den obigen Ausführungen ersichtlich sein dürfte, hat eine starke Durchdringung des Stoffes schon in gar mancher Hinsicht längst stattgefunden. Nichtsdestoweniger aber fehlt es heut doch an einer modernen umfassenden Gesamtdarstellung vom Format etwa der Peter Wagnerschen Gregorianischen Melodien. Aber noch ist viel Arbeit zu leisten, bis die Voraussetzungen für ein solches Werk geschaffen sind. Die Quellen sind bisher ja nur ganz unvollständig und vielfach unvollkommen ediert. Die ältesten Denkmäler sind dem nicht in Rußland arbeitenden Gelehrten völlig unzugänglich — und die wenigen Reproduktionen, die in all den verschiedenen Arbeiten verstreut sind, bilden keinen Ersatz für die fehlenden Ausgaben. So kann sich an der Forschung selbst nur der in Rußland lebende Gelehrte beteiligen. Freilich wird es s t e t s sehr schwer sein, vom Ausland aus hier auf diesem Gebiet irgendwie produktiv mitzuwirken, und so wie die Dinge heut liegen — besonders auch hinsichtlich der Versorgung unserer Bibliotheken mit russischer Literatur über den Choral — ist es schon eine große Schwierigkeit, der russischen Forschung überhaupt zu f o l g e n. Aber sobald erst mehrere Denkmäler der Allgemeinheit zugänglich gemacht sind, wird sich die Arbeit auf unserem Gebiet auch für die Ausländer doch leichter gestalten.

Weiter harren große Gebiete noch der Erforschung. Hierher gehört die „Chomonie“ oder das „razděl'noręčie“, eine Erscheinung, die durch den Schwund der Halbvokale hervorgerufen wurde und darin besteht, daß im Liedertext dieser Epoche (XIV.—XVI. Jahrhundert) für die Halbvokale ъ, ь die Vollvokale *o*, *e* eintraten, und zwar auch sehr oft dort, wo sie in der lebenden Sprache schwanden. Hierher gehört weiter die bisher immer noch nicht gedeutete Kondakarien-Notation, die für das Verständnis der byzantinischen Neumen doch von ganz bedeutendem Wert sein dürfte. Hierher gehört weiter u. a. auch die älteste musikalische Struktur der russischen Kirchengesänge, die bei unserer unvollkommenen Kenntnis der „znamena“ der ältesten Epoche doch noch immer in sehr großem Umfang als unbekannt bezeichnet werden muß.

Monographische Behandlung werden viele Sonderfragen finden müssen, wie z. B. die Geschichte der melodiösen Umgestaltung der Lieder in den einzelnen Epochen, oder die Geschichte der „Gesangbücher“, oder die Geschichte und die Werke der mehrstimmigen geistlichen Chorkompositionen, und vieles andere.

Für uns hier in Deutschland will mir eine allgemein erreichbare und verständliche Druckausgabe von Text und Melodie des „znamennyj rospěv“ im „novoe istinoręčie“ und der wichtigeren übrigen „rospěvy“ als zuerst nötig erscheinen, damit die Möglichkeit überhaupt gegeben ist, sich in

den Geist dieser Musik einzuarbeiten. Natürlich wäre eine Berücksichtigung der Liturgik unentbehrlich. Denn ist auch dem Russen die Stellung seines Chorals im Gottesdienst ganz klar, so ist doch gerade dieses Gebiet, wie wir ohne weiteres zugeben müssen, in Deutschland nur in einem ganz kleinen Kreise von Fachgelehrten bekannt, und gerade dem hier in erster Linie interessierten Musiker dürften in den seltensten Fällen die liturgischen Unterlagen auch nur zugänglich sein, deren Kenntnis dem Russen ganz selbstverständlich erscheinen muß. Aber daß selbst für so eine Ausgabe, ganz abgesehen von den allgemeinen dafür ungünstigen Zeitverhältnissen, auch heut noch viele Schwierigkeiten prinzipieller Natur bestehen, braucht wohl kaum betont zu werden.

Die Forschung selbst wird, wie gesagt, wohl in erster Linie die Erschließung des Quellenmaterials im Auge behalten müssen. Nur dann kann man mit einer schon oft, z. B. von Egon Wellesz: („Aufgaben[1]) und Probleme auf dem Gebiet der byzantinischen und orientalischen Kirchenmusik" — Münster 1923, VI, 120 S., = „Liturgiegeschichtliche Forschungen", Heft 6) geforderten innigen Vereinigung von Philologen und Musikern in der Bearbeitung dieses doch gewiß nicht unfruchtbaren Ackerlandes rechnen, wobei es noch ganz unabsehbar ist, welchen Nutzen die allgemeine Erschließung der russischen Kirchenmusik über ihren eigenen schon recht bedeutungsvollen Kreis hinaus noch für die Erforschung der byzantinischen und der gregorianischen Musik bringen wird.

---

[1]) Eine russ. Schrift über die Aufgaben der Forschung besonders für die Befruchtung der weltlichen Kunstmusik durch die geistliche ist St. V. Smolenskij: „O bližajšich praktičeskich zadačach i naučnych razyskanijach v oblasti russkoj cerkovno-pěvčeskoj archeologii" 1904. (Pamjatniki dr. piśm. No. 151.)

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Stefan Zankow, Professor an der Universität zu Sofia: **Das orthodoxe Christentum des Ostens. Sein Wesen und seine gegenwärtige Gestalt.** Berlin 1928, Furche Verlag. 148 S.

Im Anschluß an die sechs Gastvorträge, die Z. im Sommersemester 1927 an der Universität Berlin gehalten hat, ist dieses Buch entstanden, das den westlichen Gelehrten die Auffassung der östlichen Orthodoxie durch ein Mitglied dieser Kirche wiedergibt. Wenn Z. in der Einleitung darüber klagt, daß selbst Harnack, dem er eine auffallende Schwäche für den römischen Katholizismus vorwirft, und Kattenbusch das Ostchristentum nicht verstanden haben, so ist dies ein Vorwurf, den die östlichen Theologen ziemlich allgemein den westlichen Kollegen machen. Tatsächlich kann das Ostchristentum nicht „verstanden", sondern nur gefühlsmäßig erlebt, begriffen werden, weil es das begriffliche, verstandesmäße Erkennen seines Wesens ablehnt. Wenn er sich über das lieblose Urteil Lübecks über die orientalische Kirche beschwert, so hat er übersehen, daß das Büchlein Lübecks von dem besten Kenner der orientalischen Kirche, Baumstark, (der merkwürdigerweise überhaupt nicht genannt wird), scharf abgelehnt worden ist. Z. behandelt außer den Einleitungsfragen den Begriff des Dogmas; die in neuerer Zeit gerade von Russen eingehend behandelte Frage der Dogmenentwicklung, die einen Wesenspunkt für das östliche Christentum bildet, wird vom Verf. nur kurz behandelt. Die Trinitäts- und Erlösungslehre, Verhältnis von Gnade und Freiheit, Glaube und Werken, der Begriff der Kirche, der Kultur, Frömmigkeit und Aktivität werden eingehend dargestellt. Auch die Stellung zum Staate, zur Nation und Kultur werden berücksichtigt; schließlich erklärt der Verf. seine Stellung zu den Unionsbewegungen, die er zur Zeit für aussichtslos hält; er tritt aber für eine Freundschaftsarbeit mit den westlichen Kirchen im Sinne einer geistigen Einheit und praktischen Mitarbeit an religiösen und sittlichen Fragen ein.

Das Buch ist ein uneingeschränktes Loblied auf das Wesen der östlichen Kirche. Da der Verf. in den Anmerkungen reiche Literaturangaben macht, wird eine Nachprüfung seiner Behauptungen dem Forscher möglich sein. Es ist sehr zu begrüßen, daß uns ein orthodoxer Theologe eine solche Zusammenfassung geschenkt hat, aus der man das Wesen der Orthodoxie kennenlernt. Aber Z. ist nur Systematiker, kein Historiker; trotz reicher Verwendung russischer Literatur beurteilt er das russische Christentum nicht richtig. weil er die verschiedenen religiösen Formen, die hier sich finden, nicht zu kennen scheint. Er steht viel zu stark unter dem Banne der e i n e n orthodoxen Kirche; daß schon frühzeitig in den östlichen Kirchen sich sehr starke Verschiedenheiten im Glauben und im Leben geltend machen, kommt bei Z. nicht zum Ausdruck. Es mag zugegeben werden, daß in einem systematischen Buche dies nicht gut möglich ist; die Kenntnis der Geschichte der östlichen Kirchen hätte aber Z. bewahrt, überall als Apologet aufzutreten. Charakteristisch für das östliche Christentum ist das Fehlen der sozialen Fragen, die z. B. bei Harnacks „Wesen des Christentums" einen so breiten Raum einnehmen.

Auch Orthodoxe fühlen diesen Mangel (Z. anscheinend nicht) und Al. N. Constantinescu hat gerade deshalb meine Schrift: Die russische Kirche und der Sozialismus (Leipzig 1922) ins Rumänische übersetzt (1923, Braila).

Breslau. Felix Haase.

Acta V. Conventus Velehradensis anno MCMXXVII. Olmucii 1927. Sumptibus Academiae Velehradensis. 322 S.

Ueber die Kongresse von Velehrad, die seit dem Jahre 1907 stattfinden, hat Max Herzog von Sachsen in dieser Zeitschrift NF, Bd. I, Heft II, S. 152/179 berichtet. Schon der 4. Kongreß im Jahre 1924 zeigte einen gewissen politischen Einschlag; die čechoslovakische Regierung schickte einen Vertreter. Auch zu dem 5. Kongreß, der vom 21. bis 25. Juli 1927 im Zeichen des 1100. Geburtstages des Slavenapostels Cyrill begangen wurde, hat das čechische Außenministerium einen eigenen Vertreter, Dr. Roztošil, entsandt, der ins Präsidium gewählt wurde; der Ministerpräsident und mehrere Minister hatten Begrüßungsschreiben geschickt. Papst Pius XI. erließ eine eigene Encyklika an die čechischen und jugoslavischen Bischöfe anläßlich des Geburtstages des hl. Cyrill und ein Begrüßungsschreiben an den Kongreß (9/10). Aus den slavischen Ländern waren die Bischöfe zahlreich erschienen (ein Verzeichnis der Teilnehmer ist 283/91 abgedruckt). Von den Vorträgen verdienen hier besondere Beachtung: Jos. Vašica: Ueber die Bedeutung des hl. Cyrill und Method für die Wiedervereinigung der Kirchen (75/87). Mit Benutzung der zahlreichen Literatur wird das Schicksal des Werkes der Slavenapostel bei den Slaven selbst und die Erforschung in anderen Ländern dargestellt, welches die Grundlage für jede Unionsarbeit bildet. M. Gordillo behandelt den Juridismus bei den Kirchenvätern des Morgen- und Abendlandes (87/96). Es handelt sich hier um den besonders von den russischen Slavophilen gegen die katholische Kirche gemachten Vorwurf, daß in letzterer der Verstand das religiöse Gefühl ausgeschaltet habe, daß die römisch-juristischen Verwaltungsgesetze auf das kirchliche Gebiet übertragen worden seien und die Religion und Kirche zu einer äußeren, formalen Rechtsinstitution gemacht haben. Der Verf. sucht nachzuweisen, daß das Autoritätsprinzip bei den östlichen und westlichen Vätern in gleicher Weise vorhanden war. Damit ist aber das Problem nicht erschöpft. Es handelt sich vor allem um die Frage, ob die mittelalterliche westliche Kirche dieses Autoritätsprinzip in der früheren Form beibehalten oder es zugunsten des Juridismus umgeändert hat. Spačil hat dieselbe Frage in Anwendung auf die Sakramentenlehre behandelt (104/21) und die Differenzen zusammengestellt. Salaville gibt den Geist der Liturgie in der orthodoxen und abendländischen Kirche (131/8). Einen vorzüglichen Ueberblick über die Slavenapostel im Lichte der byzantinischen Geschichte verdanken wir dem durch ein größeres Werk über das Verhältnis der Slaven zu Rom und Byzanz im 9. Jahrhundert (Les Slaves, Rome et Byzance an IX. s. Paris 1927) bekannten F. Dvornik (144/55). Der Stand der Unionsarbeit in den einzelnen Ländern wird sorgfältig dargelegt.

Es ist zweifellos, daß hier eine Riesenarbeit, die auch wissenschaftlich wertvoll ist, vorliegt. Da aber die Orthodoxen sich nur in ganz geringer Zahl beteiligten und Vorträge nicht hielten, wird der praktische Erfolg gering sein. Auch machten einzelne Redner den Fehler, in der den Orientalen unbekannten und unbeliebten Form der scholastischen Methode zu sprechen. Für die Bemühungen, östliche und westliche Kirche und Kultur einander näher zu bringen, werden die Bestrebungen des Velehrader Kongresses ihren Wert behalten.

Breslau. Felix Haase.

Th. Grentrup: Nationale Minderheiten und katholische Kirche. Breslau 1927, F. Hirt. 174 S. (Quellen u. Studien zum Nationalitätenrecht. 1. Heft.)

Der Weltkrieg und seine verhängnisvollen Folgen haben das Minderheitenproblem zu einer brennenden Frage gemacht. Leider hat die Heimat

sich vor dem Kriege wenig um ihre Stammesgenossen im Auslande gekümmert; diese waren, wenn sie nicht in größeren Massen angesiedelt waren, auf sich selbst angewiesen; die Verbindung mit der deutschen Kultur war nur gering. Gerade hier liegt der Schwerpunkt der Frage des Auslanddeutschtums: gelingt es uns, die Deutschen überall in der Welt mit deutschem Geiste und deutscher Kultur zu erfüllen, so werden diese die politischen Folgen ihrer Absperrung von der Heimat leichter überwinden können. Zu diesen kulturellen Fragen gehört natürlich auch das kirchliche Problem. Der Verf. der vorliegenden Arbeit hat die dankenswerte Aufgabe unternommen, die Stellung der nationalen Minderheiten vom rechtlichen bzw. kirchenrechtlichen Standpunkte zu behandeln. Er zeigt zunächst die grundsätzliche Stellung der katholischen Kirche zu den nationalen Minderheiten; der Codex iuris canonici hat zwar eine übernationale Struktur; er enthält die Gesetze, die möglichst losgelöst von zeitlichen und örtlichen Zufälligkeiten die allgemein gültigen Normen darstellen; der Spezialfall des Minderheitenrechts ist deshalb im kirchlichen Gesetzbuch nicht vorgesehen. Aber es finden sich die Grundformen des Minderheitenrechts auch im Codex jur. can.; z. B. ist im Kanon 216 § 4 ausdrücklich die Errichtung von Pfarreien gemäß der sprachlichen oder völkischen Verschiedenheit der Gläubigen vorgesehen. Kanon 1500 bestimmt, daß bei Teilung eines kirchlichen Sprengels auch die bezüglichen Kirchengüter geteilt werden müssen. Diese Frage wird ja demnächst besonders für die Diözese Breslau akut, wenn der čechische Anteil losgelöst wird. Ferner werden Bestimmungen über die Sicherung von Stiftungen, Veräußerung von Kirchengut, Patronatsrecht, Heranbildung der Geistlichen, Pfarrseelsorge, kirchliches Vereinswesen, Schulen getroffen. Besonders wichtig ist die Gesetzgebung über die Verwendung der Muttersprache in der Seelsorge und die Behandlung der Volksgewohnheiten (60/76). Im speziellen Teil werden diejenigen europäischen Staaten, in denen die katholische Kirche stärker vertreten ist, bezüglich ihrer Stellung zum kirchlichen Problem der Minderheitenfrage behandelt; Deutschland, Polen, Rußland, Rumänien, Ungarn, Čechoslovakei, Jugoslavien, Italien, Frankreich, Belgien (Litauen und die baltischen Länder fehlen, weil hier nur wenig deutsche Katholiken sind; gleichwohl wäre eine Aufnahme dieser Staaten in einer Neuauflage zu wünschen). Es wird stets das statistische Material, die innerkirchliche Lage sowie die bischöflichen Bestimmungen und die staatlichen einschlägigen Gesetzgebungen behandelt. Für das Auslandsdeutschtum ist dieses Buch eine wichtige Fundquelle, die auch praktisch ausgenutzt werden muß.

Breslau. Felix Haase.

M. Murko: Die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für das geistige Leben der Südslaven. Prag und Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1927. 184 S.

Die Anfänge dieser Arbeit, die aus der Beobachtung entstanden ist, daß in den bisherigen Darstellungen der südslavischen Literaturen die Perioden der Reformation und Gegenreformation in ihrer Bedeutung für die geistige Entwicklung der Südslaven viel zu wenig berücksichtigt und noch weniger richtig gewürdigt wurden, gehen in Murkos Grazer Zeit, in das Jahr 1916, zurück. Die außerordentlich reichhaltige Arbeit selbst, die jetzt als Sonderabdruck aus der Slavia (Prag) in Buchform vorliegt, zerfällt in 6 Kapitel. Die ersten zwei behandeln die Reformation in ihrer literarischen und kulturhistorischen Auswirkung bei den Slovenen, das dritte die kulturellen Wirkungen der Gegenreformation auf die Kroaten, Serben und Bulgaren, ferner die Tätigkeit des kroatischen Panslavisten Juraj Križanić, das vierte die Fortschritte der Gegenreformation in der Schrift und in der Begründung einer gemeinsamen Schriftsprache der Kroaten und Serben, die Tätigkeit des Jesuiten B. Kašić, die Namen für die Schriftsprache, die Verschlechterung der Sprache der Kirchenbücher. Das fünfte Kapitel gibt einen zusammenfassenden Rückblick auf die südslavische Reformation und Gegenreformation, ferner eine neue Formulierung des Begriffes Gegenreformation. Die problem-

geschichtliche Würdigung der bisherigen Literatur über die südslavische Reformation und Gegenreformation sowie eine Darstellung der weiteren Forschungsaufgaben in dieser Materie bilden in dem letzten sechsten Kapitel den Abschluß. Der Schwerpunkt der Betrachtung ist auf die Gegenreformation gelegt. Mit Recht, da diese mit der Reformation im organischen Zusammenhang stehende Epoche viel weniger erforscht ist als die Reformation, zusammenhängend überhaupt nicht literar- und kulturgeschichtlich untersucht und dargestellt ist. Murko bemerkt selbst gelegentlich (S. 119), daß seine Ausführungen skizzenhaften Charakter haben und den Gegenstand durchaus nicht erschöpfen. Dadurch, sowie durch die Tatsache, daß der zugrunde liegende Stoff noch nicht nach allen Seiten hin gleichmäßig erforscht ist, daß er anderseits infolge der verschiedenen Entwicklungskomponenten und des verschiedenen Entwicklungsverlaufes in den einzelnen Gebieten einer gleichmäßig geschlossenen Darstellung widerstrebt, werden die einzelnen Fragen zerstreut an verschiedenen Stellen, in verschiedenen Zusammenhängen behandelt. Dieser Umstand ist bei der außerordentlichen Bedeutung der Murkoschen Arbeit auch für nichtslavistische mittel- und westeuropäische Kreise, für Kirchen und Kulturhistoriker im allgemeinen, zu bedauern, da die Ergebnisse nicht geschlossen zutage treten, sondern in der Masse wertvollen Einzelmateriales, das vor allem den Slavisten interessiert, verschwinden. Auch der Rückblick auf die südslavische Reformation und Gegenreformation (S. 119 ff.) bringt nur in einigen Fragen eine Zusammenfassung. Der einzige wirkliche Mangel des Buches ist ein genauer Sachindex — ein Personenregister ist gegeben — der gerade wegen der skizzenhaften Darstellung im Interesse der wissenschaftlichen Verwendungsmöglichkeit und leichten Erfaßbarkeit der Fülle des Einzelmateriales auch durch außerslavistische Kreise besonders wünschenswert wäre.

Hinsichtlich des Charakters und der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Arbeit muß gleich festgestellt werden, daß sie weit mehr gibt als man nach dem Titel zunächst erwarten würde, daß sie zu den grundlegendsten Arbeiten auf dem Gebiete der allgemeinen südslavischen Literatur- und Kulturgeschichte gehört, daß sie geistes- und kulturgeschichtlich das 15., 16. und 17. Jahrhundert bei den Südslaven in ihrem Charakter und in ihrer Bedeutung für die Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts neu aufhellt. Daß Murko auf Grund seiner jahrzehntelangen Arbeit auf dem Gebiete nicht nur das südslavische, sondern auch das übrige slavische u n d mittel- und westeuropäische Quellen- und Literaturmaterial wie kein anderer beherrscht, braucht nicht besonders betont werden. M. untersucht die Reformation und die Gegenreformation bei den Südslaven in der Entstehung und Entwicklung ihrer literargeschichtlichen Seite im engeren Sinne nach, der sprachgeschichtlichen, der nationalideengeschichtlichen Seite, der allgemeinen kultur- und geistesgeschichtlichen Seite nach bzw. faßt dort, wo er sich auf die Untersuchungen anderer stützt — die wichtigsten Einzeluntersuchungen in der Materie gehen auf Murkos Schüler zurück — die bisherigen Ergebnisse kritisch zusammen. Die Notwendigkeit, die literargeschichtliche Seite der Entwicklung und zwar auch in Bezug auf alle biobibliographischen, vielfach strittigen Einzelheiten zu verfolgen, ergab sich aus der Tatsache, daß die Reformation den Slovenen und den nördlichen Kroaten d i e nationale Literatur brachte und die Grundlagen der Literatursprache schuf, daß die Gegenreformation die so geschaffenen literarischen Grundlagen, wenn auch in einem anderen Geiste und mehr oder minder gezwungen, weiter ausbaute, vor allem aber aus der Tatsache, daß der Hauptbestand der mit der Reformations- und Gegenreformationsbewegung auftretenden Literatur bei den Slovenen und Kroaten nicht aus künstlerischen Werken der schönen Literatur besteht, sondern aus praktischen und theoretischen kirchlich religiösen und grammatisch-lexikalischen Werken. Durch diese Beobachtung und Untersuchung biobibliographischer Einzelheiten werden von dem Kulturhistoriker Murko auch eine Reihe Fragen der philologischen Seite der Literaturgeschichte dieser Epoche klargelegt, viele bisher giltige Behauptungen korrigiert und zwar vorwiegend in den außerordentlich

reichhaltigen Anmerkungen. Damit ist auch m. E. ganz richtig die Wertung derartiger Fragen in den Augen des modernen Literar- und Kulturhistorikers gegeben, eine Wertung dahingehend, daß die Klarlegung derartiger Fragen nicht Selbstzweck sein darf, wie es die Anhänger der philologischen Schule der Literaturgeschichte halten, sondern Mittel zum Zweck, zur Erkenntnis des geistes- und ideengeschichtlichen und stilgeschichtlichen Gehaltes eines literarischen Werkes bzw. einer literarischen Epoche.

Viel größeres Augenmerk, man kann fast sagen sein Hauptaugenmerk, richtet Murko auf die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für die sprachgeschichtliche Entwicklung der Südslaven. Diese Tatsache ist deshalb besonders zu betonen, weil wir zu einer Geschichte der serbokroatischen Schriftsprache nicht einmal noch gut fundierte Grundlagen haben, viel weniger eine Gesamtdarstellung — die seinerzeitigen Arbeiten Kušars, Broz' gaben nur Bruchstücke, auch Leskien war mangels der entsprechenden Vorstudien nicht in der Lage in seiner Grammatik diese Lücken auszufüllen — und weil, wie M. selbst gelegentlich feststellt (S. 66), Arbeiten über die Geschichte der serbokroatischen Schriftsprache noch selten sind und den heutigen Anforderungen nicht entsprechen. M. gibt uns, allerdings verstreut im Text, eine geradezu monographische Darstellung der Geschichte der Bezeichnungen der Sprache und des jeweiligen Bedeutungsgehaltes der einzelnen Bezeichnungen: kroatisch, serbisch, illyrisch — vor allem dieser Terminus wird in Bezug auf Bedeutungsgehalt sehr ausführlich behandelt —, slavisch, dalmatisch, wendisch (vgl. vor allem S. 14 ff., 21 ff., 94 ff.); er gibt uns wertvolle Beiträge zur Geschichte der glagolitischen, cyrillischen und lateinischen Schrift (vgl. S. 59 ff.), er gibt uns eine eingehende Darstellung der Bedeutung des Schaffens des Jesuiten Kašić für die gesamte serbokroatische Sprachgeschichte (S. 64 ff.), er gibt uns auf kulturgeschichtlicher Basis eine einleuchtende Erklärung der sprachgeschichtlich auffallenden Erscheinung des Aufgebens des Ča-Dialektes in der Literatur, eine Erscheinung, die von ebenso großer Bedeutung war wie im 19. Jahrhundert das Aufgeben des Kaj-Dialektes als Literatursprache durch die Zagreber Illyrier. Er hellt neu den Vorgang der Russifizierung der kroatischen glagolitischen römisch-katholischen Kirchenbücher auf und gibt uns gewissermaßen eine Kulturgeschichte des kroatischen Glagolitismus (S. 108 ff.). Kurz, zu den wichtigsten Ergebnissen der Murkoschen Untersuchung und Darstellung gehört die Erkenntnis der Tatsache, daß im Zusammenhang mit den von Rom ausgehenden Unionsbestrebungen die Gegenreformation weit über die von der Reformation erfaßten jugoslavischen Gebiete hinaus starke Kulturbeziehungen und Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Teilen des serbokroatischen Sprachgebietes, auch Beziehungen mit dem bulgarischen Sprachgebiet, schuf, daß die langjährige kirchliche Zusammengehörigkeit zwischen den einzelnen Gebieten (z. B. Bosnien-Slavonien) durch die Ordensprovinzen der Jesuiten und Franziskaner die größte Bedeutung für das geistige Leben der Balkanslaven, für die Ausbildung einer einheitlichen Schriftsprache hatte, daß die kirchliche Gemeinschaft hier ebenso einigend und ausgleichend wirkte wie anderswo die staatliche. Die Erkenntnis, daß die Schriftsprache den größten und bedeutungsvollsten Fortschritt der Gegenreformation verdankt, daß die Gegenreformation zwei Jahrhunderte vor dem Illyrismus und vor Vuk Karadžić die Grundlagen für die literatursprachliche Einigung der Kroaten und Serben schuf, daß die Grundlagen zu den sprachlichen Anschauungen und Benennungen (z. B. illyrisch) in der illyrischen Bewegung auf Humanismus, Reformation und Gegenreformation zurückgehen. Soviel zur Bedeutung des Buches für die Sprachgeschichte.

Die Untersuchung Murkos legt ferner eingehend den nationalideengeschichtlichen Charakter der Reformation und Gegenreformation der Südslaven und die Weiterwirkung dieser Ideen im 19. und 20. Jahrhundert klar. Vor allem wird der südslavischen und panslavischen Ideenrichtung in dieser Epoche besonderes Augenmerk zugewendet. Die südslavischen Protestanten waren sich der großen sprachlichen Verwandtschaft aller Südslaven deutlich bewußt, ihr Wirken war auf das gesamte Südslaventum einschließlich der

Bulgaren gerichtet. Die Schriftsteller der südslavischen, von Rom aus geförderten Gegenreformation segelten im Fahrwasser nicht nur eines südslavischen Bewußtseins, sondern auch allslavischen Bewußtseins (S. 9 ff.). Die Reformation hat zuerst ein südslavisches Programm geschaffen und dachte auch an eine politische Lösung der kirchlichen Frage, die Gegenreformation und das 19. Jahrhundert haben es weiter ausgebildet und das 20. zum großen Teile verwirklicht (S. 124, 132). Diese und die panslavische Einstellung in der Gegenreformationsliteratur im Zusammenhang mit den katholischen Religionsbestrebungen, die bekanntlich in dieser Zeit bis zu den Ukrainern und Großrussen gehen, ferner die slavische Idee bei Križanić (S. 53 ff.), die panslavische Einstellung in der dalmatinisch-ragusäischen Kunstliteratur (S. 97) legt Murko im einzelnen dokumentiert klar. Soviel zur geistesgeschichtlichen Seite der Untersuchung. Die allgemeinen kulturgeschichtlichen Entwicklungsgrundlagen werden unter Heranziehung der historischen Forschung — leider ist die jugoslavische kulturhistorische Forschung ganz im Gegensatz zur hochentwickelten russischen, čechischen und polnischen noch in den Anfängen — ständig im Auge behalten. Wieweit die Beobachtung Murkos reicht, beweist u. a. die Tatsache, daß er gelegentlich, leider nur nebenbei, sogar kunstgeschichtliche Tatsachen der Epoche, die deutschen und italienischen Einflüsse in der Kunstentwicklung dieser Zeit, in die Betrachtung einbezieht. Ergänzend wäre zu dem, was Murko über die italienischen Einflüsse in der slovenischen Kunst der Gegenreformation der Barockzeit vorbringt, darauf hinzuweisen, daß gerade die neueste österreichische kunstgeschichtliche Forschung (vgl. Dr. K. Garzarolli-Thurnlackh, Die barocke Handzeichnung in Oesterreich. Amaltheaverlag, Wien) starke italienische Einflüsse in der barocken Handzeichnung in Oesterreich nachzuweisen imstande war.

Daß diese Arbeit Murkos eine fast vollständige Revision der bisherigen Gesamtbewertung und Gesamtauffassung dieser beiden Epochen beinhaltet, ergibt sich aus dem bisher Gesagten. Vor allem erscheint die Gegenreformation, deren positive Werte für die schriftsprachliche und nationalideengeschichtliche Entwicklung eindeutig bewiesen werden, in vollständig neuem Licht. Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß festgestellt werden, daß Murko die Dinge rein sachlich und objektiv betrachtet, daß ihm eine klerikale Einstellung oder klerikale Tendenzen irgendwelcher Art vollständig ferne liegen. Zur Revision der Gesamtauffassung kommt eine Fülle von Einzelkorrekturen biobibliographischer, literarhistorischer Art, die vorwiegend in den Anmerkungen liegen. So z. B. Korrekturen gegenüber Dobrovsky, Šafařík, Jagić (S. 34), Kukuljević (S. 38), St. Novaković (S. 60), eine Reihe von Einzelkorrekturen zu Fragen der Geschichte der serbokroatischen Schriftsprache, eine Korrektur der bisherigen Erklärung der Russifizierung der römisch-katholischen glagolitischen Kirchenbücher. Es wird die bisherige Ueberschätzung der kroatischen Glagoliten, die von den philologischen Slavisten bisher geradezu verhätschelt wurden, gründlich korrigiert, die kulturhemmende Tätigkeit dieser Glagoliten aufgezeigt und gegen die romantische Ueberschätzung der slavischen Kirchensprache gegenüber der Volkssprache Front gemacht. Während man bisher unter dem Begriffe Gegenreformation die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts umfaßte, zeigt Murko, daß ebenso wie für das čechische so auch für das südslavische Gebiet diese Begrenzung zu eng ist und aus kultur- und geistesgeschichtlichen Gründen diese Epoche bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts auszudehnen ist. Er zeigt, daß die Tätigkeit der Jesuiten in dieser Epoche nicht, wie es bisher üblich war, rein negativ beurteilt werden darf. Ergänzend zur Beurteilung der Jesuitentätigkeit wäre neben dem von Murko erwähnten Gedicht von Preradović noch das Gedicht von Vidrić, Dva jezuita, heranzuziehen. — Zum Schluß einige kritische Bemerkungen: Die Meinung Murkos (S. 105), daß auch politische Anschauungen wie z. B. das politische Programm der kroatischen Illyrier in der Dissertatio des Grafen Janko Drašković auf den Humanismus, Reformation und Gegenreformation zurückgehen, teile ich gerade aus geistesgeschichtlichen Gründen nicht. Murko selbst zeigte uns ja seinerzeit in seiner bahnbrechenden Arbeit über die deutschen

Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik, wie stark in der böhmischen und jugoslavischen Romantik gleichzeitige westeuropäische, speziell deutsche Einflüsse wirksam waren. Die nationale Bewegung des 19. Jahrhunderts ist doch ihrem grundsätzlichen Ausgangspunkte und ihrem geistigen Gehalte nach etwas ganz Anderes, Neues. Die Wurzeln der Anschauungen der nationalen Wiedergeburt der Slaven liegen doch vielmehr in den damaligen westeuropäischen Ideen und Vorgängen, die die Weckung des Nationalbewußtseins zur Folge hatten, damit das Streben nach Reaktion, nach Widerstand gegen den nationalpolitischen Druck anderer Völker (z. B. der Magyaren bei den Kroaten und Serben) und damit schließlich die ersten politischen Programme. (Vgl. Näheres über die Entwicklung der jugoslavischen Nationalidee und des jugoslavischen nationalen Programmes bei J. Matl: Die Entstehung des jugoslavischen Staates. Zeitschrift für Politik 16 (Berlin 1927) S. 521—43, ferner J. Matl, Dva njemačka časopisa iz šezdesetih godina 19. vijeka. Njihov značaj za kulturnu i političku historiju Južnih Slavena. Nastavni Vjesnik XXXVI (Zagreb 1928, S. 174—93). Ich glaube also, daß Murko die ideengeschichtliche Kontinuität in dieser Frage überschätzt. Ebenso teile ich nicht die Meinung Murkos (S. 125): „Die Restauration des Mittelalters ist aber eines der charakteristischen Merkmale der Gegenreformation." Murko gibt selbst in den folgenden Zeilen zu, daß die Gegenreformation die Renaissance aufgenommen und weiterentwickelt, ich würde sagen, ihrer weltanschaulichen Grundauffassung entsprechend umgeformt hat. Vgl. in der dalmatinischen Kunstliteratur: Palmotić, in gewissem Grade auch Gundulić. Ich glaube, daß es sich in der Gegenreformation wesentlich darum handelte, die durch die neuen Geistesströmungen der Renaissance und Reformation eingetretenen Erschütterungen der kirchenpolitischen äußeren und inneren, geistigen Machtstellung des Katholizismus zu paralysieren und zwar durch Akzeptierung dessen, was sich in den neuen Geistesströmungen mit den Prinzipien des Katholizismus irgendwie vereinen ließ; daß wir es also mit einem, bis zum Auftreten der Aufklärungsbewegung wenigstens, gelungenen Paralysierungsversuch zu tun haben. — — Murko kommt gelegentlich der Darstellung der Entwicklung des neuzeitlichen Glagolitismus auf die österreichungarische Diplomatie zu sprechen, die sich aus Angst vor dem Panslavismus sogar in einen sonderbaren Kampf auch gegen den Glagolitismus einließ, und sagt dabei (S. 117): „Das Hauptgewicht ist auf Ungarn zu legen, wie öfters bei antislavischen Absurditäten der einstigen Monarchie." Das ist sehr richtig und es ist erfreulich, daß ein Mann von der internationalen wissenschaftlichen Bedeutung wie Murko sich nicht scheute, dies offen auszusprechen. Meine Beobachtungen gelegentlich der jahrelangen Studien auf dem Gebiete der neueren jugoslavischen kulturellen und politischen Geschichte, sowie meine Beobachtungen auf den vielen Reisen in den jugoslavischen Gebieten haben mich zur gleichen Ueberzeugung gebracht. Ich verweise unter den vielen hier nur auf ein, dafür aber sehr wichtiges Beispiel: Die Haltung des Grafen Andrassy bei dem Aufstand bei Rakovica 1871, der die Föderalisierungspläne des österreichischen Kaisers endgültig vernichtete. (Vgl. F. Šišić, Eugen Kvaternik i Rakovačka buna u oktobru 1871. Jugoslavenska Njiva X, knj. I, S. 2—14.) In diesen Fragen werden sowohl die einzelnen slavischen Völker als auch die von der magyarischen Berichterstattung außerordentlich stark, vielfach stärker als von den blutsverwandten Deutschösterreichern beeinflußten reichsdeutschen, vor allem norddeutschen Kreise noch mancherlei an den bisherigen Anschauungen korrigieren müssen. — — Abschließend ein Wort über Murkos Buch im allgemeinen: Die Arbeit Murkos gehört zu den wertvollsten Studien auf dem Gebiete der südslavischen Literatur- und Kulturgeschichte, die wir in den letzten Jahrzehnten bekommen haben. Sie bringt uns einen erheblichen Schritt weiter zu einer südslavischen Kulturgeschichte, für die ohnehin so wenige gründliche, großzügige, systematische Vorarbeiten vorliegen. Daß Murko die Arbeit in deutscher Sprache schrieb — in gewissen slavischen, auch südslavischen Kreisen wie z. B. eine Aeußerung des in Agram wirkenden slovenischen „Literarhistorikers" Ilešić zeigt, galt ein derartiges Unterfangen vor kurzem noch als nationale Schande — ist noch deshalb zu

begrüßen, weil dadurch für weitere mittel- und westeuropäische Kreise bei der allgemeinen Unorientiertheit in slavicis wissenschaftliches Neuland fruchtbar gemacht wird.

Graz. J. Matl.

Hermann Wendel: Bismarck und Serbien im Jahre 1866. — Otto Stollberg, Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin 1927.

Johannes Ziekursch hat in seiner großangelegten und bedeutsamen „Politischen Geschichte des neuen Deutschen Kaiserreiches" (bisher 2 Bände. Frankfurter Sozietäts-Druckerei, Frankfurt-Main, I 1925, II 1927) auf S. 152 kurz die, für den Gang der Ereignisse an sich freilich gegenstandslose Tatsache gestreift, daß Bismarck im Juni 1866 „den ungarischen Grafen Türr, einen früheren Waffengefährten Garibaldis, nach Serbien und Rumänien, um dort gegen Oesterreich zu schüren", gesandt hat. Diese Episode hat nun Wendel, der bekannte serbophile Schriftsteller, unter Benützung aller erreichbaren Dokumente, in einer Sonderschrift zu klären versucht. Es ist nicht seine Schuld, sondern liegt im nicht ausreichenden Material, daß nicht alle Einzelheiten erfaßt sind. Sehr dankenswert ist die Beigabe des Aktenmaterials, nicht nur in der Uebersetzung, sondern auch im (serbischen) Originaltext. In Anmerkungen werden Details erläutert und eine reiche Fülle bibliographischer Hilfsmittel aufgezählt. Leider leuchtet nur auch hier wieder bisweilen die Tendenz des Verf. durch. Ich möchte aber nur gegen Eines mich hier grundsätzlich wenden: wohl spricht man für jene Zeitläufte von der „Revolution von oben", und auch — um bei der anfangs genannten großen Gesamtdarstellung zu bleiben — Ziekursch erwähnt die „revolutionären (von mir gesperrt) Pläne" Bismarcks. Es ist aber eine Auffassung, wie W. sie im ersten Kapitel „Bismarck als Revolutionär" vorträgt, m. E. grundsätzlich verfehlt. Bismarck war nur ebensowenig durch konservative wie umstürzlerische Ideengänge in seinem Handeln beengt, wenn er das von ihm als in staatlichem Interesse als notwendig Erkannte eben mit allen Mitteln — auch mit wechselnden bekanntlich — durchzusetzen versuchte. Daß er, der im Gegensatz zu Metternich, die Zeitströmung so klar zu erkennen und nützen vermochte, dabei in den Geruch des „Revolutionärs" kam, war in der politischen Lage Preußens begründet, nicht aber etwa in einer revolutionären Gesinnung, welche, nach der Lektüre von W.'s I. Kap., mancher Leser dem damaligen Bismarck unterstellen könnte.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Dr. Simon Pirchegger, Lektor der deutschen Sprache an der Universität Sofia: Die slavischen Ortsnamen im Mürzgebiet. Veröffentlichungen des Slavischen Instituts an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin, herausgegeben von Max Vasmer, I. In Kommission bei Markert und Petters, Leipzig 1927, 8°, XXXI u. 239 (mit einer Karte).

Es ist eine Seltenheit, daß die slavischen Ortsnamen in einem verdeutschten Gebiete von einem Fachmann behandelt werden, der zugleich Slavist und Germanist ist. Weiter ist es wieder eine Seltenheit, daß die Arbeit eines Ortsnamenforschers auf Archivstudien und auf speziellen, mit Bereisung des ganzen Gebietes verbundenen Studien beruht, wobei dieses Gebiet außerdem die Heimat des Verfassers ist.

Eben einen solchen seltenen Fall haben wir bei der vorliegenden Studie: der Verfasser ist ein Linguist, der bei Sievers Germanistik studierte und sich mit der Klanguntersuchung der Mürzmundart beschäftigte, so daß er sich die Sieverssche Methode lebendig angeeignet hat; vom 1. März bis 20. Juni 1923 hat er in Steiermark verbracht und sich mit Studien im Grazer Landesarchiv und mit Bereisung des Mürzgebietes beschäftigt.

Der Herausgeber der Veröffentlichungen des Slavischen Instituts in Berlin, der auch der Lehrer des Verfassers in slavicis ist, will den großen Wert

der Sieversschen Schallanalyse für die Erforschung lebender Sprachen nicht in Abrede stellen, bemerkt aber im Vorwort, daß ihm eine Heranziehung schallanalytischer Ergebnisse bedenklich erscheine, wenn dieselben nicht durch die moderne Aussprache oder durch die Sprachgeschichte gestützt werden. Diese Bemerkung Vasmers hat mehr prinzipiellen Charakter und will gar nicht die wissenschaftliche Bedeutung des Pircheggerschen Werkes unterschätzen.

Das von Pirchegger gesammelte Material ist ziemlich ausgiebig ausgefallen, und die slavische Ortsnamenforschung wird ihm dafür sicherlich Dank wissen. In der historischen Einleitung (S. XV—XXV) hebt er einige Hauptdaten hervor, auf Grund deren er zum Schlusse kommt, daß eine wissenschaftliche Ortsnamenforschung in den Ostalpenländern mit vorindogermanischem („alarodischem"), illyro-venetischem, keltischem, romanischem, slavischem und germanischem Sprachgut rechnen muß (S. XXV). Darauf kommen Quellen und benutzte Literatur, Abkürzungen (S. XXVI—XXX), sonstige Kürzungen (S. XXXI) und dann die 8 speziellen Teile der Arbeit selbst. Die Hauptteile sind: „Wörterbuch der altslovenischen Namen" (I. Teil, S. 1—88), „Lautlehre der Mürzmundart" (VI. Teil, S. 126—188) und „Die Vertretung der altslovenischen Laute" (VII. Teil, S. 189—223). Auch die übrigen Teile („Unklares", II. Teil, S. 89—94, „Erklärungsbedürftige deutsche Namen", III. Teil, S. 95—102, „Antike Ortsnamen", IV. Teil, S. 103—114, „Anmerkungen", V. Teil, S. 115—125 und „Allgemeines zu den Ortsnamen", VIII. Teil, S. 224—236) enthalten viel Interessantes, das den Wert der Untersuchung erhöht.

Die Etymologie der Ortsnamen gehört bekanntlich zu den schwierigsten Aufgaben auf dem Gebiete der Sprachgeschichte, selbst auch dann, wenn wir genau aufgezeichnete ältere Formen der betreffenden Namen besitzen. Die aus den Archiven geschöpften Ortsnamenformen dürften aber am wenigsten für die phonetisch zufriedenstellenden gehalten werden. Und wenn bei dieser Sachlage Pirchegger fast alle altslovenischen Ortsnamen des Mürzgebietes ziemlich gut, ja manchmal glänzend erklärt, so ist das als ein großes Verdienst des deutschen Gelehrten zu verzeichnen. Nur zu loben ist auch das, daß der Verfasser sehr oft die hauptsächlichsten der semantischen Parallelen aus anderen Slavinen miterwähnt. In dem südslavischen Vergleichsmaterial fühle ich mich verpflichtet, auf eine kleine Lücke hinzuweisen, die wohl im Zusammenhang mit den Bibliotheksverhältnissen der deutschen Universitäten steht, wenn sie nicht geradezu dadurch verursacht ist: Das Fehlen bulgarischer Parallelen, die wenigstens aus irgend einer Ausgabe des offiziellen Списъкъ на населенитѣ мѣста въ България für das Königreich Bulgarien und aus Kъnčovs Büchern Македония, етнография и статистика (Sofia 1900) und Орохидрография на Македония (posthum unter der Redaktion Prof. A. Išrkovs, Plovdiv 1911) für Mazedonien zu entnehmen wären.

Es dürfte vielleicht nicht ganz überflüssig sein, wenn hier einige der bulgarischen Parallelnamen angeführt werden. Selbstverständlich darf das keineswegs als Vorwurf gegen das Pircheggersche Werk oder als Mangel desselben aufgefaßt werden. Im Gegenteil, durch diese Parallelen wird die Richtigkeit und die Scharfsinnigkeit seiner etymologischen Erklärungen noch mehr unterstützt als durch die anderen slavischen, außerslovenischen Parallelen: die Sprache der Bulgaren ist ja Balkanslovenisch und dieses Balkanslovenisch steht in mancher Hinsicht dem Alpenslovenischen etwas näher als z. B. das Serbokroatische.

Zu S. 3 (P l e s c h n i t z, P l e s c h a w i t z, Wz. p l ě š - „kahl" — „Kahlenberg") kommt bulg. Плашивецъ (Bez. Bělogradčik, Kreis Vidin, Списъкъ v. J. 1911, S. 24); zu S. 5 (P o d i g o r, P o d g o r y) bulg. Подгрия in Nordmazedonien (in der Umgegend von Petrič, bei Kъnčov, Орохидрография S. 167); zu B o l o t e r s aus V o l o d e r ъ (S. 7) bietet auch das Bulgarische interessante Parallelen: Краводеръ (Bez. und Kreis Vraca, Списъкъ 1911, S. 32), Пседѐрци (Bez. Kula, Kreis Vidin, ibid. S. 25), Волкодери (Bez. Resen), Пысодеръ, Песодеръ (Bez. Lerin) bei Kъnčov, Македония S. 241, 250. P r o l a z (mons qui dicitur —, ad locum Prolayz) wird S. 14 mit serbokr. Appellativum p r ȍ l a z „Durchgang, enge oder tiefe Wegstelle" und neuslov.

p r é l a z, - l ó z a „Uebergang, Paß“ zusammengestellt; aus dem Bulgarischen kämen hierher der Dorfname Пролазница (Bez. Bělogradčik, Kreis Vidin, Списъкъ 1911, S. 23: das Dorf befindet sich wirklich in einem Bergpaß) und das Appellativum пролазъ, пролѣзъ, прѣлѣзъ bei Gerov, Рѣчникъ IV s. v. v. Bei T a u r i s g r a b e n (Tûrah, Tworach, Turjak S. 20) würde bulg. Турия (Bez. Kazanlъk, Kreis Stara-Zagora, Cnucъkъ 1911, S. 92) in Betracht kommen. Gegenüber T o m b n i k (Dobnik S. 23) steht bulg. D ъ b n i k (Горни-Дѫбникъ, Долни-Дѫбникъ, Bez. u. Kreis Plěven, Списъкъ 1911, S. 59); daß in T o m b n i k wirklich ursl. d ǫ b ъ steckt, zeigt u. a. bulg. D ъ m b e n i (Bez. Kostur in Südmazedonien), Kъnčov, Македония S. 265.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß in F l a d e n p a c h südslav. (slov., bulg., serbokroat.) b l a t o steckt, vielleicht mit Suff. - ь n ь, also vielleicht Teilübersetzung eines *b l a t ь n ъ j ь p o t o k ъ „sumpfiger, schlammiger Bach“ (S. 28). Es ist aber auch eine andere Möglichkeit nicht ausgeschlossen, nämlich die, daß F l a d e n auf deutschem Boden aus slov. b l a t o nach Analogie der alten n-Stämme (schwacher Deklination) entstanden ist: bloß B l a t o heißen verschiedene Bäche und Flüßchen in Bulgarien und Mazedonien; s. u. a. Kъnčov, Орохидрография 50—51, Mladenov in Godišnik der National-Bibliothek in Plovdiv für das Jahr 1925 (Sofia 1927, auch als „Mélanges Boris Diakovitch“ erschienen), S. 302—303. F l a d e n p a c h könnte also mutatis mutandis eine Parallele zur Kategorie D o n a u s t r o m darstellen. L a p p e n w a l d (Lopein, Lepin) kann durch südslav. Liquidametathese aus vorsl. *a l p -, *a l p i n entstanden sein und im Zusammenhang mit A l p e i n, A l p o n a, A l p i n e s u. ä. stehen. Im Mittel-Balkan (Bez. Teteven, Kr. Plěven) bietet das Bulgarische einen Dorfnamen Лопянъ (Cnucъkъ 1911, S. 62); in Ost- und Westbulgarien hat man wieder Лопушна, Лопушня; es könnte sich um Bildungen aus gemeinslav. Appellativa handeln wie poln. ł o p i a n, ł o p u c h, bulg. l ò p a n, l ò p e n „Verbascum phlomoides“ (СбНУ XIV 48), l ò p u c h, l ò p u š usw.

Zu M e u s l - Erb (aus m y s l ь „cogitatio“ S. 56) würde ich als Parallele den Namen der Ortschaft M ì s l e n - K à m i k in Bělogradčiv, Kreis Vidin in Nordwestbulgarien anführen. Zu R a k a b i c z (von r a k ъ „Krebs“ S. 60) bietet auch das Bulgarische zahlreiche Dorfnamen wie R à k o v i c a (Bez. Kula, Списъкъ 1911, S. 26), Голѣма-Раковица (Bez. Sofia, ibid. S. 80), Мала-Раковица (ebenda, ibid. S. 81), Влàшка - Рàковица (Bez. Vidin, ibid. S. 24) neben R à k o v o, R à k o v e c u. a.

Ganz korrekt und völlig annehmbar ist Pircheggers Erklärung von G ä s c h n i z (Gaeschenich, Gaestnik, Gatichnik ...): von asl. *g a t ь (nsl. g â t m. „Damm, Wehr“) mit Suff. - j a: *g a č a (nsl. g â č a f. „Stopfwerk“), davon mit Suff. - ь n - i k - ъ (- i c a): *g a č ь n i k ъ, - i c a, Loc. Sg. *g a č ь n i c ě (- i): „Beim Wasserwehr“ oder PN. „Wehrbauer“. Der slovenische Personenname *g a č ь n i k ъ könnte aber auch mit bulg. g à š t n i k, g à š n i k zusammengestellt werden. Bulg. гàщникъ ist Spottname für einen Bauer (s. Gerov, Рѣчникъ I 211) und ist mit g à š t i „Hose“ in Verbindung zu setzen; g à š t n i k ist also „ein Hosenträger“. Dafür spricht der Ortsname K r i v o g à š t a n i (mit - š t - !) in Mazedonien (Bez. Prilep, Kьnčov, Македония S. 244). K r i v o g à š t a n i gehört wohl ins Gebiet des Volkshumors und bedeutet „Schiefhösler“. Könnte nicht slov. g â č e „. . . Unterziehhosen . . .“ in G ä s c h n i z, G a t s c h n i k stecken und sollte dann G a t s c h n i k als Spottname nicht „Unterziehhosenträger“ bedeutet haben? — S a r n a w n i c h k, Sarnaunikh (S. 67) ist gewiß von *ž ь r n y, *ž ь r n o v ь n i k ъ gebildet. Zu den außerslovenischen Parallelen (serbokr. Ž r n ó v n i c a „Fluß südl. Spalato“, čech. Z e r n o v n í k „Mühlsteinhauer“ u. a. will ich hier aus dem Bulgarischen = Balkanslovenischen hinzufügen: Жернòвница in der Gegend von Debъr (Kъnčov Македония 263: Mala Rěka oder Dolna Rěka), dial. (z. B. Šumen) bulg. ž è r k a „Mühle“ aus *ž e r n ъ k a, mittelbulg. pl. жрьнъкы in der Urkunde des Caren Konstantin Asěn (vor 1278): жрьнъкамы Instr. Pl.

Ein Vorzug der Arbeit Pircheggers ist die große Objektivität, das Fehlen jeder einseitigen Tendenz. So behandelt er den Namen T a u c h e n h o f

im ersten Teil, wo u. a. Tukna Tucha (a fluvio Tuhna vsque ad Pincach; inter maiorem et minorem Tucham), die Tauchen (Bach und Gegend bei Friedberg) angeführt werden, und will darin asl. *tuchna in der Bedeutung „Bach (u. dgl.), der faules, stinkendes Wasser führt", nsl. tûh „fauler Gestank, Moderduft" u. ä. sehen. Man könnte aber an die deutsche Wurzel tuch-, tauch- denken und etwa ahd. tūhhāri, mhd. tūhhere, nhd. Taucher als Bezeichnung eines Wasservogels (F. Kluge, Etym. Wört. der deutschen Sprache 9, 453) in Erinnerung bringen. In semantischer Beziehung würde dann der deutsche Tauchenhof eine Parallele zum sehr verbreiteten slav. Ortsnamen Ponorъ darstellen (siehe Miklosich, Etymol. Wörter d. slav. Spr. 212—213 s. ner-: u. a. čech. nořiti „tauchen", norek „Taucher, Tauchgans", klruss. nority „quellen" etc.). Somit würde man das Stichwort Tauchenhof mit gewissem Recht in den dritten Teil der erklärungsbedürftigen deutschen Namen versetzen. Dabei wende man nicht ein, daß tauchen ein mitteldeutsches Wort sei und daß dafür oberdeutsch allgemein tunken gebräuchlich sei: in Ortsnamen sind bekanntlich oft solche alte Wurzeln und Bildungen bewahrt, die in der gewöhnlichen Rede sonst nicht gebraucht werden.

Pircheggers Buch enthält eine Menge älterer Ortsnamen des Mürzgebietes und sonstiger Parallelen, die für die Ortsnamenforschung Europas von Wichtigkeit sind und den künftigen Arbeitern gewiß zugute kommen werden. So war man bekanntlich geneigt, das „Suffix" -sso-, -ssa- (-iss-, -ass- etc.) für „vorindogermanisch" zu halten. Mit Recht erwähnt Pirchegger bei der Besprechung von Balissa (S. 105) die zahlreichen keltischen Bildungen mit -issa bei Holder. In Balissa steckt wohl die idg. Wurzel *bāl- „Pfuhl, Sumpf, Wasser", die in zahlreichen Bildungen vorliegt wie z. B. urslav. *bol-to (südslav. blato, russ. болото, poln. błoto, čech. blàto „Kot, Sumpf, Teich, See" etc.), urgerm. *bōl (ags. pól, engl. pool, nhd. Pfuhl) usw. Mit dem Oštirschen „alarodischen" Spuk bei der Erklärung von (Aquae) Balissae und vielen anderen alten indogermanischen Orts- und Gewässernamen ist doch endlich aufzuräumen.

Was oben über den Gebrauch von blato allein als Flußname gesagt wurde, wird vom antiken Material Pircheggers glänzend bestätigt: „Silvam Paltam, jetzt die Palt, nimmt bei Göttweig (Niederösterreich) die Fladnitz auf; Df. Palt und die Paltmühle b. Mautern ... in valle pagoque Palta .., jetzt die Palten (!), Nebenfluß der Enns" (S. 105). Bei Sala (Juxta fluvio Sala, die Saale, Salzburg) Salas, jetzt die Saale in Mitteldeutschland, wird an keltische Herkunft gedacht; die Wurzel ist aber allgemein indogermanisch, vgl. gr. ἅλλομαι, lat. salio, lit. selėti etc.; wegen der Bedeutung vgl. z. B. bulg. Skakavica, Flußname: Wz. skak-, skáčam „springen": skok usw. Das Slavische bietet uns eine mit dem p-Determinativ erweiterte Wurzel in abg. въ-слѣпати „ἅλλεσθαι" sloven. slap „Woge, Wasserfall", serbokr. slap „fluctus" bei Miklosich, Etym. Wört. d. slav. Spr. 307, wozu noch das da fehlende čech. slap „Wasserfall" kommt.

Die „Anmerkungen" (V. Teil) enthalten u. a. schönes Material zu den Flußnamen Marua, Margus, March, Morava (Mur), Nr. 15, S. 121—123: Morizam; das Bulgarische bietet als Parallele Marica, klass. Hebros, worüber Ref. Spisanie der Bulg. Akad. d. Wiss. X 53—55, über bulg. Morava ibid. 55—56.

Die „Lautlehre der Mürzmundart" sowie „die Vertretung der altslovenischen Laute" ist für Germanisten, Slavisten und überhaupt für Linguisten eine mustergültige Arbeit. Es fällt schwer, zu einer so tief angelegten Arbeit einzelne kleine Bemerkungen zu machen. Der achte Teil („Allgemeines zu den Ortsnamen") bietet am Ende „S. 129, Schlußwort", wo wir erfahren, daß es bis zuletzt Pircheggers Absicht war, einen Anhang „Kritisches" folgen zu lassen, in dem eine Auseinandersetzung mit abweichenden Meinungen anderer erfolgen sollte. Aus Raumrücksichten mußte aber diese Auseinandersetzung ausbleiben, und erfolgt daher anderswo.

Vorläufig bekommen wir ein paar kurze Bemerkungen, die für die slavische Lautgeschichte sehr wichtig sind. P. Lessiak hat nämlich auf Grund der slov.-deutschen Lehnwortverhältnisse und auf Grund eingedeutschter altslovenischer Appellativa und ON. eine Reihe von Behauptungen aufgestellt, die die herrschenden Anschauungen von den gemeinslav. und altslov. Sprachzuständen revolutionieren konnten. Nach Lessiak soll zur Zeit der ersten aslov.-altbair. Berührungen balt. slav. *ă* < uridg. *ă*, *ŏ* noch nicht zu aslov. *ŏ* geworden, sondern noch *ă* gewesen sein; gemeinslav. *y* < uridg. *ū* war nach ihm im Aslov. noch *ū*; ebenso die sogen. 3. Palatalisierung (*ika > ica) soll noch nicht eingetreten sein usw.

Ich stimme Pirchegger bei, wenn er schreibt: „Die Lessiakschen Behauptungen sind im vollen Umfange abzulehnen. Seine „* - ik'a - Theorie“ z. B. hätte die groteske Folge, daß der Hauptfluß des Mürzgebietes, aslov. *Môrica (in 860 Morizam), den Deutschen später bekannt geworden wäre als die zahlreichen primären und sekundären Seitenbäche auf -ing mit weiblichem Geschlecht. . . . Und das Geschlecht der eingedeutschten Flußnamen hat wohl gar keine Beweiskraft für das altslovenische Genus, wie das die zahllosen Genuswechsel bei Lehn- und Fremdwörtern zeigen.

Pircheggers slavische Ortsnamen im Mürzgebiete sind als ein solides Werk der deutschen Slavistik zu begrüßen, deren Wesen und Aufgaben von einem reichsdeutschen und einem österreichischen Slavisten eben in einer Programmschrift geschildert wurden, die in demselben Jahre mit Pircheggers Buch erschien. Alles soll nun weiterhin zur guten Stunde gehen.

Sofia. St. Mladenov.

Leonhard Schultze Jena: Makedonien. Landschafts- und Kulturbilder. Jena, Gustav Fischer, 1927, 4°, 252 S., 86 Tafeln, 3 Karten. Brosch. RM. 40,—, geb. RM. 42,—.

Unter den im Anschluß an die Kriegsereignisse entstandenen Werken über Makedonien nimmt das vorliegende Buch eine besonders bedeutungsvolle Stellung ein. Es ist eine Schilderung des Landes, die den Menschen in den Vordergrund schiebt. Die Darstellung beruht auf Beobachtungen, die der Verfasser in der Zeit vom April 1916 bis Juli 1918 im Dienste der topographischen Vermessung bei der XI. Armee machen konnte, sowie auf Studien, die zur Ergänzung dieser zunächst auf Nordmakedonien sich beschränkenden Beobachtungen im Jahre 1922 in Südmakedonien durchgeführt werden konnten. Die Kosten für letztere Reise bestritt die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Sie fiel freilich schon in die Inflationszeit, so daß sie infolge der eingetretenen Geldentwertung nur, wie der Verfasser sich ausdrückt, „nach Handwerksburschenart“ möglich war.

In größerem Zusammenhang gesehen, gehören die Reisen L. Schultze Jenas den Unternehmungen jener Landeskundlichen Kommissionen an, die zur Kriegszeit, wie in Makedonien so auch in Polen und Rumänien wertvolle wissenschaftliche Arbeit leisteten.

Der Aufbau des Werkes läßt vier große Abschnitte erkennen. Zunächst werden auf den S. 1—40 die Unterschiede der natürlichen Daseinsbedingungen des Menschen in Makedonien, vor allem die klimatischen Verhältnisse und die Beziehungen der Lageverhältnisse der Siedlungen zur Tektonik des Landes erörtert. Sodann werden in einem zweiten Abschnitt S. 41—98 die „Siedlungs-Oeden“, wie Schultze Jena sie nennt, eingehend besprochen, d. h. diejenigen Landesteile, in welchen der Mensch nur im Waldgebiet und im Gebirge mehr oder minder vereinzelt siedelt. Besonders das makedonische Zentralgebirge wird in dieser Richtung genauer untersucht. Hier sei als Beispiel für die sehr eingehende anthropogeographische Untersuchungsart und Schlußfolgerungsweise des Verfassers hingewiesen auf die S. 70—98 gegebene Schilderung der Ortschaft Konjsko. In einem dritten Kapitel, dem ausführlichsten des ganzen Buches, werden auf den S. 99—206 die sogenannten „Siedlungsfelder“ im Anschluß an eine, dem Werke beigegebene Karte im Maßstab 1 : 750 000

besprochen und nach Siedlungs-, Bevölkerungs- und Wirtschaftsverhältnissen anschaulich und gründlich geschildert. Das vierte und letzte Kapitel erörtert auf den S. 207—230 den „Verkehr im Wandel der Zeiten". Ein angefügtes Literaturverzeichnis gibt in 200 Nummern die wichtigsten bisher vorhandenen Quellenwerke.

Besonderer Beachtung bedarf die methodische Behandlung des Stoffes und die Art, wie auf Grund genauester naturwissenschaftlicher Einzelbeobachtungen die Tatsachen des Kulturbesitzes, der wirtschaftlichen Tätigkeit und der Siedlungsverhältnisse vom Standpunkt des landeskundlich interessierten Geographen geschildert werden.

Ausgezeichnete Bilder der makedonischen Kulturlandschaften und ihrer Bewohner, sehr sorgsame Skizzen der Ortslagen, der Gebäude, ihrer Architektur und ihrer Raumverteilung erläutern den Text, in welchem auch mancherlei sprachliches und historisches Material in geschickter Weise verwendet wird, um die gerade in Makedonien besonders komplizierten völkischen Verhältnisse zu entwirren. Alles in allem: eines der wertvollsten Bücher, welche wir über Makedonien besitzen!

Breslau. M. Friederichsen.

Pokrowski: Geschichte Rußlands. Uebersetzt von Alexander Ramm, redigiert und herausgegeben von Wilhelm Herzog. C. L. Hirschfeld, Leipzig.

Das mir in den Lieferungen 1—12 vorliegende Werk Pokrovskijs ist eine zweite deutsche Ausgabe des russischen Originales. Die erste deutsche Uebersetzung erfolgte durch A. Klein (Zentral-Verlag der Völker des SSSR. 2. Aufl. Moskau 1925) als „Kurzer Abriß der Russischen Geschichte". Das Vorwort bemerkt gleich anfangs, daß sich diese Darstellung „an den deutschen Leser wendet, an den sich auch das „ABC des Kommunismus" von Genossen Bucharin wendete. Der klassenbewußte Arbeiter muß nicht nur wissen, was Kommunismus, sondern auch, was Rußland ist. Dieses Buch ist deshalb der Entstehungsgeschichte des heutigen Rußland gewidmet. Es setzt beim Leser keinerlei historische Vorkenntnisse voraus, d. h. direkt gesprochen, es setzt einen Menschen voraus, dessen Gehirn durch die Schulgeschichtsbücher mit ihren unzähligen Zaren und Ministern, die nur über verschiedene „Reformen" zugunsten des Volkes nachdachten, nicht verrenkt ist". So hat der Autor statt „der Puppe mit Krone und in Purpur den wirklichen Zaren, das Kapital," zum Mittelpunkte genommen.

Diese, das Wesen dieses Werkes treffend kennzeichnende Einführung gilt natürlich auch für die vorliegende 2. Bearbeitung, welche von W. Herzog besorgt wurde. Wenn — wie die angeführten Worte beweisen — die (äußerst weit ausholende!) Darstellung auch keineswegs dem Historiker gilt, so wird auch dieser, der Art der Betrachtung wegen, nicht ohne Interesse das Buch durchblättern. Freilich „die" Geschichte Rußlands, als welche die Verlagsanzeige dieses Werk anpreisen will, ist es nicht. Der Historiker wird sich da schon an Stählin halten und der Vollendung von dessen Werk entgegensehen.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Elias Hurwicz: Geschichte des russischen Bürgerkriegs. — Berlin, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung, 1927.

Hurwicz ist unter den Darstellern russischer Gegenwartsereignisse kein Unbekannter. Auch in diesen „Jahrbüchern" wurde er daher bereits mehrfach erwähnt. Es haftet seinen Schriften öfter etwas rasch Hingeworfenes, Aktuelles, Journalistisches an. So habe ich an dieser Stelle („Jahrbücher" N. F. I, Heft 2, S. 226) bereits seine Skizzen über „Staatsmänner und Abenteurer" als nicht eben in die Tiefe gehend bezeichnen müssen. Hurwicz dient so mehr den Interessierten weiterer Kreise als dem Historiker.

Wer sich mit der meist nicht restlos aufzuklärenden Gegenwartsgeschichte befaßt, wird, besonders wenn dabei journalistische Technik leicht von der

Hand geht, die nur naturgemäßen Mängel an Erkenntnis der inneren Zusammenhänge mit unverbindlichen Worten zu überbrücken geneigt sein. In der vorliegenden „Geschichte des russischen Bürgerkrieges" hat Hurwicz nun eine Art Fortsetzung seiner „Geschichte der jüngsten russischen Revolution" (1922, E. Laubscher Verlag) geliefert. Im ersten Teile wird sehr eingehend die Denikinsche Periode (s. S. 242) behandelt, ein zweiter Teil bringt dann die „Konterrevolution unter Wrangel" (S. 243—300), also die Zeit vom Ausgange d. J. 1917 bis in den Beginn von 1920.

Der Verf. hat das Tatsachenmaterial in ansprechender Darstellung zusammenzufassen gesucht und ist auch sicherlich bemüht gewesen, objektiv auf beiden Seiten, der „weißen" wie der „roten", die — Schattenseiten hervorzuheben, so etwa die üble Zwietracht der ersteren (vgl. z. B. S. 91 f. die Krasnov-Episode!) wie die Bluttaten der Roten (z. B. S. 300). Die S. 301 f. dann abschließend angeführte Literatur gibt im allgemeinen nur wesentlichere Schriften und übergeht mit Recht die zu reiche Fälle der sehr oft ganz überflüssigerweise gedruckten Einzelerlebnisse.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Illustrierte Geschichte der Russischen Revolution 1917. Herausgegeben von W. Astrow, A. Slepnikow, J. Thomas. Mit Beiträgen von Blagonrawow, Bucharin usw. 225 Illustrationen. Berlin, Neuer Deutscher Verlag, 1928, 591 Seiten.

Nunmehr liegt die Illustrierte Geschichte der Russischen Revolution in 24 Lieferungen abgeschlossen vor. Es ist ein für weite Kreise bestimmtes Werk. Von der Revolution i. J. 1905 bis zum Abschluß des Bürgerkrieges und der Interventionen und dem Beginn der Aufbauarbeit i. J. 1921 rollt das Bild der Ereignisse vor unseren Augen ab. Obwohl nicht in allen Teilen gleichmäßig gearbeitet und in einzelnen Teilen von summarischer Behandlung des Stoffes, wie im Kapitel „Nach dem Oktober", ist das Werk der wertvollste Führer durch die Flut der Geschehnisse, die die soziale Revolution innen- und außenpolitisch mit sich geführt hat — und die im allgemeinen so unbekannt sind. Es ist daher nicht zu verwundern, daß dem Buche ein beispielloser Erfolg beschieden gewesen ist, daß die Kritik aus den verschiedensten Lagern das Werk begrüßt, und es einen gewaltigen Leserkreis gefunden hat. Allen Wünschen an den gebotenen Inhalt und an die Ergänzung des Stoffes will der Verlag Rechnung tragen, indem er die Herausgabe dreier Zusatzbände plant: Erinnerungen aktiver Teilnehmer an den Ereignissen der Jahre 1917—18, die Geschichte des Bürgerkrieges 1917 bis 1921 und — drittens — die Aufbauarbeit auf allen Gebieten in den ersten zehn Jahren des Bestehens der Sovetrepublik. Einiges nur ist für die kommenden Bände zu bemerken. Die Uebersetzung muß durchweg einwandfrei sein und die unverzeihlichen Verstümmelungen geographischer Namen dürfen nicht vorkommen. Auch wäre es für jedermann wertvoll, wenn man durch entsprechende Fußnoten oder Bemerkungen im Text das Auffinden der zitierten Originalwerke erleichtern würde.

Breslau. Harald Cosack.

La Confession orthodoxe de Pierre Moghila, métropolite de Kiev (1633—1646). Texte latin inédit par A. Malvy et M. Viller. (Orientalia Christiana, vol. X.) Nr. 39. — Rom. Pont. Institutum Orientalium Studiorum. 1927. CXXXI u. 223 S.

Die Beurteilung der Symbole als Glaubensquellen der orthodoxen Kirche ist verschieden; St. Zankow, Das orthodoxe Christentum des Ostens 1927, S. 34, erklärt, daß die orthodoxe Kirche kein einziges symbolisches Buch habe, für sie komme nur das Symbol des Konzils von Nicäa-Konstantinopel in Betracht. Michalcescu, Die Bekenntnisse und die wichtigsten Glaubenszeugnisse der griech.-oriental. Kirche 1904, erklärt S. 23: Die erste Stelle

unter den Bekenntnisschriften der griechisch-orthodoxen Kirche nimmt das Bekenntnis Mogilas ein. Dieses war uns bis jetzt nur in der griechischen Sprache bekannt. Die lateinische Version ist deshalb von großem Werte. Die Herausgeber haben die Edition in mustergültiger Weise gemacht. Mit Heranziehung der gesamten einschlägigen Literatur geben sie zunächst eine Biographie des Petrus Mogila (Movila), des moldavischen Fürstensohnes (vgl. noch: Panaitescu P. L'influence de l'oeuvre de Pierre Mogila, archev. de Kiev, dans les principautés roumaines, Paris 1926). M. kämpfte gegen die Einflüsse des Protestantismus durch Cyrill Lukaris, falsch ist die Ansicht vieler protestantischer Gelehrten (auch Michalcescus), daß M. gegen die Lateiner sein Symbol gerichtet habe. Mogila hat sein Symbol in lateinischer Sprache geschrieben (LI), wie Loofs schon im Jahre 1898 erkannt hat (nicht russisch oder griechisch); es wurde zum ersten Male in Holland im Jahre 1667 gedruckt. Die Frage nach der ursprünglichen Handschrift, die verloren gegangen ist und nach den vorhandenen griech. und lat. Mss. wird sorgfältig geprüft und in einem Schema (XC) dargestellt. Hoch bedeutsam ist der Nachweis, daß der Katechismus des Petrus Mogila durch den Katechismus des Tridentinums und des Canisius beeinflußt ist; das Verhältnis des Katechismus des Mogila in den verschiedenen Rezensionen und Sprachen zur Confessio wird eingehend untersucht. Die Herausgeber haben sich nicht damit begnügt, den lat. Text zu edieren, sie geben in einem systematischen Teil noch die Hauptlehren des Mogila. Die Edition hat nicht nur theologischen Wert; sie ist ein kulturgeschichtliches Dokument, das die Stellung der Kiever Kirche im 17. Jahrhundert zu den westlichen Kirchen aufzeigt und zugleich beweist, daß Kiev in der Geschichte der orthodoxen Theologie eine bedeutende Rolle spielt; die Entwicklung der Kiever geistlichen Akademie ist durch Peter Mogila und seine Schriften bedeutend gefördert worden. Wir sehen auch, daß Kiev eine besondere Stellung zum nördlichen Rußland einnimmt und daß Peter Mogila der Ausdruck einer eigenen ukrainischen Theologie ist. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist das vorliegende Werk zweifellos das bedeutendste, das bisher in der Orientalia Christiana erschienen ist.

Breslau. Felix Haase.

M a r t i n W i n k l e r: Peter Jakovlevič Čaadaev. Ein Beitrag zur russischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. 1927, Osteuropa-Verlag, Berlin und Königsberg. (Osteuropäische Forschungen. Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas. Herausgegeben von Otto Hoetzsch. Neue Folge. Heft 1.) 106 S. 5.50 Rm.

W. schildert zunächst den Menschen, den er sehr ungünstig beurteilt: Er war lebengenießend, stark ästhetisch eingestellt, er konnte kein Kämpfer in den sozialen Nöten der Zeit sein; in seiner haltlosen Weichheit, in seiner inneren Kälte, die er so gern unter einem Scheine philosophischen Weitblicks verdecken möchte, bleibt er wenig gewinnend. Sein wenig umfassendes Werk ist schließlich nicht in schweren Kämpfen errungene tiefe Erkenntnis, sondern es bleibt Gelegenheitsarbeit, hinter der kein sehr tiefer ernster Denker steht, sondern die ein gebildeter Mensch verfaßte, den man heute vielleicht mit dem Namen eines dilettierenden Kulturphilosophen belegen würde. Er ist eine Paarung von überweicher, nervös eindrucksfähiger, tatunfähiger Nachgiebigkeit und stolzestem, überzeugtestem, ja eitlem Prophetentum. Er war unter westeuropäischem Einfluß gebildet; seine Lehrer waren die Deutschen Buhle und Schloezer. Westeuropa lernte er zuerst persönlich kennen als Teilnehmer des Krieges 1812/13. Nach dem Kriege begann der Einfluß des westlichen Mystizismus, der Freimaurerei, des Katholizismus Josephs de Maistre, ferner Schellings, Jung Stillings. Die Slavophilen haben die letzten entscheidenden Einflüsse auf seine Weltanschauung ausgeübt. Nur ein „philosophischer" Brief wurde im Jahre 1836 im Teleskop abgedruckt, die übrigen drei philosophischen Briefe und die „Apologie eines Verrückten" wurden erst nach seinem Tode im Auslande gedruckt. Die in diesen Schriften behandelten

Probleme sind religiöser und geschichtsphilosophischer Art; sie werden von Winkler eingehend (52—90) behandelt. Das Weltbild Čaadaevs bietet nichts Originales, es ist von westlichen Denkern abhängig; aber Č. hat diese Anschauungen unter einem neuen Gesichtspunkt verwendet, in dem Bestreben, dadurch seiner Heimat, Rußland, seinen Platz in der göttlichen Weltordnung ausfindig zu machen. Deshalb mußte seine Wirkung auf die russische Geistesgeschichte außerordentlich sein; er verband zwei wichtige Epochen der russischen Geistesgeschichte: „Die Epoche Puškins mit der der Slavophilen und Westler, Kireevskijs und Chomjakovs, Herzens und Belinskijs, ja mit der Frühzeit des jungen Dostoevskijs" (S. 102).

W. ist mit der russischen Literatur wohl vertraut. Seine Darstellung ist geradezu glänzend; er versteht es, ein anschauliches Bild von dem Menschen und der Weltanschauung Čaadaevs zu geben. Sein Buch fesselt den Leser und beim ersten Durchlesen ist man geneigt, den Darlegungen ohne weiteres restlos zuzustimmen. Bei kritischer Prüfung entstehen aber doch gewisse Bedenken. Man wird ja über historische Persönlichkeiten selten zu einem einstimmigen Urteil kommen; als Ergänzung zu der Schrift Winklers möchte ich deshalb meine Meinung zu einigen Gedanken wiedergeben. Bei der Schilderung des Menschen Čaadaev glaube ich, daß W. etwas einseitig die ungünstigen Seiten hervorgehoben hat. W. selbst betont, daß Č. im wesentlichen die Hauptfehler der russischen Aristokratie seiner Zeit teilte. War es schließlich in Westeuropa viel besser? Einen charakteristischen Zug hätte W. betonen müssen: Die große Vaterlandsliebe Č.s, die sich schon frühzeitig im kindlichen Spiele zeigte; als diese von seinen Gegnern verdächtigt wurde, hat er die Worte gesprochen: Vaterlandsliebe ist ein schönes Ding, aber es gibt etwas Besseres, die Liebe zur Wahrheit. Ich liebe mein Vaterland so, wie Peter d. Gr. mich gelehrt hat es zu lieben. Ich will aber gestehen, daß ich jenen selbstgefälligen Patriotismus nicht besitze, jenen trägen Patriotismus, welcher sich darauf eingerichtet hat, alles schön zu finden, welcher in Illusionen sich einlullt, welcher leider heutzutage viele unserer besten Kräfte eingenommen und ungesund gemacht hat (vgl. meinen Aufsatz: Grundprobleme der russischen Geschichtsphilosophie. Vergangenheit und Gegenwart. 6. Ergänzungsheft, Leipzig 1927, S. 39/40). Wenn W. das untätige Leben Čaadaevs so scharf verurteilt, wird ihm jeder vom heutigen Standpunkte aus recht geben. Aber vor hundert Jahren dachte man darüber ganz anders, auch in Westeuropa. Diejenigen reichen Aristokraten der damaligen Zeit, die wirklich arbeiteten, sind nicht zahlreich. Daß Č. sich als neuer Prophet vorkam, der etwas zu sagen wußte, kann doch nicht ohne weiteres als Ehrgeiz und Eitelkeit gedeutet werden. Aber mit Werturteilen über eine Person ist natürlich schwer zu rechten; ich könnte ebensogut die Handlungen und das Leben Čaadaevs anders, und zwar viel günstiger beurteilen. Wer hat Recht? Ueber die Motive des Handelns kann eben schließlich kein Mensch und kein Historiker endgültig urteilen. Bei den katholischen Einflüssen wäre auch die Frage zu erörtern gewesen, ob nicht Baader zu berücksichtigen wäre. Zu dem Einfluß der Jesuiten wäre zu bemerken, daß diese im Jahre 1820 aus Rußland vertrieben wurden. Auch die Bedeutung des Dekrabristenaufstandes und die für die Stellung Rußlands zum Katholizismus maßgebende Revolution in Polen im Jahre 1830 hätten Erwähnung verdient. Mißverständlich ist die Annahme (S. 90), daß Čaadaevs Bild vom neuen Reiche des Geistes aus den verschiedenen Quellen der alexandrinischen Zeit herkommen, die sich in ihm wieder mit Gedanken der westlichen Denker, besonders Schellings (auch Fichte müßte genannt werden), vereinigten. Die Idee vom dritten Reich ist seit dem 13. Jahrhundert (Joachim v. Floris) bekannt; es ist viel einfacher anzunehmen, daß diese von Č. übernommen ist (vgl. A. Grundmann, Studien über Joachim von Floris, Leipzig 1926). Falsch ist auch die Behauptung (S. 96), Grigorij Skovoroda sei ein Mystiker gewesen (siehe meinen Aufsatz über Gr. in den „Jahrbüchern"). Ich stimme Masaryk zu, wenn er sich scharf dagegen wendet, in Čaadaev einen Mystiker zu sehen. Mit dem Worte „Mystik" wird viel Mißbrauch getrieben; selbstverständlich ist jede Religion im gewissen Sinne mystisch, aber man sollte sich doch mehr an die wissenschaftliche Begriffs-

bestimmung der Mystik halten. Č. ist weder Mystiker noch Rationalist. W. gebraucht diese Ausdrücke zu Unrecht, während er sachlich zutreffend sagt, daß Č. eine Versöhnung des Glaubens mit dem Wissen wollte. Zur Entschuldigung Winklers ist zu sagen, daß auch die russischen Schriftsteller das Wort „Mystik" falsch anwenden. Es wäre wünschenswert gewesen zu zeigen, wie Č. tatsächlich in der russischen Geistesgeschichte nachwirkt z. B. bei Solov'ev. Auch die Stellung Dostoevskijs und Puškins zu Č. (vgl. darüber Masaryk) wäre zu erwähnen gewesen. So hat Masaryk wohl recht, wenn er sagt (Rußland und Europa I 201): „Ein abschließendes Urteil über Č. ist nicht möglich, da die Fragmente noch nicht gesammelt und gesichtet sind." Auch W. hofft, daß die verloren gegangenen Schriften Č.s noch gefunden werden. Leider ist der beste Kenner Čaadaevs in Rußland, Geršenzon, gestorben.

Breslau. Felix Haase.

K. Ambrozaitis: Die Staatslehre Solowjews. F. Schöningh, Paderborn 1927. 111 S.

Ein Schüler des Moskauer Professor Čelpanov hat die verdienstvolle Aufgabe unternommen, die Staatslehre Solov'evs zu untersuchen. Grundlage für diese Lehre ist nach S. die Moralphilosophie. Die subjektive Ethik (Scham, Mitleid, Ehrfurcht) und die objektive Ethik (Solidarität mit allen Lebewesen, freiwillige Unterordnung unter ein übermenschliches Prinzip) sind die Grundlagen der ökonomischen Organisationen, des Staates und der Kirche. Die drei Gesellschaftsformen sind voneinander unabhängig und selbständig. Das Mitleidsgefühl, die Erkenntnis der physischen und geistigen Unvollkommenheit, veranlaßt die Menschen, sich in staatlichen Organisationen zu vereinen. Also ruft das Mitleidsgefühl den Staat ins Leben und ist seine causa formalis, sein herrschendes Prinzip. Vom Mitleidsgefühl ausgehend, beweist S. die Naturnotwendigkeit und die Entstehung des Staates (S. 32). S. ist Anhänger der monarchischen Staatsform, die aber durch Volkskontrolle begrenzt ist. Letzten Endes geht der Staat auf den Willen Gottes zurück; er hat deshalb die Aufgabe, die Menschheit für das Reich Gottes vorzubereiten, er muß die Grundlagen des Gemeinschaftslebens schützen und die Bedingungen des menschlichen Lebens verbessern sowie die freie Entwicklung aller menschlichen Kräfte begünstigen. Die innerpolitische Lage eines Staates will S. durch das Recht, die äußeren durch den Krieg bzw. durch Verträge regulieren. Zwischen Recht und Moral besteht ein enger Zusammenhang, das Recht ist ein Teil der Moral. Die üblichen schweren Kriminalstrafen, wie lebenslängliches Gefängnis und Todesstrafe sind sinnlos und unmoralisch. Die positive Aufgabe der Strafe besteht in der Heilung oder Besserung des Verbrechers. Kriege haben eine durchaus gute Wirkung, sie verursachen allmählich die Vereinigung der Gesamtmenschheit zu einem einzigen Staate. Das Grundübel der Wirtschaftsordnung sieht er nicht im Kapitalismus oder Sozialismus, sondern in der grenzenlosen Ueberschätzung der wirtschaftlichen Beziehung im menschlichen Leben, in der Unterordnung der Sittlichkeit unter Oekonomik. Staat und Kirche müssen einander als selbständige Organisationen betrachten und gegenseitig fördern. Der Staat muß der Kirche die höchste geistige Autorität zuerkennen, die dem Willen der Menschheit die allgemeine Richtung für das Gute gibt, die Kirche überläßt dem Staate alle Gewalt und Macht, um die gesetzmäßigen Interessen dieser Welt mit dem höchsten Willen und seine politischen Beziehungen und Handlungen mit den Forderungen ihres höchsten Zieles in Uebereinstimmung zu bringen, und zwar so, daß der Kirche gar keine Zwangsgewalt zukommt und die Zwangsgewalt des Staates sich mit dem religiösen Gebiet gar nicht berührt.

Im zweiten Teile gibt A. eine Würdigung der Solov'evschen Staatslehre und vergleicht sie mit Thomas von Aquin und Hegel. Es wäre erwünscht gewesen zu zeigen, aus welchen Quellen S. seine Staatslehre schöpfte. Es ist fast tragisch zu nennen, daß S. in Rußland so wenig gekannt und geschätzt wurde; seine Gedanken sind zweifellos beachtenswert.

Breslau. Felix Haase.

Dm. Čyževśkyj: Filozofija na Ukrajini. Sproba istoriografiji. (Die Philosophie in der Ukraine. Ein Versuch der Historiographie.) Prag 1926. 4°, 184 S.

Es liegt vor uns ein inhaltlich ungemein wertvolles Buch, welches sich zur Aufgabe stellt, einen historischen Ueberblick der auf dem Gebiete der Philosophie in der Ukraine geleisteten Arbeit zu geben, angefangen von den ersten Spuren philosophischen Denkens im ukrainischen Mittelalter bis zur Gegenwart. Abgesehen von der Vorrede des Verf. und den ersten vier einleitenden Abschnitten über 1. das Problem der nationalen Philosophie, 2. das Problem der Geschichte der ukrainischen Philosophie, 3. über fremdsprachige Arbeiten zu demselben Thema und 4. kurze Bemerkungen zur Frage der Volksphilosophie — gibt uns der Autor in weiteren 13 Kapiteln kurze Darstellungen der einzelnen Epochen oder Besprechungen philosophischer Richtungen mit genauer Angabe der vorhandenen, aber in verschiedenen anderen Büchern zerstreuten oder bis nun noch gar nicht registrierten Literatur. Zur besseren Orientierung führe ich die Anschriften der einzelnen Kapitel an, und zwar: Kap. 5. Das Mittelalter; 6. Die Kiever Akademie im XVII. u. XVIII. Jahrh.; 7. H. S. Skovoroda; 8. Charkov, die Tätigkeit von I. B. Schad; 9. Schellingianismus — D. M. Kavunnyk-Vellanskyj; 10. Die Philosophie in der Kiever Akademie während der ersten Hälfte des XIX. Jahrh. Die Einflußsphäre Hegels; 11. P. D. Jurkevyč; 12. Die Einflußsphäre der polnischen und ungarischen Kultur; 13. Einfluß der Philosophie auf die schöne Literatur; 14. Materialismus und Positivismus; 15. Methodologische Disziplinen; 16. Philosophische Literatur der Jahre 1921—1926; 17. Ergänzungen.

Die Tatsache, daß dieser Ueberblick über die Entwicklung des philosophischen Gedankens in der Ukraine den ersten Schritt in dieser Richtung bedeutet, welcher noch dazu ohne entsprechende vorbereitende Arbeiten gemacht worden ist, diese Tatsache allein bringt die Ungenauigkeit und Unvollständigkeit des Materials als selbstverständliche Folgen mit sich. Es ist ja vollkommen begreiflich, daß diese gewaltige Arbeit, welche in normalen Zeiten zu ihrer Durchführung Jahrzehnte angestrengter Forschungstätigkeit erfordern würde, in bedeutend kürzerer Zeit und beim Mangel verschiedener Hilfsmittel ausgeführt, ganz unwillkürlich gewisse Fehler aufweisen muß. So sah sich z. B. der Verf. gezwungen, seinen Vortrag konspektartig zu gestalten und sich dabei nur auf das Allernotwendigste zu beschränken, was selbstverständlich nicht zum Vorteil der Gesamtdarstellung beitragen konnte. Auf diese Weise ist der Abschnitt über die Volksphilosophie gar stiefmütterlich behandelt worden.

Aber abgesehen von diesen Mängeln, welche nicht auf das Schuldkonto des Autors gebucht werden dürfen, sondern auf die von ihm unabhängigen Umstände zurückgeführt werden müssen, sind in diesem Zusammenhange die positiven Seiten dieser Veröffentlichung nicht außer Acht zu lassen. Das Buch wirft eine ganze Menge von Problemen und Fragen historischen Charakters auf und bildet dadurch den Ausgangspunkt neuer Untersuchungen auf dem Gebiete der Philosophie in der Ukraine. — Bei der Zusammenstellung des Materials und bei der Beurteilung einzelner Perioden und Erscheinungen zeigt Verf. Selbständigkeit des Denkens, soweit dies natürlich im Rahmen eines derart angelegten Werkes überhaupt möglich ist. Er widerspricht z. B. solchen Autoritäten wie Jefremov, Hruševśkyj u. a., welche die Philosophie in der Kiever Akademie für eine trockene, in theologischen Diskussionen sich gänzlich erschöpfende Scholastik hielten. Das bibliographische Material ist sehr umfangreich, und jeder, der sich für eine von diesen Fragen interessiert, wird hier einen Quellennachweis und eine ziemlich vollständige Literatur finden können.

Was ich an dem Buche auszusetzen hätte, ist ein Mangel rein formaler Natur, und zwar die nicht ganz genaue Angabe der ausländischen, in erster Linie der deutschen Literatur, welche selbstverständlich in Freiburg dem Autor leicht zugänglich war. Z. B. gleich im ersten Kapitel „Ueber das Problem der nationalen Philosophie“ finden wir H. Cohen: „Ueber die Eigentümlichkeiten

des deutschen Geistes" statt „Ueber das Eigentümliche des deutschen Geistes"; W. Wundt: „Die Nationalitäten und ihre Philosophie" statt „Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg"; Max Scheler: „Kategorientafel des englischen Denkens" und „Zur Psychologie des englischen Ethos" — in Wirklichkeit ist die oben erwähnte Kategorientafel der integrierende Bestandteil der Abhandlung unter dem Titel: „Zur Psychologie des englischen Ethos und des cant". Da er auf derselben Seite die Stellung Hegels zum Slaventum ins richtige Licht zu rücken versucht, erwähnt er Falkenheim als authentische Quelle und beschränkt sich bloß auf den Zunamen, ohne anzugeben, daß es sich um Falkenheim Hugo handelt, welcher im II. Bande des Sammelwerkes „Große Denker", Leipzig 1911, eine Monographie über Hegel schrieb. Das sind aber natürlich rein technische Fehler, welche bei der nächsten Auflage des Buches, die sowieso vom Autor geplant wird, sich leicht beheben lassen.

Berlin. J. Mirtschuk.

Dr. Otto Forst-Battaglia: Stanisław August Poniatowski und der Ausgang des alten Polenstaates. Mit einem Faksimile und 16 Bildbeigaben. (Menschen, Völker, Zeiten, eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen herausgegeben von Max Kemmerich, Bd. XVII.) — Paul Franke Verlag, Berlin SW. 11.

Forst-Battaglia ist nicht bloß den Lesern dieser Zeitschrift ein bekannter Name: entwickelt doch der Verf. auf dem Gebiete polnischer Geschichte und Literatur durch Aufsätze, Kritiken, Sammelreferate in zahlreichen wissenschaftlichen und Tageszeitschriften, deutschen und polnischen, eine überraschende Tätigkeit. Gelegentlich geht er auch über die genannten Grenzen seiner Wirksamkeit hinaus, schreitet etwa z. B. zur Darstellung der neuesten französischen Literatur.

Eine solche, fast überreiche Produktionsfähigkeit kann leicht einen Autor in Gefahr und Verdacht einer oberflächlichen πολυπραγμοσυνη bringen, zumal wenn, wie das bei Forst-Battaglia auch der Fall ist, ein flüssiger Stil mit manchmal gewagten Vergleichen oder gelegentlich zu starken Hyperbeln die Darstellung von der gewohnheitsmäßigen Form wissenschaftlicher Arbeiten schon rein äußerlich abhebt und ihr vor allem eine recht erhebliche Note persönlicher Impulsivität verleiht. Vor der Gefahr wirklicher Verflachung schützt unsern Verf. aber seine unzweifelhaft erstaunliche Belesenheit und seine Vertiefung in die in Frage kommende Literatur, eine gründliche Beherrschung der Materie, eine gut fundamentierte Kenntnis der einschlägigen wissenschaftlichen Probleme.

Die volle Durchdringung des Geschichtlichen beweist nun auch wieder sein „Stanisław Poniatowski". Schon das groß angelegte I. Kap. („Polnische Menschen und polnisches Schicksal") stehe ich nicht an, für eine Musterleistung zu erklären: es kann mit größtem Nutzen von jedem deutschen Historiker, der eine gedrängte Einführung in die Zeit vor und zu den Teilungen wünscht, gelesen werden. Manches wird bald polnischen, dann wieder deutschen Ohren nicht angenehm klingen: das hängt mit der allenthalben im Buche erstrebten Objektivität der Darstellung zusammen. Ich wüßte keine andere Darstellung z. B. gerade auch des alten polnischen Verfassungslebens dieser klaren, lichtvollen Schilderung, wie sie Forst-Battaglia hier gibt, gleichzusetzen.

Nicht die lichtvolle, flüssige, klare Darstellung des Tatsachenmaterials allein ist anzuerkennen: allenthalben muß man vielmehr auch das Bestreben des Verf. hervorheben, die ursächlichen Zusammenhänge zu erfassen, mögen diese aus der Bedingtheit von Volk und Land sich ergeben oder mag es die im tiefsten Innern des Menschen ruhenden Anlagen und Triebe gelten. Vielleicht geht hier Forst-Battaglia sogar manchmal etwas zu weit, vielleicht läßt er sich manchmal hier — möchte ich meinen — nämlich von seinem Bilde des gefühlvollen, sentimentalen, tränenreichen Pseudoromantikers, des könig-

lichen Neurasthenikers zu sehr beeinflussen. Diesen Schwächling, der trotz alledem so Großes leistete, dessen Bedeutung für das erneuerte Polen feststeht, kannten wir freilich schon längst, aber sein Porträt ist, m. W., bisher noch nicht in seiner widerspruchsvollen Einheitlichkeit so deutlich gezeichnet worden, wie z. B. in den Schlußseiten dieses Buches. Um alles, was Forst-Battaglia bringt und auch mit charakteristischen Belegen zu erhärten sucht, in den Einzelheiten nachzuprüfen, bedürfte es allerdings auch des Materials, welches als bisher ungenützt dem Verf. zur Verfügung stand. Manches könnte man wohl sich anders denken, es anders formulieren, wobei namentlich die Stellungnahme des Verf., die zur Person seines „Helden" ganz klar ist, auch sonst deutlicher geworden wäre, und zwar nicht etwa notwendigerweise auf Kosten der Objektivität.

Einzelheiten, wie etwa z. B. in der Einleitung die kaum hervorgehobene und nicht begründete traditionelle Gegnerschaft Hohenzollern-Wettin, will ich, als unwesentlich für den Gesamtwert des Buches, übergehen. Die Ausstattung des Werkes ist gut, die Illustrationen vorzüglich — warum ist bei der (S. 183 erwähnten) Rejtan-Episode nicht das dort genannte Werk Matejkos, der an sich doch dem deutschen Leser meist unbekannt sein wird, reproduziert (vgl. die Reproduktion 5 u. 6 bei Stefanja Zahorska: Matejko, Bd. 2 der handlichen Büchlein aus der Sammlung „Monografje artystyczne, Gebethner u. Wolff, Warschau)? Der Druck ist sorgfältig, nur S. 115 (letzte Zeile) und S. 116 (6. Zeile) sind, sinnstörend, vertauscht. Eine Kapitelübersicht und ein Register wären zur Orientierung doch dringend erwünscht gewesen.

Breslau. Erdmann Hanisch.

St. Ciszewski: Żeńska twarz. (Prace Komisji etnograficznej Polskiej Akademji Umiejętności nr. 4.) Krakau 1927. 36 S.

Der verdiente polnische Ethnologe stellt hier mit großer Belesenheit Ansichten des Volkes, besonders der slavischen Völker, über das weibliche Geschlecht zusammen. Auf diesem Grunde werden dann allerlei Worte für „Frau" usw. besprochen und erklärt, vorwiegend polnische, in zweiter Linie Worte anderer Slaven. Die fleißige und belehrende Abhandlung leidet für mein Empfinden an einer gewissen Zielunsicherheit. Soll die Erklärung der Worte das Endziel sein, so ist der volkskundliche Unterbau ein wenig zu breit geraten, sind die Anschauungen des Volkes selbst das Wichtige, so ist er zu schmal, denn daß diese unserem Empfinden so überaus fremdartigen, ja widerwärtigen Anschauungen (von der Unreinheit der Frau während der Menstruation, während der Schwangerschaft, des Wochenbettes oder von ihrer Unreinheit überhaupt bzw. von der Unreinheit der geschlechtlichen Beziehungen) im slavischen Volke noch weit oder sogar allgemein verbreitet seien, kann ich unmöglich glauben. Die eigentlich volkskundliche Aufgabe wäre also, das Fortleben solcher Anschauungen in seiner (geographischen oder sozialen oder sonstwie bedingten) Begrenztheit zu zeigen, und diese Aufgabe kann freilich nur von einem ganz intimen Kenner des Volkes auf Grund jahrzehntelanger Vertrautheit und kann immer nur für ein einigermaßen beschränktes, überschaubares Gebiet geleistet werden. Unter den von Ciszewski besprochenen Worten sind auch solche, die schon mehrfach die Aufmerksamkeit der Etymologen gefesselt haben. Seine Erklärung des Wortes nevěsta stößt noch auf gewisse Bedenken, an sich wäre sie zu begrüßen, weil sie die slavische Grammatik endlich von einem schlechten Beispiel für ein wahrscheinlich falsches Lautgesetz befreien würde. Die Liste der Erklärungen des Wortes kobieta bereichert C., hier Linde folgend, um eine weitere: aus dem altčechischen kuběna „Kebsweib", wobei auf eine Erklärung des Suffixes -ieta mit Bewußtsein verzichtet wird, da das Wort ja offenbar aus Sphären stamme, die der normalen Wortbildungslehre ein Schnippchen schlagen. Ich fürchte, die Frage bleibt auch weiter offen. Mit Befremden bemerkt dann der Leser, wie es dem sonst so mutigen Etymologen eine Seite später vor dem Worte wyskulicha den Atem verschlägt. Auf die Anekdote des seligen v. Karłowicz kann man

ja wirklich ruhig verzichten, aber die Erklärung eines Wortes (und wäre es das obszönste) sollte doch gerade „in einer wissenschaftlichen Arbeit" möglich sein, möglicher als irgendwo anders. Aus dem, was C. zaghaft andeutet, wird sicher auch ein Pole nicht klug werden.

Breslau. P. Diels.

Edward Chwalewik: Zbiory polskie. Warszawa, Kraków, Towarzystwo wydawnicze J. Mortkowicza 1926, 1927. Zwei Bände, 8°. IX u. 490, 559 Seiten. — Nauka Polska. Materjały do spisu instytucyj i towarzystw naukowych w Polsce. Rocznik kasy im. Mianowskiego Bd. VII. Warszawa 1927. 4°. X u. 478 Seiten.

Die beiden hier angezeigten Publikationen ergänzen einander. Ihr Zweck ist, dem Forscher und dem für die Schätze polnischer Kultur überhaupt Interessierten eine Art Inventar der Archive, Bibliotheken, Museen, dann der gelehrten Korporationen zu geben, die den verschiedenen Disziplinen menschlichen Wissens dienen. Chwalewik hat als einzelner den lobenswerten Versuch unternommen und muß deshalb nachsichtiger beurteilt werden als die Publikation der Mianowski-Stiftung, die einen offiziellen oder wenigstens offiziösen Charakter trägt. Vorweg sei jedoch festgestellt, daß beide Werke sehr nützlich und vor jeder Beschäftigung mit polnischen Dingen unbedingt zu befragen sind. Aber auch jenseits der polnischen Interessensphäre haben sie erheblichen Nutzen. Birgt doch Polen viele Kunstschätze, Archivalien, die für den Ausländer von Bedeutung und aus anderssprachigen Publikationen gar nicht zu vermuten sind.

Chwalewik hat vor zehn Jahren eine Art Generalprobe auf sein heutiges Unternehmen veranstaltet. Sein schmales Büchlein von damals ist nun zu 1050 Seiten kleinen Druckes angewachsen. Es bringt in alphabetischer Anordnung die Archive, Bibliotheken, Museen und irgendwie bemerkenswerten Kunstdenkmale von ganz Polen, dazu, wenigstens im Prinzip, die für Polen beachtlichen Mitteilungen aus der ganzen Welt. Daß ein einzelner vor dieser ungeheuren Aufgabe nicht völlig scheiterte, ist allein schon des Rühmens wert. Daß er sie wenigstens halb erfüllte, eine außerordentliche Leistung. Wenn sie nicht ganz vollbracht wurde, so trifft die Schuld Faktoren, die hier aufs heftigste gebrandmarkt werden müssen. Vielleicht genieren sich die polnischen Magnaten und die anderen Besitzer von historischen Objekten vor dem Ausland, wenn ihre unkulturelle Haltung gegenüber der nach Aufschluß verlangenden Wissenschaft an den Pranger gestellt wird; vielleicht erkennen sie dann, daß ihre Schätze der Allgemeinheit mindestens in so hohem Maße gehören wie ihnen und daß sie besser täten, für gute Aufbewahrung, Ordnung, Inventarisierung, für allgemeine Zugänglichmachung zu sorgen, Auskünfte zu erteilen, sich als Verwalter des nationalen Kulturerbes zu fühlen, ohne daß ihnen die Notwendigkeit dieser Erkenntnis durch Ereignisse genommen wird, wie sie in einem gar nicht ferne liegenden Reich die Standesgenossen der polnischen Krösusse der Sorge für ihre Denkmale enthoben. Es hat keinen Zweck, zu verschweigen, daß unhaltbare Zustände herrschen. Teile des alten polnischen Staatsarchivs sind durch den Mißbrauch, der von keiner jahrhundertalten Duldung sanktioniert wird, in die Hand von Aristokraten gelangt, die heute die kostbarsten Dokumente verstauben lassen, den Gelehrten den Zutritt verwehren. Herrliche Galerien entbehren der fachkundigen Pflege, sind den profanen Augen entzogen. Nur selten rafft sich ein grand seigneur dazu auf, Inventare anlegen zu lassen. Das Beispiel der Czartoryski, Zamoyski, Krasiński, Baworowski ist seltene, erfreuliche Ausnahme. Die wenigsten der großen historischen Geschlechter opfern für ihre Pflicht gegenüber der Tradition, deren Früchte sie sonst so gerne genießen, die paar tausend Złoty, die für Bestellung von Archivaren, Bibliothekaren nötig wären. Kein einziges Geschlecht gibt würdige Publikationen zu seiner Geschichte heraus. Auch unter den mittleren Familien sind die verständnisvollen Mäzene rar, die, den Szeptycki, Walewski, Wielopolski gleich, den Forschern ihre Türen öffnen.

Abschreckend ist das Beispiel der Popiel, die den Nachlaß Stanisław Augusts mit abwehrender Eifersucht hüten, als gälte es eine Odaliske im Harem zu bewachen. Indolenz und Verachtung gegenüber wissenschaftlicher Arbeit verschuldete es, daß Chwalewik nur in den wenigsten Fällen bei Rundfragen Antwort bekam! Falsche Eitelkeit, daß dafür unterschiedliche „kleine Leute“, um nur sich und ihre Reichtümer gedruckt zu sehen, ausführliche und wenig interessante Mitteilungen sandten. So erklärt sich die Ungleichmäßigkeit der Nachrichten. Einen zweiten Fehler, daß die ausländischen Sammlungen, je nach Laune und Zufall, eingehend, ungenügend oder gar nicht genannt wurden, muß man als unabänderliche Folge hinnehmen, wenn nicht der offizielle Apparat (Gesandtschaften, Konsulate) systematisch die Umfragen fördern. Gegen den Autor kann ich eigentlich nur e i n e n Vorwurf erheben: daß er, wenn ihm Material vorlag, dieses zu weitschweifig zum Abdruck brachte, auch wenn es offensichtlich für die Allgemeinheit ohne Interesse ist. Was hat, wo über große Museen wenige Zeilen berichten, die Beschreibung der Herrlichkeiten von Nałęczów, oder der Umstand, daß in der Gymnasialbibliothek von Nowy-Sącz ein Brief des Statthalters Agenor Gołuchowski von 1869 zu finden ist; was hat selbst die sensationelle Anwesenheit eines Blechbildnisses der Mutter Gottes, mit der Unterschrift Wincenty Pols aus d. J. 1865 im Przemyśler Diözesanmuseum, die kostbare Seltenheit des österreichischen Besitzmanifestes des Tarnopoler Kreises vom 30. Juli 1815 (nb. Druckfehler 1915!) im Podolischen Museum zu Tarnopol, die Kupferschale mit der Jahreszahl 1681 in Tarnów in einem Handbuch der polnischen Sammlungen zu tun?

Ich will daher, ehe ich an die Besprechung von ein paar Einzelheiten gehe, die natürlich bei weitem nicht erschöpft, was ich zu dem so nützlichen Buch zu bemerken hätte, für die gewiß nötige kommende 3. Auflage Chwalewik einige Vorschläge machen. Ein Werk, wie das seine, muß mit höchster Oekonomie des Raumes und doch wieder mit Handlichkeit, Uebersichtlichkeit angelegt sein. Zu diesem Zweck muß ein System von Siglen verwendet werden, das gewaltig viel Platz sparen, den Umfang verringern, den Preis erniedrigen und damit den Absatz erhöhen, das Unternehmen auf breitere Grundlage stellen kann. Es hat gar keinen Sinn und ist von zweifelhaftem ästhetischen Wert, immer wieder dieselben Sätze zu wiederholen, die durch eingeschobene „jest, był, są, znajduje się, mieści się, oraz, i, a, posiada“ etc. noch lange keinen literarischen Text darstellen. Also: energischer Verzicht auf den Wortballast und einfache katalogweise Anführung der Tatsachen. Weiters, durch verschiedenen Druck Hervorheben des Wichtigen, häufigere Absätze, besondere Satzschrift für die Literaturangaben. Drittens: Einheitlichkeit der Angaben, nach englischem, deutschem, französischem Muster. Chwalewik soll etwa die Inventare der staatlichen Archive, die „Inventaires des Archives départementales“ ansehen, um schnelle Erkenntnis der Unbeholfenheit seines Berichtens zu gewinnen. Streichung von all den Privatmitteilungen über ganz unwichtige Dinge, Autopsie, hartnäckige Anfrage, Umschau in der Literatur, dort, wo wirklich etwas zu holen ist.

Ich denke mir die künftige Auflage so. Die Sammlungen wie bisher in alphabetischer Ordnung der Fundorte. Am Ende eine geographisch gegliederte Uebersicht, dann eine Karte, die in verschiedener Größe, die Städte und Plätze verzeichnet, die im Text vorkommen. Weiters ein alphabetisches Register der Besitzer, sowie ein Sachregister, diese beiden Verzeichnisse in kleinem Druck. Bei jedem Ort, der wie bisher fettgedruckt in besonderer Zeile zu nennen wäre, wenn es sich ums Ausland handelt, der Namen in der Landessprache und außerdem französisch. An Orten, die weniger als fünf Positionen anführen, die Sammlungen angegliedert in alphabetischer Reihenfolge des ersten Hauptwortes ihres offiziellen Titels, der durch schiefe Schrift hervorzuheben ist. Dabei ständig Abkürzungen verwenden, z. B. A. für Archiwum (Archiv, Archives, Archivio etc.), B. für Bibliothek (Bibliothek, Bibliothèque, Biblioteca etc.). Bei Orten mit mehr als fünf Sammlungen Gliederung in folgender Reihenfolge: Archiv, Bibliothek, Museum, Geistliche, weltliche Kunstdenkmale, Privatsammlungen. Innerhalb jeder Gruppe alphabetisch. Bei den Hauptstädten noch Unterteilung in Sammlungen des Staates,

der Korporationen, der Kirche, der Privaten. Von jedem Fundort: Genauer Titel, Adresse (in der Landessprache), Besitzer bzw. vorgesetzte Behörde, Entstehungsjahr, Inhalt, Benutzungsbedingungen, ob fachkundig verwaltet, Namen des obersten Beamten bzw. des vom Eigentümer mit der Erledigung von Benutzgesuchen Betrauten. Dieses alles in gewöhnlichem Druck. Dann besonders, in kleinem Druck, Publikationen a) beschreibenden Inhalts, b) sonstige Literatur über Geschichte und Bedeutung der Sammlung, c) Publikationen aus dem Inhalt der Sammlung. Beim Inhalt zunächst die Art und die Untergruppen des Vorhandenen, dann Einzelheiten. Hierbei systematische Einheitlichkeit. In Archiven Bändezahl oder Aktenzahl, ältester Bestand (Urkunde, Akt). Wenn unter 100 Bänden, Faszikel, nichts weiter, von 100 bis 10 000 Bänden kurze Analyse des Bestandes, von da an genaue Gliederung nach Provenienz. Zuletzt Hinweis auf besonders Wichtiges, mit Hervorheben der auch außerhalb Polen interessanten Dinge. Bei Bibliotheken Bandzahl, Spezialität der Bibliothek, Inkunabelzahl, Handschriften, Sonstiges. Bei Museen: Art der Sammlungen, Untergruppen. Besondere Kostbarkeiten. Hinweis nur auf Namen von allgemeiner Bedeutung. Dabei muß irgend ein Prinzip als maßgebend gelten, wenn es auch mechanisch wirkt, z. B. Gemälde einzeln anführen, soweit es sich um Künstler handelt, die in einem der Kataloge vom British Museum, Louvre, Uffizien, Vatikanisches Museum, Wiener, Berliner Museum, Dresdner Galerie, Eremitage, Luxembourg, Prado vorkommen. Bei Polen, die von Kopera erwähnt sind (bzw. im noch fehlenden 3. Band genannt werden). Alle Angaben in Sigelform. Für die außerpolnischen Fundorte prinzipiell nur auf die hinzuweisen, die irgendwie aus der Literatur als bedeutend bekannt sind. Dann dort angeben: 1. Genauen Titel und Adresse der Sammlung, Benutzungsbedingung, ganz kurz Spezialität, allgemeiner Umfang, endlich, wie in Polen, genaues Verzeichnis der Polonica. Von Literatur im Kleindruck, die zwei oder drei wichtigsten Inventare, Kataloge, Geschichten, vollständig die Polen betreffenden Hilfsmittel.

Indem ein umfangreiches System von Sigeln verwendet wird, gestaltet sich die Sammlung (der ein französisches, deutsches und englisches Inhaltsverzeichnis anzugliedern wäre) auch zum gerne benutzten Nachschlagewerk für die ausländischen Forscher, zumal die Historiker und Kunsthistoriker. Am Anfang ist ein alphabetisches Verzeichnis der Abkürzungen zu geben, das jedermann in den vier genannten Sprachen sagt, was diese bedeuten. Lesen wir A. oder M., so wird sich der Pole rasch Archiwum, der Deutsche Archiv, der Franzose Archives bzw. Muzeum, Museum, Musée ergänzen, aber auch Zb. wird dem Fremden besser verständlich als Zbiór, wenn er vorne liest, daß Zb. eben für den Polen Zbiór, für den Deutschen Sammlung, für den Franzosen Collection bedeute. Ob. wird schnell als Obraz, Bild, Tableau begriffen, T. als Tom, Band, volume, zał. als założenie, Begründung, Fondation. So kann der polnische Charakter des Buches gewahrt und dennoch ihm internationaler Nachhall gegeben werden. Ich halte es für nötig, die Frage hier einläßlich zu erörtern, weil sie von prinzipieller Bedeutung ist.

In einem kann ich dem Verfasser wenig mit Rat nützen: die Neuauflage seines Buches übersteigt die Kraft eines einzelnen. Er muß trachten, sich von staatlicher Stelle Hilfskräfte beistellen zu lassen, anders wird sein schönes Unternehmen immer Fragment bleiben und unkritische Kompilation. Mit meinen Vorschlägen, Wünschen und der schon eingangs unterstrichenen Bekräftigung, daß inzwischen die „Zbiory polskie", faute de mieux, das einzige allseitige Hilfsmittel darstellen, über die polnischen Bestände eine vorläufige, manchmal, wenn Gott gnädig und die Literatur oder die Einsender freigebig waren, eine ausreichende Vorstellung zu vermitteln, könnte ich schließen. Einzelheiten über Polnisches nachzutragen, hat keinen Zweck. Auf ein paar ausländische Fundorte soll indes doch hingewiesen werden, weil ich nicht weiß, ob dem Verfasser in Polen jemand darüber Aufschluß erteilen wird. Es fehlen ganz: Berlin, Hausarchiv (grundlegende Korrespondenz der Hohenzollern mit polnischen Königen, Magnaten; Korrespondenz Friedrichs d. Gr. mit Prinz Heinrich, mit Katharina als Schlüssel zur 1. poln. Teilung etc. Bern (Schweiz): Die wichtigen Akten des eidgenössischen auswärtigen und Polizei-

departements, eine erstrangige Quelle zur polnischen Emigration im 19. Jahrh. Kopenhagen: Im Reichsarchiv die Korrespondenz Katharinas mit Stanisław August, die Gesandtschaftsberichte der dänischen Gesandten aus Polen. Nancy: Sammlungen der Société d'archéologie lorraine, überreich an Material zur Geschichte Stanisław Leszczyńskis (untergebracht im Palais ducal). Nürnberg: Stadtarchiv, sehr wichtig für die polnische, speziell Krakauer Handelsgeschichte. Tryde in Skonen: Taufstein mit der Darstellung vom Martyrium St. Stanisławs.

Ganz unzureichend sind folgende Fundorte behandelt (ich nenne nur die allerwichtigsten): Berlin, Staatsarchiv. Sehr Eingehendes über die Chwalewik zufällig näher aus der Literatur bekannten Sobieskiana, dagegen nichts über die, nächst den Moskauer, wohl wichtigsten Gesandtendepeschen der preußischen Residenten und Gesandten in Warschau; nichts über die zahlreichen Aktenfaszikel, die polnische Magnaten betreffen; nichts über die ebenso wichtigen Korrespondenzen mit Petersburg-Moskau. Nichts über die Polizeiakten betreffend polnische Revolutionäre. In der Staatsbibliothek eine Unmenge Polonica, die hier anzuführen nicht angeht. Dresden: nötig eingehender Hinweis auf die Gesandtendepeschen, von denen die Essens allbekannt sind; auf die Korrespondenzen von August II., August III., Maria Antonia, Xaver, Karl von Kurland, Sułkowski, Brühl; Protokolle des sächsischen Geheimrats. London: Im „Public Record Office" die lange Reihe der Gesandtschaftsberichte aus Warschau, Berlin, Petersburg, Wien, von hervorragender Bedeutung für polnische Geschichte, besonders Berichte von Williams, Hailes, Withworth. Paris: Archives du Ministère des Affaires Etrangères: Gesandtschaftsberichte, Instruktionen, Abteilung „Pologne", mit vielen Polen betreffenden Anlagen, Akten des Secret du Roi. Korrespondenz mit Wien, Berlin, Petersburg, Dresden, Konstantinopel. Memoranden aus der Revolutionszeit. Akten über die Emigration. Bei den „Archives Nationales" wären mindestens drei Seiten Inhaltsangabe nur der wichtigsten polnischen Materialien nötig. Zur Emigration ungemein reich, noch nicht verwertet die Polizeiakten, die bis 1848 zugänglich sind. Rom, Vatikan: unerläßlich detaillierte Angaben über die Nuntiaturberichte, nicht nur aus Warschau, auch aus Petersburg, Paris. Für die ältere Zeit die vielleicht wertvollste Quelle zur polnischen Genealogie und Magnatengeschichte, noch ganz unberührt, die Dispensen. Simancas: Gesandtschaftsberichte, z. B. Arandas. Sankt-Martin in der Slovakei: Akten zur Barer Konföderation. Turin: Gesandtschaftsberichte, darunter sehr wichtig die von Canale aus der Teilungszeit. Venedig: eingehende Uebersicht der Depeschen nötig, die nicht etwa nur für einzelne Epochen, aber für das ganze 17. Jahrh. von größter Wichtigkeit für die polnische Geschichte sind. Wien: Haus-, Hof- und Staatsarchiv: die lange Reihe der Bände, welche die Abteilung Polen umfaßt. Berichte, Weisungen der Abteilungen: England, Frankreich, Preußen, Rußland, Sachsen, Türkei. Vorträge, Staatskonferenz-Akten. Kriegsarchiv (nicht Archiv des Kriegsministeriums): Stammrollen der galizischen Regimenter, Personalakten polnischer Offiziere, darunter Józef Poniatowski. Ministerium des Inneren: Polizeiakten, grundlegend für die gesamte Emigration. Nationalbibliothek: eine Unmenge polnischer Handschriften. Fideikommißbibliothek (fehlt): Portraits in der Lavater-Sammlung.

Positive Irrtümer sind bei Chwalewik selten, jedenfalls viel seltener als Lücken. Häufig rühren sie von dem Umstand her, daß die Originalnamen der Institute alle ins Polnische übertragen wurden, so z. B., wenn das Wiener Kriegsarchiv, wie erwähnt, als Archiv des Kriegsministeriums erscheint, oder wenn Preszów (ungarisch Eperjes) in Klammer mit Bratislava (Preßburg, Poszony) gleichgesetzt wird. Daß die Notizen zur Geschichte der verschiedenen Sammlungen einer Revision bedürfen, erweise z. B. Rapperswil, wo der unglückselige Rosenwerth Rużycki genannt, aber der Aufenthalt von Żeromski nicht erwähnt wird, durch dessen Gedächtnis allein Rapperswyl noch in Jahrhunderten fortleben wird. Darum noch einmal das Endurteil: Chwalewik tat, was er vermochte. Ihm gebührt alle Anerkennung, allein in magnis voluisse non sat est, und für die Neuauflage muß ihm eine Schar von Helfern beistehen.

Daß damit noch nicht alles, und unter Umständen nur wenig getan ist, beweise der Band, den die Warschauer Mianowski-Stiftung vorlegt. Er deckt sich im Stoff teilweise mit Chwalewik, verzeichnet die polnischen Archive, Bibliotheken, Museen, ferner einige außerpolnische Bibliotheken (also nicht die fremden Archive und Museen, die Polonica bergen), dafür die gelehrten Gesellschaften (und wieder nicht die isolierten Geschichts- und Kunstdenkmale). Vier Bearbeiter (mit Professor Semkowicz, dem Patron des Archivteiles, fünf) teilten sich in ihrer Aufgabe, Karol Buczek (Archive), Edward Baranowicz (Museen), Stefan Demby (Bibliotheken), Janina Małkowska (gelehrte Gesellschaften). Es waltete hier mehr System und Ordnung, auch größere Hilfsmittel waren vorhanden. Dennoch ist das Resultat wieder unbefriedigend, und man kann dem Band nur das verklausulierte Lob spenden, das auch an Chwalewik erteilt wurde: daß er etwas gibt, und, daß etwas dem nichts vorzuziehen ist. Grund des negativen Resultats, wiederum die verdammenswerte Indolenz der Besitzer. Wenn da nicht einmal der Staat durch Gesetz und Bestellung beamteter Konservatoren eingreift, ist keine Rettung abzusehen. Um Informationen einzuholen, besteht, bei geringem Personalstand, nur der Weg der Enquête. Was soll für Erfolg herausschauen, wenn von 427 befragten Bibliotheken (die Zahl der vorhandenen und berücksichtigenswerten ist gewiß noch um einige hundert größer) nur 122 antworteten! So ist das vorliegende Buch nur ein Fragment, das die staatlichen Sammlungen ausreichend, die der autonomen und öffentlichen Korporationen befriedigend, die der Privaten ganz ungenügend behandelt. Als Vorzug ist zu beachten, daß hier ohne viel Worte in Kürze das Wesentliche angeführt wurde. Als Nachteil (abgesehen von den Mängeln, die der Enquête durch die Schuld der Befragten anhaften) manche unbegreifliche Lücke. So fehlen von Archiven das der Działyński in Kórnik (wo nicht nur das Museum zu nennen ist), das des Barons Kronenberg in Warschau, die Handschriftenabteilungen von archivartigem Charakter in Lemberg (ukrainisches Nationalmuseum, Baworowski-Bibliothek), Krakau (Akademie der Wissenschaften, Jagellonische Bibliothek) und andere mehr, denen man auch unter den Archiven begegnen müßte. An Galerien, Sammlungen musealen Charakters vermisse ich die der Jabłonowski in Bursztyn, der Lubomirski in Przeworsk, der Sanguszko in Gumniska, der Przeździecki in Warschau.

Nun ein wenig von den sehr interessanten Resultaten. Unter den wichtigsten polnischen Archiven sind folgende der Forschung zugänglich (ich glaube mit dieser Zusammenstellung den Fachkollegen einen Dienst zu erweisen): Gnesen (Kapitelarchiv); Krakau (Stadtarchiv, Landesarchiv der Grodakten, Kapitelarchiv, Senatsarchiv der Universität, Archiv der Fürsten Czartoryski); Lemberg (Staatsarchiv, ehemaliges Statthaltereiarchiv, Landesarchiv der Grodakten, Kapitelarchiv rit. lat., Ossolineum); Lublin (Staatsarchiv mit den Grodakten); Łódź (Stadtarchiv); Posen (Staatsarchiv, Stadtarchiv, beide vereinigt, Erzbischöfliches Archiv, Archiv der Gesellschaft der Wissenschaften, Raczyński-Bibliothek); Pleß (Herzogliches Archiv, derzeit durch den Tod Ziviers verwaist und unzugänglich); Sucha (Branickisches Archiv); Thorn (Stadtarchiv); Warschau (Archiv der alten Akten, Hauptarchiv, Finanzarchiv, Kriegsarchiv, Archiv des öffentlichen Unterrichts, Zentralkriegsarchiv, Archive der Krasiński, Przeździecki und Zamoyski); Wilna (Staatsarchiv, Stadtarchiv, Gesellschaft der Wissenschaften, Archive der Universitätsbibliothek und der Wróblewski-Bibliothek). Unzugänglich sind die gewaltigen Schätze der PP. Pauliner in Częstochowa (sollen später eröffnet werden), der Lemberger Basilianer, dann der Familien Branicki (Wilanów), Poniatowski (Jabłonna), Popiel (Krakau, dort auch ein zweiter Teil der Poniatowski-Akten), Potocki (Krakau, Łańcut und Roś), Raczyński (Rogalin), Sanguszko (Gumniska), Tarnowski (Dzików). Ein Teil davon soll angeblich Bevorzugten benutzbar sein, das meiste ist, weil völlig in Unordnung, so wie auch die Radziwiłłschen, einst in Nieśwież, jetzt in Warschau befindlichen Archivalien, der Wissenschaft vorläufig verloren.

Die bedeutendsten Bibliotheken befinden sich glücklicherweise alle in der Hand des Staates oder öffentlicher Korporationen. Der Reihe nach sind

das die Warschauer Universitätsbibliothek (über 700 000 Bände, durch die revindizierten Handschriften auch als Manuskriptfundstelle an erster Stelle), Polens künftige Nationalbibliothek; das Ossolineum in Lemberg (zirka 660 000 Bände und etwa 8500 Manuskripte); die Jagellonische (Universitäts-) Bibliothek in Krakau (gegen 500 000 Bände, etwa 8600 Manuskripte); die Posener Universitätsbibliothek (350 000 Bände); die Lemberger Universitätsbibliothek (über 300 000 Bände); die Wilnaer Universitäts - Bibliothek (300 000 Bände, bei 12 000 Manuskripte); die Krasińskische Fideikommißbibliothek in Warschau (250 000 Bände); die Bibliothek von Bromberg (160 000 Bände); die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften zu Krakau (160 000 Bände); die fürstlich Czartoryskische Bibliothek in Krakau (150 000 Bände); die Zentral-Kriegs-Bibliothek in Warschau (150 000 Bände); die „Oeffentliche Bibliothek“ in Warschau (140 000 Bände) und die Bibliothek der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen (130 000 Bände). Je 100 000 Bände besitzen dann noch die beiden ukrainischen Lemberger Bibliotheken des Narodnyj Dom und der Ševčenko-Gesellschaft, die Diözesanbibliothek in Posen, die Bibliothek des staatlichen Wirtschafts-Instituts in Puławy, die städtische Bücherei in Thorn, die Seminarbibliothek in Włocławek, die Zamoyskische Fideikommißbibliothek in Warschau, dann noch die Bibliothèque Polonaise zu Paris und die jetzt nach Warschau überführte Bibliothek des Nationalmuseums in Rapperswil. Alle genannten Büchereien, auch die den Familien Czartoryski, Zamoyski, Krasiński gehörenden, sind der Forschung unbeschränkt offen. Um das Bibliothekswesen ist es also erheblich besser als um die Archive bestellt, zumal die polnischen Bibliotheken gut verwaltet und von hervorragenden Fachleuten geleitet sind, dann altbewährtes bibliographisches Material an Katalogen, Inventaren und gedruckten Bücherverzeichnissen haben (Estreicher! Finkel! usw.).

Erheblich schlechter steht es wieder um die Museen.. Da fehlt die Tradition und das lange Fehlen liebevoller staatlicher Fürsorge macht sich noch mehr bemerkbar als bei den Archiven, welche ohne viel Pflege wenigstens den Zeiten getrotzt haben, wofern sie nicht den Kriegen zum Opfer fielen. Polen besitzt kein einziges Museum europäischen Maßes. Erst jetzt geht man daran, in Warschau ein modernes Nationalmuseum zu schaffen. Vorhanden sind eine Anzahl mittlerer Museen, und zwar in Warschau: das städtische und das staatliche im Königsschloß, dazu einige bedeutende Privatsammlungen der Radziwiłł, Krasiński, Zamoyski, Przeździecki, von Baron Kronenberg, Minister Patek, Professor Michalski; in Krakau das staatliche Museum auf dem Wawel, das städtische Nationalmuseum in den Tuchhallen (Sukiennice) mit einigen Dependenzen (Polens schönste Galerie!), die Sammlungen der Potocki, Czartoryski (im Czartoryski-Museum), Pusłowski; in Lemberg: die städtischen Sammlungen mit dem Nationalmuseum, das Ossolineum mit den angegliederten Sammlungen der Lubomirski, Pawlikowski, die ukrainischen Museen (Nacjonalnyj Muzej und Ševčenko-Museum), die Museen der Baworowski, Dieduszycki, die Sammlungen Pinińskis; in Posen: das Großpolnische Museum (der Provinz gehörend), das Museum für kirchliche Kunst. Zu diesen Sammlungen, von denen die Privaten gehörigen meist nur Bekannten oder von Bekannten Empfohlenen gezeigt werden, kommen noch die verschiedenen Magnatenresidenzen, die teilweise museenhaften Charakter haben, wie Schloß Łazienki bei Warschau, Schloß Wilanów (der Branicki), Schloß Łańcut (der Potocki), Schloß Sucha (der Tarnowski), Schloß Nieśwież der Radziwiłł, alle mit Galerien, deren Reichtum überrascht.

Vortrefflich ist der Abschnitt über die gelehrten Gesellschaften ausgefallen. Hier sind von 496 ausgesandten Fragen auch 412 beantwortet zurückgekommen. So lesen wir denn genaue Angaben, die ziemlich abschließend sind, erst über die Akademien und ihnen verwandten Institute, dann über Vereinigungen, zu denen der Zutritt offensteht. Sie erscheinen in alphabetischer Anordnung. Den Deutschen wird es Wunder nehmen, wie gering das Vereinsleben in Polen entwickelt ist. Wenn man z. B. die historischen Gesellschaften, zusammen 9, mit ca. 1300 Mitgliedern den entsprechenden deutschen Zahlen gegenüberhält, wird man auf eine Relation von 1 zu 20 kommen.

Die Publikationen von Chwalewik und der Mianowski-Stiftung enträtseln so dem tiefer Schürfenden manches, was weit über die trockene Inventarisierung hinausgeht: Absolut und relativ geringe Teilnahme der heutigen Gesellschaft am wissenschaftlichen Leben, mangelnde Organisation bei gewaltigen vorhandenen, aus der Vergangenheit überlieferten Kulturschätzen. Versagen der privaten Initiative und gebieterische Notwendigkeit, daß der Staat dort eingreife, wo es an sozialem Pflichtgefühl mangelt oder die schwachen Kräfte der Isolierten versagen. Wir wollen nicht in ein politisches, häßliches Lied diese Berichterstattung ausklingen lassen und mit Dank an die unter wenig günstigen Verhältnissen Arbeitenden schließen, die uns wenigstens das heute Erreichbare bescherten. Möge es den Ausgangspunkt für weiteren und baldigen Fortschritt bilden[1]).

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Księga pamiatkowa ku czci Oswalda Balzera. Lwów, nakładem komitetu redakcyjnego, skład główny księgarnia Gubrynowicza 1925. 2 Bände, gr. 8⁰, LI u. 534, 692 S.

I. J. 1925 feierte Oswald Balzer das vierzigjährige Jubiläum seiner Lehrtätigkeit an der Lemberger Universität. Freunde, Schüler, Fachgenossen des großen Gelehrten vereinten sich, um ihm bei diesem Anlaß eine Gabe zu bieten, die dauernd an dieses Datum erinnernd, auch äußerlich sinnfällig bedeutet, was Balzer der polnischen, der europäischen Wissenschaft war, zugleich das rege Schaffen der polnischen Forscher widerspiegelt. Professor Przemysław Dąbkowski, der ausgezeichnete Rechtshistoriker, übernahm die Redaktion des geplanten Werkes. Subventionen amtlicher Seite und eine große Spende des Mäzenaten Bolesław Orzechowicz ermöglichten die Drucklegung und daß die beiden Bände in ungemein würdigem Kleid erschienen.

Von dem gewaltigen Reichtum ihres Inhalts will ich nun hier, mit gebührendem Dank an Professor Dąbkowski, der mir ein Exemplar der kostbaren, nur in kleiner Auflage veröffentlichten Publikation sandte, versuchen, einen naturgemäß nur kursorischen Bericht zu erstatten. Ich beschränke mich dabei auf die Beiträge, die im weitesten Sinn der Interessensphäre dieser „Jahrbücher" angehören; auf die Beiträge, zu denen ich selbst in einer geistigen Beziehung stehe. Von 76 Abhandlungen scheiden ca. 20 aus, die Medizinisches, Naturwissenschaftliches betreffen, dem Gebiet der reinen Rechtswissenschaft, der Theologie, Philosophie oder der allgemeinen Vorgeschichte angehören. Es sind gewiß sehr bedeutende Leistungen darunter. Die Namen der Autoren, eines Vinogradov, Halban, Piniński sprechen dafür. Einiges wird sogar für den Slavisten, den slavischen Historiker von unmittelbarem, wenigstens methodischem Wert sein. Ich denke an die Untersuchung von Ryszard Ganszyniec, der die „Double hache" in einer französisch geschriebenen Arbeit als ein staatliches, nicht, wie man meinte, als ein religiöses Symbol der kretisch-mediterranen Kultur erweist. An Bronisław Dembińskis Bemerkungen zur Weltanschauung Macchiavellis. An Leopold Caros tiefe Betrachtungen über den Zusammenhang von Ethik und Wirtschaft. Alfred Halban und sein Aufsatz, der die Genealogie der Staatsidee schildert; Roman Lutman, dessen schrankenlose Skeptik objektive Wahrheit als Ziel der Geschichtserforschung ausschließt und nur eine bis auf Widerruf bestehende Fiktion nach Art des Vaihingerschen Als-Ob zugesteht — Voltaire und die histoire-fable convenue sprechen da auch mit —, Kamil Stefko, mit seinem warmen Plaidoyer dafür, daß Rechtssatzung und Volksüberzeugung

[1]) Ich lege Wert darauf, festzustellen, daß mir die sehr nützliche Besprechung, welche K. Kaczmarczyk dem Werk Chwalewiks im „Kwartalnik Historyczny" Bd. 43 (1928), 87 ff. zu teil werden ließ, erst nach Niederschrift der vorl. Rezension zu Gesicht gekommen ist.

im Kontakt, in Uebereinstimmung bleiben mögen, haben wohl jedem gebildeten Leser zu Dank geschrieben.

Nun aber zu den uns unmittelbar berührenden Abhandlungen. Außerpolnische und allgemein-slavische Themen erörtern Jelačić, Kadlec, Mažuranić, Taranovskij, van Wijk. Aleksije Jelačić schildert den sozialen und nationalen Hintergrund der kroatischen Erhebung von 1848/9. Er zeigt, wieso es kam, daß die schlummernden sozialen Gegensätze die gegen ihre magyarischen Zwingherren erbitterten Kroaten ins Lager der habsburgischen Reaktion führten; wie hernach, als der ungarische Aufstand niedergeworfen war, das Unnatürliche des Bündnisses von absoluter Monarchie und revolutionärem kroatischen Nationalismus offenbar werden mußte. Die Ergebnisse seiner bekannten Arbeit „Seljački pokret u Hrvatskoj i Slavoniji g 1848/9" (Zagreb 1925) sind hier kurz zusammengefaßt. Karol Kadlec fordert, an ein seinerzeitiges Referat Balzers anknüpfend, einen all-slavischen Du Cange. Es scheint mir, als ob der čechische Gelehrte nicht genügend die politische Seite dieses Unternehmens betrachtete, das heute, angesichts der bekannten Verhältnisse in Rußland, undurchführbar ist. Vladimir Mažuranić weckt die Erinnerung an den südslavischen Historiker Jakob Lukarić aus Dubrovnik († 1615). F. V. Taranovskij, der einzige Russe unter den Autoren des Sammelwerkes, zeichnet im Umriß die verfassungsmäßigen Grundlagen des Moskauer Reiches der Romanovzeit, das er für einen „monarchischen Ständestaat" erklärt. Nikolaus van Wijk tritt in wenigen Worten dafür ein, daß ein Čeche in einem von Čechismen durchsetzten Kirchenslavisch das Kiever Missale verfaßt habe, während Kulbakin dieses als altsüdslavisches Literaturdenkmal ansah.

Der Hauptwert des Gedenkbuchs beruht begreiflicherweise auf den Polnisches untersuchenden Aufsätzen. Unter ihnen ragen die von Siemieński und Semkowicz weit über das Maß der anderen hervor. Sowohl durch den Stoff als durch dessen Gestaltung. Die meisten anderen Beiträge stehen auf dem Niveau guter Zeitschriftenartikel wissenschaftlicher Revuen. Einige wenige hätte man gern vermißt, die sich inmitten der gelehrten Umwelt sonderbar ausnehmen. Es hat eine mehr als den nächsten Umkreis betreffende Wichtigkeit, daß nicht methodisch ganz Unzulängliches wie des greisen Kraushar Notiz über den Nachlaß Kołłątajs Aufnahme finde, dessen wesentlichen Teil der Warschauer Polygraph als verloren bezeichnet, während er, jedermann kundig, in vielen Druckwerken zitiert, in der Bibliothek der Krakauer Akademie d. W. liegt. Ueber diesen Artikel und ein paar andere, unbedeutende und des Interesses entbehrende, gehe ich stillschweigend zur Tagesordnung über.

An ihre Spitze stelle ich Józef Siemieńskis Vorschlag, daß die polnische Rechtsgeschichte und damit die polnische Geschichte überhaupt, innerhalb derer die Verfassungsentwicklung das wichtigste Phänomen darstellt, eine neue Gliederung erfahre. Bisher, beziehungsweise in den letzten Jahrzehnten, kannte man eine doppelte Periodisierung der polnischen Verfassungsgeschichte. Balzer unterschied vier Epochen: Fürstenrecht, Ständerecht, Herrschaft der Szlachta, Reformära, von denen die erste in der deutschen Terminologie den patriarchalischen Absolutismus, die zweite den dualistischen Ständestaat, die dritte eine relative Demokratie oder vielgliedrige Aristokratie umfaßt. Als Grenzjahre nennt Balzer etwa 1215, 1505 und 1788, so daß auf die vierte Epoche nur die Jahre des großen Reichstags und der letzten Teilungen entfallen. Kutrzeba teilt demgegenüber wie folgt: Zeitalter der Stammesverfassung, Fürstengewalt, Uebergangszeit, Ständestaat, Uebergewicht der Szlachta, Reformen. Siemieński wirft den beiden Vorgängern seiner Theorien vor, daß sie die Aufstellung eines einheitlichen, juristisch streng umschreibbaren Kriteriums unterließen, als welches er den Umstand vorschlägt, in wessen Händen jeweils die Staatsgewalt lag; zweitens, daß sie nicht dem Rechnung trugen, daß schroffe Abgrenzung dort nicht am Platze ist, wo eines langsam ins andere übergeht. Siemieński trennt also: 1. Die Monarchie. Bis 1180, eine Uebergangsepoche, während derer bis 1228 sich die alte Ordnung zersetzt, bis 1384 die neue bildet. 2. Die Aristokratie. Bis 1454. Neue Uebergangsepoche, bis 1505 abklingend, von da bis 1573 aufsteigend. 3. Die Adels-

demokratie. Bis 1764. Von da an bis 1791 Zersetzung. Eine 4. Epoche der Reformen zur modernen Demokratie zeigt nur Ansätze, ohne sich voll entfalten zu können. Siemieński's Versuch ist eine gedanklich hervorragende Leistung. Er hat jedoch eines außer acht gelassen, daß eine Periodisierung der Geschichte stets subjektivem Ermessen entspringt. Grenzen von so strikter Eindeutigkeit, wie in der Geographie, im Rechtsleben, lassen sich selten ziehen. Nicht immer sind Daten vorhanden wie der 14. Juli 1789. Des weiteren wird die Periodisierung ganz verschieden ausfallen, je nachdem, ob sie wissenschaftlicher Selbstzweck ist, bloß den Erkenntnisdrang befriedigt, oder ob sie pädagogischen, ob sie irgend welchen praktischen Erwägungen gehorcht. Manche Historiker des Westens sind — nicht so ohne Grund — der Ansicht, daß die Periodisierung überhaupt nur mit praktischen Gründen als mnemotechnisches Hilfsmittel zu rechtfertigen, dagegen im Gebiet der reinen Erkenntnis eine müßige Spielerei ist. Ich erinnere an Kleists bekannte Anekdote vom Husaren, der in einem sächsischen Dorfe erscheint. Beim Anblick der preußischen Uniform gerät der sächsische Wirt in Erstaunen: „Ja, weiß er denn nicht, daß heute der Siebenjährige Krieg beginnt?“ Freilich kann man auch eine andere literarische Reminiszenz heranziehen, wie Goethe bei Valmy den Offizieren zuruft, daß von hier an eine neue Aera der Weltgeschichte beginne. In den wenigsten Fällen geben sich die Mitlebenden Rechenschaft, wann eine Zäsur, nicht nur in ihrem, sondern auch im Leben der Gesamtheit eintritt. Und wir Späteren geraten uns je nach der Weltanschauung in die Haare. Dann, jedes Jahrhundert wählt andere Epochen. Im Mittelalter entscheidet die Bibel. Flugs her mit den Zeitaltern der „Monarchien“ nach des Propheten Vision. Der Humanismus stellt die Antike in den Mittelpunkt, also die lange übliche Einteilung ins Altertum, ins Mittelalter und in die Neuzeit. Mittelalter und Neuzeit zu trennen, hat man die Wahl, das religiöse Moment (31. Oktober 1517), das wissenschaftliche und kommerzielle (1492) oder das religiös-wissenschaftlich-kommerzielle (1453) als entscheidend anzusehen. Die Demokratie wird übermächtig und erzwingt, daß man den 14. Juli 1789 zum mindesten als den Ausgangspunkt einer vierten, der neuesten nach der neuen oder bloß neueren Zeit betrachtet. Und jetzt kommen gar die Gelehrten und zeigen, daß mit dem allen nichts ist, daß die Römer auch noch im Jahre 477 antike Kultur hatten und Leute noch im Jahre 1518 mittelalterliche Vorurteile nährten. So möge man denn auch in der polnischen Geschichte einsehen, daß die Periodisierung keine tiefere wissenschaftliche Erkenntnis vermittelt, nur praktischen Zwecken dient. Deshalb muß man trachten, Perioden zu finden, die nicht in völliger Disproportion zueinander stehen und durch wirkliche Gegensätze voneinander geschieden sind, die nicht nur uns, sondern auch den Angehörigen der einzelnen Epochen, wenn nicht bewußt, so doch wesentlich waren. Mit dieser Erwägung habe ich auch meine ablehnende Stellungnahme gegen Siemieński bezeichnet. Gewiß läßt sich seine Einteilung aus inneren Gründen verfechten. Ebenso wie dies bei der Balzers der Fall ist. Praktischen Lehrzwecken wird die von Kutrzeba besser entsprechen, weil die Perioden wenigstens einigermaßen gleiche Länge besitzen und jede ihr besonderes geistiges Antlitz hat. So verlockend auch die juristische Exaktheit der Siemieńskischen Einteilung sich ausnimmt, man möge nicht vergessen, daß die ihr zugrunde liegende Staatslehre nicht ewigen Zeiten als Dogma bleiben wird. Daß man die Staaten nach der Zahl der Personen einteilt, die den Staatswillen (oder die Staatsmacht) verkörpern: einer, wenige, viele, alle, ist Voraussetzung dafür, daß die polnische Verfassungsgeschichte in die Perioden Monarchie, Aristokratie, Demokratie, moderne Demokratie eingeteilt werde. Wie aber, wenn man andere Kriterien in der Theorie heranzieht. Wenn z. B. die Staatsmitgliedschaft als maßgebender erachtet wird. (Problem: „Wer ist von der Bevölkerung zur Teilnahme am Staatsleben berufen, Subjekt von irgendwelchen und nicht bloß Objekt von Rechten?“), dann fällt die Periodisierung Siemieńskis sofort zusammen. Ebenso, wenn das streng formale Recht herangezogen wird, das weit länger als die Tatsachen auf dem Papier und für feierliche Anlässe bestehen bleibt. Was meint Siemieński dazu, wenn ich behaupte, daß vor dem abstrakten Recht die polnische Verfassungsgeschichte eigentlich

in diese zwei Perioden einzuteilen wäre, die der gewohnheitsmäßigen, rein tatsächlichen Verteilung von Macht im Staate (bis 1768) und die der kodifizierten Verfassung? Praktisch ist das unhaltbar, pädagogisch, memnotechnisch wertlos, aber juristisch sehr ernst zu diskutieren, denn noch i. J. 1767 bestand keine schriftliche Festlegung, die den König an der Erbmonarchie, am Absolutismus hinderte, es seien denn die von ihm individuell beschworenen Pacta Conventa. Oder aber, wenn wir die polnische Verfassungsgeschichte einteilen wollen, je nachdem, ob Nation und Staatsgebiet sich deckten: in die Aera des Nationalstaates, bis zu Kazimierz d. Gr., und die des Nationalitätenstaates. (Unterteilungen 1. Staat und Nation decken sich völlig. 2. Nur ein Teil der Nation lebt im Polenstaat, während ein anderer, abgesplittert, entpolonisiert wird; bei der zweiten Periode: 1. Die Zeit der Eroberungen, 2. die Zeit der Unionen, 3. die Zeit der Gebietsverluste, durch die polonisierte Gebiete wieder an andere Staaten gelangen, 4. die Zeit der Teilungen.) Es ließe sich die Reihe endlos fortsetzen. Als Resultat erscheint mir dies: Periodisierung ist nur praktischer Unterricht und Gedächtnisbehelf. Wenn eine allgemein angenommene und nicht unvernünftige Einteilung vorhanden ist, behalte man sie solange bei, bis nicht die Entwicklung Ansichten herrschend macht, die den Einteilungsgrund sekundär oder dem dann modernen Empfinden widerstrebend werden lassen. Kutrzebas Einteilung ist so richtig oder unrichtig wie eine unbekannte Anzahl anderer. Sie läßt sich mit Argumenten verfechten, die uns akzeptabel sind, hat bequeme Abschnitte: Sie steht — jetzt allerdings zu einer Vierteilung vereinfacht — im besten, im verbreitetsten, ja eigentlich einzigen Lehrbuch ihres Gebietes. Möge sie also bis auf Widerruf gelten.

Beiträge zu den historischen Hilfswissenschaften liefern Romer, Kętrzyński, Polaczkówna. Eugenjusz Romer erklärt, daß die polnische Staatsgrenze im Osten vor 1772 nicht ohne weiteres mit der vor dem Krieg bestehenden der Gouvernements Pskov, Smolensk, Černigov, Poltava, Cherson gleichzusetzen sei. Er versucht, sie an der Hand der Atlanten des 18. Jahrh., der Karte Zannonis und anderer im Warschauer Finanzarchiv aufbewahrter Karten festzustellen. Dabei geziemen einige Einwendungen. Wenn Romer meint, daß der Frieden des Grzymułtowski nie ratifiziert worden sei und deshalb der Gültigkeit entbehrte, also die Grenzen von 1634 die letzten rechtlich verbindenden waren, so vergißt er, daß durch die, sei es auch erpreßten, doch formal giltigen Staatsverträge der Poniatowski-Zeit der Grzymułtowski-Frieden unzweifelhafte völkerrechtliche Geltung gewann. Ein wesentliches Hilfsmittel, das viel zuverlässiger ist als die Karten (um auf deren problematischen Wert hinzuweisen, studiere man die Geschichte des Flüßleins „Podhorze" zur Zeit der ersten Teilung!), sind die erhaltenen Grodakten der Grenzbezirke, aus denen sich genau die territorialen Zustände ergeben, auch Berichte von Reisenden sind mit Nutzen heranzuziehen. So ganz hoffnungslos steht also der Fall nicht. Nur bedürfte es da einer sehr umfangreichen Arbeit und einer, die nicht den unmittelbaren politischen Zweck vor Augen hat, wie die Romers, der die seine 1920 eilig unternahm, als ihm Minister Patek den Auftrag erteilte, eine Deduktion für die damals beabsichtigten „Desannexionen" vorzubereiten.

Stanisław Kętrzyński bereichert die wenig umfangreiche Literatur zur polnischen Diplomatik durch eine fesselnde Untersuchung über die herzogliche Kanzlei im Großpolen des 13. Jahrhunderts. Helene Polaczkówna stellt eine nicht ganz überzeugende Hypothese über die Entstehung der Polen betreffenden Teile des berühmten vlamischen Wappenbuchs der Brüsseler Bibliothek (Codex 15. 652/6) auf. Sie seien im Zusammenhang mit einer „Reise" der Kreuzfahrer und ihrer europäischen, darunter auch polnischen Gäste gegen die damals noch heidnischen Litauer entstanden.

Ueber polnische Kunstgeschichte schreiben Chybiński, Gębarowicz, Stroner, Tomkowicz. Wenn Mieczysław Gębarowicz das Geheimnis der Herkunft des sagenumwobenen Malers Jerzy Eleuter Szymonowicz völlig gelüftet zu haben, glaubt, so irrt er. Seine Ausführungen bringen einiges Material, erschöpfen nicht das Thema. Nach wie vor bleibt zweifelhaft, ob es

einen oder zwei dieses Namens gegeben habe, und ob es sich um einen Angehörigen alter Szlachta oder des Lemberger Patriziats handelt. Es ist schade, daß sich die Kunsthistoriker so wenig mit den Methoden moderner genealogischer Forschung vertraut machen, ja nicht einmal die primitivste genealogische Intuition besitzen. Würde sonst Władysław Stroner in einer sonst sehr schönen Untersuchung sich lange über den Ursprung des Kelches von Tremessen den Kopf zerbrechen, der mit seinen an den Wiltener Kelch anklingenden Motiven ein beliebtes Objekt gelehrter Konjekturen bildet, wenn die Erklärung auf der Hand liegt: Ein Blick in die Genealogie der Piasten und es erscheint St. Hedwig, die geborene Gräfin von Andechs, Herzogin von Meran, aus dem Geschlecht, dessen Eigenkloster Wilten war! (Vgl. St. Zakrzewski, Ossyak i Wilten, Rozprawy Ak. Um., wy dz. hist.-filoz XLVI (S. II, XXI), 1903, S. 339.) Stanisław Tomkowicz beschreibt zwei Krakauer Frauenklöster, die einst Residenzen weltlicher Magnaten gewesen waren. Hervorragende Literarhistoriker haben ihr Scherflein beigesteuert. Bernacki, Bruchnalski, Gubrynowicz, Hahn, Kleiner. Ludwik Bernacki teilt unbekannte (und recht mäßige) panegyrische Verse von Trembecki mit. Wilhelm Bruchnalski findet in den „Dziady" Mickiewiczs Anklänge an „Atala" und „René" von Chateaubriand. Bronisław Gubrynowicz druckt aus der Zamoyskischen Bibliothek zu Warschau kritische und politische Fragmente des Niemcewicz ab, unter denen besonders eine gereimte (wir werden uns hüten zu sagen eine poetische) Huldigung an Drucki-Lubecki hervorsticht, die zeigt, wie sehr Niemcewicz, der vielgeschmähte „Präsident" aus Słowackis „Kordjan" im Alter zur Gerechtigkeit auch gegenüber dem politischen Gegner neigte. Die von Wiktor Hahn ihrem Inhalte nach besprochenen Dramen Józef Wybickis (einer durch Temperament und Lebenslauf sehr an Niemcewicz gemahnenden Gestalt der polnischen Geschichte) sind literarisch wertlos, vielleicht am ehesten deshalb bemerkenswert, daß sie, ein Jahr vor Beginn des Großen Reichstages, den späteren Führer der „Patrioten" dem künftigen Haupte der „Targowica", Felix Potocki, gewidmet waren. Juljusz Kleiner spendet aus dem reichen Schatze seiner Studien zu Słowacki. Er nennt in Guiraud (gemeinhin nur als Autor des rührseligen Gedichts vom kleinen Savoyarden bekannt) einen der französischen Anreger von Słowackis mystischen Ideen. Zur Literargeschichte gehören noch Karol Badeckis Nachrichten über verschollene polnische Dramen des 16. Jahrh. („Sofrona", „Marancja", „Bettlertragödie"); dann Władysław Smoleńskis unter zu anspruchsvollem Titel erschienene Notiz über den Pädagogen, Historiker, Philosophen der Poniatowski-Zeit, P. Kajetan Skrzetuski und seine an den Abbé de St. Pierre erinnernden Völkerbunds-Ideen.

Mehreres aus der Kirchengeschichte: Władysław Abraham berichtet von der synodalen Gesetzgebung im 15. Jahrh., wobei die Płocker Diözese den Hintergrund bildet. Ferdynand Bostel zeigt in einer methodologisch vortrefflichen Studie, daß die angeblich als Votivgabe des für seine Befreiung von den Tataren 1648 errichtete Statue des hlg. Johann v. Dukla zu Lemberg, erst 1736 durch den Magnaten Rzewuski gestiftet worden ist. Eine Perle des Sammelwerkes ist die prächtige, aus den Quellen schöpfende Biographie zweier bedeutender Krakauer Dominikaner des 15. Jahrh., Jan Biskupiec und Johann v. Falkenberg, aus der Feder des Krakauer Kirchenhistorikers Jan Fijałek. Die aufschlußreiche Schilderung des Wirkens und der Katastrophe jenes leidenschaftlichen Mönches, der, den Kreuzherren zu Dank, den Polen zum bitteren Leid, vor dem Konzil zu Konstanz das Reich der Jagellonen als heidnisch schmähte, zuletzt, um dem Gefängnis zu entgehen, in Rom widerrufen mußte und in Vergessenheit endete; die Geschichte dieses ersten mächtigen Streitrufers im ewigen deutsch-polnischen Kampf der Geister, ist von dramatischer Wucht, die sich in der Schlußszene, dem Akt der erzwungenen Reue vor versammeltem päpstlichem Hof zum machtvollen Finale steigert. Wohltuend sticht diese auch künstlerisch vollkommene Arbeit von dem nüchtern-antiquarischen Stil der meisten Abhandlungen ab.

Kulturgeschichte und Wirtschaftsgeschichte betreffen die Aufsätze von Chodynicki, Dąbkowski, Finkel, Łoś, Rutkowski und Tymieniecki. Kazimierz Chodynicki entwirft ein Bild vom nicht immer harmonischen Zusammenleben der drei christlichen Konfessionen in den Zünften der litauischen Hauptstadt. Katholiken haben die Vorherrschaft, Schismatiker, Protestanten sind toleriert, aber zurückgesetzt. Przemysław Dąbkowski vermehrt die große Zahl seiner ständegeschichtlichen Arbeiten um eine weitere über die Wanderungen, welche fremde Adelsfamilien ins Haliczer Land führten. In dieses Kolonisationsgebiet sind im Laufe des 14. u. 15. Jahrh. polnische, deutsche, čechische, rumänische, ungarische Geschlechter gekommen, die alle bald durch die einigende Kraft der polnischen Adelskultur verschmolzen wurden, so daß schon im 16. Jahrh. kein Mensch, und am wenigsten die Nachfahren der Immigranten, daran dachten, daß etwa die Zółkiewski oder Fredro ruthenischer, die Chocimierski čechischer, die Herburt deutscher Herkunft waren. Ludwik Finkel, der Historiograph und Archivar der Lemberger Universität, erzählt von den — nicht gerade imponierenden — Vorlesungen, die zu Beginn des 19. Jahrh. über polnisches Recht an der damals ins reinste Schwarz-Gelb getauchten Hochschule gehalten wurden.

Der ausgezeichnete Philologe Jan Łoś weist darauf hin, daß in den polnischen Amtstitulaturen, wie „Podkomorzy", das „pod" nicht etwa dem deutschen unter, sondern, lokal gebraucht, dem „bei" gleichzustellen ist. „Podkomorzy" ist also nicht, wie es bisher geschah, mit „Unterkämmerer" (lateinisch succamerarius) zu übersetzen, sondern mit Kämmerer schlechtweg. Den lehrreichen Hinweis auf ganz ähnlich (auch grammatikalisch) erklärbare deutsche Amts- und Ministerialentitel (z. B. Truchseß) ließ sich Łoś entgehen. Jan Rutkowski gibt ein Fragment aus der Geschichte des im alten Polen so wichtigen Salzbergbaus; es handelt von den Salinen in Rotrußland unter Zygmunt August. Kazimierz Tymieniecki schildert an der Hand des Heinrichauer Gründungsbuches, wie im Schlesien des 13. Jahrh. die freien Grundbesitzer von den großen Herrschaften aufgesaugt wurden. Der Prozeß, durch den die kleinen Ritter und Bauern verschwinden, erinnert mehr an das „Bauernlegen" späterer Epochen als an die gleichzeitige und vorhergehende deutsche Entwicklung, wo die Gemeinfreien und verarmenden Edelherren durch freiwillige „Tradition" sich wirtschaftlich und rechtlich in die Abhängigkeit von Mächtigeren, zumal der Kirche, begaben.

Es ist nur natürlich, daß über die Rechtsgeschichte sehr viel Beiträge eingesandt wurden. Leider befindet sich unter ihnen, außer dem schon erwähnten allgemeinere Bedeutung beanspruchenden Siemieńskis keiner, der überragend erschiene. Ludwik Ehrlichs Randglossen zu Balzers „Zagadnienia" sind im Grund nur englische Lesefrüchte, die Balzers optimistische Meinung über die altpolnische Verfassung durch Vergleich erhärten wollen. Stefan Ehrenkreutz und Stanisław Ptaszycki behaupten mit Recht den Vorrang der allgemein polnischen vor der litauischen Provinzialgesetzgebung und zeigen die Tendenz, Sonderbestimmungen einzelner Teile der Republik auch im anderen Teil gelten zu lassen. Ehrenkreutz beschäftigt sich speziell mit der Grundbuchsordnung, Ptaszycki mit dem s. g. „Dritten Litauischen Statut" (v. 1588). Der Čeche Jan Kapras behandelt Oberschlesiens Rechtsentwicklung. Abdon Kłodziński ergänzt Balzers Geschichte des polnischen Krontribunals durch die Mitteilung eines bisher ungedruckten Gesetzentwurfes von 1556/7, der auf die Entstehung dieses Gerichtes ein wertvolles Streiflicht wirft. Stanisław Kutrzeba erörtert die sehr bedingte Autonomie der polnischen Mediatstädte, Teofil Emil Modelski die Verfassung und Verwaltung des ländlichen Teils der polnischen Pfandschaft auf ungarischem Gebiet, jener Zips, deren Besetzung durch Oesterreich den Auftakt zur ersten polnischen Teilung bildete, die, ebenso wie die Mediatstädte, eigentlich Privatbesitz einer Magnatenfamilie war (der Lubomirski vor allem). Zeitweise die Perioden der Entwicklung des polnischen Prozesses trennt Józef Rafacz durch die J. 1496/1523 und 1764/8.

Erhebliches Interesse und ebenso entschiedener Widerspruch ist der These Zygmunt Cybichowskis sicher, der dem „kleinen" Versailler Vertrag von 1919 über den Schutz der nationalen Minoritäten in Polen einfach die Gültigkeit abspricht! Trotz aller Operationen mit der „Clausula rebus sic stantibus" mit naturrechtlichen Deduktionen, daß kein Staat seine Souveränität für immer beschränken könne, wird der polnische Völkerrechtler wohl nur noch bei seinen deutschen Feinden und Gesinnungsgenossen Anwert finden, die den „großen" Versailler Vertrag auch ohne weiteres mit denselben Argumenten für gültig erklären. Auf diese Weise werden alle Verträge zur Farce, denn kein Staat entschließt sich, ohne genötigt zu sein, seine Unterschrift unter ein Dokument zu setzen, das ihm irgendwelche Verpflichtungen auferlegt. Ich glaube, die Mehrheit der Unbeteiligten und alle redlichen Freunde der friedlichen Völkergemeinschaft werden die Thesen dieser Art verwerfen und hüben wie drüben den Gegnern des großen, wie denen des kleinen Versailler Vertrags die Möglichkeit einer Aenderung nur im Wege der freiwilligen Zustimmung der Kontrahenten als gegeben erscheinen lassen, nach der zu streben es natürlich jedem Staate unbenommen ist.

Die Arbeiten zur polnischen Geschichte im engeren Sinne eröffnet Stanisław Witkowski mit einer Abhandlung, die Kadłubeks Erzählung der Sagenzeit in ihrer Abhängigkeit von antiken Mustern sicherstellt. Ob unmittelbare oder durch Saxo, John of Salisbury vermittelte Berührung bestand, läßt Witkowski offen. Von größter Wichtigkeit, die eingehende Studie von Władysław Semkowiczs über eine neue ikonographische Quelle zur Geschichte des hlg. Stanisław. Der schwedische Professor Roosval hat sie i. J. 1917 entdeckt oder besser: erkannt. Zu Tryde in Skonen ist auf einem Taufstein eine Anzahl von Szenen abgebildet, die der schwedische und, ihm folgend, der polnische Gelehrte für die Illustration der Legende des polnischen Märtyrer-Bischofs halten. Ein Toter wird auferweckt, er erscheint vor dem König, der Herrscher richtet den Bischof und empfängt hernach in der Hölle seinen Lohn. Semkowicz scheidet die Möglichkeit aus, daß sich hier die verwandten Legenden des hl. Fridolin aus Schwaben oder der hl. Aja aus dem Hennegau unserem Blicke darbieten. Nachdem schon 1088 die Translation des hl. Stanisław stattgefunden hatte, bestehe kein Hindernis, seinen Kult (und, diesen motivierend, die Kunde von seinem Leiden, seinen Wundern) als bereits zu Ende des 11. Jahrh. bekannt anzunehmen. Eine nach Skandinavien verheiratete Piastentochter, und zwar Richiza, erst die Gattin des Magnus Nielsson von Dänemark und Gotland, dann Swerkers von Schweden, habe die Verehrung des Krakauer Bischofs, der zugleich ein politischer Verbündeter der Piastenlinie gewesen war, der sie entstammte, nach ihrer neuen Heimat gebracht. Neben Gallus ist durch diesen schwedischen Fund eine zweite Quelle der Stanisław-Biographie gefunden. Semkowicz findet die Bestätigung, daß der Bischof als Opfer seiner politischen Ueberzeugungen, als Vorkämpfer der von den Topór geleiteten Magnatenpartei gefallen sei. Dieser Umstand habe bewirkt, daß er im fernen Schweden, nicht aber in Polen, wo im 12. Jahrh. die Gegner der Topór, die Awdaniec und Bogorja dominierten, verehrt wurde und auch die Kanonisierung hinausgeschoben. Auf die Quellen der nunmehr als dem 12. Jahrh. in ihren wesentlichen Zügen schon bekannt erwiesenen Stanisław-Legende hinzuweisen, hat Semkowicz nur andeutungsweise versucht. Es ist nun ebenso interessant wie klar, auf welche Weise sie sich formte. Zwei Bestandteile sind in ihrer definitiven Form zu unterscheiden: 1. die Erweckung des Toten, um vor dem König gegen geizige Verwandten zu zeugen, die des Erblassers Schenkung an die Kirche bestreiten. 2. die Ermordung am Altar auf Befehl des bösen Herrschers. Von dem zweiten Motiv finden wir auf dem Taufstein des 12. Jahrh. noch keine Spur. Begreiflich, denn es ist erst durch Analogie mit Thomas Becket entstanden, der wirklich am Altar den königlichen Häschern erlag. Das erste Motiv dagegen ist aus dem Hennegau und zwar von der Aja-Legende gekommen. Man muß in diesem Zusammenhang erinnern, daß (wie ich schon in diesen „Jahrbüchern" in meiner Rezension Zakrzewskis bemerkte und eingehend in der dort angekündigten umfangreichen Arbeit ausführen werde) zwischen Polen und dem Hennegau, speziell

Gembloux, die engsten Beziehungen dauerten. Von den belgischen Mutterklöstern der polnischen Ordensniederlassungen kam die Anregung, den hl. Stanisław mit den Wundern der hl. Aja auszustatten.

Fryderyk Papée erörtert das Privileg von Mielnik (1501), dessen Original verloren ist, das aber eine so wichtige Rolle in der Festigung der Oligarchie spielte. Kazimierz Tyszkowski entwirft ein Bild von den Beziehungen Konstanty Ostrogskis, des Protagonisten der polnischen Orthodoxen zu Beginn des 17. Jahrh. zu Michael, dem Hospodar der Moldau. Jan Ptaśnik beschwört eine Episode der Vergangenheit Lembergs herauf, die, im 17. Jahrh., eine bescheidene Illustration zum Spruche bildet, daß, wenn die Könige delirieren, die Achiver geschlagen, anderseits die großen Diebe laufen gelassen, die kleinen gehängt werden. Zur Zeit der Tatarennot verbot man die Flucht aus Lemberg. Die Bürger und Proleten gehorchten, die Ratsherren flohen zum großen Teil. Daraus entspann sich ein Rechtshandel, der mit dem Sieg der „gros bonnets" endete. Aleksander Czołowskis Aufsatz hat ebenfalls Lemberg zum Schauplatz. König Jan Sobieski weint bittere Tränen, als er, der Not gehorchend und nicht dem eigenen Triebe, den Frieden des Grzymułtowski vor den carischen Gesandten beschwört. Das und noch anderes aus dem Winter von Sobieskis Mißvergnügen lesen wir bei Czołowski. Sehr beachtenswert die Ausführungen Józef Paczkowskis, der eine schon vor dem geäußerte textkritische Bemerkung gegenüber der hergebrachten Lesart wiederholt, als habe der große Kurfürst in seinem politischen Testament von Polen als einer „Republik" gesprochen, die „nunmer" sterbe, während es sinngemäß „nimmer" heißen müsse.

Antoni Prochaska gibt eine Studie über den königlichen „Poseł" Radoszewski, Gelegenheit, die Institution der königlichen Abgesandten überhaupt zu erörtern, die lange das einzige, schwache Surrogat von Verwaltungsorganen der Krone gegenüber den Landtagen waren. Emil Kipas nur zu knappe Ausführungen über österreichisch-spanische Beziehungen am Vorabend des Krieges von 1809 stehen in losem Konnex mit der Geschichte des Herzogtums Warschau. Mit dem Epilog der Napoleonischen Aera und Polens Anteil daran beschäftigt sich Adam Skałkowski im Aufsatz „Polnische Ehrengarden im Jahre 1814". Adam Szelągowski widmet dem bedeutenden polnischen Staatsmann des 19. Jahrh. Adam Gołuchowski senior — dem Vater des späteren Außenministers und selbst österreichischem Staatsminister, Urheber des sog. Oktoberdiploms — eine inhaltsvolle Arbeit. Gołuchowski und seine Verdienste als Statthalter in Galizien hat seinerzeit Łoziński ins rechte Licht gestellt, sehr zum Mißvergnügen gewisser radikaler Elemente, die in diesem klugen, gewandten Diplomaten das Widerspiel der lärmenden „Tromtadracja" haßten und den angeblichen nationalen Verräter brandmarkten. Szelągowski unterstreicht, an der Hand eines abschließenden Quellenmaterials (von dem freilich nur Bruchstücke zitiert sind), die historische Wirksamkeit des ausgezeichneten Mannes, der jenen österreichisch-polnischen Modus vivendi anbahnte, ohne den kaum die Erneuerung des Polenstaates später möglich geworden wäre. Sehr richtig wird Gołuchowski dem heißblütigen, überstolzen Wielopolski gegenübergestellt. Er kann beim Vergleich nur gewinnen.

Damit reicht der historische Teil des Sammelwerkes bis an die Schwelle der Gegenwart, bis zur Zeit, in der Oswald Balzer wirkte und noch in ungebrochener Kraft wirkt. Ueber den ehrwürdigen Jubilar unterrichtet sowohl die Adresse an der Spitze des I. Bandes als auch die dieser folgende Bibliographie seiner Arbeiten. Zygmunt Wojciechowski hat für sie seit 1873, also in einem Zeitraum von 52 Jahren, 231 Nummern zusammengebracht, die gewiß noch um ein paar Zeitungsartikel und Rezensionen ergänzt werden können. Er fügte Notizen bei, die Balzers Leben betreffen. Die wenigen angegebenen Druckstellen, die sich mit dem Gelehrten beschäftigen, ließen sich unschwer um ein Vielfaches vermehren.

Jedenfalls hat er sich nicht über Mangel an Anerkennung oder über Unkenntnis seiner Verdienste zu beklagen. In Polen und überall, wo man sich, sei es auch nur oberflächlich mit polnischer Geschichte, polnischem Recht

befaßte, weiß jedermann, daß der Verfasser der „Genealogja Piastów“, der Herausgeber des „Corpus juris Polonici“, der Autor des epochemachenden „Królestwo Polskie“ eine Zierde der Wissenschaft, ein vortrefflicher Sohn seines Landes ist. Ihm auch an dieser Stelle noch nachträglich zu huldigen, ist mir angenehme Pflicht. Ich entledige mich ihrer, indem ich zugleich auf den hohen Wert der ihm geweihten Festschrift nochmals hinweise.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Jaroslav Bidlo: „Dějiny Slovanstva“ (Die Geschichte des Slaventums). — Prag, Verlag „Vesmír“, 1927, S. 292.

Das Werk beginnt mit einer Uebersicht der Geschichte des Slaventums von der Neige des 8. Jahrh. n. Chr., als die Herrschaft des Frankenreiches auf die am westlichsten vorgeschobenen Slaven übergriff, die seit König Pipin und namentlich dann unter der Herrschaft Karls d. Gr. einen raschen Aufstieg nahmen. Am Ende der Regierung Karls d. Gr. gehörten alle in der östlichen Nachbarschaft des Frankenreiches von der Mündung der Elbe bis zum Cetinfluß ansässigen Slaven unter ihre Herrschaft. B. nimmt an, daß sich nach dem Tode Karls d. Gr. die internationalen Verhältnisse zugunsten der Slaven änderten, weil damals das Frankenreich unter dem Einfluß der inneren Differenzen und Schwierigkeiten aufgehört hat, auf Kosten des Byzantinischen Reiches hochzukommen. Dieses hatte Bulgarien als Bundesgenossen gewonnen, das sich auch über die zwischen dem Frankenreich und dem bulgarischen Reich liegenden slavischen Länder auszubreiten begann. Das Byzantinische Reich, das die ihm durch Karl d. Gr. beigefügten Verluste nicht verschmerzen konnte, trachtete dem Frankenreich im Verein mit den in der politischen Interessensphäre der Franken lebenden Slaven, namentlich in Böhmen, Mähren und Dalmatien Schwierigkeiten zu bereiten. Bulgarien jedoch, das seine Herrschaft auf Kosten des Frankenreiches ausdehnte, kam dadurch noch mehr auf, um in Verbindung mit dem Frankenreich und in seinem erfolgreichen Kampf mit dem Byzantinischen Reich zu einem mächtigen Staat heranzuwachsen. Die Fürsten der Mährer stützten sich in ihrem Kampfe mit dem Frankenreich und seinem bulgarischen Verbündeten auf das Byzantinische Reich, so daß ihr Staat die völlige Unabhängigkeit erlangte und eine ganze Reihe an den linken Nebenflüssen der mittleren Donau, an der oberen Weichsel und an der oberen und Mittelelbe ansässiger slavischer Stämme zu einem Organismus zusammenschloß. Dieses Großmährische Reich war ein Staat von ziemlich langer Dauer, der von seinen mächtigen Nachbaren als gleichwertig anerkannt wurde. Fast gleichzeitig mit der Begründung des Großmährischen Reiches ist auch ein selbständiger kroatischer Staat entstanden (879), d. h. ein serbischer Staat in der franko-byzantinischen Interessensphäre auf bulgarisch-byzantinischem Gebiet (840). Das Erscheinen der Magyaren im mittleren Donau- und Theißgebiet brachte neue politische Komplikationen mit sich. Das Großmährische Reich, geschwächt durch seine Religions- und Kulturkämpfe zwischen der der byzantinischen Kultur geneigten Partei und der mit der griechischen Kultur sympathisierenden Partei ist als erstes dem magyarischen Ansturm unterlegen, wodurch ein Großteil seiner Bevölkerung unter magyarische Herrschaft und der westliche Teil desselben unter die Herrschaft der böhmischen Fürstenstämme geriet, so daß es beim ostfränkischen beziehungsweise Deutschen Reich Schutz und Schirm suchte. Der Schwerpunkt der politischen Organisation der Slaven des Großmährischen Reiches hat sich ins Stammgebiet der Böhmen verschoben, deren Fürsten die Idee der seinerzeitigen mährischen Fürsten übernommen haben, aus den verwandten Nachbarstämmen einen Einheitsstaat zu bilden. Um die böhmische Macht enger zu begrenzen, sorgte das Deutsche Reich für die Entstehung eines zweiten Slavenstaates im oberen Weichsel- und auch Odergebiet, des polnischen Staates, der sich seit Anfang des 10. Jahrh. in rascher Folge die verwandten Slavenstämme unterwarf. Der polnische Fürst Bolesław Chrobry unternahm den kühnen Versuch, den böhmischen und polnischen Staat zu einem Ganzen zusammenzuschließen, erreichte jedoch, daß sich der durch die polnische

Konkurrenz geschwächte böhmische Staat zu Beginn des 11. Jahrh. auf das engste dem Deutschen Reiche anschloß. Das Entstehen des russischen Reiches verlegt der Autor in die Zeit, als der polnische Stamm die Nachbarstämme der Derevlanen, Uličen und Tivercen besiegte und mit dem Fürsten Igor an der Spitze (in den Vierzigerjahren des 10. Jahrh.) das Kiever Reich gründete.

Doch waren diese Slavenstaaten mehr oder weniger von ihren zwei mächtigen Nachbaren, auf der einen Seite vom Deutschen, auf der anderen Seite vom Byzantinischen Reich, abhängig. Als wichtigsten Grund für die Abhängigkeit der slavischen Staaten vom Deutschen und Byzantinischen Reich nimmt der Autor neben der vollendeten Organisation und größeren Macht dieser Slavennachbaren die dynastischen Zwistigkeiten an, durch die die slavischen Stämme für lange Jahre geschwächt wurden, bevor eine geeignetere Thronfolgeordnung platzgriff.

Doch bewirkte die Isolierung der slavischen Staaten später die Schwächung dieser beiden Großstaaten, wobei aus der politischen Schwäche des Deutschen Reiches die Böhmen und Polen und aus dem Verfall des Byzantinischen Reiches die Bulgaren und Serben Nutzen zogen. Nach der Katastrophe des Hohenstaufenstammes (gegen das J. 1250) erweitern der böhmische König Wenzel I. und sein Sohn Přemysl Otakar II. ihr altes Erbreich durch neuen Besitzerwerb auf dem Boden des Deutschen Reiches, u. z. namentlich durch das reiche Babenbergererbe. Der wirtschaftliche Aufschwung des böhmischen Staates macht den König von Böhmen für lange Zeit zu einem unüberwindlichen Gegner aller Nachbarn. Deshalb konnte das Mitglied der neuen böhmischen Dynastie, Karl IV., mit vollem Erfolg seine Hand nach der Kaiserkrone ausstrecken und seine Macht, die ihm als deutschem König zustand, zur Sicherung und Festigung einer vorteilhaften Stellung Böhmens zum Deutschen Reiche für die ferne Zukunft benützen. Der böhmische König Wenzel II., der in mehreren Etappen Herr über fast ganz Polen wurde und sich im J. 1300 zu dessen König krönen ließ, verstand es, die verschiedenen zersplitterten polnischen Stämme zu einigen. Die Piasten, die nach dem Tode Wenzels II. die Herrschaft über das geeinigte Polen ergriffen, blieb nur die Beendigung des Einigungswerkes übrig. Zu dieser Einigung Polens trug im allgemeinen auch der Umstand bei, daß das Deutsche Reich, das früher seinen Einfluß und seine Macht über Polen ausdehnte, seit den Zeiten Kaiser Friedrichs I. seine Aufmerksamkeit auf Italien konzentrierte und nach dem Verfall der Königsmacht außerstande war, sein Augenmerk dem slavischen Osten zuzuwenden, was dem politischen Einfluß des böhmischen Staates den Weg nach Polen erleichterte. Da das Byzantinische Reich von mehreren Seiten auf einmal von Feinden bedroht war, lehnten sich die Bulgaren auf und erneuerten mit Hilfe der Walachen bzw. Rumänen ihren früheren Staat. In der ersten Hälfte des 13. Jahrh. gründete Johann II. Asen ein Reich, das in seiner Ausdehnung an die Herrschaft des einst mächtigen Caren Symeon gemahnte. Nach dem Tode Asens geriet Bulgarien in Verfall und konnte sich bis zum 14. Jahrh. nur in geringerem Umfang erhalten, bis es in Abhängigkeit Serbiens geriet. Aus dem im morschen Byzantinischen Reich tobenden Bürgerkrieg zogen dann die Serben Nutzen. Rasch und leicht konnte Stefan Dušan (1332—1355) die zum überwiegenden Teil mit Griechen bevölkerten ausgedehnten Landstriche des Byzantinischen Reiches beherrschen: 1346 ließ er sich zum Kaiser der Serben und Griechen krönen. Die Beherrschung Konstantinopels selbst schien nur eine Frage der Zeit. Karl IV., der sich im Feber des J. 1355 nach Rom unterwegs befand, um dort die Kaiserkrone des weströmischen Reiches zu empfangen, sandte von Pisa aus an Dušan seinen Gedenkbrief, worin er u. a. seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß sich die Kaiserwürde in Händen slavischer Herrscher befände, die die „erhabene" slavische Sprache gebrauchen. Damit stellte er eine Tatsache von eminenter historischer Bedeutung fest, die den Riesenerfolg bestätigt, den die Slaven in verhältnismäßig kurzer Zeit unter den altansässigen europäischen Nationen errungen hatten. Die von den Türken im J. 1389 auf dem Amselfeld erlittene Niederlage der Serben bildete den verhängnisvollen Zeitpunkt, wo die Selbständigkeit

der südslavischen Nationen auf lange Zeit verloren ging. Als die südlichen Slaven zur Neige des 14. Jahrh., die einen früher, die anderen später, von der Welle der türkisch-tatarischen Expansion überflutet wurden, begannen die Slaven im Osten zu dieser Zeit das Joch der Tataren erfolgreich abzuschütteln, das auf ihnen seit der Mitte des 13. Jahrh. lastete. Der Moskauer Großfürst Dimitrij errang am Don einen glänzenden Sieg (1380) über den Chan der Goldenen Horde, dessen Wirkung darauf hindeutete, daß die Turko-Tataren nicht unüberwindlich waren. Dieses Ereignis ließ Moskau die Möglichkeit, höhere politische Aufgaben auf sich zu nehmen, so namentlich die Einigung der ostrussischen Bevölkerung zu einem mächtigen Staat. Zu Beginn des 14. Jahrh. war der Moskauer Staat neben dem mit Litauen vereinigten Polen einer der mächtigsten slavischen Staaten, der, wie B. bemerkt, „in Osteuropa eine ähnliche Stellung einnahm, wie das spanisch-habsburgische Reich in Westeuropa". Und wie die spanische Herrschaft in der weiten Neuen Welt an Ausdehnung gewann, so hat sich das russische Reich das unübersehbare Nordasien unterworfen. Der Kampf mit den Steppennomaden hatte die angenehme Folge, daß er Rußland von einem Angriffskrieg gegen das polnische Reich abhielt, das nach seiner Verbindung mit Litauen zu einem Staat ebenfalls einen mächtigen Slavenstaat repräsentierte. Doch kam es infolge der Absicht des Caren Ivan des Grausamen, sich in den Besitz Livlands zu setzen und damit ein Stück der baltischen Küste zu beherrschen, zu einem großen Krieg zwischen Moskau und Polen (1563—1670 und 1576—1582). Trotzdem wurden beiderseits Versuche unternommen, die Differenzen dadurch auszugleichen, daß der Herrscher des einen Reiches auch zum Herrscher des anderen Reiches gewählt würde. Die polnisch-litauische Union, die sich gut bewährt hatte, sollte zu einer polnisch-litauisch-moskowitischen Union erweitert werden. So war das Verhältnis der beiden einzigen selbständigen slavischen Staaten anfangs des 17. Jahrh., zu einer Zeit, da der böhmische Staat und die Reste des kroatischen Staates unter der Gewalt der Habsburger standen und der serbische wie bulgarische Staat schon längst unter den türkischen Trümmern begraben lagen.

Weiters berührt der Autor den humanistischen und kulturellen Aufschwung, sowie auch die Reformationsbewegung in Polen, Böhmen und bei den Südslaven (Ragusa), worauf der politische und kulturelle Verfall des Slaventums folgte. Die schweren Kriegskatastrophen, von denen Polen infolge des Kosakenaufstandes unter Bohdan Chmelnickij (1648—1651) heimgesucht wurde, nahmen für Polen, wie B. schreibt, einen derart tragischen Ausgang, wie ihn bei den Čechen die Niederlage am Weißen Berg (1620) durch Ferdinand II. mit sich brachte. Die Frage der Dissidenten, d. h. die Frage der Gleichberechtigung der Nichtkatholiken mit den Katholiken in Polen war für Rußland der Vorwand, innere Wirren hervorzurufen, die die erste Teilung Polens zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich (1772) zur Folge hatten, der dann bald das Ende des selbständigen polnischen Staates folgte (1795). B. charakterisiert uns die russische Innenpolitik, beginnend von Peter d. Gr. und im Laufe der späteren Zeit als nichtslavische Politik. Daß Rußland im Verein mit Preußen dafür sorgte, daß sich Polen von seinem Verfall nicht erheben, stärken und seine Selbständigkeit wieder erringen konnte, war ein Erbe der russischen Politik aus der Zeit des früheren gespannten russisch-polnischen Verhältnisses. Die nachmaligen internationalen Verhältnisse waren für die Aenderung dieser Politik nicht günstig. Dieser nichtslavische Geist gegenüber den Polen dauerte bis zum Weltkrieg. Als besonderen politischen Faktor bezeichnet der Autor die Wiedergeburt der Ukrainer, die in der interslavischen Politik ihre eigene Linie einnehmen. Bei der Besprechung des westlichen Slaventums führt B. folgendes an: „Es ist interessant, daß sich unter den allerersten Führern der čechischen Wiedergeburt zwei Slovaken — Šafařík und Kollar — und ein Čeche, der seine Vorbildung an slovakischen Schulen, namentlich in Bratislava (Preßburg) genoß: Palacky, befanden. Der Umstand, daß diese Slovaken nach Prag gravitierten und Jungmann als ihren Führer anerkannten und auch später seinem Beispiele folgten, ist sicherlich ein Beweis für die geistige und intellektuelle enge Zusammen-

gehörigkeit der Slovakei mit den böhmischen Ländern." Bei der Besprechung der geistigen Arbeit in der Slovakei schreibt B., daß „Štur und seine Gruppe es verstanden haben, durch ihre Schriftsprache eine kleine Literatur zu schaffen, die (in der Vorkriegszeit) eine namhafte Bereicherung des geistigen Lebens in der Slovakei bedeutete." Am Schluß seines Werkes berührt der Autor die Teilnahme Rußlands am Weltkrieg und kommt zu der Folgerung, daß, trotzdem dieser Krieg für Rußland die Ursache für seinen Sturz war und die innere Revolution zur Folge hatte, die seine bisherige politische Macht untergrub, daß diese Revolution selbst in großem Maße eine gesundende Wirkung nach sich zog, wenn schon nicht anders, so wenigstens im Verhältnis der Russen zum übrigen Slaventum, da dadurch hauptsächlich die Lösung der schwierigsten interslavischen Frage, nämlich der polnischen Frage ermöglicht wurde.

Das Buch von Jaroslav Bidlo bedeutet wertvollsten Gewinn. Die Nachkriegszeit wartete mit Ungeduld auf ein ähnliches Buch, da die Geschichte keiner anderen Nation einer so sorgfältigen Revision vieler historischer Fragen in dieser Nachkriegszeit bedurfte, wie die Geschichte der Slaven. Einzelne slavische Nationen, die vor dem Kriege anderen Staaten politisch vollkommen untergeordnet waren, stellen gegenwärtig einen selbständigen historischen Faktor im internationalen Leben vor, wobei sich ihre Vergangenheit unter dem Einfluß des Weltumsturzes und des neuentdeckten historischen Materials uns jetzt gang anders präsentiert, als es früher der Fall sein konnte. Deshalb besitzt das Buch Bidlos mit seiner Uebersicht über die slavische Geschichte für uns eine so große Bedeutung und dies um so mehr, als sie in objektivwissenschaftlicher Form gegeben wird.

Preßburg. Eugen Perfeckij.

E. Rippl: Zum Wortschatz des tschechischen Rotwelsch. (Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der deutschen Universität in Prag, hrsg. von Prof. Dr. Franz Spina und Prof. Dr. G. Gesemann, I. Reihe, Heft 2.) — Reichenberg 1926. 63 S.

Der Lektor des Čechischen an der Deutschen Universität zu Prag beschreibt hier mit dankenswerter Sorgfalt einen Sprachtyp, dem sich die Aufmerksamkeit der Forscher bisher wenig, weniger als bei andern slavischen Völkern zugewandt hat. Den Forschungen Jagićs (Die Geheimsprachen bei den Slaven, Sitzungsber. d. phil.-hist. Classe d. Kais. Ak. d. Wiss., Bd. 133, Abh. 5 [1896]), Trachtenbergs über die russ. Gaunersprache (Blatnaja muzyka 1908), Estreichers über die polnische (Szwargot więzienny 1903) stand bisher für Böhmen nichts Gleichwertiges zur Seite. Eine Art Vorgänger hat Rippl an dem čech. Dichter und Erwecker A. J. Puchmayer, der 1821 im Anhang zu einer Grammatik der Zigeunersprache auch ein Wörterverzeichnis der čechischen Diebessprache drucken ließ. Sonst hat bis ins 20. Jahrh. (obwohl die ersten Aufzeichnungen schon am Ende des 16. Jahrhunderts gemacht wurden) kaum ein ernstzunehmender Forscher sich des Gegenstandes angenommen. Die Praxis der Gerichte hat ein paar Verzeichnisse gezeitigt, die von Bredler 1914 in ein Wörterbuch verarbeitet wurden, čechische Feuilletonisten und Humoristen haben in allerlei Skizzen ihre Bekanntschaft mit der Prager Diebssprache glänzen lassen (ein Material, das Rippl sorgfältig sammelt, aber in seinem Werte doch wohl überschätzt), endlich konnte R. die Aufzeichnungen der Prager Polizeidirektion benutzen. Seine Einleitung zählt alle diese Quellen auf, dann folgt auf S. 10 ein knapper Versuch, die čechische Gaunersprache zu charakterisieren und mit der Volkssprache zu vergleichen. Die Ansicht, die in der Gaunersprache (nicht nur in der čechischen) ein reines Zweckprodukt, ein Mittel zu geheimer, unbehinderter Verständigung sieht, wird mit Glück zurückgewiesen und ihr Charakter als einer Standessprache (mit einer bestimmten, aus dem „Beruf" fließenden Einstellung zu den Dingen) hervorgehoben. Ob das Verhältnis zur Volkssprache ganz richtig bestimmt ist, bleibt abzuwarten. Die Entlehnungen der Volkssprache (und sogar der

Prager Umgangssprache) aus dem Gaunerischen (S. 11) sind zweifellos und können durch Parallelen überall, auch in der neueren Geschichte der deutschen Umgangssprache, bestätigt werden. Daß die Gaunersprache anderseits viele Worte und Wortbedeutungen mit der Volkssprache gegen die Schriftsprache gemeinsam hat, ist an sich selbstverständlich, da sie ja da, wo sich Volks- und Schriftsprache trennen, fast immer auf jener und nicht auf dieser ruht. Es ist insofern auch nicht viel dagegen einzuwenden, daß Rippl manche Worte aufnahm, die der Sprache der niederen Schichten allgemein angehören. Die besonderen Beispiele aber, die er S. 11 f. als Entlehnungen aus der „Volkssprache" angibt, sind mir z. T. zweifelhaft. Neue Ausdrücke für „Geld" und alle möglichen andern Dinge, noch dazu so fernliegende Ausdrücke, wie die angegebenen, schafft die Volkssprache (soweit sie nicht Standessprache ist) wohl nicht zu ihrem Vergnügen, mir scheinen manche dieser Ausdrücke (selbst wenn die äußere Bezeugung dagegen sprechen sollte) auch den Weg vom Gaunertum zum Volk gegangen zu sein, nicht den umgekehrten.

Das sehr reichhaltige Wortverzeichnis bildet den wesentlichen Inhalt des Buches (S. 15—60). Es wird aber seinen vollen Wert erst erhalten, wenn es von kundiger Hand (Rippl selbst stellt solches in Aussicht) nach seiner Herkunft und Entwicklung gedeutet wird. Die Einleitung gibt nur ein paar Proben solcher Deutung und ein paar Andeutungen über die Schichten, die sich erkennen lassen. Aufmerksamkeit verdient dabei der Nachweis, daß die hebräischen Bestandteile durchaus nicht zu den ältesten zu gehören scheinen, und daß sie im Wortschatz des čech. Gauners heute nur einen bescheidenen Bruchteil ausmachen. Die innerlichen Kräfte an Phantasie und Humor tun, wie auch Rippl hervorhebt, gewiß das allermeiste zur Ausbildung dieser wie jeder Standessprache; hoch bewerten möchte ich allerdings diese Phantasie und diesen Humor, im Gegensatz zu den meisten Darstellern des Gegenstandes, nicht. Zu vergleichen ist noch die Besprechung von Jirát, Čas. pro mod. fil. 14, S. 71 ff., und besonders die ausführliche von Oberpfalcer, Naše řeč 11, S. 176 ff., die manche Ergänzungen und Berichtigungen bringt und das Ripplsche Material wenigstens teilweise für die Sprachwissenschaft ausschöpft. Von den Erweiterungen, die der Stoff durch eine vom čsl. Justizministerium eingeleitete Sammlung erfahren könnte, gibt Oberpfalcer auf S. 179 einige Proben.

Breslau. P. Diels.

Anton Mayer: Die deutschen Lehnwörter im Tschechischen. (Forschungen zur sudetendeutschen Heimatkunde, hrsg. von E. Gierach, Heft 3.) — Reichenberg 1927. 106 S.

Der Gegenstand, dem diese Schrift gewidmet ist, hatte bisher weniger Aufmerksamkeit gefunden, als er verdiente. Der Stoff lag lange Zeit in den großen Wörterbüchern (Jungmann, Kott), in den etymologischen Wörterbüchern und in Matzenauers bekannter Arbeit über den g e s a m t e n Fremdwortschatz der slavischen Sprachen begraben. Janko's breit angelegte Poznámky a příspěvky k českému slovníku etymologickému (im Časopis pro moderní filologii a literatury seit 1916) gehn auf die genaue Erklärung des einzelnen Wortes aus und stehen in den Anfängen. Den offenbar mißlungenen Versuch Nekolas (1890), im Rahmen aller fremden Einflüsse auch den deutschen aus dem Lexikon darzustellen, kenne ich nur aus Zitaten; einen zweifellosen Fortschritt bedeutete 1909 die Prager Dissertation von Edmund Schneeweis, Lautlehre der deutschen Lehnwörter im Tschechischen (mir s. Z. als Manuskript bekannt geworden, zu der 1912 gedruckten Gestalt s. A. Beer, Listy filologické 40, S. 306 ff. und S. 8 der vorliegenden Schrift), die das Material nach einer Seite hin durchmusterte und damit immerhin die skizzenhafte Darstellung in Gebauers Historická mluvnice jazyka českého, Bd. I ergänzte und vertiefte. Mayers Buch ist vielseitiger; außer der Lautlehre wird auch die Einordnung der Lehnworte in die čechische Wortbildung und Flexion besprochen, und es werden die Ergebnisse für die Sprachgeschichte und für die Kultur-

geschichte in besonderen Abschnitten zusammengefaßt. Schneeweis hatte ähnliche Ergänzungen wohl geplant, aber nicht ausgeführt. Vor allem ist der methodische Fortschritt deutlich, die Methode P. Lessiaks ist auch diesem Buche über deutsch-slavische Sprachbeziehungen zugute gekommen, die germanistische wie die slavistische Schulung des Verfassers ist dem Gegenstande ungefähr gewachsen, und es wird besonderer Wert auf die Scheidung der Zeiten gelegt. Da das Buch, auch darin über Schneeweis fortschreitend, die ältesten Entlehnungen (soweit sie im Čech. fortleben) mit in den Bereich der Darstellung zieht, so berührt es sich mit dem gleichzeitig erschienenen, viel breiter angelegten von Stender-Petersen, Slavisch-germanische Lehnwortkunde, Göteborg 1927, das ebenfalls auf eine strengere Scheidung der Schichten (hier des vorgotischen vom gotischen Lehngut) ausgeht, und es ist lehrreich, die Listen Mayers (S. 66 ff.) mit den Schlußbemerkungen Stender-Petersens (S. 546 ff.) zu vergleichen. Der Vergleich warnt davor, die Sicherheit der hier geschaffenen Schemata zu überschätzen. Mit einiger Vorsicht will auch der Abschnitt S. 70 ff. gelesen werden, der von der Art und Geschichte der germanisch-deutschen Kultureinwirkungen ein lebensvolles Bild entwirft, und der die Leser dieser Zeitschrift besonders angeht.

Breslau. P. Diels.

L. Sabaneev: Geschichte der russischen Musik. Für deutsche Leser bearbeitet, mit Vorwort und einem Nachtrag versehen von Oskar v. Riesemann. Mit 12 Abb. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1926.

In stilvoll dem Gegenstand angepaßtem Einband und auch im übrigen gediegener Ausstattung tritt hier Leonid Sabaneevs „Istorija russkoj muzyki" (Moskva, „Rabotnik Prosveščenija" 1924) auf den deutschen Büchermarkt, um einem längst gefühlten Bedürfnis musikalischer Kreise abzuhelfen. Den meisten wird sie Neuland sein. Durch die eigenartige Behandlung des Stoffes aber wird sie viel Neues auch denen bringen, welche ihm schon irgendwie näher getreten waren. Eigenartig ist schließlich auch diese deutsche Ausgabe in ihrer — oft schwer auseinanderzuwirrenden — Vermischung zweier Autorschaften. Die Gründe für die zahlreichen Zusätze zu dem Wortlaut des Originals, ebenso für die mildernd wirken sollenden Abänderungen, hat v. Riesemann im Vorwort kurz angedeutet.

Sabaneevs Darstellungen ziehen in denkbar knappster Form das Fazit der geistigen und sozialen Entwicklung des letzten Jahrhunderts in Rußland, um in ihr und aus ihr Aufstieg und Eigenart der russischen Musik kenntlich werden zu lassen. Die überraschende Objektivität dieser, wie v. Riesemann sehr treffend bemerkt, fast an die Sprache eines naturwissenschaftlichen Lehrbuches gemahnenden Schrift, wird — auch hier wird man sich v. Riesemanns Urteil anschließen müssen — ihren Grund haben darin, daß durch die ungeheuren Umwälzungen, welche über Rußland hereingebrochen sind, und durch den „vollständigen Zusammenbruch der früheren gesellschaftlichen Ordnung dort mit einem Schlage Zusammenhänge und Kausalgesetze aufgedeckt worden sind, die anderswo vielleicht noch nicht ohne weiteres sichtbar sind und sich noch nicht auf ihre Richtigkeit hin prüfen lassen". Daneben freilich wird wohl auch noch die allgemein im jetzigen Rußland übliche Betrachtungsmethode aller Errungenschaften der Vorsowjetzeit dabei mitgewirkt haben, daß Sabaneev der im imperialistischen Rußland herausgebildeten Musik ein Maß von objektiver Kühle bezeugt, welche selbst der kritischeste russische Musikschriftsteller der Vorrevolutionszeit kaum aufgebracht haben würde, und welche auch jetzt aus der Feder eines russischen Emigranten kaum zu erwarten wäre. Es wird für den deutschen Leser kein Nachteil sein, in einer solchen, aller nationalistischen Verherrlichung absagenden Darstellung den Ablauf der russischen Musikgeschichte kennen zu lernen, denn es treten dadurch die von außen, d. h. von Westeuropa her wirksam gewordenen Elemente in ihrer Gesamtheit aufs deutlichste hervor. Der bei uns allgemein recht stark empfundenen Eigenart russischer Musik wird dadurch ja kein Abbruch getan.

Die Kürze, mit der Sabaneev innerhalb der einzelnen zeitlichen Abschnitte die gesamten Faktoren umreißt: politische und geistige Strömungen, gesellschaftliche Umbildungen, gleichzeitige oder vorausgegangene Schöpfungen auf anderen Kunstgebieten, setzen eine gute Einfühlung in das russische Leben des 19. Jahrhunderts voraus, auch treten bei dieser Form der Darstellung Biographisches und Bibliographisches sehr zurück, und so wird, was v. Riesemann hier ergänzend hinzugetan hat, dem deutschen Leser gewiß sehr willkommen sein.

Es ist ein großer Vorzug dieser deutschen Ausgabe, daß sie die Angaben Sabaneevs über Komponisten aus älterer und neuerer Zeit, wie Alab'ev, Varlamov, Serov, Ljapunov und Medtner und Rachmaninov bedeutend erweitert durch eine Uebersicht über das gesamte Schaffen eines jeden mit Nennung ihrer einzelnen Werke, oder daß sie Glinkas Versuche, den Harmonien des alten russischen Kirchengesanges auf die Spur zu kommen, etwas eingehender bespricht als das Sabaneev getan, und daß sie schließlich Gelegenheit nimmt auch einiges über Ursprung und Bearbeitung der Operntexte zu sagen, die sehr oft Meisterwerken der russischen Literatur entnommen wurden. Auch Odoevskij als Verfasser musiktheoretischer Schriften und der Musikernovellen, welche mit beigetragen haben zur Bildung des musikalischen Geschmacks in Rußland, tritt erst durch die ausführlichere Behandlung durch v. Riesemann in das rechte Licht. Selbst in den an sich umfänglicheren Abschnitten über die Mitglieder der „mogučaja kuča“ finden sich noch allerlei Zusätze, die Interesse verdienen, so die Charakteristik der Musorgskij'schen Kinderszenen, Einzelheiten über die Versuche von Rimskij-Korsakov auf dem Gebiet der reinen Instrumental- und Kammermusik u. a. m. Auch die Würdigung Taneevs als Musikpädagoge und Musikschriftsteller rundet das von Sabaneev über den Komponisten Gesagte ab. Der kleine Absatz über die Hornmusik des Čechen Joh. Ant. Mareš ist ein ganz neuer Zusatz.

Auch in dem Abschnitt über die Kirchenmusik Rußlands hat v. Riesemann recht erheblich den russischen Text erweitert. So führt er die verschiedenen Abarten der rozpevy an. Eine von dem russischen Original ganz abweichende Ausgestaltung hat der Abschnitt über die „Chomonie“ erfahren, und hier zeigt es sich, daß die Unterbringung der von Riesemann gemachten Einschübe in den Text vielleicht nicht ganz glücklich ist. Sie stehen ohne äußerliche Kenntlichmachung (etwa durch Einstellung in eckige Klammern oder Unterbringung in Anmerkungen oder einem Anhang) im deutschen Text, der Leser kann also nie ein klares Bild gewinnen, wo die Arbeit des Verfassers aufhört und die des Bearbeiters und Uebersetzers anfängt. In Fällen, wo Abweichungen vom Original stattgefunden haben, wird das besonders fühlbar. So wird in dem Abschnitt über die Chomonie, hinsichtlich ihrer Datierung, ganz Abweichendes von Sabaneev gesagt, ohne aber den eigenen Standpunkt gegenüber dem anderen zu begründen. Sabaneev sagt: „Die Periode des razdel'norečie währt vom 14. bis zum 17. Jahrhundert . . .“, v. Riesemann verlegt ihren Beginn in das Ende des 12. Jahrhunderts und sieht in der Periode vom 14. bis zum 17. Jahrhundert nur ihre Blütezeit. In dem Aufsatz über russische Kirchenmusik in der russischen Encyklopädie von Brokhaus und Effron wird die Dauer der Chomonie übereinstimmend mit Sabaneev angegeben und die Zeit vom 11. bis zum 14. Jahrhundert bezeichnet als Periode des pravorečie. Auch in der Datierung der Nikonischen Reformen des Kirchengesanges herrscht zwischen v. Riesemann und Sabaneev Unstimmigkeit. Sabaneev hatte das Jahr 1668 genannt, v. Riesemann 1666. Merkwürdigerweise schwanken die Angaben über diese Jahreszahl auch in Geschichtswerken.

Es ist zu bedauern, daß einige Anmerkungen im russischen Original durch v. Riesemann nicht mit übersetzt worden sind. So fehlt der von Sabaneev gegebene Hinweis (S. 43) auf die Peredvižniki als Vertreter der materialistisch-naturalistischen Richtung in der bildenden Kunst, im Vergleich zur Naturalistik in Literatur und Musik. Auch die interessante und überzeugende Parallele Čajkovskij-Turgenev (bei Sabaneev S. 55) ist nicht mit übernommen durch v. Riesemann. Sabaneev wendet sich hier gegen die landläufige Parallele

Čajkovskij-Čechov, die der bewußten Ideologie Čechovs nicht entspricht; bei Čajkovskij handelt es sich um die unbewußt wirkende Denkhaltung des gesamten deklassierten Adelsstandes. Sind diese Auslassungen nicht recht verständlich, so ist es auch ein Literatur betreffender Zusatz auf S. 90 der deutschen Ausgabe. Sabaneev erklärt den geläuterten musikalischen Geschmack der vierziger bis fünfziger Jahre aus den Einwirkungen der Literatur und nennt hierbei (S. 45) „Puškin, Lermontov, Žukovskij, Gogol und die ganze schriftstellernde Plejade dieser Zeit". Daß v. Riesemann dieser Stelle die Worte hinzufügt „von Herzen bis Dostoevskij" dürfte wohl kaum dem Gedankengang Sabaneevs entsprechen.

In beiden Fassungen dieser Musikgeschichte, der russischen wie der deutschen, ist der Abschnitt über den Volksgesang leider sehr kurz gekommen. Sabaneevs Anschauungen über die Entstehung des Volksgesanges überhaupt und das Verhältnis von Ton und Wort zueinander, sind originell, aber nicht durchaus überzeugend. Sie sind, als Hypothesen, wohl auch nicht dem gleichzustellen, was Sabaneev in der Musikgeschichte der neueren und neusten Zeit an Beobachtungen und Gedanken bieten wollte. Hier wäre vielen Lesern ein näheres Eingehen auf die Eigenart von Harmonie und Stimmführung des russischen Volksgesanges, wie er in vielen Gegenden noch bis kurz vor dem Weltkriege gepflegt wurde, und wie er in den phonographischen Aufnahmen der Evgenija Lineva und ihrer Vorgänger glücklicherweise festgehalten worden ist, gewiß sehr willkommen gewesen.

Breslau. Emmy Haertel.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

KUNST

Vojeslav Molè: Rola krajów północnych w powstaniu sztuki średniowiecznej. Przegląd Współcesny, Bd. 21 (1927), S. 292—307, 435—455.

Der Krakauer Kunsthistoriker bespricht in eingehender, allerdings mehr referierender als ergänzender Darstellung, die Ergebnisse, welche Strzygowski in seinem Buch „Heidnisches und Christliches um das Jahr 1000“ (Wien 1926) an der Hand eines gewaltigen Quellenmaterials von Monumenten erweisen wollte. Für die slavische Frühgeschichte sind die Untersuchungen Strzygowskis von grundlegender Bedeutung. Sie bezwecken nicht weniger als den Eigenwert der autochthonen germanischen und slavischen (in ihren Anfängen so nahe verwandten) Kulturen zu erhärten. Nach den Forschungen des Wiener Kunsthistorikers, der sich als Deutschen fühlt, ohne seine polnische Abkunft ganz zu verleugnen, war die mediterrane Erbschaft nicht das Wesentliche im Kulturbesitz des christlichen Mittelalters (und damit unserer modernen Zivilisation). Die nordischen, germanischen und slavischen Elemente, oder, um uns eines Terminus der Literaturgeschichte zu bedienen, das Romantische überwiegt. Strzygowski ergeht sich nicht, wie die Romantiker, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts das hohe Lied des schöpferischen Volksgeistes sangen, in sentimentalen Tiraden. Er bringt ein gewaltiges Material, häuft Einzeluntersuchungen, so z. B. über die Holzarchitektur. Seine Ergebnisse entbehren nicht der politischen und aktuellen Bedeutung. Sie interessieren mich besonders, weil sie eine These bekräftigen, die sich mir aus anderwärtigen Forschungen zwingend ergibt, die von der engen Verwandtschaft slavischen und germanischen Geistes im Gegensatz zur lateinisch-mediteranneen Verstandeskultur. Ueber das Gebiet der slavisch-germanischen Geschichte im Mittelalter hinaus die immense Bedeutung der Strzygowskischen Forschungen zu verfolgen, liegt außerhalb des Rahmens von Molés Aufsatz, wie dieser Besprechung. Die Reichweite und der aufwühlende Charakter dieses Buches läßt sich nur mit den Dopschen Untersuchungen vergleichen, mit denen vereint es eine völlig veränderte Ansicht vom Wesen des frühen Mittelalters, eine neue Periodisierung der europäischen Geschichte uns aufzwingt. Schon sind französische Forscher mit ihrer Zustimmung bereit. Ich vermisse darüber, wie überhaupt über die Aufnahme von Strzygowskis Theorien bei der westlichen Forscherwelt, bei Molè den nötigen Hinweis. Wenigstens Elie Faures (an sich unhaltbare) Gegenthese vom afrikanischen Ursprung unserer Kunst hätte, ebenso wie die Strzygowski stützende Forschung Rostovcevs verzeichnet werden sollen. Otto Forst-Battaglia.

A. Protič: Sasanidskata chudožestvena tradicija u prabŭlgaritě. Izvestija na Bŭlgarski Archeologičeski Institut, 4, 1926/27, S. 211—235.

A. Protič führt die schnelle Aneignung byzantinischer Kunst in Bulgarien im 9. Jahrhundert sowie deren glänzende Blüte in den folgenden Jahrhunderten auf die künstlerischen Anlagen und produktiven Kräfte der Urbulgaren zurück, welche mit ihrem Kunstschaffen tief verwurzelt gewesen sein müssen in den Traditionen der persisch-sassanidischen Kunst. Die gesamte altbulgarische Bau- und Bildkunst trägt den Stempel der Monumentalität, und zwar einer weltlichen Monumentalkunst. Die bekannten Pläne und Abbildungen von Aboba-Pliska, das Bild des Reiters von Madara verdeutlichen das, persische Felsenreliefs und Plastiken dienen als Vergleichsobjekte. Zahlreiche Abbildungen aus dem Goldschatz von Nagy-Szent-Miklos zeigen das Tier- und Pflanzenornament des Stils, der in Bulgarien seine Fortsetzung finden sollte. Auch in die christliche Kunst ist das sassanidische Ornament eingedrungen, ebenso wie der älteste Kirchenbau nicht als Zentralbau nach byzantinischem Muster auftrat, sondern in Anlehnung an das Muster von Aboba-Pliska als Basilika von großen Ausmaßen. Die Wandmalerei Bulgariens hält P. für die unter byzantinischem Einfluß erfolgende Fortsetzung alter Kunsttraditionen aus der Sassinidenzeit. Zwar sind keine Reste von Wandmalereien aus ältester Zeit gefunden worden, doch wird man annehmen können, daß diese Kunst bei den Urbulgaren ausgeübt worden ist. Emmy Haertel.

V. R. Petkovič: Živopis crkve Sv. Bogorodice u Patrijaršiji Pećskoj. Izvestija na Bŭlgarski Archeologičeski Institut, 4, 1926/27, S. 145—171.

Die drei Klosterkirchen von Peć aus dem 13. und 14. Jahrhundert und ihr gesamter Bilderschmuck werden eingehend beschrieben und zum großen Teil durch gute Wiedergaben erläutert. Von besonderem Interesse ist Taf. XVIII,1 mit der Geburt der Jungfrau Maria, neben deren Wiege eine spinnende Frauengestalt als Schicksalsgöttin zu deuten ist.

Emmy Haertel.

A. Grabar: Poganovskijat Monastir. Izvestija na Bŭlgarski Archeologičeski Institut, 4, 1926/27, S. 172—210.

Architektur und Bildschmuck der Klosterkirche, deren Entstehungszeit um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert festzusetzen ist, werden durch Wort und Bild erläutert. Der starke italienische Einschlag der Ikonen findet eingehende Besprechung. Emmy Haertel.

Dmytro Antonovyč: Rozvij form ukrajinśkoi derevljanoi cerkvy (Die Entwicklung der Formen der ukrainischen Holzkirche). Praci Ukrajinškoho istoryčno-filologičnoho Tovarystva v Prazi, T. I, S. 160—170, mit 14 Abbildungen, Prag 1926.

Verf. beschäftigt sich auf Grund eines zahlreichen Materials mit der Formentwicklung der ukrainischen Holzkirche, und zwar innerhalb der 3 letzten Jahrhunderte, nachdem die älteste uns bekannte Holzkirche in Vojnyliv in Ostgalizien i. J. 1609 erbaut wurde. Wenn es nun gelingt, in dem Evolutionsprozesse der ukrainischen Holzarchitektur dieser Zeitperiode gewisse Merkmale, bestimmte Tendenzen nachzuweisen, so werden wir diese auch auf die früheren Jahrhunderte, natürlich hypothetisch, übertragen können. Die Resultate, zu welchen Verf. gelangt, lassen sich kurz in folgenden Punkten zusammenfassen: 1. In diesem Prozeß gibt es während der ganzen Zeit keinen Stillstand, sowohl die äußere Form der Kirche, sowie ihr Grundriß wechseln fortwährend. Daher weisen die Formen der ukrainischen Holzkirche soviel künstlerische Frische auf. 2. Die gemauerten Kirchen lehnen sich in ihren Formen an die Architektur der Holzkirchen an, und daher finden wir zwischen den beiden Arten gewisse Analogien, manchmal sogar Aehnlichkeiten. 3. Alle drei europäischen Stil-

arten, welche im Laufe dieser Zeitperiode sich ausgebildet haben, und zwar der Baróck, das Rokoko und der Klassizismus, fanden ihre Verkörperung auch in der ukrainischen Holzarchitektur der Kirchen, erfuhren aber zugleich eine Modifikation, dem ukrainischen Geschmacke angepaßt. 4. Als negatives Resultat ist die Tatsache zu betrachten, daß keine von diesen veränderlichen Formen zum archaischen Typus gestempelt werden kann, da diese in den letzten 3 Jahrh. herrschende Tendenz einer steten Fluktuation der Form auch in der früheren Zeitperiode vorherrschend gewesen sein muß.

W. Zaloziecky.

Vladimir Sicinskyj: Der Typus der bojkischen Holzkirchen in den Karpathen. — Mitteilungen d. Ševčenko-Ges. d. Wiss. in Lemberg, Bd. CXLIV—CXLV, S. 157—170.

Eine Uebersicht der wichtigsten Repräsentanten des sog. bojkischen Holzkirchenbautypus, der sich in Ostgalizien, in der Ostslovakei und in der Podkarpacka Ruś erhalten hat. Der Autor unterscheidet 2 Arten dieses Stils. Eine einfachere Art eines Dreikuppelbaues mit einfachen Zeltdächern, dann eine reichere Art mit abgestuften Zeltdächern. Die ältesten Kirchen des bojkischen Typus haben sich in Ostgalizien erhalten und datieren aus der I. Hälfte des XVII. Jahrh. Die sog. lemkisch-barocken Bautypen sind nach der Auffassung des Autors eine Abart des bojkischen Bautypus. In dem Anhang ist ein Verzeichnis der wichtigsten Holzkirchenbautypen der Bojken und Lemken beigeschlossen. Vermißt wird in der Arbeit ein stilgeschichtlicher Ueberblick, der die Genesis des bojkischen Holzkirchenbautypus aufklären würde, denn die Klassifizierung des Materials nach Typen kann diese grundlegenden Fragen nicht lösen. Es ist schade, daß gerade die stilgeschichtliche Literatur, die über die karpathischen Holzkirchen besteht, nicht herangezogen wird, dagegen ganz unbedeutende Aufsätze erwähnt werden.

W. Zaloziecky.

J. Ivanov: Likŭt na sv. knjaz' Borisa v Verona. Izvestija na Bŭlgarskija Archeologičeski Institut, 4, 1926/27, S. 1—13. (Ein Bild des Fürsten Boris in Verona.)

Die Kirche Santa Maria in Organo in Verona besitzt unter den von Francesco Morone (1474—1529) gemalten Fresken auch eine Darstellung des bulgarischen Fürsten Boris, als Benediktinermönch unter anderen Persönlichkeiten fürstlicher Abstammung, welche erst um die Jahreswende von 1923/24 durch eine Nachricht des Obersten Njagolov an die Bulg. Ak. d. W. der Vergessenheit entrissen worden ist. Fast gleichzeitig hatte Oberst Darvingov in der Narodna Odbrana v. 18. 12. 1923 seine Erinnerungen an das vor Jahren gesehene Bild veröffentlicht. Iv. hat nun, versehen mit einem Empfehlungsschreiben der Bulgarischen Akademie an den Bischof von Verona, genauere Untersuchungen anstellen können über die Entstehungsgeschichte dieses Freskogemäldes und für seine Vervielfältigung Sorge getragen. Die Kirche hat ehemals zu einem Benediktinerkloster gehört. Die Fresken in der Sakristei, unter denen sich das Bild des Fürsten Boris befindet, sind im Jahre 1496 gemalt. Boris ist zwischen dem Fürsten von Salerno Landulf und dem lothringischen Herzog Lutwin dargestellt, diese, wie auch die hier abgebildeten Päpste, waren Benediktiner. Der Künstler hat das Haupt des Boris mit einer Strahlengloriole umgeben, stellt ihn aber nicht als Heiligen der römischen Kirche dar. Eine umfängliche Inschrift in lateinischer Sprache faßt die Daten seines Lebens zusammen. Iv. hat zu ermitteln versucht, welcher Quelle sie entnommen sind. Die Annales Ordinis S. Benedicti hat Iv. nicht einsehen können, indessen hat ein Einblick in die Chronik des Mönches Sigibert (1030 bis 1112) eine fast wörtliche Entsprechung zu der in Frage stehenden Inschrift gezeigt. Da der Text also sichtlich einer alten Quelle entnommen worden

ist, taucht die Frage auf, ob auch für das Bildnis des Boris eine traditionelle Vorlage benützt worden ist. Iv. glaubt aus der schablonenhaften Aehnlichkeit dieses Kopfes mit den zwei Nachbarköpfen schließen zu müssen, daß Morone ohne Vorlage gearbeitet hat; er führt aber an, was an bildlichen Darstellungen des Fürsten Boris in der mittelalterlichen Malerei Italiens bisher bekannt geworden ist, unter anderem auch die Fresken der Kirche S. Clemente in Rom, mit der bekannten Darstellung der Beisetzung des Hl. Kyrill und der Taufe eines Heiden durch den Metropoliten von Byzanz, in dem einige Forscher Method und Boris zu sehen glauben. Iv. hofft, daß die Annalen von Monte Cassino über die Zusammenhänge zwischen Bulgarien und dem Papsttum aus der Zeit der Annahme des römischen Glaubens dort noch interessantes Material bieten könnten, seine brieflichen Bemühungen darum haben aber in der alten Benediktinerbibliothek noch zu keinem Resultat geführt.

Emmy Haertel.

D. Ajnalov: **Bojanskaja rospis' 1259 goda.** Izvestija na Bŭlgarski Archeologičeski Institut, 4, 1926/27, S. 121—134.

Unter häufiger Bezugnahme auf A. Grabars „Bojanskata cŭrkva“ (Sofija 1924) und den dort aufgenommenen Abbildungen der Fresken von Bojana, welche übrigens ja auch in größerer Anzahl Filov in seiner altbulgarischen Kunst gebracht hatte, geht Ajnalov den Einflüssen der frühitalienischen Malerei auf die byzantinische des 13. bis 14. Jahrhunderts nach. Die Frage, wie weit die Höchstleistungen monumentaler Kirchenkunst auf bulgarischem Boden, wie sie durch die Fresken von Bojana repräsentiert wird, auch zugleich als bulgarische Kunstleistungen anzusehen sind, bleibt unberührt. Ajnalov weist auf das frühgotische Gepräge der Stifterbilder hin, welche von den Ikonen technisch durchaus verschieden behandelt sind. Ebenso deuten Kleidung und Gesten auf westliche Einflüsse. Besondere Aufmerksamkeit verdient aus ikonographischen Gründen das Bild der Sv. Nedelja, welche neben der Hl. Barbara als Orante dargestellt ist. Ajnalov zieht reiches Material aus den alten Lehr- und Streitschriften heran, in denen gegen die mißbräuchliche Verehrung dieses Sonntagsidols zu Felde gezogen wird, und weist auf die Bedeutung dieser in ihrer Art einzigen bildlichen Wiedergabe hin.

Emmy Haertel.

Juljan Pagaczewski: **Madona Wieluńska.** (Die Madonna von Wieluń.) Przegląd Powszechny, Bd. 177 (1928), S. 144—161.

In Wieluń ist bis heute eine liebliche Madonnenstatue erhalten. Sie stammt erwiesenermaßen aus dem Jahre 1510. Trotz dieses Datums hat sie nur wenig renaissancehafte Züge, sie kann völlig zur Gothik gerechnet werden. Neben einer Stanisław-Figur in der Paulinerkirche auf der Skalka bei Krakau ist es die einzige silberne Figurenplastik, die Polen gegenwärtig besitzt.

Otto Forst-Battaglia.

BULGARIEN

Enrico Damiani: **Il primo poeta bulgaro.** Rivista di letterature slave. Anno 2, 1927, 1—2, S. 1—14.

Zur Jahrhundertfeier von Petko Slavejkovs Geburtstag sind die Daten seines Lebens zusammengestellt und die Bedeutung hervorgehoben, welche seine lyrischen Versuche für das Zustandekommen einer bulgarischen Literatur überhaupt gehabt haben. Ohne Traditionen, mit Ausnahme der Volksdichtung, schafft er die Grundlagen für sie. Auch der Patriot und politische Agitator wird gebührend charakterisiert.

Emmy Haertel.

Bojan Penev. Čas. pro mod. fil. a lit. 14, s. 10 ff.

Jos. Páta, Za prof. Bojanem Penevem, widmet dem 1927 vorzeitig verstorbenen bulgarischen Literarhistoriker B. Penev (geb. 10. Mai 1882 in Šumen in Ostbulgarien) einen Nachruf. Penev hat vor allem die Geschichte der neueren bulgarischen Literatur um mehrere wertvolle Monographien bereichert, wandte aber den Blick früh auch zu den Literaturen anderer slavischer Völker, vor allem zur polnischen. P. Diels.

Bulgarien in der čechischen Literatur. Čas. pro mod. fil. a lit. 14, s. 13 ff.

Paul, Pramen Macháčkova „Bulhara", handelt über einige frühe Zeugnisse des Interesses für Bulgarien in der čech. Literatur, besonders über ein kleines Drama des Gitschiner Gymnasialprofessors K. S. Macháček (1799—1846). P. Diels.

SLOVENEN, KROATEN, SERBEN – JUGOSLAVIEN

Neue dulebische Studien. J. Kelemina, Nove dulebske studije I—III. Časopis za zgodovino in narodopisje XXI, S. 57—75.

Kelemina beschäftigt sich mit der ältesten Geschichte der Slovenen und Kroaten in den steirischen, kärntnerischen, west- und südungarischen Gebieten auf philologischer Basis und zwar auf Grundlage der Ortsnamenkunde. Seit Šafařík besteht die Meinung, daß wir aus den sporadischen im slavischen Süden auftretenden Ortsnamen, in denen der Name Duleb vorkommt, einen Beweis haben, daß ein Stamm dieses Namens in größeren oder kleineren Gruppen unter den Südslaven vertreten war. Gegen einen derartig übereilten Schluß wendet Miklosić ein, daß man bei dem Großteil der Ortsnamen, die in ihrem Stamme Volksnamen enthalten, in Betracht ziehen müsse, daß sie aus dem Namen eines so genannten Individuums abgeleitet sind (z. B. die Gegend Čehovec von dem Individuum Čeh, nicht aber von den Čechen). Eine Urkunde aus dem Jahre 891 zeigt jedoch („in comitatu Dudleipa vocato"), daß in den mittelsteirischen Gebieten die Dinge etwas anders liegen, daß in altslavischer Zeit wenigstens auf diesem Gebiet eine politische Einheit bestand, die ihren Namen, sei es von dem Begründer bzw. ersten Besitzer, der Duleb hieß, sei es von einem Herrscherhaus, welches der Sippe der Duleben angehörte, bekam. Von dem Besitzer oder dem Herrscherhaus (herrschenden Geschlechte) bekam dann leicht die ganze Bevölkerung die Bezeichnung Duleben, Dulebi. Kelemina glaubt, daß das Vorkommen des Namens nicht für den Schluß genügt, daß eine Gruppe Duleben in diese Gebiete verschlagen und hier ihre politische Organisation geschaffen habe, solange nicht in der Sprache und in anderen Bezeichnungen Merkmale bzw. Beweise gefunden werden, nach denen die Bewohner dieser Gebiete als ethnographische Einheit gegenüber ihren Nachbarn abzugrenzen sind.

In seiner ersten Studie über die Duleben (in der gleichen Zeitschrift XX) vertrat Kelemina die Meinung, daß die heutigen Doljanci (mit dem Siedlungsgebiet nördlich der Mur) Nachkommen der alten Duleben seien; Nachkommen wenigstens insoweit, daß sie auf dem gleichen Raume siedeln, den einst die Gruppe der Duleben einnahmen. Wieweit der Dialekt der Doljanci eine Fortsetzung der Mundart der Duleben ist, will Kelemina in dieser Studie behandeln. Angesichts der Tatsache, daß wir im slavischen Süden das Vorkommen des Namens der Duleben in weit voneinander entfernt liegenden Gebieten bezeugt haben, wird die Betrachtung auf eine breitere Grundlage gestellt, zumal mit dulebischer Bevölkerung auch dort zu rechnen ist, wo uns ihr Name zufällig nicht direkt bezeugt ist. In dem weiten Raume, den die slovenischen Vorfahren besiedelten, bestanden vom ersten Anfang an bedeutende sprachliche Differenzen, auf Grund deren es uns möglich ist, besonders zwei Ansiedlungsschichten zu unterscheiden. Noch in den heutigen Dialekten kommen teil-

weise wenigstens die alten Verhältnisse zum Ausdruck. In detaillierter philologischer Untersuchung der Ortsnamen auf Grundlage 1. der Wandlung des alten Nasals ǫ, 2. der Konsonantengruppe dl, 3. des oststeirischen u aus ḷ, 4. des vorkonsonantischen und auslautenden ł wird gezeigt, daß im äußersten Osten der Steiermark von der Sotla bis zur Raab (bei Kirchbach) ein Dialekt einheitlicher Charakteristik bestand. Größere oder kleinere Kolonien dieses Dialektes scheinen auch auf den übrigen slovenischen Gebieten verstreut zu sein, in Obersteiermark und im westlichen Kärnten sind sie durch Ortsnamen bezeugt. Zur weiteren Bestimmung des Ansiedlungsbereiches der Duleben zieht Kelemina die Verbreitung von Kulturausdrücken in der Toponomastik heran (čertŭ) und zeigt, daß das Wort čreta ein Teil des lebenden Sprachschatzes bei den kroatischen Kajkavern und in dem benachbarten Grenzgebiet der slovenischen Länder ist, daß sich die Fundplätze dieses Wortes nicht längs der Donau, sondern durch die ungarische Tiefebene bis zu den Karpathen und von dort in die kleinrussischen Gebiete verfolgen lassen. Das Eindringen der Duleben in die steirisch-slovenischen Gebiete müssen wir (nach den Studien L. Hauptmanns, Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung XXXVI) in Verbindung bringen mit dem Bericht Nestors über den Zusammenstoß der zwischen Bug und Styr wohnenden Duleben mit den Avaren. Der Zusammenstoß endigte so, daß ein Großteil des Stammes den Avaren untertänig wurde, während es einem kleinen Teile gelang, sich am nördlichen Rand der Karpathen in die südčechischen Wälder zu flüchten. Der übrige Teil war gezwungen, über die Uebergänge der Karpathen in die ungarische Tiefebene zu ziehen. In den Kämpfen, die sie für ihre avarischen Herren und mit ihnen führten, stießen sie in den Alpen auf slovenische Bewohner und siedelten sich unter ihnen an. Aus sprachlichen Eigentümlichkeiten und dem Wortschatz läßt sich zeigen, wo diese zweiten Ankömmlinge in größeren Mengen siedelten. Eine nähere Bestimmung der ethnographischen Lage der Duleben ermöglichen folgende Momente: Bei den Duleben war das Bewußtsein der Stammeszugehörigkeit fest verwurzelt und damit das Bewußtsein der Verschiedenheit gegenüber anderen slavischen Stämmen. Die Ankunft der Kroaten in die Alpengebiete schließt die Siedlungsbewegung der Alpenslovenen ab, indem die Kroaten den Alpenslovenen die Befreiung vom avarischen Joch brachten, anderseits sich den ursprünglichen slovenischen und avarischen Ansiedlern als privilegierter Stand, als Aristokratie, aufdrängten. Kelemina versucht dann, eine Beschreibung einiger dulebischer Ansiedlungen zu geben: In Mittel- und Untersteiermark ist der Dulebenname nachgewiesen in zwei nicht weit von einander entfernten Punkten (am Gnasbach, einem Zufluß der Mur, ferner am Rande der Luttenberger Berge). Im Folgenden untersucht Kelemina die Ansiedlungen in diesem Gebiet in topomonastischer Hinsicht auf Grund der ältesten Berichte. Bei den Kärtnerduleben ist die mittlere Linie der Ansiedlung mit den Ortsnamen Dulieb, westlich von Oberdorf bei Neuthal, in Obersteiermark im Tale des Lamingbaches, der sich nördlich von Bruck in die Mur ergießt, gegeben. Unter den kroatischen Kajkavern finden wir eine Dulebenansiedlung bei Vrbovec („fluvius Dulebzka"). J. Matl.

Das kroatische Königreich und seine Urkunden. J. Nagj, Hrvatsko kraljestvo i njegove isprave. Časopis za zgodovino in narodopisje XXI, S. 75—85.

Ein Vortrag des kroatischen Staatsarchivars (Zagreb) J. Nagj anläßlich der Festakademie zur Tausendjahrfeier des kroatischen Königreiches. Nagj geht von der Frage aus: was geschah auf kroatischem Boden vor tausend Jahren, was traf Tomislav an und was hat er selbst geschaffen. Ueber die kroatischen Länder herrschten unbegrenzt nur die Römer. Die römische Einteilung in Dalmatien und Pannonien wurde von den Kroaten übernommen, die das dalmatische und pannonische Fürstentum, später 2 banovine auf diesem Gebiete errichteten. Der kroatische Staat war auf diesem Gebiete Nachfolger des römischen Kaiserreiches und die Kroaten die einzigen unter den Slaven, die in unmittelbare Berührung mit der römischen Welt und der

römischen Zivilisation kamen. Daher auch die frühzeitige Entstehung eines Staatsgedankens bei den Kroaten am Ostufer des adriatischen Meeres. Die Stammesorganisation entwickelte sich hier zur staatlichen in der Weise, daß das, was römisch war, neben dem, was kroatisch war, ruhig weiterlebte, allerdings mit wechselseitigen Einflüssen und Kompromissen. Der Widerstand der Kroaten gegenüber der romanischen Uebermacht ist als Maßstab der Lebens- und Widerstandskraft der Kroaten anzusehen, die Uebernahme römischer Einrichtungen in ihr eigenes Lebensgefüge ist ein Beweis für den Sinn der Kroaten für die Kultur und ihre Wohltaten. Von großer Wichtigkeit ist die Gründung des Erzbistums Spalato Ende des 8. Jahrhunderts, das mit dem Nimbus der alten Metropole Salona umgeben wurde, zumal die Kirche, der wichtigste politische Faktor des Mittelalters, zugunsten der ererbten Staatsidee arbeitete. Ungefähr zur gleichen Zeit kam es zur Bildung größerer politischer Zentren. Der kroatische und serbische Name wird aus einer Stammesbezeichnung zu einer politischen Bezeichnung. Die politische Entwicklung ist abhängig von äußeren Geschehnissen, von den Franken und Bulgaren. Die territoriale Frage wurde nach der Krönung Karls des Großen mit der römischen Krone und nach dessen kriegerischer Auseinandersetzung wegen der politischen Interessensphären am adriatischen Meere und am Balkan gelöst: Die Kroaten kamen unter die Oberhoheit Karls d. Gr.; nach 812 kamen die dalmatischen Kroaten in fränkische Herrschaft, die küstenländischen Städte Zara, Traù, Spalato mit der Insel Veglia, Cherso und Arbe in byzantinische Herrschaft. Unter dem schwachen Ludwig dem Frommen, der den Untaten seiner Verwalter nicht Einhalt gebieten konnte, kam es zum Aufstand des Ludevit Posavski. Dieser Volksfürst, eine der markantesten Gestalten unter den kroatischen und jugoslavischen Herrschern, versucht bereits das, was später Tomislav durchführte, nur daß Ludevit in seinem Versuche der politischen Einigung in der Richtung von Norden nach Süden ging, während Tomislav von Süden nach Norden ging. Durch das Eindringen der Magyaren wurde die Situation vollständig verändert, die fränkische Herrschaft zwischen Donau und Theiß verschwand, und die pannonischen und dalmatischen Kroaten wurden zu einer möglichsten Annäherung gezwungen. Mit der engen Verbindung, die erst nach einem Jahrhundert eintrat, wurde auch das kroatische Königreich gebildet. Im Laufe dieses Jahrhunderts geht die byzantinische Gewalt im dalmatischen (dalmatinischen) Kroatien ständig zurück, die dalmatischen Städte wurden eine Art selbständiger Kommunen, die venezianischen Dogen schließen mit den kroatischen Fürsten Friedensverträge, das Schisma zwischen römischer und griechischer Kirche berührte auch den jungen kroatischen Staat (die dalmatischen Fürsten anerkannten den Patriarchen Photius, das Volk dagegen war Rom mehr gewogen). Der Anfang vollständiger politischer Freiheit der Kroaten datiert vom Fürsten Branimir (879—93), der auf immer die Verbindung mit der östlichen Kirche löste und die Kroaten der katholischen Kirche anschloß. Jetzt begann der römische Kurs. Gleichzeitig wurde der slavische Gottesdienst, der den Kroaten schon früher bekannt war, durch die Schüler Methods verbreitet und zum offiziellen Gottesdienst, lebte neben dem lateinischen, hat aber mehr kulturelle als politische Bedeutung. Bald begann die Verfolgung des slavischen Gottesdienstes durch lateinische Bischöfe und Geistliche. Branimirs Krieg gegen Venedig, den Anhänger Byzanz, endete siegreich und Venedig mußte dem kroatischen Herrscher den Jahrestribut entrichten, den es bisher von den dalmatischen Städten erhalten hatte. Mutimir, der letzte Fürst, schuf durch eine innere Ausgestaltung in friedlicher Regierung die Grundlagen, auf denen dann Tomislav 914 die Umwandlung des Fürstentums zu einem Königreich durchführte. Charakteristik Tomislavs: Er wehrte die magyarischen Angriffe ab und gewann durch eine schlaue Orientpolitik (Bündnis mit dem byzantinischen Kaiser) die Städte Zara, Traù, Spalato, Ragusa und mehrere Inseln. 925 folgte seine Krönung zum König. Unter den offenen Fragen, die das junge Königreich beschäftigten, stand an erster Stelle die konfessionelle (Kirchenkongresse 925, 928 in Spalato: Verhandlung kirchlichterritorialer Fragen zwischen dem Episkopaten von Spalato und Nin, vor allem aber die Frage der Kirchensprache). Die kirchlichen

Streitigkeiten wuchsen immer mehr in der Zeit 914—28: Kampf zwischen lateinischem und slavischem Gottesdienste, Kampf zwischen dem Bistum von Spalato, das von internationaler Bedeutung war, und dem von Nin, das mehr lokalen, aber dafür nationalen Charakter hatte. Die Schriften bzw. Protokolle der Kirchenversammlungen 925, 928, die diese Streitigkeiten beinhalten, sind beinahe die einzigen Quellen über die Entstehung des kroatischen Königreiches. Die Frage, ob der Bericht über die Krönung Tomislavs echt oder eine Fälschung ist, behandelt Klajić im Zbornik kralja Tomislava und kommt dabei unter Heranziehung der Arbeiten von Srebrnić und L. Hauptmann zum Schluß, daß der Bericht über die Krönung als authentisches Dokument zu betrachten ist. Die Nachfolger Tomislavs: Einer davon, Kresimir II. Stjepan Držislav, wird zum König von Kroatien und Dalmatien gekrönt. Mit dem Niedergang des kroatischen Staates am adriatischen Meer begann der jahrhundertelange Kampf zwischen Kroaten und Venetianern um den Besitz Dalmatiens. Das Auftreten der Normannen schuf für die Kroaten eine kritische Lage. Dazu kam das Fortdauern der schweren inneren Kämpfe kirchenpolitischer Art. 1094 wurde das Agramer Episkopat geschaffen. Für die Frage, ob der kroatische Staat eine primäre oder sekundäre Schöpfung sei, ist die Tatsache wichtig, daß auf dem Gebiete bereits eine feste Organisation bestand, die übernommen wurde. Das romanische Element in den küstenländischen Städten arbeitete vielfach gegen die Interessen des kroatischen Königreiches, aber es war ein Verbindungsglied zwischen der kroatischen Bevölkerung und der römischen Zivilisation. Die Ueberreste der römischen Verwaltung waren dem kroatischen Staat von großem Nutzen. Gewisse Verbindungen des kroatischen Staates mit der römischen Welt und ihren Einrichtungen zeigen uns die ältesten Urkunden. Den Ausgangspunkt bilden in dieser Hinsicht die ältesten Städte Zara (heute Zadar) und Traù (heute Trogir) und die Städte auf den Inseln, in denen keine Unterbrechung der römischen Tradition eintrat. Die kroatische Urkunde, deren Beginn in das Jahr 839 fällt, trägt in sich alle Merkmale der städtischen Urkunden. In den Städten werden die Angelegenheiten nach den Prinzipien des römischen Rechtes geordnet, die Kroaten richten sich nach dem Gewohnheitsrecht. Die Berührung der romanischen Bevölkerung mit der kroatischen hat die wechselseitige Wirksamkeit des römischen und slavischen Rechtes zur Folge. Die erste öffentliche kroatische Urkunde ist die des Fürsten Trpimir vom 4. 3. 852, ferner kennen wir eine vom Fürsten Mutimir am 28. 9. 892. Die vorher bestandenen fürstlichen Urkunden sind nicht im Originale erhalten, zeigen aber nach ihrer inneren Struktur viele Merkmale der im 9. Jahrhundert entwickelten Diplome. Die Königsurkunden beginnen mit der Urkunde des Königs Petar Kresimir im Jahre 1060. Von da an ist das Bild der öffentlichen Urkunde sehr bunt. Es gibt solche, die nicht die Aussteller, sondern die Empfänger ausgefertigt haben, ferner solche, die aus der königlichen Kanzlei stammen, und wieder solche, die nicht aus der königlichen Kanzlei stammen, aber im Auftrage des Ausgebers in seiner Nähe ausgefertigt wurden. Rechtsgeschäfte, die durch Urkunden ein Herrscher fixierte, tauchten in den Bestätigungen anderer auf. Die Urkunde der kroatischen nationalen Herrscher endigten mit dem König Stjepan II. (1089—97). Der Organisation der kroatischen königlichen Kanzlei fällt in die Zeit um 1069, doch haben die kroatischen Könige die Kanzlei nicht voneinander übernommen. Die Kanzlei war anscheinend jene Behörde, die alle Verwaltungsgeschäfte entschied. Die Urkunden der Stadt Zara haben viele Merkmale alter Zeit, die die Urkunden anderer Städte nicht mehr haben. Auf dem Gebiete der Privaturkunden besteht ein gewisser Dualismus, da in Zara auch die Geschäftsurkunde auftauchte, die in anderen Städten nicht zu finden ist. Hier ist also die Verbindung mit der römischen Verwaltung größer als in den anderen Städten. Außerhalb Zaras finden wir eine markante kroatische Note, nämlich den p r i s t a v, mit dem sich die Struktur der Urkunde ändert. Der pristav hatte Rechtsgeschäfte durchzuführen, nicht die Urkunde. Jetzt finden wir also keine Geschäftsurkunden mehr, sondern Beweisurkunden. In den Formeln der Urkunden zeigen sich neben den romanischen Einflüssen auch byzantinische. Und so zeigt schon die kroatische Urkunde aus der Zeit der nationalen Dynastie die Kreuzung verschiedener Elemente. J. Matl.

Crownprince Rudolf and the Croats by **Oscar Mitis.** Slav. Rev. March 1927.

Der Artikel bespricht die slavischen Sympathien des Kronprinzen Rudolf. Der Kronprinz sah klar, daß Oesterreich in seinem Gegensatz zu Ungarn sich nur auf die Slaven, besonders auf die von den Ungarn unterdrückten Kroaten, ähnlich wie 1848, auch später stützen sollte. In einem Essay vom Jahre 1875 sagt der Kronprinz, die Zukunft gehöre den Slaven, und Habsburgs Rolle in der Weltgeschichte sei es, die westliche Kultur den Slaven zu übermitteln. Aehnliche Ideen entwickelte Rudolf in einem Memorandum vom Jahre 1881.

Obwohl die politischen Freunde des Kronprinzen, die Nationalliberalen, seine Sympathien für die slavische Frage nicht teilten, gelang es ihm doch ihr Interesse für die Slaven einigermaßen zu gewinnen.

Dr. Berthold-Frischauer, ein bekannter Journalist, Mitglied der nationalliberalen Partei, bekam in den 80-er Jahren von dem Kronprinzen den Auftrag, die Forderungen der Kroaten zu untersuchen und ihm einen Bericht dadarüber zu erstatten.

Frischauer hatte Unterredungen mit verschiedenen kroatischen Deputierten und erstattete dem Kronprinzen einen genauen Bericht. Einer der Deputierten erklärte für das kroatische Ideal ein autonomes Südslavien mit Fiume, Großkroatien, Slavonien, Dalmatien, Bosnien und Hercegovina. Die Kroaten könnten die politische und wirtschaftliche Ausbeutung in Ungarn nicht mehr dulden, um so mehr, da sie nie von den Ungarn besiegt gewesen wären, sondern im Gegenteil, sie die Ungarn 1848—49 besiegt hätten. Wenn Oesterreich die slavischen Forderungen nicht befriedigen würde, so wäre man genötigt, sich nach Rußland zu wenden.

Ein anderer Deputierter sprach sich noch energischer aus: „Wir sind moralisch für Rußland. Wir sind wirtschaftlich ruiniert und haben nichts zu verlieren. Wenn wir unsere Rechte nicht bekommen, müssen wir uns nach Rußland wenden."

Der Kronprinz bekämpfte in Wien den „Oesterreichischen Hilfsverein für Bosnien und Hercegovina" und seinen Schutzpatron, den Erzherzog Albrecht. Der Verein hatte sich zur Aufgabe gestellt, die griechisch-katholischen Einwohner von Bosnien und Hercegovina zum römisch-katholischen Glauben zu bekehren. Kronprinz Rudolf sah es nicht nur gegen die Prinzipien des XIX. Jahrhunderts, einer Bevölkerung einen fremden Glauben aufzudrängen, sondern hielt es auch nicht im österreichischen Interesse, katholische Einflüsse auf der Balkaninsel zu repräsentieren.

So sehen wir, daß Kronprinz Rudolf vollkommen modernen politischen Anschauungen huldigte, das Erwachen des Nationalgefühls der Slaven beobachtete und die dem österreich-ungarischen Reiche drohende Gefahr wahrnahm und sie von seinem Lande abkehren wollte. Nadežda Jaffe.

Die Schriftsteller der kroatisch-krainischen Franziskanerprovinz vom hl. Kreuz. A. Furlan, Pisatelji frančiškanske hrvatsko-kranjske pokrajine sv. Križa. Časopis za zgodovino in narodopisje XXI (Maribor 1926), S. 29—57.

In die slovenischen Gebiete kamen die Franziskaner schon vor dem Jahre 1224, und zwar nach Görz und Krain aus Italien, nach Steiermark und Kärnten aus Deutschland; nach Novo mesto (Neustadl, Krain) flüchteten sie aus Bosnien über Kroatien 1469. Die Klöster in Judenburg, Graz, Pettau (Ptuj), Marburg[1]) (Maribor), Cilli (Celje), Villach, Laibach (Ljubljana), Kamnik, Novo mesto gehörten zur Wiener Franziskanerprovinz bis 1491. 1559 wurden

[1]) Bei bekannteren größeren Orten gebe ich die Ortsnamen in der auf deutschem Sprachgebiet eingebürgerten Form, sonst nur die slovenischen Formen.

die Klöster in Kamnik, Laibach und Novo mesto mit denen von Sv. Gora bei Görz, in Pazin, Trsat, Senj (Zengg) mit den bosnischen Klöstern vereinigt und so entstand die bosnisch-kroatisch-krainische Ordensprovinz vom hl. Kreuz und blieb bestehen bis 1900, in welchem Jahre es zu einer Scheidung der kroatischen Klöster von den slovenischen kam. — Pater Furlan gibt auf Grund der handschriftlichen Bibliotheca Scriptorum ex Ordine franciscano auctore P. Castulo Weibl 1800 (befindet sich im Kloster Novo mesto (Neustadl), ferner auf Grund von Material in den alten slovenischen Zeitschriften „Jezičnik" und „Novice", sowie auf Grund der Kataloge der Franziskanerbibliotheken eine biobibliographische Zusammenstellung der Schriftsteller dieser kroatisch-krainischen Ordensprovinz vom hl. Kreuz vom 14.—19. Jh. — Im Folgenden werden nur solche von mir herausgenommen, die außer kirchlich-religiösen und theologischen Werken noch literarische Werke allgemeiner Bedeutung geschrieben haben.

I. Schriftsteller zwischen 1400—1600: Eine Handschrift aus dem J. 1418 von einem unbekannten Franziskaner, derzeit im Kloster in Novo mesto befindlich. Inhalt: Choralgesänge für hl. Messen und anderes.

II. Schriftsteller zwischen 1600—1700: F. Glavinić. Von ihm stammen neben religiös-theologischen Arbeiten, neben einem glagolitischen Missale sclavonicum auch historische Arbeiten (Historia Tersactana. Udine 1648; Origine della Provincia Bosna-Croatia. Udine 1648). In der Geschichte des kroatischen glagolitischen Schrifttums bekannt ist sein Schüler Levacovich (Levaković), Mitglied der congregatio de propaganda fide, Prof. der Theologie. Von ihm stammen neben theologischen Arbeiten wichtige sprachgeschichtliche Werke (Dizionario ecclastico delle parole ottruse della lingua illirica, Grammatica della lingua illirica). Scalletari schrieb italienisch eine Geschichte der Reise und des Kriegszuges des Grafen Herberstein gegen die Türken (Historia itineris bellicique navalis Exc. Jos. Comitis ab Herberstein .... o adversus Turcas).

III. Schriftsteller zwischen 1700—1800: Neben einer Reihe von Schriftstellern, die lateinisch oder deutsch theologische und religiöse Werke schrieben, sind zu nennen Francetić, der über Tersatt schrieb, Schlachtner (ein horographisches Werk Ars gnomica seu horografica), Hofstetter (Statuta municipialia Provinciae S. Crucis Croatiae-Carnioliae, anno 1719), Pasconi (Historia ecclesiae et conventus Montis Sancti Dival Virginis Gratiarum. Venetiis 1746), Skerpin (Itinerarium Hispanicum anno 1740), G. Pfeifer (Tractatus seu Dissertatio in lingua Germanica de chyrurgis claustralibus, ferner Historia seu Chronicon Conventus Neostadiensis a sui origine sempre 1470—1774 inclusive cum variis animadversionibus criticis, tomi tres ,Handschrift; Chronicon Conventus Nazaretani in Styria, Handschrift), Taidiga (Bosnia franciscana h. e. Chronicon geographico-historicum de Provincia quondam Bosniae-Croatiae, deinde Croatico-Carniolica S. Crucis, Handschrift).

IV. Schriftsteller zwischen 1800—1900: Der Jansenist Weibl schrieb neben einer Reihe theologischer Werke in lateinischer und deutscher Sprache auch rein literarische Werke: Belisarius, Tragoedia versibus germanicis; Josaphat, Drama versibus germanicis; Sigismund, König von Burgund; ferner verschiedene wichtige Werke zur Geschichte der Franziskaner und ihrer berühmten Männer. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann man immer stärker die slovenische Sprache zu gebrauchen (Sullak, Vodnik u. a.), daneben auch die deutsche. Die Arbeiten Vodniks, mit dem die moderne slovenische Literatur beginnt, sind literarhistorisch bekannt. In deutscher Sprache schrieb Vonča· Stand der kroatischen-krainerischen Franziskaner Ordensprovinz des hl. Kreutzes. Laibach 1839. — Kinfic schrieb deutsch eine „Kurzgefaßte Geschichte von der Entstehung der Stadt Neustadl (Novomesto)" (Jahresberichte des k. k. Franzisk. Gymnas. Novo mesto 1855). Von Vascotti, Lektor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht, stammen eine Reihe italienisch geschriebener historischer Werke zur Ordensgeschichte der Franziskaner, zur Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Istrien (Storia del Schisma istriano), sowie zur allgemeinen Geschichte (Ultima Epoca di Carlo X rè di Francia. Venezià 1838). Roina schrieb deutsch eine Chronik des Klosters

Pazin (Istrien) von 1481—1867. Jeraj setzte die Klosterchronik von Novo mesto fort für die Zeit 1830—60. Von Klemenčič haben wir historische Arbeiten zur älteren österreichischen Geschichte (Programm des k. k. Gymnas. Novo mesto 1859), zur Geschichte von Rudolfswerth (Programm des k. k. Gymnas. Novo mesto 1868). F. Hrovat schrieb slovenisch populäre Schriften und übersetzte aus dem Deutschen (Christ. Schmid). Von L. Hrovat, Professor, haben wir philologische Arbeiten (so über den slovenischen Genitiv, Programm Novo mesto 1862, über Konjunktionen im Slovenischen, über etymologische und orthographische Fragen, teils im Glasnik, teils in den Programmen von Novo mesto). St. Škrabec' philologische Arbeiten auf dem Gebiete der slovenischen Sprache sind bekannt. A. Furlan schrieb historische Werke zur Geschichte der Franziskanerklöster in Rann (Brežice), Pazin, Novo mesto; Landergott eine Geschichte des Franziskanerklosters und der Wallfahrtskirche hl. Dreifaltigkeit in den Windischen Büheln. J. Matl.

Ein Markteid von Praßberg (Mozirje) aus dem Jahre 1740. F. Kotnik, Mozirska tržanska prisega iz l. 1740. Časopis za zgodovno in narodopisje XXI, S. 133—137.

Kotnik veröffentlicht einen Bürgereid von Praßberg aus 1740 in slovenischer und deutscher Sprache und schließt daran allgemeine Ausführungen über die Selbstverwaltung in den Märkten Untersteiermarks, ferner eine Uebersicht über die bisher bekannten slovenischen Markt- und Stadteide. Bürgereide sind darunter selten. Alte slovenische Markt- bzw. Stadteide finden wir nicht nur im Laibacher, sondern auch im Marburger Gebiete. Während die Laibacher und krainischen Bürger versprechen, daß sie dem Kaiser, König oder Herzog treu sein werden, brauchen die Bürger in Polstrau (Središče) und in Praßberg diesen Treuschwur nicht. J. Matl.

Hermann Jurij (Georg) und sein Gymnasium bei Sv. Tomaž Ober Großsonntag (Vel. Nedelja). F. Kovačič, Hermann Jurij in njegova gimnazija pri Sv. Tomažu nad Vel. Nedeljo. Časopis za zgodovino in narodo pisje XXI, S. 131—133.

Auf Grund von Material im Archiv des Historischen Vereines in Marburg (Zgodovinsko Društvo) schildert Kovačič das Leben und die Tätigkeit J. Hermanns, der ein Privatgymnasium am Savski vrh bei Sv. Tomaž anfangs des 19. Jahrhunderts hatte. Von 1644—1758, in welchem Jahre dann die Jesuiten in Marburg das Gymnasium errichteten, war das Gymnasium in Maria Rast (Ruše) in Untersteiermark das einzige Institut, das den Weg zu höheren Studien eröffnete. Hermann studierte im Warasdiner Gymnasium, dann in Graz Philosophie und Theologie. Da er jedoch die Studien infolge schwieriger materieller Verhältnisse nicht beendigen konnte, kehrte er nach Hause zurück und betrieb hier das Töpfereihandwerk. Später eröffnete er das Privatgymnasium, aus dem eine Reihe bekannter geistlicher und weltlicher Kulturarbeiter Untersteiermarks hervorgingen. J. Matl.

Briefe Vošnjaks an Janko Sernec. P. Strmšek, Vošnjakova pisma Janku Serncu. Časopis za zgodovino in narodopisje XXI, S. 117—130.

Strmšek veröffentlicht hier Briefe des bekannten slovenischen Politikers Vošnjaks an Dr. J. Sernec. Die Briefe stammen aus den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, sind von dem Herausgeber nach inneren Kriterien geordnet und mit den nötigen zeitgeschichtlichen Sacherklärungen versehen. Die Briefe bilden eine Ergänzung zu den für die slovenische politische Geschichte wichtigen Spomini von Vošnjak, sowie zu den Ausführungen von Lončar in Naši zapiski IX. Die Briefe selbst bringen Beiträge zum nationalpolitischen Kleinkrieg der untersteirischen Slovenen gegen die Deutschen und die Deutschgesinnten, berichten über Sängerfahrten, Gründung von Lesevereinen (Čitalnice), Wahlkämpfen (1863, 1865), Zeitungspolemiken. J. Matl.

Ueber den Theologen Aškerc. J. Glaser, O. Aškercu bogoslovcu. Časopis za zgodovino in narodopisje XXI, S. 114—117.

Ueber die theologischen Studienjahre des slovenischen Dichters Aškerc war bisher in der Literaturgeschichte wenig bekannt. Auf Grund von persönlichen Erinnerungen des Professors Zidanšek sowie auf Grund von Angaben des theologischen Blattes Lipica, ferner auf Grund von Katalogen der Theologie, der Korrespondenz von Aškerc, hellt Glaser diese Lebenszeit des Dichters auf. Wir erfahren hier, daß Aškerc die Ferien 1878 (oder 1879) auf dem Gute des Grafen Zabeo bei Fala an der Drau als Instruktor der beiden Söhne des Grafen verbrachte. Spuren einer idealen Liebe des jungen Theologen zur jungen Tochter des Grafen finden sich in den Balladen und Romanzen des Dichters. Als Theologe war Aškerc, wie die Kataloge zeigen, ein recht guter Student und verlebte die Theologiejahre zufrieden und sorglos. Von allen Liedern war ihm am liebsten die Marsellaise, von den Dichtern war ihm am liebsten Carmen Sylva. Aškerc war schon damals dichterisch tätig und zwar in dem obengenannten Organ der Marburger Theologen Lipica. J. Matl.

Oscar Randi: Nicola Pašić. L'Europa Orientale, Anno 7. 1927, 1—2, S. 1—41; 3—4, S. 155—182; 5—6, S. 231—255.

Ein erster Versuch, das Bild des großen serbischen Politikers in literarischer Form und unbeirrt durch parteipolitische Richtung zu umreißen, im Gegensatz zu den bisher, namentlich nach dem Tode Pašić's, in der Presse erschienenen Aufsätzen, denen ein synthetisches Zusammenfassen aller biographisch wichtigen Momente natürlich fern gelegen hat. R. hebt die Schwierigkeit einer derartigen Aufgabe hervor und gibt zu, daß sie auch hier nicht restlos geleistet werden konnte und nicht geleistet werden kann, solange nicht sämtliche Archive der Forschung geöffnet sein werden. Die einzigen bisher der Forschung zugänglich gewesenen Archive sind das Wiener und das Petersburger. Was aber daraus durch serbische Journalisten bisher der Oeffentlichkeit übergeben wurde, ist noch wenig genug. Das politische Bildnis Pašić's wird also in Zukunft noch zu überarbeiten sein. — Das über Geburtsdatum und Familienherkunft schwebende Dunkel zu lichten, ist R. nicht gelungen. Es erscheint ihm nicht unwahrscheinlich, daß die Pašić als Bewohner der serbischen „Timočka Krajna", die eine Mischbevölkerung von Slaven und Rumänen aufweist, auch einer Mischrasse zuzurechnen sind und daß mancher hervorstechende Zug Nikola Pašić's auf dieser ethnischen Grundlage zu erklären ist. Schul- und Bildungsgang, die physischen Eigenschaften, das moralische Bild, als ausgesprochen „balkanmäßig" be- und gezeichnet, in dem sich Bakuninismus mit routiniertem Spekulationsgeist und -talent vertrugen, der Kulturgrad: alles ist in einzelnen Kapiteln ausführlich besprochen, ebenso wie die einzelnen Lebensphasen des Journalisten, Parteipolitikers und Staatsmannes. R. erklärt die den meisten seiner Landsleute unverständlich gebliebenen Widersprüche in Pašić's Charakter: Enthusiasmus und Kälte, Herzensgüte, Geduld, neben List, Kaltblütigkeit und Skrupellosigkeit, ebenso wie seine von der Gesprächigkeit der Serben im allgemeinen so stark differierende Schweigsamkeit und sein unerschütterlicher common sense im Gegensatz zu dem unpraktischen Enthusiasmus der Volksgenossen durch rassenfremde Züge. R. sieht auch in der Verschiedenheit der individuellen Anlagen von den kollektiven des Landes den Schlüssel zu Pašić's politischen Erfolgen. Als unerschütterlicher Opportunist und fähig zu jedwedem Kompromiß war er in der Wahl der Mittel nicht wählerisch. Hat Pašić den „Principe" Macchiavells gelesen? R. hält es nicht für unwahrscheinlich, da serbische Uebersetzungen davon erschienen sind. Die vier Elemente seiner Politik waren: am Leben bleiben, im Sattel bleiben, einen Frontkampf meiden, den Augenblick abwarten. Es liegt etwas von byzantinischer Schulung in seinen Kniffen. Vor allem ist und bleibt er auch als Politiker Balkantyp, Verschwörer und Aufwiegler, viel mehr als Staatsmann im europäischen Sinne. Seine Mitwisserschaft an den Attentaten und Verschwörungen gegen die Obrenović,

Negoš und Franz Ferdinand ist nicht direkt erwiesen, aber anzunehmen. Theoretische Regeln gab es für den Politiker Pašić nicht, er richtete sich immer nach dem Augenblick. Sein Vertrauen in die Zukunft Serbiens grenzte an Mystizismus; um sie zu verwirklichen, blickt er nach Rußland, und die Ergebenheit für Rußland bleibt der einzige feste Punkt seines politischen Programms. Der russische Panslavismus sollte ein Mittel werden, Groß-Serbien zu schaffen. Echt ist die Hinneigung zur Orthodoxie und die Abneigung gegen die römisch-katholischen Kroaten. Serbien sollte die Aufgabe erfüllen, alle Balkanslaven zu amalgamieren; die bulgarischen Ideen von turanischer Abstammung und möglicher Verwandtschaft mit den Magyaren brachte ihn auf. Panslavist ist Pašić aber nie gewesen, er war in erster Linie serbischer Nationalist. Nur während seines durch die Verschwörung von Timok notwendig gewordenen Aufenthalts in Bulgarien ist er dem Gedanken eines bulgaro-serbischen Ausgleichs näher getreten. Ungeachtet seiner nicht panslavistischen Einstellung hat aber Pašić den russischen Panslavisten als Hauptvorkämpfer ihrer Ideen gegolten. — In der nicht völlig geklärten Frage, ob Pašić im Balkankrieg von 1913 Griechenland und Rumänien gegen Bulgarien zu Hilfe gerufen hat, vertritt R. die Ansicht, daß dieser Schachzug so gut wie sicher ihn zum Urheber gehabt. Ob er vor dem Attentat von Sarajevo an einen Krieg mit Oesterreich gedacht und ihn gewünscht hat, bleibt ungewiß, der gesunde Menschenverstand dürfte ihm dazu nicht geraten haben. Solange noch das Geheimnis, welches über der Urheberschaft dieses Attentats schwebt, nicht gelüftet ist, stößt die Lösung dieser Frage auf große Schwierigkeit. Auch über die politischen Aktionen Pašić's zu Beginn des Weltkrieges herrscht Dunkel, und bei seiner Praxis, möglichst wenig von seinen Plänen dem Papier anzuvertrauen, wird auch kaum zu hoffen sein, daß sich in bisher noch ungeöffneten Archiven — die des Auslandes kämen mehr in Frage, als die in alle vier Winde zerstreuten Serbiens selbst — viel Material vorfinden sollte. Tatsache ist das unerschütterliche Vertrauen Pašić's in den endlichen Sieg der Entente. — Die Aspirationen des Jugoslavischen Komitees und der ganze Werdegang der Verhandlungen, an denen ja Italien so stark interessiert gewesen ist, werden eingehend dargestellt, und Pašić's Abneigung gegen die Bildung des Staates SHS, ebenso wie die gegen die in jenen Jahren das politische Leben beherrschende Ideologie Wilsons sehr überzeugend charakterisiert. Auch in den Verhandlungen, mit Italien spielen die „balkanmäßigen" Züge der Pašić'schen Politik eine wichtige Rolle. — Die innerpolitische Tätigkeit Pašić's im Staate SHS basiert auf dem Programm: Vorherrschaft der Serben, die außerpolitische: Ruhe nach außen. Beides zusammen: fleißige Verdauung um den Appetit zu vermehren. — Dem Vorwurf der Kroaten und Slovenen, Pašić habe die neue Situation im Reiche SHS nicht begriffen, stimmt R. nicht zu. Die zwei Jahre der Entfernung Pašić's vom Staatsruder haben gezeigt, daß eine starke Hand nötig gewesen sei. — In einem besonderen Kapitel werden auch die Gegner Pašić's des näheren charakterisiert, unter denen Radić schließlich die größte Rolle gespielt hat. Nach Pašić's Tode erschien in Nr. 1—4 der Belgrader Zeitung „Politika" (1927) ein Teil seiner Memoiren. Seine Autobiographie reicht bis zum Jahre 1900. Noch zu seinen Lebzeiten hatte die radikale Partei, gelegentlich des 80. Geburtstages ihres Gründers, eine 134 Seiten starke Schrift herausgegeben, die „Spomenica" mit einer Biographie Pašić's, Aussprüchen serbischer Politiker und Journalisten über ihn und Auszügen aus seinen Reden (Belgrad, 1926, Stamp. Pavlović u. Co.). R. hat interessante Anekdoten und Aeußerungen des Volkswitzes über Pašić mit aufgenommen. Er schließt mit den Worten, es wäre kein Wunder, wenn Pašić eines Tages als Taumaturg und Heiliger in der Volkserinnerung weiterleben würde.

Emmy Haertel.

Neueste serbische Literatur. Rivista di letterature slave. 1926. Anno I, Vol. I, Fasc. 1—2. 239—256.

Der Dichter Milutin Bojić, der erst 1914 durch ein Bändchen Lyrik (Pesme, Beograd, Cvijanović) bekannt geworden war, und als 27 jähriger in

der Nachkriegszeit starb, wird von Rikard Nikolić als eine aus der Schar der zeitgenössischen serbischen Dichter charakteristisch hervorstechende Persönlichkeit geschildert. Zahlreiche Textproben in italienischer Uebersetzung aus dem Pesme und auch aus der zweiten Schaffensperiode Bojićs geben ein Bild von der Eigenart dieses Dichters. Es sind Bruchstücke aus epischen Gesängen, die Bojić, als Teilnehmer an dem Zuge der serbischen Armee nach der Adria im Weltkriege, gedichtet hat. Leider fehlen hier alle bibliographischen Angaben, auch der Originaltitel dieser Dichtungen ist nicht genannt.

Emmy Haertel.

Arturo Cronia: Ottone Župančič. Rivista delle letterature slave. Anno 2, 1927, 1—2, S. 123—137.

Nach kurzer Aufzählung biographischer Daten wird Župančič als Neubeleber der um die Jahrhundertwende zu gänzlicher Stagnation gelangten slovenischen Literatur geschildert. Er gleicht der Gestalt des Reiters mit dem grünen Helm aus dem eigenen Roman „V zarje Vidove". Er ist nicht der Vertreter irgendeiner bestimmten Richtung: Symbolismus, Impressionismus, Futurismus. Von allem zeigt sich Župančič berührt, bewahrt aber die volle Freiheit persönlichster Empfindung. „Otto Župančič ist die Synthese aller charakteristischen Züge der neuen Kunst, aufgewachsen auf dem alten, kraftvollen Stamme der nationalen Energien". Cronia hat als bestes Charakteristikum des dichterischen Schaffens Župančič's einen Auszug aus einem Interview Izidor Cankars bei Župančič aufgenommen, wo dieser selbst das eigene Schaffen als ein unbewußtes Stürmen nach der Gottheit hin bezeichnet. Aber die äußeren Anreize bilden neben dieser psychischen Ausspannung nach dem Zentralpunkt aller Erscheinungen hin einen wichtigen Faktor: Liebe, sinnende Betrachtung, Lebenserfahrung aller Art. Am besten wird das Wesen des Dichters erkannt in seinen „Mlada pota" (Wege der Jugend), er hat hier als Zweiundvierzigjähriger Dichtungen nicht nur aus der ersten Jugend, sondern auch aus seiner reifsten Zeit zusammengestellt, so besitzt diese Sammlung synthetischen Wert für die Erkenntnis der ganzen Dichterpersönlichkeit. Sehr exakte Angaben Cronias über die Datierung der einzelnen Dichtungen und ihr erstmaliges Erscheinen bilden eine wertvolle Beigabe. Doch würde man sich täuschen, wollte man aus diesen Dichtungen, die Župančič nur in groben Umrissen zeigen, seinen ganzen innersten Wesenskern erkennen. Allein die chronologischen Kreuzsprünge würden das unmöglich machen, daneben verwischen auch Umänderungen stilistischer Art in den früheren Dichtungen das klare Bild der Entwicklung. Cronia verspricht eine eingehende Analyse in der Fortsetzung.

Emmy Haertel.

Vojeslav Molè: Oton Župančić. Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 291—299.

Knappes Portrait des slovenischen Dichters, der nach kurzer Laufbahn, 1918 im Alter von 41 Jahren gestorben ist. Er hat, außer Kinderlyrik, einem Fragment gebliebenen satirischen Epos und einer posthum erschienenen Tragödie, folgende Versbände verfaßt: Čaša opojnosti; Čez plan; Samogovori; V zarje Vidove. Er war ein Romantiker von reinstem Wasser. Die schöne, melodische Sprache seines Volks hat er in liedhaften Strophen vollendet gemeistert.

Otto Forst-Battaglia.

Borivoje ż Milovejić: Jovan Cvijić. Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 82—90.

Lebensumriß des bekannten jugoslavischen Geographen. Geboren 1865 in Serbien aus hercegovinischer Familie, studierte er in Wien. Seit 1893 war er Universitätsprofessor in Belgrad. Seine wichtigsten größeren Werke sind die Anthropographie der Balkanhalbinsel und das französische „La Péninsule Balkanique". Er verfocht in ihnen die Einheit des dreigeteilten Jugoslaventums aus wissenschaftlich-anthropologischen Gründen. 1927 ist er gestorben.

Otto Forst-Battaglia.

S. Tomašivśkyj: Predteča Isydora, Petro Akerovyč, neznanyj mytropolyt ruśkyj (1241—1245) (Der Vorgänger Isidors, Peter Akerovyč, der unbekannte ruthenische Metropolit 1241—1245). „Analecta Ordinis S. Basilii Magni". Annus 1926, Tomus II, Fasc. 3—4, Žovkva, S. 221—315.

Durch ein überaus glückliches historisch - kritisches Kombinationsvermögen ist es T. gelungen, die Person des ruthenischen Erzbischofs Peter, der an dem Konzil von Lyon i. J. 1245 teilgenommen hatte, näher zu beleuchten und ihn mit dem Abt des Spasskij-Klosters in Berestov bei Kiev, dem späteren Kiever Metropoliten Peter Akerovyč zu identifizieren. Die Nachrichten über den Erzbischof Peter und sein Erscheinen am Konzil in Lyon haben sich in 2 englischen Quellen, und zwar in Matthaei Parisiensis Chronica Maiora und in den Annales Burtonienses erhalten. Die Person des Erzbischofs erweckte allgemeines Aufsehen auf dem Konzil, da er von seinem Lande und seinem Metropolitensitz in Kiev durch die Tataren vertrieben wurde. Der Flüchtling erstattet auf dem Konzil einen Bericht über die Tataren, welcher schon dadurch ein großes Interesse hervorrief, daß er die ersten authentischen und von einem Augenzeugen übermittelten Nachrichten über dieses neue, Europa bedrohende Nomadenvolk enthielt. Ganz ausführlich wird der Zweck seiner Reise nach Lyon besprochen. Hier suchte er Hilfe und Unterstützung gegen die Tataren. Zuerst weilte er in Italien, wo er nach der Meinung des Verfassers die Hilfe des Papstes und der katholischen Kreise zu finden glaubte, nachdem er aber den Papst in Italien nicht angetroffen, begab er sich nach Lyon, wo er Innozenz IV. aufsuchte und zur Union mit der römischen Kirche übertrat.

Entgegen den bisherigen Auffassungen stellt T. fest, daß in der Reihenfolge der Kiever Metropoliten zwischen 1241—1244 eine Lücke klafft, die wahrscheinlich der vertriebene Metropolit Peter ausfüllt.

Die Mission des Metropoliten ist auch mit den politischen Plänen des letzten Kiever Fürsten Michael Vsevolodovyč eng verknüpft. In seinem Kampfe um die Vorherrschaft Kievs suchte der Fürst Bundesgenossen im Westen gegen die Gefahr seitens der Mongolen und des susdalschen Fürsten Jaroslav. Die ganze Mission Peters im Westen ist als eine Art Verzweiflungsakt in dem Kampfe der östlichruthenischen Kirche gegen den Tatarenansturm aufzufassen. Leider war dieser Hilferuf schon zu spät und verklang auch ohne Widerhall in dem im Streit zwischen Kaiser und Papst entzweiten Europa.

J. Mirtschuk.

Der Widerhall des Dekabristenaufstandes im Lande. Krasnyj Archiv, Bd. 16, S. 189—204, Bd. 17, S. 156—173.

V. Gancova - Bernikova („Otgoloski dekabŕskogo vosstanija") geht jener allgemeinen Unzufriedenheit der damals tieferstehenden Schichten nach, die die Aktion der Dekabristen begleitete. In der vorliegenden Arbeit faßt sie Material zusammen, das aus dem Archiv der Geheimen Abteilung der Kanzlei des diensthabenden Generals des Generalstabs stammt und sich heute in Moskau im kriegsgeschichtlichen Archiv befindet. Der größte Teil bezieht sich auf die Zeit unmittelbar nach dem Dekabristenaufstand, kleine Offiziere, Gemeine, Studenten, Leibeigene sind es, deren Vergehen von dieser Stelle aus verfolgt wurden. Verse, die von Hand zu Hand, von Mund zu Mund gingen, legendäre Erzählungen über den Tod Alexanders I. und über Konstantin Pavlovič, Gerüchte und Denunziationen über Vergiftung des Weines im Keller des Zaren, über Absichten, den Kreml zu sprengen u. dgl. m. bilden den Inhalt der Akten. Die beiden letzten Kapitel gehen in die Zeit Alexanders I. zurück. Das vorletzte Kapitel „Otgoloski v Gruzii" behandelt den Prozeß des Fürsten Polivandov vom Jahre 1826 und deckt die separatistischen Pläne auf, die in Georgien in Zusammenhang mit der Dekabristen-

verschwörung auftauchten. Das letzte Kapitel „Krepostnoj intelligent“ führt ins Jahr 1823 zurück und zeigt, daß die Freimaurer unter der Intelligenz, die aus den Leibeigenen hervorgegangen war, Fuß gefaßt hatten. Der Prozeß Locmanovs, eines leibeigenen Angestellten an einer Fabrik im Ural, geht von einem Brief aus, den Locmanov als Freimaurer an den Grafen N. S. Mordvinov als Präsidenten der Geheimen Gesellschaft der Freunde der Freiheit geschrieben hatte. Harald Cosack.

Die Vermögensverhältnisse der Dekabristen. Krasnyj Archiv, Bd. 15, S. 164—213.

Zwei Wochen nach der Hinrichtung der Dekabristen forderte Nikolaus I. durch den Generalstabschef Diebitsch vom Kriegsminister Tatiščev als Vorsitzenden der Untersuchungskommission in Sachen der Dekabristen einen Bericht über die Vermögenslage aller vom Obersten Kriminalgericht verurteilten Dekabristen sowie deren Angehörigen. Nach langem Hinundher zwischen den Behörden kam der Bericht zustande, der am 20. Aug. 1827 von Tatiščev für den Caren abging. Ihn publiziert hier aus den Akten des Archiv Oktjabrskoj Revoljucii S. Černov („Imuščestvennoe položenie dekabristov“) und gibt in Anmerkungen im Bericht fortgelassene Details aus dem von den nachgeordneten Behörden eingesandten Material. Harald Cosack.

Pestel nach den Briefen seiner Eltern. Krasnyj Archiv, Bd. 16, S. 165—188.

Die Briefe, die Pestel vom Knabenalter bis zu seinem Ausgang in den Jahren 1801—1825 von seinen Eltern empfangen hat, hat er als pietätvoller Sohn sorgfältig aufbewahrt. Es sind das ungefähr 300 deutsch und französisch geschriebene Briefe, denn das Russische war im Verkehr der Familie, trotzdem man die Zugehörigkeit zu Rußland prononziert betonte, nicht üblich. Heute befinden sich die Briefe in Moskau im Archiv der Oktoberrevolution. A. Kruglyj („P. J. Pestel po piśmam ego roditelej“) erschließt aus diesen Briefen das Wesentlichste in dem Aufsatz, über den hier referiert wird, um das Milieu des Elternhauses und Züge des Menschen Pestel zu schildern. Denn, um das gleich zu bemerken, über den Gang des äußeren Lebens bieten die Briefe nichts Neues.

Das Haus, aus dem Pestel stammte, war streng lutherisch. Kruglyj meint, die Eltern gehörten der pietistischen Richtung an, der auch Frau von Krüdener (die übrigens die Eltern exaltiert finden), Jung-Stilling u. a. m. angehörten. Das Christentum des Vaters war um vieles primitiver als das der Mutter, die eine sehr hochstehende Frau war. (Neues über sie findet sich im Tagebuch der A. I. Koletickaja, aus dem A. Remizov Auszüge in „Le Monde Slave“ Dezember 1925 veröffentlicht hat.) Des Vaters Christentum ging reibungslos eine Synthese mit den Erfordernissen des Fortkommens im Leben ein. Den Sohn, den beide Eltern zärtlich liebten und auf den sie im Gegensatz zu seinen Brüdern die größten Hoffnungen setzten, begleitete der Vater durchs Leben mit praktischen Vorschlägen für die Behandlung von Vorgesetzten und deren Frauen, um der Vorsehung die Wege zu ebnen. Seine Nächstenliebe versagte, wo die Karriere in Frage stand. Charakteristisch hierfür ist die Stellungnahme beider Eltern zu einem und demselben Ereignis. Der Sohn motivierte im August 1825 die Absage seines Besuches im Elternhause mit dem Auftrag, eine Schmugglerbande unschädlich zu machen. Der Vater empfiehlt Strenge, weil Milde dem Sohne dienstlich schaden könne, die Mutter rät zu Milde aus Humanität und christlicher Nächstenliebe. Aber auch die Mutter hat ihre praktische Einstellung zum Leben, sie wünscht, daß ihr Sohn nicht nur Glück, sondern auch Geld erheirate. Und als es sich um die Freilassung des Leibeigenen der Mutter handelte, um die der Sohn bat, weil der Betreffende ihm ein treuer Diener sei, tat sie dem Sohne, dem sie keinen Wunsch abschlagen kann, nur zögernd den Gefallen, weil sie befürchtete, „daß dieser Akt Unzufriedenheit unter unseren Leuten hervorrufen

könnte, die gewiß ebenso, wenn nicht besser, als (der freizulassende) Ivan gedient hätten". Pestel selbst hing, wie schon bemerkt, sehr an seinen Eltern, von seinen Geschwistern insbesondere an seiner Schwester Sophie, aber auch für seine Brüder tat er alles, was in seinen Kräften lag. Zu dem Interessantesten in der Korrespondenz gehören Pestels Auseinandersetzungen mit den Eltern, insbesondere der Mutter, über religiöse Fragen, in denen er sich mit den Eltern nicht in Uebereinstimmung befand, sowie gelegentliche Erörterungen über politische Themen, die aber so vage gehalten waren, daß die Eltern nicht die geringste Vermutung hatten, ihr Sohn könnte sich an einer revolutionären Bewegung beteiligen, geschweige denn in ihr eine führende Rolle spielen. Es ist nun merkwürdig, daß Pestel in mehreren Briefen zwischen Mai und Oktober 1825 von religiösen Erlebnissen zu berichten weiß, die die Eltern sichtlich erfreuen, dagegen verrät er zu etwa der gleichen Zeit so wenig über sich als Revolutionär, daß die Mutter ihm am 31. März 1825 schreiben konnte: „Wie betrübt wäre ich, wenn ich erführe, daß einer meiner Söhne sich unter den sogenannten Liberalen finden könnte, die allerorten und insbesondere bei uns nichts als Brandstifter sind"; und weiter heißt es in demselben Briefe, daß kein anständiger Mensch, unter die Liberalen geraten, lange unter ihnen weilen könnte, denn „sowohl die Vernunft als die Religion würden ihn erkennen lassen, daß er nicht berufen ist, die Gestalt der Reiche zu verändern", ... „die Menschen hätten genug Mittel in der Hand, Gutes in dem Kreise zu tun, in den die Vorsehung sie gestellt hat; es sei genügend für einen edlen Menschen, seinem Vaterlande und seinem Herrscher treu zu dienen, die Pflichten eines Bürgers, Menschen und Christen zu erfüllen".

Ueber die Eltern und den Sohn nach der Verhaftung Pestels bringt der Aufsatz nichts. Harald Cosack.

Aufzeichnungen eines Zeitgenossen über das Jahr 1861. Krasnyj Archiv, Bd. 16, S. 118—164.

Diese Aufzeichnungen („Zapiski sovremennika v 1861 g.") sind Teile eines unvollständig erhaltenen Pamphlets, das die Bauernbefreiung behandelt. Der Autor ist ein fast unbekannter Mann, Ėrast Petrovič Percov, geb. 1804, gest. 1873. Das wenige, was man über ihn weiß, hat A. Sanin, der hier den Druck der Aufzeichnungen besorgt, zusammengetragen. Feststehend ist, daß Percov Herzen gekannt hat, ob er am „Kolokol" mitgearbeitet hat, ist bisher nicht festzustellen. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß das vorliegende Pamphlet für Herzens Zeitschrift bestimmt war. 1861 verfiel der Autor der 3. Abt. und der administrativen Verschickung nach Vjatka, dann Novgorod und durfte ab 1862 bis zu seinem Tode in Petersburg leben. Das Pamphlet selbst geißelt die Unentschiedenheit und die Furchtsamkeit der Regierung, die Bauernbefreiung ins Werk zu setzen, und die Intriguen und Sabotage seitens der Reaktion am Hofe und draußen im Lande; Percov hat scharfe Ohren und Augen für die Lächerlichkeit der Umstände, die den Akt der Bauernbefreiung begleiteten. Harald Cosack.

Zur Geschichte des „Gehens unter das Volk". Krasnyj Archiv, Bd. 15, S. 118—149.

Ė. Korol'čuk gibt hier („K istorii choždenija v narod") ein Manuskript heraus, das der Narodnik A. O. Lukaševič 1877 geschrieben hat, um seinen Parteigenossen seine Erfahrungen, die er bei seinem Wirken unter dem Volk in den Jahren 1874 und 1875 gesammelt hatte, mitzuteilen. Hierzu hat V. Nevskij ein kurzes Vorwort geschrieben, in dem er auf das Wichtigste hinweist, auf den Mißerfolg der kommunistischen Propaganda zu jener Zeit unter den Bauern. Selbst in der Stadt steckte noch im Arbeiter der Bauer, der sich nach dem Dorfe sehnt und in dessen Mentalität befangen ist. Lukaševič hat im Jahre 1907 im Märzheft der Zeitschrift „Byloe" in seinen Erinnerungen

unter dem Titel „V narod“ dasselbe Thema behandelt; die vorliegende Publikation hat die Unmittelbarkeit vor jener abgewogenen Darstellung voraus.

Harald Cosack.

Nečaev. Krasnyj Archiv, Bd. 15, S. 150—163.

Zu der Veröffentlichung über Nečaev im Bd. 14 des Krasnyj Archiv (siehe darüber die Jahrbücher Bd. 3, H. 1, S. 175) hat B. K o ź m i n („Novoe o Nečaeve“) noch weiteres aus den Akten der 3. Abteilung hinzugefügt. Unter dem Titel: U d a v š a j a s j a p r o v o k a c i j a wird die Aktion des Kiever Generalgouverneurs Dondukov-Korsakov und des Chefs der Kiever Gouvernementsgendarmerie Pavlov 1869 und 1870 geschildert, die ohne Wissen der 3. Abteilung unternommen wurde und daher zu dienstlichen Auseinandersetzungen führte, weil die 3. Abteilung die politische Polizei für sich allein beanspruchte. Die Sache, um die es sich handelte, ist kurz die: Nečaev hatte an einen Studenten der Kiever Geistlichen Akademie Vasilij Mavrickij, den er von früher kannte, geschrieben, ihm seine Deckadresse mitgeteilt und ihn aufgefordert, nach Genf zu kommen. Dieser Brief wurde aufgefangen und wurde, nachdem Mavrickij sich von allem Verdacht gereinigt hatte, von den Kiever Beamten benutzt, um Nečaev irrezuführen, mit ihm zu korrespondieren und ihm einen agent provocateur im Namen Mavrickijs zuzuschicken. Wenn auch die Kiever Initiative nicht zu nennenswerten Erfolgen führte, so enthält der Bericht auf S. 152 bemerkenswerte Details. — Unter dem Titel „S t a r y j p r i j a t e l'“ N e č a e v a folgt das Geschichtlein der Korrespondenz zwischen Nečaev und Feofil Feofilovič Pucykovič, dem Bruder des Viktor Pucykovič, der 1879—1881 in Berlin den „Russkij Graždanin“ herausgab [und dessen literarischer Nachlaß vor einigen Jahren in den Besitz der preußischen Staatsbibliothek überging]. Nečaev, der allen Bekannten Aufrufe übersandte, schickte solche auch Pucykovič zu. Die 3. Abteilung ließ die Sendung durch, um Pucykovič zu erproben, dieser begriff die Gefahr und gab einen Brief an Nečaev zur Post, der der 3. Abt. an seiner Untertanengesinnung und Carenergebenheit keinen Zweifel ließ. Filippeus, Abteilungschef in der 3. Abteilung (über ihn siehe R. M. Kantor, V pogone za Nečaevym. 2. Aufl. Leningrad u. Moskau 1925, S. 24—29), ließ Pucykovič kommen, und letzterer mußte einen Bericht über Nečaev für die 3. Abt. schreiben. Nečaevs und Pucykovičs Briefe, sowie dieser Bericht sind hier gedruckt. — Im Abschnitt: I z s t u d e n č e s k i c h l e t S. G. N e č a e v a ist ein Bericht eines Studiengenossen Nečaevs Machin veröffentlicht, den dieser der Politischen Polizei, kompromittiert durch einen Brief Nečaevs, einreichen mußte. Danach gehörte Machin 1866/67 zu Nečaevs Moskauer Freundeskreise, den dieser mit dem Schriftsteller F. D. Nefedov (1838—1902) und seinem ehemaligen Lehrer V. A. Dement'ev, dem langjährigen Sekretär M. P. Pogodins, bildete. Nečaev selbst arbeitete damals für Pogodin und hat einige Zeit bei diesem gewohnt. — Der nächste Abschnitt: S. G. N e č a e v i s t o r o ž S e r g i e v s k o g o u č i l i š č a führt in den Beginn des Jahres 1869 und in die Zeit der Tätigkeit Nečaevs als Lehrer in Petersburg. Der Schuldiener denunzierte Nečaev wegen unmoralischen Lebenswandels und schlechter Behandlung seiner Person, Nečaev wußte sich zu rechtfertigen, und die vorgesetzte Behörde attestierte ihm, daß er seine Schule in Ordnung halte. — Den Schlußabschnitt bildet e i n S c h r e i b e n A. S. G r a d o v s k i j s a n M. N. K a t k o v. 1869, während seines ersten Aufenthaltes im Auslande, hatte Nečaev im Blatt „Narodnaja Rasprava“ eine Liste von Personen veröffentlicht, deren schädliches Tun ihre Vernichtung fordere. Unter diesen waren auch der Redakteur der „Moskovskie Vedomosti“ Katkov und der Petersburger Jurist Gradovskij genannt. Gradovskij bittet Katkov, sein für Rußland so wertvolles Leben in acht zu nehmen.

Harald Cosack.

Hirsch Lekert und sein Attentat. Krasnyj Archiv, Bd. 15, S. 86—103.

Nach einem Vorwort von M. R a f e s über die Bedeutung Lekerts, seines mißglückten Attentats auf das Leben des Wilnaer Gouverneurs von Wahl

und seiner Hinrichtung im Jahre 1902 für die proletarische Bewegung unter den Juden Westrußlands bietet R. Arskij Material über die Verurteilung und Hinrichtung Lekerts („Girš Lekert i ego pokušenie"). Für Rafes ist Lekerts Tat das Resultat des erwachenden Klassenbewußtseins des jüdischen Fabrikproletariats, für das im „Bund" der jüdischen Kleinhandwerker kein Raum war, während Arskij in ihr die willkürliche Handlung eines einzelnen Individuums sieht. — Im Jahre 1922 ist Lekert ein Denkmal in Minsk gesetzt worden. Harald Cosack.

Erster Balkankrieg. Krasnyj Archiv, Bd. 15, S. 1—29, Bd. 16, S. 3—24.

Bereits in Bd. 8, S. 1—48 und Bd. 9, S. 1—31 des „Krasnyj Archiv" hat A. Popov Akten zu diesem Thema unter dem Titel „Diplomatičeskaja podgotovka Balkanskoj vojny 1912 g." veröffentlicht und mit einem Begleittext von 15 Seiten versehen. Die in Bd. 15 und 16 publizierten Akten bilden die unmittelbare Fortsetzung („Pervaja Balkanskaja vojna") zu den Dokumenten in Bd. 8 und 9, wiederum hat ihnen A. Popov eine Zusammenfassung auf 12 Seiten vorausgeschickt. Während in Bd. 8 und 9 die Gestaltung des serbisch-bulgarischen Verhältnisses unter tätigster Mitwirkung Rußlands zur Darstellung kommt (16./29. Sept. 1911 — 1./14. März 1912), schildern Bd. 15 und 16 (1./14. Mai 1912 — 27. Okt./9. Nov. 1912) die griechisch-bulgarischen Beziehungen und das Zusammenspiel Rußlands, Frankreichs, Englands gegenüber Deutschland und Oesterreich-Ungarn bis in den ersten Monat des am 9. Okt. begonnenen Krieges der Balkanstaaten gegen die Türkei. Harald Cosack.

2. Duma. Zur Geschichte der Verhaftung der Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion der 2. Duma und des Gerichtsverfahrens gegen sie. Krasnyj Archiv, Bd. 16, S. 76—117.

Die Akten, die S. Valk („K istorii aresta i suda nad social-demokratičeskoj frakciej II Gosudarstvennoj Dumy") veröffentlicht, zerfallen in zwei Teile. Der eine Teil bezieht sich auf das Material, das die Regierung ihrer Anklage gegen die sozialdemokratische Fraktion zugrunde legte und auf die erste Haussuchung in den Räumen der Fraktion; der andere enthält Nachrichten über die Person und die Tätigkeit der Spitzel, deren sich die Geheimpolizei bei ihrer Aktion gegen die Sozialdemokraten bediente. Das Kernstück des ersten Teiles bildet der von V. Vojtinskij verfaßte „Nakaz voinskich častej Peterburgskogo garnizona v social-demokratičeskuju frakciju Gosudarstvennoj Dumy", der bisher im Wortlaut noch unbekannt war. Bezeichnend ist ferner die Tatsache, das die militärische Organisation, von der der Nakaz ausging, ihre Vertreter selbst unter der Mannschaft der carischen Yacht „Standart" besaß. Was die Spitzel der Geheimpolizei im Lager der Sozialdemokratie betrifft, so galt bisher als der Verräter allein B. Brodskij, den Burcev 1911 in „Buduščee" Nr. 4 an den Pranger stellte. Im Jahre 1913 tauchten Nachrichten von der Mitwirkung der E. N. Šornikova-Judkevič auf, doch wurden sie nicht recht geglaubt. Noch 1924 spricht V. Vojtinskij in seinem in Berlin erschienenen Buche „Gody pobed i poraženij" nur von Brodskij, heute steht die Mitwirkung der Šornikova-Judkevič an der Hand der neuen Akten fest. Harald Cosack.

Aus dem Archiv Ščeglovitovs. Krasnyj Archiv, Bd. 15, S. 104—117.

Iv. Tobolin publiziert („Iz archiva Ščeglovitova") 10 Dokumente verschiedensten Inhalts, die in den Akten der Außerordentlichen Untersuchungskommission der Provisorischen Regierung gefunden wurden und sich heute (9 Originale, 1 Kopie) im Archiv der Revolution und Auswärtigen Politik befinden. 7 von den Dokumenten sind Briefe und haben Ščeglovitov zum Empfänger. Das nur in Kopie vorhandene Stück ist ein Brief Wittes vom 6. April 1909 mit einem Brief Burcevs als Anlage, das die Mit-

wirkung eines gewissen Fedorov am Attentat gegen Wittes Haus seitens des Schwarzen Hunderts im Jahre 1906 zum Gegenstande hat. Beschwerden Wittes über die Polizei enthält ein Brief Stolypins vom 25. Dez. 1910, in dem Stolypin durch eine Resolution des Caren den Beschwerden Wittes ein Ende bereiten will. Ein anderer Brief Stolypins vom 23. Aug. 1908 ist von hohem, politischem Interesse. Stolypin will die Ausnahmezustände in Rußland beseitigen und braucht dazu ein Knebelungsgesetz für die Presse als Voraussetzung, Ščeglovitov soll seine Richtlinien in seinem Ressort zu einem Gesetzentwurf ausgestalten. Ein Schreiben Chvostovs in seiner Eigenschaft als Gouverneur in Nižnij-Novgorod vom 5. Sept. 1912 beleuchtet das Kapitel der Wahlbeeinflussung durch Machenschaften der Regierung. Ein weiteres Schreiben aus Floriščeva Pustyń vom 27. Dez. 1912 entstammt der Feder des verbannten Gegners Rasputins, des Mönches Iliodor, der darum bittet, ihn dem geistlichen Gericht zu entziehen, weil dieses ihn verderben will. Auch N. Maklakov kommt mit einem Schreiben vom 10. Juli 1915 zu Wort. Der Exminister klagt über die Lage, in die das russische Samoderžavie gerate, daß an Stelle seiner eine Oligarchie ans Ruder komme dank Leuten, wie der „verjudete" (židovskij kantonist) Krivošein und „der alte zynische Schuft" Grymza, daß es eine Lüge sei, daß alles nur das eine Ziel habe, „den Feind zu besiegen", daß vielmehr „das Ziel sei, den Caren zu überzeugen, daß die Regierung seine Feinde, die Sozialisten, Kadetten und komplette Idioten (machrovye bolvany) wie Rodzjanko seine Freunde seien", daß das Hauptquartier, nachdem es im Felde versagt habe, jetzt seine Nase in alle inneren Angelegenheiten stecke und Schaden stifte. Hiernach folgt ein Brief Bobrinskijs vom 22. Nov. 1915, der sich auf den gleichzeitigen Monarchistenkongreß, auf dem Ščeglovitov den Vorsitz führte, bezieht. Die 3 anderen Dokumente sind ein Bericht Ščeglovitovs an den Caren über die Verurteilung des ehemaligen Direktors des Polizeidepartements, A. Lopuchins, wegen der Azevaffaire zu 5 Jahren Zwangsarbeit, auf dem der Car seine Zufriedenheit durch den Marginalvermerk „Zdorovo" zum Ausdruck brachte, sowie zwei Eingaben Stürmers an Nikolaj II. vom 6. und 29. Januar 1917, in denen er um seine Aufnahme in den Staatsrat bettelt, nachdem er für das Jahr 1917 aus der Liste gestrichen war.

Harald Cosack.

Zur Geschichte des Kirgisenaufstandes von 1916. Krasnyj Archiv, Bd. 16, S. 53—75.

Ueber die Aufstandsbewegung in Turkestan und der Kirgisensteppe, die infolge der im Juni 1916 ergangenen Einberufung der indigenen Bevölkerung zum Dienst als Heeresarbeiter ausbrach, ist eine Reihe von Arbeiten erschienen: Z. Mindlin, Kirgizy i revoljucija (Novyj Vostok, 1924, Nr 5); T. Ryskulov, Iz istorii boŕby za osvoboždenie Vostoka (ibid. Nr 6); G. I. Brojdo, Materialy k istorii vosstanija kirgiz v 1916 g. (ibid. Nr 6); A. Miklaševskij, Social'nye dviženija 1916 g. v Turkestane (Byloe, 1924, 27—28). Zu diesem Thema steuert hier A. Čulošnikov unter dem obigen Titel (K istorii kirgiz v 1916 g.) sechs Dokumente von z. T. außerordentlichem Werte bei und versieht sie mit kurzem Geleitwort. Die wichtigen Dokumente sind: das Protokoll der Kirgisenversammlung in Orenburg vom 7. Aug. 1916; das undatierte Memorandum über die Kirgisen, das in den Sept. 1916 zu setzen ist und wohl für die Duma bestimmt war, und der Bericht des Militärgouverneurs des Semirečegebiets über den Verlauf des Aufstands in seinem Gebiet, geschrieben alsbald nach Erlöschen des Aufstands gegen Ende des Jahres 1916. Während in Orenburg die kirgisische liberale Intelligenz, die sich seit 1912 um die Zeitung „Kazak" scharte, die Führung hatte und nach Kompromißformeln suchte, ging die Bewegung sehr bald ihre eigenen Wege und wurde zu einer ausgesprochenen Massenbewegung. Der Bericht des Militärgouverneurs deckt den Umfang und die Intensität des Aufstands auf, der große Opfer unter der ortsansässigen russischen Bevölkerung, noch weit größere unter den Kirgisen

gefordert hat. Erwähnt sei noch, daß das Memorandum vom September beteuert, daß keine feindlichen Einflüsse unter den Kirgisen wirksam seien, daß aber der Bericht des Militärgouverneurs des Smirečegebiets deutsche Einflüsse von Kuldsha und Kaschgar her konstatieren zu können meint.

Harald Cosack.

Friedland: Die Februarrevolution 1917 und die europäische Sozialdemokratie. Proletarsk. rev., kn. 2—3, 1927.

Der Autor versucht die Stimmung der europäischen Sozialdemokratie nach der russischen Revolution darzulegen.

Der Einfluß auf die deutsche Sozialdemokratie war ein gewaltiger. Der ehemalige Kanzler Müller sagt in seinem Buche „Der Weltkrieg und die deutsche Revolution": „Der Sturz der Zarenwelt gab der deutschen Sozialdemokratie ein deutliches Ziel zu verfolgen". Auch Scheidemann in seinem „Sturz des deutschen Kaiserreichs" gibt zu, daß sich die Psyche des deutschen Volkes durch die russische Revolution verändert hätte.

Die deutschen Sozialdemokraten hatten während des Weltkrieges fortwährend betont, ihr Kampf wäre der Kampf gegen den Carismus; nun mußte man eine neue Stellung einnehmen.

Die „Sozialistischen Monatshefte" vom März 1917 bringen in einem Artikel von Schippel Aussprüche von Bethmann-Hollweg und Czernin, die erklären, man wäre zum Frieden mit dem russischen Volke, daß den Krieg nicht wollte, gern bereit. Der Autor des Artikels betont, daß Deutschland keinen Krieg mit Rußland wünsche, ihr gemeinsamer Feind sei das imperialistische England. Derselbe Gedanke wird auch aus einem Briefe Hans Delbrücks an Prof. Mitrofanov zitiert.

Der „Vorwärts" nennt auch in einem Artikel „Das neue Rußland", Rußland als zukünftigen Alliierten gegen England.

Im Wiener „Kampf" schreibt Austerlitz, die russische Revolution sei ein Lichtstrahl in der Finsternis des Krieges. Aber ein sofortiger Frieden müsse geschlossen werden, sonst kommt Rußland unter englisches Protektorat.

In der „Neuen Zeit" schrieb Kautsky über die Perspektiven der russischen Revolution. Sei sie eine rein bürgerliche oder eine proletarische? Für ein großes Fragezeichen hielt er die Bauern.

In der „Neuen Zeit" vom 12. Oktober 1917 schrieb aber schon Kunow, Kerenskij habe abgewirtschaftet, die sozialistische Basis im Ministerium sei zu stärken.

Viel weniger als die deutschen verstanden die französischen Sozialdemokraten die russische Revolution. Sie sahen sie nur aus dem engen Gesichtskreis ihrer Kriegsinteressen. Der Belgier Vandervelde in seinem Buche „Trois aspects de la revolution russe" sieht in den russischen Friedenstendenzen nur Resultate der deutschen Agitation und hofft das revolutionäre Rußland noch für den „heiligen Krieg" zu begeistern.

Nadežda Jaffe.

Cäcilie R—č: Die Februarrevolution und die Emigration. Kat. i Ssylka 1927, kn. I.

Die Autorin ist auch eine von denen, die mit Lenin im berühmten Zuge durch Deutschland aus der Schweiz kamen. In ihrer Erzählung sind interessant die unliebenswürdigen Bemerkungen, die die Soldaten den Bolschewisten an der Grenze zuriefen: „Die Bolschewisten sind durch Deutschland gekommen, sollen sie zurück nach Deutschland fahren!"

Nadežda Jaffe.

Olga Ravič: Die Februarrevolution 1917 in der Schweiz. Katorga i Ssylka 1927, kn. I.

Die Autorin war Mitglied der bolschewistischen Emigrantengruppe zu Genf. Hauptprinzipien dieser Gruppe zur Zeit des Krieges waren: „Krieg — dem Kriege". „Die Waffen müssen in jedem Lande gegen die eigene Regierung und eigene Bourgeoisie gewendet werden".

Gleich nach der Revolution wurde eine Versammlung zusammengerufen, in der Zinoviev ein Mißtrauensvotum der zeitweiligen Regierung verlangte und als Forderung eine allgemeine Bewaffnung der Arbeiter aufstellte.

Die Hauptfrage war jetzt die Reise nach Rußland. Die Autorin behauptet, daß die Reise durch Deutschland ein Vorschlag Martovs war; er dachte es nur als Austausch gegen Kriegsgefangene durchzuführen.

Endlich fuhren die ersten 32 mit Lenin an der Spitze aus Bern über Deutschland nach Rußland.

Die Stimmung im Zuge ist eine frohe. Mehr im Scherz wie im Ernst wird davon gesprochen, daß Lenin das Haupt der zukünftigen revolutionären Regierung wohl werden würde.

So geht es durch Deutschland, Schweden nach Rußland. Die Begegnung auf der Grenze der Heimat ist sehr kühl. Lenin fängt schon hier seine Reden zu den Soldaten gegen den Krieg an. Aber in Petersburg ist die Begegnung grandios. Die Matrosen tragen Lenin auf den Händen in die ehemaligen Carenräume des Bahnhofs. Ein drohendes Zeichen.... Abends trifft sich die Gruppe im Schlosse der Kšešinskaja und ihre Tätigkeit beginnt. Nadežda Jaffe.

Die Februarrevolution und die europäischen Sozialisten. Materialien zur internationalen Konferenz. Krasnyj Archiv, Bd. 15, S. 61—85, Bd. 16, S. 25—43.

A. Šljapnikov beleuchtet („Fevral'skaja revoljucija i evropejskie socialisty") an der Hand von 26 Dokumenten den Kampf der Ententeregierungen, einschließlich der Regierung der kurzlebigen russischen demokratischen Republik, und der Rechtssozialisten derselben Länder gegen den Frieden. Er zeigt insbesondere das Doppelspiel auf, das die russischen Rechtssozialisten im Petersburger Rat der Arbeiter- und Soldatendeputierten einerseits und in der Regierung (Kerenskij, Černov, Pešechonov, Cereteli, Avksent'ev) andererseits spielten. Unter dem Einfluß der Friedenssehnsucht des russischen Volkes, dem die Ziele des Krieges fremd oder verabscheuenswert waren, propagierten die Rechtssozialisten vor der Oeffentlichkeit im Petersburger Rat den Frieden, während sie als Regierungsmitglieder auf den Wegen der verpönten Geheimdiplomatie den Krieg in Uebereinkunft mit England und Frankreich weiterführen wollten. (Cfr. insbes. das Telegramm Nabokovs aus London v. 29. Juli a. St. in Bd. 16, S. 37.) An diesem intriganten Doppelspiel scheitern auch die Bemühungen um die Internationale Sozialistische Konferenz, deren Ziel es sein sollte, den Frieden herbeizuführen. Die Bol̆seviki haben von vornherein die Situation erkannt und den Kampf von vornherein aufgenommen. Šljapnikov selbst ist Ende April 1917 die Rolle zugefallen, die Ententekommission aus Rechtssozialisten, die damals nach Rußland zu Kriegspropagandazwecken von den Regierungen Frankreichs und Englands entsandt war und aus Moutet, Lafont, Cachin, Albert Thomas und Sanders, O'Grady, Wilton bestand, bei deren Empfang im Exekutivkomitee des Petersburger Rats zu entlarven. (Cfr. hierüber Bd. 15, S. 63—72.) Ueber die unfruchtbare Arbeit der Ende März 1917 beim Exekutivkomitee des Petersburger Rats errichteten Abteilung für internationale Beziehungen, über die Tätigkeit der nach Stockholm entsandten Kommission, bestehend aus Rozanov, Gol'denberg und Ėrlich, über Ėrlich und Gol'denberg in London und Paris, über Verhandlungen der Kommission in Stockholm mit Haase und Genossen und mit Max Adler geben die hier publizierten Akten Auskunft. Harald Cosack.

Jaroslavskij: Die Bolschewisten in den Februar-Märztagen. Proletarsk. rev. 1927, kn. 2—3.

Der bolschewistische Parteihistoriker schildert die Ansichten seiner Partei in den Februar-Märztagen 1917.

Während der Kriegsjahre war die Tätigkeit der Bolschewisten durch die vielen Verhaftungen vollkommen lahm gelegt. Erst am 18./5. März er-

schien die erste Nummer des bolschewistischen Organs „Pravda". In dieser Nummer war die Resolution des Zentr.-Kom. der Partei abgedruckt. Hier wurden die Thesen der bolschewistischen Stellung zusammengefaßt: Die jetzige zeitweilige Regierung sei im eigentlichen Sinne gegenrevolutionär, denn sie besteht aus Vertretern des Großkapitals und des Adels: darum könne ihr kein Zutrauen gewährt werden. Aufgabe der revolutionären Demokratie sei Kampf für die Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft. Diese Resolution rief Empörung nicht nur in der bürgerlichen, sondern auch in der sozialistischen Presse hervor, da sie den damals herrschenden Parteifrieden zu stören versuchte.

Der Autor des Artikels wirft dem damaligen Führer der Partei, Kamenev, Fehler vor. Er hätte seine Gruppe nicht sofort und genügend energisch von den Menschevisten getrennt. Am meisten aber tadelt er seine Stellung in der Kriegsfrage. Kamenevs Aussprüche zu jener Zeit waren: „Die Armee darf nicht desorganisiert werden. Wir können nur die Regierung zu einem baldigen Friedensschlusse drängen. Der Krieg muß von einer organisierten Armee beendet werden, durch einen Vertrag zwischen gleichstehenden Nachbarn, nicht durch blinde Unterwerfung unter den deutschen Imperialismus." Auch protestierte Kamenev gegen Lenins Glauben an eine sofortige soziale Revolution. Kamenev sowie Trockij hielten diese Revolution für eine bürgerliche, Lenin prophezeite ihr Auswachsen in eine soziale.

Auf der Aprilkonferenz der Partei siegten die Ideen und Prinzipien Lenins.

Nadežda Jaffe.

Die Romanovs und die Alliierten in den ersten Tagen der Revolution.

Krasnyj Archiv, Bd. 16, S. 44—52.

Aus dem Voenno-Istoričeskij Archiv in Moskau entnimmt I. Gelis die von ihm hier („Romanovy i sojuzniki v pervye dni revoljucii") veröffentlichten Akten, die in die Zeit vom 14.—21. März 1917 n. St. fallen. Die Reihe eröffnet ein Brief des englischen Generals Williams an den Caren, geschrieben noch ohne Kenntnis von dessen Abdankung, in welchem er sich mehr als einmal als absolut treu dem Caren und der Carin [sic!] bezeichnet, um Nikolaus unter diesem Deckmantel die Fortsetzung des Krieges und das Zugeständnis des parlamentarischen Regimes zu suggerieren. Alle Unruhen im Reich seien nur Intriguen der Deutschen und zerstöben sofort durch die Schaffung einer Regierung der gewählten Vertrauensmänner der Nation (Nr 1). Danach setzt die Aktion ein, den Caren aus Rußland nach England zu entfernen. Williams konferiert am 6./19. März hierüber mit der Carin-Mutter, er ist im Auftrage seiner Regierung für England, sie für Dänemark. Schwierigkeiten bereitet, daß der Car ohne die Carin nirgends hingehen will (Nr 3). Ein Schritt auf dem Wege, des Caren habhaft zu werden, bedeutet der Vorschlag aller Militärbevollmächtigten der Alliierten an General Alekseev vom gleichen 6./19. März, den Caren unter ihrer persönlichen Begleitung nach Carskoe Selo zu bringen, was Alekseev jedoch ablehnt (Nr 2). Der zweite Teil von Nr 3 gibt die Konferenz des Williams mit dem Großfürsten Aleksander Michajlovič, die sich unmittelbar an die Unterredung mit der Carin-Mutter anschloß. Gegenstand ist die Durchkreuzung der deutschen Agitation, die Arbeiterklassen Rußlands in Aufruhr und durch sie den Krieg an der russischen Front zum Ende zu bringen. Hierbei verfolgt Williams den zweiten Teil seines Programms, Nikolaj Nikolaevič — als starken Mann für Krieg und Konterrevolution — zum Oberbefehlshaber zu machen. Zur Unterstützung Rußlands wird eine gemeinsame Deklaration der Alliierten zugunsten der gegenwärtigen Regierung beraten, um sie zur Fortführung des Krieges bis zum Siege zu stärken, sowie ein Manifest gleichen Sinnes seitens der Großfürsten an das Volk, was der Großfürst (offenbar aus Kenntnis der Unpopularität aller Großfürsten) leise, Alekseev im Marginal kraß ablehnt. Das Oberkommando des Nikolaj Nikolaevič hatten die alliierten Militärbevollmächtigten bereits am Tage zuvor in Telegrammen an die verschiedensten Kommandostellen als Pfand des Sieges bezeichnet (Nr 4). Umgehend dankt ihnen Nikolaj Nikolaevič (Nr 5). Am 8./21. März macht Williams Alekseev den Vorschlag, die zwischen den alliierten

Militärbevollmächtigten und den Oberkommandos der Fronten gewechselten Telegramme zu veröffentlichen, und macht hierbei die charakteristische Einschränkung: „Wenn es nötig ist, so könnte man den Namen des Großfürsten Nikolaj Nikolaevič unerwähnt lassen" (Nr 6). Harald Cosack.

März—Mai 1917. Krasnyj Archiv, Bd. 15, S. 30—60.

Unter diesem Titel gibt Ja. Jakovlev den „Obzor položenija Rossii za tri mesjaca revoljucii po dannym Otdela snošenij s provinciej Vremennogo Komiteta Gosudarstvennoj Dumy" heraus, der sich im Archiv der Oktoberrevolution befindet. Am 10. März 1917 war die Dumaabteilung für den Verkehr mit der Provinz begründet worden und hatte den Zweck, einerseits Informationen über die Provinz zu sammeln und andererseits Einfluß auf die Provinz zu gewinnen, um die bürgerliche Revolution zu sichern. Der Bericht ist trotz aller Vorsicht seiner Fassung und aller Durchsichtigkeit seiner Tendenz außerordentlich lehrreich in bezug auf die allgemeine Desorganisation des Landes nach dem Februarumsturz. — Den Kern des Berichts bildet die Haltung des Bauerntums. „Die allgemeine feste Ueberzeugung des Bauerntums ist die, daß der Boden in den Besitz des Volkes übergehen muß und übergehen wird" (S. 45); „fast auf allen Bauerntagungen wird in den Beschlüssen der Privatbesitz am Boden aufgehoben" (S. 46). In Uebereinstimmung hiermit wenden die Bauern allenthalben Gewalt nicht nur gegen den Großgrundbesitz, sondern auch gegen die kleineren Besitzer einschließlich der „otrubniki" Stolypins an. Bemerkenswert ist im Gegensatz zum Jahre 1905 der Zug, Vernichtungen von Werten zu begegnen, es heißt jetzt: „Ohne Caren ist die Situation eine andere, die alte Obrigkeit kehrt nicht wieder, man muß jetzt selbst darauf achten, daß kein Schaden unnützerweise entstehe" (S. 34). So übernehmen die Bauern den Schutz der Wälder gegenüber Holzungen seitens der Grundbesitzer, nur für den Kreis Mozyr des Gouv. Minsk wird gemeldet, daß die Bauern die Wälder anzünden, weil sie den Großgrundbesitzern gehören. Geschürt wird die revolutionäre Aktivität des Dorfes insbesondere durch die überall erscheinenden Deserteure von der Front. — Das städtische Kleinbürgertum wird als wenig aktiv und der Ordnung relativ zugänglich bezeichnet; das Proletariat wird im Bericht kaum gestreift. Einmal heißt es, daß sich ein Gegensatz zwischen Bauern und Arbeitern bemerkbar mache (S. 57), ein anderes Mal wird konstatiert, daß die Arbeiter im Gegensatz zum Kleinbürgertum „die Freiheit als solche zu schätzen wissen" (S. 58). Auch verschweigt der Bericht nicht, daß sich bereits kleine Republiken zu bilden beginnen: in Cherson, in Schlüsselburg, in Caricyn und vor allem in Kronstadt. — In den Händen der Reaktion befinden sich nur Bessarabien und Teile der Gouvernements Černigov und Mogilev, die unter der Einwirkung des Hauptquartiers stehen. In der Geistlichkeit hat die Reaktion einen unentwegten Helfer (S. 35), doch machen sich Ansätze bemerkbar, sich mit der Demokratie zu befreunden und demokratische Prinzipien für das Gemeindeleben nutzbar zu machen (S. 59). — Von den nichtrussischen Völkern wird nur die Ukraine berührt und dabei festgestellt, daß die ukrainische Intelligenz die Wiedererstehung der selbständigen Ukraine anstrebe, die Volksmassen dagegen zu Rußland stehen. Die Bauerntagung in Poltava habe politisch ein föderatives Rußland mit weitgehender Autonomie für die Ukraine und ökonomisch den Sozialismus gefordert (S. 38). — Angesichts der Aufgaben, vor die die bürgerliche Revolution das russische Volk gestellt hatte, trat das Interesse am Krieg zurück. Zu Beginn der Revolution lautete die Losung „Bis zum siegreichen Ende", doch ward sie bald durch den Ruf „Frieden ohne Annexionen und Kontributionen" abgelöst, und es ließen sich bereits Stimmen vernehmen: „Bis zum Herbst halten wir die Front, aber dann gehen wir nach Hause" (S. 56). — Trotz der düsteren Einzelheiten klingt der vom Abteilungsleiter P. Romanov unterzeichnete Bericht optimistisch für die Befestigung der bürgerlichen Republik aus. Harald Cosack.

Vilenskij-Sibirjakov: Zehn Jahre nach der Februarrevolution. Kat. i ssylka 1927, kn. I.

Miljukov, erzählt der Verfasser, nannte die Februarrevolution, als sie geschah, ein Wunder. Aber schon damals hatte Lenin gesagt: „Die Geschichte kennt keine Wunder, nur dem Spießer erscheint vieles als Wunder".

Miljukov hatte selbst zugegeben, daß jetzt, vor dem Feinde, er und seine Partei keine Revolution wünschten; nur durch die Schuld, die verbrecherische Schuld des Carenregims, mußte die Revolution geschehen. Für Lenin war diese Revolution nur eine Etappe, die das Bürgertum zur Macht brachte.

Rußland war, nach der Meinung des Verfassers, in den Weltkrieg hineingezogen, weil in den Händen der englisch-französischen Bourgeoisie sich 60/70 Prozent des ganzen Kapitals befanden; die russische Bourgeoisie hoffte auch im Kriege gute Geschäfte zu machen. Aber der Krieg rief eine Steigerung der Preise und Lebensmittelunruhen hervor. Die Atmosphäre war geladen. Ueberall herrschte Unzufriedenheit mit dem Caren. Wie Miljukov und Denikin es bezeugen, war eine Verschwörung in den Hofkreisen, um eine Palastrevolution hervorzurufen, vorhanden. Es waren jene Kreise, die sich an Rasputins Mord beteiligt hatten. Als am 27. Februar 1917 die Revolution siegte, waren gleich zwei Machtorgane da: das Komitee der Duma und der Sovet der Arbeiter und Soldaten. Das zweite Organ übte eine ständige Kontrolle über das erste aus. So wollte das Dumakomitee den Caren ins Ausland reisen lassen, was vom Sovet verboten wurde. Im April wurden die Thesen der bolschewistischen Partei ausgearbeitet: 1. Die Macht kann nur den Sovets der Bauern- und Arbeiterdeputierten gehören. 2. Der Frieden kann nur von einer revolutionären Regierung geschlossen werden, die keine Abmachungen mit dem westlichen Kapitalismus anerkennt.

In diesen Februartagen 1927 galt es besonders die zehnjährige Befreiung der politischen Sträflinge zu feiern, deren viele jetzt in den Reihen der Sovets, nach Meinung des Autors, einen revolutionären Kampf führen. Er muß aber auch zugeben, daß zahlreiche ehemalige politische Sträflinge, wie er sich ausdrückt, auf der anderen Seite der Barrikade standen und stehen.

Nadežda Jaffe.

O. Varenzova: Lenin über die Februarrevolution. Proletarsk. rev. 1927, N. 2—3.

Der Autor versucht aus den Briefen Lenins aus der Schweiz, unmittelbar nach der Revolution geschrieben, seine Ansichten über die Februargeschehnisse festzustellen.

Lenin hat von den ersten Tagen des Krieges an zu beweisen versucht, daß die Weltsituation revolutionär sei und der Kapitalismus seine letzte Krise erlebe. Man kann zwar nicht feststellen, ob die Revolution im Kriege oder nach dem Kriege entbrennen wird, aber nur Arbeit in dieser Richtung darf eine sozialistische genannt werden. Die revolutionäre Klasse jedes Landes muß in diesem Kriege einen Zusammenbruch ihrer Regierung wünschen.

Nach der Februarrevolution sah Lenin in der zeitweiligen Regierung keine zufälligen Vertreter, sondern Vertreter der russischen Bourgeoisie. Ihre Außenpolitik sei die Politik des ausländischen Kapitals; ein demokratischer Frieden sei nicht im Interesse dieser Regierung. Was hielt jetzt Lenin für die Aufgabe seiner Partei? Bekämpfung der Chauvinisten, wenn auch Revolutionäre und Republikaner; Kampf gegen die zeitweilige Regierung für die Diktatur der Sovets. Man müsse in den Sovets die Richtungen Chĕidze und Kerenskij scharf bekämpfen. Zuerst müssen die Massen für die Ideale des Bolschewismus gewonnen werden, dann könne man für die Alleinmacht der Sovets kämpfen. Die Staatsmaschine sei nicht, wie Marx es lehrte, einfach von dem Proletariat zu ergreifen, sondern diese Maschine müsse zuerst zerbrochen und eine neue aufgebaut werden.

So skizzierte der zukünftige Machthaber Rußlands noch von der Schweiz aus seine zukünftige Tätigkeit.

Nadežda Jaffe.

Aurelio Palmieri: Il Caucaso Sovietista. L'Europa orientale. Anno 6, Nr. 4, 185—208, Nr. 5, 249—277.

Palmieri gibt in großen Zügen, ähnlich seinen Arbeiten über das Asiatische Rußland, Ukraine und Weißrußland in den voraufgegangenen Nummern von Jahrgang 6 der Europa Orientale, einen Ueberblick über die heutige staatliche Gestaltung der kaukasischen Republiken Georgien, Armenien und Azerbejdzan, und eine Zusammenstellung der politischen Ereignisse, welche der endgültigen Unterjochung dieser Staaten durch die Bolschewiken voraufgegangen sind. — Fra le republiche Sovietiste. — Hier folgen die übrigen zum kaukasischen Gebiet zu zählenden Staatengebilde: Dagestan, Zentralkaukasus mit den verschiedenen Bergstämmen, Kubangebiet usw. und die kleinen Republiken längs der Wolga bis zu den Jakuten hinauf.

Emmy Haertel.

F. E. Dzeržinskij nach archivalischen Nachrichten. Krasnyj Archiv, Bd. 16, S. I—XX.

Juz. Krasnyj veröffentlicht eine Reihe von Dokumenten, die sich alle auf Gefängnis und Verbannung Dzeržinskijs beziehen („F. E. Dzeržinskij po archivnym materialam"). Alles in allem hat Dzeržinskij 11 Jahre in Unfreiheit zugebracht. Während über das Leben Dzeržinskijs nach 1917 reiches Archivmaterial zur Verfügung steht, ist seine Tätigkeit von 1894—1917 schwer zu erfassen. Dzeržinskij hat nur ganz Weniges geschrieben, selbst seine Berichte hat er dem Zentralkomitee mündlich erstattet. Die publizierten Dokumente sollen ein festes chronologisches Gerüst für die Zeit der Illegalität bilden, von dem die Forschung ausgehen kann.

Harald Cosack.

N. N. Dmitriev: Aus dem Merkbuch des Archivars. Krasnyj Archiv, Bd. 16, S. 205—239.

N. N. Dmitriev skizziert in der Rubrik „Iz zapisnoj knižki archivista" die Verhandlungen zwischen dem Petersburger Industriellenverbande (gegr. 1906) und dem Verbande der Industriellen des Moskauer Industrierayons (gegr. 1907) über die Stellungnahme zur Feier des 1. Mais im Laufe des Bestehens der Verbände, um bei den Verhandlungen kurz vor Ausbruch des Weltkrieges als dem Kern der Zusammenfassung zu verweilen. Die Moskauer machten in einem hier abgedruckten Memorandum den Vorschlag, den 1. Mai freizugeben und ihn als Frühlingsanfang zu feiern, um nicht nur die Reibungen, die sich aus dem Verbot der Feier jahraus jahrein ergeben, in Fortfall, sondern gleichzeitig den internationalen Charakter des 1. Mais in Vergessenheit zu bringen. Der Plan scheiterte an der Ablehnung der Petersburger Unternehmer, die sie am 7./20. Juli 1914 den Moskauer Fabrikanten bekanntgaben (S. 205—209). — Die wirtschaftlichen Pläne des französischen Kapitals in Rußland für die Zeit nach dem Kriege, wie sie in Verhandlungen des Komitees der Industrie und der Kooperation Frankreichs und Rußlands mit dem Rat der Kongresse der Industrie und des Handels im Juli/August 1916 ihren Ausdruck fanden, sind Gegenstand der Arbeit V. Rejchardts. Unter Veröffentlichung von 5 Stücken des diesbezüglichen Schriftwechsels weist Rejchardt nach, daß das französische Kapital nicht nur die deutsche Konkurrenz in Rußland ausschalten, sondern sowohl den russischen Handel als die russische Produktion unter seine Kontrolle nehmen wollte. Das Mittel dazu sollte die Gründung einer Bank für die Durchführung der Kooperation der Industrien Frankreichs und Rußlands sein (S. 210—218). — V. Selivanov publiziert einen Brief General Stössels an General Glazov vom 16. März 1904, der sich im Archivalienkabinett der Leningrader Staatsbibliothek befindet. Der Brief schildert den Kampf um Port Arthur seit Kriegsbeginn und schließt mit dem Postskriptum: Bog dast, nakladem japošam da ešče k nim zaberemsja (S. 218—220). — „Die Revolution von 1905—1906 in den Berichten der ausländischen Diplo-

maten" betitelt M. G. Fleer seine Skizze der Tätigkeit des Gendarmerieobersts M. S. Komissarov, der 1904—1906 die Ueberwachung der ausländischen Vertretungen leitete. Im Archiv Nr. 1 des Leningrader Historischen Zentralarchivs ist ein Packen von Berichten Komissarovs gefunden worden, die sich auf die Zeit vom 3. Januar bis 12. Juni 1906 beziehen und Auszüge aus den perlustrierten Berichten ausländischer amtlicher Stellen enthalten. Diese Auszüge, die Fleer seiner Arbeit zugrunde legt, enthalten Urteile über die innere Lage des Reichs und spiegeln die negative Einstellung der Vertreter des Auslands zur russischen Revolution wider. Komissarovs Berichte gingen ans Ministerium des Aeußeren und an den Caren (S. 220—224). — N. Bel'čikov veröffentlicht den Entwurf Dostoevskijs zu einem Roman für die Zeitschrift „Zarja", in der er 1870 statt des beabsichtigten Romans den „Večnyj muž" erscheinen ließ. Dieser Roman, dessen Entwurf bereits nach Dostoevskijs Brief an Strachov aus Florenz vom 18./30. März 1869 in den Grundzügen feststand, sollte eine Antwort auf Ap. Grigofevs Rat an Dostoevskij sein, in der Richtung der „Zapiski iz podpol'ja" fortzufahren, sollte viel Persönliches enthalten und den Stil Puškinscher Erzählungen zum Vorbilde haben. Die Unmöglichkeit für Dostoevskij, sein Schaffen an Puškin zu orientieren, ist der Grund, daß der Entwurf — Bel'čikov spricht das aus — Entwurf geblieben ist (S. 224—228). — Unter dem Titel „Die Hinrichtungen auf Lisij Nos in den Jahren der Reaktion" bringt T. Šatilova einen Schriftwechsel des Petersburger Stadthauptmanns aus den Jahren 1907—1908 über die Verwendung des Lisij Nos am Nordausgange der Petersburger Bucht als Hinrichtungsplatz für die wachsende Zahl der zum Tode Verurteilten und über die hierbei zu beobachtenden Formalitäten (S. 228—234). Harald Cosack.

Veresaev: Das Duell und der Tod Puškins, Zum 90. Todestag 29. Jan./10. Febr. Krasnaja Nov'. 1927, kn. 2 und kn. 3. Februar und März.

Der bekannte russische Schriftsteller Veresaev gibt eine systematische Zusammenstellung, ohne Kommentare, der Zeugnisse aller Zeitgenossen über das Duell und den Tod des großen russischen Dichters.

Schon im Jahre 1836 bekam P. Pasquille von unbekannter Hand Mitteilungen, die über das Verhältnis seiner Frau zum Adoptivsohn des holländischen Gesandten Hekkern, dem Franzosen Dantes, handelten. Für den Autor der Pasquille hielten einige der Zeitgenossen einen bestimmten Dolgorukij. Damals forderte P. Dantes, aber es gelang, die Sache beizulegen. Dantes heiratete die Schwägerin P's., Ek. Nik. Gončarova, und P. nahm die Forderung zurück. Aber die Nachstellungen Dantes der Frau P. gegenüber hörten nicht auf. Eine unwürdige Rolle spielte in der Angelegenheit der Gesandte Hekkern, und an diesen richtete nun P. im Januar 1837 einen Brief, in dem er unter anderem schrieb: „Wie eine alte Kupplerin lauern Sie überall meiner Frau auf und erzählen ihr von der Liebe Ihres Sohnes". In demselben Briefe nannte er Dantes „einen Schlingel und Gauner". Hekkern zeigte den Brief seinem Sohn, worauf eine Forderung P's. folgte. Dantes Zeuge war der französische Gesandtschaftsattaché D'Archak. P. selbst wollte keinen Zeugen wählen, aber die Gegenseite bestand darauf. Um keinen Russen, für den es trübe Folgen haben konnte, in diese Angelegenheit zu verwickeln, dachte P. zuerst an einen englischen Gesandtschaftsattachierten. Da aber dieser absagte, mußte er sich an einen Russen wenden und wählte Danzas, seinen Lyzeumskameraden. So fuhr P., begleitet von Danzas, am 29. Jan. 1837/10. Febr. 1837 zu seinem tödlichen Duell. Beide Parteien fuhren durch die allgemeinen Promenadenstraßen. Die Zeugen wollten die Aufmerksamkeit des Publikums erregen um das Duell zu verhindern und zeigten öffentlich die Waffen, aber keiner bemerkte es.

Dantes schoß als Erster, und P. fiel schwer verwundet. Doch wollte er seinem Schuß nicht entsagen und schoß; nur ein Knopf rettete Dantes. Auf dem Rückwege sagte der sterbende P.: „Ich dachte, wenn ich ihn töten werde, würde es mir Freude machen, jetzt sehe ich, daß es nicht so ist". Zu Hause wurde

der Frau gesagt, die Verwundung wäre leicht. P. beruhigte sie mit den Worten: „Sei ruhig, du bist unschuldig". Der Arzt teilte P. mit, daß seine Lage hoffnungslos sei. Der Dichter bedankte sich bei ihm für die Aufrichtigkeit. Der Arzt, Dr. Arndt, brachte P. einen Brief des Caren mit. Die Ueberlieferung wollte wissen, daß der Brief folgenden Inhalt hatte: „Wenn wir nach Gottes Walten uns nicht mehr auf dieser Erde sehen sollten, so schicke ich Dir meinen Segen und eine Bitte, als Christ zu sterben. Um Deine Frau und Kinder sorge Dich nicht; ich nehme sie in meinen Schutz". Wie es aber Suvorin in seinem Tagebuch erzählt, hat er durch Gespräche mit Zeitgenossen feststellen können, daß der Inhalt dieses Briefes unbekannt geblieben war. P. hatte ihn gelesen und dem Arzt zurückgegeben, ohne über seinen Inhalt etwas zu sagen. Auch der Ausspruch des Dichters zu Žukovskij: „Sage dem Kaiser, es tue mir leid zu sterben, ich wäre ganz der Seine", ist Legende. Žukovskij gab selbst zu, ihn im Interesse der Frau und Kinder P.'s verbreitet zu haben.

Der Dichter starb unter furchtbaren Schmerzen, doch erlitt er sie wie ein Held. In der letzten Nacht waren die Schmerzen so stark, daß er sich erschießen wollte. Doch gab er sich Mühe, nicht zu stöhnen. „Nein, ich will nicht stöhnen, meine Frau kann es hören, und es wäre lächerlich, wenn solche Kleinigkeiten stärker wären als ich." Endlich kam der große Erlöser, der Tod.

In den drei Tagen, in denen seine Leiche im Hause ausgestellt war, kamen Massen von Menschen aller Altersstufen und Gesellschaftsklassen an seinen Sarg. Frauen, alte Leute, Kinder, Schüler, einfache Männer in Bauernkleidung und manchmal in Fetzen, kamen, um vom Leichnam des großen Volksdichters Abschied zu nehmen.

Aber die Presse wurde zum Schweigen genötigt. Greč, der in seiner Zeitung „Severnaja Pčela" schrieb, Rußland wäre P. für seine 22 jährige Tätigkeit auf dem Gebiete der Literatur Dank schuldig, bekam eine strenge Mahnung. Kraevskij hatte in einem literarischen Beiblatt zum „Russkij Invalid" P. einen Nachruf im schwarzen Rahmen gewidmet mit folgenden Worten: „Die Sonne unserer Poesie ist untergegangen. Puškin ist tot, tot in der Blüte der Jahre, in der Mitte seiner glänzenden Tätigkeit. Mehr davon zu sprechen habe ich keine Kraft, und es ist auch nicht nötig; jedes russische Herz kennt den ganzen Preis dieses unersetzbaren Verlustes und jedes russische Herz ist zerrissen. P. unser Dichter, unsere Freude, unser nationale Stolz! Haben wir denn wirklich keinen P. mehr! An diesen Gedanken ist es schwer sich zu gewöhnen".

Dieser Nachruf aber hatte unangenehme Folgen für Kraevskij. Er wurde zum Zensor Dundukov gerufen, der ihm im Namen des Ministers Uvarov die größte Unzufriedenheit ausdrückte. „Wozu diese Publikation über P.? Was ist das für ein schwarzer Rahmen um die Todesnachricht eines Mannes, der weder hochbeamtet, noch überhaupt eine Stellung im Staatsdienst einnahm? Nun, das ginge noch! Aber was sind das für Ausdrücke, „Sonne der Poesie", wieso so eine Ehre? P. starb in der Mitte seiner glänzenden Tätigkeit! Was war das für eine Tätigkeit? Der Minister bemerkte sehr richtig, — war denn P. ein Feldherr, ein Minister, ein Staatsmann? Endlich ist er mit fast 40 Jahren gestorben. Gedichte schreiben, sagte Graf Uvarov, wäre keine großartige Tätigkeit."

Die Kirche, wo die Leiche aufgebahrt werden sollte, wurde falsch angegeben, um kein Publikum anzusammeln. Bei einem Gottesdienst in der Wohnung des Dichters war ein ganzes Korps verkleideter Gendarmen. Tatsächlich standen an seinem Sarge mehr Gendarme wie Freunde. In der Universität war ein strenger Befehl erteilt, den Professoren zu lesen und den Studenten, die Vorlesungen zu besuchen. Die Aristokratie fing an, den Toten nur dann zu besuchen, als man von Sympathiebezeugungen des Caren hörte. Sehr wenigen wurde es erlaubt, an der Trauerprozession teilzunehmen. Interessant ist die Relation des Gendarmenkorps: „P. vereinigte in sich zwei Grundeigenschaften. Er war ein großer Poet und ein großer Liberaler und Bekämpfer jeder Macht. Obwohl von Gnadenbezeugungen des Kaisers überhäuft, änderte er seine Gesinnung nicht bis zum Ende des Lebens, sondern mäßigte nur seine Aussprüche. Seinen Eigenschaften zufolge hatte er zwei

Arten von Anhängern: die Literaten und die Liberalen unserer Gesellschaft. Diese wie jene nahmen feurigen Anteil an seinem Tode, die Ansammlung von Besuchern an seinem Sarge war enorm, man hatte die Absicht, die Totenmesse besonders feierlich auszustatten, die Pferde auszuspannen und den Sarg von Menschenhänden tragen zu lassen. Es war schwer zu entscheiden, ob diese Ehrenbezeugungen nicht mehr P. dem Liberalen, als P. dem Poeten galten. Darum, und auf Grund von Aussagen von vielen Wohlgesinnten, — solche Beweise von Volkstrauer über P.'s Tod würden ein unwürdiges Bild des Sieges der Liberalen bedeuten — beschloß die höhere Aufsicht, alle Ehrenbezeugungen zu untersagen, was auch vollzogen wurde.“

Der holländische Gesandte teilte seiner Regierung mit, daß sich die Gefühle der Gesellschaft über P's. Tod mit größerer Macht ausdrückten, als man zuerst erwartet hatte. Aber man müsse mit Gesellschaft nicht die Aristokratie verstehen, die sehr wohl verstehe, daß Herrn Dantes keine Schuld treffen könnte. Diese Gefühle kämen aus einer Gesellschaft, die zum dritten Stand gehörte, wenn es einen solchen in Rußland überhaupt gibt, sich zwischen der Aristokratie und der Volksmasse befindet und sich aus Literaten, Schauspielern, kleineren Beamten usw. rekrutiert.

Der preußische Gesandte sagt in seiner Relation, daß die Kundgebungen, hervorgerufen durch den Tod eines Mannes, der als größter Atheist bekannt war, so stark waren, daß die Macht gezwungen wurde, den Ort der Totenmesse zu ändern und die Beförderung der Leiche in die Kirche für die Nacht zu verordnen.

P. wurde im Pleskauer Gouvernement auf dem Gute seiner Eltern begraben. Ihn geleitete nur sein Freund Turgenev und ein alter Diener; alles wurde streng im geheimen gehalten. Die Frau des Zensors Nikitenko traf auf einer Station einen Bauernwagen, auf dem ein Leichnam lag. Auf ihre Fragen erzählten die Bauern: „Irgend ein P. ist getötet worden. Jetzt wird er zur Beerdigung wie ein Hund auf einem Bauernwagen geschleppt“. Bei der Beerdigung war nur Turgenev und ein Gendarm zugegen.

Und die anderen Helden dieser Tragödie? Auf Wunsch des Caren wurde Baron Hekkern von seiner Regierung abberufen. Dantes wurde aus Rußland ausgewiesen. Er machte in Frankreich politische Karriere, war zuerst legitimistischer, dann bonapartistischer Deputierter und erregte den Haß seines großen politischen Gegners Viktor Hugo. Er starb erst am 23. Oktober 1895. Ein Russe, Sobolevskij, sprach ihn nach vielen Jahren nach dem Duell und sagte ihm: „Es ist jetzt eine alte Geschichte. Sagen Sie mir die Wahrheit, hatten Sie ein Verhältnis mit Frau P.?“ „Darüber kann kein Zweifel bestehen“ war die Antwort.

Frau P. zog sich nach dem Tode ihres Mannes auf das Gut ihres Bruders zurück, kehrte aber in einem Jahre nach Petersburg zurück. Der Car hatte den Wunsch ausgesprochen, sie wieder als Zierde seiner Empfänge begrüßen zu dürfen. Eine ihrer Erscheinungen bei Hofe war ein richtiger Triumph. 1844 heiratete sie den Grafen Lanskoj und starb 1863.

So tragisch und einsam endete sein Leben und wurde zu Grabe getragen das größte russische Dichtergenie. Nadežda Jaffe.

Die Puškin-Briefe in einer Ausgabe des Gosizdat. Pečat' i revoljucja 1927, kn. 2.

Mich. Zjavlovskij bespricht eine Publikation der Briefe Puškins vom Gosizdat. Nur der erste Band der Briefe von 1815 bis 1825 ist erschienen. Redigiert ist die Sammlung von B. L. Modzalevskij. Die Aufgabe M.'s war nicht leicht: er hatte drei besonders wichtige Ziele zu verfolgen: 1. den richtigen wortgetreuen Text wiederzugeben, 2. die Datierung der Briefe festzustellen, da Puškin seine Briefe höchst unvollkommen datiert hat, 3. die Briefe zu kommentieren.

Alle drei Aufgaben sind M. vollkommen gelungen. Besonders wichtig und wertvoll sind die Kommentare. Der Verfasser des Artikels vergleicht diese Publikation mit den Publikationen der Briefe der großen Männer im

Westen. Die Briefe Rousseaus in Frankreich und die Briefe Goethes in Deutschland sind fast ohne Kommentare herausgegeben worden, nur mit Anmerkungen, die auf Spezialliteratur hinweisen. Rußland verfährt demokratischer und gibt Briefe mit Kommentaren heraus, die sie jedem zugänglich machen. Urheber dieser Tradition in Rußland sind noch Majkov und Sajtov, Herausgeber der Briefe des Poeten Batjuškov und des Briefwechsels des Fürsten Vjazemskij mit A. J. Turgenev. Auch die Kommentare zu den Puškin-Briefen, geben jedem die Möglichkeit, den Gedanken eines großen Mannes zu folgen, was schon Puškin selbst „die interessanteste Wissenschaft" nannte.

Auch der zweite Band der Briefe von 1826—1830 liegt schon druckfertig vor. Der Verfasser des Artikels bringt seine Verwunderung vor, daß der Band noch nicht zum Drucke aufgenommen sei und befürchtet, der Gosizdat würde mit diesen kostbaren, ihm zur höchsten Ehre dienenden Veröffentlichungen aufhören; es ist jedoch nur eine Vermutung und es besteht Hoffnung, daß die Arbeit weitergeführt wird.

Den Leser im Auslande berührt es erfreulich, daß Andenken großer russischer Dichter in Sovetrußland in Ehren gehalten werden, und daß an alten russischen Kulturwerten weitergearbeitet wird. Nadežda Jaffe.

Ettore Lo Gatto: La letteratura russa nella letteratura mondiale. Rivista delle letterature slave. Anno 2, 1927, 1—2, S. 79—104.

Lo Gatto beginnt die Wiedergabe einer Reihe von Vorlesungen an der Universität Neapel. Es ist ein Ueberblick über die charakteristischen, typischrussischen Züge der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts, im Gegensatz zu der nur nachahmenden des 18. Alles in großen Zügen dargestellt. Besonderes Interesse dürfte eine in der Anmerkung auf S. 79/80 gegebene Schilderung von der Entwicklung der slavistischen Studien in Italien sein. E. lo Gatto hat im Januar 1927 mit dieser Einführung in die russische Literatur seine Lehrtätigkeit in Neapel begonnen und dem ersten Kolleg diesen Ueberblick vorausgeschickt. Man ersieht daraus, daß in der Nachkriegszeit als erster slavistischer Lehrstuhl in Italien Padua zu nennen ist. Die Universität Rom folgte erst später nach. Emmy Haertel.

Otto Cuzzer: Leone Tolstoj, apostolo ed uomo. 3. Rivista delle letterature slave. Anno 2, 1927, 1—2, S. 105—116.

Cuzzer gibt in den einzelnen Abschnitten: Christentum — Lehre und Wirksamkeit — Erfolg und Möglichkeit der Verwirklichung —, an der Hand von Auszügen aus den einschlägigen Schriften Tolstojs, die im allgemeinen bereits bekannten Züge des Tolstojschen Lehrgebäudes einerseits und im Schlußabschnitt eine Kritik desselben. Ihr Raisonnement: die absolute Unausführbarkeit der Hauptlehre vom Sich-nicht-Widersetzen-dem-Bösen und die Staatsgefährlichkeit ihrer praktischen Auswirkung. Staat und Kirche hatten recht, in Tolstoj einen gefährlichen Feind zu sehen und letztere hatte recht, ihn zu exkommunizieren. Emmy Haertel.

Sergjusz Kułakowski: Poezja rosyjska wieku XX. (Die russische Poesie des 20. Jahrhunderts.) Przegląd Współczesny, Bd. 23 (1927), S. 446—464.

Der vortreffliche Kritiker, dessen Arbeiten über moderne russische Literatur man häufig und gerne in polnischen Zeitschriften, Zeitungen antrifft, zeichnet ein Bild von der Entwicklung und dem Inhalt der russischen Lyrik zwischen 1890 und 1925. Die, leider nur zu kursorische, Ueberschau zeigt einmal, daß sich Aleksander Brückner, der sonst unfehlbare, gründlich geirrt hat, wenn er mit der Bolševikenherrschaft das Ende der russischen Literatur gekommen sah. Die Kontinuität zwischen Früher und Jetzt ist auf lyrischem Gebiet vollkommen. Man kann sagen, daß die NEP in der Dichtung mit mehr Erfolg eingesetzt hat als im Bereich des Politischen. Auch

die eingefleischtesten Kommunisten lesen lieber ein paar schöne Verse in alter, wenn auch gesinnungsuntüchtiger Manier, als in proletarischer Unmanier geschrieben. Schade, daß Kułakowskij nicht den Ausspruch Lenins zitierte, der sich gegen die Parteidichter wandte. Wir sehen also, neben den mit der proletarischen Revolution verwachsenen Futuristen um Majakovskij, noch immer Romantiker, Symbolisten, Realisten: Poeten wie der geniale Esenin und so viele, viele, deren heiliger Muß nach keinem Dogma fragte. Unzerrissen windet sich von ihnen bis zurück in die graue Vorzeit der Bylynen, der „Märe vom Heerzug Igors" das Band, in das die hohe, die herrliche Dichtung, russischer Erde entsprossen, eingeprägt ist . . . Ein bischen mehr, wenigstens anmerkungsweise, gegebene Daten und Titel wären erwünscht gewesen.

Otto Forst-Battaglia.

WEISSRUSSLAND

Eugenio Ljackif: Il poeta della Russia Bianca rinascente: Jakub Kolos. Rivista delle letterature slave. Anno 2, 1927, 1—2, S. 117—122.

Unter den Dichtern der im Aufblühen begriffenen weißrussischen Dichtung nimmt Kolos (sein eigentlicher Name ist K. Mickiewicz) eine der ersten Stellen ein. Sprache und Grundelement seiner Dichtung sind durchaus volkstümlich, aber die Dichtung Großrußlands ist nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, vor allen Nekrasov und Kol'oov. Die Gefühlswelt Kolos' ist durchtränkt von dem Stimmungsgehalt der weißrussischen Natur. Ljackij bringt in Uebersetzung Proben aus den Dichtungen „Novaja Zjamlja" und „Cyrvony dudar". Idyllisch-bukolische Züge neben politischem Enthusiasmus für die Freiheit des eigenen Landes. Voll düsterer Unruhe um die unsichere Zukunft der Heimat ist die Dichtung „Seni-strachi". Kolos' Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen, man wird aber vermuten können, daß über seinem Ich immer die Sonne seiner Heimat leuchten wird. Emmy Haertel.

UKRAINE

V. O. Bidnov: „Ustnoje povjestvovanje zaporožča Korža" ta joho pochodžennia i značinnia (Die mündliche Erzählung des Zaporogers N. L. Korž sowie ihr Ursprung und ihre Bedeutung). Praci Ukrajinškoho istoryčno-filologičnoho Tovarystva v Prazi, T. I. Prag 1926.

Die Arbeit umfaßt viele Fragen, welche sich an die Herausgabe dieses Dokumentes der Zaporoger Geschichte knüpfen. Die ersten Seiten sind gänzlich der Biographie und der Persönlichkeit des Erzbischofs Havryil, des Herausgebers dieser „mündlichen Erzählung" gewidmet. Als guter Kenner des Gegenstandes — er hatte sich schon im J. 1912 diesbezüglich in eine Kontroverse mit S. A. Nikitin eingelassen — bestimmt Verf. ganz genau die Rolle des Erzbischofs in der schriftlichen Fixierung und bei der Herausgabe der Erzählung und kritisiert die Memoiren von Ol. Storoženko, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach das Material nicht aus erster Hand bekam, sondern die von Havryil besorgte Ausgabe verwendete. Die Arbeit bildet einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Geschichte der Zaporoger. J. Mirtschuk.

I. Krevećkyj: Die Anfänge des Pressewesens in der Ukraine 1776—1850. — Mitteilungen der Ševčenko-Ges. d. Wiss. in Lemberg, Bd. CXLIV—CXLV, S. 185—208.

Die Presse erscheint in der Ukraine sehr spät, und zwar erst in der II. Hälfte des XVIII. Jahrh. zuallererst in der Westukraine. Die erste in Lemberg erschienene Zeitung war „Gazette de Leopol". Das erste Blatt in ukrainischer Sprache ist die „Zorja Halycka", welche i. J. 1848 gegründet worden ist. Dann folgt die ehemal. russische Ukraine mit Charkov (1812), Odessa (1820), Kiev (1834) an der Spitze. W. Zaloziecky.

Prof. Dorošenko: Die Hetmanszeit in der Ukraine. Gol. Min. 1927. N. 5, XVIII.

Prof. Dorošenko, der Direktor des Ukrain. Wissenschaftl. Inst., Berlin, gibt in Gol. Min. seine Memoiren aus der Zeit der Hetmanschaft in Kiev.

Die Wirren in der Ukraine vor dem Frieden in Brest-Litovsk entwickelten sich besonders in Kämpfen zwischen Bolschewisten und der nationalen ukrainischen Partei.

In Brest-Litovsk schlossen die Zentralmächte Frieden mit den Vertretern der Zentral-Rada, der ukrainischen nationalen Regierung. Die Ukraine wurde bis zu den früheren russisch-österreichischen Grenzen hergestellt. Strittige Fragen zwischen Polen und der Ukraine wurden bis zum allgemeinen Frieden offen gelassen. Ein großes Zugeständnis wurde der Ukraine seitens der österreich-ungarischen Regierung in einem Geheimabkommen gemacht: die östlichen galizischen Provinzen und die Bukowina sollten in ein autonomes Kronland verwandelt werden. Dieses wurde besonders von den Polen geheimgehalten. Der Brotfrieden, den die Ukraine geben konnte, war den Zentralmächten so erwünscht, daß sie zu allen Zugeständnissen bereit waren. Um die Ukraine von den bolschewistischen Wirren zu befreien und sich die Bestimmungen des Brotfriedens zu sichern, okkupierten die Zentralmächte das Land. Aber die ukrainische Rada erwies sich im Lande als vollkommen unpopulär. Der Verfasser erklärt es durch die übereilte Agrarreform, welche die besitzende Bauernschaft gegen die Rada erregte. Die Deutschen sahen, daß diese Regierung ihnen den Brotfrieden nicht sichern konnte. Unter den Besitzenden kam eine Bewegung zustande, die sich auf eine Militärdiktatur stützen wollte. Ihr Führer war Skoropadskij, General des 1. ukrainischen Korps. Das Korps hatte sich nach der Revolution aus nur ukrainischen Soldaten gebildet und das Land von den Bolschewisten geschützt. Skoropadskij selbst entstammte einer alten ukrainischen Familie und war national, im ukrainischen Sinne, denkend. Die Deutschen schlossen mit dem General einen Vertrag. Am 28. April 1918 wurde die Rada vom deutschen Militär verhaftet und Skoropadskij zum Hetman ausgerufen. In jener Zeit tagte in Kiev ein Kongreß besitzender Bauern; von diesen wurde der Hetman stürmisch begrüßt. In der Sophienkathedrale wurde er, ähnlich wie die früheren Hetmane, gesalbt.

Die Kreise, auf die der Hetman sich stützte, waren die besitzende Bauernschaft, Handel und Industrie. Auch die großrussisch gesinnten Kadetten hatten sich für ihn, als für die einzige starke bürgerliche Macht, ausgesprochen. Aber gegen ihn waren große Kreise der armen Bauernschaft und die ganze sozialistische Intelligenz.

Wie sich die Regierung des Hetmans später entwickelte, will der Verfasser in weiteren Artikeln erzählen. Nadežda Jaffe.

L. Bilećkyj: Osnovy ukrajinśkoji literaturno-naukovoji krytyky. T. I. Vprovid. (Grundlagen der ukrainischen literarwissenschaftlichen Kritik. Bd. I, Einleitung.) „Praci Ukrajinśkoho istoryčno-filologičnoho Tovarystva v Prazi", T. I. Prag 1926.

Die vorliegende Arbeit ist der Versuch einer Methodologie der literarhistorischen Kritik. Die Arbeit beginnt mit einer flüchtigen Uebersicht der

geschichtlichen Entwicklung der literarischen Kritik, indem in kurzen Abschnitten die Prinzipien der formal-poetischen, historischen, philologischen und psychologischen Schule dargelegt werden. Diese geschichtliche Uebersicht bildet einen der größten Vorteile der ganzen Arbeit, da in der ukrainischen wissenschaftlichen Literatur, abgesehen von der alten, nicht beendeten und nur teilweise die Sache berührenden Studie J. Frankos, kaum eine bessere Darstellung der Geschichte der literarischen Kritik besteht. Weiter bringt der Autor den Versuch eines selbständig auf Grund der älteren und neueren Ansichten konstruierten systematischen Planes der wissenschaftlich-kritischen Behandlung eines Werkes der Dichtkunst. Diese Behandlung zerfällt in 3 Etappen. Nach dem gründlichen Studium der Hilfswissenschaften und der gesamten wissenschaftlichen Literatur über das betreffende Werk soll der Kritiker mit der ersten Stufe, die den Text des Werkes betrifft, anfangen. Auf Grund der Prinzipien der Peretzschen philologischen Kritik wird hier die Anweisung zu einer gründlichen Kritik und Untersuchung des Textes eines poetischen Werkes gegeben. Dann kommt die zweite und wichtigste Etappe: das Studium des Sujets. Als Grundlage und Ausgangspunkt der diesbezüglichen Erörterungen dient dem Autor O. Potebnjas Lehre über die innere Form. Mit einem flüchtigen Plane der Untersuchung der äußeren Form des Werkes, die die letzte Etappe der kritischen Arbeit bildet, schließt die vorliegende Studie, die eigentlich nur ein kurzer Konspekt der in einem umfangreichen Buche dargelegten Ansichten und Vorschläge des Autors ist. Solche kurze Zusammenfassungen größerer wissenschaftlicher Arbeiten sind zwar für Fachkreise sehr nützlich und erwünscht, in unserem Falle aber wurde die auch sonst nicht besonders klare Ausdrucksweise des Autors durch nachlässiges und unvollständiges Referieren so verdunkelt, daß ein sich nicht sehr gut in dem gesamten diesbezüglichen Stoffe orientierender Leser kaum irgend einen Nutzen aus der vorliegenden Arbeit schöpfen kann und deshalb nach dem großen Hauptwerke des Autors, das unter demselben Titel erschien, greifen muß.

M. Hnatyšak.

Ivan Mirčuk: H. S. Skovoroda. Zamitky do istoriji ukrajinśkoji kultury (H. S. Skovoroda. Bemerkungen zur Geschichte der ukrainischen Kultur). — Praci Ukrajinśkoho istoryčno-filologičnoho Tovarystva v Prazi, T. I. Prag 1926.

Der große ukrainische Philosoph des XVIII. Jahrh. H. S. Skovoroda wird in dieser Arbeit im Rahmen der ukrainischen Wirklichkeit gezeichnet, wobei viele Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen zwischen ihm und Sokrates zusammengefaßt wurden. Außer den Analogien im Leben, Wirken und in der Lehre der beiden Philosophen wird vor allem die Systemlosigkeit ihres Philosophierens unterstrichen.

Nach einer kurzen Darlegung der ontologischen, noetischen und ethischen Elemente der Philosophie Skovorodas wird von dem Verf. noch ein Versuch gemacht, mit Hilfe der Psychoanalyse einen Traum Skovorodas zu deuten, womit auf einen Weg hingewiesen wird, auf welchem eine tiefere Erkenntnis der Persönlichkeit und der Lehre unseres Denkers zu erreichen wäre.

K. Čechovyč.

Stefan Smal-Stočkyj: Rytmyka Ševčenkovoji poeziji (Die Rhythmik in der Dichtung Ševčenkos). — Praci Ukrajinśkoho istoryčno-filologičnoho Tovarystva v Prazi, Prag 1926, S. 64—108.

Es war ein großes Mißverständnis, mit dem Maßstabe einer klassischen Metrik an die Gedichte des größten ukrainischen Dichters, T. Ševčenko, heranzutreten und auf Grund der Beobachtung, daß dieselben den Regeln dieser Metrik sehr oft widersprechen, zu urteilen, daß die formale Seite seiner Werke sehr primitiv und unvollkommen sei.

In vorliegender Arbeit wird ganz überzeugend dargelegt, wie T. Ševčenko auch in dieser Hinsicht auf den Traditionen der ukrainischen Volksdichtung fußt, indem er ihre Formenelemente zu einer Vollkommenheit weiterentwickelt. Nachdem einige Grundformen der rhythmischen Struktur der ukrainischen Volksdichtung dargelegt wurden, zeigt uns der Verfasser, wie dieselben bei Ševčenko in unübertroffener Weise künstlerisch verwendet wurden. Auch in dieser Hinsicht muß ihm Genialität zuerkannt werden. Ševčenko versteht auch die Kunst, diese rhythmische Form zu intimerem Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen zu verwenden. Von allen seinen Gedichten, die in dieser Arbeit angeführt und analysiert wurden, erhalten wir den Eindruck eines tief künstlerischen Zusammenklangs von Inhalt und Form, was auch den verfeinerten künstlerischen Sinn unserer Zeit völlig befriedigen muß.

K. Čechovyč.

D. Dorošenko: Akademyk Mykola Sumcov (1854—1922). Joho žyttia i dijalnist (Akademiker Mykola Sumcov, 1854—1922. Sein Leben und seine Tätigkeit). Praci ukrajinškoho istoryčno-filologičnoho Tovarystva v Prazi, T. I. Prag 1926.

Verf. gibt ein allgemeines Bild des Lebens und der wissenschaftlichen Tätigkeit des Gelehrten Sumcov und unterstreicht dabei den großen Umfang seiner wissenschaftlichen Interessen. Sumcov hinterließ eine ansehnliche Anzahl wertvoller Beiträge zur ukrainischen Ethnographie, zur Folklore, zur Literaturgeschichte und zur Kunstgeschichte. In seinen zahlreichen Monographien und Abhandlungen bringt er ein umfangreiches Material zur Geschichte der ukrainischen Kultur im allgemeinen. In der Person des Gelehrten verlor die ukrainische Wissenschaft einen ihrer namhaften Vertreter und zugleich den Erforscher derjenigen Periode aus der Geschichte der Ukraine, welche mit dem Jahre 1917 ihren Abschluß fand. J. Mirtschuk.

L. Bilećkyj: Mykola Sumcov, jak istoryk ukrajinškoji literatury (Mykola Sumcov, als Historiker der ukrainischen Literatur). Praci ukrajinškoho istoryčno-filologičnoho Tovarystva v Prazi, T. I. Prag 1926.

Verf. behandelt die Tätigkeit Sumcovs auf dem Gebiete der ukrainischen Literaturgeschichte. Er hebt den wissenschaftlichen Wert seiner Monographien über ukrainische Schriftsteller des 17. Jahrh. Lazar Baranovyč, Galatovskyj und Gizel, hervor. Diese Monographien, welche noch heute ihre Bedeutung nicht eingebüßt haben, bildeten seinerzeit neue Momente in der Geschichte der ukrainischen wissenschaftlich-literarischen Kritik. Ebenso hoch schätzt Bilećkyj den Wert der Arbeit von Sumcov über den ukrainischen Schriftsteller und Moralisten des 16. Jahrh. Ivan Vyšenškyj. J. Mirtschuk.

Dmytro Antonovyč: Chto buv budivnyčym braćkoi cerkvy u Lvovi? (Wer war der Erbauer der Kirche der Lemberger Brüderschaft?). Praci Ukrajinškoho istoryčno-filologičnoho Tovarstva v Prazi, T. I. Prag 1926.

Nur äußerst selten kennen wir die Namen der Meister, welche die Kunstbauten in der Ukraine aufführten. Die Geschichte der ukrainischen Architektur ist die Geschichte des anonymen Schöpfungsprozesses. Unter den wenigen Quellen, welche uns Aufschluß über den Namen des Erbauers einer Kirche geben, nehmen die Verträge zwischen dem Stifter der Kirche und dem Baumeister, welcher den Bau leitete, eine der ersten Stellen ein. Auf Grund solcher Verträge (und es waren ihrer drei) versucht Verf. den Namen des Erbauers der Kirche der Lemberger Brüderschaft festzustellen. Nach seiner Meinung entwarf den Plan und leitete die Arbeit ein „Paulo Romano muratore di Leopoli"; die Fortführung der Bauarbeiten aber übernahmen seine Nach-

folger, Adalbert Kupynos und Ambrosius Prychylnyj, die auch das Werk vollendeten. Ganz zum Schluß wichen sie jedoch vom ursprünglichen Plane des Paolo Romano ab, indem sie dem ukrainischen Geschmack Konzessionen machen mußten. Auf diese Weise finden wir in der Kirche der Lemberger Brüderschaft eine originelle Verquickung des italienischen Renaissancestiles mit dem national-ukrainischen Typus der Dreikuppelkirche.

W. Zaloziecky.

Janina Przecławska: Krwawy lud. (Ein blutiges Volk.) Przegląd Powszechny, Bd. 176 (1927), S. 320—353.

Versuch einer, weder originellen, noch tief eindringenden, sehr abfälligen Charakteristik des ukrainischen Volkes als einer blutgierigen, tierischen Horde. „Weib, Kinder, Nachbar, Eltern, nichts hat für es Wert, das Herz bleibt stumm, wenn es daran denkt, alleiniger Besitzer seines Grundes zu werden. Um ein Stück Erde entspinnen sich blutige Kämpfe . . .“ Der polnisch-ukrainische Gegensatz wird, an sich richtig, als rein wirtschaftlich gesehen: im „Herrn“, im Polen erblickte man den Eigentümer des begehrten Bodens. Die Betrachtung der Dinge geschieht etwa im Geist der Kossak-Szczucka und der „Pożoga“, noch eher der übrigen polnischen „Ostmarkenliteratur“, die von begreiflichem Ressentiment der vertriebenen Gutsfrauen getragen ist.

Otto Forst-Battaglia.

GROSSMÄHREN, KGR. BÖHMEN, SLOVAKEI ČECHOSLOVAKEI

Gerhard Laehr: Das Schreiben Stephans V. an Sventopulk von Mähren. Neues Archiv d. Ges. f. ältere deutsche Gesch. 47 (1927) 159/79.

In diesem Schreiben gibt der Papst dem Sv. Belehrungen über das Wesen der Trinität und das Fasten, die slavische Liturgie wird verboten. Der Brief wurde deshalb von Ginzel und Hergenröther für unecht erklärt; als Ewald aus der sog. Brit. Canonessammlung die Bruchstücke des Commonitoriums veröffentlichte, das der Papst den nach Mähren entsandten Legaten mitgab, ergab sich damit auch die Echtheit des Briefes. Dieser wurde nun stets als Beweis dafür angesehen, daß Rom die slav. Liturgie verboten habe (Goetz, Brückner). L. sucht nun zu beweisen, daß dieser Brief zwar echt, aber durch eine dem Bischof Wiching nahestehende Person interpoliert worden sei. Die Empfehlung des Wiching und die Anklage gegen Methodius seien eingeschoben worden. Wer die Umtriebe Wichings kennt, wird diese Möglichkeit zugeben. Für verfehlt halte ich aber die Erklärung durch die Kirchenpolitik der Kurie, die dahin gegangen sei, Mähren zu einer Provinz des hl. Petrus zu machen (das war sie ja schon durch die Bekehrung Mährens durch deutsche Missionare). Man habe die deutschen und slavischen Priester abwechselnd begünstigt und gegeneinander ausgespielt, um die Errichtung eines von Deutschland und Byzanz unabhängigen, Rom unmittelbar unterstellten Bistums zu erreichen. Aber die liturgische Frage hängt mit ganz anderen Erwägungen zusammen, Politik spielt hier eine Nebenrolle. L. hätte auch Jos. Vajs Joannis VIII. P. P. epistolae ad Svatoplube principem et Methodium archiep. Romae 1924 heranziehen sollen.

Breslau. Felix Haase.

Johann von Neumarkt. — Mitteilungen der schles. Ges. f. Volkskunde, Bd. XXVIII, 1927, S. 148—164.

Josef Klapper wendet sich in seiner Abhandlung „Zur Lebensgeschichte des Humanisten Johann von Neumarkt, Kanzlers Kaiser Karls IV." gegen den ersten Teil der Darstellung von Alfred Hansel: „Johann von Neumarkts kirchliche Laufbahn", die in diesen „Jahrbüchern" N. F. III (1927), Heft 3. S. 299-344 abgedruckt wurde. Hansel stimmte im wesentlichen hier überein mit Jean Lulvès: „Die Summa cancellaria des Johann von Neumarkt" (1891). Kl. verwirft die Neumarkter Herkunft Johanns. Johann war vor seinem Eintritt in die böhmische Kanzlei in der Kanzlei Herzog Bolkos II. von Münsterberg. Am 16. Juni 1340 findet sich in einer in Frankenstein ausgestellten Urkunde, einem Privileg Bolkos für das Camenzer Zisterzienserstift, unter den Zeugen ein Notar Johannes: „Johanne curie nostre notario, qui presencia habuit in commisso" (Cod. dipl. Sil. X Nr. 173). „Daß dieser Johannes der spätere Johann von Neumarkt ist, ergeben die folgenden Urkunden." Bolko II. stirbt am 11. Juni 1341, sein Sohn Nikolaus, Herzog von Schlesien und Herr von Münsterberg, übernimmt nun Johann als Notar, der in einer am 1. Sept. 1341 in Nachod ausgestellten Urkunde zum ersten Male den Zunamen nach seiner Vaterstadt in den Worten: „Johanne de Alta mutha, canonico ecclesie sancte crucis Wratislaviensis curie nostre notario" (ibid. Nr. 178) trägt. Er stammt also aus Hohenmauth in Böhmen, einer „kgl. Leibgedingestadt, am linken Ufer des Flüßchens Laučna . . . Das Flüßchen heißt in der Stadt selbst auch Mauth oder tschechisch Meytska. Der Ort heißt in der Gegend nur Mauth, tschechisch Meyto, seine lateinische Form wechselte zwischen Alto-Mauta, Alta Muta und Myta." Weiter besagt diese Stelle der Urkunde, daß Johannes ein Kanonikat der Breslauer Kreuzkirche besitzt. „Der neue Herzog hat also jedenfalls manches für seinen Hofnotar getan." Eine Urkunde vom 25. August 1342, in Frankenstein ausgestellt (Cod. dipl. Sil. X Nr. 182), bezeichnet ihn schon als Protonotar („curie nostre protonotario") und nennt ihn, wohl als Kanoniker, „dominus", desgl. auch Nr. 183, Grünhagen u. Markgraf: Lehns- u. Besitzurkunden II 139; „dominus" auch in Cod. dipl. Sil. X Nr. 186. Auffallend ist, vielleicht durch Einschränkung des Kanzleipersonals erklärbar, daß er am 30. Juli 1344 nur „notarius" genannt wird (ibid. Nr. 187). Vielleicht liegt aber auch ein Versehen im Datum (statt 1341!) vor. Vom 29. Sept. 1345 ab verschwindet er aus den Urkunden von Camenz-Münsterberg.

Daß dieser Johannes de Alta muta nun aber auch der spätere Kanzler Karls IV. ist, das beweist eine neu aufgefundene Urkunde: die Hs. I. Q. 357 der Breslauer Staats- u. Universitätsbibl., aus dem Zisterzienserkloster Heinrichau stammend, eine Papierhs. der 2. Hälfte des 14. Jahrh., Predigten enthaltend, bewahrte diese Urkunde auf der Innenseite des hölzernen Rückdeckels als dort aufgeklebtes Pergamentblatt. Klapper löste dieses schon gelockerte Blatt (Größe: 20,5 × 15,5 cm) völlig und entdeckte auf der (Innen-) Seite diese neue Urkunde. Sämtliche hier nun genannten Personen sind für den Münsterberger Hofhalt und das Heinrichauer Kloster nachweisbar. Johann ist hier angeführt als: „Discretus vir dominus Johannes de Altamuta, plebanus in Novoforo, protonotarius incliti principis dei gracia domini Nicolai ducis Slesie et domini in Munstirberk" etc. In dieser Urkunde vom 6. Nov. 1344 tritt uns also der aus deutscher Bürgerfamilie um 1310 in Hohenmauth geborene Johannes als Pfarrer von Neumarkt entgegen. Klapper entwirft S. 158 ff. nun ein kurzes Lebensbild Johanns, wobei er noch für dessen wissenschaftliche Neigung aus der Leitomischler Bischofszeit (1353—1364) einen Beleg aus der Hs. I. Q. 284 der Breslauer Staats- u. Universitätsbibl. (v. J. 1414) erbringen kann, dann auch sogar „das an das Olmützer Kapitel gerichtete Exemplar des päpstlichen Pergamentbreve, das die Transferierung des Olmützer Bischofs Očko von Wlaschim auf den Prager erzbischöflichen Stuhl und die gleichzeitige Transferierung Johanns von Neumarkt von seinem bisherigen Leitomischler Bischofssitze nach Olmütz verfügt". Dieses Breve fand sich in der Hs. I F. 62 der Breslauer Staatsbibliothek.

Erdmann Hanisch.

Rožmberks Sendung nach Polen 1589. Časopis Národního Musea, Ročn. CI, 1927, SS. 35—49.

Josef Slaba, „Třetí legace Vilęma z Rožmberka do Polska r. 1589", berichtet von dem Streben der Habsburger nach dem polnischen Thron, so nach dem Aussterben der alten Dynastie der Jagellonen i. J. 1572, später nach der Flucht des Königs Heinrich von Valois i. J. 1574, wo sich Maximilian II. um die polnische Krone bewarb, ein drittesmal nach dem Tode Stefan Bátorys (1586), als Erzherzog Maximilian, der Bruder Rudolfs II. i. J. 1587 von den Litauern zum König gewählt wurde. Doch geschah es, daß die Gegner der Habsburger und die Schwedenpartei, an deren Spitze Kanzler Zamojski stand, siegten und Erzherzog Maximilian von den Polen eingekerkert wurde. Da sandte Kaiser Rudolf II. eine Botschaft mit Wilhelm von Rožmberk nach Polen, um wegen der Freilassung Maximilians aus der Gefangenschaft zu unterhandeln. Diese Verhandlungen Rožmberks zogen sich von Anfang Jänner 1589 bis März hin und endeten am 9. April mit einem Friedensvertrag mit Polen. U. a. wird hier auch angedeutet, daß dieser Wilhelm aus Rožmberk nach der Flucht König Heinrichs selbst große Aussicht hatte, polnischer König zu werden. Eugen Perfeckij.

František Hrubý: Selské a panské inventáře v době předbelohorské. (Bauern- und Herreninventare in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg.) — Český časopis historický, Jahrg. XXXIII 1927, Heft 2, S. 263—306.

Schloßinventare. Die ersten Inventare, die einen Einblick in einen Adelssitz in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gewähren, weist die Burg Helfstein bei Lipnik in Mähren vom Jahre 1552 auf, der Sitz des Geschlechtes der Herren von Pernstein. In diesem Sitz des mächtigen Magnaten finden wir eine ungewöhnliche Menge an Waffen; eine Reihe von Schloßgemächern ist mit ihnen angefüllt. Man kann hier über 350 Hellebarden, 200 Gewehre, Pulverfässer, eine Menge Blei usw. zählen. Daraus ist zu ersehen, wie hier in Mähren noch die durch die langen Hussitenkriege großgewordenen alten Kriegstraditionen und Kriegskunst noch lebt. Aber auch die übrigen Einrichtungen der Burg Helfstein beweisen, daß auch im böhmischen Alltagsleben noch damals die alte Einfachheit des in Wirklichkeit halb kriegerischen, halb bäurischen Volkes obwaltete. Ahorntische, die auch in den Herrenschlafgemächern aufgestellt waren, wurden vermutlich schon zu den kostbareren Möbelstücken gezählt. Auch die Schloßkapelle wie auch die übrigen Lokalitäten zeichnen sich durch große Einfachheit aus, in denen allen verschiedenes militärisches Inventar verstreut umherliegt. Ende des XVI. und zu Beginn des XVII. Jahrhunderts trat jedoch ein dauernder Umschwung im Leben der böhmischen Nation ein: Die Böhmen, die in der Hussitenzeit von der Welt abgeschnitten waren, beginnen sich der übrigen Welt wieder zu nähern. Infolgedessen auch der Einfluß des Auslandes auf das böhmische Leben, das sich allmählich einer Wandlung unterzieht. Davon zeugt das amtliche Inventar des Schlosses in Groß Mezeritsch vom Jahre 1615. Dieses Schloß stand im Besitz des böhmischen Geschlechtes der Berka aus Dubé (Aich). Hier sehen wir ganz andere Dinge als in Helfstein: Bilder und Portraits, Pretiosen, Waffen, Kleider, Möbel, eine reiche Hofwirtschaft, Vieh und Getreide, — mit einem Worte, fast alles angefangen vom adeligen Prunk bis zur letzten Hacke im Herrenhof. Das sog. Herrenzimmer und die Nebenkammer stellen die Gemächer des verstorbenen Schloßherrn dar. Welch ganz anderes Bild als auf Burg Helfstein: Schön eingerichtete, mit Bildern und wertvollen Möbeln ausgestattete Zimmer. Diese Zimmereinrichtungen lassen auch auf die Art der Beschäftigung des Schloßherrn schließen. Schreibutensilien und eine Menge verschiedenartiger Bücher zeigen, daß Buch und Feder dieses Adeligen zu den täglichen Bedarfsartikeln gehörten. Aber auch die Frauengemächer, das sog. „Fraucimor", waren nicht minder prächtig eingerichtet. Daraus ist zu ersehen, wie diese fremden Einflüsse schon zu Beginn

des XVII. Jahrhunderts die alte böhmische Einfachheit verdrängen und einen entscheidenden Einfluß auf das Wirtschaftsleben des Adels nehmen, der immer mehr und mehr seinen alten, halbmilitärischen Charakter verliert.

Eugen Perfeckij.

Komenský. Časopis Národního Musea, CI, SS. 148—167.

M. Špinka, „Byl Komenský povolán do Ameriky?" (Wurde Komenský nach Amerika berufen?). 1885 machte der Bischof des amerikanischen Zweiges der Herrnhuter Bruderkirche, E. Schweinitz, auf die Erwähnung Cattona Matheras über die Berufung Komenskýs auf das Präsidentschaftsamt des Harwardkollegs aufmerksam; von diesem Zeitpunkt an ist die Historizität dieser Stelle in Matheras Werk Magnalia Christi Americana Gegenstand von Forschungen. Nach einer Erörterung dieser Frage gelangt der Autor zu dem Schluß, daß nach einer kritischen Analyse aller dieser historischen Zeugenschaften angenommen werden kann, daß die Behauptung C. Matheras über das Angebot der Präsidentschaft am Harwardkolleg historisch nicht unmöglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich ist. Doch kann dieses Anerbieten nicht von John Winthrop sen. in seiner amtlichen Eigenschaft ausgegangen sein, wenn es überhaupt erfolgte, sondern eher von John Winthrop jun., der den Antrag allerdings nichtamtlich stellte, als er mit Komenský entweder in London, in den Niederlanden oder Norddeutschland (in den Vierziger Jahren des 17. Jahrh.) zusammentraf. Eugen Perfeckij.

J. Rypka: Čtyri turecké listiny z Dolného Kamenca na Slovensku. — Revue Prúdy, Jahrg. XI, Z. 6, 1927, (Bratislava), S. 355.

In dieser Arbeit werden vier türkische Urkunden aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts veröffentlicht, als die Südslovakei noch von den Türken besetzt war. Die beiden ersten Urkunden zeugen davon, daß die Bewohner von Kamenec, Bezirk Levice (Levice-Sandžak) die türkische Oberhoheit direkt erbitten, um sich der in solchen Gebieten sonst unausbleiblichen Ueberfälle seitens der türkischen Horden zu erwehren, die auf zügellosen Raub ausgingen. Die dritte und vierte Urkunde bezieht sich auf die von der Kamenecer Bevölkerung eingehobenen türkischen Steuern. Alle diese Urkunden stammen aus dem Jahre 1664. Aus ihnen ist zu ersehen, wie weit die Ingerenz der Türken in dieser Zeit in der Slovakei reichte: Fast der ganze Nitraer Gau, in welchem dieses Kamenec lag, war von den Türken besetzt. Beiliegend das Faksimile und die Uebersetzung dieser Urkunden. Eugen Perfeckij.

Šafařík. Časopis Národního Musea, Ročn. CI, SS. 286—297.

K. Paul. „P. J. Šafařík a Srbská Matice" geht davon aus, daß Š. sich 1819 mit der Absicht nach Neusatz begab, um für die serbische Nation tätig zu sein, und sich auch faktisch dieser Arbeit gewidmet hat. Wenn auch die Srbská Matice schon früher über Anregung des serbischen Schriftstellers J. Hadžić entstand, gilt dennoch Šafařik als ihr tatsächlicher Organisator. Šafařik trachtete, daß durch die Matice in den kulturellen und literarischen Verhältnissen Abhilfe geschaffen werde, und war bestrebt, zur Betätigung in der Matice auch andere Schriftsteller heranzuziehen, allein er sah sich darin getäuscht, da er auf die Gleichgiltigkeit vieler hervorragender Serben stieß. Ueber Empfehlung Šafařiks wurde die „Srbská Mluvnice" von Subotić in Druck gelegt. Eugen Perfeckij.

Kisewetter: Francišek Palacký. Gol. Min. 1927, N. 5, XVIII.

Der bekannte russische Historiker widmet einen Artikel dem Andenken des čechischen Historikers und Vorkämpfers der nationalen Idee, Palacký, dessen fünfzigjährigen Todestag die Čechen im vorigen Mai feierten.

Kisewetter schildert P. als einen nicht nur aufs Nationale beengten Geist, sondern auch als einen vorzüglichen Kenner der Weltliteratur. Schon

von seiner Jugend an huldigte P., wie viele andere Männer seiner Zeit, nationalpolitischen Idealen. Im Jahre 1827 gab P. eine „Monatsschrift des böhmischen Museums", Organ der čechischen Wissenschaft, in deutscher und čechischer Sprache heraus. In diesen Jahren kämpfte er mit Erfolg für nationale čechische Errungenschaften, wie Erlaubnis des Unterrichts der čechischen Sprache, fürs čechische nationale Theater usw. Er unternahm in seinen Quellenveröffentlichungen eine Würdigung der alten böhmischen Geschichtsschreiber; unter den von ihm veröffentlichten Quellen sind besonders die aus der Hussitenzeit wertvoll.

Die Stände Böhmens (die Landesversammlung) gab P. den Auftrag, die Arbeit Publičkas „Die Chronologische Geschichte Böhmens" zu redigieren und zu beenden. P. schrieb daraufhin eine glänzende, literarisch wertvolle, ganz selbständige Geschichte Böhmens in vier Bänden. Schon in seinem Vorwort spricht er davon, daß er nicht die Geschichte von Königen und Kriegen schreiben wolle, sondern eine Kultur- und Ideengeschichte. 1829 wurde er zum offiziellen Historiographen Böhmens ernannt, was aber den Unwillen Metternichs erregte. Erst 1838 durfte P. diesen Titel tragen.

Die moderne Wissenschaft bestreitet in vielem die historischen Behauptungen P's., muß aber seinem Werke einen hohen Wert beimessen. Sein Hauptfehler ist Idealisierung des čechischen nationalen Altertums. Sein Geschichtswerk erschien erst deutsch, dann čechisch, 1876 wurde die Beendigung des Werkes gefeiert.

Politisch ist P. auch sehr stark hervorgetreten. 1848 wurde er in das Frankfurter Parlament berufen, das die Einschließung Böhmens in das zukünftige Großdeutschland besprach. P. sagte ab und motivierte seine Absage folgendermaßen: 1. Die slavischen Völker haben ihre eigenen Daseinsformen und sind national unabhängig. 2. Wien und nicht Frankfurt ist berufen slavische Fragen zu lösen. Nur Oesterreich kann den slavischen Völkern Autonomie und Selbständigkeit sichern. Habsburg, als eine mehr slavische wie deutsche Monarchie, war das Ideal P's. Das Rußland Nikolaus des Ersten war ihm verhaßt; er sah in ihm nur eine Stütze der Reaktion. Zu dieser Zeit (1848—49) wurde P. der österreichische Kultusministerposten angeboten; er schlug ab, da er eine Zustimmung zu seinem slavischen Programm vom Ministerium nicht erhoffte. P. nahm Anteil an dem berühmten slavischen Kongreß 1849 in Prag, dessen Mitglied auch Bakunin war und der durch einen Aufstand unterbrochen wurde. Später war er Mitglied des österreichischen Reichstages, wo er auch für die Ideale eines föderativen Staates kämpfte. Aber der Reichstag wurde von der Regierung aufgelöst. 1860 unterschrieb P. als Erster einen Protest gegen die Unterdrückung der čechischen Sprache. 1865 schrieb er ein Werk: „Die Idee des österreichischen Staates", in dem er seine Lieblingsidee vom slavischen Oesterreich besonders klar auseinanderlegte. Aber merkwürdigerweise: von diesem Augenblick beginnt sein Zweifeln in Oesterreich und seine Begeisterung für das Rußland der großen Reformen. 1866 unterschrieb er einen Protest gegen die Auflösung der böhmischen Landesversammlung. 1867 besuchte er die ethnographische Ausstellung in Moskau. Auf einem Empfang beim Fürsten Gorčakov drückte er die Hoffnung aus, Rußland würde die Čechen in ihrem Kampf als Vorposten des Slaventums gegen das Germanentum unterstützen. In den siebziger Jahren hoffte P. auf ein zukünftiges unabhängiges Böhmen im kulturellen Anschluß an das große Rußland.

Am 26. Mai 1876 trugen die Čechen ihren größten Historiker und nationalen Kämpfer zu Grabe. Nadežda Jaffe.

Krönungsfrage 1861. Český časopis historický, Jahrg. XXXIII (1927), SS. 60—116.

Karel Kazbunda. „Otázka české korunovace r. 1861". (Die böhmische Krönungsfrage i. J. 1861) betont, daß die Zeit des Absolutismus und ihr gewaltsames Ende den Staat in eine bedenkliche Situation gebracht hat. Das Prestige Oesterreichs im Ausland war nach

dem Ausgang des Krieges mit Piemont erschüttert, während die Finanzen im Lande selbst zerrüttet waren. Dies hatte im Reich, namentlich in den böhmischen Ländern, den Ausbruch einer allgemeinen liberalen Bewegung zur Folge, die auf dem Grundsatz der Kontinuität des historischen Rechtes gemäß den Sonderheiten der einzelnen Länder basierte. An der Spitze des böhmischen historischen Adels, der sich dieser Bewegung angeschlossen hatte stand Graf J. J. Clam Martinic, an der Spitze der böhmischen Nationalpartei Dr. Rieger. Die ganze Frage stand zu Beginn im Zeichen der verschiedentlichen Auffassung des Begriffes „Autonomie der böhmischen historischen Länder." Graf Clam stellte sich diese als eine Autonomie der Provinzen, d. i. eine Autonomie der Länder vor, wobei der Schwerpunkt im Landtag auf dem feudalen Großgrundbesitz ruhen würde. Dr. Rieger hatte wieder eine nationale Autonomie im Sinne, wobei auf dem Landtag das böhmische Element maßgebend wäre. Graf Clam stellte sich den böhmischen Landtag ungefähr wie den Ständetag von 1848 vor. Dr. Rieger war für die Anpassung der Wahlordnung v. J. 1850 ohne Rücksicht auf den ehemaligen Ständetag gemäß den nach der Höhe der Steuern zusammengestellten drei Klassen. Dabei wurde die Frage des Titels aufgeworfen, den der Vorsitzende des Landtages führen sollte. Ursprünglich bestand die Absicht, ihm mit Rücksicht auf die historische Tradition den Titel eines Präsidenten der ehemaligen böhmischen Stände zu belassen, an deren Spitze der Burggraf stand. Doch hatte diese Titelfrage eine neue Frage der Rechtsordnung im Gefolge, ob nämlich dem Herrscher die Absicht zugrunde lag, sich zum König von Böhmen krönen zu lassen, da der oberste Burggraf eine hervorragende Rolle bei den Krönungszermonien spielt. Die staatsrechtliche Stellung Böhmens hatte ihre Grundlage in der Person des gekrönten böhmischen Königs. Der böhmische Adel, der im Staatsrecht wurzelte, hatte an der Krönung ein großes Interesse, hinter welcher Frage er geschlossen wie ein Ganzes stand. Allerdings mußte die Nationalpartei umsomehr trachten. im Zusammenwirken mit demselben ihre verlorenen Werte wieder zurückzugewinnen. Diese Frage wurde, auch vom kaiserlichen Statthalter der böhmischen Länder, Grafen Forgách, unterstützt. Doch zerrann die Absicht der böhmischen Krönung in Nichts. Die Ursache hierfür lag einzig in der Entwicklung der ungarischen Dinge, die Oesterreich zur Beust-Union brachten.

Eugen Perfeckij.

Franz Taborský: Unbekannte politische Lieder Havlíčeks. S. 237—262. — Český časopis historický. Jahrg. XXXIII, 1927, Heft 2.

In zwei Heften des „Zpěvnik Slovanský" (Slavisches Gesangsbuch), erschienen in Wien im Jahre 1848, das erste Heft mit einem Umfang von 16, das zweite mit 24 Seiten, entdeckt der Autor Lieder von Havlíček. Bisher ist dieses Gesangsbuch fast unbeachtet geblieben. Sämtliche 10 Lieder des ersten Heftes — „kteréžto složil Vašek" (die Vašek verfaßte), wie es dort geschrieben steht — stammen von Havlíček. Von zwei Liedern des zweiten Heftes kann bestimmt gesagt werden, daß sie von Havlíček stammen, und zwar „Blanická" und „Píseň o pánech Francich", doch glaubt der Autor, daß in diesem Heft noch weitere fünf Lieder von Havlíček stammen. Insgesamt enthält dieses Gesangsbuch 17 politische Lieder Havlíčeks, die man bisher nicht als solche angesehen hat. In der Beilage folgen diese 17 Lieder.

Eugen Perfeckij.

Hanka. Časopis Národního Musea, Ročn. CI, SS. 229—235.

V. Flajšhans, „Hanka fecit". In seinen Aufzeichnungen schildert der Autor in interessanter Weise die meisterhaften Fälschungen Hankas der altböhmischen Handschriften. Die altböhmische Legende über heil. Prokop (in Versen) ist uns nur in der sog. Königinhofer Handschrift erhalten. In dieser Handschrift fehlte jedoch das zweite Blatt mit ungefähr 30 Versen aus dieser Legende Prokops, die von Hanka bei der Ausgabe dieser

Legende selbst ergänzt wurden, was er auch selbst erwähnte. Hanka kannte die Quelle der sog. Bollandis Legende, die er sehr geschickt übersetzt, im großen und ganzen gleichlautend mit dem übrigen Text der Legende. Es handelt sich dabei wirklich um eine meisterhafte Leistung, so daß diese Interpolation später weder von Dobrovský, noch von anderen Forschern beachtet wurde, abgesehen davon, daß Hanka selbst davon Erwähnung tat. Erst später wurde von Gebauer auf dieselbe aufmerksam gemacht. Dies zeugt dafür, daß als Autor der Königinhofer und Grünberger Handschrift niemand anderer als nur Hanka in Betracht kommt. Eugen Perfeckij.

Jan Neruda und Italien. Rivista di letterature slave. 1926. Anno 1, Vol. 1, Fasc. 1—2. 105—114.

Wolfango Giusti sieht in den Urteilen, die Neruda in Poesie und Prosa über Italien geäußert, neben Allgemein-Gültigem viel Zufällig-Zeitlich-Bedingtes. Seine antiitalienische Einstellung der 60er Jahre entstand unter dem Einfluß der Ideen Palackýs von einem idealen Oesterreich, innerhalb dessen die Völker in wahrer Brüderlichkeit leben könnten, zudem sprach hierbei die antipreußische Einstellung mit im Kriege von 1866, als man in Italien den Parteigänger Preußens sah. Die Reisebriefe Nerudas aus dem Orient und Italien, die als Feuilletons in den Narodní Listý erschienen waren, werden eingehend gewürdigt. Giusti sagt, man könne in Neruda den Schöpfer des tschechischen Feuilletons sehen. Die Římské elegie erscheinen Giusti dagegen in ihrem literarischen Wert stark beeinträchtigt durch das Vorherrschen politisch-einseitiger, antikatholischer Werturteile. Emmy Haertel.

Die kosmopolitischen Dichter der Čechen: Julius Zeyer u. Jaroslav Vrchlicky. Rivista di letterature slave. 1926. Anno 1, Vol. 1, Fasc. 1—2. 44—62, 86—100.

E. Lo Gatto versucht in dem Aufsatz „Jul. Zeyer e l' Italia" die Grenzen abzustecken zwischen der Dichter- und Denkerindividualität Zeyers und der Vrchlickýs. Er vergleicht hierbei, was in den kritischen Studien von H. Jelinek „La litérature tschèque contemporaine" (Praga 1912), Jan Vobornik „Jul. Zeyer" (Prag 1919) und J. und A. Novak „Přehledne dějiny literatury české" (Olomouc 1912) zur Charakteristik der Beiden gesagt worden war. Lo Gatto zeigt die Widersprüche auf, in welche Novak und Vobornik geraten waren, indem ersterer die nicht zeitgemäße sentimentale Neigung Zeyers, sich Mittelalter und alter Sagenwelt zuzuwenden, dem rationalistischen Geist Vrchlickýs gegenüberstellt, welcher eher an den Menschen der Renaissance erinnert, wohingegen Vobornik in Zeyer Spuren des Rationalismus sehen will, der den von Skeptizismus Gequälten mit Sehnsucht erfüllt nach Antike und Renaissance, worin er den vollendeten Ausdruck menschlicher Schönheit sieht. Lo Gatto glaubt diese Widersprüche lösen zu können. Beide Dichter sind von dem ruhelosen Streben erfüllt, ihren Durst aus allen Quellen zu löschen. Rationalistisches und Romantisches ist beiden eigen. Während aber Vrchlický im Schaffen das Gleichgewicht erlangt zwischen dichterischer Konzeption und Wirklichkeit und den Stoff beherrscht, anstatt sich von ihm beherrschen zu lassen, lebt Zeyer in beständigem Kampf zwischen Inspiration und Wirklichkeit. Vrchlický bewahrt objektive Ruhe, Zeyer erleidet im Kampf Enttäuschung um Enttäuschung und sucht schließlich die Verwirklichung seiner Ideale in religiösem Mystizismus. Nach diesen Grundzügen richtet sich auch die verschiedene Art, wie diese beiden Kosmopoliten das geistige Gut der Fremde in sich aufgenommen haben. — Lo Gatto verweilt dann bei dem im Titel genannten Stoff und führt in die Novellen Zeyers ein, die Italien zum Gegenstand haben.

Wolfango Giusti weist in Vrchlický und Carducci auf das Vielspältige und Ruhelose Vrchlickýs hin. Er stellt dem tschechischen Kosmopoliten den Italiener Carducci gegenüber und glaubt Verwandtes zwischen beiden finden

zu können. Wert und Bedeutung der Uebersetzungen Carduccischer Dichtungen durch Vrchlický werden eingehend gewürdigt. In beiden Persönlichkeiten sieht Giusti das Streben verkörpert, ihr poetisches Fühlen und Denken in Einklang zu bringen mit den Pflichten des modernen Staatsbürgers. Beide wollen den Triumph dieses neuen Menschen verkünden, der befreit von den Fesseln der Kirche, das verlorene Ideal der antiken Schönheit wieder zu erlangen sucht. Emmy Haertel.

Havlasa. Čas. pro mod. fil. a lit. 14, s. 15 ff.

Pátek, Dějiště a osoby Havlasova románu „Tiché vody", vergleicht den 1876 erschienenen Roman Havlasas mit der Wirklichkeit, mit seinem Schauplatz, der Umgebung von Dub bei Wodňan (in Südböhmen) und mit dem, was über die Schicksale der Personen des Romans an Ort und Stelle noch zu ermitteln war. P. Diels.

Tadeusz Zieliński: Król Ottokar czeski w dziejach i poezji. Przegląd Współczesny Bd. 23 (1927), S. 8—27.

Eine ziemlich überflüssige, nirgends Neues bringende, aus den bewährtesten Darstellungen schöpfende Arbeit über Přemysl Otakar II. und seine Tragödie. Grillparzers Drama steht im Mittelpunkt. Der Titel des Aufsatzes ist irreführend. Der zahlreichen čechischen Dichtungen um Otakar wird nicht gedacht. Otto Forst-Battaglia.

Čechische Metrik. Čas. pro mod. fil. a lit. 14, s. 97 ff.

Ot. Zich, Předrážka v českých verších, untersucht eine Frage der neučechischen Metrik. P. Diels.

Lad. Neuman: Hundert Jahre čechische Philosophie im Č. N. M. „Časopis Národního Musea" (Zeitschrift Nationalmuseum), Jahrg. C, Bd. IV, S. 249.

Der Autor berührt hier nur jene philosophischen Arbeiten, die im „Časopis Národního Musea" reproduziert wurden. Er zitiert vor allem den Artikel Palackýs „O krasovědě" (Ueber die schönen Wissenschaften) vom Jahre 1827, „O krasocitu" (Ueber Aesthetik) vom Jahre 1829, die auf die ästhetische Wissenschaft Bezug haben und den Artikel „O komičnosti a tragičnosti" (Ueber Komik und Tragik) vom Jahre 1830. Hier steht Palacký auf dem Standpunkt, daß das Gefühl die Grundlage der geistigen Veranlagung bildet und auch von ihr herrührt, das sich aus nichts Ursprünglicherem ableiten läßt. „Er glaubt, daß sich Gefühl und Erkenntnisvermögen im Gewissen und dem Willen zum Bewußtsein vereinigen. Die Erkenntnis definiert Palacký als die Aufnahme der Gegenständlichkeit auf eine bestimmte Art in unser Ich, worin er durchaus mit Kant übereinstimmt. Unter dem Einfluß der Philosophie Hegels stand Augustin Smetana, dessen Artikel „Kritický rozbor dějepisu filosofie" (In Čas. Mus. v. J. 1850) den Zweck verfolgt, sich die Ergebnisse der deutschen Bestrebungen auf wissenschaftlichem Gebiete anzueignen. F. M. Klácel unternimmt in seinem Artikel „Rozvinuti vědectva" (Bd. XV, 1841) den ersten neuzeitlichen Versuch, auf böhmischem Boden eine Klassifizierung der Wissenschaften vorzunehmen, die allerdings unter dem Einfluß der Hegelschen dreifachen dialektischen Methode steht. Im Jahre 1848, Bd. XXII ist die Arbeit K. B. Storchs „Die Philosophie und unsere Literatur" erschienen, worin er an einem interessanten Streit teilnahm, der um das Jahr 1848 geführt wurde und als Kampf um die nationale Philosophie bezeichnet werden kann. Storch gibt nicht einmal die Möglichkeit zu, daß die Philosophie auch nur einer Nation als alleinige und besondere angesehen werden könnte. Bei keiner Nation, die sich mit Philosophie befaßte, hat sich nur die eine, die nationale Philosophie entwickelt. Ján Purkyně entwickelt in seinem Artikel „O bdění" (im

Jahre 1857, Bd. XXXI) die Theorie der bewußten und unbewußten Tätigkeit. In seinem ersten, mit „O ideálnosti prostoru zrakového“ (1837, XI) betitelten Artikel nähert er sich den Anschauungen Kants über die Nichterkennbarkeit der „Dinge an sich“, wobei er in dieser Richtung physiologische Beobachtungen anstellte, die dann den Stoff zu den Theorien über die Beziehungen zwischen dem Sinnesreiz durch innere Anregung und dem daraus entstandenen subjektiven Gefühl bildeten. Eugen Perfeckij.

Wolfango Giusti: Tendenze della cultura ceca nel dopoguerra. Rivista di letterature slave. Anno 2, 1927, 1—2, S. 23—38.

Man gibt den Inhalt des Aufsatzes am kürzesten wieder mit dem Titel des von Giusti zuerst und besonders eingehend besprochenen Buches von Ferdinand Peroutka: „Jaci sme“ („Wie wir sind“, Praha, Obelisk, 1924), d. h. eine Kritik der Čechen über Čechien, über die eigene Individualität. Fast alle die genannten Schriftsteller sind sich einig darüber, daß die Čechen infolge ihrer zentralen Lage inmitten deutschsprachigen Gebiets und entfernt von slavischen Nachbarländern nicht recht in der Lage waren, eigentlich slavischen Geist in sich aufzunehmen, daß sie entweder dieser Art Zufuhr bedürfen oder der Orientierung nach einer der nicht slavischen Staaten. Ueber das Wohin der Orientierung aber herrscht Uneinigkeit. Peroutka steht manchen Gemeinplätzen čechischer Ideologie skeptisch gegenüber. So der, welche aus dem Erbe der Hussitenzeit ein Anrecht abzuleiten glaubt, Čechien sei berufen, der Welt einen eigenen Ideenschatz zuzuführen. Das Riesenreich Rußland konnte eine eigene Ideenwelt für sich schaffen, hat das kleine Čechien eine gleiche Möglichkeit? Hat es nicht immer bereitwillig fremdes geistiges Gut aufgenommen (z. B. Vrchlický), weil es des Anschlusses an ein größeres Reich bedarf? Die Čechen sind ein Volk der Mitte, es fehlt an in die Augen springenden Merkmalen ihrer Individualität. Sie stehen aber französischer Freigeisterei näher als Dostoevskijschen Ideen (z. B. Masaryk). Peroutka hält die Čechen für das „kühlste“ unter den slavischen Völkern. Sie sind nicht revolutionär, die Revolution vom Oktober 1918 wäre vielleicht anstatt am 28. am 29. ausgebrochen, falls es am 28. geregnet hätte. Auch der čechische „Pazifismus“ im Gegenteil zum germanischen aggressiven Geist erklärt sich für Peroutka aus dem Wesensunterschied zwischen einem kleinen und einem großen Volk. Heut sind in Čechien viele frühere Pazifisten Militaristen geworden, weil die Čechei aus einem untergeordneten Volke in die Rolle eines gebietenden erhoben ist. Gibt es überhaupt einen allgemein humanitären Slavengeist? — Das Buch negiert mehr als es konstruiert, es will zeigen, was den Čechen fehlt. — Auch Jiři Mahens „Knižka o českém charakteru“ (Vyškov, 1924) dient demselben Zweck. Im Vordergrunde stehen die Mängel der čechischen Natur. Auf die Frage, was ist zu tun, antwortet er ebensowenig wie Peroutka. — Die Richtungen, welche die čechische Volksindividualität durch eine andere befruchtet sehen möchten, werden von Peroutka kurz gekennzeichnet. 1. allgemeine Schwarmideen über die slavische Orientierung. 2. Anlehnen oder sich nicht entfernen vom germanischen Einfluß. 3. die Orientierung nach dem Westen, worunter meistens Frankreich gemeint ist. „Krejčís“ České vzdělání (Praha, Okna.) tritt für den Anschluß an die deutschösterreichische Kulturwelt ein, welcher Čechien durch Jahrhunderte angehört. Durch die Lumírgruppe ist der geistige Horizont der Čechen so weit in den Kulturkreis auch der romanischen und nordischen Kulturen eingedrungen, daß er nie so eng auf sich selbst gestellt werden könnte, wie das z. B. bei den Franzosen der Fall. Krejčí erkennt an, daß Goethes Geist und der der deutschen Romantiker eine Fähigkeit bezeugt habe, die Dichtung der ganzen Welt zu verstehen, wie dies nie vorher die Welt gekannt. Giusti stimmt der Ueberzeugung Krejčís bei, daß an Weltweite der geistigen Kultur der gebildete Čeche dem gebildeten Deutschen am nächsten steht, er widerspricht aber der Anschauung, die romanischen Länder Italien und Spanien ständen deshalb dem čechischen Geist weniger nahe, weil sie auch heut noch ganz unter dem Einfluß Frankreichs stehen, eine Meinung, welche in der Čechei weit

verbreitet sein soll. Die genauere Kenntnis sowohl Westeuropas wie Rußlands scheint Krejčí abzugehen. — Auf Krejčís Buch hat Rádl in „Naše doba“ (1924) in dem Aufsatz „Poznamky ke spisu Krejčího“ geantwortet. Er ist Freigeist wie Krejčí, gehört aber der Gedankenrichtung Masaryks an und schwört auf die Wilsonschen Ideen. Er ist nicht gradezu antideutsch, gehört indessen mehr Westeuropa und Amerika zu in geistiger Hinsicht. Ihm ist die deutsche Kultur zu individualistisch. — O. Vočadlo hat seinerseits Krejčí geantwortet in „V zajeti babilonském“ (Praha, „Nové Čechy“). Er tritt für die englische Kultur ein und ist ausgesprochen antideutsch. Giusti widerspricht der Behauptung, die Čechen seien am stärksten von der britischen Literatur beeinflußt worden und erwähnt hierbei die Einflüsse der italienischen Kultur, für die Vrchlický, Neruda und viele andere einen Beweis erbringen. Er weist auch die absurde Behauptung Vočadlos zurück, als Beispiel für die deutsche Jugendliteratur die Marlitt anzuführen. — Auf die bereits erwähnte russische Orientierung näher einzugehen, verbietet der Umstand, daß hier umfänglichere Schriften fehlen, sie wird meistens in kommunistischen Schriften vertreten. Emmy Haertel.

Karpato-Rußland und seine Literatur. Rivista di letterature slave. 1926. Anno 1, Vol. 1, Fasc. 1—2. 115—138.

Es ist nicht nur ein Ueberblick über die Literatur Karpato-Rußlands, die Wolfango Giusti bietet, sondern bei gedrängter Kürze auch ein Ueberblick über die bisherigen Schicksale des karpato-russischen Volkstums, über seine Stellung innerhalb des čechoslovakischen Staates und über die Einteilung nach Volks- und Glaubenszugehörigkeit der Bewohner des karpatorussischen Gebietes. Besondere Aufmerksamkeit ist den kulturellen Fragen gewidmet. Die Stellung der orthodoxen Kirche und Geistlichkeit, die Rolle des Judentums, die Pflege des Schulwesens: das sind die Hauptpunkte in dieser landeskundlichen Einführung. Die Literatur dieses kulturell noch kaum erschlossenen Gebietes hat begreiflicherweise bisher ihr Höchstes im Folklore geleistet, und es ist sehr anzuerkennen, daß in den neugegründeten Schulen aller Bedacht darauf gerichtet ist, diese völkische Kunst nicht nur nicht zu verdrängen, sondern bewußt zu pflegen. Giusti bringt mehrere Volkslieder im Original und italienischer Uebersetzung. Bei Sichtung der beliebtesten Stoffe ergeben sich allerlei Parallelen zum ukrainischen Volksgesang, wie ja auch nicht anders zu erwarten war. — Die „individuelle“ Literatur hat bisher nur wenige Vertreter gefunden, sie datiert von der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts her, als Ostgalizien und Karpatorußland durch die Glaubensunion mit westlicher Bildung bekannt wurden. Erst mit Alessandro Duchnovič (1803—1865) hebt die bewußte Pflege der karpatorussischen Sprache und Literatur an. Einen der beiden nationalen Gesänge, die besondere Bedeutung erlangt haben bei der Ausprägung des Stammesgefühls der Karpatorussen, bringt Giusti im Original und Uebersetzung. Er verfolgt die Literatur bis in die neueste Zeit. Hinweise auf die im ganzen noch spärliche Literatur über Karpato-Rußland (so auch auf die Aufsätze Lubor Niederles im Slovanský Přehled, 1903—1904) vervollständigen das Gebotene. Emmy Haertel.

Internationale Lautschrift. Čas. pro mod. filologii a literatury 14, s. 1 ff.

Frinta, Návrh mezinárodní transkripce, bespricht, einstweilen ohne bestimmte Stellungnahme, die von der Kopenhagener Konferenz (1925) empfohlene Lautumschrift, die inzwischen auch einen Gegenstand der Verhandlungen des Haager Linguistenkongresses gebildet haben dürfte. P. Diels.

Fremdwort im Čechischen. Čas. pro mod. fil. 14, s. 4 ff., 123 ff.

J. Janko, Poznámky a příspěvky k českému slovníku etymologickému, setzt seine historisch-sprachlichen Erklärungen der čech. Fremdworte fort (apodiktický — arak). P. Diels.

POLEN

Aleksander Brückner: Początki Słowiaństwa i Polski. Kwartalnik historyczny 41 (1927), 296—307.

Czekanowskis „Wstęp do historji Słowian" (Lwów 1927) wird von Brückner vom Standpunkt des Philologen aus einer eingehenden, vielfach ablehnenden, doch die große Konzeption des Buchs anerkennenden Besprechung unterzogen. Otto Forst-Battaglia.

Cronica principum Polonie. — Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens. 91. Band, S. 12—43 (mit einem Nachtrag S. 43).

Adolf Schaube wendet sich in einem Aufsatze „Kanonikus Peter Bitschen und die Tendenz seiner Fürstenchronik (Cronica principum Polonie)" gegen die Auffassung von Wilhelm Schulte („Darstellungen u. Quellen zur schles. Gesch." I, 1906), der den Verf. der Chronik als Nationalpolen von der Art eines Długosz hingestellt hat. Schon Stenzel hatte in seiner Ausgabe der Chronik (Script. rer. Sil. I) ein Mitglied des Kollegiatstiftes zu Brieg (a. d. Oder) in dem Autor gesehen und Schulte den Kanonikus Peter Bitschen als Verf. vermutet (l. c. S. 62 f. u. Beilage 7 S. 173 ff.). An der Autorschaft dieses Peter Bitschen ist nicht zu zweifeln, dagegen leugnet Schaube die polnische Tendenz seines Werkes. Grund dafür gibt ihm zunächst Person und Lebensgang Bitschens.

Der Name Bitschen, als einer Brieger Familie, begegnet seit Ende des 13. Jahrh., er ist abzuleiten von der Stadt Pitschen. Ein Heinrich von Bitschen tritt uns 1314 als Brieger Bürgermeister entgegen, also: einer deutschen Familie in einer deutschen Stadt entstammt Peter B. Der spätere Chronist erscheint erstmalig unterm 18. Sept. 1353: es handelt sich um einen Rechtsstreit vor dem bischöflichen Offizial, wo der damalige Brieger Kaplan auf der Breslauer Dominsel auftritt. Die Materie betrifft ein Zinseinkommen, wobei aus den Urkunden eben hervorgeht, daß Peter B. in Brieg einheimisch ist, dort auch Verwandte hat und aus einem mäßigen Vermögen Zinseinkünfte bezog, welches seine den guten Gesellschaftskreisen Briegs angehörigen Eltern ihm hinterlassen hatten. Der erwähnte Bürgermeister v. J. 1314 gehörte also wohl diesem Geschlechte an.

In dem genannten Jahre 1353 wird er „Capellanus fratrum ordinis S. Johannis hospitalis Jerusalem domus Bregensis" genannt, 1359 ist er als Hofkaplan des Brieger Herzogs Ludwig erwähnt: „es ist eine Tatsache von erheblicher Bedeutung für uns, daß die enge Verbindung Bitschens mit seinem Fürsten, die aus der Cronica principum Polonie auf das deutlichste hervorgeht, schon so früh eingesetzt hat". Mit dem Breslauer Bischof Preczlaus von Pogarell (1342—1376) stand er sichtlich sehr gut. Dieser stammte auch aus dem Fürstentum Brieg, von ihm hat unser Chronist gelegentlich besondere Mitteilungen erhalten („sicut audivi ab ejus ore"). Bemerkenswert ist die genaue Darstellung der Wahl Preczlaus zum Bischof von Breslau, wobei der Chronist der Gegnerschaft des polnischen Königs Kazimir III. gedenkt, was er nicht ausdrücklich zu erwähnen brauchte, wenn er so polenfreundlich gewesen wäre (Script. rer. Sil. I 135 u. 163).

Von 1362—1373 fehlt nun jede direkte Nachricht von Bitschen. Sch. nimmt an, daß der Chronist in diesen 12 Jahren eben in Breslau war. Nun ist 1361 von Preczlaus die Marienkapelle des Domes gestiftet und mit dem Praeceptor und 10 Mansionarien besetzt worden. So wird man ihn hier in diesen Jahren zu suchen haben, und so erklären sich seine genauen Kenntnisse über die Einzelheiten aus der Regierungszeit des Bischofs. 1373 ist er wieder in Brieg, wo er infolge der großen kirchlichen Neugründung Herzog Ludwigs ein Kanonikat erhielt; urkundlich ist er als solcher erst am 3. Okt. 1374 nach-

weisbar, gleichzeitig ist er auch Erzpriester des Archipresbyterates Brieg, 1376 auch urkundlich als Pfarrer von Grüningen bezeichnet. In der 2. Phase des seit 1371 in Schlesien ausgebrochenen Minoritenstreites nimmt Peter Bitschen eine führende Stellung als Gegner des Ordens ein: in dieser Angelegenheit war er vermutlich auch am päpstlichen Hofe zu Avignon. Auffallend ist, daß er sich unter den zugezogenen geistlichen Zeugen bei der Lossprechung der Stadt Breslau vom Interdikt (am 15. Sept. 1381) anläßlich des sog. Pfaffenkrieges befindet. Sch. meint, daß Peter wohl im Auftrage des Herzogs Ludwig und damit zugleich im Interesse des postulierten Bischofs (Ludwigs Neffen Wenzel, Bischofs von Lebus), als Vertrauensmann und Berichterstatter des Herzogs in Breslau damals, in der Zeit der Breslauer Bischofsvakanz, lebte, da er, neben dem Brieger Kanonikate auch die erwähnte Pfründe eines Mansionars noch behalten hatte.

Wir haben noch eine Spur, daß Bitschen auch weiterhin in der Streitsache zwischen seinem Fürstenhause und König Wenzel tätig geblieben ist: aus seiner ausführlichen Erzählung in der Mordtat an dem Inquisitor Schwenkfeld ergibt sich, daß er selbst in Prag gewesen ist. Diese Episode seines Aufenthaltes in Prag liegt offensichtlich nicht zu weit ab von dem Zeitpunkt, da B. diese Stelle seiner Chronik, die 1385 fertiggestellt war, niederschrieb. Bitschen war wahrscheinlich 1382/83, als die Breslauer Bischofsangelegenheit in Prag zum Austrag gebracht wurde, in Begleitung seines Herzogs oder schon vorher zu den Verhandlungen nach Prag gekommen.

In den folgenden ruhigen Jahren hat er dann, wie die Vorrede zeigt, auf Anregung des Bischofs, des Brieger und des Liegnitzer Herzogs sein Werk geschrieben, dessen Abschluß, wie schon Stenzel erkannte, 1385 im wesentlichen erfolgte. So wird es dem Hauptgönner, Herzog Ludwig, etwa Anfang 1386 vorgelegen haben. Wie ein Akt der Dankbarkeit erscheint das vom Fürsten gerade zu Trinitatis des Jahres 1386 ausgestellte Privileg inbetreff aller dem Brieger Kapitel bis dato gemachten Zuwendungen, aus dem auch die Größe der Bücherei sich ergibt, von deren Ueberresten noch heut in der Gymnasialbibliothek zu Brieg einiges vorhanden ist, z. B. ein Zinsbuch des Hedwigsstiftes, dessen Eintragungen zu 1387 u. 1388 Bitschen an der Spitze der Kanoniker zeigen. 1389 fehlt er im Generalkapitel — wohl kurz vor dem Juni d. J. starb er. Seine Hinterlassenschaft ging über das von ihm einst Ererbte nicht hinaus: er zeigt sich uns auf finanziellem Gebiet als integer, wie er auch sonst ein edler Charakter war. Daher tadelt er die Polen: pauperes opprimuntur nec alicui redditur iustitia“ und lobt seinen Fürsten: „pacem diligit, miseretur pauperum“ (Script. Sil. I 156 u. 146), ohne aber Speichellecker zu sein, wie Schulte behauptet: Herzog Ruprecht wird nur genannt, sein Bischof Wenzel nur als weise und kraftvoll anerkannt, nur seinen Herzog Ludwig hebt er stärker hervor, aber nicht unwürdig. Wenn Peter Bitschen etwa 60 Jahre alt starb, so ist er etwa 1328 geboren.

Die Tendenz seines Werkes gibt er in der Vorrede deutlich an: es soll moralisch wirken. Die Taten der g u t e n Fürsten sollen die Nachkommen zum Guten führen, die der s c h l e c h t e n aber die Jetztlebenden vor schlechten Taten zurückhalten. Der Hauptförderer des Werkes ist der historisch stark interessierte Brieger Herzog Ludwig I., der z. B. im Innern der Brieger Kollegiatkirche einen bis auf den sagenhaften Piast zurückgehenden Stammbaum aller seiner Vorfahren anbringen ließ. Ihm handelte es sich also bei der Chronik Bitschens um eine Geschichte seiner Vorfahren: nicht um eine Darstellung schlesischer Landesgeschichte (wie Zeisberg und Schulte meinen), sondern um eine Fürstenchronik, wie schon der Titel sagt. Bitschen hat nun aber nicht bloß auf Grund und in Abhängigkeit von älteren codices cronicarum die Zeit vorher dargestellt, sondern auch das Werk bis auf die damalige Gegenwart weitergeführt, und gerade dieser letzte, also selbständige Teil ist für die Tendenz Bitschens wichtig.

Dieser Teil zerfällt in zwei Partien: zuerst die Geschichte der Breslauer und Liegnitz-Brieger Herzöge von Heinrich V. bis Ludwig I., wozu die zwei kurzen Abschnitte über die Schweidnitzer und Münsterberger Herzöge treten,

ausklingend mit einer Huldigung und frommen Wünschen für Ludwig I. Der Uebergang zu dem viel kürzeren zweiten Teile gibt über den Grundcharakter des ganzen Werkes Aufschluß, wobei neben den schriftlichen Quellen auch mündliche Berichte glaubwürdiger Personen als Grundlage der Darstellung erwähnt werden. Die Taten werden als Beiwerk behandelt, die Genealogie ist das Wesentliche für den Autor. Daher werden die Schweidnitzer und Münsterberger Fürsten dort behandelt, wo sich ihre Zweige vom Stamme loslösen. Schwierigkeiten traten natürlich bei den älteren Partien auf, dabei ergeben sich mehrfach Lücken. Besonders unvollkommen ist der Abschnitt „De ducibus Opoliensibus", über die er nichts weiß und daher sagt: „ad presens eos pertransiens, ad principes magne Polonie declinavi". Auch hier ist der genealogische Gesichtspunkt maßgebend, vgl. die mehrfach wiederholten Wendungen wie: „de quorum geneloyia nihil reperio esse scriptum", „de quo eciam prolem (heredem, heredes) non invenio processisse". Nur den Königen Wladislaus Lokietek und Kazimir III. sind hier, am Schlusse des Werkes, längere Abschnitte gewidmet. Dies wäre also die Stelle des Werkes, an der sich die polnische Tendenz des Chronisten zeigen müßte. Aber Sch. kann auch in diesem kurzen Abschnitte keine polenfreundliche Tendenz finden: Kazimir z. B. wird wohl als trefflicher Herrscher anerkannt, aber auch seine Fehler (incestuosus et voluptuosus) sind nicht verschwiegen, er ist nicht einmal „der Große" genannt. Da mit ihm 1370 das alte polnische Königshaus erloschen ist, gibt B. zum Abschluß eine kurze Uebersicht der Ereignisse bis zu seiner Gegenwart und endet mit der Schilderung des gegenwärtigen üblen Zustandes Polens. Während Schulte hier bewegliche Klage erkennt, sieht Schaube nur sachliche Darstellung, „deren Nüchternheit durch ein eingestreutes sic fertur noch verstärkt wird." Nirgends findet sich hier etwa ein Wunsch für eine Besserung der Verhältnisse Polens, wie etwa am Schlusse der Bischofschronik Wünsche für Bischof Wenzel, am Schlusse des ersten Hauptteiles der selbständigen Partie der Fürstenchronik solche für Herzog Ludwig stehen. Hier, am Ende des zweiten Hauptteiles, fehlt also jedes subjektive Moment.

Schultes Auffassung von der polnischen Tendenz der „Cronica principum P o l o n i e" (von Schaube gesperrt) ist zweifellos durch den Titel der Chronik beeinflußt, obwohl bereits Stenzel, dann Schulte selbst nicht übersehen haben, daß dieser Titel aus dem Sprachgebrauch der Zeit heraus zu verstehen ist, indem man eben, noch im 14. Jahrh., Schlesien dem geographischen Begriff „Polen" einordnete, ohne damit politisch etwas aussagen zu wollen. Eine Titelfassung „principum Slezie" wäre zu eng gewesen, weil die Vorfahren Herzog Ludwigs und seiner Neffen eben doch polnische Herrscher waren, aber ebenso zu weit, weil auch die Přemysliden dann hätten berücksichtigt werden müssen. Der Titel ist nicht zu verstehen als „Chronik der Fürsten P o l e n s" sondern „des H a u s e s Polen", wie wir etwa sagen „des Hauses Brandenburg", dem auch die fränkischen Fürsten gleicher Abstammung zugehören. Der uns passendere Ausdruck „Chronik der Piastenfürsten" war dem Mittelalter fremd, könnte sprachlich erst Ende des 16. Jahrh. in Frage kommen. Es ist auch nicht eine Lobpreisung P o l e n s, wie Schulte meint, in der Anerkennung tüchtiger polnischer Herrscher wie z. B. des Boleslaus Chrobry, sondern, einmal waren es eben die Vorfahren der Dynastie, für die B. schrieb, dann entspricht das auch seiner moralisierenden Tendenz, die doch auch leuchtende Vorbilder brauchte. Die von Schulte als weiteren Beweis seiner Auffassung von der polenfreundlichen Tendenz der Chronik angeführte feindliche Haltung gegen die böhmische Oberherrschaft erklärt Schaube damit, daß die Erwerbung durch den Luxenburger doch eine Ausnutzung der Notlage Herzog Boleslaus III. war, mochte diese Notlage auch selbstverschuldet sein. Lag dieser Akt auch recht zurück, so hatte doch Herzog Ludwig selbst 1331 an dieser ersten Huldigung teilnehmen müssen und seine Stellung als f r e i e r Fürst somit eingebüßt: „Sic perdita est libertus principum Polonorum!" Ein anderer Hinweis Schultes (auf die dynastischen Eheverbindungen) ist für die Tendenz der Chronik nicht verwendbar, da diese nichts darüber schreibt. Es liegt also dem Chronisten jede politische Tendenz fern, er will ehrlich die Wahrheit berichten.

Erdmann Hanisch.

K a r o l B a d e c k i: Zaginione księgi średniowiecznego Lwowa. (Verlorengegangene mittelalterliche Stadtbücher Lembergs.) Kwartalnik Historyczny, Bd. 41 (1928), S. 519—579.

Von den Lemberger Stadtbüchern sind noch sieben Bände erhalten, die aus der Zeit vor 1500 herrühren. Sie befinden sich im Stadtarchiv und umfassen 2 Bände Ratsprotokolle, 3 Bände Rechnungen und 2 Bände Schöffenbücher. Die Ratsprotokolle betreffen die Jahre 1383—1389 und 1460—1506, die Rechnungen reichen von 1404—1414, von 1414—1426 und von 1460—1518, die Schöffenbücher von 1441—1448 und von 1471—1486. Von diesen sieben Denkmalen der polnischen Verfassungs- und Rechtsgeschichte im Mittelalter, die auch für deutsche Forscher darum interessant sind, weil ja die polnischen Städte bekanntlich nach lokal modifizierten Magdeburgischen Recht sich verwalteten, wurden durch Dr. A. Czołowski, den Lemberger Stadtarchivdirektor, in den Jahren 1892 bis 1921 vier Bände „Pomniki dziejowe Lwowa z archivum miasta" gedruckt herausgegeben. Es fehlen noch die Quellen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Wo sind die verlorenen Stadtbücher hingekommen, welche die noch klaffenden Lücken ausfüllen? Badecki vermag diese Frage, auch nach eingehendsten Untersuchungen nicht zu beantworten. Dafür hat er aus der Chronik des Ratsherrn Jan Alembek (die zu Beginn des 17. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde) die jenem noch vorliegenden Ratsprotokolle von 1402—1459, sowie aus anderwärtigen Notizen, Drucken, z. B. aus den „Akta grodzkie i ziemskie" verschiedenes hier publiziert. Auch für die Rechnungen von 1414—1459, sowie für die verlorenen Schöffenbücher hat Badecki Fragmente aus der Vergessenheit gerettet.

Otto Forst-Battaglia.

A. K o s s o w s k i: Hozjusz i Orzechowski w ostatnim roku Soboru Trydenckiego. (Hosius und Orzechowski im letzten Jahr des Trienter Konzils.) Przegląd Powszechny, Bd. 177 (1928), S. 162—186, 327—353.

Aus zahlreichen Quellenpublikationen ist die Wirksamkeit des klugen Kardinal Hosius bekannt, der in den letzten Jahren des Trienter Konzils eine beherrschende Rolle auf die Politik des Heiligen Stuhles ausübte und zu den erfolgreichsten Vorkämpfern der Gegenreformation gehörte. Es ist auch nicht übersehen worden, wie Hosius, bei aller Schärfe im Dogmatischen zwar fortiter in re, doch suaviter in forma blieb und besonders den Anschein vermeiden wollte, als unterlasse es Rom, den orientalischen Kirchen und den Protestanten den Weg zur Mutterkirche offenzuhalten. Kossowski schildert, nach gedruckten Quellen, eine außerhalb Polens weniger beachtete Episode, die den Kardinal in seiner doppelten Eigenschaft, als energischen Beschützer der Orthodoxie und geschickten Diplomaten gegenüber den Unionsbestrebungen zeigt. In Polen wirkte damals der genialische Publizist Stanisław Orzechowski, „gente Ruthenus, natione Polonus", ein eifriger Befürworter der Vereinigung von Ost und West; selbst, obzwar Priester des lateinischen Ritus, verheiratet; erbitterter Feind des Luthertums, dem er doch in manchen Dingen nahestand; des Worts und der Feder mächtig wie kaum einer, bis auf Skarga. Dieser Vermittler, dem Kardinal persönlich ein werter Freund, griff im letzten Konzilsjahr mit einem Schreiben in die Entwicklung ein, in dem er sich gegen die Autorität der Trienter Versammlung wandte und die Nichteinladung der orientalischen Patriarchen tadelte. Hosius antwortete, sehr höflich und gelehrt. Den Kern der Diskussion bildet die Frage nach dem päpstlichen Primat, den Orzechowski nicht ausdrücklich leugnet, doch lieber durch eine gleichberechtigte Fünf der Patriarchen von Rom, Konstantinopel, Jerusalem, Antiochia, Alexandrien ersetzen möchte. Starke panslavistische Momente spielen da hinein. Kossowski hat ihrer nicht gedacht. Er beschränkt sich auf die rein kirchengeschichtliche Seite der von ihm erzählten Episode.

Otto Forst-Battaglia.

Oskar Bartel: Grzegorz Paweł z Brzezin. Reformacja w Polsce, Bd. 5 (1928), S. 12—31.

Stanisław Bodniak: Walka o interim na sejmie 1556/7 r. (Der Kampf ums Interim auf dem Reichstag von 1556/7.) Ibid. S. 1—11.

Ludwik Chmaj: Propaganda Braci Polskich w Paryżu XVII w. (Die Propaganda der „Polnischen Brüder" in Paris im 17. Jhdt.) Ibid. S. 103—120.

Kazimierz Chodynicki: Sprawa o spalenie zboru ewangelickiego w Giałowie na Żmudzi. (Die Angelegenheit der Verbrennung des evangelischen Bethauses zu Giałów in Samogitien.) Ibid. S. 146—151.

Ludwik Kolankowski: Posłowie sejmów Zygmunta Augusta. (Die Reichstagsabgeordneten unter Sigismund August.) Ibid. S. 121-138.

Marek Wajsblum: Dyteiści małopolscy. (Die kleinpolnischen Ditheisten.) Ibid. S. 32—97.

Auf dem Reichstag von 1556/57 bestürmten die von Sienicki, Ossoliński, Rej geführten Protestanten den König Zygmunt August mit der Forderung. die Augsburgische Konfession in der Melanchthonschen Fassung von 1540 anzunehmen. Der Monarch, unterstützt von den Bischöfen und dem Kanzler Ocieski, weigerte sich, dem Drängen nachzugeben. Nach einmonatlicher Debatte mußten sich die Neuerer mit der Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes begnügen. Bodniak bringt diese Episode nach einem ungedruckten Diarium des Reichstags, das sich in der Bibljoteka Kórnicka befindet, zur erneuten und vertieften Darstellung. Um 1560 nimmt im polnischen Protestantismus eine antitrinitarische Richtung das Heft in die Hand. Die Kalviner treten zurück. Zunächst ist es der dem Tritheismus zuneigende Grzegorz Paweł aus Brzeziny, der die erste Rolle spielt. Bartel gibt dessen Biographie und zeigt den Einfluß Gentilis und Lismanins auf Pawels Gedankenwelt. Die Ansicht, dieser polnische Sektierer sei italienischer Herkunft gewesen, wird mit Recht verworfen. Dagegen ist es Bartel entgangen, daß alles für deutsche Abstammung spricht (auch der Namen Pauli!). Nach diesem Apostel drängt sich Piotr von Goniądz in den Vordergrund. Ein kommunistischer Schwärmer, mit Gedanken, die den Widertäufern verwandt sind und in ihrer praktischen Auswirkung bald zu Unruhen führen, doch der Szlachta wenig sympathisch sein können. Erst Stanisław Farnowski ist ihr Mann. Der erscheint um 1558 in der Gegend von Nowy Sącz. (Seine Abkunft dürfte wirklich italienisch sein, die Schreibweise Farnesius spricht für „Farnese" als ursprünglichen Namen). Farnowski studiert in Heidelberg, Marburg, Zürich. Heimgekehrt nach Polen dominiert er auf den großen Synoden von 1567—1569. Er formuliert klar die Lehre vom Ditheismus (Christus als zweite Gottheit). Sehr interessant ist sein Bekenntnis, daß er in sich die Gewißheit des Glaubens schöpft und auf keine Autorität, auch nicht auf die der Schrift sich beruft. Der logische Zusammenhang zwischen dem italienisch-polnischen Antitrinitarismus des 16. Jahrhunderts und der späteren holländisch-französisch-englischen Freidenkerwelt wird da überraschend sichtbar. Piotr von Goniądz muß sich auf Litauen beschränken, wo er 1571 stirbt. Farnowski bleibt noch als Stern am polnisch - protestantischen Horizont. Einer seiner Beschützer stirbt. Farnowski läßt sich in Nowy-Sącz nieder. Bis um 1580 übt er mit seinen Anhängern noch vielfältige Wirkung. Besonders in der Literatur. Dann wird es still und stiller. Er muß wieder wandern. Sein Alter, von Vergessenheit umhegt, endet in einem letzten Zufluchtsort bei der Familie Zabawski im Jahre 1615 durch den einsamen Tod. Farnowskis Rolle in der Tragödie des polnischen Sektentums ist kaum zu überschätzen. Er hat den Katholiken indirekt den Sieg erleichtert, indem er die Neuerung ad absurdum führte.

Wajsblums Studie über die Ditheisten in Kleinpolen, die sich um die Person Farnowskis gruppiert, ist aus dem Seminar Professor Kots erwachsen. Sie bezeugt erstaunliche Reife der Methode, klares Urteil und beträchtliche literarische Qualitäten.

Chmaj schildert eine Episode der Propagandatätigkeit einer polnischen Sekte, „Die polnischen Brüder". Von Raków aus überschwemmten diese wunderlichen Heiligen Europa mit Traktaten; von dort aus sandten sie auch Missionäre. Als einer davon gewann Wiszowaty in Paris mehrere Adepten, darunter den Philosophen Samuel Sorbière, der in den ersten Jahren Ludwigs XIV. von sich reden machte. Chodynicki erweist durch die Erzählung der Sühne, welche den Protestanten Samogitiens (für die Verbrennung ihrer Kirche zu Giałów durch den Bischof Kiszka) wurde, daß auch unter dem katholischen Zygmunt III. die Dissidenten vom Staat Schutz und Gerechtigkeit zu erwarten hatten.

Kolankowskis Katalog der Reichstagsabgeordneten von 1553, 1556/57, 1562/63, 1563/64, 1564, 1565, 1566, 1567, 1569, 1570 und 1572 ist ungemein wertvoll, um an der Hand dieser Listen die Verteilung der religiösen Parteien in den gesetzgebenden Versammlungen zu studieren. Von 17 Reichstagen unter Zygmunt August sind so 11 nach ihrer Zusammensetzung genau bestimmt. Otto Forst-Battaglia.

Jadwiga Lechicka: Pisma polityczne z czasów przedostatniego bezkrólewia. (Politische Schriften aus der Zeit des vorletzten Interregnums.) Kwartalnik Historyczny, Bd. 41 (1927), S. 477—518.

Die Autorin analysiert die ihr bekannt gewordenen politischen Streitschriften der beiden Parteien Augusts III. und Stanisław Leszczyńskis, soweit diese Pamphlete in den Jahren 1733 bis 1734 erschienen sind. Es werden der Reihe nach besprochen: „Przestroga braterska" (Leszczyński), „Refleksje przyjacielskie" (Sachsen), „Wolności polskiej rozmowy Polaka z Francuzem rozstrząsionej" (angeblich aus der Umgebung des Primas Potocki und für Leszczyński), „Listy poufne" (Stanisław Konarski, für gründliche Verfassungsreform). Hernach eine Anzahl Pamphlete gegen die Wahl eines Fremden, natürlich aus dem Lager Leszczyńskis stammend. Polemiken gegen die ausländischen Feinde der Wahl eines Polen. Endlich die Broschüren der Konföderationen, die sich zur Unterstützung des gewählten Kandidaten bildeten, darunter der „Respons na refleksje" vermutlich aus der Feder des Wojwoden Tarło. Das Material stammt aus den Bibliotheken des Ossolineums, der Fürsten Czartoryski und der Grafen Baworowski. Es hätte sich aus den Archives du Ministères des Affaires Etrangères, Pologne, aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv und aus dem Dresdner Hauptarchiv gewaltig vermehren lassen. Die dortigen Gesandtschaftsrelationen enthalten eine Menge von politischen Streitschriften zum Interregnum. Auch das Fehlen einer zusammenfassenden Würdigung der dem Inhalt nach vorgestellten Publizistik wird man beklagen. Otto Forst-Battaglia.

Maciej Loret: Rzym a Polska w początku panowania Stanisława Augusta. (Rom und Polen zu Beginn der Regierung Stanisławs Augusts.) Przegląd Współczesny, Bd. 177 (1927), S. 501—517.

Loret, der beste Kenner polnischer Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts hat auf Grund der ihm wohlvertrauten Archivalien des Vatikans ein Buch unter dem Titel „Rzym a Polska za Stanisława Augusta" geschrieben, das die Jahre 1762—1775 umfaßt. Ein Kapitel daraus wird hier veröffentlicht. Es reicht bis 1766. Nur die Präliminarien, Etikettstreitigkeiten, Titelfragen werden behandelt, auf die dann, im Buch, wohl die so wichtige Darstellung der Beziehungen des Königs, der „Familie" und ihrer Gegner zu Rom, und zu den Nuntien folgen wird, ein Thema, das für die so wenig bekannte diplomatische Geschichte der Barer Konföderation sehr bedeutungsvoll ist.

Otto Forst-Battaglia.

J ó z e f C z a r n e c k i: Arcybiskup Ledóchowski podczas Kulturkampfu. (Erzbischof Ledóchowski während des Kulturkampfes.) Przegląd Powszechny, Bd. 177 (1928), S. 90—104.

Rein kompilatorische und vom katholisch-polnischen Standpunkt aus gesehene Darstellung, die nichts Neues bringt und nicht einmal auf die grundlegenden Bücher von Kiessling oder Goyau sich beruft.

Otto Forst-Battaglia.

W a l e r j a n C h a r k i e w i c z: Dwie twierdze. (Zwei Festen.) Przegląd Powszechny, Bd. 176 (1927), S. 319—339; Bd. 177 (1928), S. 17—40.

Auf Grund einiger, bekannter gedruckter Quellen (De Poulet, Stanislav Awgust Ponjatovskij v Grodně i Litvě v 1794—1797 gg.; Memoiren Dobrynins 1869, Deržavins 1860; Aktenpublikationen im Russkij Archiv 1869) schildert Charkiewicz die Bemühungen Rußlands, beide „Festen" des Polentums in den ihm durch die Teilung angefallenen polnischen Ostmarken, die Universität und die Kirche, zu überwinden. Bei der Universität ist es, so meint der Autor, leichter gelungen als bei der Kirche. Die angeführten Beispiele und Anekdoten sind manchmal von grimmigen, manchmal von gutmütigem Humor, wie Episoden aus einem Buch von Gogol, Soltykov-Ščedrin oder Čechov zu lesen. Doch der Ausgang ist von tragischer Pathetik. Otto Forst-Battaglia.

M a r j a n K u k i e l: O podziale polskiej historji wojskowej na okresy. (Ueber die Einteilung der polnischen Kriegsgeschichte in Epochen.) Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 63—81.

General Kukiel schlägt vor, die polnische Kriegsgeschichte folgendermaßen einzuteilen: Erste Epoche, bis 1454, Ritterheere. a) Allgemeines Aufgebot, Gefolgschaft der Fürsten, Anfang des Ritterwesens, bis 1138. b) Ausbildung des Rittertums, bis 1333. c) Blüte des allgemeinen Ritteraufgebots, bis 1454. Zweite Epoche, bis 1717, Söldnerheere. a) Ausbildung des Söldnerwesens, bis 1586. b) Anwachsen und Blüte der Söldnerheere, bis 1696. c) Zersetzung der Söldnerheere, bis 1717. Dritte Epoche, bis 1794. Stehende Heere. a) Einführung des stehenden Heeres, bis 1773. b) Entwicklung des stehenden Heeres, bis 1792. c) Versuch des Uebergangs zum nationalen Heer, 1794. Vierte Epoche: Nationale Heere, a) Polnische Armee im Bund mit Frankreich, 1797—1814. b) Heer des Königreichs Polen, 1815—1831. c) Aufständische Armeen, 1831—1864. d) Das neue polnische Heer. Gegen diese Einteilung sind nur ein paar kleinere Einwände zu tun: Es mengen sich in der dritten Periode tatsächliche und rechtliche Kriterien. In juristischer Hinsicht bestand das allgemeine Aufgebot bis zum Untergang Polens fort; als Grenzjahr wäre vielleicht eher 1764 anzunehmen, der Beginn von Poniatowskis Heeresreform. Der Abschnitt IV d) müßte in zwei Abschnitte d) und e) zerlegt werden: illegale polnische Heere bezw. Freischärler: 1905—1916. e) Die Armee des neuen polnischen Staats. Otto Forst-Battaglia.

Das Posener Deutschtum im Herzogtum Warschau. — Deutsche Wissensch. Ztschr. f. Polen, H. 11 (Sonderheft) 1927, S. 7—16.

M a n f r e d L a u b e r t behandelt in diesem, anläßlich seines 50. Geburtstages von der Histor. Ges. f. Posen herausgegebenen Sonderhefte, welches 6 Abhandlungen als „S t u d i e n z u r G e s c h i c h t e d e r P r o v i n z P o s e n i n d e r I. H ä l f t e d e s 19. J a h r h u n d e r t s" in Ergänzung des I., 1908 erschienenen, Bandes dieser Studien des Verf. vereint, nebst einem Verzeichnis der Schriften Lauberts, unter dem oben vorangestellten

Titel (S. 7—16) die Beschwerden und Wünsche, welche unter Führung des Freischulzen und ländlichen Huldigungsdeputierten Michael Polsfuß zu Gościejowo eine Anzahl Männer aus den Kreisen Obornik und Wongrowitz am 25. Aug. 1815 dem Oberpräsidenten v. Zerboni, dem Statthalter Fürsten Radziwiłł und Hardenberg vortrugen. Die Klage richtet sich gegen die Justizpflege und die administrative Polizei in der Provinz, die es unmöglich mache, daß ein Armer gegen einen Reichen Recht erlange, namentlich einem großen Grundherren gegenüber. Als besonderer Beleg wird der Grenzpossessorienstreit der Einsassen von Schaafkopf (Kr. Obornik) gegen den Grundherren Ignaz v. Radoliński-Sierniki angeführt, sowie auf die Korruption der ihre Amtsgewalt schamlos mißbrauchenden Landreuter hingewiesen. Der geringste Formfehler gäbe Anlaß zur Nichtigkeit des Rechtsstreites. Außer gegen die Rechtspflege wendet sich die Beschwerde auch gegen die Uebergriffe der Verwaltungsorgane, die sich gleichfalls vorzugsweise gegen das Deutschtum wendeten. Die nach französischem Muster eingerichteten Departements- und Unterpräfekten hatten eine nahezu unumschränkte Macht. Willkürlich war dann insbesondere auch die Polizeigewalt auf dem platten Lande, wozu das harte System der Lieferungen und des Vorspanndienstes kam, welches, unter Schonung des großen Grundherrn, gerade auf dem deutschen Bauern lastete, indem tunlichst auf ihn diese Verpflichtungen abgewälzt wurden. Die Beschwerdeführer erkennen dabei an, daß es unter den polnischen Beamten auch wohlmeinende gäbe, aber sehr wenige. In 13 Punkten führt die Bittschrift Verbesserungsvorschläge an, die auch gerade für das bewußte Deutschtum der Beschwerdeführer beachtenswert sind. Radziwiłł wie Zerboni gaben keine Antwort auf dieses Memorandum, Hardenberg erteilte nur den kurzen Bescheid, daß die Verhältnisse allmählich gebessert werden würden, weshalb am 14. Jan. 1816 die Vorstellungen in zum Teil erweiterter Form erneuert wurden. Der Staatskanzler forderte nun Bericht vom Oberpräsidenten. Man erklärte, „daß die Anträge großenteils durch die Ordre vom 3. Mai oder die im Werke befindliche Wiedereinführung der preußischen Gesetze erledigt seien". In einem Zusatz äußerte sich der Bericht sehr abfällig über die Petenten, wobei Zerboni noch betonte, daß die Unterzeichner sich zu Unrecht als Repräsentanten ihrer Landsleute gerierten. In dem ablehnenden Sinne dieses Berichtes erging dann am 4. April Hardenbergs Antwort. Die materielle Seite der Beschwerde wird zu recht erwiesen durch die ansehnliche Zahl gleichgestimmter Eingaben aus andern Orten (z. B. Lissa, Fraustadt, Deutsch-Krone und der Kolmarer Gegend, Laubert S. 14). Die offizielle Abweisung der Beschwerdeschrift stimmt nicht überein mit den Tatsachen, die in den Immediatberichten hinsichtlich der im Argen liegenden Rechtspflege und des Gebrauchs der deutschen Sprache angeführt werden. Erdmann Hanisch.

Stanisław Srokowski: Królewiec niegdyś a dziś. (Königsberg einst und jetzt.) Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 443—457.

Ein Klagelied, gestimmt auf zwei Grundtöne: erstens, wie herzlich waren früher die Beziehungen Polens zu Königsberg, seinem natürlichen Hafen; zweitens, wie ist alles seit dem 18. Jahrhundert anders geworden. Dazu kommen geschickt gewählte Episoden aus der Geschichte als Illustrationsfakten. Dabei ließ sich freilich Srokowski die Anwesenheit Jan Kochanowskis, die Hofhaltung Stanisław Leszczyńskis entgehen. Ein paar gute Bemerkungen über den Charakter der Ostpreußen. Doch dann das Unannehmbare: „Königsberg ist eine Stadt ohne Tradition". Dafür fehlt das vielleicht Wichtigste, der Hinweis auf die gewaltigen Schätze, die für den Historiker Polens das Königsberger Archiv birgt. Otto Forst-Battaglia.

Friedrich Lorentz, Die Kaschuben. „Deutsche Rundschau", Bd. 210 (53. Jahrg., März 1927), S. 294—300.

Die gedrängte Uebersicht des vorzüglichen Kenners des kaschubischen Volkstums über die Sprache und Geschichte der Kaschuben mündet in ernste

Zweifel aus, ob die Kaschuben auf die Dauer genügend Widerstandskraft gegen die Polonisierungsbestrebungen aufbringen werden. F. Epstein.

Kochanowski — Tadeusz Sinko: „Ronsardum vidi". — Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 91—112.

Hat Ronsard auf Kochanowski unmittelbaren Einfluß, vielleicht sogar durch persönliche Bekanntschaft, geübt? Dieses Problem erörtert Sinko neuerdings in gründlicher Weise. Er kommt zum Ergebnis, daß Frankreich und Ronsard im Leben des polnischen Dichters nur eine flüchtige Episode bildeten, während die dominierende Rolle des lange währenden italienischen Aufenthalts, besonders des in Padua aufrecht bleibt. Wenn auch die literarischen Einflüsse Italiens im Werk Ronsards viel schwerer wogen als die, doch nicht wegzuleugnenden und von Windakiewicz, Folkierski gezeigten französischen: das Rätsel des „Ronsardum vidi" ist umso weniger gelöst, als Kot eben erst, in der von Sinko zitierten, also gekannten Arbeit in der Brückner-Festschrift einen Reisegefährten Kochanowskis in der Person eines vlamischen Dichters entdeckte, der selbst der Plejade und damit Ronsard nahestand, daher sehr wohl persönliche Berührung des großen Franzosen und des Polen vermitteln konnte. Otto Forst-Battaglia.

Zygmunt Falkowski: O estetyźmie Maurycego Mochnackiego. (Ueber den Aesthetismus Moritz Mochnackis.) Przegląd Powszechny, Bd. 177 (1928), S. 187—208.

Falkowski definiert als „Aesthetismus" eine Lebensauffassung, bei der das Schöne entscheidende Rolle spielt. Er unterscheidet gesunden und ungesunden Aesthetismus, den einen als gleichgeordneten Faktor neben dem moralischen Empfinden, den anderen als hemmungslose Amoral auf hedonistischer Grundlage. Mochnacki hat dem gesunden Aesthetismus gehuldigt. Sein moralischer Trieb war stark, doch das beeinträchtigte nicht Mochnackis Streben, das Schöne zu genießen und es anderen zum Bewußtsein zu bringen. Falkowskis Analyse der Gedankenwelt des hervorragenden Kritikers aus der Zeit polnischer Romantik enthüllt in dankenswerter Weise, wie der ästhetische Reiz des Heimatgefühls und das ästhetische Verhältnis zur nationalen Vergangenheit, wie das Moment der Schönheit auch im Metaphysischem, in der literarischen Sphäre des Romantischen, dann wieder im revolutionären Willen zur Waffentat sich ausdrückte. Es stellt sich bei näherem Einblick in diese Ideen die frappante Uebereinstimmung mit Chateaubriand heraus, während Falkowski nur von deutschen Einflüssen spricht. Auf Mochnackis mitunter verhüllte französische Quellen nicht hingewiesen zu haben, ist die wunde Stelle dieses ausgezeichneten Aufsatzes. Gegenüber Życzyński, der Mochnackis Ethik bezweifelt, hat dagegen Falkowski sehr ernste Argumente geliefert.
Otto Forst-Battaglia.

Mickiewicz und Mácha. Čas. pro mod. fil. a lit. 14, s. 29 ff.

Menšík, Mickiewicz a Mácha, untersucht in diesem Teile seiner Abhandlung vor allem das Typische und von der Norm abweichende in Mickiewiczs Wortstellung. P. Diels.

Józef Birkenmajer: Motywy franciszkańskie u Mickiewicza i Słowackiego. (Franziskanische Motive bei Mickiewicz und Słowacki.) Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 289—294.

Józef Kallenbach: Wiadomość o autografie „Ballaydyny". (Nachricht von der Urschrift der „Balladyna".) Przegląd Współczesny, Bd. 23 (1927), S. 389—392.

Leon Płoszewski: Pokłosie literackie dni Słowackiego. (Literarische Aehrenlese der Słowacki-Tage.) Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 285—288.

Birkenmajer knüpft an den in diesen „Jahrbüchern" (NR. 3, 547) genannten Aufsatz von Bielak über franziskanische Motive in der polnischen Literatur an, und verzeichnet ein paar weitere außer den von mir gerügten Lücken. Am ausführlichsten ist der Hinweis auf die vielfachen Anklänge an Franziskanische Ideen im „Sen srebrny Salomei" Słowackis gehalten.

Kallenbach teilt aus dem im Besitz der Witwe des verstorbenen Präsidenten der Krakauer Akademie der Wissenschaften Graf Stanisław Tarnowski befindlichem eigenhändigen Manuskript der „Balladyna" (es kam durch Słowackis Freund Reitzenheim an Tarnowski) die wichtigsten Varianten gegenüber dem Erstdruck von 1839 mit.

Płoszewskis ebenfalls in den „Jahrbüchern" (NF. 3, 550) gerühmte Uebersicht der Literatur zu Słowackis Bestattung auf dem Wawel hat die hier angeführte Fortsetzung erhalten. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Cywiński: Stan badań nad Norwidem oraz postulaty na przyszłość. (Der Stand der Forschungen über Norwid und ihre Forderungen für die Zukunft.) Ruch literacki, Bd. 3 (1928), S. 7—13.

Karol Klein: Uwagi o „Stygmacie" Norwida. (Bemerkungen über das „Stigma".) Ibid. S. 13—16.

Cyprjan Norwid: Żydy i mechesy. (Juden und Meches.) Ibid. S. 17—19.

Der „Ruch literacki" erwirbt sich ein besonderes Verdienst, daß er systematisch von berufenen Forschern Uebersichten über den Stand unseres Wissens um die wesentlichen polnischen Schriftsteller der neueren Zeit aufstellen läßt. Nach Prus (vgl. „Jahrbücher" NF. 3, 551) wurde Norwid, der genialische Lyriker und Romantiker zum Gegenstand einer vortrefflichen Arbeit Cywińskis, der mit dem Werk seines Helden völlig verwachsen ist. Norwid hat zeit seines Lebens nicht die gebührende Beachtung gefunden. Als ihn Miriam (Zenon Przesmycki) im Jahre 1901 einer breiteren Oeffentlichkeit enthüllte, war der Enthusiasmus so groß wie die Ueberraschung. Seither gilt der Poet, den man in Frankreich verderben ließ, dessen Grab man nicht kennt, als der Größte, unmittelbar nach den Drei, Mickiewicz, Słowacki, Krasiński. Die Beschäftigung mit ihm ist durch mehrere Stadien durchgegangen. Erst war die Sensation, an die sich Miriams Ruhm als Entdecker knüpft. Dann kamen die Verzückungen und Entzückungen der Snobs und Dilettanten, begleitet vom unwilligen Knurren der berufenen Wächter des literarischen Heiligtums. Kaum drei Jahre sind es her, seit sich die Wissenschaft ernst und nach Gebühr mit Norwid beschäftigt. Cywiński bespricht diese Phasen, ausgehend von den zeitgenössischen Stimmen über Norwid, über die Miriamsche kommentierte Ausgabe seiner Schriften in der „Chimera", dann der „Pisma zebrane" von 1912/13. Mit fast zu weitgehender Bescheidenheit zeichnet er seine eigene, beträchtliche Rolle — Cywiński hat in der „Bibljoteka Narodowa" eine dem großen Publikum handliche und ausgezeichnete Sammlung von Norwids Lyrik herausgegeben —. Krechowieckis Monographie charakterisiert er richtig als sehr wertvoll fürs Biographische und von entwaffnenden Unverstand im Kritischen, er beklagt es, daß Miriam sein Versprechen eines Monumentalwerks über den Dichter nicht einlöste; wir freuen uns zu vernehmen, daß Cywiński selbst im 10. Band von „Sto lat myśli polskiej" eine umfangreiche Arbeit druckt. Ueber die Tatsache, daß der Großteil des Nachlasses von Norwid noch im Privatbesitz von Miriam-Przesmycki ruht, berichtet Cywiński

mit taktvoller Zurückhaltung, die uns nicht hindern kann, die Frage aufzuwerfen, ob Dichter und Kritiker zur Rolle von Drachen gegenüber den von ihnen gehüteten poetischen Schätzen ihrer größeren Vorgänger berufen sind.

Klein untersucht, angeregt durch Arthur Schnitzlers „Der Geist im Wort und in der Tat", den — zu tiefst pessimistischen — Inhalts der Geschichtsphilosophie von Norwids Fragment „Stygmat": einen Pessimismus, der sich mit geradezu kindlichem Optimismus in der Bewertung des Volkes und seiner Ethik (Victor Hugo, die russischen Anhänger des „Narodničestvo" spuken!) vereinbart.

Höchst fesselnd in diesem Zusammenhang, die Norwids naive und humanitäre Geschichtsbetrachtung bekräftigenden, zum erstenmal gedruckten Ausführungen über „Juden und Meches (getaufte Juden)". Norwid bekennt sich als begeisterter Fürsprecher einer auf religiöser Grundlage geschehenden Assimilation der Juden durch die Taufe. Otto Forst-Battaglia.

Giovanni Maver: La „Trilogia" di Enrico Sienkiewicz: Impressioni e commenti. Rivista delle letterature slave. Anno 2, 1927, 1—2, S. 65—78.

Das Entzücken des Lesers der Trilogie wird nachempfunden, die, trotz ihrer enormen Länge, zu lesen nicht eine Zumutung ist, während eine Unterbrechung der Lektüre als solche erscheint. Die große Masse jubelt ihr zu. — Hier setzt die Kritik ein. Das Liebesabenteuer des dritten Teils erinnert an das im zweiten Teil, und alle miteinander erinnern an Altbekanntes aus der Weltliteratur. Ueberall das bekannte Schema: die Liebe der zwei Hauptfiguren wird durch eine dritte Person gefährdet, in dem folgenden, abenteuerlichen Kampf trägt immer die liebende Frau den Sieg davon durch Heldenmut und Treue. Neben solchen allgemeinen Zügen bieten auch Einzelheiten der Kritik Angriffspunkte in Fülle dar. Mehr als eine Szene scheint darauf berechnet, bei denkbar geringstem Aufwand großen Effekt zu erzielen. So hat sich auch die polnische Kritik geäußert. Und doch wird jeder Kritiker seinerseits von der Trilogie den Eindruck eines großen und schönen Werkes davon getragen haben. Maver zieht hier zum Vergleich mündlich vorgetragene Volkserzählungen heran, welche allgemeine Verständlichkeit und Lebhaftigkeit der Phantasie zur Voraussetzung haben. Sienkiewicz sei dem Erzähler aus dem Volk und für das Volk ähnlich. Er scheint von dem psychologischen Roman des 19. Jahrhunderts nichts gewußt zu haben, wenn man nach der Trilogie urteilen sollte, indessen braucht man hier den Mangel psychologischer Analyse nicht zu tadeln. Diese polnische Heldendichtung stellt als künstlerische Leistung in erster Linie einen Ausgleich dar zwischen der großen Leidenschaft des Patrioten und der glühenden Phantasie des Dichters.

Emmy Haertel.

Stanisław Dobrzycki: Scena z Balzaku u Sienkiewicza. (Eine Szene aus Balzac bei Sienkiewicz.) Ruch literacki, Bd. 3 (1928), S. 29—30.

Juljusz Kijas: Pierwsze rzuty „Ogniem i mieczem". (Die ersten Entwürfe zu „Mit Feuer und Schwert".) Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 265—268.

Sienkiewicz ist, worauf u. a. Lam in seiner Monographie des großen Schriftstellers hingedeutet hat, von Kubala auf das Thema des ersten Bandes der „Trilogie" gelenkt worden. Kijas zeigt, wie in einer Besprechung, welche der polnische Erzähler in der „Niwa" 1880 veröffentlichte, schon alle Keime der Handlung von „Mit Feuer und Schwert" sich finden. Ferner, daß Sienkiewicz in dieser Rezension von Kubalas „Szkice historyczne" die Unabhängigkeit der Ansichten bekundet, wenn er entgegen der „republikanischen"

Auffassung des damals schon berühmten Historikers, für die Verdienste des Königs Jan Kazimierz eintritt. Nach Kijas formte sich der Plan des Romans bei Sienkiewicz etwa so: Belagerung von Zbaraż, Gestalt Chmielnickis, Skrzetuski als Bote, Skrzetuskis Vorgeschichte. Die Genesis dieses Meisterwerks polnischer Prosa verdiente nähere Prüfung. Ich glaube, daß sich bei Sienkiewicz, — wofür die Beweise anzuführen hier nicht der Ort ist — ein schon vorgefaßter Plan, besser zwei vorgefaßte Pläne, der einer Scottschen Heldenaventiure, die eines Ritters von Hindernissen durchkreuzte Liebe schildert, und eine Dumasche Abenteuergeschichte, mit Falstaff Zagłoba, in die Sphäre von Zbaraż gelangt, und durch den Anlaß von Kubalas Studien festgehalten, um das Thema der Kosakenemeute Chmielnickis kristallisierten. Auf andere literarische Anregungen, die in der „Trilogie" nachwirken, verweist Dobrzycki. Er hat für das Duell von Wołodyjowski und Bohun mit großer Wahrscheinlichkeit ein Vorbild bei Balzac (Ménage de garçon) nachgewiesen. Otto Forst-Battaglia.

J a n L e m a ń s k i: Przybyszewszczyzna. Ruch literacki, Bd. 3 (1928), S. 1—5.

A n n a Z a h o r s k a: Stanisław Przybyszewski. Przegląd Powszechny, Bd. 177 (1928), S. 297—313.

Nichts von allem, was je über Przybyszewski geschrieben wurde, kommt diesem blendenden Essai des polnischen Fabeldichters und Satirikers gleich. Auf fünf Seiten wird da an ein gewöhnlich von den zünftigen Literarhistorikern übergangenes Problem gerührt: das Erotische, nicht bloß die blütenweiße Liebe, im Schrifttum. Wir sehen Przybyszewski als den bevollmächtigten, öffentlichen Gesandten des Eros bei der polnischen Geistesrepublik, doch wir lernen manche unvermutete geheime Agenten des allmächtigen Gottes der Lust kennen. Vor allem aber, es entwirrt sich uns der Reigen, den Przybyszewski in düsteren Katakomben anführte. Klar leuchtet der helle Geist Lemańskis in das finstere Gewölbe des unfrohen Venustempels, in dem das einstige Haupt der Satanisten pontifizierte. Es zeigt sich der Kern von Przybyszewskis Philosophie und Aesthetik: eine Verallgemeinerung des bekannten Satzes „Omne animal triste post coitum" auf die Zeit vor und während des entscheidenden Moments.

Anna Zahorska nimmt Przybyszewskis literarische Wirksamkeit viel zu ernst. Sie erblickt nur den „Poète maudit" und versucht aus den angeborenen Verhängnis die Dämonie, aus dem sich sieghaft durchringenden sittlichen Willen, aus der Sehnsucht nach dem Absoluten die letzliche Konversion, die Rückkehr zum Glauben seiner Kindheit herzuleiten. Der Weg des „Poète maudit" geht sicher häufig zum Kreuz: Rimbaud, Huysmans, Verlaine, Kasprowicz. Bei Przybyszewski sehe ich keinen logischen Konnex zwischen seinen Jugendsünden und dem frommen Ausklang. Oder sollen wir lieber, wie oben, an ein Sprichwort erinnern, diesmal ein deutsches, dessen zweiter Teil lautet: Alte Betschwester? Otto Forst-Battaglia.

W (i l h e l m) B a r b a s z: Oresteja Wyspiańskiego. (Die Orestie Wyspiańskis.) Przegląd Współczesny, Bd. 23 (1927), S. 404—421.

L e o n P ł o s z e w s k i: Wyspiański na scenie krakowskiej. (Wyspiański auf der Krakauer Bühne.) Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 272—274.

T a d e u s z S z y d ł o w s k i: Twórczość Wyspiańskiego w dziedzinie sztuki monumentalnej. (Wyspiańskis Schaffen auf dem Gebiet der Monumentalkunst.) Przegląd Współczesny, Bd. 23 (1927), S. 393-403.

Henryk Życzyński: Wernyhora Wyspiańskiego. (Die Gestalt der Wernyhora bei Wyspiański.) Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 268—269.

Zum 20. Todestag Wyspiańskis (28. November 1907 — 1927) sind außer den Büchern von Henryk Balk (Z badań nad wyobraźnią Wyspiańskiego), Stanisław Kolbuszowski (Stanisław Wyspiański a romantyzm polski), Wincenty Trojanowski (Wyspiański) und den vierten Band der sich träge dahinschleppenden Gesamtausgabe nur wenig bedeutendere Aufsätze erschienen. Die Beiträge von Balk und Kolbuszowski sollen hier noch, der eine wie der andere mit gewissen Vorbehalten gelobt, das verfehlte Werk Torjanowskis einer strengen Kritik unterzogen werden. Aus der Ernte in Zeitschriften nenne ich die vier oben angeführten Aufsätze. Barbasz, von dem wir schon eindringliche Studien über die Rhapsodien Wyspiańskis besitzen (Przegląd Warszawski 1925, November), findet im Drama „Wyzwolenie" eine Menge bewußter Anklänge an das Orest-Motiv. Die Gleichung Konrad-Orestes ist überzeugend dargetan. Auf beiden Helden lastet das Bewußtsein des Fluches. Beide befreien sich von ihm vor dem Altar Apollons, nach einer Weile kehren die Erynnien zurück, doch der Schluß ist verschieden: Konrad wird von den Erynnien zur Rache an den Unterdrückern Polens angespornt, während den Orestes der antiken, Aschyläischen Tragödie die Rachegöttinnen verlassen. Weniger deutlich sind die Anklänge ans Orestmotiv in Wyspiańskis Werken „Akropolis" und im deutschen Fragment „Weimar" aufgezeigt.

Płoszewski bringt eine lehrreiche Statistik der Wyspiański-Aufführungen am Krakauer Theater. Ihrer 532 haben in den 30 Jahren von 1898—1927 stattgefunden, etwa 18 im Jahresdurchschnitt. Den dauerndsten Erfolg hatten die „Wesele" (148 mal gespielt), innerhalb einer Saison sind „Legjon", „Noc Listopadowa" (je 25 mal), „Akropolis" (22 mal) und „Wesele" (21 mal) am häufigsten gegeben worden. Szydłowski entwirft ein suggestives Bild von der visionären Kraft des Malers und Architekten in Wyspiański, dem nicht beschieden war, seine großartigen Pläne zu verwirklichen.

Eine Hypothese des französischen Uebersetzers der „Wesele", Adam Łada-Cybulski, variierend, meint Życzyński, die Gestalt des Wernyhora im Wyspiańskischen Drama der nationalen Erhebung sei die Satans, der die Form des ukrainischen Propheten angenommen habe. Natürlich steht hundert anderen Hypothesen der Weg offen; es scheint mir jedoch unannehmbar, Wernyhora als Sendboten des Bösen aufzufassen. Wo bliebe denn die tragische Schuld der Gemeinschaft, die den Ruf des Goldenen Horns überhört? Życzyńskis Deutung hätte im Mund des seligen Tarnowski und der k. k. Stańczyken einen Sinn, die dann triumphierend die Weisheit derer rühmen könnten, welche den satanisch-rebellischen Einflüsterungen sich verschlossen und lieber friedlich im Tanze sich drehen.

Otto Forst-Battaglia.

Józef Ujejski: Z młodych lat Stefana Żeromskiego. (Aus Stefan Żeromskis Jugendjahren.) Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 274.

Von Dezember 1889 bis August 1890 war Żeromski im Hause des Gutsbesitzers Dobrzyński zu Łysów (Podlasie) als Erzieher des achtjährigen Rzążewski, eines Enkels des Hausherrn, tätig. Es haben sich Briefe erhalten, die mit jener Epoche im Zusammenhang stehen und ein Licht auf die traurige Lage des großen Schriftstellers werfen, der den Leidensweg aller polnischen Intelligenz zur Zeit des russischen Drucks gehen mußte. Immerhin zeigt diese Korrespondenz, von Ujejski veröffentlicht, auch, mit wie taktvoller Einsicht die vom Glück begünstigteren Standes- und Volksgenossen den schon damals wunderlichen, eigenwilligen Autor — der eben seine ersten novellistischen Schöpfungen vollendet hatte — behandelten.

Otto Forst-Battaglia.

Ettore Lo Gatto: Żeromski. L'Europa Orientale. Anno 6, Nr. 3, 142—159, Nr. 4, 209—227, Nr. 5, 278—288.

Lo Gatto betrachtet das Schaffen Stefan Żeromskis in seiner Gesamtheit und analysiert die in chronologischer Reihenfolge angeführten einzelnen Werke unter Hinweis auf kritische Studien über ihn aus polnischer und russischer Feder. Er schließt sich bei Beurteilung der außerordentlichen Popularität Żeromskis der von S. Kołaczkowski im Przegląd Współczesny Januar 1926 geäußerten Meinung an, daß es nicht nur die realistische Ader Żeromskis oder seine sozialpolitische Einstellung gewesen seien, die dem Zeitgeist entgegenkamen, sondern daß die innige Verschmelzung der gesamten Gefühlsskala dieses Prosaisten mit dem Lebensgehalt der ganzen Nation sie verursacht hätte. Fünfzig Jahre polnischer Geschichte, innerer wie äußerer, manifestiert sich in seinen Werken, und da die Vielgestaltigkeit geistigen Erlebens in ihnen zum Ausdruck gekommen, ist es für den Kritiker schwer, die einzelnen Schichten herauszuschälen, er muß fürchten, „durch einen glatten Schnitt das lebende Fleisch der schöpferischen Arbeit selbst zu treffen". Von den zwei Hauptmotiven im Schaffen Żeromskis: soziale Frage und Politik, geht die erstere chronologisch voraus, die literarischen Erstlingsarbeiten sind so eng verknüft mit dem Eindringen sozialistischer Ideen in Polen, daß man in Żeromski geneigt sein könnte, ihren bloßen Verfechter und Verbreiter zu sehen. Indessen besteht nur ein formaler Unterschied zwischen sozialen und politischen Motiven, da die sozialen Probleme Polens einen politischen Untergrund haben, von dem sie nicht zu trennen sind. Żeromski ist nicht der erste gewesen, der die soziale Frage in die polnische Literatur eingeführt hat, nur die Art ihrer Behandlung erscheint neu. Im Vergleich zu Sieroszewski und Prus ist es bei Żeromski das starke eigene Ringen mit diesen Problemen, der Kampf zwischen Individualismus und Kollektivismus, die in sein Schaffen das erschütternde persönliche Moment hineintragen und lyrische Stimmungen zum Ausdruck bringen. Lo Gatto glaubt grade aus dem lyrischen Grundton im Schaffen Żeromskis den von der Kritik ihm öfters zum Vorwurf gemachten unausgeglichenen Bau seiner Erzählungen erklären zu können, neben dem ungestümen Ausklingenlassen tiefsten seelischen Leidens erscheinen gewisse „langweilige" Stellen als notwendige Cäsuren. Auch Żeromskis Pessimismus darf nicht ohne weiteres gleichgestellt werden mit dem der ganzen Epoche, er führt bei ihm zu einer Religion des Leidens. Żeromski wuchs in dieser Unerschrockenheit dem Leiden gegenüber, die seinen offenen Widerstand gegen die Zensur erklärt, zu wahrer Heldengröße auf, in seiner Ideenwelt nimmt der Vorsatz, als freier Pole zu leben, symbolischen Wert an. — Bereits von den ersten Novellen, die Żeromski geschrieben, zieht sich bis zum Kulminationspunkt der Epoche bis 1900, den Ludzie bezdomni, hin, das Motiv der Entsagung unter dem Gebot der Pflicht als leitendes hindurch. Die Erzählung Ewa steht hier voran, sie bringt auch den verzweifelten Pessimismus des Individuums der gleichgültig verharrenden Natur gegenüber am deutlichsten zum Ausdruck. Die Frage, ob der starre Pflichtsbegriff, den erst der Mensch geschaffen, wenn er seinem Glücksgefühl hinderlich wird, auch von ihm zerstört werden darf, bleibt hier unbeantwortet. Der Roman Ludzie bezdomni beantwortet sie mit einem eisernen Nein, sein Held Judym verzichtet auf eigenes Glück, solange auf der Erde die Visionen des sozialen Elends bleiben, die ihn verfolgen. Den Versuch einiger Kritiker, Żeromskis Judym in Parallele zu stellen mit Ibsens Dr. Stockman im Volksfeind, hält Lo Gatto für verfehlt, er äußert den naheliegenden Gedanken, daß man Judym mit den russischen Narodniki gleichstellen könnte. Im übrigen sieht er in den „Ludzie bezdomni", d. h. denjenigen Märtyrern sozialistischer Ideen, wie sie Żeromski als Ideal vorschweben, wohl Idealisten, aber doch nicht Idealgestalten, „in ihnen wird das Ungestüm egoistischer Instinkte früher oder später eine Reaktion bewirken". Dieses Motiv klingt später auch bei Żeromski an in Aryman mści się. Die „Dzieje grzechu", welche in der polnischen Kritik einen Sturm der Entrüstung als pornographische Literatur hervorgerufen hatten, werden von Lo Gatto eingehend besprochen, nach seiner Meinung

bleiben die moralischen Probleme, welche in dem exentrischen Leben Ewas angeschnitten werden, ebenso ungelöst wie die sozial-ethischen der Schaffensperiode Żeromskis vor 1900. Er sieht in diesem Roman eine Abirrung. — Die historischen Romane Zeromskis beurteilt Lo Gatto in Uebereinstimmung mit W. Jampolski (S. Żeromski, duchowy wódz pokolenia, Lwów 1925), als zu verstehen im Zusammenhang mit der Gegenwart und als Spiegelung seelischen Geschehens in den Menschen, welche bewußt oder unbewußt auf den Ablauf der Geschichte beeinflussend einwirken. Der patriotische Grundton der historischen Erzählungen und Romane hat symbolischen Wert, immer wieder spielen Motive hinein, die in älterer Zeit auf Freiheitsbestrebungen außenpolitischer Art oder revolutionäre Regungen hindeuten. Das Bild Napoleons in „Popioły" erscheint Lo Gatto zu nebelhaft, wo dieser Nebel sich lüftet, bleibt die Gestalt leblos. Unter den nach Aufrichtung des polnischen Staates entstandenen Erzählungen Żeromskis erwähnt Lo Gatto mit besonderem Nachdruck „Przedwiośne", weil hier im Gefolge eine reiche polemische Literatur entstanden war, die nach der Meinung Lo Gattos auf irrigen Voraussetzungen beruht hat. Es betrifft die viel diskutierte rote Fahne in der Hand eines Arbeiterführers am Schluß des Buches. Im Zusammenhang mit der in dem Roman zum Ausdruck gekommenen politischen Enttäuschung über die Wirklichkeit, welche den Vorfrühlingsgefühlen der polnischen Patrioten nicht entsprach, hatte man gefürchtet, aus dieser Fahne einen Rückschluß auf bolschewistische Neigungen Żeromskis ziehen zu müssen. Lo Gatto zitiert die bedeutendsten Aufsätze, welche polnische Zeitschriften über diese Frage gebracht haben.

Emmy Haertel.

Zofia Ciechanowska: „Credo" Kasprowicza. (Das Credo Kasprowiczs.) Przegląd Powszechny, Bd. 177 (1928), S. 57—89.

Fortsetzung der in diesen „Jahrbüchern" (NF. Bd. 3, 552) besprochenen Arbeit. Die schon im ersten Teil klaren Resultate werden nochmals durch Analyse der Dichtungen Kasprowiczs bestätigt. Das Verdienst der Studie liegt darin, den Poeten aus der ästhetischen in die moralische Sphäre gehoben zu haben.

Otto Forst-Battaglia.

Karol W. Zawodziński: Nowe wydawnictwa. Poezja. (Neuerscheinungen. Lyrik.) Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 152-165.

Die Bedeutung dieses Artikels geht weit über die einer bloßen Rezension der neuen Gedichtbände von Tuwim, Maliszewski-Sebyła, M. Braun und Napierski hinaus. Es ist sozusagen eine Programmschrift und Rechtfertigung der urbanistischen Poesie; ein Plaidoyer für Tuwim und die in Blut getauchten Worte der durch sehr realistische Frühlingslandschaft tanzenden verschiedenen Sokratesse gegenüber der poetischen Flucht auf das Land Zegadłowiczs und der Leute vom „Czartak". Obzwar diese Gegner der Zawodzińskischen Auffassung nicht genannt sind, richtet sich für den mit der literarischen Geographie Polens Vertrauten dieses Sammelreferat gegen sie. Man wird, um es zu ergänzen, den polemischen (und überaus ungerechten) Angriff Zawodzińskis in den „Wiadomości Literackie" 1928, Nr. 10 lesen.

Otto Forst-Battaglia.

Einfluß des čechischen Dramas auf die polnische Bühne. Čas. pro mod. fil. a lit. 14, s. 22 ff.

B. Vydra, České drama v Polsku. Die Einflüsse des čech. Dramas auf die polnische Bühne werden für die ältere Zeit nur summarisch festgestellt. Genauere Feststellungen macht V. über das 19. Jahrh., insbesondere über die Aufnahme Jaroslav Vrchlickýs auf der poln. Bühne und bei der poln. Kritik. Eine Fortsetzung der Studie ist zu erwarten. P. Diels.

R o m a n P o l l a k: Alcune caratteristiche della letteratura polacca. (Aus einem im Circolo pro-Cultura in Turin und im Circolo Roma in Rom gehaltenen Vortrag.) Rivista di letterature slave. Anno 2, 1927, 1—2, S. 55—64.

Der Aufsatz, welcher nur einen ganz allgemein gehaltenen Ueberblick anstrebt, bringt in den Anmerkungen bibliographische Hinweise auf vorzugsweise italienische Zeitschriftenliteratur über die Literatur Polens, darunter einen Aufsatz von Mazzini vom Jahre 1847 aus Lowe's Edinburgh Magazine „On the Slavonian Movement", dessen einer Teil erst in der Gesamtausgabe der Werke Mazzinis 1922 im Druck erschienen ist. Er ist in erster Linie der polnischen Romantik gewidmet und zeigt ein überraschend sicheres intuitives Verständnis für sie. Als besonders charakteristisch für die polnische Literatur hebt Pollak deren verfeinertes Verständnis für das Leben der Natur hervor. Dygasiński und Żeromski erinnern ihn in einigen ihrer Schriften an die Grundstimmung des bekannten „Cantico del sole". Emmy Haertel.

A d a m F i s c h e r: Przegląd polskich wydawnictw etnograficznych i etnologicznych za lata 1925—1927. (Uebersicht der polnischen Publikationen über Ethnographie und Ethnologie in den Jahren 1915—1927.) Kwartalnik Historyczny, Bd. 41 (1928), S. 593—611.

Es gibt eine ausgezeichnete Bibliographie der polnischen Volkskunde von Fr. Gawełek (Bibljografja ludoznawstwa polskiego. Kraków 1914). Sie reicht bis etwa 1912. Die Lücke für die Jahre seit ihrem Erscheinen füllen Uebersichten von Jan Bystroń) in der „Slavia" Bd. 2, 154—174, 548—552 und Bd. 5, 378—390, 614—625) und Adam Fischer (Zeitschrift für slavische Philologie Bd. 1, 432—445, Bd. 2, 181—202). Beide Arbeiten reichen bis zum Jahre 1924 (Bystroń geht stellenweise bis 1925). Nunmehr bespricht Fischer kurz und treffend, was in den Jahren 1925 bis 1927 veröffentlicht worden ist. Während im allgemeinen die wichtigeren Schriften, auch die in Zeitschriften erschienenen vollständig angeführt werden, sind unter den „Arbeiten von Polen über fremde Ethnographie" mannigfache Auslassungen zu bemerken. Otto Forst-Battaglia.

L e o n P i n i ń s k i: Artur Grottger i cykl jego „Warszawa II". (Arthur Grottger und sein Zyklus „Warschau" II.) Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 11—33.

Vortrag über den im Jahre 1862 gemalten Zyklus „Warszawa", der sofort in London von einem englischen Kunstfreunde angekauft worden war, und seit 1878 im Victoria and Albert Museum in der britischen Hauptstadt sich befindet. 1925 wurde die Bilderreihe durch Professor Treter nach guten Photographien reproduziert. Die Originale sind, etwas beschädigt, der Besichtigung unzugänglich im Londoner Museum. Das Thema des Zyklus ist, wie bei allen großen Werken Grottgers, tragisch und national: Polens Leiden und Hoffnung. Schade, daß die mächtigen Kompositionen des Meisters in England, niemand zu Nutzen, hinter verschlossenen Türen langsam aber sicher zugrundegehen müssen. Otto Forst-Battaglia.

T a d e u s z L e h r - S p ł a w i ń s k i: Wzajemne wpływy polsko-ruskie w dziedzinie językowej. (Ruthenisch-polnische Wechselwirkung auf sprachlichem Gebiet.) Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 249—266.

Lehr-Spławiński unterscheidet innerhalb der polnischen Sprache die ruthenischen Einflüsse auf die Dialekte in Rotrußland, Podolien, Volhynien

und in der Ukraina, von den weißrussischen im Gebiet von Mińsk und beide von denen auf die literarische Sprache der Gebildeten in ganz Polen. Er behandelt den Akzent, die Aussprache und das Vokabular, die Syntax unter der Einwirkung des Klein- und Weißrussischen. Hernach geht er zu den polnischen Auswirkungen auf die kleinrussisch-ukrainischen Dialekte über, besonders in den Karpathen, im ehemaligen Galizien überhaupt. Vollständigkeit ist nicht erstrebt. Otto Forst-Battaglia.

Ksawery Świerkowski: Karol Estreicher. Ruch literacki, Bd. 2 (1927), S. 269—271.

Józef Grycz: Setna rocznica urodzin Karola Estreichera. (Karl Estreichers 100. Geburtstag.) Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 322—326.

Zum hundertsten Geburtstag Estreichers, des unermüdlichen Bibliographen, dem jeder auch nur oberflächlich mit polnischen Dingen Vertraute dankbares Gedächtnis widmet, sind eine Menge Jubiläumsartikel erschienen. Abgesehen von der Sondernummer der „Silva rerum" (1927, Nr. 10), in der Professor Stanisław Estreicher sehr interessant über die Arbeitsweise seines Vaters berichtet, Ksawery Świerkowski eine wertvolle Autobiographie des Jubilars edierte, die in gereimter Form ein unterhaltsames Curriculum vitae darstellt, scheinen mir die Aufsätze des ebengenannten Świerkowski im „Ruch literacki", und Gryczs im „Przegląd Współczesny" am wichtigsten. Świerkowski fordert, mit überzeugenden Gründen, eine wissenschaftliche Biographie des Mannes, der nicht nur ein eifriger, fleißiger Bibliograph, sondern ein kluger, liebenswürdiger Mensch, ein Original und ein recht beachtenswerter Schriftsteller war. Grycz gibt eine Uebersicht über die Feier und über die Literatur des Zentennars. Hier sei noch der Broschüre Jan Muczkowskis („O stanowisku Karola Estreichera w dziejach badań literackich", Warszawa 1927) gedacht. Größere Artikel über Karol Estreicher brachten ferner die „Tęcza" (von Świerkowski, Nr. 3), der „Kurjer Warszawski" (von Muczkowski, 1927/322), der „Czas" (von Grycz, 1927/277.) Otto Forst-Battaglia.

Kazimierz Nitsch: Jan Michał Rozwadowski. Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 3—10.

Eine von herzlicher Sympathie getragene Würdigung der Persönlichkeit Jan Rozwadowskis, des Präsidenten der Polnischen Akademie der Wissenschaften, den das gelehrte Europa als ausgezeichneten Forscher auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachkunde schätzt. Nitsch sieht mit Recht viel dichterische Intuition im Werk dieses scharfsichtigen Meisters der keltisch-slavisch-litauisch-irano-indischen Philologie. Otto Forst-Battaglia.

Oskar Lange: Źródła i tło historyczne ideologji społecznej Edwarda Abramowskiego. (Quellen und historischer Hintergrund der sozialen Ideologie Eduard Abramowskis.) Przegląd Współczesny, Bd. 24 (1928), S. 474—489.

Fortsetzung der in diesen „Jahrbüchern" (NF. Bd. 3, 556 f.) verzeichneten Aufsätze über die (so ausführliche Darstellung kaum rechtfertigende, wenig selbständige) Ideenwelt des polnischen Edelanarchisten Abramowski.
Otto Forst-Battaglia.

Otto Forst-Battaglia: Wśród czasopism i dzienników niemieckich. (Aus deutschen Zeitschriften und Zeitungen.) Przegląd Współczesny, Bd. 23 (1927), S. 422—445.

In eine Uebersicht der deutschen Zeitschriften und Zeitungen, welche, nach Parteien geordnet, dem polnischen Leser vorgestellt werden, habe ich

mich bemüht, Nachricht von den wichtigsten Aufsätzen über Polen und polnische Dinge einzufügen, die in Deutschland seit einigen Jahren in periodischen Druckschriften erschienen und einen den Augenblick überdauernden Wert haben. Otto Forst-Battaglia.

LITAUEN

Fryderyk Papée: Początki Litwy. (Die Anfänge Litauens.) Kwartalnik Historyczny, Bd. 41 (1927), S. 465—476.

Sehr lehrreiche Zusammenfassung der gesicherten Ergebnisse über Litauens Geschichte bis zum Tode Mindaugas' (Mindogs), mit dem Hauptton auf der Regierung dieses ungewöhnlichen Herrschers. Anschließend daran Würdigung der Quellen, speziell der in den MM. Germaniae SS. Bd. 23 veröffentlichten des Heinrich von Letten und der Livländischen Reimchronik Alnpekes; weiters kritische Besprechung der Literatur, innerhalb derer den polnischen Arbeiten von Latkowski, Fijałek, Abraham, Kutrzeba, Semkowicz, Prochaska, Jakubowski, Kamieniecki, Chodynicki, Zajączkowski und der ukrainischen Geschichte Hruševškyjs der Vorrang vor den litauischen eines Totoraitis oder den deutschen von Krumbholtz beansprucht wird. Zuletzt geschieht ein dankbarer Hinweis auf die linguistischen Studien des Polen Rozwadowski und des Litauers Buga. Otto Forst-Battaglia.

Nikolaus Čubatyj: Staatsrechtliche Stellung ukrainischer Länder des litauischen Staates gegen Ende des XIV. Jahrh. Mitteilungen der Ševčenko-Ges. d. Wiss. in Lemberg, Bd. CXXXIV bis CXXXV und CXLIV—CXLV. Hist. philos. Sekt., S. 1—108.

Č. gelangt zu wichtigen Ergebnissen in der Erforschung des wenig bekannten Gebietes der osteuropäischen Staats- und Rechtsgeschichte des Mittelalters. Die Stellung des litauischen Großfürsten war in den ukrainischen Gebieten mehr nominell als real, denn hier hat sich im Gegensatz zu Litauen das alte ruthenische Teilfürstensystem erhalten, das den Zentralisierungsbestrebungen des litauischen Großfürsten Widerstand leistete, auch dann, als diese Teilfürstentümer von dem Gedymynovyčgeschlecht besetzt waren. Diese Teilfürstentümer standen mit Wilna in Bundesbeziehungen und bildeten eine Art von Staatenbund. Die Staatsverfassungen der ukrainischen (ruthenischen) und weißruthenischen Teilfürstentümer entsprechen immer noch in der Zeit der litauischen Periode der letzten Phase der Kiever Staatsverfassung. Der Feudalismus tritt nur sporadisch auf.

Eine neue Beleuchtung erhalten die Verträge zwischen Polen und Litauen. Die Kiever Urkunde ist kein Dokument einer vollzogenen Union, sondern enthält nur Präliminarbestimmungen zur Union. Der Unionsakt selbst ist verloren gegangen. Der Kiever Vertrag bildet nach der Ansicht des Autors keine Einverleibung Litauens in Polen, sondern eine Union des litauischen Großfürstentums mit Polen, wobei der litauisch-ukrainische Staat sich zu einem der polnischen Krone untergeordneten Mitglied hätte gestalten sollen. Erst in dem Vertrag von Wilna veränderte sich die Stellung des litauischen Großfürsten sowohl Polen gegenüber als auch im Innern des litauisch-ruthenischen Staates. Durch die Erstarkung der großfürstlichen Gewalt verlieren die ukrainischen Teilfürstentümer immer mehr ihren territorial-politischen Charakter, deren Regenten mit der Zeit aus souveränen Vasallen zu Stadthaltern sinken.

Die Vernichtung des Altkiever Teilfürstensystems in den letzten Dezennien des XIV. Jahrh. bildet eine der wichtigsten Erscheinungen in der politischen Geschichte dieser Gebiete im XIV. Jahrh. Der litauische Staat rückt immer mehr von der staatlichen Verfassung der Kiever und Haličer Gebiete ab und nähert sich der polnischen Staatsverfassung an. Das fürstliche Recht als einer der wichtigsten Zweige des altruthenischen Staatsrechtes hat in den letzten Dezennien des XIV. Jahrh. in der Ukraine und Weißrußland ihre Bedeutung eingebüßt.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß im XIV. Jahrh. alle anderen Einrichtungen des altruthenischen öffentlichen und privaten Rechtes ihre Bedeutung verloren haben. Sie haben noch lange sowohl in der öffentlichen Rechtsprechung als auch in der Administration ihr Dasein gefristet. Das polnische Recht war noch ohnmächtig gegenüber den alteingewurzelten Traditionen der altruthenischen Rechtsinstitutionen. Erst die Union von Lublin (1569) hat hier Veränderungen gebracht. W. Zaloziecky.

SORBEN

Wolfango Giusti: Un poeta serbo-lusaziano: H. Zejleř. Rivista delle letterature slave. Anno 2, 1927, 1—2, S. 138—141.

Zejleř kann als bedeutendste Erscheinung der auf eine rein lokale Sphäre beschränkten Dichtung der Lausitzer Sorben im 19. Jahrh. gelten. Er hat in seiner Jugend wendische Volkslieder gesammelt, seine eigene Dichtung stand unter dem Einfluß des heimischen Folklore, und viele Lieder von ihm sind ihrerseits „Volkslieder" geworden. In den patriotischen Gesängen Zejleřs spiegelt sich ein eigenartiges Gemisch panslavistischer Tendenzen und gut deutscher Gesinnung, so in einem Gedicht aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges, wo Zejleř eine ausgesprochen franzosenfeindliche Stimmung verrät, anders in der Zeit des Schleswig-Holsteinischen Krieges, wo ihm die Erinnerung an das von den Deutschen vergossene Slavenblut den Wunsch nach einer gerechteren Behandlung der slavischen Untertanen Deutschlands abnötigt. Der jungen Generation der Lausitzer Wenden kann Zejleř immer noch als ein Quell der Inspiration gelten, denn in seiner Poesie klingt die Stimme des Volkes wieder. Emmy Haertel.

Sorbische Literatur. Čas. pro mod. fil. a lit. 14, s. 81 ff.

Jos. P(áta) handelt hier über die neuere Entwicklung der lausitzisch-wendischen Literatur in einer kurzen Uebersicht. P. Diels.

NOTIZEN

Von der in Warschau vom 27.—29. Juni 1927 tagenden „Konferencja historyków państw wschodniej Europy i Słowiańszczyzny („Conférence des historiens des états de l'Europe orientale et du monde slave") sind jetzt die Berichte erschienen: ein erster Teil, enthaltend **„Travaux de préparation, résumés, communications"** (Varsovie, Société polonaise d'histoire, Rynek Starego Miasta 31, 1927) und ein zweiter Teil: **„Compte-Rendu et Communications"** (ibid. 1928).

Seit Januar 1928 erscheint unter der Redaktion von Zmitrok Bjadulja die Zeitschrift **„Naš Kraj"** als monatliches Organ des Institutes für weißrussische Heimatskunde in Minsk.

Den Kulturfragen der Podkarpatská Rus widmet sich seit Beginn dieses Jahres die russisch geschriebene Zeitschrift **„Karpatskij Svět"**, herausgegeben von der Alexander-Duchovnič-Gesellschaft in Užhorod.

Die Pflege und Kultur der bulgarischen Sprache hat eine von dem bekannten Universitätsprof. St. Mladenov und dem Gymnasialprofessor St. P. Vasilev begründete Zeitschrift: **„Rodna reč"** sich zum Ziel gesetzt.

Januar 1928 begann eine Monatsschrift **„Westöstlicher Weg"**, herausgegeben von Bertram Schmitt (Kattern b. Breslau; „als Manuskript gedruckt") zu erscheinen. Der „Westöstliche Weg" will seine Aufgabe darin suchen, „die deutschsprechenden Katholiken mit dem Geiste und der Religiosität des Ostens (und zwar besonders des russischen) bekannt zu machen". „Unionszeitschrift" nennt er sich nur insofern, als er in der Ausführung dieser Aufgabe im Sinne der Ermahnungen der Päpste die wichtigste Vorarbeit für einen wahren inneren Anschluß der getrennten orthodoxen Brüder erblickt (vgl. Heft 2, Februar, S. 36). Entsprechend dieser Tendenz sind die Beiträge theologisch bzw. religiös gerichtet, auch die über Solov'ev, dem insbesondere das Heft 2 gewidmet ist.

Die **„Literatur zur schlesischen Geschichte für die Jahre 1923—1925"** hat H. Bellée im Auftrage der „Historischen Kommission für Schlesien" (1927, Breslau, Verlag Trewendt u. Granier) herausgegeben. Ein Orts- (von Dr. H. Jessen) und Personenregister sind beigegeben.

Jaroslava Golla V y b r a n é s p i s y d r o b n é I (1928, Prag, 262 S.) gab der H i s t o r i c k ý K l u b heraus. Dieser erste Band enthält die in Fachzeitschriften zerstreuten Arbeiten über Polocký, Tomek, Emler, Rezek usw., sowie Aufsätze allgemeineren Charakters („Dějiny a dějepis"), dann kritische Würdigungen (z. B. von T. G. Masaryks „Otázka sociální" u. a.).

Jiří Polívka feierte am 6. März d. Js. seinen 70. Geburtstag. Der Name dieses hochbedeutenden čechischen Gelehrten ist in weiten Kreisen Deutschlands besonders bekannt durch die „A n m e r k u n g e n z u d e n K i n d e r - u n d H a u s m ä r c h e n d e r B r ü d e r G r i m m", jenes nicht auszuschöpfende Monumentalwerk, welches er mit J o h a n n e s B o l t e zusammen herausgab.

Die russische Schriftstellerin **Anastasija Alekseevna Verbickaja** (geb. 1861) starb in Moskau am 16. Januar d. J.

Vladimir Mažuranić, als kroatischer Jurist und besonders Rechtshistoriker in den slavischen Ländern weithin bekannt, ist im 83. Lebensjahr in Agram (Zagreb) am 17. Januar d. J. verstorben.

E. Hanisch.

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS
HERAUSGEGEBEN VON
PAUL DIELS-BRESLAU, FELIX HAASE-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-HALLE, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMID-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND IV, HEFT II
1928

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58, UND OPPELN

/

I
ABHANDLUNGEN

QUELLEN DER WELTANSCHAUUNG L. N. TOLSTOJS

Von
Prof. Dr. Felix Haase.

Tolstoj ist nicht nur der „große Schriftsteller der russischen Erde", man kann ihn mit dem gleichen Recht den großen Gelehrten der russischen Erde nennen. Seine Belesenheit war erstaunlich, es gab kaum ein Buch oder einen Aufsatz zur Weltanschauungsfrage, die ihm nicht bekannt waren. Seine Bibliothek umfaßte 15 000 Bände. Im Auftrage der Moskauer Tolstoj-Gesellschaft hat der frühere Privatsekretär Tolstojs, V. F. Bulgakov, diese Bibliothek einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen. Er hat jedes einzelne Buch geprüft und Folgerungen gezogen, in welchem Grade Tolstoj das Werk benutzt hat. Viele Bücher sind gar nicht oder nur zum Teil aufgeschnitten, andere so gut wie unberührt. Bei denen, die der Dichter wirklich las, sind fast überall Zeichen seiner Hand festzustellen, bloße Anstreichungen, oder auch umfassende Bemerkungen, die am Rande, auf weißen eingefügten Blättern oder auf Zetteln stehen, die in die Bücher hineingelegt sind. Mit philologischer Treue sind alle diese Zettel registriert. Aus ihnen und aus verschiedenen anderen Quellen, Tagebuchaufzeichnungen und Briefen des Dichters, persönlichen Erinnerungen der Familienangehörigen und Bulgakovs selbst, hat der Verfasser dieses ungewöhnlichen Bücherkatalogs festzustellen versucht, wann Tolstoj jedes einzelne Buch gelesen und welche Teile daraus er später wieder vorgenommen hat. Leider ist dieses Werk, das einen Umfang von 60 Druckbogen hat und bereits im Jahre 1916 im Manuskript vorlag, noch nicht erschienen. Es ist kein Zweifel, daß es für die Erforschung der Tolstojschen Weltanschauung von grundlegender Bedeutung ist, wenn wir die Quellen genau festlegen könnten. Es schmälert den Ruhm Tolstojs in keiner Weise, wenn man nachweist, daß er die Anregung zu verschiedenen Problemen von anderen Denkern erhalten hat, daß maßgebende Grundprobleme auch schon von Vorgängern behandelt worden sind.

Die Eigenart der Weltanschauung Tolstojs wird ihren Wert unvermindert beibehalten, ja sogar gewinnen, weil diejenigen, welche in ihm einen Phantasten und Utopisten zu sehen gewöhnt sind, sich überzeugen werden, daß Tolstoj Vorläufer hat, die in der Geschichte der Philosophie einen klangvollen Namen haben. Wenn man auch manche seiner Theorien als gänzlich unhaltbar ablehnen muß, wenn viele seiner Forderungen als unerfüllte und unerfüllbare Ideale gelten müssen, wenn die scharfe und einseitige Zuspitzung seiner Weltanschauungsgrundsätze die Wahrheit zu überwuchern droht und damit diese selbst gefährdet, so wird seine Lehre gerade im Lichte der problemgeschichtlichen Einstellung verständlicher werden. Es darf ja nicht übersehen werden, daß Tolstoj nicht nur ein Dichter und Denker, sondern ein Prophet und Prediger sein will, daß er deshalb mit kräftigen Farben malen muß, um die Aufmerksamkeit zu erregen. Der literarischen und philosophischen Forschung steht hier noch ein weites Feld offen. Im folgenden kann nur an einigen Beispielen auf die Bedeutung dieser Arbeit hingewiesen und ein Bruchteil der Quellen angeführt werden.

I.

Tolstoj wurde zur Entwicklung seiner Lehre und zur Abfassung seiner Werke vielfach durch rein äußere Anlässe angeregt, durch ein Gespräch, durch das Lesen eines Buches. Er muß sich dann oft mühsam durch das Studium einer umfangreichen Literatur durcharbeiten, um seine Anschauung weiter auszubilden. Es ist bekannt, daß er wiederholt seine Werke umarbeitete, daß er mitunter nach der ersten Drucklegung seine Arbeiten fast vollständig neu schrieb, daß er in den weiteren Korrekturen immer wieder von neuem Umarbeitungen vornahm. Wie ein gewissenhafter Gelehrter und Forscher suchte er das ganze Material über den einschlägigen Gegenstand durch; wenn auch die endgültige Ausarbeitung durchaus den Stempel der eigenen Auffassung und der künstlerischen Gestaltungskraft trägt, so sieht der Sachkundige doch, daß seine Arbeit nicht einem raschen Einfall oder einer plötzlichen Laune entsprang, sondern daß langes Nachdenken und gewissenhaftes Studium vorausgegangen sind. Es liegt nahe, einen Vergleich mit Dosto'evskij zu machen. Bei diesem entquillt alles einem überströmenden Herzen. Dosto'evskij wird geradezu von den Problemen, die in ihm brodeln, zum Schreiben gezwungen, wie in Fieberphantasien sind ganze Abschnitte geschrieben. Tolstoj dagegen schreibt mit dem Verstande: ruhig, nüchtern, überlegt. Ich will nun zunächst einige Beweise dafür geben, wie Tolstoj durch rein äußere Anlässe zu seinen neuen Gedanken angeregt wurde. In seinem Tagebuch notiert er: Sevastopol', 5. März 1855. Das Gespräch über Gottheit und Glauben brachte mich auf einen großen, gewaltigen Gedanken, dessen Verwirklichung mein Leben zu weihen ich mich fähig fühle. Dieser Gedanke ist die Gründung einer neuen Religion, die der Entwicklung der Menschheit entspricht, der Religion Christi,

aber gereinigt vom Glauben und vom Geheimnisvollen, einer praktischen Religion, die keine künftige Seligkeit verheißt, aber die Seligkeit auf Erden verleiht. Diesen Gedanken verwirklichen können nur Generationen, die bewußt auf dieses Ziel hinarbeiten; das verstehe ich wohl. Eine Generation wird den Gedanken der folgenden vermachen, und irgend einmal werden Fanatismus oder Vernunft ihn in die Tat umsetzen. Bewußt auf die Einigung der Menschen durch die Religion hinarbeiten — das ist die Grundlage der Idee, die, wie ich hoffe, mich fortreißen wird[1].

Leider wissen wir nichts Näheres über dieses Gespräch. Es wäre besonders wichtig zu wissen, ob es mit Offizieren oder einfachen Soldaten stattgefunden hat. Wir ersehen daraus ferner, daß der damals 27jährige die Idee zu seinem Lebenswerk, das er erst etwa 25 Jahre später wieder aufgenommen hat, schon damals hatte. Er selbst hat später einmal diese Art des Schaffens als Prophetengabe gekennzeichnet. Am 3. Januar 1890 schrieb er in sein Tagebuch: Ein Prophet, ein wirklicher Prophet, oder — besser noch — ein Poet (d. h. ein Schaffender) ist ein Mensch, der vorher denkt und versteht, was die Menschen und er selbst fühlen werden. Ich bin für mich selbst ein solcher Prophet. Ich denke immer alles, was ich noch nicht fühle, z. B. das Unrecht des Lebens der Reichen, das Verlangen nach Arbeit usw. — und fange dann sehr bald an, das nämliche zu fühlen[2]. Auch sonst können wir öfter bei Tolstoj beobachten, daß die Gedanken ihm gewissermaßen sprungartig kommen, daß er sich dann jahrzehntelang nicht mit ihnen beschäftigt, bis er später wieder sie aufgreift und durchführt. Über den unmittelbaren Anlaß zur Abfassung eines Werkes erzählt er in dem Aufsatz: Bei wem soll man das Schriftstellern lernen, (im Jahre 1861); er hat in der Sprichwörtersammlung von Snegirev gelesen und ließ dann in seiner Schule über das Sprichwort schreiben: Mit dem Löffel gibt er dir zu essen und mit dem Stiel sticht er dir die Augen aus; die Knaben merkten, daß ihnen dies zu schwer war und forderten ihn auf, selbst zu schreiben. Er begann die Erzählung, die in Heft 4 von „Jassnaja Poljana" (der von Tolstoj herausgegebenen pädagogischen Zeitschrift) gedruckt ist. Tolstoj gesteht bei dieser Gelegenheit offen ein, von den unmündigen Schulkindern gelernt zu haben[3]. Auch die Schüler hatten ihre Erzählung aufgeschrieben. Tolstoj erklärt nun, daß seine Erzählung gekünstelt und schlecht in der Sprache sei, daß auch inhaltlich die Schüler seine Erzählung verbessert hätten. „In meinem Kopfe saßen die Forderungen eines regelmäßigen Aufbaus und eines genauen Zusammenhanges zwischen dem Grundgedanken des Sprichwortes und der Handlung sehr fest. Ihre Anforderung ging aber nur auf künstlerischen Wert hinaus." Er behauptet, daß die Knaben besonders plastisch die

[1] Leo Tolstoj. Ein Leben in Selbstbekenntnissen. Tagebuchblätter und Briefe; von Arthur Luther, Leipzig (o. J.), S. 58.

[2] Ebendort S. 242.

[3] Ebendort 87 ff.

Details sahen und gibt auch einige Belege als Beweis hierfür. Daß die Knaben die Kleidung der Bauern und die ganze bäuerliche Umgebung genauer kannten und drastischer zu schildern vermochten, ist an sich durchaus einleuchtend. Tolstoj mit seiner Überschätzung des Volksgeistes behauptet indes übertrieben, daß die Knaben „jedes Bild in künstlerische Form kleideten und alles verneinten, was der Idee der ewigen Schönheit und Harmonie nicht entsprach“. Die ganze Erzählung ist trotzdem ein Beweis dafür, wie Tolstoj alle Möglichkeiten benutzte, zu beobachten und zu lernen, und wie er die sich ihm bietenden Stoffe für seine schriftstellerischen Arbeiten ausnutzte.

Ein weiteres Beispiel dafür, wie er durch einen äußeren Anlaß die Anregung zu Ideen erhielt, findet sich in dem Briefe an Strachov vom Jahre 1877: Dieser Tage wohnte ich dem Religionsunterricht bei, den ein Geistlicher Kindern erteilte. Wie war das alles widerlich; die klugen Kinder glaubten offenbar nicht nur diesen Worten nicht, sondern konnten es gar nicht anders, als sie verachten. In mir erwachte dabei der Wunsch, in katechetischer Form meinen Glauben darzulegen, und ich machte auch den Versuch[4]. Aber gerade hier sehen wir wieder, daß Tolstoj seine Gedanken nicht eher zum schriftlichen Ausdruck brachte, bis er sich nach langem Durchdenken zur völligen Klarheit durchgerungen hatte. Er schreibt nämlich im Jahre 1895 in seinem Tagebuch: Ich nähere mich, wie es scheint, einem klaren und einfachen Ausdruck dessen, was den Inhalt meines Lebens bildet. Gut, daß ich den Katechismus nicht zu Ende geführt habe! Es scheint, ich werde es jetzt anders und besser sagen, ich verstehe jetzt, warum man dies nicht auch gleich sagen konnte. Wie wäre denn auch ein Leben im Reich des Gedankens möglich, wenn sich das alles immer gleich sagen ließe[5]. Und noch einen Beleg: im Tagebuch 1896 notiert er: Heute ritt ich an der Fabrik Hill vorbei und dachte: mit kleinem Kapital ist kein Unternehmen vorteilhaft. Je größer das Kapital, desto vorteilhafter das Unternehmen, desto geringer die Ausgaben. Daraus folgt aber noch gar nicht, daß, wie Marx behauptet, der Kapitalismus zum Sozialismus führen muß. Er macht noch weitere Bemerkungen über die Stellung der Arbeiter und ihre materielle Lage bei der Zwangswirtschaft, die der Kapitalismus schafft und welcher eine dauernde Befriedigung der Arbeiter nicht erreichen könne. Zur Lösung des Problems bemerkt er: Zufriedenheit kann nur geschaffen werden durch freie Gemeinschaft der Arbeiter, dazu aber muß man lernen, miteinander zu verkehren, sich sittlich zu vervollkommnen, gerne den anderen zu dienen und sich nicht zu kränken, wenn man kein Entgegenkommen findet[6].

Gegenüber diesen und zahlreichen anderen Stellen, in denen ganz offensichtlich ein äußerer Anlaß ihm eine Idee eingibt, ist es

---

[4] Vgl. ebenda S. 138. L. Tolstojs Briefe 1848—1910. Herausgegeben von P. A. Sergejenko, Berlin 1911, 142.

[5] Leo Tolstoj, Tagebuch 1895—99 von L. Berndl, Jena 1923, I, 2.

[6] Luther 309/10.

verhältnismäßig selten, daß er aus innerem Drang heraus ohne äußeren Anlaß schreibt, daß ihn gewissermaßen der unsichtbare Genius inspiriert. So schreibt er am 7. Dezember 1895 in sein Tagebuch: Gestern schrieb ich den Artikel über die Prügelstrafe. Ich legte mich bei Tage nieder und war eben im Begriff einzuschlummern, da war mir, als rüttle mich jemand. Ich erhob mich, dachte über die Prügelstrafe nach und schrieb den Artikel[7]. Und am 23. Dezember 1895 schrieb er wieder in sein Tagebuch: Es kommt über mich, ich mag mich sträuben wie ich will. Ich bin schon dabei, einen Plan zu einem Drama (Und das Licht scheint in der Finsternis) zu entwerfen. Ich phantasierte heute die ganze Nacht dabei[8]. Merkwürdigerweise handelt es sich hier um Vorgänge, die sich im selben Monat abspielen. Es ist also offenbar eine Periode, in der Tolstoj unter besonderen inneren Antrieben gestanden hat.

Tolstoj hat ferner das dringende Bedürfnis gefühlt, sich über die Fragen, die ihn bewegen, mit anderen zu beraten und auszusprechen. Der mündliche Gedankenaustausch war für ihn nötig, um seine Gedanken zur Klärung zu bringen. So hat er mit Katkov über seinen Roman Krieg und Frieden gesprochen, so schreibt er an A. Feth am 30. August 1869: Ich erwarte mit Ungeduld Ihren Besuch. Manchmal würgt mich geradezu das unbefriedigte Verlangen nach einer verwandten Natur gleich der Ihren, um alles aussprechen zu können, was sich in mir angesammelt hat[9]. Diese Gespräche trugen dazu bei, ihm größere Klarheit über Probleme und Personen zu bringen. So sagt er: Im Gespräch mit Lasarevskij über Čechov machte ich mir klar, daß er, wie Puškin, die Form vorwärts gebracht hat. Das ist ein großes Verdienst[10]. Auch unliebsame Schwäßer ertrug er, wenn er dabei etwas lernen konnte: Bobrinskij war da. Er hat mich totgequält mit seinen Gesprächen über die Religion, über das Wort. Seine Leidenschaft ist das Reden, eine unglaubliche Selbsttäuschung. Für mich war er indessen von Bedeutung, weil der Irrtum, den Glauben auf das Wort und nur auf das Wort zu begründen, mit furchtbarer Deutlichkeit in ihm zu sehen ist. Gestern habe ich recht viel — ich weiß selbst nicht wozu, in das kleine Buch über den Glauben geschrieben[11]. In späteren Jahren, als die Wallfahrt der gebildeten Welt nach Jassnaja Poljana einsetzte, hatte er ja Gelegenheit genug, im Gespräch neue Anregung aufzunehmen. Dafür, daß er auch schon in der Jugend jede Möglichkeit benutzte, durch mündlichen Gedankenaustausch seine Weltanschauung zu klären und neue Erkenntnisse zu sammeln, haben wir zahlreiche Beweise. Wir wissen, daß er auf seiner Reise nach Deutschland Berthold Auerbach und

---

7) Berndl I, 5.

8) Berndl I, 8.

9) Luther 115.

10) Berndl II, 176.

11) L. N. Tolstoj, Biographie und Memoiren, herausgegeben von P. Birukoff II 1909, 352.

Julius Fröbel (den Neffen des Begründers der Kindergärten) besuchte, um mit diesen über die Frage der Kinder- und Volkserziehung zu sprechen. Es ist bekannt, daß er mit den berühmten Starzen im Optina-Kloster über die großen Probleme der Weltanschauung sich unterhielt, daß er besonders mit den niederen Volksschichten in Beziehung trat, um dort die Quellen und die Begründung für seine Lehre zu suchen. Von Jeroška in den Kosaken, dem Bauern Platon (Fokanič), dem Kleinbürger Suta'ev nimmt er grundlegende Elemente für seine Philosophie an.

Auch das Theater bot ihm viele Anregungen für seine Weltanschauung. Am 2. Mai 1856 notierte er: habe Wagner gehört. Siegfried. Viele Gedanken dabei und anderes. Ihrer 20 aufgeschrieben. Näheren Aufschluß über diese Gedanken gibt Kapitel 13 seiner Schrift „Was ist Kunst" und der Brief an seinen Bruder S. N. Tolstoj, der eine vernichtende Kritik Wagners enthält. Am 27. Januar 1900 schreibt er ins Tagebuch. Moskau. Fuhr ins Theater, um Onkel Wanja zu sehen, und war empört. Bekam Lust, ein Drama „Der Leichnam" zu schreiben, habe es skizziert[12]).

Ungezählt sind auch die Anregungen, die er aus dem Briefwechsel erhielt. Ich will hier nur einige Belege als Beweis anführen. An L. Obolenskij schreibt er im Jahre 1888: Ihr Brief erweckte in mir, wie übrigens meistenteils Ihre Briefe, eine ganze Reihe von Gedanken[13]). An den Polen Ursin schreibt er im Jahre 1895: Ich danke Ihnen noch einmal für Ihren schönen Brief, für Ihren schönen Aufsatz und dafür, daß Sie mir hiermit die Gelegenheit gaben, noch einmal meine Gedanken über den Patriotismus nachzuprüfen, zu überdenken und zu äußern[14]). Im Briefe an den Amerikaner Crosboe im Jahre 1896 gibt er seiner Freude Ausdruck, daß seine Lieblingsidee „vom Nichtwiderstandleisten" in Amerika schon seit langem verbreitet wurde. „Vor 50 Jahren hatte der Aufruf Harrisons über das Nichtwiderstandleisten gegen die Gewalt nur Abkühlung gegen seine Person zur Folge, und die ganze 50jährige Tätigkeit Balloos in derselben Richtung begegnet nur hartnäckigem Schweigen. Mit großer Freude las ich in der „Voice" die schönen Gedanken amerikanischer Schriftsteller in Hinsicht auf das Problem des Nichtwiderstandleistens gegen die Gewalt." Dies gibt Tolstoj Anlaß, in einem längeren Schreiben über die Theorie von H. Newton, G. Herron, Mr. Higginson, S. Martyn, Frau Livermoore sich zu äußern und seine eigenen Anschauungen auseinanderzusetzen[15]). Auch der Aufsatz des Amerikaners Thoreau[16]): „Über die Pflicht des Menschen, der Regierung nicht

[12]) Berndl II, 307.

[13]) Luther 48.

[14]) Leo Tolstoj, Religiöse Briefe. Herausgegeben von Karl Nötzel, Leipzig (o. J.) 107.

[15]) Ebendort 113/24.

[16]) Berndl II, 153. H. D. Thoreau 1807/62 schrieb: Das Leben in den Wäldern, über den bürgerlichen Ungehorsam. Vgl. E. H. Schmitt, Die Rettung wird kommen. 30 unveröffentlichte Briefe von Leo Tolstoj. Zusammengestellt von E. Kenchel, Hamburg 1926, 44.

zu gehorchen" ist ihm bekannt. Inwieweit die Amerikanischen Theorien seine eigenen Anschauungen beeinflußt haben, läßt sich nicht erkennen. Auffallend ist es, daß er in einem Briefe an einen deutschen Redakteur am 12. Oktober 1896 Thoreau nennt, aber erst am 14. April 1903 in sein Tagebuch einträgt: Thoreau gelesen. Aus ihm hat er zahlreiche Gedanken in seine Spruchsammlung aufgenommen. Endlich sei noch hingewiesen auf den starken Einfluß, den der Briefwechsel mit den Vertretern der orientalischen Religionen auf seine Weltanschauung ausübte. Da dieser Briefwechsel gesammelt vorliegt, begnüge ich mich mit einem Hinweis auf die Kapitel dieser Sammlung: Tolstoj und die Indo-Brahmanen, die Mohammedaner Indiens, die persischen, ägyptischen und türkischen Mohammedaner, die russischen Mohammedaner, die Chinesen und Japaner[17]).

Mit größter Gewissenhaftigkeit arbeitete Tolstoj alle einschlägigen Quellen und die Literatur durch. Ich verweise hier nur auf die mehr als 15jährige Arbeit, die er an den geplanten Roman „Die Dekabristen" verwandte, und das sorgfältige Quellenstudium und das eifrige Studium geschichtsphilosophischer Werke für seinen Roman „Krieg und Frieden". Ich muß mich jedoch hier auf die Quellen zur Weltanschauung Tolstojs im engeren Sinne beschränken. Die Methode, die er hier befolgte, war folgende: mit Bienenfleiß sammelte er das Material, das er zunächst in Form von Stichworten in sein Notizbuch eintrug, um es dann umzuarbeiten und in sein Tagebuch zu vermerken. Auch größere Auszüge in den einzelnen Büchern machte er und notierte die abweichende Meinung am Rande der Bücher. Jede Hilfeleistung zu möglichster Vervollständigung seines Materials war ihm dabei erwünscht. So heißt es in dem Brief an die Gräfin A. Tolstaja vom 26. Januar 1903: Ich schreibe keine Biographie Nikolajs, sondern ich brauche einige Szenen aus seinem Leben für meine Novelle Hadschi Murat. Da ich aber nur das zu schreiben liebe, was ich gut verstehe, ayant les coudées franches, sozusagen, so muß ich vollkommen, soweit ich dazu imstande bin, den Schlüssel zu seinem Charakter haben. Darum eben sammele und lese ich alles, was sich auf sein Leben und seinen Charakter bezieht. Was Sie mir geschickt haben, ist mir sehr wertvoll[18]). In seinen Romanen finden sich Beweise dafür, daß er die Lektüre eines Buches als Quelle für die Bildung der Weltanschauung benutzt und empfiehlt. So weist in „Anna Karenina" Lydia auf die englischen Bücher Safe and happy, Udder the Wing hin. Hier wird der Weg beschrieben, auf welchem der Glaube erworben wird, jenes Glück, welches höher ist als alles Irdische. Ebenso rät Ivanovič dem Levin, die Werke Chomjakovs zu lesen. Dieser las den zweiten Band und war ungeachtet der ihn anfangs abstoßenden polemischen Elemente, der scharfsinnigen Diktion, überrascht von Chomjakovs Meinung über die Kirche. Auch aus

[17]) Tolstoj und der Orient. Briefe und sonstige Zeugnisse über Tolstojs Beziehungen zu den Vertretern orientalischer Religionen von Paul Birukoff, Zürich und Leipzig (o. J.).

[18]) Luther 354.

Tolstojs Tagebuch wissen wir, daß Chomjakovs Definition der pravoslaven Kirche: Die Vereinigung der Menschen durch Liebe, auf ihn großen Eindruck machte. Er schrieb am 16. November 1902: „Was kannst du dir besseres ersinnen, aber die Sache liegt so, daß dies eine willkürliche Subsumierung eines Begriffes unter den anderen ist. Warum erscheint gerade die pravoslave Kirche als eine solche Vereinigung von Menschen verbunden durch Liebe? Eher ist es umgekehrt?"[19]) Auch Levin war schon an dieser Definition irre geworden. Er las die Kirchengeschichte eines katholischen und eines rechtgläubigen Schriftstellers, er las, daß beide Kirchen, jede unfehlbar in ihrem Wesen, sich gegenseitig haßten, und verzweifelte an der Chomjakovschen Lehre.

Die Stellung, welche Tolstoj zu den von ihm gelesenen Büchern einnimmt, ist durchaus bedingt von seiner Weltanschauung. Nur wenn die Bücher ihm für diese nützlich erscheinen, finden sie seinen Beifall, sonst lehnt er sie mehr oder minder schroff ab. Dies muß man im Auge behalten, wenn man die feindlichen Urteile über Bücher, die in der Welt der Kunst und Wissenschaft als Klassiker gelten, liest. Andererseits werden Bücher, deren literarischer und wissenschaftlicher Wert zweifelhaft ist, von ihm begeistert aufgenommen, wenn sie seiner Weltanschauung entsprechen. Besonders auffallend ist der Mangel für das Verständnis der Geschichte, wobei zweifellos einen guten Teil der Schuld seine Lehrer tragen. „Nur Sprachen und Mathematik geben nützliche Grundlagen für den Lernenden. Von diesen beiden kann man alle anderen Wissenschaften ableiten: aus der Mathematik die Astronomie, Physik, Naturwissenschaften, aus den Sprachen die Geschichte und Geographie"[20]). Wie hoch er die Sprachenkenntnis noch im hohen Alter schäßt, zeigt die Tatsache, daß er noch im 73. Lebensjahre Holländisch lernt[21]). Die griechische Sprache schäßte er besonders hoch: ohne die Kenntnis des Griechischen keine Bildung[22]). Er hält es für notwendig, daß man sich in Rußland mehr mit den orientalischen Sprachen befasse. Über die klassische Bildung äußert er sich folgendermaßen: Im Westen war sie natürlich, weil dort viele Gelehrte, Theologen, Philosophen in der lateinischen Sprache schrieben und ihre Kenntnis durchaus notwendig war; bei uns ist aber eine allgemeine klassische Bildung vollständig unsinnig. Wir stehen dem Osten viel näher, wir müßten eher die indische, chinesische, persische Sprache erlernen und ihre wunderbare philosophische Literatur[23]).

Tolstoj bemerkt, daß besonders die Kinderliteratur ungeheure Anforderungen an die Verfasser stellt. „Ach, das ist schwierig, man

---

[19]) AB Gol'denveijser, V blizi Tolstogo. Moskva 1922, 100/01.

[20]) Ebendort 51.

[21]) Ebendort 53.

[22]) R. Rolland, Das Leben Tolstois. Deutsch von W. Herzog. Frankfurt 1928, 105.

[23]) Gol'denveijzer 295.

verfällt hier leicht in Sentimentalität. Robinson, das ist ein vorbildliches Buch. Der Gedanke ist ein tiefer. Es wird gezeigt, was ein nackter Mensch, auf eine Insel verschlagen, tun kann, was er braucht. Unwillkürlich kommt einem der Gedanke, daß für dich dieses alles andere tun, nicht du allein; ich glaube, Rousseau hat gesagt, daß Robinson ein vorbildliches Buch ist"[24]. Tolstoj bemerkt ferner, daß Dickens David Copperfield bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt hat. Im Kaukasus liest er das Buch noch einmal. In dem Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstaja heißt es am 12. Januar 1859: Elliots „Scenes of clerical life" haben auf mich einen tiefen Eindruck gemacht; das ist einmal ein moralisches und religiöses Buch, und zwar eines, das mir sehr gefiel. Oft kommt ihm bei der Lektüre der Plan, den behandelten Gegenstand selbst zu gestalten[25]. So heißt es in einem Briefe vom Oktober 1905 an seine Tochter Maria: ich las die Geschichte Alexanders I. und machte Schreibepläne[26]. Zu der Schrift Bondarevs äußert er sich im Jahre 1885: Aus Ihrer Schrift habe ich viel entnommen, was den Menschen nützen kann, und in dem Buche, das ich jetzt über den Gegenstand schreibe, habe ich erwähnt, daß ich das nicht von den Gelehrten und Weisen dieser Welt habe, sondern von dem Bauern Timofej Michajlovič Bondarev[27]. Henry Georges Schriften las er schon in den achtziger Jahren und schätzte sie sehr, besonders die Lehre von der Bodenrente[28]. In dem Briefe an den Ministerpräsidenten P. A. Stolypin vom 26. Juni 1907, in welchem er ausführlich über die ungerechte Verteilung des Grundbesitzes als Ursache der revolutionären Greuel in Rußland handelt, verweist er ihn auf diese Lehre: Sie ist mit vollkommener Klarheit und nicht zu widerlegender Überzeugungskraft in allen Schriften dieses bedeutenden Mannes dargestellt. Besonders knapp und klar in seinem Buche „Social Problems"[29].

Gänzlich neue Ideen werden ihm öfters durch die Lektüre von Büchern gegeben, und Tolstoj ist aufrichtig genug, dies offen einzugestehen. Mit glühendem Eifer stürzt er sich auf die „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" von Riehl. Der erste Teil dieser Schrift behandelt bekanntlich die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft, Bauern, Aristokraten, Bürger und Proletarier, ein Gegenstand also, welcher Tolstoj seit frühester Jugend nicht nur beschäftigte, sondern im tiefsten Inneren erschütterte[30]. Am 2. November 1896 notiert er in seinem Tagebuch: Noch

---

[24]) V. F. Bulgakov 145. Lev Tolstoj i postědnij god ego žizni. 3. izd. Moskva 1920. 344.

[25]) Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstaja. München 1913, 145.

[26]) Vater und Tochter. Tolstojs Briefwechsel mit seiner Tochter Maria. Herausgegeben von P. Birukoff. Zürich und Leipzig 1927, 197.

[27]) Luther 203/5.

[28]) Gol'denveijzer 150.

[29]) Luther 372 ff.

[30]) Leo N. Tolstoj, sein Leben, sein Werk, seine Weltanschauung. Von R. Löwenfeld. 1. Teil 2. Auflage Leipzig 1891, 133.

ein wichtiges Ereignis, das Werk von A. Spir[31]. Habe heute durchgelesen, was am Anfang dieses Heftes geschrieben ist. Es ist im Grunde nichts anderes als eine kurze Darstellung der ganzen Philosophie Spirs, die ich damals nicht kannte, ja von der ich nicht die leiseste Ahnung hatte. In überraschender Weise hat dieses Werk meine Gedanken über den Sinn des Lebens von einigen Seiten beleuchtet und mich in meinen Ansichten bestärkt. Der Grundgedanke dieses Werkes ist der, daß es keine Dinge gibt, sondern nur Eindrücke, die in unserer Vorstellung als Dinge erscheinen. Unsere Vorstellung hat die Eigenschaft, an die Existenz von Dingen zu glauben. Das kommt daher, daß das Denken die Eigenschaft hat, den Eindrücken Gegenständlichkeit, Stofflichkeit und Räumlichkeit zuzuschreiben[32]. Er hält sich für verpflichtet, unbeachtete und unbekannte Gelehrte zu der ihnen gebührenden Wertschätzung zu verhelfen. So schreibt er am 7. März 1905: Mazzini (1805—72) wurde nie nach Verdienst geschätzt. Infolge seiner politischen und patriotischen Tätigkeit blieb seine Bedeutung als Philosoph und wahrer Prophet für alle Völker verborgen. Ich war immer ein glühender Verehrer seiner Schriften und fühle die tiefste Achtung vor seinem Leben[33].

Er vermerkt aber auch ganz offen seine Kritik. So sagt er am 24. März 1900: lese Psychologie. Gelesen Wundt und Höffting. Sehr belehrend. Ihr Irrtum und die Geschichte dieses Irrtums ist offenbar. Um genau zu sein, wollen sie sich an das Experiment halten, wirklich genau, aber völlig unnütz. Und statt der Seelensubstanz (ich leugne sie) nehmen sie einen noch geheimnisvolleren Parallelismus an. Das Gleichnis ist nicht gut[34]. Und zu Čičerins „Wissenschaft und Religion" bemerkt er: der Standpunkt ist richtig, jedoch zu viel Selbstgewißheit. Eine Menge nebelhafter Ausdrücke und vorgefaßter Meinungen, daher Leichtsinn und sans portée[35]. An Paul Sabatier schreibt er am 7. November 1906 ganz offen seine Meinung über das ihm zugesandte Buch: Alles in allem war ich beim Lesen Ihres Buches (das sehr gut geschrieben ist und schöne Seiten aufweist) vor allem darüber erstaunt, daß ich in Hinsicht auf die Zukunft des Katholizismus und die Religion im allgemeinen Meinungen von verschiedenen Kirchenfürsten und außerhalb der Kirche stehenden Schriftstellern angeführt fand, die einen auf den Gedanken bringen könnten: weder Voltaire, noch Rousseau, noch Kant, noch Channing, noch Lammenais, noch viele andere große Geister, die denselben Gegenstand behandelten, seien jemals am Leben gewesen[36]. Wir können in diesem Schreiben die auch

---

[31]) A. Spir war geboren im Jahre 1837. Er schrieb: Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. Lpz. 1873. 2 Bde. Schriften zur Moralphilosophie, Esquisse de philosophie critique vgl. Berndl 175.

[32]) Berndl I 18.

[33]) Berndl II 106, 198.

[34]) Berndl II 14.

[35]) Ebendort I 78.

[36]) Nößel, 227 ff.

sonst zu verzeichnende Beobachtung machen, daß Tolstoj es anscheinend nicht für nötig hielt, die Ansichten seiner Gegner im einzelnen zu widerlegen. Er stellt lediglich seine eigene Meinung über den betreffenden Gegenstand auf. Er bedenkt dabei natürlich nicht, daß er seine Gegner damit schwer von der Unrichtigkeit ihrer Behauptungen überzeugen kann. Auch wenn er Bücher in tiefster Seele verabscheut und sie mit den schärfsten Worten ablehnt, ist er den Verfassern dankbar, wenn ihm durch die Lektüre dieser Bücher seine eigene Weltanschauung gesicherter erscheint. So äußert er sich in einem Briefe an die Gräfin Sofia Andre'evna vom 21. Oktober 1893: ich las im Nordischen Boten eine Novelle von Potapenko, erstaunlich — ein Knabe von 14 Jahren erfährt, daß sein Vater eine Geliebte und seine Mutter einen Liebhaber hat, ist darüber empört und spricht aus, was er empfindet. Und es erweist sich, daß er damit das Glück der ganzen Familie zerstört und schlecht gehandelt hat. Entsetzlich! Ich habe lange nichts so Empörendes gelesen. Entsetzlich ist, daß alle diese Schreibenden — die Potapenko, Čechov, Zola, selbst Maupassant nicht wissen, was gut und was schlecht ist; meist halten sie das Schlechte für gut und setzen es als Kunst dem Publikum vor, das dadurch sittlich verdorben wird. Mir war diese Novelle ein coup de grâce, der mir klarmachte, was ich schon lange dunkel empfinde[87]).

Bei seiner Kritik kümmert er sich nicht im geringsten darum, ob die Gelehrten, die er abfällig beurteilt, auf ihrem Fachgebiete Forscher ersten Ranges sind. So sagt er von dem Buche Mendele'evs „k poznaniju Rossii": Es ist merkwürdig, wie ein so berühmter Gelehrter auf dem Gebiete einer allgemeinen Frage urteilt. In dem Buche ist viel interessantes Material, aber seine Schlüsse zeigen seine Dummheit und Abgeschmacktheit. Es genügt, zu sagen, daß er als das Ideal des menschlichen Daseins die Vermehrung hält. Ich verstehe, daß man so von Kaninchen sprechen kann, aber von dem Menschen sagen, daß dies sein Ideal ist, nämlich eine möglichst große Vermehrung, ist einfach staunenswert. Und er urteilt, wenn die Menschheit sich so vermehrt hat, daß kein Platz da ist, Getreide zu säen, so werden sie sich auf chemische Art und Weise ernähren. Wenn aber, wie nach Malthus, die Menschen ganz dicht, einer neben dem anderen stehen werden, was denn dann? Wie kann man die einfache und längst bekannte Wahrheit nicht verstehen, daß das Ideal der Menschheit niemals die Vermehrung ist, sondern die Weisheit. Und zwar die Weisheit nicht im Namen der Erwägungen über die Enge (des Raumes) — das ist Niedertracht —, sondern im Namen des sittlichen Bewußtseins[88]). Der Darwinismus ist für ihn einfach eine Dummheit: „der Ursprung des Menschen, was ist daran Interessantes?"[89])

---

[87]) Luther 269.

[88]) Gol'denveijzer 84. Mendele'ev, berühmter russ. Chemiker, lebte von 1834—1907.

[89]) Bulgakov 193.

Eine maßgebende Quelle für die Weltanschauung Tolstojs war die orientalische Religion. Eine Neigung für den Orient scheint ihm geradezu angeboren zu sein. Es muß doch wohl seiner inneren Neigung entsprochen haben, daß er auf der Universität in Kazan zuerst orientalische Sprachen und Literatur studierte. Schon in früher Jugend trat er in persönlichen Verkehr mit Orientalen. Im Jahre 1847 lag er im Kazanschen Lazarett neben einem Burjätenlama, der unterwegs von einem Straßenräuber angefallen und verwundet war. Tolstoj erfuhr zu seinem Staunen, daß der Lama als Buddhist sich gegen den Räuber nicht zur Wehr gesetzt hatte, sondern mit geschlossenen Augen unter Gebeten seinen Tod erwartet hatte[40]). Auf den damals 19jährigen Tolstoj hat dies Erlebnis einen ungeheuren Eindruck gemacht, und man wird wohl behaupten können, daß diese Erzählung seine Idee vom Nichtwiderstandleisten stark beeinflußt hat. Die zahlreichen indischen und arabischen Legenden und Märchen, die er in den Volkslesebüchern verarbeitete, beweisen ebenfalls seine Vertrautheit mit der Literatur des Orients. In seiner Beichte erzählt er die orientalische Legende vom Wanderer, Drachen, Tiger und den Mäusen, um die Tragik des Menschenlebens zu kennzeichnen. Im Jahre 1884 beginnt er mit dem Studium der chinesischen Philosophie und ist von dieser ganz begeistert: Konfuzius' Lehre von der Mitte wundervoll! Dasselbe wie Lao Tse: die Erfüllung des Naturgesetzes, das ist — Weisheit, Kraft, Leben. Und dies Gesetz erfüllt sich geräuschlos, den Sinnen unfaßlich. Es ist Tao, wenn es schlicht, unmerklich, ohne Zwang sich entwickelt, und dann ist es von gewaltiger Wirkung. Ich weiß nicht, was aus dieser meiner Beschäftigung mit Konfuzius' Lehre noch wird, aber schon hat sie mir viel Gutes gebracht. Ihr Kennzeichen ist Wahrhaftigkeit, Einheit, nicht Zwiespältigkeit. Er sagt, der Himmel handelt stets wahrhaftig[41]). Im Jahre 1900 erhielt er eine ganze Anzahl englischer Bücher über Konfuzius und China durch den Bibliothekar des Rumjanzev-Museums. Am 5. Oktober dieses Jahres schreibt er in sein Tagebuch: Lese chinesische Klassiker. Sehr wichtig[42]). Und am 12. November: beschäftige mich mit Konfuzius, und das ist sehr gut. Schöpfe geistige Kraft daraus. Will schreiben, wie ich jetzt die Große Lehre und die Lehre der Mitte verstehe[43]). Später beschäftigte er sich mit dem Studium der indischen Weisheit. Im Jahre 1907 übersetzte er das Buch Oldenbergs „Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde". Er sagt: Das war ein gutes und interessantes Buch, aber er tadelt seinen wissenschaftlichen Ton, die Verweise auf die Literatur, darauf, wer, auf welcher Seite, in welchem Werke, wann und was und aus welchem Grunde etwas gesagt wurde. Ich verstehe nicht, wie man in solchem Ton über die wichtigsten Fragen des menschlichen Lebens sprechen kann,

---

[40]) Birukoff, Tolstoi und der Orient, 10.

[41]) Ebendort 12.

[42]) Berndl II 39.

[43]) Ebendort 47.

über Fragen, die dem Herzen des Menschen so nahe sind[44]). In seinem Tagebuch notiert er: gelesen die buddhistischen Suren, sehr gut, ich fahre mit dem Herausschreiben fort[45]. Six systems of Indian Philosophy gelesen, hat mich gleichgültig gelassen[46]). An den Inder Baba Prenand Bhavati schreibt er im Jahre 1903: Gerade habe ich Ihr Buch „Krishna" gelesen und befinde mich noch unter dem starken Eindruck. Ich kannte wohl von früher her die Lehre Krishnas, doch eine so klare Vorstellung davon, was ich in den beiden Teilen Ihres Buches fand, habe ich noch nicht gewonnen[47]). M. Gorkij berichtet in seinen Erinnerungen: Tolstoj riet mir, buddhistische Bücher zu lesen. Über den Buddhismus und über Christus spricht er immer sentimental[48]). Er las ferner die Arbeiten Svami Vivekanandas über die Philosophie des Yoga, Baba Bharatis Buch über Krishna, die Schriften Spri Shankara Acaryas über die Philosophie des Vedanta. Die Beschäftigung mit den orientalischen Religionen war für ihn die Grundlage der internationalen Menschheitsreligion, ohne Unterschied der Rassen und Bekenntnisse. Diese Arbeit, die er indes nicht vollendet hat, war sein Lieblingswerk in den letzten Lebensjahren. Er sagte: Ich glaube, daß alle meine künstlerischen Werke unwichtig sind und in Vergessenheit geraten werden, diese Arbeit aber wird bleiben, da sie der Menschheit zum Nutzen gereicht[49]).

Die Folge dieser Beschäftigung mit der indischen Philosophie war wohl sein Interesse für die Theosophie. Er hielt den Theosophischen Wegweiser, Leipzig 1902/03, in welchem er viel Gemeinsames mit seiner Auffassung fand. Aus Nr. 5 des Jahrganges 1903 übersetzte er das Märchen Tu tvam asi (Das bist Du) und entnahm derselben Nummer den Gedanken seines Märchens „Asarhaddon". Aber er war durchaus kein Theosoph im Sinne der Frau Blavatzky. Über diese sagt er, daß in ihren Schriften viel Gutes stehe. Die moralische Seite ihrer Lehre sei sehr hoch, wenn sie aber beginne, vom jenseitigen Leben zu reden und der Seelenwanderung, so sei das ein fürchterlicher Unsinn[50]).

Eine reiche Fundgrube für den Nachweis, welche Quellen Tolstoj besonders für seine Weltanschauung bevorzugte, bieten die „Mysli mudrych ljudei na każdyi den'", Moskau 1903. Diese Sammlung hat Tolstoj in Kalenderform im Januar 1903 während seiner schweren Krankheit angefertigt. Es sind Aphorismen, die uns die Lieblings-

---

[44]) Gol'denveijzer 195.

[45]) Berndl II 65.

[46]) Ebendort 70.

[47]) Birukoff 32.

[48]) M. Gorkij, Erinnerungen an Zeitgenossen, Berlin 1928, 11.

[49]) Birukoff 13/14. Über den Einfluß der chinesischen und buddhistischen Lehre auf Tolstoj vgl. noch: A. Heß, Aus unveröffentlichten Briefen und Schriften des Grafen Leo N. Tolstoi. Deutsche Rundschau 1904/05. 2, 122/30. 216/25.

[50]) Gol'denveijzer 296.

schriftsteller des 75 Jahre alten Grafen zeigen. Dieser Kalender wurde sein Lieblingsbuch, mit dem er sich immer wieder beschäftigte. Noch kurz vor seinem Tode faßte er den Plan, den Kalender nach einem neuen Plan umzuarbeiten, und beauftragte seinen Privatsekretär Bulgakov, je nach dem Tage die Gedanken über die „Ungleichheit" zu verteilen[51]). Die erste Stelle nimmt in dem Kalender John Ruskin ein, der durch seine sozialen Reformen auf ethischer Grundlage eine große Geistesverwandtschaft mit Tolstoj aufweist. Nicht weniger als 119 Zitate sind seinen Schriften entnommen. Dann folgt der Talmud mit 95 Zitaten[52]), Marc Aurel mit 50, die Dammapaddha mit 39, Blaise Pascal mit 37, ebensoviel aus der „Chinesischen Weisheit", Lao Tse mit 34, Epiktet mit 29, Konfuzius mit 24, die Ramakrisha mit 11 Zitaten. Schopenhauer wird dreimal, Platon, Seneca und Rousseau zweimal genannt. Nur einmalige Erwähnung finden folgende: Augustinus, Aristoteles, Bentham, Carlyle, Dosto'evskij, Goethe, Gončarov, Franz Hartmann, W. Humboldt, Juvenal, Kant, Klinger, Laktanz, Lubbok, Luther, Muhammed, Jean Paul Richter, Rückert, Spencer, Spinoza, Tukkeray, Voltaire, Zschocke.

Man darf aber nicht vergessen, daß Tolstoj diese Auswahl erst vorgenommen hat, als seine Weltanschauung bereits abgeschlossen war. Die Entwicklung seiner Philosophie bedingte auch eine verschiedene Einstellung zu den Philosophen. Kennzeichnend ist seine Stellungnahme zu Hegel: Als ich ins Leben trat, war der Hegelianismus gleichsam das Lebenselement aller Dinge; er lag gewissermaßen in der Luft, er fand seinen Ausdruck in Zeitungsartikeln und Journalaufsäßen, in historischen und juristischen Vorlesungen, in Erzählungen und Abhandlungen, in der Kunst, in Predigten, in Privatgesprächen. Wer Hegel nicht kannte, hatte kein Recht, mitzusprechen; wer die Wahrheit kennen lernen wollte, mußte Hegel studieren. Alles stüßte sich auf Hegel. Und nun sind vierzig Jahre vergangen, und nichts ist von ihm übrig geblieben, niemand kennt auch nur seinen Namen, als ob es überhaupt niemals einen Hegel gegeben hätte. Und, was das sonderbarste ist, der Hegelianismus ist nicht deshalb gefallen, weil etwa irgend jemand ihn widerlegt und kritisch vernichtet hätte — nein, er ist ganz so geblieben, wie er gewesen; aber es zeigte sich plößlich, daß die Welt der Gelehrten und Gebildeten seiner nicht mehr bedurfte[53]).

Tolstoj hat uns selbst den Schlüssel zum Verständnis seiner Philosophie gegeben. In seinem Tagebuch heißt es am 4. Januar 1903: Wer meine Weltanschauung verstehen will, muß sich auf den Standpunkt des Kartesius stellen, wonach nur eines unzweifelhaft gewiß ist, nämlich: daß der Mensch ein denkendes, geistiges Wesen ist; er muß ferner klar begriffen haben, daß die allerstrengste wissenschaft-

---

[51]) Bulgakov 46.

[52]) Der Talmud ist die ganze Fülle von Büchern. Dort sind bewundernswerte Gedanken. Gol'denveijzer 179/80.

[53]) E. Mensch, Neuland 1892. In der Beichte zeigt T. den Einfluß Hegels.

liche Erklärung dessen, was die Welt sei, die ist: Die Welt ist meine Vorstellung (Kant, Schopenhauer, Spir)[54]. Er unterscheidet zwei Kategorien bei den Philosophen: zu den ersten, welche für das Publikum gedacht haben, zählt er Vl. Solov'ev und Chomjakov, zu der zweiten Kategorie, die für sich gedacht haben, Schopenhauer und Kant[55].

Für die Frage, welche Philosophen und Schriftsteller die Weltanschauung Tolstojs beeinflußt haben, ist es natürlich von größtem Interesse, sein Urteil über diese zu hören. Über Aristoteles schreibt er im Jahre 1894 an N. Grot: Ich kenne Aristoteles nicht in dem Sinne, daß ich seine Werke im Original gelesen hätte, Darlegungen seiner Anschauungen habe ich sehr viel und oft gelesen, und das hat mich niemals gereizt, das Original zu lesen. Und nicht nur das: Da ich aufs sorgfältigste in den Sinn und Zusammenhang seiner Lehre eindrang (übrigens in die Mehrzahl aller philosophischen Theorien), bin ich imstande, höchstens eine Woche nach dem Durchlesen ein Examen darüber abzulegen — dann aber vergesse ich das vollends (und ich gestehe, dafür bin ich Gott dankbar)[56]. Bald darauf hat er aber doch Aristoteles, und zwar in einer französischen Übersetzung, gelesen. Die Lektüre muß aber keinen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, denn er notiert nur kurz: Lese Aristoteles[57]. Natürlich schätzt er Sokrates sehr. In seiner Schrift „Religion und Moral" sagt er: Das Verständnis der allumfassenden Lebenseinheit ist erst mit Sokrates gekommen. Dadurch erkannte der Mensch, daß seine individuelle Geistestätigkeit eins ist mit der allumfassenden göttlichen Betätigung, mit dem Allichte, dem Vater. Von den neueren Philosophen hat ihn in erster Linie Rousseau angezogen. Rousseau war mein Lehrer von meinem 15. Lebensjahre an. In meinem Leben waren zwei große und wohltätige Einflüsse: der Einfluß Rousseaus und das Evangelium[58]. Die Lektüre Rousseaus hat ihn veranlaßt, das Universitätsstudium aufzugeben, lediglich deshalb, weil er arbeiten wollte. „Und dort (auf der Universität) mußte ich mich mit dem beschäftigen und das lernen, was mich nicht interessierte und mir nicht nötig war[59]." Er las die Bekenntnisse, den Émile; seine ersten philologischen Versuche waren Erläuterungen zu Rousseau: Ich trieb Kultus mit ihm. Ich trug sein Konterfei im Medaillon um den Hals wie ein Heiligenbild[60]. Das Verständnis für Kant ist ihm erst in reiferen Jahren aufgegangen. An N. N. Strachov schrieb er am 16. Oktober 1887: Ich bin in großer Aufregung. Ich war in diesen Tagen erkältet, und da ich nicht imstande war, zu

---

[54]) Berndl II 139.
[55]) Bulgakov 100.
[56]) Nötel 96.
[57]) Berndl I 77.
[58]) Ebendort II 152.
[59]) Gol'denveijzer 134.
[60]) Le Temps 28. August 1901.

schreiben, las ich zum erstenmal die „Kritik der praktischen Vernunft" von Kant. Bitte, antworten Sie mir, ob Sie sie gelesen haben? Wann? Und sind Sie von ihr überrascht worden? Vor etwa 25 Jahren ließ ich mich von der genialen Beredsamkeit Schopenhauers bestechen und las die „Kritik der reinen Vernunft", die nichts anderes ist als eine Einleitung zu der Darlegung seiner Grundanschauungen in der „Kritik der praktischen Vernunft" — und ich glaubte nun wirklich, der Alte hätte sich verschwatzt und der Schwerpunkt seiner Lehre wäre die Verneinung. Zwanzig Jahre lebte ich in dieser Überzeugung, und nie kam mir der Gedanke, in das Buch selbst hineinzuschauen. Ein solches Verhalten zu Kant ist ja dasselbe, wie wenn man die Baugerüste um ein Gebäude für das Gebäude selbst hielte. Ist das nun mein persönlicher Irrtum oder ein allgemeiner? Mir scheint, daß hier ein allgemeiner Irrtum vorliegt. Er tadelt deshalb die Geschichte der Philosophie von Weber, welcher Kants ganzes Verdienst in der Kritik der reinen Vernunft sieht, Weber sehe gar nicht den Tempel, der auf dem gesäuberten Platz errichtet ist, sondern nur den für Turnübungen sehr geeigneten reingefegten Platz. Und erzürnt darüber, daß ihm das Verständnis Kants durch die Schuld der Philosophiehistoriker so lange vorbehalten worden ist, schreibt er, indem er auch Grot tadelt, weil er Kants Definition über die Freiheit übergehe: „Wir hören zu und debattieren und entdecken das längst entdeckte Amerika. Wenn es in unserer Welt zu keiner Renaissance der Wissenschaften und Künste durch Ausscheidung von Perlen aus dem Miste kommt, so werden wir sicher noch in unserem Abort stumpfsinniger Vielbücherei und Viellernerei ertrinken[61]." Und an Grot schrieb er im selben Monat: Ich las zum erstenmal Kants „Kritik der praktischen Vernunft" und geriet in freudige Begeisterung. Mir scheint, Sie haben in Ihrer Arbeit über die Willensfreiheit, wo Sie über die unsinnigen Definitionen der Freiheit bei den Neuern reden, mit Unrecht Kants Definition beiseite gelassen, die man nicht umgehen kann. Die Loslösung der Willensfreiheit, als des einzigen, für uns faßbaren Dinges an sich aus der ganzen sonstigen Erkenntniskritik, ist die Krone seiner ganzen philosophischen Tätigkeit, wie er es ja auch selbst sagt. Wenn seine Definition der Freiheit unrichtig ist, dann ist auch die ganze Arbeit seiner Erkenntniskritik, auf der sich die gesamte neue Philosophie aufbaut, ein Irrtum. Man kann doch nicht sagen: „nous avons changé tout cela", und darum meine ich, bei einer neuen Definition der Willensfreiheit muß notwendigerweise gezeigt werden: entweder, daß Kants Definition ungenügend ist, oder daß Sie sie anerkennen. Und er fragt am Schluß, haben Sie die Kritik der praktischen Vernunft gelesen, und wie lange ist das her[62]? — Er findet es besonders wichtig bei Kant, daß er immer selbst dachte. Wenn man ihn liest, so hat man die ganze Zeit das Werk mit seinen

[61]) Luther 219/220.
[62]) Luther S. 220/21.

Gedanken, und das ist außerordentlich wertvoll[63]). Im Jahre 1906 sagte er: der Kantsche kategorische Imperativ ist das ganze Wesen seiner Philosophie. Der „Wille" Schopenhauers, die „Substanz" Spinozas, der „kategorische Imperativ" Kants — das ist, nur von verschiedenen Seiten beleuchtet, ein und dieselbe geistige Grundlage des Lebens[64]). Das ist das große Verdienst Kants, daß er bewiesen hat, daß Raum und Zeit nur Formen unserer Erkenntnis sind. Ich lese jetzt Kants Buch „Über die Religion". Kant ist ein wunderbarer Denker[65]). Für Schopenhauer hat er sich schon viel früher begeistert. Am 30. August 1869 schrieb er an A. A. Feth: Wissen Sie, was dieser Sommer für mich war? Eine ununterbrochene Begeisterung für Schopenhauer und eine Kette geistiger Genüsse, wie ich sie nie empfunden habe. Ich habe mir alle seine Werke kommen lassen, habe ihn gelesen und lese ihn noch (ich habe auch Kant gelesen). Und sicher hat kein Student in seinen Universitätsjahren so viel gelernt und so vieles erfahren, wie ich in diesem Sommer. Ich weiß nicht, ob ich meine Ansicht je ändern werde, heute aber bin ich überzeugt, daß Schopenhauer der genialste aller Menschen ist. Sie sagten mir, er hätte so nebenbei allerlei über philosophische Fragen geschrieben. Was heißt das Allerlei? Es ist die ganze Welt in einem unglaublich klaren und schönen Spiegelbild. Ich habe angefangen, ihn zu übersetzen . . . . wollen Sie sich nicht auch an eine Übersetzung machen? Wir könnten sie dann gemeinschaftlich herausgeben. Wenn ich ihn lese, ist es mir unfaßbar, wie sein Name unbekannt bleiben kann. Es gibt nur eine Erklärung, die nämliche, die er selbst so oft wiederholt, daß es außer Idioten kaum jemand auf der Welt gibt[66]. — Die Parerga und Paralipomena drücken seiner Meinung nach bedeutend klarer die Weltanschauung Schopenhauers aus, als die „Welt als Wille und Vorstellung"[67]). Er hielt die Aphorismen für die beste Form zur Auslegung philosophischer Gedanken[68]). Tolstojs Schrift „Das Leben" scheint die Moralphilosophie Schopenhauers als Vorbild gehabt zu haben. Auffallend ist der Vergleich Schopenhauers mit Herzen: sie haben beide, dank ihrem Verstande, ihrer unmittelbaren Kraft des Gefühles allgemein menschliche Wahrheiten ausgesprochen, ungeachtet dessen, daß diese Wahrheiten scheinbar im Widerspruch stehen. Bei Herzen sind es die Ansichten eines politischen Agitators einer bestimmten Partei, und bei Schopenhauer sind es die philosophischen Ansichten des Atheisten. Ich finde bei Schopenhauer, ungeachtet seines Atheismus, viel mehr Stellen,

---

[63]) Gol'denveijzer 164.

[64]) Ebendort 171/2.

[65]) Ebendort 286.

[66]) Luther 114/5.

[67]) Gol'denveijzer 141.

[68]) T. sammelte auch die Aphorismen des deutschen Physikers und Publizisten Georg Lichtenberg (1742—93). Diese Gedanken wurden übersetzt und herausgegeben im Posrednik 1906 von L. Nikiforov und A. Gol'denveijzer. (Vgl. Gol'denveijzer 141.)

die meinen religiösen Glauben bestätigen als, ich will schon nicht von Filaret[69]) reden, bei vielen anderen Denkern, die sich für christlich halten[70]). Tolstoj hat, wie schon aus dieser Stelle hervorgeht, Herzen geliebt und geschätzt[71]). „Ich denke, daß es für Rußland ein großes Unglück war, daß Herzen nicht hier lebte und daß seine Schriften umsonst waren für die russische Gesellschaft. Wenn er in Rußland gelebt hätte, so hätte, denke ich, sein Einfluß unsere revolutionäre Jugend vor vielen Fehlern bewahrt[72])." Gänzlich ablehnend verhält er sich zu der Philosophie Nietzsches. In seiner Schrift „Was ist Religion und worin besteht ihr Wesen" sagt er: der Nietzschekult zeigt am besten, wie ganz unfähig die Menschheit ist, richtige Philosophie zu betreiben. Er habe überhaupt nichts Neues gesagt, und doch sei seine Weltanschauung jetzt sehr verbreitet[73]). Nietzsche ist unmöglich zu lesen. Es ist das ein Kinderstammeln, Phantasien eines Wahnsinnigen, hauptsächlich selbstbewußte Gedanken. Und das nennt man jetzt Philosophie[74]). In seinem Tagebuch notiert er: Nietzsches Zarathustra gelesen. Habe mich überzeugt, daß er, als er dieses Werk schrieb, vollkommen wahnsinnig war[75]). — Über Tolstojs Verhältnis zu dem bekannten russischen Religionsphilosophen Vladimir Solov'ev erzählt sein Sohn Ilja folgendes[76]): Vl. Solov'ev besuchte den Vater eine Zeitlang ziemlich häufig, und ich weiß keinen Fall, wo ihre Begegnung nicht in verzweifelten Streitigkeiten endete. Jedesmal gaben sie sich das Wort, sich nicht zu erregen, und jedesmal war das Ende dasselbe. Tolstoj bat Solov'ev zum Schluß immer um Entschuldigung. Als Denker stand S. meinem Vater niemals nahe, und er hörte sehr bald auf, ihn zu interessieren. Vater hielt ihn für einen „Kopfmenschen" und bezeichnete ihn als „Oberpriestersohn". Solcher gibt es viele, sagte er, ein Oberpriestersohn ist ein Mensch, der ausschließlich davon lebt, daß man ihm Bücher gibt. Diese liest er durch und nimmt ein Argument daraus. Aber etwas Eigenes, das allerbeste, hat er nicht. Doch hat ihm ein Aufsatz Solov'evs über die religiöse Frage gut gefallen[77]).

Über Dichter und Schriftsteller hat er folgende Urteile abgegeben: Shakespeare und Goethe habe ich dreimal in meinem Leben gelesen, von Anfang bis Ende durchstudiert. Ich konnte nicht begreifen, worin ihr Vorzug besteht. Nur die lyrischen

---

[69]) Der bekannte russische Metropolit und Theologe.

[70]) Gol'denveijzer 287.

[71]) Ebendort 135. Über Tolstojs Stellung zu Hegel s. oben S. 186. Auch Schelling kannte er. Luther 21.

[72]) Gol'denveijzer 182.

[73]) Gol'denveijzer 129.

[74]) Ebendort 244.

[75]) Berndl II 67.

[76]) Graf Ilja Tolstoj. Meine Erinnerungen. Deutsche Rundschau 1915/16, 2, 299.

[77]) Bulgakov 341.

Gedichte Goethes sowie Hermann und Dorothea gefielen ihm. Die dramatischen Werke liebte er nicht, die Romane hielt er für schwach. Von Faust sprach er gar nicht[78]. Im Jahre 1901 sagte er: von den 32 Bänden Goethes kann man nur zwei oder drei auswählen, alles übrige ist nicht gut[79]. Bei Shakespeare kann er nicht begreifen, worin sein Vorzug besteht. Er fand den König Lear abgeschmackt wegen der Unwahrscheinlichkeit der Fabel[80]. Er leugnet direkt, daß S. ein Künstler sei[81]. Schiller dagegen liebt er sehr, besonders die Räuber, Don Carlos, Maria Stuart, Tell, Wallenstein[82]. Mit Montesquieu hat er sich schon als Student befaßt. Der Professor des Bürgerlichen Rechts an der Universität Kazan' D. I. Meier gab ihm eine Arbeit, die Vergleichung des Nakaz der Katharina mit dem Esprit des lois von Montesquieu. „Und ich erinnere mich, daß diese Arbeit mich anzog. Ich ging ins Dorf, ich las Montesquieu. Diese Lektüre eröffnete mir unendlich Horizonte[83]." Er ist ferner ein großer Verehrer von Victor Hugo. Von seinen Romanen schätzt er les miserables, les pauvres gens aufs höchste. Aus dem dreibändigen Nachlaß Victor Hugos „Postscriptum de ma vie" übersetzte Tolstoj für die von ihm herausgegebene Sammlung wertvoller Lesestücke zwei Erzählungen: „Der Atheist" und „Der Bürgersteig"[84]. Von Anatol France hat er die „Opinions socialistes" gelesen. Er hat aus ihm verschiedene Gedanken und die Erzählung „Crainquebille" in seine Volksbücher aufgenommen[85]. Im Jahre 1908 erzählte der Graf genau den Inhalt eines Romans (Gol'denveijzer sagt: ich glaube, er heißt Jokasta). Er wunderte sich über Ungereimtheiten, sagte aber, er sei meisterlich geschrieben[86]. Merkwürdigerweise scheint er aber das pessimistisch philosophische Werk „les jardins d'Épicure" (1894), in welchem er genau wie Tolstoj unsere ganze Kultur als eitel bezeichnet, nicht gelesen zu haben. Maupassants „Familie" nennt er wunderbar; dies erinnert an wahre künstlerische Schöpfung. Er übertreibt nichts, beweist nichts; er versetzt sich ganz einfach in ihre Seele[87].

Den russischen Schriftstellern steht er im allgemeinen ablehnend gegenüber. Über seinen großen Landsmann Dosto'evskij sagt er: D. hat mangelhaft gedacht. Etwas Jüdisches hat er im Blut. Seltsam, daß er so viel gelesen wird, ich verstehe nicht, weshalb. Alles ist so schwer und nutzlos bei ihm. Denn alle seine Idioten, Halbwüch-

---

[78]) Gol'denveijzer 30.
[79]) Ebendort 58.
[80]) Ebendort 30.
[81]) Rolland 107.
[82]) Gol'denveijzer 30.
[83]) Ebendort 134.
[84]) Berndl II 195. Gol'denveijzer 271: Die pauvres gens sind Wunderwerke.
[85]) Berndl II 149.
[86]) Gol'denveijzer 224, 271.
[87]) Bulgakov 332.

sigen, Raskolnikovs und die anderen, das war gar nicht so, sondern viel einfacher und verständlicher[88]. Die Religion und Politik Dosto'evskijs hält er für unnütz. Gleichwohl erklärt er ihn für einen unserer jetzigen Schriftsteller, mit wahrem religiösen Suchen[89]. Über die Brüder Karamasov sagt er: Es gibt einzelne gute Stellen, wie die Lehren dieses greisen Zosima, sehr tief. Aber es ist nicht natürlich, daß irgendeiner davon erzählt. Gewiß, der Großinquisitor. Ich las nur den ersten Band, den zweiten las ich nicht[90]. Dosto'evskij suchte den Glauben, und wenn er die tief Ungläubigen schilderte, so schilderte er seinen eigenen Unglauben[91]. Tolstoj bedauert, daß Leskov nicht gelesen wird. Das ist wirklich ein guter Schriftsteller[92]. Čechov liebte er sehr, aber er konnte es nicht über sich bringen, seine „Drei Schwestern" zu lesen[93]; eine tiefere Weltanschauung und den Lebenssinn darf man weder bei Čechov noch bei Sologub suchen[94]: Als Quellen für die Weltanschauung Tolstojs kommen die russischen Dichter gar nicht in Frage. Von den zeitgenössischen Religionsphilosophen Rozanov und Berdja'ev erklärt er, er verstehe sie nicht und wisse nicht, was sie wollten[95], Leo Šestov hält er für keinen Philosophen, sondern für einen Literaten[96], er las den Prolog zum Anathem des Leonid Andre'ev und sagt: Das ist verrückt, ganz verrückt, ganz Unsinn. Es ist staunenswert, daß dem Publikum diese Unverständlichkeit gefällt. Es fordert diese und sucht in ihm irgendeine Bedeutung[97]. Kuprins Jama konnte er nicht zu Ende lesen. Diese Gemeinheiten sind verabscheuungswert. Die Eingangsszene ist auch psychologisch ganz falsch[98]. Bei Boborykin lerne man das Wesen der zeitgenössischen Gesellschaft kennen. In dieser Hinsicht böten seine Schriften kostbares Material[99]. Puškin, Gogol' und Tjutšev schäßt er[100]. Bei Gogol' schäßt er den Revisor, Tote Seelen, Šinel', Koljaska, Nevskij Prospekt; den Taras Bul'ba liebt er nicht. Den Boris Godunov Puškins hält er für mißlungen[101].

---

[88]) Gorkij, Erinnerungen 58.
[89]) Bulgakov 5, 65.
[90]) Ebendort 347.
[91]) Gol'denveijzer 100.
[92]) Gorkij, Erinnerungen 58.
[93]) Gol'denveijzer 90.
[94]) Bulgakov 192.
[95]) Ebendort 341.
[96]) Ebendort 97.
[97]) Ebendort 201.
[98]) Gol'denveijzer 271.
[99]) Ebendort 177.
[100]) Bulgakov 65. 331.
[101]) Gol'denveijzer 66. Bei Uspenskij, Korolenko, Pečerskij (Mel'nikov) tadelt er die formalen und psychologischen Fehler. Ebendort 89. Er beobachtet alle Kleinigkeiten: Uspenskij schreibt, daß er mit dem šurin (leibl. Bruder der Frau) und dem dever' (leibl. Bruder des Mannes) ging. Das sei doch Unsinn. Korolenko lasse am Ostergottesdienst den hellen Mond scheinen.

Die Einstellung Tolstojs zur Geschichte wurde schon oben gekennzeichnet. Seine Urteile über die russischen Historiker sind geradezu ungerecht und lieblos: S. M. Solov'ev (1820—1879) ist ein dummer Mensch, Granovskij (1813—1855), Kostomarov (1817—1885), Kudrjavcev (1816—1858), Ključevskij (1841—1911) haben nichts Wertvolles geleistet. Auch Ilovaiskij (1832—1920) ist ein solcher Historiker[102])! Für Tolstoj ist Geschichte nur Psychologie der Menschen, in diesem Sinne schrieb er seinen großen Roman Krieg und Frieden, in diesem Sinne notiert er in seinem Tagebuche am 19. März 1865: Ich lese mit Begeisterung die Geschichte Napoleons und Alexanders. Soeben umfaßt es mich wie eine Wolke von Freude aus dem Bewußtsein, ein großes Werk schreiben zu können: den Roman Alexanders und Napoleons. Die ganze Gemeinheit, das ganze Phrasentum, den ganzen Wahnsinn, alle Widersprüche der Menschen, ihrer Umgebung und ihres eigenen Wesens[103]). Kennzeichnend ist auch die Tendenz, die er seinem Buche Chadschi Murat gab: Ich arbeite jetzt an einem Buche, das ich vor vielen Jahren begonnen habe. Es ist keine Predigt, sondern ein episches Poem, das den Kaukasus besingt. Die Hauptperson ist Chadschi Murat, ein nationaler Held, der zuerst Rußland diente und dann mit seinen Volksgenossen gegen Rußland kämpfte und schließlich von den Russen hingerichtet wurde. Diese Geschichte zeichnet ein Volk, das den Tod verachtet, sie dient nicht zu Rußlands Ehren. Er werde das Werk erst nach seinem Tode erscheinen lassen, weil er keine Lust habe, die Kritik darüber zu lesen[104]).

II.

Es ist nicht schwer, nachzuweisen, welche Quellen Tolstojs Weltauffassung beeinflußt haben. Wenn man aber den Versuch machen will, im einzelnen die Abhängigkeit Tolstojs von den Quellen nachzuweisen, so stößt man auf die größten Schwierigkeiten. Für Tolstoj sind eben die Quellen nur Bausteine, bloßes Material, das er nach eigenen Plänen völlig umarbeitet. Das Gebäude, das er aus diesen Bausteinen errichtet, erweist sich als ein ganz selbständiger Bau, bei welchem die Bausteine nicht mehr nach ihrer Herkunft im einzelnen

---

zu Ostern aber sei nie Vollmond. Pečerskij schildert, wie ein Bauer eine 200-jährige Eiche fällt (ronit, was für ein dummer Ausdruck), um daraus eine Femerstange (doppelte Wagendeichsel) zu machen. — Nun, wo findet man einen solchen Narren? Ich hatte genug, und ich hörte auf, ihn zu lesen. Solche Fehler fänden sich auch bei Gorkij, „Die silberne Schnalle", die „Drei", und bei Andre'ev. (Ebendort 89/90.) Den Turgenev liebe ich als Menschen, als Schriftsteller kann ich ihm und Gončarov keine besondere Bedeutung zuschreiben. (Ebendort 66.) Skovoroda nennt er nur einmal, Nötzel 307. Die Hochschätzung des Verstandes und das Leben nach der Natur sind die Hauptmerkmale, in welchen diese Philosophen übereinstimmen.

[102]) Gol'denveijzer 50.

[103]) Luther 112/3.

[104]) Missionerskoe Obozrěnie 1903 Nr. 19, 1194.

bestimmt werden können. Russische Theologen und Religionsphilosophen haben diesen Versuch gemacht und wollten im einzelnen beweisen, welche Quellen der Weltanschauung Tolstojs zugrunde liegen, sie wollten diese als bloße Entlehnung erweisen. Ich werde an einigen Beispielen zeigen, daß dieser Versuch nicht gelungen ist.

Tolstoj erklärt selbst in dem „Neuen Evangelium", daß er das Leben Jesu von Strauß und die Werke der Tübinger Schule gelesen habe. Auch Renan kennt er[105]). Gusev nimmt deshalb die Abhängigkeit Tolstojs von diesen Quellen an[106]). Tolstoj hat aber ausdrücklich Strauß und Renan als „Ungläubige" charakterisiert. Bei dem abfälligen Urteil, das er über Renan fällt, ist es ganz ausgeschlossen, daß er von ihm beeinflußt worden ist. Er schreibt im April 1878 an Strachov: Ich kann Ihre Vorliebe für Renan nur dadurch erklären, daß Sie noch sehr jung waren, als Sie ihn lasen. Wenn Renan überhaupt eigene Gedanken gehabt hat, so sind es diese zwei: 1. Christus kannte nicht l'évolution et le progrès. Und in dieser Beziehung sucht Renan ihn zu korrigieren und kritisiert ihn von der Höhe dieses Gedankens. Das ist entsetzlich, wenigstens für mich . . . . . 2. Ein anderer neuer Gedanke bei Renan ist der, daß, wenn es eine Lehre Christi gäbe, es auch irgendeinen Menschen dieses Namens gegeben habe, dieser Mensch habe alle menschlichen erniedrigenden realistischen Einzelheiten gehabt. — Auch dies lehnt Tolstoj als dumm ab. „Ich habe alles gelesen und lange gesucht und mich gefragt: Was habe ich denn aus diesen geschichtlichen Einzelheiten Neues erfahren? Und denken Sie nun einmal nach und gestehen Sie: Nichts, rein gar nichts[107])."

Gusev sucht ferner nachzuweisen, daß Tolstoj von Feuerbachs Wesen des Christentums abhängig sei, er verschweige dies aber und gebe seine Gedanken als eigene Entdeckung aus. Diese Abhängigkeit zeige sich 1. in der Lehre vom Sündenfall. Tolstoj leugnet, daß es einmal Menschen ohne Sünde gegeben hat. 2. In der Lehre der Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesus Christus. Christus habe diese nie gelehrt und sich nie als Gottessohn, sondern stets als Menschensohn bezeichnet. Der Hauptinhalt der Lehre Christi sei die Lehre vom Leben der Menschen, wie die Menschen in sich selbst leben müssen, er spreche nur davon, daß die Menschen hier auf Erden ihr Glück erreichen müssen. Christus lehre die Erlösung vom persönlichen Leben und verlege diese Rettung in die Achtung des Menschensohnes, in die Achtung zu unserem Verstand, zum natürlichen Leben. Christus lehre die Erlösung nicht durch Glauben und Askese, d. h. durch Betrug der Einbildungskraft und durch freiwillige Qualen in diesem Leben. Er lehre ein solches Leben, in welchem, außer der Erlösung von den Übeln des persönlichen Lebens auch hier schon, in dieser Welt, weniger Leiden werden und mehr

---

[105]) Leo Tolstoj, Biographie und Memoiren von P. Birukoff I 351.

[106]) Pravoslavno'e Obozrěnie 1886, Februar, S. 329.

[107]) Luther 141/43.

Freuden. Dies entspräche genau der Lehre Feuerbachs Wesen des Christentums cap. I, 17. Gusev fragt: Woher entnahm Tolstoj die Lehre, daß der an Christus Glaubende sündenlos wird, gesund, unsterblich hier auf Erden? Die pravoslave Kirche lehrt dies nicht. Der Gedanke Tolstojs ist der, wenn alle Menschen wirklich erlöst sind, dann dürfen alle Menschen, die an Christus glauben, nicht sündigen, krank sein, arbeiten, sterben. Auch hier zeige sich die Abhängigkeit von Feuerbach[108]). Trotz der großen Ähnlichkeit der Auffassung des Christentums bei den Genannten halte ich eine Entlehnung für unbeweisbar. Denn Tolstoj, der stets offen gesteht, welche Philosophen seine Weltanschauung beeinflußt haben, hätte seine Abhängigkeit von Feuerbach, wenn er sich deren bewußt gewesen wäre, bestimmt selbst angegeben. Ich habe aber überhaupt keine Beweise dafür finden können, daß er sich eingehend mit Feuerbach beschäftigt hat. Die Ähnlichkeit der Gedanken ist kein Beweis für eine Abhängigkeit. Wie vorsichtig man hier sein muß, zeigt folgendes: In seinem Buche „Das Reich Gottes ist in euch" schreibt Tolstoj: „Kurz nach dem Erscheinen meines Buches in deutscher Sprache („Mein Glaube") i. J. 1884 erhielt ich aus Prag einen Brief eines dortigen Universitätsprofessors, der mir Mitteilung machte von der Existenz eines nie gedruckten Werkes des Čechen Chelcicky aus dem 15. Jahrhundert, das den Titel „Netz des Glaubens" führte. In diesem Werke hat Chelcicky, wie mir der Professor schrieb, vor vier Jahrhunderten dieselbe Ansicht über das wahre und falsche Christentum ausgesprochen, die ich in meinem Werke „Mein Glaube" ausgesprochen habe." Und Masaryk, der obengenannte Professor, erklärt hierzu: Es war im Jahre 1887 (vielleicht 1888), daß ich bei Tolstoj in Moskau war; eines Tages fand ich ihn mit der Lektüre Chelcickys beschäftigt. Die Petersburger Akademie hatte die vorliegende Schrift herausgegeben und mit einem russischen Auszug versehen. Tolstoj war sehr erstaunt, seine fundamentale Ansicht vom Nichtwidersetzen bei Chelcicky ganz klar und bestimmt ausgesprochen zu finden. Er glaubte die auffällige Koinzidenz der Gedanken auf das slavische Wesen Chelcickys und seiner selbst zurückführen zu können[109]). Wie dem auch sei, es liegt hier ein klarer Beweis vor für meine obige Behauptung, daß man aus der Ähnlichkeit der Gedanken nicht ohne weiteres auf Abhängigkeit schließen darf; auch die mittelbare Entlehnung Tolstojs aus Feuerbach, nämlich durch Herzen, die sich in der Auffassung des Urchristentums und der Beurteilung Konstantins des Großen zeigen soll, halte ich für eine Hypothese.

Gusev hat ferner eine Anzahl Parallelen zwischen Tolstoj und Herbert Spencers Grundlagen der Philosophie aufzuzeigen versucht. I. Tolstoj sagt, daß die Frage der wahren Philosophie, warum existiert das Ich und die Welt, nicht anders beantwortet werden

---

108) Pravosl. Oboz. 1890, Januar 28/39.

109) Peter Cheltschizki, Das Netz des Glaubens. Aus dem Altčechischen ins Deutsche übertragen von C. Vogl. Dachau (o. J.). S. VII u. Geleitwort.

könne als mit dem Worte: wir wissen dies nicht. Dies bilde einen der Grundsteine der positiven Philosophie überhaupt und Spencers insbesondere. II. Tolstoj sagt, daß die Philosophie, indem sie als das Wesen des Lebens die Idee oder den Geist nennt, nicht sagen kann, woher dieses Wesen kommt und wie es aus diesem immerwerdenden Sein hervorgeht. Ebenso fragt Spencer: Wenn das Weltall geschaffen ist durch einen äußeren Beweger, d. h. Gott, woher ist dann Gott genommen? III. Was Tolstoj Sinn und Ziel des Lebens nenne, sind nur Gedanken Spencers aus seinen Werken über die Sittlichkeit und Erziehung. IV. Der Gottesgedanke ist aus Spencer genommen mit einigen Hinzufügungen. Dieser Gott ist irgendein X, etwas Unbekanntes. Tolstoj behauptet wie Spencer, daß man das Dasein Gottes nicht beweisen könne. V. Gerade in der Beurteilung Kants zeige sich seine Abhängigkeit von Spencer. Kant gibt in der Kritik der reinen Vernunft eine Kritik der zu seiner Zeit herrschenden Beweise Gottes, gibt aber dann einen nach seiner Meinung genügenden und einzigen Beweis. Tolstoj teilt nun den Standpunkt Spencers von der Nichterkennbarkeit des absoluten Seins, aber er findet bei Spencer keinen speziellen Traktat über die Beweise des göttlichen Seins, er beruft sich auf Kant, als wenn dieser die Unmöglichkeit der Beweise für das Sein Gottes überhaupt gezeigt hätte. Er hätte wissen müssen, daß die Werke Kants nicht erschöpft sind mit der Kritik der reinen Vernunft. Denn die Kritik der praktischen Vernunft war schon 1879 ins Russische übersetzt worden. VI. Tolstoj anerkennt Gott nicht als Weltschöpfer, ebenso Spencer, der diese Lehre als Bankerott erklärt. VII. Tolstoj lehnt die Vorsehung Gottes über Welt und Menschen ab, ebenso Spencer. VIII. Tolstoj wendet sich an die Massen der Menschheit und sucht in den verschiedenen religionsmoralischen Anschauungen einen Wahrheitskern. Ebenso betont Spencer, daß irgendein Wahrheitskern die Grundlage der religiösen Anschauung sei. IX. Beide verwerfen die logische Erforschung des Begriffes Gott. X. Alles, was Tolstoj über die Glaubenstoleranz sagt, findet sich bei Spencer. Diese Parallelen finden sich in der Schrift Tolstojs „Meine Beichte". Aber auch in seinem Werke „Worin besteht mein Glaube" sei Tolstoj von Spencer abhängig. Tolstoj sagt hier, daß der Glaube an das zukünftige Leben eine grobe Vorstellung sei, begründet auf der Verwechselung des Schlafes mit dem Tode. Spencer sagt in den Grundlagen der Soziologie, die Vorstellung von dem Leben nach dem Tode sei bei den wilden Völkern aus der Verwechselung des Schlafes mit dem Tode entstanden[110]).

Diese Abhängigkeit Tolstojs von Spencer muß ebenfalls unwahrscheinlich erscheinen, wenn man das Urteil Tolstojs über Spencer und den Agnostizismus hört. Tolstoj sagt: Ich las Spencers Antwort an Balfour. Ich sage, daß der Agnostizismus, obschon er etwas vom Atheismus Verschiedenes bedeuten will, indem er die vermeintliche Unmöglichkeit zu wissen in den Vordergrund stellt, im Grunde ge-

[110]) Pravosl. Oboz. 1886, Sept. 159/62.

nommen dasselbe ist wie der Atheismus, und zwar aus dem Grunde, weil die Wurzel des Ganzen im Nichtanerkennen Gottes steckt. Der Agnostiker leugnet folgerichtig die Beantwortung der Frage, daß Gott existiert, von welchem wir abstammen. Der Christ andererseits, der Gott anerkennt, sagt: ich bin mir meiner Existenz bewußt, nur weil ich mich als vernünftiges Wesen fühle[111]). Gusev hat ferner übersehen, daß Tolstoj in der Beichte die Entwicklung seiner religiösen Auffassung gibt und die einzelnen Weltanschauungen, welche er eingehend geprüft hat, rein referierend wiedergibt. Daß er also auch Spencer hier berücksichtigt, ist selbstverständlich, aber seine endgültige Weltauffassung steht oft in so diametralem Gegensatz zu Spencer, daß eine weitgehende Abhängigkeit ausgeschlossen ist. Gusevs Vorwürfe, daß Tolstoj Kants „Kritik der praktischen Vernunft" bei der Abfassung der Beichte, die im Jahre 1884 erschien, nicht berücksichtigt habe, sind berechtigt; Tolstoj hat erst im Jahre 1888 diese gelesen!

Charakteristisch für die russischen Theologen in der Beurteilung der Weltanschauung Tolstojs, die in dieser lediglich eine kuriose Vereinigung von Nichtzuvereinigendem und sich gegenseitig Verneinendem sehen, ist Levinskij, der Tolstojs Philosophie als ein bloßes Sammelsurium der verschiedensten philosophischen Meinungen hinstellt. Tolstoj habe nur den Pantheismus Feuerbachs verbreitet. Bei ihm zeige sich der Spencer-Darwinsche Evolutionismus über das Gesetz der Erblichkeit, der Feuerbachsche Anthropotheismus werde behandelt in der Lehre von der Vergöttlichung des Geschlechts und darin, daß die Religion ein Hinzulegen des unendlichen Sinnes zu seinem endlichen Wesen durch den Menschen sei (d. h. also, daß der Mensch seinem endlichen Wesen ein unendliches Sein zulege). Der St. Simonismus und die Lehre Comtes zeige sich in dem Preise der Arbeit und der Arbeiterklasse, der epikuräische Utilitarismus Benthams und Mills in der Lehre von dem Glück als dem letzten Ziel, der Anarchismus in der Polemik gegen Staat und Kirche. Es muß hierzu bemerkt werden, daß Tolstoj niemals den Anspruch erhoben hat, eine völlig neue Weltanschauung zu geben, daß es aber auch ganz verfehlt ist, alle möglichen philosophischen Theorien als Vorlagen nachweisen zu wollen[112]).

Wie vorsichtig man beim Nachweis von Quellen bei Tolstoj sein muß, zeigt die Erzählung Tolstojs „Čem ljudi živy". Im slavischen „Prologus" vom 21. November findet sich folgende Legende von dem göttlichen Unerforschbaren. Ein Einsiedler wandte sich zum Herrn in flehendem Gebet, Gott möge ihm zeigen, worin die Vorsehung Gottes dem Menschen gegenüber bestehe. Auf sein inständiges Gebet befahl ihm der Herr, zu einem Staretz zu gehen, der ihm das Rätsel lösen werde. Gott schickte ihm in Gestalt eines Mönches einen

---

[111]) E. H. Schmitt, Leo Tolstois Gedanken über Gott. Aus dem Tagebuche T. s. Nord und Süd 87 (1898) 206.

[112]) Pravoslavnoe russkoe slovo 1902, IV. 12. 81. 103.

Engel als Wandergenossen. Sie bleiben am Abend bei einem gottliebenden Mann. Als sie gegessen haben, nimmt der Engel die silberne Schale, von welcher sie gegessen haben, und wirft sie ins Meer, worüber der Einsiedler sehr betrübt ist. Am zweiten Abend erwürgt der Reisebegleiter den einzigen Sohn des Gastgebers. Am dritten Abend reißt der Reisebegleiter das Gebäude, in welchem sie Unterkunft finden, ein. Da fragt der erzürnte Einsiedler, bist du ein Engel oder ein Teufel, du tust nicht ein einziges Gott gefälliges Werk. Der Engel gibt ihm darauf folgende Erklärung: Der erste Gastgeber hatte die silberne Schüssel auf unrechtmäßige Weise erworben. Der Sohn, den ich erwürgt habe, wäre der Urheber großer Verbrechen geworden, wenn er am Leben geblieben wäre. Das Haus habe ich zerstört, damit sein Besitzer, ein böser Mensch, der verarmt sei, nicht das Gold fände, das der frühere Besitzer in der Mauer verborgen habe. Er würde dann ewig zugrunde gehen. Darauf verschwand der Engel.

In „Čem ljudi živy" erzählt Tolstoj von einem Schuster, der einen nackten Menschen mit sich nach Hause nimmt und jahrelang bei sich behält. Schließlich erzählt der Fremde, er sei ein Engel Gottes, der an dessen unerforschlichen Ratschlüssen gezweifelt habe und deshalb so lange auf die Erde verbannt sei, bis er die drei Worte Gottes verstehen lerne. 1. Du wirst begreifen, was in den Menschen lebt. Der Engel hat jetzt begriffen, daß in den Menschen die Liebe lebt. 2. Du wirst begreifen, was den Menschen nicht gegeben ist. Der Engel hat begriffen, daß den Menschen nicht gegeben ist zu wissen, was sie für ihres Lebens Notdurft brauchen. 3. Du wirst verstehen, wovon die Menschen leben. Und der Engel hatte begriffen, daß jeder Mensch nicht durch Sorgen für sein eigenes Ich lebt, sondern durch die Liebe. Und der Engel verschwindet[113]).

Zunächst ist zu bemerken, daß wir es hier mit einer sogenannten Wanderlegende zu tun haben. Die Erzählung ist aus dem ägyptischen Paterikon[114]), wohl durch Vermittlung der Apophtegmata patrum in den slavischen Prologus gekommen. Sie ist auch übergegangen in die Vitae patrum[115]) und in die Exempelsammlung des Jakob von Vitry und in die Gesta Romanorum. Tolstoj hat den Prologus gekannt und gelesen[116]). Trotzdem ist damit nicht gesagt, daß er seine Erzählung aus der Legende genommen hat. Er kann sie ebensogut durch mündliche Vermittlung erhalten haben. Wir wissen, daß im Jahre 1877 ein Bylinen-Erzähler nach Jassnaja Poljana kam, und Tolstoj schrieb

[113]) N. A. Tolstoj, Polnoe sobranie 1913, 16, 5—20. Vgl. I. A. Ponomarev', Cerkovnonarodnyja legendy o sud'bach božiich ne ispytaemych i razkaz gr. L. N. Tolstogo Čem ljudi živy. Strannik 1894, Jan. 36/49. (Die angegebene Fortsetzung ist nicht zu finden!)

[114]) N. Petrov, O proizchoždenii i sostavlenii slavjano-russkago pečatnago prologa Kiev 1875, 200.

[115]) Paris, La poesie du moyen age 1887, 151: L'ange et l'erémite.

[116]) Luther 263.

einige seiner Erzählungen auf[117]. Auch die Legende „Wovon die Menschen leben“ soll darunter gewesen sein. Auch von dem berühmten Legendenerzähler Ščegol'nikov aus Archangel'sk hat Tolstoj einige Geschichten erhalten und sie in den Volkserzählungen verarbeitet[118]. Es läßt sich demnach ein genauer Quellennachweis nicht geben, zumal eine weitgehende Umarbeitung vorliegt.

Tolstoj erklärt ausdrücklich, daß die Wissenschaft keine Antwort auf die Lebensrätsel geben könne[119]. Das Studium der verschiedensten Wissensgebiete hat ihm bewiesen, daß man auf diese keine Welt- und Lebensauffassung gründen kann. Er gelangt schließlich zum Ergebnis, daß in der vernunftgemäßen Interpretation der Heiligen Schrift die einzige Quelle für eine richtige Weltauffassung zu finden sei[120]. Es kann aber nach den obigen Ausführungen kein Zweifel sein, daß er auch, wenn vielleicht unbewußt, aus den Weltanschauungen aller Zeiten und Völker Anregungen und wesentliche Grundlagen für seine Weltanschauung erhalten hat.

---

117) Rolland 119.
118) Gol'denveijzer 202.
119) Meine Beichte.
120) Meine Religion.

L. N. TOLSTOJ ALS SOLDAT

Von

Oberstleutnant a. D. Techow (Breslau).

In seinem Aufsatz über Tolstojs historischen Roman „Krieg und Frieden" erhebt der russische General Dragomirov[1]) den Vorwurf: „daß vor Stendhal und Tolstoj weder Militärschriftsteller noch Dichter versucht hätten, jene innerlichen Prozesse und Erscheinungen zu zeigen, welche in der Seele des Menschen unter dem Einfluß der Gefahr vor sich gehen." Tolstoj selbst hat des öfteren betont, wie sehr ihn Stendhals Art der Kriegsschilderung, besonders seine Beschreibung der Schlacht von Waterloo angeregt habe. Wie unerhört neu aber Tolstojs eigene Darstellungsweise berührte, beleuchtet scharf Turgenevs erstes unmittelbares Urteil über „Krieg und Frieden" in einem Brief vom 25. März 1866 an den gemeinsamen Freund Fet[2]): „Diese ewigen Reflexionen, bin ich eigentlich ein Feigling oder bin ich keiner? Diese ganze Pathologie der Schlacht! Wo bleiben die Züge der Epoche? Wo die historischen Farben?"

„Wir sehen den Krieg nicht mit dem üblichen schönen und glänzenden Gewande, mit Musik und Trommelklang, mit wehenden Fahnen und Generalen hoch zu Rosse, wir sehen den Krieg in seinem wahren Wesen — in Blut, in Leid, in Tod", sagt Tolstoj im 1. Kapitel von „Sevastopol im Dezember 1854."

Über den drückenden Zweifel: „Vielleicht hätte ich das nicht aussprechen sollen, vielleicht gehört das zu jenen schlimmen Wahrheiten, die unbewußt in der Seele eines jeden schlummern", ringt er sich doch zu der Erkenntnis und dem Bekenntnis durch: „der Held meiner Erzählung, den ich mit ganzer Kraft meiner Seele liebe, den ich in ganzer Schöne zu schildern bemüht war und der immer schön gewesen ist und schön sein wird — ist die Wahrheit."

Wenn Goethe seine Werke als „Bruchstücke einer großen Konfession" bezeichnet — so sagt Merežkovskij mit vollem Recht von Tolstoj: „Seine künstlerischen Werke sind im Grunde nichts anderes als ein mächtiges, durch 50 Lebensjahre hindurchführendes Tagebuch, eine endlose ausführliche Beichte. In der Literatur aller Zeiten und aller Völker wird sich wohl kaum ein zweiter Schriftsteller

---

[1]) Oberbefehlshaber der Truppen des Kiever Militärbezirks. „Krieg und Frieden vom Standpunkt des Soldaten". Voennyj, Sbornik 1868.

[2]) A. Fet. Meine Erinnerungen. Bd. II.

finden, der sein persönliches Privatleben, ja oft die intimsten Seiten desselben mit einer so großzügigen Aufrichtigkeit enthüllt, wie Tolstoj."

Die Aufgabe der folgenden Ausführungen soll nun sein, aus Briefen und Tagebüchern Aufschluß zu suchen, welche Lebenseinflüsse Tolstoj zum Eintritt in das Heer bestimmten, wann und wo er selbst an kriegerischen Ereignissen teilgenommen hat, die er uns so unnachahmlich zu schildern und nahezubringen versteht.

Im Herbst des Jahres 1847 hatte sich der neunzehnjährige Tolstoj nach Petersburg an die Zentrale des russischen Staats- und Gesellschaftslebens begeben. Gerade dort aber gewann er die Überzeugung, „daß man von Spekulieren und Philosophieren nicht leben könne, sondern Positives leisten, d. h. wie ein praktischer Mensch arbeiten müsse[3])." Er hat selbst über diese Zeit später berichtet[4]). „Es war im Jahr 1848; ich zweifelte noch, was ich beginnen sollte. Zwei Wege öffneten sich mir in Petersburg. Ich konnte in die Armee eintreten, um an dem ungarischen Feldzug[5]) teilzunehmen, — oder meine Studien abschließen und mich um eine Beamtenstelle bewerben."

Sein Plan, in die Armee einzutreten, taucht auch in einem am 1. Mai 1848 an seinen Bruder Sergěj gerichteten Brief auf. „Ich hatte angefangen, mich den Rigorosen zu unterziehen und habe zwei davon tatsächlich glücklich bestanden, aber jetzt habe ich meinen Entschluß geändert und will als Freiwilliger in die Garde-Kavallerie eintreten. Ich erhoffe viel von dem freiwilligen Dienst; er soll mich das praktische Leben lehren, und ich werde mich nolens volens bis zum Offiziersrang durcharbeiten müssen. Wenn ich Glück habe, d. h. wenn die Garde am Kampf teilnimmt, kann ich schon nach Ablauf der zweijährigen Dienstzeit befördert werden. Die Garde rückt Ende Mai aus." Aber dieser Vorsatz wurde nicht zur Tat. Er erzählt selbst: „Mein Wissenstrieb siegte über meinen Ehrgeiz, und ich nahm meine Studien wieder auf."

Doch auch hieran hielt er nur bis zum Anfang des Sommers fest — dann lockten ihn die Freuden des Landlebens nach seinem Gut Jasnaja Poljana, das ihm bei der Erbteilung zugefallen war. Bis zu seiner Abreise nach dem Kaukasus i. J. 1851 lebte Tolstoj teils in Moskau, teils auf dem Lande, und es finden sich mehrere Eintragungen über diese Zeit in seinen Tagebüchern. So schreibt er am 17. Juni 1850: „Im Winter des Jahres lebte ich in Moskau, lebte sehr liederlich, ohne Zweck und Ziel." Am schärfsten verurteilte er sich in der Aufzeichnung vom 29. Dezember 1850: „Ich führe ein ganz viehisches Leben, wenn ich auch noch nicht ganz liederlich geworden bin. Meine Beschäftigungen habe ich fast alle im Stich gelassen und bin sehr herabgestimmt."

Der erfolglose Versuch, hauszuhalten und gute Beziehungen zu seinen Bauern herzustellen, deren Leibeigenschaft er bereits damals

[3]) Brief an seinen Bruder Sergej vom 13. März 1848.

[4]) R. Löwenfeld: Gespräche über und mit Tolstoj.

[5]) Juni 1849.

im Gegensatz zu seiner Umgebung als soziales Unrecht tief empfand, die Rückfälle in ein ausschweifendes Leben, eine drückende Spielschuld — das alles hat in Tolstoj damals nur den einen Wunsch gezeitigt: seine Lage irgendwie zu ändern. So war er, als sein späterer Schwager Valerian Petrovič Tolstoj in Geschäften nach Sibirien reiste, ohne weiteres in dessen Reisewagen hineingesprungen und nur deshalb umgekehrt, weil er Mantel und Hut vergessen hatte.

Die Ankunft seines ihm besonders nahestehenden ältesten Bruders Nikolaj, der als Offizier in der Kaukasischen Armee diente und zu kurzem Urlaub heimgekehrt war, brachte endlich die ersehnte Wendung. Tolstoj entschloß sich im April 1851, den Bruder nach dem Kaukasus zu begleiten. Bevor ich aber auf Tolstojs kaukasische Erlebnisse näher eingehe, seien einige Worte über die Verhältnisse im Kaukasus vorangeschickt.

Als im 16. Jahrh. die Erstarkung und Ausdehnung des Moskauer Großfürstentums zur Unterwerfung von Kazań und Astrachan geführt hatte, war es bereits zu Zusammenstößen mit den an den Nordabhängen des Kaukasus wohnenden Bergvölkern gekommen. Nachdem am Ausgang des 18. Jahrh. das bisher unabhängige, am Südabhange des Kaukasus gelegene grusinische Reich unter seinem Herrscher Heraklius II. die russische Oberhoheit anerkannt hatte, wurde die Unterwerfung der zwischen Rußland und Grusien wohnenden mohammedanischen wilden Volksstämme zu einer politischen Notwendigkeit. Zu ihrer nachdrücklichen Bekämpfung wurden im Anfang des 19. Jahrh. am linken Ufer des Terek und am rechten Ufer des Kuban eine ganze Reihe von Kosakenstationen errichtet. Von diesen aus drangen die Russen allmählich in die Vorberge ein. Sie wandten dabei die eigentümliche Taktik an, daß sie von Zeit zu Zeit unter größerem militärischen Aufgebot über einzelne Dörfer herfielen, sie zerstörten und die gefangenen Bewohner fortführten. Aber nicht nur auf ihren Rückzügen wurden die Russen von den Vergeltung übenden Bergvölkern verfolgt und aus dem Hinterhalt nachdrücklich beschossen, sondern diese unternahmen ebenfalls blutige Überfälle auf die russischen Stationen. Auch gelang es oft entschlossenen Führern, die einzelnen zerstreuten Stämme zur „Heiligen Fehde" gegen die Ungläubigen zu begeistern und zu vereinen. Hierbei taten sich besonders die in den waldigen Schluchten am rechten Ufer des Terek ansässigen Čečency hervor.

Diese Kämpfe, denen erst Fürst Barjatinskij in den Jahren 1856/59 ein Ende bereitete und die durch die Teilnahme mehrerer russischer Dichter, wie Bestužev-Marlinskij und Lermontov, besonders berühmt geworden sind, boten der caristischen Regierung außer kriegerischen Erfahrungen auch eine willkommene Möglichkeit, sich politisch unliebsamer Persönlichkeiten, gegen die man nicht gerichtlich vorgehen wollte, zu entledigen. So fanden mehrere Dekabristen nach Abbüßung vieljähriger Zwangsarbeit als gemeine Soldaten in den vordersten Reihen bei den kaukasischen Kämpfen ihren Tod.

Ohne irgendein bestimmtes Ziel — nur um den bösen Geistern

zu entrinnen — war Tolstoj seinem Bruder Nikolaj im Frühjahr 1851 nach dem Kaukasus gefolgt, wo er sich zunächst in dem Dorf Starogladovskij, in dem der Bruder als Offizier in Garnison stand, als Privatmann niederließ. Kurz nach seiner Ankunft schilderte er seine ersten Eindrücke in einem Brief an seine Tante Tat'jana Aleksandrovna Ergol'skaja: „Ich bin wohl und unbeschädigt, aber ein wenig traurig in Starogladovskaja Stanica eingetroffen. Ich habe das Leben, das Nikolaj führt, aus unmittelbarer Nähe beobachtet und habe die Offiziere kennengelernt, die seine Gesellschaft bilden. Die Lebensweise ist durchaus nicht so verlockend, wie es mir anfangs schien, denn die Gegend selbst, die ich für sehr schön hielt, ist keinesfalls reizvoll. Da das Dorf in einer Niederung liegt, ist keine schöne Aussicht vorhanden, die Wohnung ist schlecht, und ebenso ist es mit allem Komfort und aller Bequemlichkeit bestellt. Was die Offiziere anbelangt, so sind es, wie Sie sich wohl selbst denken können, Leute ohne jede Bildung, aber es sind prächtige Menschen, die Nikolaj sehr liebhaben."

Das alles änderte sich, als Nikolaj kurze Zeit darauf in das befestigte Lager von Staryj Jurt abkommandiert wurde, das zum Schutz für die an den erst entdeckten heißen Quellen von Gorjačevodsk Heilung suchenden Kranken errichtet worden war. Tolstoj siedelte mit über, und auf dem Wege dorthin erblickte er zum ersten Male die Bergriesen des Kaukasus: „Erst setzten ihn die Berge nur in Erstaunen, dann gewährten sie ihm Freude, dann aber, da sein Auge immer tiefer in diese Kette von Schneebergen eindrang, ging ihm allmählich ihre ganze Schönheit auf, und er empfand die Berge. Von diesem Augenblick an bekam alles, was er gesehen, alles, was er gedacht, was er gefühlt hatte, den neuen, ernst-erhabenen Charakter der Berge. Alle Moskauer Erinnerungen, Scham und Reue, alle niedrigen Gedanken, alles verschwand[6])."

In dieser wunderbaren Landschaft, auf der Jagd mit dem alten Kosaken Epiška (dem Eroška in seiner Novelle „Die Kosaken") lernt er auch den Geist der kriegerischen, in homerischer Einfachheit lebenden Naturvölker begreifen. „Hier leben die Menschen wie die Natur lebt. Sie sterben, werden geboren, verbinden sich, werden wieder geboren, raufen, trinken, essen, freuen sich und sterben wieder, und es gibt keine anderen Lebensbedingungen als die unveränderlichen, welche die Natur der Sonne, dem Grase, dem Tier, dem Baum gesetzt. Andere Gesetze kennen sie nicht. Glück bedeutet mit und in der Natur leben[7])."

Tolstoj begleitete seinen Bruder wiederholt auf Vorposten und nahm auch als Freiwilliger an einem jener erwähnten „Überfälle" teil, wobei er durch seinen sorglosen Mut, der sich oft zur Tollkühnheit steigerte, auffiel. Sein heiteres und tapferes Benehmen erregte auch die Aufmerksamkeit des Fürsten Barjatinskij, des damaligen Befehlshabers des linken Flügels des russischen Heeres und nachmaligen

---

[6]) u. [7]) Tolstoj: Die Kosaken.

Überwinders des Kaukasus. Er redete Tolstoj zu, in das Heer einzutreten. Das schmeichelhafte Urteil des Fürsten und der Rat seines Verwandten Il'ja Tolstoj, der sich im Stabe des Befehlshabers befand, bestimmten ihn wirklich, ein Gesuch um Aufnahme in die Armee einzureichen. Die Monate August und September verbrachte er noch in Starogladovskij, dann begleitete er seinen Bruder Nikolaj nach Tiflis, wo er am 1. Oktober eintraf und nach der Abreise des Bruders blieb, um seine Prüfungen abzulegen und seinen Dienst anzutreten.

Über seine damalige Beschäftigung erzählt er in einem Brief vom 12. November 1851 seiner Tante Ergol'skaja: „Liebes Tantchen, erinnern Sie sich an den Rat, den Sie mir einmal gaben: ich solle doch Romane schreiben. Ich befolge jetzt Ihren Rat; die Arbeit, von der ich Ihnen schrieb, ist ein literarisches Werk. Ich weiß noch nicht, ob das, was ich schreibe, je das Licht der Welt erblicken wird, aber es ist trotzdem eine Arbeit, die mich anzieht und in der ich schon zu weit vorgeschritten bin, um sie wieder aufzugeben. Das ist der genaue Rechenschaftsbericht, den ich Ihnen von meiner Beschäftigung gebe."

Sein Dienstantritt verzögerte sich wegen Mangels der dazu nötigen Papiere. Erst am 23. Dezember 1851 konnte er seinem Bruder Sergej berichten: „In den allernächsten Tagen muß die von mir so lange ersehnte Order eintreffen, auf Grund deren ich als Feuerwerker in die 4. Batterie der 20. Artillerie-Brigade eingereiht werde, und dann werde ich das Vergnügen haben, vor vorübergehenden Offizieren und Generälen Front zu machen und ihnen mit den Augen zu folgen. Selbst jetzt, wo ich in meinem Kaisermantel und Chapeau claque durch die Straßen schlendere, habe ich mich trotz meines großartigen Kostüms schon so an den Gedanken gewöhnt, bald den grauen Militärmantel zu tragen, daß die rechte Hand unwillkürlich nach dem Chapeau claque mit Sprungfedern greift . . . ihn niederdrücken will. Übrigens — wenn mein Wunsch in Erfüllung geht, so fahre ich noch am Tage meiner Ernennung nach Starogladovskij und von dort sofort ins Feld, wo ich in einem kurzen Pelz oder einem Čerkessenmantel herumlaufen oder herumfahren und nach Kräften daran teilnehmen werde, die räuberischen Völker und unbotmäßigen Asiaten mit Hilfe von Kanonen auszurotten."

Je mehr sich in diesen Worten der künftige Offizier ankündigt, um so weiter entfernt erscheint der Schreiber noch von den Gedanken des künftigen Friedensapostels. Und doch klingen bereits in der Seele des Kampflustigen leise Empfindungen an, die er später nicht müde wird, mit der ganzen Gewalt seiner Darstellungskraft und verführerischen Dialektik immer von neuem machtvoll zu verkünden. Erhebt er doch schon in seiner Erzählung „Der Überfall" die Klage: „Ist den Menschen wirklich das Leben zu eng in dieser schönen Welt, unter diesem unermeßlichen Sternenhimmel? Kann inmitten dieser bezaubernden Natur in der Seele des Menschen das Gefühl der Bosheit, der Rache oder der leidenschaftliche Trieb der Verwüstung von seinesgleichen fortbestehen?"

Oder weiterhin dort: „Hinter uns hört man das Stöhnen eines

Verwundeten. Dieses Stöhnen ergreift mich so sonderbar, daß das kriegerische Bild im Augenblick all seinen Zauber für mich verliert." Hier im Kaukasus ergreift ihn also schon die gleiche Empfindung, der er viele Jahre später wieder neuen Ausdruck im Roman „Krieg und Frieden" verleiht — wenn Rostov sein Pferd in Trab setzt, um nicht all dieses Leiden anzusehen: „nicht daß er für sein Leben fürchtet, sondern für den Mut, der ihm nötig war, den Anblick dieser Unglücklichen zu ertragen."

Im Januar 1852 nahm Tolstoj als Unteroffizier und Feuerwerker in der 4. Batterie, die zur Kolonne des Obersten Baklanov gehörte. an den vom Fürsten Barjatinskij selbst geleiteten militärischen Operationen teil und schreibt am 12. Januar an seine Tante Ergol'skaja: „Mir scheint, daß der Gedanke, nach dem Kakasus zu reisen, mir von einer höheren Macht eingegeben ist. Es ist die Hand Gottes, die mich führt, und ich lobe ihn ununterbrochen." Hier im Felde sollte nun Tolstoj den russischen Bauern, den er bisher nur als Leibeigenen gesehen hatte, und dessen Demut, Fügsamkeit und Geduld ihm nur als Feigheit und Unmännlichkeit abstoßend erschienen war, als den fraglos tapferen, in aller Todesgefahr die natürlichste Einfachheit bewahrenden Helden kennenlernen. Aus seiner soldatischen Erfahrung ist ihm zuerst die liebende Teilnahme für den Niederen und Bedrückten erwachsen. Er macht im Feldlager 1852 die nämliche Erfahrung, der Goethe auf seiner Harzreise 1771 so wundervoll Ausdruck verleiht. „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen. Bescheidenheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gut, Harmlosigkeit, Dulden, Dulden, Ausharren!" Bei Tolstoj steigert sich aber diese Erkenntnis verschärft durch den Anblick „des Übermuts der Ämter und der Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst gewährt" zu erschütternder, ihn nie mehr ganz verlassender Gewissensnot.

Im Mai erhielt Tolstoj Urlaub und ging nach Pjatigorsk, um dort durch den Kurgebrauch Heilung von seinem Rheumatismus zu suchen. Hier vollendete er am 2. Juli seine erste literarische Arbeit „Kindheit" Im August kehrte er wieder zu seiner Truppe zurück.

Trotz seines altberühmten Namens und seiner vortrefflichen Verbindungen ging es in seiner militärischen Laufbahn nur sehr langsam vorwärts. Bei seinem Diensteintritt hatte er fest darauf gerechnet, nach anderthalb Jahren Offizier zu werden. Aber im Oktober 1852 erhält er den Bescheid, daß er noch 3 Jahre auf die Beförderung zu warten habe. Es stellte sich heraus, daß seine Nachlässigkeit im Herbeischaffen seiner Papiere — eine Schwierigkeit, mit der Tolstoj lebenslang im Verkehr mit den Behörden zu kämpfen hatte — schuld an der Verzögerung war. Diese berührte ihn um so schmerzlicher, da ihm der Militärdienst, dem er nur im Krieg selbst Reiz abgewinnen konnte, im Einerlei der Garnison unerträglich langweilig zu werden

begann[8]. Marsch- und Geschützübungen waren nicht gerade angenehm, um so weniger, „weil mein regelmäßiges Leben dadurch in Unordnung kam". So wartete er denn auf seine Beförderung zum Offizier nur mehr, um dann seinen Abschied nehmen zu können. Ungeduldig wandte er sich an seine einflußreiche Tante Pelageja Juškova, die durch ihre Verbindungen denn auch die Beschleunigung seiner Beförderung durchsetzte.

Das Fehlen seiner Papiere war übrigens auch schuld daran, daß Tolstoj das Georgskreuz troß zweimaligen Vorschlages nicht erhalten konnte. Er schrieb darüber am 26. April 1852 seiner Tante Tat'jana: „Während dieses Feldzuges wurde ich zweimal für das Georgskreuz vorgeschlagen, erhielt es aber nicht, weil dieses verfluchte Papier ein paar Tage zu spät ankam. Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß mein Ehrgeiz der Grund war, weshalb ich mir von allen kriegerischen Auszeichnungen gerade dieses kleine Kreuzchen wünschte." Auch sein Schwager Behrs erzählt, daß sich Tolstoj während seiner Dienstzeit im Kaukasus leidenschaftlich gewünscht habe, das Georgskreuz zu erhalten. Es boten sich indes nochmals zwei Gelegenheiten zu seiner Erlangung. Aber am Vorabend des Tages, an dem die Kreuze verteilt werden sollten, deren eins ihm zugedacht war, hatte er sich durch eine Schachpartie ablenken lassen, auf Posten zu gehen. Der bei der Postenbesichtigung darüber sehr aufgebrachte Divisionskommandeur bestrafte ihn mit Arrest, wodurch ihm die wohlverdiente Auszeichnung entging. Das zweitemal trat Tolstoj sein ihm zugedachtes Kreuz freiwillig einem alten, verdienten Soldaten ab, der dadurch Anrecht auf eine lebenslängliche Pension erwarb.

Im Dezember 1852 beendete Tolstoj seine erste militärische Erzählung „Der Überfall" und nahm dann zu Beginn des folgenden Jahres am Feldzuge gegen Šamyl, den berühmten letzten Verteidiger der kaukasischen Freiheit, teil. In der Geschichte der 20. Artilleriebrigade von Janšul finden wir in der Beschreibung dieses Feldzuges folgende Stelle: „Bei einem der Geschüße der Hauptabteilung bei der Batterie Nr. 4 diente als Kanonier Graf Leo Tolstoj, der spätere Verfasser der unsterblichen Werke „Der Holzschlag", „Die Kosaken", „Sevastopol'", „Krieg und Frieden" usw. Die Abteilung sammelte sich in der Festung Groznaja, wo Kartenspiel und Gelage kein Ende nahmen. Am 18. Januar 1853 kehrte, wie die Geschichte der Brigade feststellt, die Abteilung von Kurinskoe zurück. Während der letzten drei Tage feuerten die sieben Geschüße der Kolonne an 800 Schüsse ab, und von diesen gaben an 600 die fünf Geschüße der Batterie Nr. 4 der Brigade Nr. 20 ab, bei der Graf Leo Tolstoj als Kanonier diente. Am 19. Januar wurde er mit einer Haubiße nach der Festung in dem Dorfe Gersel entsandt."

Als Tolstoj in der Schlacht am 18. Februar sein Geschüß richtete, schlug eine Granate unmittelbar zu seinen Füßen ein. Die Lafette des Geschüßes ging in Trümmer, Tolstoj selber aber blieb wie durch

[8]) Brief vom 20. Oktober 1852 an seine Tante Tat'jana Ergol'skaja.

ein Wunder unverletzt. Am 1. April kehrte er mit seiner Abteilung nach Starogladovskij zurück. Von hier berichtete er im Mai an seinen Bruder Sergěj: „Kindheit ist verstümmelt und der Überfall von der Zensur völlig vernichtet. Alles, was gut daran war, wurde gestrichen oder verunstaltet. Ich bin um meinen Abschied eingekommen und hoffe dieser Tage, d. h. etwa nach anderthalb Monaten, als freier Mensch nach Pjatigorsk und von dort nach Rußland zu reisen."

Die Genehmigung des Abschiedsgesuches ließ indessen länger auf sich warten. In der Zwischenzeit zog Tolstoj wiederum ins Feld. Am 13. Juni geriet er in große Todesgefahr und entging nur mit knapper Not der Gefangenschaft. Dies Erlebnis, welches Tolstoj in seine Erzählung „Der Gefangene im Kaukasus" verwoben hat, schildert auch Poltorackij[9]), der Onkel eines der Mitbeteiligten, in seinen Erinnerungen. Es beweist auch wieder Tolstojs unerschrockene Tapferkeit und Freundestreue, die er hier nicht einem seiner russischen Kameraden, sondern seinem Freunde, dem Čečencen Sado, erwies. Sado hat ein junges Pferd, das er gekauft hatte, Tolstoj geschenkt und dafür dessen Pferd, welches nicht galoppieren konnte, bestiegen. Als sie unerwartet von feindlichen Čečencen verfolgt wurden, wäre es Tolstoj ein leichtes gewesen, auf dem raschen Pferd zu entfliehen. Doch er verließ Sado nicht und teilte mit ihm alle Gefahren einer langsamen Flucht, die aber doch schließlich gelang.

Mitte Juli 1853 ging Tolstoj nach Pjatigorsk, wo er am 20. d. M. in einem Brief an seinen Bruder Sergěj klagt: „Gott weiß, wann und ob man mir den Abschied angesichts des Krieges mit der Türkei gewähren wird. Das beunruhigt mich sehr, da ich mich schon so an den glücklichen Gedanken gewöhnt habe, meinen Wohnsitz so bald als möglich auf dem Lande aufzuschlagen, so daß die Aussicht, wieder nach Starogladovskij zurückzukehren und eine Ewigkeit auf den Bescheid zu warten — wie ich auf alles warten muß, was meinen Dienst betrifft —, mir sehr unangenehm ist." Von Starogladovskij aus schreibt er dann am 23. November seinem Bruder Sergěj: „Fast ein Jahr lang habe ich nur den einen Gedanken, mein Schwert in die Scheide zu stecken, und doch vermag ich es nicht. Da ich aber gezwungen bin, am Kriege teilzunehmen, so halte ich es für angenehmer, statt hier, in der Türkei zu kämpfen und habe mich mit der Bitte um Versetzung an den Fürsten Sergěj Dmitrievič Gorčakov[10]) gewendet, der mir mitteilte, er habe schon seinem Bruder darüber geschrieben, wisse aber nicht, was daraus würde. Jedenfalls erwarte ich, daß zu Neujahr eine Änderung in meiner Lebensweise eintritt, die mir, aufrichtig gesagt, unerträglich geworden ist. Dumme Offiziere, törichte Unterhaltungen, weiter nichts."

Nachdem der langersehnte Erlaß, der ihm den Offiziersrang verlieh, endlich eingetroffen war, legte er am 13. Januar 1854 die Offiziers-

---

[9]) Erinnerungen V. A. Poltorackij's. Istoričeskij Vestnik, Juni 1893, S. 672.

[10]) Bruder des russischen Höchstkommandierenden gegen die Türkei.

prüfung ab und reiste einige Tage später nach Rußland. Am 2. Februar traf er in Jasnaja Poljana ein, wo bereits die Einberufung zur Donauarmee seiner harrte. So konnte er nur kurze Zeit im Kreise der Seinen weilen, am 14. März 1854 finden wir ihn bereits in Bukarest.

Da Car Nikolaj I. bei seiner Weigerung, die von den Russen mit Unrecht besetzten Donaufürstentümer zu räumen, verharrte, hatte die Türkei im Oktober 1853 Rußland den Krieg erklärt. Nach der Vernichtung der türkischen Flotte bei Sinope und der erneuten Weigerung des Caren, die Donaufürstentümer freizugeben, griffen das verbündete England und Frankreich zugunsten der Türkei in den Krieg ein. Von 1854 bis 1856 dauerte das blutige Ringen des Krymkrieges, das in der elf Monate währenden heldenmütigen Verteidigung des unter Totlebens Leitung befestigten Sevastopols gipfelte. Beginn, Höhepunkt und Ausgang der Sevastopoler Kämpfe bildeten den düsteren Hintergrund zu Tolstojs, in den Leidenstagen von Sevastopol selbst entstandenen Kriegsbildern: Sevastopol im Dezember 1854, im Mai und August 1855

Über Poltava, Balta, Kišinev war Tolstoj zur Armee nach Bukarest gereist. Der Oberbefehlshaber der Donauarmee, Fürst Gorčakov, ein entfernter Verwandter von Tolstojs Mutter, nahm ihn sehr freundlich, ganz wie einen Verwandten, auf. Er mußte täglich bei dem Fürsten speisen und sollte auch Adjutant bei ihm werden. Doch zog es Tolstoj vor, zu einer Batterie nach Oltenißa zu gehen, wo er jedoch nur zwei Wochen blieb. Dann bereiste er auf Befehl des Generals Seršputovskij, dem er für besondere Aufträge zugeteilt war, Rumänien, die Walachei und Beßarabien. Mit seiner Umgebung war Tolstoj diesmal sehr zufrieden[11]. „Der General ist ein sehr guter Mensch und mir, obgleich wir nur wenig bekannt sind, recht wohl gesinnt. Und was mir besonders angenehm, ist der Umstand, daß sein Stab zum größten Teil aus Leuten comme il faut besteht: die beiden Söhne des Fürsten Gorčakov sind prächtige Jungen, namentlich der Jüngere, der, obgleich er das Pulver nicht erfunden hat, eine Vornehmheit im Charakter und ein prächtiges Herz hat." Ein Fieber, das Tolstoj sich während der Reise zugezogen hatte, hielt ihn länger in Bukarest fest, dessen „Etappenleben" — die Klagen über die Etappen sind also nicht erst eine Erscheinung des Weltkrieges — ihm gründlich mißfällt. Nach seiner Genesung eilte er wieder zu seinem General in das Lager von Silistria. Über seinen dortigen Aufenthalt berichtet Tolstoj ausführlich in einem gemeinsam an seine Tante Ergol'skaja und seinen Bruder Nikolaj gerichteten Brief vom 4. Juli 1854, von dem sein Biograph Birjukov rühmt, daß er ein Blatt in der Geschichte Rußlands bilden sollte.

„Unser Lager befand sich jenseits der Donau, d. h. auf einer Anhöhe am rechten Ufer inmitten herrlicher Güter, die Mustapha-Pascha, dem Gouverneur von Silistria, gehörten. Die Aussicht von

[11]) Brief an seine Tante Ergol'skaja vom 24. Mai 1854.

diesem Punkte aus war nicht nur großartig, sondern hatte für uns alle eine große Bedeutung. Abgesehen von der Donau, ihren Inseln und Ufern, von denen das eine von uns, das andere von den Türken besetzt waren, lagen auch die Stadt, die Festung, die kleinen Forts von Silistria vor einem, wie auf einer flachen Hand. Man hörte die Kanonen- und Flintenschüsse, die weder Tag noch Nacht aufhörten, und mit einem Fernrohr konnte man sogar die türkischen Soldaten unterscheiden. Es ist allerdings ein seltsames Vergnügen, zuzusehen, wie sich die Menschen gegenseitig totschießen, und doch setzte ich mich jeden Abend und jeden Morgen auf meinen Wagen und konnte stundenlang zusehen — und das tat nicht nur ich allein: das Bild war in der Tat großartig, namentlich in der Nacht. Dann begannen meine Soldaten gewöhnlich die Trancheearbeiten, die Türken stürzten sich auf sie, um sie daran zu hindern, und dann hätte man dieses Feuern sehen und hören müssen. In der ersten Nacht, die ich im Lager verbrachte, weckte und erschreckte mich dieser furchtbare Lärm. Ich legte mich wieder hin, da ich aber nicht imstande war, wieder einzuschlafen, brachte ich die Zeit damit zu, mit der Uhr in der Hand die Kanonenschüsse zu zählen. Ich zählte auf diese Weise 110 Schüsse in der Minute. Indessen war die Sache in der Nähe nicht so schrecklich. Nachts, wenn nichts zu sehen war, bedeutete es einfach eine Pulververschwendung. Mit über 1000 Schüssen wurden auf beiden Seiten nur etwa 30 Mann außer Gefecht gesetzt. Das war also ein ganz gewöhnliches Schauspiel, das wir jeden Tag vor uns hatten und an dem ich bisweilen teilnahm, wenn wir mit Orders in die Trancheen geschickt wurden. Es gab aber auch recht ungewöhnliche Schauspiele, wie z. B. das am Tage vor dem Sturm, wo eine Mine von 240 Pud Pulver unter einer der feindlichen Bastionen in die Luft gesprengt wurde. Am Morgen dieses Tages befand sich der Fürst mit seinem ganzen Stabe in den Trancheen, um angesichts des für den nächsten Tag angesetzten Sturmes seine definitiven Befehle zu erteilen (da sich der General, dem ich attachiert war, in seinem Stab befand, war ich auch dabei). An diesem Morgen sah ich ihn zum ersten Male im Feuer. Man merkte, daß er von dem allgemeinen Gang der Ereignisse in Anspruch genommen war, daß die Flinten- und Kanonenkugeln für ihn nicht vorhanden schienen; er setzte sich mit einer solchen Schlichtheit und Selbstverständlichkeit der Gefahr aus, daß man glauben konnte, er bemerkte sie überhaupt nicht, und unwillkürlich mehr um ihn als für sich selbst besorgt war. Dabei erteilte er seine Befehle klar und genau und war aufmerksam gegen jedermann. Er ist ein großer Mann, d. h. ein begabter und ehrlicher Mensch, so wie ich dieses Wort auffasse — ein Mann, der sein ganzes Leben in den Dienst des Vaterlandes gestellt hat, nicht aus Eitelkeit, sondern aus Pflicht." (Alle diese hier an den Fürsten Gorčakov beobachteten Züge finden sich im Roman „Krieg und Frieden" bei der Charakterzeichnung von Kutuzov und Bagration wieder.)

„Nachmittags wurde die Mine gesprengt, etwa 600 Geschütze eröffneten das Feuer gegen das Fort und dieses Feuer hielt die ganze

Nacht an. Das war ein Schauspiel und Empfindungen, die man nicht vergißt. Bei all diesem Geschüßdonner erschien der Fürst abends noch einmal, um sich in die Laufgräben zu begeben und persönlich den Sturm zu leiten, der um 3 Uhr nachts beginnen sollte. Wir waren alle dort und gaben uns, wie das am Vorabend einer Schlacht immer zu sein pflegt, den Anschein, als dächten wir an den folgenden Tag nicht mehr als an jeden anderen; bei alledem bin ich überzeugt, daß unser Herz sich heimlich bei dem Gedanken an den Sturm ein wenig, vielleicht auch heftig, zusammenkrampfte. Die Zeit vor einem Gefecht ist die unangenehmste, ja die einzige, wo man Muße hat, sich zu fürchten, und Furcht ist eins der unangenehmsten Gefühle." (Diese Stimmungen vor der Schlacht läßt Tolstoj in den Sevastopoler Erzählungen, wie auch im Roman „Krieg und Frieden" mehrfach verschiedene Helden in allen Phasen durchleben.)

„Gegen Morgen, und je näher der entscheidende Augenblick heranrückte, nahm das Gefühl der Furcht ab, und gegen 3 Uhr, als alle den Raketenschuß, das Angriffssignal, erwarteten, geriet ich in so gute Stimmung, daß ich es sicherlich bedauert hätte, wenn jemand gekommen wäre und mir gesagt hätte, der Sturm würde nicht stattfinden. Da erschien genau eine Stunde vor Beginn des Sturmes der Adjutant des Feldmarschalls mit dem Befehl, die Belagerung Silistrias aufzuheben. Ich kann ruhig behaupten, daß diese Nachricht von allen — Soldaten, Offizieren und Generälen — wie ein wahres Unglück aufgenommen wurde, besonders, da man von Spionen, die häufig aus Silistria zu uns kamen und mit denen ich mich oft unterhalten konnte, erfahren hatte, daß Silistria nach Einnahme dieses Forts keine drei Tage mehr standzuhalten vermöchte. Nicht wahr, wenn diese Nachricht jemanden betrüben könnte, war es in erster Reihe den Fürsten, der troß seiner Bemühungen während dieses ganzen Feldzuges mitten in seiner Tätigkeit merkte, daß der Feldmarschall sich in seine Angelegenheiten einmischte, um alles zu verderben. Obgleich dieser Sturm ihm die einzige Möglichkeit bot, die früheren Mißerfolge wieder wettzumachen, erhält er gerade in dem Augenblick, in dem dieses Unternehmen beginnen soll, einen Gegenbefehl. Und doch verlor der Fürst keine Minute seinen Gleichmut. Er, dieser empfängliche Mensch, war zufrieden, daß die Meßelei, für die er verantwortlich gewesen wäre, vermieden wurde, und war während des ganzen in musterhafter Ordnung vor sich gehenden Rückzuges, den er persönlich leitete, fröhlicher als je zuvor." Und Tolstoj fügte noch im Schlußwort hinzu: „Was ich mehr als alles herbeisehne, ist, Adjutant eines solchen Mannes zu werden, den ich aus tiefstem Herzen liebe und achte."

Wenn unter den auf ihn einstürmenden gewaltigen Eindrücken Tolstoj hier rückhaltlos solche Wünsche laut werden läßt, so sehen wir aus seinem Tagebuch, wie der stets nach innerer Vollkommenheit Strebende sich selbst darüber Vorwürfe machte. So schreibt er am Schluß seiner Tagebucheintragung vom 7. Juli 1854, in der er über den Zwiespalt seines Wesens Klarheit zu gewinnen suchte: „Ich bin

ehrlich — das heißt, ich liebe das Recht, habe mich daran gewöhnt, es zu lieben, und wenn ich davon abweiche, bin ich mit mir selbst unzufrieden und kehre gern dazu zurück. Es gibt jedoch Dinge, die ich mehr liebe als das Recht — Ruhm. Ich bin so eitel und habe dieser Empfindung so wenig genug getan, daß ich oft fürchte, ich würde, stünde mir die Wahl zwischen Ruhm und Tugend offen, ersteren wählen!"

„Wenn ich etwas will, will ich Ruhm . . . . und wieviel Menschen sind mir lieb, doch, wie scheußlich und unnatürlich es scheint, sie alle gäbe ich hin für eine Minute Ruhm, Triumph über die Menschen für die Liebe der Menschen zu mir, die ich nicht kenne und nie kennen werde."

Könnten diese Erwägungen, mit denen Fürst Andrej Volkonskij sich im Roman „Krieg und Frieden" vor der Dreikaiser-Schlacht martert, nicht eine unmittelbare Fortsetzung dieser Tagebucheintragung bilden? Diese Übereinstimmung der Gesinnung offenbart, wie wichtig die unmittelbare Teilnahme am Kriege für Tolstojs Entwicklung wurde, wie alles, was er uns später in „Krieg und Frieden" so wunderbar erstehen läßt, in seinem persönlichsten Erleben fest verankert liegt.

Nach dem Rückzuge von Silistria verließ Tolstoj die Donauarmee und begab sich nach der Krym, „teils um mir den Krieg aus der Nähe anzusehen, teils um aus dem Stab von Seršputovskij loszukommen, der mir nicht gefiel, vor allem aber aus Patriotismus, einem Gefühl, das mich um diese Zeit — wie ich gestehen muß — stark ergriffen hatte. Ich gab keinen bestimmten Ort an, sondern überließ es den Vorgesetzten, frei über mein Schicksal zu verfügen."

Auf der Reise nach Sevastopol erkrankte Tolstoj und lag monatelang im Hospital, wo er in Erinnerung an seine Erlebnisse im Kaukasus die Novelle „Der Holzschlag" entwarf. Am 7. November 1854 traf er endlich in Sevastopol ein, wo er der 3. leichten Batterie der 14. Artilleriebrigade zugeteilt wurde und „einen Kreis schlichter, braver Kameraden fand, die man in einem wirklichen Krieg angesichts drohender Gefahr besonders zu schätzen weiß".

Die in Sevastopol gewonnenen Eindrücke waren überwältigend. 14 Tage nach seiner Ankunft versuchte er sie seinem Bruder Sergěj am 20. November 1854 zu schildern: „Jetzt will ich Dir ein Bild von Sevastopol geben. Die Stadt wird auf einer Seite, und zwar im Süden belagert, wo wir, als der Feind anrückte, kaum Befestigungen hatten. Jetzt haben wir auf dieser Seite über 500 Geschütze von ungeheurem Kaliber und einige Reihen Erdbefestigungen, die einfach uneinnehmbar sind. Ich habe eine Woche in der Festung zugebracht und bin bis zum letzten Tage in diesem Batterielabyrinth wie im Walde umhergeirrt. Seit gut drei Wochen hat der Feind sich uns an einer Stelle bis auf 200 Meter genähert. Jetzt kann er nicht weiter. Bei der geringsten Bewegung wird er mit einem Hagel von Geschossen überschüttet. Die Stimmung der Truppen ist einfach unbeschreiblich. Im alten Griechenland herrschte nicht so viel Heldenmut wie hier. Das

Bombardement vom 5. November wird nicht nur in der russischen, sondern in der Weltgeschichte als eine der glänzendsten Waffentaten verzeichnet werden. Nur eine Armee wie die unserige kann unter solchen Verhältnissen standhalten und siegen."

Dieser Brief atmet ganz die Stimmung, die uns aus Tolstojs erstem Kriegsbild aus der Krym — Sevastopol im Dezember — entgegenweht. Aber jetzt dachte er noch nicht an die eigene künstlerische Gestaltung der ihn überwältigenden Eindrücke; der Plan einer andersartigen literarischen Aufgabe bewegte ihn — ihn entwirft er in der Fortsetzung seines Briefes: „In unserem Artilleriestab, der aus sehr tüchtigen und braven Leuten besteht, tauchte der Gedanke auf, eine militärische Zeitschrift herauszugeben, um die gute Stimmung in der Armee aufrechtzuerhalten: eine billige, populäre Zeitschrift (sollte drei Kopeken kosten), die auch die Soldaten lesen könnten. Wir machten eine Probenummer und legten sie dem Fürsten vor. Dem gefiel der Gedanke, und er unterbreitete den Plan und die Probenummer dem Kaiser zur Genehmigung. Ich wurde mit einem Herrn Konstantinov, der den „Kaukasus" herausgegeben hat und viel Erfahrung besitzt, zum Redakteur ernannt. In der Zeitschrift werden die Gefechte beschrieben, und zwar nicht so trocken und lügenhaft, wie in den anderen Zeitschriften; ferner die Heldentaten, Biographien und Nekrologe braver, namentlich unbekannter Leute, Kriegsgeschichten, Soldatenlieder, leichtverständliche Aufsätze über Ingenieur- und Artillerietechnik usw. Das Unternehmen gefällt mir sehr gut, erstens macht mir die Arbeit Spaß und andererseits hoffe ich, daß die Zeitschrift Nutzen bringen und nicht ganz schlecht sein wird."

Wir sehen, wie hier der Stellungskrieg bereits den Gedanken einer Armeezeitung ins Leben rief — ein Gedanke, der in den Stellungskämpfen im Weltkriege 1914—18 sowohl auf dem östlichen wie auf dem westlichen Kriegsschauplatz Gestalt gewann. Wir besitzen eine ganze Anzahl solcher „Armeezeitungen", die für eine spätere Geschichts- und Quellenforschung des Krieges reiches Material bieten.

Tolstojs Plan sollte indes nicht zur Ausführung kommen, er klagt darüber in einem Brief vom 6. Januar 1855 an seine Tante T. Ergolskaja: „Da bei uns gegen alles intrigiert wird, fanden sich auch Leute, die den Wettbewerb dieser Zeitschrift fürchteten, und dann entsprach der Gedanke der Zeitschrift vielleicht nicht genug den Absichten der Regierung, und der Kaiser verweigerte seine Zustimmung. Dieser Mißerfolg hat mir, wie ich Ihnen gestehen muß, viel Kummer verursacht und meine Pläne in mancher Beziehung über den Haufen geworfen. Wenn der Krymfeldzug mit Gottes Hilfe einen guten Ausgang nimmt und ich keinen Posten erhalte, mit dem ich zufrieden bin, und wenn der Krieg nicht nach Rußland übergreift, so will ich den Frontdienst aufgeben und in die Petersburger Kriegsakademie eintreten. Dieser Plan kam mir, weil ich meine literarischen Arbeiten, denen ich mich bei solchem Lagerleben unmöglich widmen kann, nicht

aufgeben möchte, und weil ich, wie mich dünkt, ehrgeizig zu werden anfange, d. h. nicht ehrgeizig, sondern ich will etwas Gutes tun, und dazu muß ich mehr als ein einfacher Leutnant sein."

Im Dezember war Tolstojs Batterie nach Simferopol versetzt worden. In einem Brief an seinen Bruder Sergěj vom 3. Juli 1855, in dem er eine chronologische Übersicht über die Ereignisse seines Militärlebens während des vorangegangenen Winters 1854/55 gibt, schreibt er unter anderem: „Ich verbrachte anderthalb Monate in einem mit aller Bequemlichkeit ausgestatteten Gutshause. Von hier aus ritt ich öfter nach Simferopol, um zu tanzen, mit jungen Damen Klavier zu spielen und mit den Gouvernementsbeamten auf dem Čatyr-Dagh auf die Gemsjagd zu gehen. Im Januar fand wieder eine Versetzung statt, und ich kam in eine Batterie auf dem Belbeck, etwa 10 Werst von Sevastopol. Die Offiziere der Batterie waren mir höchst unsympathisch; der Kommandant, ein guter, aber roher, riesenstarker Kerl; keinerlei Bequemlichkeit, kalte Lehmhütten, kein Buch und kein einziger Mensch, mit dem man hätte sprechen können. Hier verspielte ich 2500 Rubel und bewies der Welt, daß ich dennoch ein Nichtsnutz bin, was, obgleich die vorhergehenden Umstände als Milderungsgrund angesehen werden können, dennoch sehr, sehr schlimm ist. Im März trat wärmeres Wetter ein. Um diese Zeit wurde der prächtige, herrliche Bronevskij zu unserer Batterie versetzt; ich kam allmählich wieder zur Besinnung, und als die Batterie während des Bombardements am 1. April nach Sevastopol marschierte, wurde ich vollends vernünftig. Ich blieb dort bis zum 15. Mai, obwohl ständig in ernster Gefahr. Alle Woche hatte ich vier Tage lang bei der Batterie der 4. Bastion du jour, aber der Frühling und das Wetter waren herrlich. Am 15. Mai kam es aber Gorčakov oder dem Chef der Artillerie in den Sinn, mich mit der Bildung und dem Kommando einer Gebirgsbatterie auf dem Belbeck — etwa 20 Werst von Sevastopol — zu betrauen, womit ich bisher, wenigstens in mancher Beziehung, äußerst zufrieden bin."

Hier vollendete er auch seine kaukasische Erzählung „Der Holzschlag" und entwarf sein zweites Kriegsbild „Sevastopol im Mai 1855". Mitten in der Erregung der Kampftage auf der 4. Bastion war Tolstojs erstes Kriegsbild „Sevastopol im Dezember 1854" entstanden, das von Nekrasov im Juniheft 1855 des „Sovremennik" veröffentlicht wurde und einen Sturm des Entzückens hervorrief. Auch Kaiser Alexander II. hatte es gelesen und war von dem Werk derartig hingerissen, daß er den Befehl gab, Tolstoj von der 4. Bastion zu entfernen, damit das Leben eines so zukunftsreichen Talents geschont werde, „vnimatel'no slědit'za žizńju etogo molodogo čelověka", wie sich Tolstoj selbst Michajlov-Scheller gegenüber ausdrückte. Am 4. August 1855 nahm Tolstoj an der Schlacht an der Černaja teil und berichtete darauf unmittelbar am 7. August an seinen Bruder Sergěj: „Ich schreibe Dir einige Zeilen, um Dich wegen des Gefechts am 4., an dem ich teilnahm, zu beruhigen. Ich bin völlig unversehrt ge-

blieben; übrigens habe ich nichts getan, da meine Bergartillerie nicht zum Feuern kam."

Aber ein folgenschweres Ereignis in dieser Schlacht sollte doch auch für Tolstojs militärische Zukunft verhängnisvoll werden. Der zögernde Fürst Gorčakov war durch das Eintreffen des aus Petersburg abgesandten Generals Vrevskij zum Angriff bewogen worden. Infolge eines falsch aufgefaßten Befehls hatte General Read im Verlauf der Schlacht das tollkühne Unternehmen gewagt, ohne gehörige Vorbereitung und Reserven die Fejdukin-Höhen zu stürmen, wobei seine tapferen Regimenter zwecklos verbluteten. Als Verfasser eines volkstümlich gehaltenen Liedes, das diese Vorgänge und ihre Führer an den Pranger stellte und bald im Heer von Sevastopol tausendfach widerklang, wurde Tolstoj genannt. Nach der Darstellung seines Biographen Birjukov entsprach dies aber gar nicht der Wahrheit. Das Lied, das die damalige Stimmung zum Ausdruck brachte, war tatsächlich bei einem geselligen Zusammensein als Rundgesang entstanden und nur von Tolstoj handschriftlich festgehalten worden. Er selbst äußerst sich am 10. November 1856 über diese Angelegenheit in einem Brief an seinen Bruder Sergěj: „Konstantinov erzählte mir gleich nach meiner Ankunft, Großfürst Michail habe gehört, daß ich ein Lied verfaßt habe und sei besonders unzufrieden gewesen, weil ich dieses Lied angeblich den Soldaten beigebracht hätte. Das ist eine Gemeinheit! Ich hatte wegen dieser Angelegenheit eine Auseinandersetzung mit dem Stabschef."

Nachdem Tolstoj durch seine Sevastopoler Erzählungen die Aufmerksamkeit des Kaisers und der allerhöchsten Kreise auf sich gelenkt hatte, so daß ihm bei seiner Tapferkeit als Offizier und seinen Verbindungen eine glänzende militärische Laufbahn offen zu stehen schien, vernichtete das Bekanntwerden dieses Liedes seine militärischen Hoffnungen.

Wie beliebt Tolstoj bei seinen Kameraden selbst gewesen war, bezeugen auch die Berichte seiner Mitkämpfer. So führt Nazarev in seinen Erinnerungen die Erzählung eines früheren Kameraden Tolstojs an: „Mit seinen Erzählungen und rasch improvisierten Versen pflegte uns Tolstoj alle in den trübsten Augenblicken des Militärlebens zu ermutigen. Er war im vollsten Sinne des Wortes die Seele unserer Batterie[12]), er war wirklich ein seltener Kamerad, eine ehrliche Seele, und ich könnte ihn nie und nimmer vergessen." N. A. Krylov, der 1856 in die 14. Batterie versetzt wurde, welche Tolstoj kurz vorher verlassen hatte, erzählt in seinen Erinnerungen[13]): „Tolstoj hinterließ in der Brigade den Ruf, ein guter Reiter, braver Kamerad und ein Athlet zu sein. Der Graf wurde beschuldigt, daß er den Offizieren predigte, sie hätten der Regierung den Überschuß des Fouragegeldes zurückzustellen, falls das Pferd eines Offiziers nicht das Futter, das ihm zugewiesen war, völlig auffraß."

---

[12]) Russkie Vědomosti 1900, S. 136.

[13]) Russkie Vědomosti 1900, S. 136.

Krylov berührte hier eine Angelegenheit, die Tolstoj manchen Ärger mit seinen Kameraden wie mit seinen Vorgesetzten bereitet hatte. Es war damals üblich, daß die Batterie-Kommandanten von den Geldern, die ihnen aus der Staatskasse zum Unterhalt der Batterie ausbezahlt wurden, das für sich behielten, was sie ersparten, und sich so ein regelmäßiges Nebeneinkommen verschafften. Auf die bedenklichen Folgen dieses Systems, das Tolstoj unmöglich mit seinem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn in Einklang bringen konnte, hatte er schon mehrfach mit allem Nachdruck hingewiesen. Als er nun bei seinem Rechnungsabschluß Staatsgelder übrig hatte, trug er sie, anstatt sie sich anzueignen, als Einnahme ein; dies erregte große Mißstimmung bei seinen Kameraden, die in diesem Vorgehen nicht nur einen Tadel, sondern auch eine Gefahr erblickten, und General Kryžanovskij, der Chef der Artillerie in Sevastopol, der Tolstoj persönlich sehr geneigt war und bei dem Tolstoj die meisten Abende am Klavier spielend und singend verbrachte, machte ihm ernste Vorstellungen. Dies zeigte Tolstoj mit erschreckender Deutlichkeit, daß die Korruption tatsächlich bereits in alle Kreise der Armee eingedrungen war, und bestärkte ihn noch in der Überzeugung, daß in der Armee keine bleibende Stätte für ihn sei.

Nach dem Fall von Sevastopol am 8. September 1855 wurde Tolstoj als Kurier nach Petersburg entsandt. Vor seiner Abreise war ihm noch die Abfassung eines Berichtes über die letzten Kämpfe übertragen worden, worüber er viele Jahre später in einem im „Russkij Archiv" 1868 erschienenen Artikel „Einige Worte über das Buch «Krieg und Frieden»" erzählte: „Nach dem Verluste von Sevastopol sandte mir der Befehlshaber der Artillerie, Kryžanovskij, die Berichte der Artillerieoffiziere von sämtlichen Bastionen und ersuchte mich, aus mehr als 20 dieser Berichte einen Gesamtbericht abzufassen. Ich bedauere, daß ich sie nicht abschrieb. Sie waren die besten Illustrationen jener gewissen naiven, unvermeidlichen militärischen Verlogenheiten, welche stets das Material für Schilderung liefern. Ich bin davon überzeugt, daß viele meiner damaligen Kameraden, welche diese Berichte schrieben, wenn sie diese Zeilen lesen, lachen werden, bei der Erinnerung daran, wie sie auf Befehl der Vorgesetzten Dinge schrieben, von denen sie nichts wissen konnten."

Aus Petersburg kehrte Tolstoj nicht mehr zur Armee zurück, sondern reichte seinen Abschied ein. „Er legte das Schwert aus der Hand, um hinfort nur noch eine Waffe zu führen: die Feder." So konnte er später scherzend zu seinem Schwager Behrs äußern: „Sei es ihm auch nicht gelungen, General der Artillerie zu werden, so wäre er doch ein General der Literatur geworden!"

MISCELLEN

POLNISCHE STUDENTEN IN ALTDORF

Von

Theodor Wotschke.

In Mittelfranken unfern Nürnberg liegt Altdorf, heute ein unbedeutendes Städtchen, einst eine Hochburg wissenschaftlichen Lebens, einst eine Bildungsstätte für die akademische Jugend vor mancher anderen in Deutschlands Gauen. 1575 stiftete hier Nürnberg zunächst ein akademisches Gymnasium, das 1623 Universität wurde. Aber auch das Gymnasium umfaßte schon alle Disziplinen, trug Universitätscharakter und war den anderen deutschen Hochschulen ebenbürtig. Aus allen Teilen unseres Vaterlandes wanderten ihm deshalb Schüler zu. Selbst aus weiter Ferne, aus dem Auslande, kamen sie, um hier die Sprachen zu lernen, Theologie, die Rechte, Medizin zu studieren. Die Verbindung, die Nürnberg, die erste Handelsstadt Süddeutschlands, weithin hatte, kam der jungen Akademie zugute, dazu wußte man für die neue Bildungsstätte tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen. Ich nenne nur Johann Prätorius, den Neffen des bekannten Joachimstaler Pastors Matthesius, der seines Onkels Lutherpredigten herausgegeben hat, den tüchtigen Mathematiker, Erfinder des noch heute von Feldmessern gebrauchten Meßtisches, der mensula Praetoriana, den Theologen Edo Hildericus aus Friesland, vordem Professor in Jena, den Juristen Johann Thomas Freige, den Philosophen Nikolaus Taurellus aus Mömpelgard, dessen philosophiae triumphus mit seinem wuchtigen Angriff auf den vielgeltenden Aristoteles und den Autoritätsglauben allgemeines Aufsehen erregte, den Humanisten Hubert Giphanus, der 1590 indessen nach Ingolstadt ging und zum Katholizismus übertrat. Die Namen Georg Siegel und Georg Volckhardt, der dem Calvinismus zugeneigten Theologen, zeigen, daß man anfänglich in Altdorf keineswegs ängstlich auf Rechtgläubigkeit sah, freiem Denken Raum gewährte.

Schon in dem Jahre ihrer Eröffnung 1575/6 erhielt die neue Bildungsstätte Zuzug aus dem fernen Westen und Osten. Zwei Antwerpener ließen sich eintragen in die Matrikel, dazu die Polen Johann Serinski und Simon Peliecki und Andreas Gorzkowski am 20. November 1576, letzterer der Sohn eines kleinpolnischen Adelsgeschlechtes, das einen Sproß Franziskus 1622 noch nach Frankfurt geschickt hat. Nur 33 neue Schüler konnte der Rektor Freige 1557 in das Album einschreiben, unter ihnen aber elf aus Polen. Die hohe Zahl überrascht. Ich vermute, daß der Mathematiker Johann Prätorius, der bis 1572, wo er einem Rufe nach Wittenberg gefolgt war, in Krakau gelebt, hier durch seinen Gönner Dudith Verbindungen mit dem polnischen Adel angeknüpft hatte, die Söhne des Ostens nach sich gezogen hat. Ihre Reihe eröffneten im Januar Andreas Hinneck, vielleicht ein Sohn jenes Johann Hinneck, der 1558 zu Melanchthons Füßen gesessen, und Johann Rzeczyki, wohl ein Verwandter jenes Johann Rzeczyki, des Lubliner Kämmerers, der die Kirchen der Lubliner Wojewodschaft 1595 auf der Generalsynode in Thorn vertrat, des Nikolaus Rzeczyki, der 1600 mit Dudith zu unserer Hoch-

schule kam, wohl auch jenes, der 1630 in Leiden uns begegnet. Ihnen folgten im Mai, da in Krakau Stephan Bathori zum Könige gekrönt wurde, Stanislaus Jodlowski und Johann Dzierzecki, 1575 schon in Basel, der im Mai 1580 als königlicher Sekretär sich auch in Ingolstadt einschreiben ließ. Er war in der Folgezeit Hofmeister des Fürsten von Sluck Alexander († 1591) und hat 1581 den bekannten Straßburger Rektor Sturm bestimmt, seinem Herrn sein Buch über Prinzenerziehung zu widmen. Mit derselben Bitte trat Dzierzecki an Johann Lasitius heran, den bekannten Freund der böhmischen Brüder, der mit jungen polnischen Baronen durch zwei Jahrzehnte von einer deutschen Hochschule zur anderen zog, der bekannteste Studentenpräzeptor aus dem Osten. Dieser gab das Gesuch im Januar 1581 von Prag aus weiter an den Historiker Reiner Reineccius. Am 2. Juli erschienen in Altdorf die beiden Söhne des 1574 verstorbenen Krakauer Wojewoden Johann Firlej, Johann und Petrus, die, wie ihr Vetter Andreas Boner aus deutscher Kaufherrnfamilie, der sie begleitete, sich 1579 zur Fortsetzung ihrer Studien nach Leipzig wandten. War ihr Vater einer der treuesten evangelischen Magnaten, so wandten sie sich früh wieder der römischen Kirche zu, Johann, der spätere Schatzmeister und Hauptmann von Lublin, und Peter, dann Kastellan von Biecz. In Rom, wohin sie nach dem Besuch der deutschen Hochschulen sich gewandt hatten, schwuren sie ihren Glauben ab. Von ihren älteren Brüdern Andreas und Felix, die 1567 Leipzig, 1570 Wittenberg, 1575 Basel aufgesucht, hielt Andreas, der Kastellan von Radom, fest an dem Bekenntnis seines Vaters und pflanzte es fort. Seine Söhne schickte er 1601 nach Heidelberg, 1604 nach Basel. Wie er einst Genf aufgesucht hatte, so mußten seine Söhne auch dorthin gehen, und durch sie entbot 1605 der greise Patriarch Beza den polnischen Glaubensbrüdern seine letzten Grüße und Mahnungen. Außer dem schon erwähnten Andreas Boner sehen wir in der Begleitung der Magnatensöhne in Altdorf Simon Luzinski, vielleicht ein Sohn jenes Johann Luzinski, der als Bote der polnischen Gemeinden 1558 nach der Schweiz gegangen war und als evangelischer Bischof der Moldau 1563 ein so tragisches Ende gefunden hat, Johann Chotecki und Andreas Czerny. Aus Tübingen, wo er seit dem September 1575 mit seinen Brüdern Georg und Lukas studiert hatte, gesellte sich zu ihnen eine Woche nach ihrem Anzuge Achatius Guttheter, der Sohn eines Krakauer Kaufmanngeschlechts, das so viel Söhne zu den verschiedensten Hochschulen des alten Vaterlandes gesandt hat, 1586 auch noch einen nach unserem Altdorf geschickt hat, Friedrich, der nach Basel weiterging. Doch schon im September verließ unser Achatius Guttheter seine Landsleute und zog nach Ingolstadt. Ihn ersetzte sein Landsmann Erasmus Cyrus am 7. Oktober.

Im Jahre 1578 erschienen in Altdorf die ersten Litauer Petrus Krossinski und Hieronymus Wollowicz, der im März des folgenden Jahres nach Ingolstadt wanderte. Sein Vetter oder Bruder Nikolaus Wollowicz kam 1580 zur Akademie. Der Sohn des 1575 verstorbenen Wojewoden von Hohensalza, Johann Krotowski, des treuen Schutzherren der böhmischen Brüder, Andreas, der später selbst zum Kastellan von Kalisch aufstieg († 1620), trat im Mai 1578 vor den Rektor Johann Piccart, zog aber schon einige Monate später nach Straßburg, 1582 sehen wir ihn in Basel, 1584 finden wir ihn bei Beza in Genf. Seinen Bruder, den 1584 verstorbenen Kastellan von Hohensalza, hatte Lasitius nach Heidelberg, Wittenberg, Paris und Italien geführt. Fünf Tage nach ihm erbaten die Inskription seine Vettern, die Gräßer Grafensöhne Johann und Nikolaus Ostrorog, während die Gräßer Bürgersöhne Simon und Petrus Artomius, ihre Gespielen und Freunde, das Jahr zuvor die Reformationsstadt an der Elbe aufgesucht hatten. Auch die Ostrorogen zogen im April 1579 nach Straßburg, 1581 nach Basel, Zürich und Genf. Der Straßburger Professor Lobart, der Baseler Grynäus, der Züricher Wolph widmeten ihnen Bücher. In Straßburg lernte der junge Graßer Graf Johann, der später Hauptmann von Marienburg und Wojewode von Posen wurde, Christian Francken aus Gardelegen kennen, der unlängst das katholische Bekenntnis mit dem evangelischen vertauscht hatte. Er empfahl ihn am 29. Juli 1580 Philipp Camerarius in Nürnberg und erreichte, daß ihm ein

Lehramt in Altdorf übertragen wurde. Aber bald mußte es Francken wieder aufgeben. Er zog dann nach Polen, wo er den Unitariern sich anschloß, Rektor in Chmielnik wurde, 1584 mit Sozino disputierte, auch eine Schrift wider die Trinität veröffentlichte, die dem Drucker Alexander Rodecki in Krakau Kerker und Banden brachte. In der Begleitung der beiden Ostrorogen war in Altdorf und den anderen Hochschulen der junge Christoph Lubieniecki, dessen älterer Bruder Andreas, der Schmiegler und Siedliskaer Pfarrer († 1623), 1570 in Frankfurt aus deutschem Geistesleben geschöpft hat. Dem Einflusse Christian Franckens haben wir es wohl zuzuschreiben, daß keiner der Lehrer, zu deren Füßen Lubieniecki in Deutschland und der Schweiz saß, bestimmend für sein Leben und seine Entwicklung wurde. Er schloß sich den Unitariern an und hat ihren Gemeinden in Lewartowa und Lublin, schließlich in Rakow als Seelsorger gedient. Mit Sozin stand er im Briefwechsel († 1624). Unter Christian Franckens Einfluß schien 1581 ff. auch Johann Ostrorog zu den Unitariern überzugehen. Aus Zürich schrieb ihm deshalb Rudolf Gualther, aus Basel Grynäus beschwörende Briefe, und der litauische Theologe Andreas Volan widmete ihm seine Warnungen vor den Samofatenern und Ebioniten.

Waren die Brüder Nikolaus und Georg Czerny, die drei Wochen nach den jungen Gräßer Grafen am 17. Juni zur Akademie kamen, Brüder des Georg Czerny, des Schülers oder Studenten vom Jahre 1577? Bestanden dieselben nahen Beziehungen zwischen Brondota Dzierzecki, der im Oktober um Aufnahme bat, und dem Studenten Johann Dzierzecki vom vorhergehenden Jahre? Ich weiß es nicht. Martin Bukowiecki, schon seit dem 18. Juni in Altdorf, war aus Großpolen gekommen, ein Sohn der Familie Schlichting, die nach ihrem Erbsitze Bauchwitz (Bukowiek) sich vielfach Bukowiecki nannte. Er hatte 1574 schon die Leucorea bezogen und ging 1581 nach Genf, 1595 nahm er als Abgeordneter der großpolnischen Gemeinden an der Thorner Generalsynode teil. 1579 war der Osten unter den Anziehenden nur durch einen Studenten vertreten, den Posener Patriziersohn Konrad Rüd, 1568 schon Schüler der Viadrina mit seinem Bruder Hieronymus. Es war so natürlich, daß dieser zur fränkischen Hochschule seine Schritte lenkte, stammte sein Vater Hieronymus Rüd doch aus Frankens Hauptstadt, war er doch aus Nürnberg wie so mancher andere Posener Patrizier in Großpolens Hauptstadt eingewandert. In der Dichtung „Colloquium inter Noricum et Polonum" meldet uns der Humanist und Theologe Heling, den das Leben den umgekehrten Weg vom Osten nach dem Westen geführt hat, von den verwandtschaftlichen Verbindungen dieser Nürnberger-Posener Familie. Unser Konrad Rüd hat sich 1583 an unserer Hochschule noch einmal einschreiben lassen, dazu 1585 in Heidelberg, 1587 in Freiburg, 1592 in Padua. In der Heimat ist er hinter seinen Vetter Christoph Rüd, den hochverdienten Posener Kirchenältesten, zurückgetreten.

Vier Polen ersuchten am 10. März 1580 um Aufnahme: Johann Spinek mit seinen Begleitern, Samuel Widawski und Samuel Otwinowski, und seinem Präzeptor Melchior Codicius. Spinek war der Sohn eines kleinpolnischen Adelsgeschlechtes, das schon in den fünfziger Jahren des Jahrhunderts sich der Reformation angeschlossen hatte. Er kam mit seinen Begleitern aus Leipzig, das er zwei Jahre zuvor aufgesucht hatte. Sein Lehrer begegnet uns 1583 noch in Ingolstadt und Tübingen. Hier überwachte er die Studien des Johann Przypkowski, des Stammvaters der bekannten unitarischen Familie, deren Söhne wir auf deutschen, aber auch holländischen Universitäten sehen. Felix Auctus Ciecierski, seit dem 7. September in Altdorf, war der Sohn des Besitzers von Mordy in Podlasien, der dies Städtchen von den Radziwill erworben und katholisiert hat. Auch ihn finden wir 1583 in Ingolstadt und Tübingen. Seinen Bruder Borivoj zog es 1587 auch zur Paläocome. Stanislaus Ciecierski ging 1618 noch nach dem katholischen Freiburg. Der Lehrer unseres Altdorfer Studenten Ciecierski, Alexander Vitrelin, war der Sohn des bekannten Unitariers gleichen Namens, der zuerst der reformierten Gemeinde in Pinczow gedient hatte, dann das Amt in Wengrow bekleidete, der mit den Schweizern Briefe ausgetauscht, 1570

vergebens an der Sendomirer Synode teilzunehmen versucht hat, 1582 im Auftrage der Maisynode von Luslawice als einer ihrer Bevollmächtigten zu den Danziger Unitariern gegangen ist. Sein Sohn hat wohl den Glauben seines Vaters nicht geteilt oder ist ihm untreu geworden, vielleicht auch früh verstorben. Wir hören von ihm nichts weiteres, der Name Vitrelin verschwindet aus der Geschichte. Ein Martin Zlocki diente Ciecierski als Famulus, doch nur in Altdorf. Nach Ingolstadt und Tübingen begleitete er ihn so wenig wie Vitrelin. Mordy, die Stadt unseres Ciecierski, wo 1563 eine reformierte Synode tagte, liegt unfern Litauens. Von dort folgte dem Mordyer Herrensohn nach einem Monate Nikolaus Wollowicz und die Brüder Johann und Christoph Naruszewicz, Söhne des Schatzmeisters Nikolaus Naruszewicz. Sie kamen von Königsberg, wo sie seit dem September 1577 schon die Albertina besucht hatten. Von dort brachten sie auch ihren Präzeptor Joachim Perbanth mit sich, der seit 1567 in Königsberg, seit 1572 in Wittenberg studiert hatte, dann nach jahrelanger Studien- und Präzeptorfahrt sich 1586 noch einmal an der preußischen Hochschule inskribieren ließ. Christoph Naruszewicz zog 1583 nach Ingolstadt. Hat ihn das Studium daselbst zum Katholizismus zurückgeführt? Sein Bruder Johann bewahrte, was er in Königsberg und Altdorf gelernt hatte. Er war später Marschall des litauischen Tribunals. Als Famulus diente den beiden Naruszewicz, denen übrigens der Breslauer Humanist Andreas Calagius unter dem 25. August 1580 ein Gedicht gewidmet hat, Christoph Klossowski, der 1583 auch nach Ingolstadt ging. Ich bemerke hierbei, daß zwei Brüder, Nikolaus und Christoph Kloczowski, schon 1553 zur Lutherstadt gezogen sind, ein Petrus ferner 1584 nach unserem Altdorf gekommen ist. Er hat durch die Schulden, die er auf sich gehäuft, zu manchen Klagen Anlaß gegeben.

Das Jahr 1582 sah den stärksten Zuzug aus dem Osten. 19 Studenten aus Polen haben sich in ihm einschreiben lassen. Aus dem Posener Lande der Erbherr von Samter, Johann, dazu ein Johann Kazanowski, wohl aus Kleinpolen, vielleicht ein Sohn jenes polnischen Edelmannes dieses Namens, der vor 20 Jahren seine Feder wider Calvin gespitzt, gegen die altkirchliche Trinitätslehre gestritten hatte. Jedenfalls kam aus Kleinpolen Petrus Statorius, 1565 in Pinczow geboren, der Sohn des aus Diedenhofen nach Polen eingewanderten Bezaschülers Petrus Statorius, den der Genfer Lehrer in den sechziger Jahren vergebens für die reformatorische Kirche zurückzugewinnen gesucht hatte, der dem Unitarismus, für den er sich einmal entschieden hatte, treu blieb. Unser Altdorfer Student wurde 1588 Pfarrer in Luslawice, später in Rakow, wo er schon 1605 starb, nachdem er das Jahr zuvor seinen Lehrer und Freund Sozin begraben hatte. 1598 und 1604 hat er auch seine Söhne zu unserer Akademie gesandt, der er sich dankbar verbunden wußte. Sie werden uns unten noch begegnen. Mit ihm erschienen 1582 an der fränkischen Hochschule Johann und Samuel Golecki, 1600 ff. Rakauer Scholarch, aus bekanntem kleinpolnischen evangelischen Geschlechte, das auch vom reformatorischen Bekenntnisse zum unitarischen übergegangen war. Johann Golecki, dem Senior des Pinczower Kirchenkreises, hatte Petrus Statorius der Ältere neben Andreas Goluchowski, Johann Lanckoronski, Balthasar Lukowski u. a. 1561 sein Buch Emanuel seu de aeterno verbo dei zugeeignet. Die Freundschaft der Väter scheint die gemeinsame Studienfahrt der Söhne veranlaßt zu haben. Weiter sehen wir in der Begleitung des Statorius Nikolaus Krasowski und die Brüder Nikolaus und Johann Przypkowski, von denen der ältere mit dem obenerwähnten Ciecierski im folgenden Jahre nach Ingolstadt und Tübingen, dann 1584 mit seinem Bruder nach Leipzig zog. Er ist der Vater des Radziwillschen Beamten und unitarischen Theologen Samuel Przypkowski, der 1614 zur Paläocome gezogen kam. Verdient um die Luslawicer Gemeinde, deren Senior er war, ist er 1612 gestorben, während sein Bruder Johann als Richter des Zathorer Kreises 1631 seine Augen schloß. Weiter traten mit Statorius im Juli 1582 vor den Rektor und baten um Aufnahme Johann Mloszowski, der Sohn des Krakauer Unterrichters Stanislaus Mloszowski, der 1584 nach

Leipzig ging, Samuel Maciejowski, aus jener Familie, die Krakau einen hervorragenden Bischof, dem ganzen Lande einen tüchtigen Kanzler geschenkt hat, und Paul Codicius, der gleichfalls 1584 nach Leipzig ging, später dem Boriwoj Ciecierski als Präzeptor diente. Mit ihm ließ sich sein Bruder Martin inskribieren„ den das akademische Wanderleben im nächsten Jahre nach Ingolstadt und Tübingen, 1586 nach Leipzig, 1592 nach Wittenberg, schließlich nach Basel geführt hat. Hier hat er auch disputiert und einige Thesen veröffentlicht. Vierzehn Tage später traten zu den zehn Polen, die am 14. Juni aufgenommen waren, Stanislaus Płaza, Petrus Philippowski und Johann Kukowski. Płaza, der 1584 nach Genf ging, war der Sohn des Erbherrn von Mstyczow unfern Xions und Hauptmanns von Ojcow, des treuen evangelischen Mannes, der uns verschiedentlich unter den Wohltätern der Krakauer Gemeide genannt wird, auch an der Sendomirer Synode teilgenommen, auf seinem Erbgute evangelischen Gottesdienst aufgerichtet hat. Seinen Sohn ließ er von Altdorf nach Genf weiterziehen. Philippowski war der Sohn des hochverdienten kleinpolnischen Seniors, der in der großen Krisis der reformierten Kirche 1563 zu den Antitrinitariern übergegangen war. Auch Johann Lukowski war aus einer evangelischen Familie. Der Sendomirer Richter Balthasar Lukowski hat sich 1551 durch sein mannhaftes Eintreten für bedrängte und gefährdete Prediger des Evangeliums einen Namen gemacht.

Im September 1582 kam der Gräßer Graf Nikolaus Ostrorog auf seiner Studienreise, die ihn zuletzt nach Genf geführt hatte, noch einmal nach Altdorf, während sein älterer Bruder nach Italien und Frankreich und dann nach Hause zog. Sein Präfekt war jetzt Jakob Milevius, sein Präzeptor Johann Jonas Moravus, dem der große Sturm über sein Lehr- und Erziehungsamt ein recht anerkennendes Zeugnis ausgestellt hat, und der schließlich im Sinne Sturms an dem Wilnaer Gymnasium gewirkt hat. Im Februar 1583 trat mit dem Preußen Daniel Choynovius zu ihnen Andreas Zawisza, 1590 zog er nach Padua. Hier ist er, der spätere Kämmerer von Kowno, wohl katholisch geworden. Seinen Sohn Christoph gab er in die Wilnaer Jesuitenschule und sandte ihn 1620 nach Dillingen. Von dem evangelischen Zweig dieser Familie, aus dem ein Melchior Zawisza von 1588—1592 Kastellan von Witebsk war, ein Andreas, Wilnaer Tribunals-Assessor, dem Religionsgespräch 1585 zwischen den reformierten und lutherischen Theologen beiwohnte, zog ein Sohn Andreas Kasimir noch 1635 nach Leiden. Stanislaus Gniewosz, der im Juni 1583 sich einfand, war der Sohn jenes Geschlechtes, das im Sendomirer Lande in Chobrzany und Lunow, im Radomer in Oleskow, im Lubliner in Zdziechow die Reformation eingeführt hat, doch um 1600 z. T. bereits in die alte Kirche zurücktrat.

Am 1. Juli begann in Altdorf das neue Rektoratsjahr. 1583 fiel die Wahl auf den Gräßer Grafensohn Nikolaus Ostrorog, den späteren Kastellan von Belz, der als Ehrenrektor nun an die Spitze der Hochschule trat, während Nikolaus Taurellus als Prorektor die Geschäfte der Akademie leitete. Er konnte aus Posen Konrad Rüd, der noch einmal zur Paläocome kam, in das Studentenalbum eintragen, dazu dessen Bruder Johann, die wohl in ganz jugendlichem Alter schon 1568 in Frankfurt sich hatten inskribieren lassen, ferner Petrus Jaskolecki, der 1568 uns auch schon an der Viadrina begegnet, und Albert Witoslawski, dessen Bruder oder Vetter Johann 1581 nach Wittenberg gezogen war, mit dem Lehrer Johann Amplias aus Scharfenort. Dieser hat seinem Schüler Witoslawski unter dem 27. Januar 1584 eine Rede gewidmet, scheint sonst aber sein Präzeptoramt etwas leicht genommen zu haben, denn im folgenden Oktober mußte dieser Schulden halber Altdorf verlassen. Amplias hat dann dem Grafen Stanislaus Ostrorog, dem Sohne eines Vetters unseres Altdorfers Ehrenrektors als Präzeptor in Heidelberg, Straßburg und Basel gedient, auch den Lissaer Grafensöhnen Raphael und Andreas und anderen jungen Baronen. Nach seinen Wanderjahren trat er in den Dienst der Stadt Thorn und wurde ihr Arzt. Weiter kamen unter dem Rektorate Ostrorogs zu unserer fränkischen Hochschule Petrus Lanski mit

dem Erzieher Zacharias Textor, dem späteren Pfarrer von Bärsdorf bei Bojanowo, den sein Weg auch nach Genf geführt hat, wo er mit Beza im Wortgefecht gestritten.

Im Februar 1584 baten um Aufnahme die Brüder Johann und Petrus Bal von Oczew in Kleinpolen, Albert Mecinski, der Sohn des Wieluner Kastellans Andreas Mecinski, der seinen jüngeren Sohn Christoph 1589 mit Adam Thobolski nach Straßburg schickte, ein Kaspar Albert und Johann Niger. Gehe ich fehl, wenn ich in dem letzteren einen Sohn jenes Georg Negri sehe, den 1548 Franzesco Stancaro mit nach Polen gebracht hatte und der in der Folgezeit Pfarrer der italienischen Fremdengemeinde in Pinczow war, ein entschiedener Antitrinitarier? Von den Brüdern Bal ist Petrus 1587 nach Ingolstadt gegangen, doch schon das Jahr darauf mit der Labischiner Gräfin Latalska, Elisabeth, an den Traualtar getreten, von Thobelski in einem Epithalamium beglückwünscht. Seinen Sohn Samuel hat er 1617 zur Ruperta nach Heidelberg gesandt. Dort finden wir auch andere Glieder dieser Familie, ebenso in Leiden. Noch immatrikulierte Ostrorog seine Landsleute Petrus Kloczewski und Nikolaus Poniatowski — Julian Poniatowski, der Vater der Lissaer Seherin, war 1602 in Heidelberg, Ludwig 1646 in Leiden —, dann war sein Rektoratsjahr um, und er zog in die Heimat. Taurellus hat ihm ein Epigramm, der Dichter Melissus Schede eine Ode gewidmet. Im Gegensatz zu seinem Bruder Johann, der, wie wir schon hörten, zur katholischen Kirche übertrat, blieb er dem Glauben seines Vaters, des Grafen Stanislaus Ostrorog, den 1542 Leipzig gebildet hatte, treu. In Krylow am Bug hat er den evangelischen Gottesdienst gepflegt, eine evangelische Schule unterhalten, auf der Thorner Synode 1595 durch einen Gesandten sich vertreten lassen. Seinen Sohn hat der Belzer Kastellan 1609 auf das Danziger Gymnasium, 1611 auf die Hohe Schule zu Herborn gesandt. Sein Enkel Nikolaus, der letzte Evangelische dieses Geschlechts, ging 1650 nach Leiden.

Ostrorogs Nachfolger im Rektorate der Akademie war der Mathematiker Johann Prätorius. Er, der mit seinem Gönner Dudith im Osten die Verbindung stets aufrechterhalten hatte, konnte aufnehmen im August 1584 Johann Suligostawski, im September Prädislaus Lanckoroński, den Sohn des Radomer Kastellans Christoph Lanckoroński, der 1581 schon nach Wittenberg gegangen war. „Aufugit ex carcere", sagt von ihm die Matrikel. In der Heimat war er der Schutzherr der Kirche in Olesnica an der Weichsel, die sein Bruder Zbigniew, 1589 Student in Frankfurt, später katholisiert hat. Ein Stanislaus Lanckoroński zog 1635 nach Leiden, dorthin 1647 auch ein Kasimir. Weiter schrieb Rektor Prätorius in das Album ein im November Stanislaus Bogusz, den Sohn des Kastellans von Zawichost Johann Bogusz, der selbst 1549 nach Wittenberg gepilgert war, auch seinen Sohn Hieronymus 1599 nach Altdorf, den anderen, Johann, dagegen mit dem Unitarier Petrus Schomann 1601 nach der Neckarstadt geschickt hat. „Ist nach mancherlei Händeln Juni 1602 fortgezogen und soll sich in Ingolstadt aufhalten", sagen die Universitätsakten von unserem Hieronymus Bogusz. Auch der Begleiter des Stanislaus Bogusz, Petrus Kassowski, hat an unserer Hochschule kein rühmliches Andenken hinterlassen, 1589 wurde über seine Schulden geklagt. Der Theologe Edo Hildericus, der am 1. Juli 1585 sein Rektorat antrat, konnte aus dem Osten nur aufnehmen Johann Rosrażewski, Johann Boriszowski, Hieronymus Chrasłowski und Daniel Domaradski. Dieser war vielleicht ein Sohn des Balthasar Domaradski, den die Xionser Synode 1560 zum Senior des Kreises Sanoc gewählt hatte. Die Familie, die das Gotteshaus in Lutcza einem evangelischen Prädikanten übergeben hatte, hat früh sich der Reformation angeschlossen, schon 1556 auch einen Sohn Matthias gen Wittenberg und Frankfurt gesandt, 1615 einen Sohn nach Frankfurt und Herborn, Samuel, der 1617 seinem Vater Johann und seinem Onkel Peter Bal von Hoczew eine Disputation zugeschrieben hat. Nach Leiden ging 1632 wieder auch ein Daniel Domaradski.

Auch im Jahre 1586 war der Zuzug aus dem Osten nur schwach. Neben dem Krakauer Friedrich Guttheter, der 1592 über Basel nach Marburg weiterzog, stellten sich nur ein die Brüder Christoph und Stanislaus Bu-

żeński, doch wohl Enkel des bekannten Schatzmeisters und Kastellans von Sieradz, Hieronymus Bużeński, in dessen Hause in den fünfziger Jahren des Jahrhunderts der Unitarier Georg Schomann als Erzieher tätig gewesen und dem der Züricher Simler sein Buch „de aeterno dei filio" gewidmet hat. und ein Nikolaus Strzala, ein Sohn des Zatorer Richters und Krakauer Burggrafen Peter Strzala, der seinen älteren Sohn, der auch den Vornamen Peter führte, 1580 noch zur Lutherstadt gesandt hat. Auch 1587 und 1588 war der Zuzug aus Polen unbedeutend. Ich kann nur nennen den schon erwähnten Boriwoj Ciecierski aus der Familie der Erbherren auf Mordy in Podlasien, den Petrus Codicius, schon seit fünf Jahren in Altdorf, beaufsichtigte, Martin Malachowski, der von Ingolstadt kam, Samuel Dunin Wolski, Johann Potworowski, dessen Sohn wir 1622 in Frankfurt, 1624 in Leiden sehen, und Simon Lanski. Der Tod des Königs Stephan, der Kampf um die Krone, die unsicheren Verhältnisse haben wohl die Auslandsreisen unterbunden. Erst im April 1589 erschien wieder Christoph Przyjemski, dem im Oktober 1590 Wladislaus Przyjemski und Christoph Chelmski folgten. Wladislaus Przyjemski hatte schon in Frankfurt und Heidelberg seit 1586 studiert, an beiden Universitäten mit seinem Bruder Albert. Er wurde später Kastellan von Schrimm und hat die Lissaer Gräfin Katharina heimgeführt. Er blieb evangelisch dank der Erziehung, die ihm sein Lehrer Daniel Mikolajewski, der spätere Senior in Radziejow, gegeben, der auch seine Studien an der märkischen und pfälzischen Hochschule überwacht hat. Sein Begleiter Christoph Chelmski, der mit ihm von Heidelberg kam, seit 1585 auch schon in Freiburg studiert hatte, ging 1592 noch nach Padua.

Auch 1591 traten nur zwei Polen vor den Rektor, die Krakauer Hieronymus und Michael Wachsmann, von denen der letztere die studentische Freiheit zu nächtlichen Tumulten mißbrauchte. Für das Jahr 1592 möchte ich den Thorner Matthias Nizolius nicht übergehen. Er hat 1588 schon in Leipzig studiert und ist 1594 nach Tübingen gegangen. Er wurde der Rektor des bekannten Gymnasiums seiner Vaterstadt, das auch aus Polen so viele Schüler anlockte, starb aber schon 1608. Am 26. Juli des Jahres 1592 bat mit sechs Begleitern um Aufnahme in die Akademie der Sohn des Lubliner Kastellans Stanislaus Slupecki, der einst 1545/46 in Wittenberg und Leipzig studiert hat, Felix, der spätere Schutzherr des evangelischen Gotteshauses in Kliczkow im Lubliner Lande. Er kam von Heidelberg, wo er schon seit 1586 studiert hatte. Trat er auch später zur römischen Kirche über, seine Söhne zogen noch nach evangelischen Hochschulen, 1623 nach Frankfurt, 1626 nach Leiden. Von den Landsleuten, die ihn nach Altdorf begleiteten, nenne ich Christoph Fronskiewicz, aus dem Geschlechte, das in Niesutycze und Kościeniew (Nowogrodek) den evangelischen Gottesdienst schirmte, Nikolaus Goluchowski, dessen Neffen 1614 zur Paläocome kamen, und den Sohn des Belzer Landrichters Kasimir Jahodinski, Lorenz. Wegen seiner Schulden wurde er 1594 in Arrest gesetzt. Zwei seines Geschlechts werden uns noch unten unter dem Jahre 1613 begegnen. Um Aufnahme ersuchte am 23. Oktober Johann Wylam von Kalisani, der 1590 Wittenberg zugewandert war und in den nächsten Jahren wegen seiner Schulden und seines wüsten Treibens relegiert werden sollte. In Radostow haben die Wylam den unitarischen Bürgern Rakows nach dem Verluste ihres Gotteshauses eine neue Andachtsstätte geschaffen, und ein Sohn dieses Zweiges, Christoph, ist 1641 nach Leiden gezogen.

Im Jahre 1593 meldete sich wieder nur ein Pole, Alexander Rayski, doch im folgenden bereits wieder vier, Adam Korsak, dem sein Bruder Daniel drei Jahre später folgte, Nikolaus Warenski, Matthias Nininski und Johann Uhrowiecki, der das Jahr zuvor mit seinem Bruder schon in Ingolstadt studiert hatte. Er war der Sohn des Kastellans von Chelm Nikolaus Uhrowiecki, der in Uhrusk am Bug dem Evangelium eine Stätte geschaffen, das er 1552 in Wittenberg, dann auch in Basel im Hause des Humanisten Curione lieben gelernt hatte. An ihn wandte sich die Universität Ingolstadt 1596 mit der Bitte, für die Schulden seines Sohnes Andreas aufzukommen. Auch unser Altdorfer Student zog sich Haft zu, weil er seinen stark verschuldeten

Bruder aus Ingolstadt entführt hatte. 1595 waren es schon wieder zehn Polen, die vor den Rektor traten. Ihre Reihe eröffnete am 12. Januar der Sohn des 1585 verstorbenen Kastellans von Luck und Wojewoden von Braclaw Fürsten Andreas Wiśniowiecki, Georg. Sein Famulus war Alexander Ritinski, sein Präzeptor der Brieger David Hoffmann, der 1592 in Leipzig und Frankfurt, 1593 in Wittenberg studiert hatte. In der Heimat stieg unser Fürst, aus dessen Familie Adam und Nikolaus 1599 zu Provisoren oder Patronen der Kirche gewählt wurden, natürlich zu hohen Ehren empor, er wurde Erzschenk und Kastellan von Krakau. Sein Bruder Christoph ging 1623 als Gesandter nach Konstantinopel. Alexander Michael und Georg Sebastian Wiśniowiecki, Vettern des Königs Michael, haben 1633 ff. in Leiden studiert. Am 19. Januar 1595 begehrten weiter vier Polen vom Rektor Petrus Wesenbeck ihre Aufnahme, die Brüder Petrus und Paulus Suchodolski, ihr Inspektor Stanislaus Jurkiwiecki und Johann Czaplic, der von Ingolstadt kam und von dem die Matrikel bemerkt: „Hic nebulo Pragae ob furtum commissum decollatus est". Beide Suchodolski, Peter, der Chelmer Bannerträger — ein Petrus Suchodolski 1634 auch in Leiden —, und Paul, der Chelmer Mundschenk, waren Unitarier. Zu diesen bekannte sich auch ihr Präzeptor, der unter dem Vorsitz des Taurellus im April 1596 Thesen „de ortu animae" verteidigte und als Dank für empfangene Wohltaten dem Chelmer Kämmerer und Surazer Hauptmann Paul Orzechowski († 1612) widmete. 1597 zog er mit zwei Brüdern Wojdowski nach Leiden. Seinen Sohn sehen wir 1631 unter den Alumnen der unitarischen Kirche in Rakow. Am 31. Mai 1595 inskribierte der Rektor den Alexander Pelka aus dem Sendomirer Lande, der 1594 in Leipzig studiert hatte. Von dort war zur fränkischen Akademie auch Georg Romanowski gekommen, ebenso Johann Ramult von Solec. Von Heidelberg, wo er seit 1593 den Studien obgelegen, zog heran Johann Glinski. Es ist der spätere treue kleinpolnische Senior, dem Daniel Clementius seine wider die Unitarier gerichtete Antilogie gewidmet hat.

1596 waren es wieder nur drei Polen, die der Ruf der Paläocome lockte, Martin Werestinski, Johann Orzelski, der erst nach verschiedenen Aufforderungen die Immatrikulation nachsuchte und 1597 nach Basel ging, wohl ein Sohn oder Neffe des Hauptmanns von Radziejewo, des Redners und Historikers Swientoslaus Orzelski, der das Jahr zuvor die Thorner Synode geleitet und einst mit seinen Brüdern in Frankfurt und Wittenberg studiert hatte. Der Swientoslaus Orzelski, den wir 1593 in Leipzig sehen, mag sein Bruder oder Vetter gewesen sein. Der Litauer Balthasar Krosniewicki erschien am 29. September aus Heidelberg. Erst im Juli hatte er die Ruperta bezogen, doch die Pest, die seinen Freund und Landsmann Bartholomäus Paschasius in der Neckarstadt dahinraffte, ließ ihn fluchtartig die pfälzische Hochschule verlassen. Am 23. März 1597 disputierte er an der Paläocome, 1599 ging er nach Heidelberg zurück, 1600 zog er weiter nach Basel. In der Heimat hat er zwei Jahre die Schule zu Krylow am Bug, die der Altdorfer Ehrenrektor Nikolaus Ostrorog errichtet hatte, geleitet, dann ein Pfarramt in Litauen bekleidet. 1611 hätte er in Wilna fast den Märtyrertod erlitten. Aus Heidelberg folgte ihm, gleichfalls von der Pest vertrieben, Daniel Korsak, dem er zwei Monate später die Thesen seiner Disputation widmete, und der wieder im April seinen Bruder David nach sich zog. Noch im Januar bat um Inskription Adam Goslawski, der hervorragende unitarische Schriftsteller, der 1607 gegen den Danziger Keckermann, 1620 gegen den Wittenberger Jakob Martini die Feder gespitzt hat, von der unitarischen Kirche 1638 auf der Synode zu Kisielin zu einem ihrer sieben Direktoren oder Kuratoren gewählt. Diokles wurde er von seinen Studienfreunden an der Hochschule genannt in Gräzisierung seines Namens Goslaw (Gotslob). Zu den Unitariern gehörte auch Martin Czaplic, der mit ihm um Aufnahme bat und den der schon erwähnte Krosniewicki beaufsichtigte, der Sohn des Lucker Richters Friedrich Czaplic, der später seinen Glaubensgenossen in Beresko und Berestecko in der Ukraine ein Schirmherr war, Vater und Onkel der beiden Alexander Czaplic, die 1633 bzw. 1638 Leiden aufsuchten. Er zog, nachdem er 1597 an der Akademie

disputiert hatte, 1598 unter der Leitung des Petrus Sowiński-Amplias nach Basel. Die Brüder Johann und Paul Komorowski, wohl Söhne des Stanislaus Komorowski, der 1572 in Leipzig studiert hat, haben Beziehungen zum Brester Wojewoden, dem Grafen Raphael von Lissa, gehabt. Der ältere widmete ihm 1598 einige Thesen, erhielt hinwieder, mit seinem Bruder schon 1597 zugeschrieben einige Disputationssätze von Martin Thomas Pisecius, dem Schlesier, der 1590 schon in Wittenberg, 1594 in Heidelberg, seit dem Juli 1596 in unserem Altdorf studiert hat, 1607 in Rakow an den theologischen Übungen in Schmalz' Hause teilnahm, das Jahr darauf dem Herrn dieser Stadt ein Buch widmete. Auch von den Brüdern Nikolaus und Jakob Ossoliński, den Enkeln des Führers der Szlachta, Hieronymus Ossoliński, des Kastellans von Sendomir, hat der ältere, der auch in Leipzig und Heidelberg studiert hat, in Altdorf disputiert und die Thesen dem Kanzler Johann Zamojski gewidmet. Er blieb dem evangelischen Glauben treu, als die meisten seines Geschlechts ihn schon wieder von sich geworfen hatten. In seinem Quartier in Krakau schuf er während des Krönungsreichstages 1633 den Evangelischen der Hauptstadt wieder einmal die Möglichkeit, einen Prediger zu hören. Der Lehrer der beiden Ossoliński war wie in Heidelberg Stanislaus Golemiowski. Auch Johann Zawadski unterstand ihm wohl.

1597 begegnen uns unter den Altdorfer Studenten der Litauer Johann Marcovitius, der im Mai des folgenden Jahres die Ruperta bezog, der Sohn des Kastellans von Witebsk Johann Zienowicz, Nikolaus, der 1600 nach Basel ging, um zu den Füßen des Grynäus und Polanus weiter zu studieren, trotzdem aber später das Gotteshaus in Smorgon hinter Wilna katholisierte, und Johann Niemsta Kula mit seinem Präzeptor Abraham Wysocki, vordem Lehrer in Wilna, der später 1609 den jungen Grafen Ostrorog in Danzig, 1611 in Herborn beaufsichtigte, hier sich eng an den Polyhistor Alstedt, den Lehrer des Comenius, anschloß und von ihm eine kleine Schrift wider Giordano Bruno zugeeignet erhielt. War sein Schüler in Altdorf ein Sohn des Warschauer Hauptmanns Georg Niemsta, der einst 1559 nach Wittenberg, 1562 nach Basel, 1564 nach Zürich gepilgert war, dann seinen Glaubensgenossen in der Hauptstadt Masowiens vergebens eine Kirche zu bauen gesucht, seinen Sohn Nikolaus 1592 nach Leipzig, 1594 nach Heidelberg gesandt hat? Einen Samuel Niemsta sehen wir 1610 in Basel. Wie Zienowicz kam aus Litauen noch Jaroslaus Drucki Sokolinski, der spätere Schutzherr der Gemeinde in Sokolin (Weißrußland). Er war der Sohn des Fürsten Georg Sokolinski, des Kämmerers von Witebsk, und hatte 1596 schon die Universität Leiden bezogen. Am 29. August 1599 inskribierte der Rektor Taurellus Albrecht Wallenstein, neben Leibnitz den bekanntesten und bedeutendsten der nahezu 20000 Altdorfer Studenten. In die Händel, die er verursachte und die ihn Februar 1600 die Akademie verlassen ließen, war unser litauischer Fürstensohn mit verflochten.

Verschiedene Brüderpaare aus dem Osten meldeten sich 1598, am 3. April Andreas und Hieronymus Przecławaski, am 17. Mai Stephan und Johann Statorius, deren Vater, der Lusławicer und Rakauer Pfarrer, schon 1582 die fränkische Hochschule aufgesucht hat, von denen der jüngere, 1597 schon in Frankfurt, der Nachfolger seines Vaters in Rakow wurde und hier den Raub der Kirche und Zerstörung der Schule erlebte und nach Holland flüchtete. Hieronymus Przecławaski hat sich am 8. Juni 1601 noch einmal einschreiben lassen; 1636 legte er mit Nikolaus Ossolinski, Andreas Rey, Stanislaus Zielenski u. a. beim Burggericht in Sandec einen Protest gegen die Verletzung der Rechte seiner Kirche ein. Am 24. August traten weiter ein: Stanislaus, Andreas und Johann Rey, Enkel des polnischen Hutten, die 1600 nach Leiden weiterzogen, und von denen Andreas, der spätere Erbherr von Schocken, Hauptmann von Libau, Gesandter nach Holland und England, Vertreter der Evangelischen auf dem Warschauer Reichstage 1632, in der Geschichte seines Vaterlandes wie in der Geschichte seiner Kirche sich einen Namen gemacht hat. Er hat, nachdem er in Leiden studiert, noch zu den Füßen Keckermanns in Danzig gesessen und dessen Rhetorik herausgegeben. Ein Martin Rey, der 1608 Leipzig aufsuchte, der Besitzer von

Naglowice und mannhafte Vertreter der evangelischen Interessen auf dem Krakauer Krönungsreichstage 1633, kam 1609 auch zu unserer fränkischen Akademie. Ihm widmet noch 1615, da er schon fünf Jahre die Akademie verlassen hatte, Professor Kaspar Hofmann, des Taurellus Nachfolger, eine Disputation. Wahrscheinlich hatte Rey bei ihm gewohnt. Sein Präzeptor Adam Plancus aus Eger stand in Verbindung mit Gittich, von dem wir bald Näheres hören werden. Sonst sehen wir in Altdorf 1598 neben den drei Brüderpaaren noch Georg Krzecicki und Johann Kreznicius. Im folgenden Jahre traten zu ihnen der schon erwähnte Sohn des Zawichoster Kastellans Johann Bogusz, Hieronymus, Paul Palcłowski von Presnik, Matthias Zakrzewski aus bekanntem kujawischen Geschlecht, Christoph Sokolinski, wohl ein Bruder des oben genannten Jaroslaus Drucki Sokolinski, und die beiden Stipendiaten des Grafen Andreas von Lissa, Johann Musonius und Jakob Wolfagius, zwei Söhne der böhmischen Brüderunität im Posener Lande. Sie haben nach ihrem Studium in Altdorf und Basel, wohin sie Februar 1601 zogen, auch ihrer Mutterkirche gedient, Musonius als Rektor in Lissa und Pastor in Kozminek und Marszewo bei Pleschen († 1618), Wolfagius als Pastor in Waschke und Lissa († 1634).

Stanislaus Zielinski, der im Mai den Anzug der Studenten aus dem Osten für das Jahr 1600 eröffnete, der spätere hochverdiente kleinpolnische Senior und Schutzherr des Evangeliums in Lucjanowice, östlich von Krakau, kam nach jahrelanger Studienfahrt zu unserer Hochschule. 1589 hatte er sich schon in Leipzig einschreiben lassen, 1593 in Heidelberg, 1595 in Freiburg, 1598 in Neapel, in Padua auch zu des Philologen Anton Ricobonus Füßen gesessen. Er blieb in Altdorf nur vier Wochen, dann ging er nach seinem lieben Heidelberg. Überall hat er sich um die Freundschaft der Gelehrten bemüht, einer, Christoph Koler, folgte ihm für einige Zeit nach seinem Rittersitze Lucjanowice. In Altdorf hat er wohl den Juristen Konrad Rittershausen aufgesucht. Wie aus seiner Familie ein Sohn 1539 schon nach der Lutherstadt zum Studium gezogen ist, so wanderten im 17. Jahrhundert auch Söhne von ihr nach Holland, um die dortigen gelehrten Schulen zu besuchen, in die Wissenschaften sich einführen zu lassen und Lebensweisheit zu lernen. Mit unserem Zielinski trat vor den Rektor sein Landsmann Jakob Ciechanowski, im August Christoph Landkoroński, der bald nach Dillingen weiterging, mit Johann Gregor Piotrowski und im Oktober mit Nikolaus Rzeczycki — ein Student dieses Namens auch in Leiden 1630 —, Daniel Dudith, ein Sohn des ehemaligen Bischofs, dann kaiserlichen Gesandten in Polen, auch Erbherrn von Schmiegel, der Arianerstadt, Andreas Dudith, aus seiner zweiten Ehe mit Elisabeth Zborowska († 1601), der Tochter des Krakauer Wojewoden Martin Zborowski. In der Heimat war der Gothaer Valentin Schmalz, bald die Leuchte und der geistige Führer der polnischen Brüder, 1593 ff. sein Lehrer gewesen. Während sein Stiefbruder Andreas, der mit Polykarp Leyser Briefe gewechselt, 1586 zur Lutherstadt gepilgert war, ging er unter dem Einfluß seines zweiten Lehrers, des Lucławicer Pastors Peter Statorius, zu dem er nach Schmalz' Berufung nach Lublin gekommen war, 1599, nach Altdorf. Hierher folgte ihm im August 1601 auch sein jüngster Bruder Hieronymus. Nikolaus Taurellus widmete ihm ein Sinngedicht. Hieronymus Dudith starb schon 1612 und hinterließ, obwohl sein Vater einst eine so glänzende Stellung eingenommen, über so große Mittel verfügt hatte, seine junge Witwe in so bedrängten Verhältnissen, daß die Rakauer Synode 1616 eine Kollekte für sie veranstaltete. Auch ein Labenski, dessen Namen die Matrikel nicht bietet und dessen Vornamen wir nicht kennen, hat 1600/01 in Altdorf gelebt. Haben wir an den Wilnaer Pastor und Senior Balthasar Labenski († 1645) zu denken?

Die polnischen Studenten des Jahres 1601 Nikolaus Malynski, Andreas Wielowieski, die Brüder Prokopius und Petrus Pieniążek, Matthias Suchorabski — Matthias Suchorabski 1600 auch in Leipzig — hatten besondere Beziehungen zu Taurellus. Ihnen allen widmete der geistreiche Professor Sinngedichte, die ganze Sammlung derselben den Brüdern Pieniążek. Er hatte sie ihrem Vater, dem Bannerträger des Przemysler Landes, Johann

Pieniążek, zueignen wollen, da kam die Kunde von seinem Tode, und er konnte die beabsichtigte Aufmerksamkeit nun nur seinen Söhnen erweisen. Deren Vater, der Erbherr von Kruslowa, hatte mit seinem Bruder Stanislaus 1559/60 in Basel studiert, nur sein unerwarteter Tod hat wohl seine Söhne gehindert, auch diese Hochschule aufzusuchen, zu der eben 1601 Musonius und Wolfagius hinstrebten. Noch bemerke ich, daß die Pieniążek in Gorlice bei Biecz und Grybów bei Sandec dem Evangelium eine Tür aufgetan, zwei Söhne, Johann und Petrus, auch 1563 bzw. 1569 nach Leipzig geschickt haben. Die Wielowieiski waren Patrone der Kirche in Wielkanoc bei Xions, die durch die Jahrhunderte hindurch evangelisch blieb. Aus der Familie ihrer Schutzherren hat ein Peter Wielowieiski mit Andreas Calagius, dem Jüngeren, 1602 die Viadrina aufgesucht. Der Hauslehrer der Pieniążek, Jeremias Dambrowski, ein Krakauer, hat 1594 schon in Heidelberg studiert. Nach der Altdorfer Matrikel wäre Przemysl seine Vaterstadt gewesen. Jedenfalls stammte von dort der Famulus, der den kleinpolnischen Edelsöhnen diente, Stanislaus Kara.

1602 zog direkt aus dem Osten heran Johann Czaplic mit seinem Lehrer Johann Grzegorzewski, dagegen aus Basel die drei Brüder Johann, Zbygniew, Adam Lipski von Gorai, während der älteste, der 1598 mit nach der Schweiz gezogen war, Stanislaus, nach der Heimat zurückgegangen zu sein scheint. Ihr Präzeptor in Basel und Altdorf war der Krakauer Vincenz Liszkowicz, der 1592 mit seinem Bruder Jakob schon das calvinische Zion am Neckar aufgesucht hatte, ein Freund des Professors Ph. Scherbius, später Arzt und Konfessor in seiner Vaterstadt Krakau, wo er 1617 unter den Händen der Jesuitenschüler fast sein Leben gelassen hätte. Seinen Sohn schickte er 1615 zur Paläocome. Ein Lukas Kubaratius diente ihm und seinen jungen Baronen als Famulus. Die Söhne der Stadt Thorn, die unsere Universität besuchten, übergehe ich sonst, aber an Stanislaus Artomius, der am 6. Dezember 1602 sich meldete, freilich schon im folgenden Jahre nach Leipzig pilgerte, möchte ich nicht vorübereilen. Ist er doch der Sohn des Thorner Pastors und Gesangbuchbearbeiters Peter Artomius, der, in Wittenberg 1577 mit seinem Bruder Simon gebildet, drei Jahre unter vielen Verfolgungen den Evangelischen in Warschau als Pastor gedient, dann das Pfarramt in Krylow am Bug bekleidet hat, bis er 1586 einen Ruf nach Thorn erhielt. Die enge Verbindung, in der er zu Nikolaus Ostrorog, dem Ehrenrektor unserer Hochschule, seinem Jugendfreunde und Gespielen der Kindheit, stand, hat ihn wohl bestimmt, seinen Sohn Stanislaus nach Altdorf zu senden. Hierher kam 1617 auch sein anderer Sohn Christian, der Arzt, der 1617 seine Studien in Basel mit Samuel Makowski, dem Lobsenser Pastorsohn und Lubliner Konfessor, fortsetzte.

Nur vier Polen ließen sich 1603 immatrikulieren: Johann Marcinciewicz, Thomas Pelca aus Posen, der 1599 schon Frankfurt aufgesucht hatte, Martin Sadowski und Christoph Przecławski, der Sohn eines königlichen Sekretärs, wie die Matrikel bemerkt, wohl des Konrad Przecławski, des Gesandten an Heinrich von Anjou, dem der Straßburger Johann Sturm 1573 das Büchlein: „Unterricht der hochdeutschen Sprache" gewidmet hatte. Der Präzeptor des letzteren war der Krakauer Michael Wachsmann, Altdorfer Student seit 1591. 1604 waren es wieder sieben, die um Aufnahme ersuchten: Roman Hojski, der spätere Kijewer Kastellan und Unitarier, Stephan Niemirycz von Czerniechow, der spätere Kijewer Kämmerer, gleichfalls unitarischen Bekenntnisses, die beide schon 1605, weil Niemirycz relegiert wurde, mit Johann Grzegorzewski, dem Lehrer des Czaplic, nach Basel gingen, Stanislaus Krupka, Johann Glinski und die drei Unitarier Samuel Nieciecius sowie die Brüder Christoph und Petrus Statorius. Nieciecius wurde einige Jahre später Rektor in Rakow, dem sarmatischen Athen. 1610 berief ihn sein Altdorfer Studienfreund Hojski als Pastor nach seinem Erbgute Hoszcza in Wolhynien, wo er indessen schon 1613 verstarb. Im Auftrage der Rakauer Synode 1611 hatte er gegen den Heidelberger Professor Pareus die Feder gespitzt. Doch konnte er diese Arbeit nicht abschließen. Der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Friedrich Nietzsche hat gemeint, von Polen

abzustammen, mit dem polnischen Blut in seinen Adern gelegentlich kokettiert, auch seine Lehre vom Übermenschen und Herrentum auf seiner Väter Szlachtschitzenmoral einmal zurückgeführt. Sollte seine Familienüberlieferung zu Recht bestehen, ich wüßte kein Geschlecht unter den Dissidenten Polens, dessen Namen ähnlicher dem seinen klänge, als das des eben genannten Rakauer Rektors und Hoszczaer Pfarrers. Von den Söhnen des Rakauer Pfarrers Statorius wurde Christoph 1608 Pastor in Łachowce in Wolhynien, wo die Sienuta Erbherren waren, 1612 in Krzemieniec, Peter wurde 1610 von seinem Altdorfer Studienfreund Niemirycz nach Czerniechow berufen, ging aber noch 1649 nach Babin in Wolhynien.

Im Jahre 1606 starb Taurellus, der bedeutendste Lehrer der Akademie, aber schon hatte diese eine andere tüchtige Lehrkraft gewonnen, den Philosophen und Mediziner Ernst Soner, der gerade für die Unitarier Polens und Siebenbürgens von großer Anziehungskraft war, weil er sich 1597 in Leiden von dem unitarischen Wanderapostel Wojdowski hatte gewinnen lassen und nun wenigstens im geheimen den polnischen Brüdern zugetan war. Schon 1604 waren wohl die unitarischen Studenten des Ostens mit Rücksicht auf ihn zur Paläocome gekommen. In Heidelberg hatte im November 1600 ein Nikolaus Potocki mit seinem Bruder Johann sich einschreiben lassen. Er war dann im folgenden Jahre nach Basel gezogen, wohin noch ein anderer Nikolaus Potocki 1602 mit seinem Bruder Stanislaus kam. Dies letztere Brüderpaar ließ sich am 2. Juni 1606 in Leiden einschreiben. In welchen Beziehungen stand zu den Genannten der Nikolaus Potocki, der im März 1606 nach unserem Altdorf kam? Ihm folgten gegen Ende dieses Monats die Brüder Alexander und Samuel Bogdanowicz Ogiński mit ihrem Lehrer Eustachius Iwanowicz Zialowski. Sie hatten seit dem Juni 1600 schon in Königsberg studiert, gingen auch bereits im Oktober weiter nach Ingolstadt. Als Zialowski von Altdorf schied, übergab er seinem Freunde Johann Vogel, dem Rektor der Sebalder Schule in Nürnberg, seine „Brevis delineatio ecclesiae orientalis Graecae" handschriftlich. Vogels Schwiegersohn, der Diakonus an der Lorenzkirche in Nürnberg, Gundling, veröffentlichte sie 1681. Im Jahre 1607 verzeichnet das Studentenalbum den Krakauer Erasmus Schilling, den Posener Johann Bartholomäi, dazu am 19. August Albert Sredzinski und Christoph Kielczowski, die beide schon Frankfurt aufgesucht hatten, ferner Christoph Pawlowski, Stephan Wojnarowski und Michael Gittich, die auch von Frankfurt kamen, dort bereits seit dem Oktober 1605 ihre Studien gepflegt hatten. Wojnarowski ist der Kijewer Jäger, der den Unitariern in Szersznie im Kijewer Lande ein Schutzherr war, bei dem sich auch Johann Statorius 1641 verborgen hielt, als er, der geächtete und gefemte Rakauer Pastor, voll Sehnsucht nach der Heimat aus Holland wieder nach Polen kam. Noch interessanter als der Edelmann Wojnarowski ist aber der Theologe Michael Gittich, der Sohn eines vor der Inquisition aus Venedig nach Polen geflüchteten deutschen Arztes, der spätere Pfarrer in Nowogrodek, einer unter den vielen Hochbegabten, die die polnischen Brüder für sich gewonnen hatten. Bis Anfang 1610 blieb er in Altdorf, doch ist er vorübergehend nach Ingolstadt gezogen, um dort für seine religiösen Gedanken Propaganda zu machen. Neben anderen hat er den Nürnberger Nikolaus Dümler, seit dem 30. Juni 1608 in Altdorf, für seinen Glauben gewonnen. Dieser wanderte nach Rakow und wurde hier 1618 zum Seelsorger der Meseritz-Bobelwitzer sozinianischen Gemeinde ordiniert. Über Stanislaus Gajowski, der im September 1608 erschien, weiß ich nichts näheres zu sagen, aber Adam Sieninski, der mit seinem Lehrer Puto Zaborowski und dem Diener Mcislaus Pagowski aus Rokszyce einen Monat nach ihm heranzog, wieder ein Unitarier, war der Sohn des Jakob Sieninski, der 1584 in Heidelberg, dann auch in Basel studiert hat, des Besitzers von Rakow, der sein kleines Städtchen zum sarmatischen Athen, zum arianischen Rom, zum Zentrum der polnischen Brüder erhoben, 1638 aber, siebzigjährig, noch seinen Ruin erlebt hat. Wußte man in Altdorf nichts von dem religiösen Bekenntnis Sieninskis? Die Professoren wählten ihn im Sommer 1609 zum Ehrenrektor der Akademie, der zweite

Pole, der dies höchste Amt an der Hochschule innegehabt hat. Noch bevor er am 1. Juli das Universitätsszepter erhielt, ließ sich am 30. März der schon unter dem Jahre 1598 erwähnte Martin Rey mit Christoph Wisnewski und Petrus Stancarus einschreiben. Letzterer war ein Enkel des 1549 in Polen eingewanderten Francesco Stancaro, des berüchtigten Zänkers, der die polnische Reformation so verhängnisvoll beeinflußt hat, ein Sohn des Franciskus Stancar, der das Pfarramt in Suloszowa, nordwestlich von Krakau, und dann in Oksza, dem Erbsitze der Rey im Checiner Kreise, bekleidet, diesen Kreis 1595 auch auf der Thorner Generalsynode vertreten hat. Der Okszaer Pfarrerssohn hatte den Okszaer Erbherrnsohn 1608 schon nach Leipzig begleitet. Seinem Vater und dessen Bruder Johann hat er in Altdorf seine Disputation vom 28. Februar 1610 gewidmet, der der Professor Michael Piccart einige Verse beigegeben hat. Eine andere Disputation hat er seinem Schüler Rey zugeeignet. Er wurde später königlicher Sekretär und Notar des Kreises Horodlo, diente dem Grafen Raphael von Lissa, suchte auch Verbindung mit dem Kurfürsten von Brandenburg.

Noch während seines Rektorats verließ am 13. März 1610 Sieninski, von der Hochschule mit einem vergoldeten Degen beschenkt, Altdorf. In Heidelberg, wo er im August 1611 eingeschrieben wurde, erließ man ihm den Eid auf die Statuten wegen seiner Jugend. Wie jung muß also der Altdorfer Ehrenrektor gewesen sein! Einen Monat nach seinem Abzuge meldeten sich zur Aufnahme Hieronymus Zychlinski, der 1607 schon in Herborn, 1608 in Marburg studiert, hier auch seinem Onkel Christoph Przima Thesen gewidmet hat, im Oktober des Jahres auch schon nach Ingolstadt weiterging, die Brüder Felician und Raphael Grochowski, denen zwei Monate später Christoph Grochowski folgte, seit 1606 schon in Leipzig. Weiter ließen sich am 16. April 1610 einschreiben Georg Czekanowski und die Brüder Alexander und Georg Naruszewicz, die 1602 schon in Königsberg, 1608 in Heidelberg und Marburg studiert hatten, die Söhne des litauischen Jägers Johann Naruszewicz. Ihre Begleiter auf der Fahrt zu den verschiedenen deutschen Universitäten waren Reinhold Eggerd, der seinem Zögling Alexander später ein Epithalamium gewidmet hat, und Johann Paprocki. Am 21. September 1610 bat um Aufnahme Prokopius Hojski, der 1618 gegen die Tataren fiel, ein Bruder des oben genannten Kijewer Kastellans, und eine Woche später Alexander Kisynek. Als letzter dieses Jahres wurde der Magister Johann Wundergast aus Marburg immatrikuliert. Ich mag an ihm hier nicht vorübergehen, weil er in der Folgezeit in den Dienst des Lissaer Grafen getreten ist, seine älteren Söhne erzogen, sie mit Adam Stancaro 1623 nach Thorn, 1624 nach Frankfurt, 1625 nach Leipzig, dann nach Basel begleitet hat. 1615 wird er als Rektor der Schule in Oksza genannt. Martin Rey scheint ihn also in Altdorf liebgewonnen und mit nach Polen genommen, ihn der Schule des Reyschen Rittersitzes vorgestellt zu haben.

Noch eines anderen Deutschen muß ich hier gedenken, des Holsteiner Martin Ruar, der am 6. Mai 1611, von Rostock kommend, wo er 1608 sich hatte einschreiben lassen, an unserer Hochschule erschien. Von Soner für die polnischen Brüder gewonnen, zog er schon Herbst 1614 mit seinem Freunde Johann Vogel aus Nürnberg und Matthias Rau aus Klausenburg, dem späteren Hauptgegner der judaisierenden Richtung unter den Unitariern Siebenbürgens, im tiefsten Geheim nach der Grenzstadt Meseritz, ließ sich in dem nahegelegenen Bobelwitz von neuem taufen, in die Gemeinschaft der polnischen Brüder aufnehmen und verlebte dann den Winter in Rakow, in ihrem geistigen Zentrum. Sein ganzes Leben hielt er ihnen die Treue, übernahm im Mai 1621 für zwei Jahre auch die Leitung ihres Gymnasiums. Hochbegabt, die Wissenschaften liebend, mit vielen Gelehrten im Briefwechsel stehend, hat er doch die Zugehörigkeit zu den Unitariern des Ostens als das Glück seines Lebens empfunden, die Söhne ihrer Patrone auf Auslandsreisen begleitet, zuletzt, da er aus Danzig weichen mußte, im nahen Straschin auch als Geistlicher gedient. Auch an seinem Bruder Joachim, seit dem 8. Juli 1611 in Altdorf, wollen wir nicht vorübergehen. Er war später Arzt in Berlin, auch den polnischen Brüdern zugetan.

Von den Studenten des Jahres 1611 sind noch zu nennen Martin Lipski und Albert Sczucki und Johann von Melno, der Sohn eines angesehenen Rakauer Bürgers, auch Malinowski genannt, der im August des Jahres sich schon in Heidelberg hat eintragen lassen. Dort, in der Neckarstadt, sehen wir als Famulus der Brüder Firlej 1601 und wiederum 1620 als Ephorus der Brüder Rayski auch seinen Bruder Paul, der Anfang des Jahres 1606 an den theologischen Übungen in Rakow in Schmalz' Hause teilgenommen hat. Für 1612 verzeichnet die Matrikel die beiden Grafensöhne Martin und Gabriel von Würben, nach ihrem Siße Reisen bei Lissa auch Rydzynski genannt. War der Graf Stanislaus von Würben, der 1571 nach Wittenberg gezogen ist, ihr Vater? Am 30. September dieses Jahres schloß vorzeitig seine Augen der heimliche, aber warme Freund der polnischen Brüder, der Professor Ernst Soner. Die Trauerkunde von seinem Heimgange brachte am 12. Dezember nach Raków Johann Krell aus Hellmißheim, seit dem November 1606 Altdorfer Student, dem Polen zur zweiten Heimat wurde, der der unitarischen Kirche in Raków, ihrem Zentrum, als Rektor und Pastor diente, neben dem Gothaer Valentin Schmalz ihr größter Theologe im 17. Jahrhundert. Im Alter von nur 43 Jahren starb er schon 1633.

1613 zähle ich wieder neun neu anziehende Polen. Im Februar traten in die Akademie ein, von Heidelberg kommend, wo sie seit September 1611 studiert hatten, der jugendliche Felix Przyłubski, Johann Rambult und der Präzeptor Paul Dymitrowicz, später Lehrer an der Wilnaer Schule. Dem Vater seines Schülers, Martin Przyłubski, widmet Dymitrowicz, der auch den Fürsten Hołowczyński als Hofmeister diente, eine Rede über die Verbindung der Theologie mit der Philosophie, die er 1614 an der Akademie gehalten. Gegen Ende des Monats folgte ihnen aus der Neckarstadt der Landsmann Lukas Paszkiewicz. Auch in Leipzig und Frankfurt hatte Przyłubski, Sohn des Erbherrn Martin auf Latowice, schon studiert, 1600 in Danzig das Gymnasium besucht. In Altdorf hielt er eine Rede, und Schopper, Professor der Theologie, widmete ihm eine Disputation. Als er noch 1613 in seine Heimat zurückkehrte, richtete der Professor Waldung an ihn die Schrift: „Medicina se ipsum discrucians suamque calamitatem deplorans." Dymitrowicz hat Schopper in der eben erwähnten Disputation, die die antitrinitarische Gesinnung etlicher Studenten enthüllte, opponiert. Im Juni ersuchten um Aufnahme die Brüder Swentoslaus und Andreas Jahodinski mit dem Danziger Bresler. Sie kamen aus Marburg und Herborn, wo sie Piskator gehört hatten. Waren sie wie der Student des Jahres 1592 Söhne des Belzer Landrichters Kaspar Jahodinski? Auf der Rückreise aus Rom erschien am 10. Oktober Christoph Sienuta, ein Sohn des Theodor Sienuta auf Lachowce hinter Krzemieniec. Mit seinem älteren Bruder Abraham hatte er 1603 schon in Heidelberg, 1604 in Leiden studiert, war dann zum Katholizismus übergetreten und nach Rom gegangen, aber gerade hier wieder irre an ihm geworden. Nun kam der 25jährige zu unserer fränkischen Akademie, um wieder rechtes evangelisches Glaubensleben kennen zu lernen. Aber auch das Luthertum konnte ihn nicht fesseln. Zurückgekehrt nach dem Osten, schloß er sich den Unitariern an, zu denen seine Mutter sich schon immer gerechnet hatte. In Szczeniatow in Wolhynien gründete er eine Gemeinde. Der unitarische Theologe Schmalz widmete ihm 1616 seine Streitschrift wider Smiglecki.

Thomas Segetus, seit dem 1. März 1614 auf unserer Akademie, war ein Schotte, doch in Lublin hatte er den sittlichen Ernst der polnischen Brüder schäßen gelernt und war im Juli 1612 nach Rakow gekommen, um über ihre Ordnungen sich noch näher zu unterrichten. Zu den Unitariern rechnete sich nach manchen Schwankungen auch Stanislaus Podlodowski, seit dem 13. März in Altdorf, 1613 schon in Wittenberg, während sein Bruder Paul in demselben Jahre das Rakauer Gymnasium mit dem Thorner vertauschte. Er ist 1618 nach Leiden gezogen, dann nach Paris, wo er dem Remonstranten Daniel Tilenus näher trat, dem Schlesier, dem der Graf von Bouillon eine Professur in Sedan übertragen und der aus einem Gegner des Arminius zu einem seiner eifrigsten Anhänger sich entwickelt hatte. 1624 und 1630 ersuchte die

Rakauer Synode unseren Podlodowski, den Gedanken einer Union mit den Evangelischen literarisch zu vertreten. Mit ihm war von Wittenberg nach Altdorf gekommen Samuel Gajowski, der ein Jahr später nach Herborn zog, und die Brüder Andreas und Abraham Goluchowski. Von diesen ging Andreas 1615/16 nach Herborn, Abraham 1617 nach Marburg, 1618 nach Herborn, 1622 nach Frankfurt, 1623 nach Rostock und Leiden. In Herborn veröffentlichte er eine Schrift, die er seinen Oheimen Christoph und Valentin Goluchowski zugeeignet und der sein Studienfreund an der hessischen Hochschule, Stanislaus Drohojowski, einige Verse beigegeben hat. Söhne des Petrus Goluchowski, des Provisors der Kirchen (1599) und Schutzherrn des Gotteshauses in Alexandrowice bei Krakau, waren die Brüder Samuel und Sigismund Goluchowski, die am 22. September 1614 in Altdorf ankamen. Samuel ging bald nach seiner Rückkehr zur katholischen Kirche über und entweihte das Gotteshaus, darüber sein Vater so treu gewacht, machte es zu einem Tanzsaal und Pferdestall. Die Evangelischen Krakaus, die nach der dritten Zerstörung ihrer Kirche 1591 sich bisher nach Alexandrowice gehalten hatten, mußten hinfort das Gotteshaus in Wielkanoc besuchen. Der andere Bruder, Sigismund, ging 1616 von Altdorf nach Herborn. Schließlich kamen noch im März 1615 die Brüder Andreas und Nikolaus Goluchowski zu unserer Akademie. Seit 1612 hatten sie schon der Leucorea angehört, gingen auch 1615/16 nach Herborn, wo Andreas 1616 seinem Vater Christoph und seinen Oheimen Peter, Nikolaus und Valerian eine kleine Schrift zugeeignet hat. Übrigens sehen wir in Herborn noch einen Christoph Goluchowski, der 1621 durch eine Widmung seinen Oheimen Christoph und Valentin Goluchowski und seinem Bruder Nikolaus seinen Dank abgestattet hat.

Die Studien der Goluchowskischen Söhne verfolgend, sind wir hinweggeeilt über Samuel Przypkowski, Daniel Taszycki und Johann Sczepanowski, die am 22. März 1614 sich inskribieren ließen. Sie waren Unitarier, Przypkowski, der Sohn des 1612 verstorbenen Lusławicer Seniors, der, wie wir oben sahen, 1682 an unserer Universität, 1583 aber auch in Ingolstadt und Tübingen studiert hat. Er wurde einer der führenden Geister seiner Kirche, war ein fleißiger Schriftsteller, eine feste Säule in der Zeit der Verfolgung und Not, die 1660 über seine Kirche hereinbrach. Im Exil in Königsberg hat er 1670 seine müden Augen geschlossen. Sein Studienfreund Taszycki war aus der Familie, die in Lusławice den polnischen Brüdern eine Kirche und Schule geschaffen hatte, ein Sohn des Stanislaus Taszycki, der anfänglich zu Stanislaus Wisnowski und Farnowski gehalten, mit ihnen im Gegensatz zu den anderen Antitrinitariern die Präexistenz Christi vertreten, aber schließlich doch den strengen Unitariern sich angeschlossen hatte. Auf seinem Gute ist Fausto Socino 1604 gestorben. Unser Daniel Taszycki hat als Kind ihn noch gesehen, sein Freund Przypkowski hat das Leben des großen Theologen geschrieben, der einer Kirche seinen Namen gegeben hat. Als Schmalz Socinos Kommentar zum ersten Briefe des Johannis herausgegeben und dem Rate der Stadt Straßburg gewidmet hatte, erhielt unser Daniel Taszycki den Auftrag, ein Exemplar dem Bürgermeister daselbst zu überreichen, und ging deshalb an den Rhein. Noch sind aus dem Jahre 1614 zu nennen der Sohn des 1603 verstorbenen Kastellans von Samogitien Nikolaus Naruszewicz, Stephan, und Johann Kunczewicz. Ein Königsberger Moritz Wegener war ihr Präzeptor.

Die beiden schon genannten Goluchowski Andreas und Nikolaus, die am 11. März 1615 in Altdorf eintrafen, hatten in ihrer Begleitung Vincenz Liszkowicz, der wie sein Vater, der Altdorfer Student von 1602, später als Senior den Evangelischen seiner Vaterstadt Krakau gedient hat, und Nikolaus Lyczko aus Ryglice, der 1616 nach Leiden ging, 1620 durch den Rakauer Erbherrn Sieniński und Adam Gosławski um Schmalz' Tochter Helene sich bewarb. Seinen Bruder Christoph sehen wir im Oktober 1602 an den theologischen Übungen in Rakow teilnehmen. Johann Morolski, am 15. Mai 1615 inskribiert, ging wenig später nach Herborn. Achill Iwan Sawicki und Stephan Drohyczinski studierten wohl nur in Altdorf. War er ein Sohn jenes Johann Drohyczinski, der 1575 nach Basel gepilgert war, ein Bruder

der drei Brüder Samuel, Petrus, Alexander Drohyczinski, die 1623 uns in Leiden begegnen? Dann hat er vielleicht für sie den Präzeptor geworben, der sie nach Holland geführt hat, Christian Koepe. Zwei Monate vor ihm hatte sich dieser Danziger Pastorsohn an unserer Hochschule einschreiben lassen, war dann allerdings 1617 nach Heidelberg gegangen und hatte darauf Johann Zbanski aus Kurow im Lubliner Lande nach Basel geführt, während Abraham Jezierski, der Sohn des Lubliner Seniors, den älteren Bruder Stanislaus Zbanski aus der Neckarstadt zur Heimat zurückbegleitet hat.

Der Zachäus Kastner aus Krakau, der am 10. April 1616 seine Studien anhob, im Januar 1617 nach Heidelberg weiterzog, war später langjähriger Senior in seiner Vaterstadt. Bei der Ältestenwahl, welche die Gemeinde in Lucjanowice am 16. Dezember 1633 vornahm, wurde er an erster Stelle, sein Altdorfer Studien- und Jugendfreund Vincenz Lyszkowicz an letzter Stelle gewählt. Aus dem eben genannten Lucjanowice erschien am 21. Mai Paul Zielinski, der Sohn des oben unter dem Jahre 1600 genannten Stanislaus Zielinski, ein Monat vor ihm der Bruder des eben genannten Samuel Przypkowski, Christoph. Zu ihnen traten am 30. Mai der Rakauer Erbherrnsohn Zbigniew Sieniеński mit den Brüdern Jonas und Georg von Schlichting und Johann Morstyn. Am 21. April hatte Sieniеński seinen 17jährigen Sohn unter der Leitung des 24jährigen, in Danzig gebildeten Jonas von Schlichting zu der Hochschule entsandt, die seinem älteren Sohn Adam vor sieben Jahren die höchste Auszeichnung gewährt, ihn zum Rektor gewählt hatte. Aber war damals schon der ältere Rakauer Herrensohn vor der Zeit weitergezogen, so sollte auch der jüngere bald den Staub Altdorfs von seinen Füßen schütteln. Die geheime unitarische Propaganda unter den Studenten war ruchbar geworden. Am 29. Juni erhielten die unitarischen Studenten die Weisung, die Stadt zu verlassen, wenn sie von ihrem „Schwarm" nicht lassen wollten. Auf Sieniеńskis Vorstellung wurde ihnen eine Frist bis zum 1. November gegeben. Dann aber wanderten sie ab. Sieniеński, die beiden Schlichting, Morstyn, die beiden Przypkowski und Lyczko ließen sich am 30. November in Leiden einschreiben, dazu Christoph Lubieniecki, der erst am 21. Oktober zur fränkischen Hochschule gekommen war, gewiß in Begleitung des Petrus Statorius, des Altdorfer Studenten vom Jahre 1604, und des Johann Lunkwitz, die die Rakauer auf die Kunde von den Vorgängen in Altdorf am 27. September abgesandt hatten, um Vorstellungen zu erheben.

Hiermit könnte ich meine Arbeit schließen. Unitarische Studenten des Ostens waren vor allem nach Altdorf gezogen, jetzt, wo sie von hier verwiesen waren, setzte natürlich keiner von ihnen mehr seinen Fuß in die Stadt. Die, welche im Herbst 1616 zur Auslandsreise sich gerüstet hatten, Cyrill Taszycki, Andreas Pilarowski, beide 1616 auch in Marburg, Alexander Przypkowski, ein Vetter der oben erwähnten Samuel und Christoph Przypkowski, der spätere Radziwillsche Marschall († 1640), und vor allem der Rakauer Rektor Paul Kroker, 1603 mit seinem Bruder Johann und Paul und Stanislaus Orzechowski auch schon in Marburg, zogen nach Basel, dorthin auch im nächsten Jahre Samuel Macowski aus Lobsens, der spätere Arzt und Konfessor in Lublin, der Bruder des Franeker Professors Johann Macowski, der 1604 in Danzig, dann in Heidelberg, Marburg und Herborn studiert hatte. Noch erschienen 1617 die Brüder Georg und Heinrich Gieraltowski aus dem polnischen Schlesien und aus Litauen Lucas und Gabriel Szemeth mit dem Thorner Pastorensohn Christoph Artomius, dessen wir oben schon gedacht haben. Aber sie zogen bald weiter, Artomius nach Basel, die Szemeth nach Tübingen, die Gieraltowski nach Leiden. 1618 und 1619 blieben Polen ganz aus, 1620 meldeten sich zur Aufnahme im Februar Alexander Dorpowski, wohl ein Sohn Albert Dorpowskis, des Provisors der Kirchen 1599, der auch im September nach Tübingen ging, und im September Stephan Bojanowski, vordem in Leipzig und Jena, während seine Brüder Michael und Jaroslaus 1617 nach Thorn gingen, der Gründer von Bojanowo, der hochverdiente weltliche Senior der großpolnischen lutherischen Kirche, ihr Vertreter auf dem Religionsgespräch zu Thorn 1645. Dann stockte wieder aller Zuzug, bis 1623 um Aufnahme baten die beiden Posener

Johann Zwickler, der seit 1618 in Frankfurt, Königsberg und Leipzig studiert hatte, und Kaspar Diering, der 1617 nach Thorn, 1619 nach Leipzig gezogen war. Auch sie verließen nach sieben Monaten unsere Akademie und wanderten im September nach Straßburg. In Liegnitz ließ sich Diering 1625 für Schwersenz ordinieren, starb aber schon 1641, zuletzt geistlicher Senior der großpolnischen Kirche. Noch einmal schien Altdorf für den Osten Anziehungskraft zu gewinnen. Im Januar 1631 ritt durch seine Mauern mit einem stattlichen Gefolge von vierzehn Begleitern der litauische Fürstensohn Janusz Radziwill, der spätere Wilnaer Wojewode und treue Schutzherr seiner Kirche († 1656). Aus Leipzig kam er, wo er 1628 sich hatte einschreiben lassen, 1629 zum Ehrenrektor gewählt war. Im Hause des Professors Ägidius Agricola nahm er Wohnung. Von seinen Begleitern nenne ich nur seinen Hofprediger Reinhold Adami, der uns auch auf dem Thorner Religionsgespräch 1645 begegnet, Georg Volan, aus bekanntem Theologengeschlecht, und Alexander und Nikolaus Przypkowski. Aber ein Mißgeschick machte allen Hoffnungen auf neues Zuströmen von Studenten aus dem Osten ein Ende. Ein Rangstreit, Zurückweisung seiner Ansprüche, verleidete dem litauischen Fürstensohn die Paläocome. Verärgert zog er im März 1631 über Nürnberg nach Leiden, wo er mit den Seinen am 14. April sich einschreiben ließ. Die Tage, da Altdorf eine Bildungsstätte gewesen auch für die polnische Jugend, waren endgültig vorüber.

So studierten nur etwa 50 Jahre Söhne des Ostens an unserer Hochschule, aber immerhin waren es 275 Polen, die an ihr aus dem Born wissenschaftlichen Lebens schöpften. Die Bedeutung, die Wittenberg, Leipzig, Frankfurt, Heidelberg für das geistige und religiöse Leben in Polen gehabt, kann sie nicht beanspruchen, aber beachtenswert bleibt es, welch Strom geistigen Lebens auch von dieser deutschen Bildungsstätte für fünf Jahrzehnte nach Polen geflutet ist, welch tüchtige Männer sie dem Osten geschenkt hat. Die meisten der polnischen Studenten Altdorfs haben ihre Namen der Geschichte ihres Vaterlandes und ihrer Kirche eingedrückt.

II

LITERATURBERICHTE

DIE POLNISCHE KIRCHENGESCHICHTE IM SPIEGEL DER FORSCHUNG DES LETZTEN JAHRZEHNTS

Von

Karl Völker.

Die Wiedererrichtung Polens hat die polnische Geschichtsforschung neu belebt. Die fünf bzw. sechs Universitäten auf dem Boden der 1918 erstandenen Republik und vor allem die polnische Akademie der Wissenschaften in Krakau bilden Brennpunkte des historischen Studiums, das durch den „polnischen historischen Verein" mit seinen zahlreichen Ortsgruppen und seinem Organ „Kwartalnik historyczny" sowie durch den „Verein der Geschichtsfreunde" mit seinen Zeitschriften, dem Warschauer „Przegląd historyczny" und den Posener „Roczniki historyczne", von anderen Veranstaltungen, wie den Veröffentlichungen des Thorner Wissenschaftlichen Vereins, abgesehen, noch besonders gefördert wird. Der gedruckt vorliegende Bericht über den in Posen in der Zeit vom 6. bis 8. Dezember 1925 abgehaltenen Kongreß polnischer Historiker[1]) gewährt einen Einblick in die umfassende Forschungsarbeit der Teilnehmer.

Die Erforschung der Vergangenheit der Kirche in Polen nimmt im Rahmen der historischen Gesamtarbeit einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Es fällt auf, daß die Nicht-Theologen mit geringen Ausnahmen dabei am Steuer sitzen. Mag sein, daß die Beschlüsse, die auf der Zusammenkunft des Bundes theologischer Lehranstalten in Kielce im April 1927 zwecks Heranbildung wissenschaftlich geschulter Kleriker gefaßt wurden, im Laufe der Zeit eine Änderung in dieser Hinsicht herbeiführen werden. Neben den inländischen Beiträgen zur Kirchengeschichte Polens treten die ausländischen, wiewohl sie nicht fehlen, begreiflicherweise in den Hintergrund.

---

[1]) Pamiętnik IV. powszechnego zjazdu historyków polskich w Poznaniu 6—8 grudnia 1925. Tom I. Referaty, Lemberg 1925. Im Verlag des „poln. Geschichtsvereins".

Ein hervorstehender Mangel fällt sofort in die Augen. Auch das letzte Jahrzehnt erhöhten Forschungseifers hat eine zusammenhängende, auf der Höhe der Zeit stehende Darstellung des Gesamtverlaufs der kirchengeschichtlichen Entwicklung Polens nicht gebracht, wiewohl, wie Wladyslaw Abraham, einer der besten Kenner auf diesem Gebiete, feststellt, die Vorarbeiten hierfür, wenigstens für das XIII. und XIV. Jahrhundert, vorhanden seien[2]. Kamil Kantak hat seine auf mehrere Bände veranschlagte „Geschichte der polnischen Kirche"[3] über das Mittelalter nicht hinausgeführt. Die ungünstige Aufnahme, die diese Arbeit infolge völlig unzureichender Durchdringung des Stoffes trotz einzelner richtiger Beobachtungen gefunden hat, hat dieses Unternehmen wohl zum Stillstand gebracht. Infolgedessen kommt in Anbetracht der engen Beziehungen, die in Polen zwischen dem kirchlichen und außerkirchlichen Leben stets bestanden, den zusammenfassenden Darlegungen der politischen und Geistesgeschichte eine erhöhte Bedeutung zu.

Zu nennen sind in diesem Zusammenhang die Darstellungen der Gesamtgeschichte Polens von E. Hanisch[4], Missalek-Komischke[5], Brandenburg-Laubert[6], W. R. Morfil[7], E. Zivier[8], M. Goldscheider[9] und W. Sobieski[10]. Für die Kirchengeschichte des Mittelalters verdient besondere Erwähnung „Die Geschichte des mittelalterlichen Polens"[11] von Roman Grodecki-Stanislaw Zachorowski (1. Bd.) und Jan Dąbrowski (2. Bd.). Die wichtigsten kirchenhistorischen Ereignisse, wie die Errichtung der selbständigen polnischen Kirchenprovinz, die heidnische Reaktion nach der Vertreibung Kasimirs des Erneuerers, die polnischen Bemühungen um die Christianisierung Pommerns, Preußens und Litauens, der Konflikt zwischen Boleslaus dem Kühnen und dem Krakauer Bischof Stanislaus, der Kampf unter dem Gnesener Erzbischof Ketlicz um die Immunität der Kirche, die Befestigung des Ordenswesens sowie der kirchlichen Organisation, die im Dienste der Großmachtstellung Polen-Litauens in außerpolnische Verhältnisse übergreifende Kirchenpolitik der Jagiellonen u. dgl. m., finden im Gesamtrahmen die gebührende Beachtung, wobei die Verfasser jedesmal, wie aus dem Literaturverzeichnis hervorgeht, den

---

[2]) Ph. XXIII., Hft. 2, S. 95.

[3]) Dzieje kościoła polskiego, I. Bd. 10.—12. Jhdt., 1912, II. Bd. 13.—14. Jhdt., 1914, III. Bd. Danzig-Posen, 1915.

[4]) Gesch. Polens, Bonn—Leipzig 1923.

[5]) Gesch. Polens, 3. Aufl., Breslau 1921.

[6]) Poln. Gesch. 2. Aufl. 1925, Goeschen.

[7]) Poland (In: Story of the nations), London 1920.

[8]) Polen, 2. Aufl., Gotha 1923.

[9]) Glanz und Verderb der poln. Republik, 2 Bde., Wien 1919.

[10]) Dzieje Polski Bd. II 1696—1865, Warschau 1924, Bd. III 1925.

[11]) Dzieje Polski średniowiecznej. In: Biblioteka historyczna. 2 Bde. Krakau 1925.

neuesten Stand der Forschung berücksichtigen. Zusammengenommen geben die betreffenden Abschnitte einen flüchtigen Umriß der äußeren Gestaltung der Kirche Polens im Mittelalter.

Für die Kirchengeschichtsforschung ist ferner, soweit die literarhistorische Seite in Frage kommt, von Bedeutung die dreibändige „Polnische Literatur von den Anfängen bis zum Januaraufstand"[12] Gabriel Korbuts, das polnische, allerdings das gesamte Schrifttum umfassende Gegenstück zu Karl Goedekes „Geschichte der deutschen Dichtung". Einer kurzen Lebensgeschichte wird jedesmal ein Verzeichnis der Schriften des betreffenden Schriftstellers mit bibliographischen Angaben hinzugefügt, so daß der Benutzer rasch über den derzeitigen Stand der Forschung unterrichtet wird. Allein der erste Band, der die Zeit bis zum Ende des 17. Jahrhunderts umfaßt, enthält Mitteilungen über mehr als 560 Schriftsteller, die im einzelnen durch das übersichtliche Namensverzeichnis leicht auffindbar sind. Für die Geschichte der mittelalterlichen kirchlichen Kultur kommen besonders in Betracht die Zusammenstellungen der Heiligenleben, der von Klerikern herrührenden Chroniken, der Scholastiker der Krakauer Akademie, der ältesten Kirchenlieder, Predigten, Erbauungsbücher und Bibelübersetzungen. Ebenso dankenswert ist die Vorführung der nach Konfessionen gesonderten 45 protestantischen und 33 katholischen Glaubenskämpfer des 16. Jahrhunderts, wie nicht minder die Übersicht über das im Dienste des Ringens der beiden Kirchen um die Vorherrschaft entstandene religiös-theologische Schrifttum. In breiter Front läßt d. V. ferner die Wortführer des Humanismus in ihrer Einflußnahme auf die kirchliche wie die weltliche Literatur aufrücken. — Als Ergänzung zu Korbut hinsichtlich der großen Linienführung auch für die kirchenhistorischen Partien sei die dritte Auflage der „Geschichte der polnischen Literatur im Umriß" Alexander Brückners[13] hervorgehoben.

Die christliche Mission verdrängte zwar sehr bald das Heidentum, knüpfte aber bei den religiösen Vorstellungen desselben an, indem sie ihnen, wenn möglich, eine christliche Deutung gab. Deshalb muß die kirchenhistorische Forschung die Ergebnisse der Untersuchungen der polnischen Mythologie berücksichtigen. Infolge des völligen Mangels ursprünglicher Quellen und der Willkür der späteren Überlieferung besteht eine nicht geringe Schwierigkeit, die vorchristliche Religion der Polen klarzustellen. Alexander Brückner versucht in seiner „polnischen Mythologie"[14] dieses Dunkel auf dem Wege der vergleichenden Mythenforschung aufzuhellen. Den Ausgangspunkt dieser für weitere Kreise bestimmten Untersuchung bildet

---

[12] Literatura polska od początków do powstania listopadowego, Warschau—Lublin—Lódz 1917/1921.

[13] Dzieje literatury polskiej w zarysie, 2 Bde. Warschau 1924. In: Biblioteka polska.

[14] Mitologja polska. Studium porównawcze. Warschau 1924. Außerdem der Beitrag desselben „Slaven u. Litauer" im Lehrb. d. Religionsgeschichte, 4. Aufl. 2 Bd. Tübingen 1925.

seine 1918 veröffentlichte „Slavische Mythologie“[15]), worin er deren wissenschaftliche Grundlagen näher umschreibt. Im Gegensatz zu Niederle spricht er den Angaben des Johann Dlugosz, auf die sich die bisherigen Darstellungen des Gegenstandes stützen, jeglichen historischen Wert ab, indem er sie für Erfindungen desselben in Anlehnung an die römisch-griechische Götterlehre erklärt. Hingegen glaubt er durch die entsprechende Deutung eines arabischen Reiseberichtes aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts unter Berücksichtigung anderweitiger Nachrichten als die einzigen glaubhaften Gottheiten der heidnischen Polen Swarożyc — das Feuer und Dadźbóg — die Sonne annehmen zu dürfen, wohingegen er selbst den Kult des Donnergottes Piorun erst später aufgekommen sein läßt, da die Polen in der Anfangszeit die Naturkräfte nicht unmittelbar verehrt haben. Die Hypothese eines ursprünglichen Monotheismus lehnt er ebenso entschieden ab wie jegliche Schlußfolgerungen aus religiösen Volkssitten und Bräuchen der Folgezeit auf die Mythologie der Anfangszeit. Den in der letzten Zeit wiederholt unternommenen Versuch, die Tierzeichen in einzelnen Adelswappen aus dem Totemismus abzuleiten, möchte B. ebenso wie die Annahme eines historischen Kerns der mythologisch gewerteten Sagen von Popiel, Krakus und der Wanda aus dem Bereich der wissenschaftlichen Erörterung auszuschalten. Als positives Ergebnis seiner Untersuchung bezeichnet B. die Feststellung, daß über die eigentliche polnische Mythologie so gut wie gar keine Aussagen gemacht werden können, da das allermeiste von dem, was bisher als solche ausgegeben wurde, später von anderswo übernommen worden sei. Gegenüber allen bisherigen Darstellungen, die mehr oder weniger die slavische Mythologie als polnische, soweit es sich eben um das Gebiet des nachmaligen Polens handelt, ausgeben, hat B. einen völlig neuen Weg betreten. Da sich nun aber die Forschung, wie er immer wieder betont, hier auf sehr schwankendem Boden befindet, wird man zunächst mehr seine Methode als die einzelnen Ergebnisse als einen Fortschritt buchen dürfen. — In den überkommenen Bahnen bewegen sich die hauptsächlich philologisch gerichteten Untersuchungen über „die lechitischen Gottheiten“ von Josef Łęgowski-Nadmorski[16]) und Mikolaj Rudnicki[17]), wobei jener selbst die Veden zur Klärung des Tatbestandes — Swarog vergleicht er mit svarga im Rigveda — heranzieht, während dieser, durch Brückner vorsichtig gemacht, von den religiösen Vorstellungen der im 11. Jahrhundert noch heidnischen Bewohner von Pommern und Rügen, worüber historisch verbürgte Nachrichten vorliegen, auf die Verbreitung des Kultus bestimmter Gottheiten in Polen rückschließt. Von kirchenhistorischem

---

[15]) Mitologja słowiańska, Krakau.

[16]) Bóstwa i wierzenia religijne Słovian lechickich. In: Roczn. TNT XXXII, 1925, S. 18—102.

[17]) Bóstwa lechickie. In: Slavia occidentalis, V. 1926, S. 372—419. — Eine gedrängte Einführung in die Probleme bietet Paul Diels: Die Slaven, Leipzig 1920. In: Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 740.

Interesse ist die von R. vorgenommene Zusammenstellung derjenigen Orte im polnischen Siedlungsbereich, aus deren Benennung hervorzugehen scheint, daß daselbst Kultstätten von Jarowit, Swarog und Nyja vorhanden gewesen seien. Unter der Voraussetzung, daß die christliche Mission gerade an den im Heidentum geheiligten Orten Kirchen erbaut habe, um die Christianisierung des Landes leichter durchzuführen, lassen sich von hier aus gewisse Anhaltspunkte für die kirchliche Organisation in der Anfangszeit gewinnen. Besonders beachtenswert ist die von R. ausgesprochene Vermutung, daß die polnischen Herzöge nicht in Gnesen, sondern in Posen, woselbst auch das erste Bistum ins Leben gerufen wurde, deshalb residiert hätten, da dort der Hauptsitz der heidnischen Priesterschaft sich befunden habe. Wie R. weiterhin zu bedenken gibt, habe Boleslaw aus dem gleichen Grunde, um das Heidentum endgültig unschädlich zu machen, in Gnesen die Gebeine des hl. Adalbert beigesetzt und hier den Metropolitanstuhl errichtet.

Damit haben wir den Boden der eigentlichen Kirchengeschichte Polens betreten. Das Hauptproblem ihrer Anfänge bildet die Errichtung einer selbständigen polnischen Kirchenprovinz und das Verhältnis derselben zu dem Magdeburger Erzstuhl infolge des ursprünglich von Gnesen unabhängigen Posener Bistums. Die Forschung der letzten Jahre hat sich mit dieser Fragestellung wiederholt auseinandergesetzt. Kehr[18]) gelangt zu dem Ergebnis, daß die in der Chronik Thietmars von Merseburg erwähnte Unterordnung des Posener Bistums unter Magdeburg auf Grund der Magdeburger Papsturkunden aus den Jahren 968 und 981, worin der Posener Bischof nicht als Suffragan des Magdeburger Erzbischofs erwähnt werde, als unhistorisch abzulehnen sei. Die von dem Chronisten aufgestellte Behauptung bringt er in Zusammenhang mit einem gefälschten Polenprivileg aus dem ersten oder zweiten Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts, dessen Niederschlag wir bei Thietmar finden. Die Zugehörigkeit des Posener Bistums zur Magdeburger Erzdiözese, dessen Grenzen nicht über die Oder reichten, verweist demnach K. in das Reich der Legende. Als Beweis für die Richtigkeit seiner Auffassung führt er die viel erörterte rätselhafte Urkunde Dagome iudex an, die er als Schenkungsurkunde des ersten polnischen Königs Mieszkos an den päpstlichen Stuhl zwecks Erlangung der selbständigen kirchlichen Metropole versteht. — Wladyslaw Abraham stimmt ihm in seinem Vortrag „Gnesen und Magdeburg"[19]) im großen und ganzen zu, meint aber, daß die Ansprüche Magdeburgs auf Posen doch eine reale Grundlage gehabt hätten; er nimmt an, der Posener Bischof Unger sei 1003/4 auf seiner Reise nach Rom daselbst festgehalten und gezwungen worden, die

---

[18]) Das Erzbistum Magdeburg und die christliche Kirche in Polen. Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften; philos.-histor. Klasse, Nr. 1, 1920.

[19]) Gniezno i Magdeburg, Krakau 1921.

Oberhoheit des Erzstuhles anzuerkennen. — Im Verlauf seiner Darstellung der Gründung des polnischen Reiches durch Mieszko I. und Boleslaw Chrobry kommt Stanislaw Zakrzewski[30]) auch auf die von Kehr und Abraham behandelten Fragestellungen zu sprechen. Er geht von der Annahme aus, daß der Posener Bischofsstuhl vor der Gründung des Magdeburger Erzstuhles bestanden habe, da es nicht von der Hand zu weisen sei, daß Dąbrowka, die christliche Gemahlin Mieszkos I., einen Bischof, der ihren Gemahl getauft hat, mitgebracht habe; er findet es jedoch selbstverständlich, daß derselbe stillschweigend der 968 errichteten Magdeburger Erzdiözese unterstellt worden sei, wobei er besonders unterstreicht, daß mit Rücksicht auf die kirchliche Neuordnung des Jahres 1000 der Posener Bischof nicht als Missionsbischof für ganz Polen angesehen werden dürfe. Bezüglich der Veranlassung der Urkunde „Dagome iudex" vertritt er die gleiche Auffassung wie Kehr, wobei er allerdings hervorhebt, das Posener Bistum sei darin wegen seiner Zugehörigkeit zu Magdeburg nicht erwähnt. Auch Z. ist der Ansicht, Mieszko habe Gnesen zum Sitz der Metropole erwählt, da sich hier vorher das wichtigste Heiligtum der heidnischen Polen befunden habe. Der erste christliche Herzog Polens hat sohin nach dieser Darstellung bereits das Kirchenprogramm aufgestellt, das nachher sein ihn überragender Sohn Boleslaw verwirklichte. Aus der diesem gewidmeten Monographie Z.s ist kirchenhistorisch wichtig der Abschnitt über die Gnesener Zusammenkunft des polnischen Herzogs mit Otto III., bei welcher Gelegenheit die kirchliche Neuordnung in Polen bekanntgegeben wurde. Gegenüber der allerdings veralteten Auffassung, als habe der romantische Kaiser in einem Überschwang der Gefühle Boleslaw die Gnesener Metropole mit den drei Suffraganaten Krakau, Breslau und Kolberg gewährt, legt Z. die Verhandlungen, die in Rom vor der Gnesener Begegnung in dieser Angelegenheit geführt wurden, dar und macht es verständlich, weshalb gerade diese Orte für die Bischofssitze auserkoren wurden. Daß Posen in den neuen Metropolitanverband nicht miteinbezogen wurde, führt Z. auf den Widerstand des Bischofs Unger zurück; nach dessen Tode (1012) habe jedoch die Verbindung seines Bischofsstuhles mit Magdeburg von selbst aufgehört, da Boleslaw die Ernennung seines Nachfolgers von der Anerkennung der Oberhoheit des Gnesener Erzbischofs abhängig gemacht habe. — Kehrs Feststellung, daß das Magdeburger Polenprivileg auf einer Fälschung beruhe, darf als gesichertes Ergebnis der Forschung angesehen werden. Hingegen erscheint es wahrscheinlicher anzunehmen, daß die Fälschung vorgenommen wurde, weil feste Beziehungen zwischen Posen und Magdeburg bereits bestanden, und nicht, weil man sie erst konstruieren wollte. Die Rechtsansprüche Magdeburgs auf den Posener Stuhl sind gewiß von der

---

[30]) Mieszko I jako budowniczy państwa polskiego, Warschau 1922 (S. 74 bis 103), und Boleslaw Chrobry Wielki, Lemberg-Warschau-Krakau 1925 (S. 111—150).

gefälschten Urkunde abgeleitet, aber nicht durch sie begründet worden. Es ist nicht gut denkbar, daß der Posener Bischof Unger sich im Jahre 1000 der Neuordnung mit Erfolg hätte entziehen können, wenn er nicht an dem Magdeburger Metropoliten einen festen Rückhalt gehabt hätte. Da die Magdeburger Papsturkunde aus dem Jahre 981 auf den Posener Bischofsstuhl noch nicht Bezug nimmt, so mußten die Beziehungen desselben zum Magdeburger Erzbischof zwischen 982 und 1000 angeknüpft worden sein. Es liegt nahe, anzunehmen, daß dies anläßlich des Überganges des Posener Stuhles von seinem ersten Inhaber Jordan auf den zweiten Unger um 982 geschah. Ob der Anschluß freiwillig oder erzwungen erfolgte, läßt sich bei dem heutigen Stand des vorhandenen Aktenmaterials nicht mit voller Sicherheit ausmachen; um 1000 hatte Unger jedenfalls keinerlei Veranlassung, das Band mit Magdeburg zu lockern, womit sich auch die Faktoren, die die selbständige polnische Metropole zustande brachten, abfanden. Da allem Anschein nach die Beziehungen Ungers zu Magdeburg auf persönlichen Abmachungen beruhten, ist die Annahme Kehrs, daß die obenerwähnte Fälschung im Todesjahre des Bischofs 1012 vorgenommen worden sei, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Freilich geht Willy Hoppe in seinem Aufsatz „Das Erzstift Magdeburg und der Osten"[21], worin er übersichtlich die Bemühungen des Erzstiftes um das Deutschtum im Osten darstellt, zu weit, wenn er damit ohne weitere Begründung als einer vollzogenen Tatsache operiert. Ref. kann ferner die oben angedeutete Ansicht über die Urkunde „Dagome iudex" nicht unwidersprochen lassen. Wiewohl die Erwähnung des Papstes Johann XV. die Zeit Mieszkos I. vorauszusetzen scheint, entspricht der daselbst angegebene Umfang Polens dem Tatbestand, wie er sich in der zweiten Hälfte der Regierung Boleslaw Chrobrys ergeben hatte. Ref. ist der Meinung, daß hier ein Schenkungsangebot des polnischen Herrschers an den päpstlichen Stuhl zwecks Erlangung der Königskrone vorliegt.

Durch Boleslaw Chrobrys Lebenswerk wurde der Kirche Polens eine Doppelaufgabe auferlegt: die Fortsetzung der Mission unter den heidnischen Nachbarvölkern und der weitere Ausbau der kirchlichen Organisation. Die Forschung des letzten Jahrzehnts hat beiden Gebieten ihre Aufmerksamkeit zugewandt.

Von einer Missionsgeschichte der polnischen Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes kann im großen und ganzen nicht die Rede sein. Sie war selbst noch zu sehr Missionsobjekt und infolge des Zerfalls des Reiches in eine Reihe sich gegenseitig bekämpfender Teilfürsten vom weltlichen Arm zu wenig unterstützt, als daß sie die Ausbreitung des Christentums von sich aus wirksam hätte betreiben können. Deshalb wurde die Slavenmission je länger je mehr eine Angelegenheit deutscher Missionare, unter deren Einfluß die betreffenden Gebiete dem deutschen Kultureinfluß erschlossen wurden. Immerhin haben einzelne polnische Herrscher, allerdings

[21]) H. Z. 135, 1927, S. 369—381.

unter Heranziehung auswärtiger Hilfskräfte, den Kampf gegen das Heidentum der Nachbarn aufgenommen, zumal die kirchlichen Kreise ihres Landes grundsätzlich der Mission zugeneigt waren. Wie die Dinge nun aber liegen, fällt troß alledem die Missionsgeschichte Pommerns und Preußens nur zum geringeren Teil in den Rahmen der polnischen Kirchengeschichte. Sie darf jedoch gerade deshalb in unserer Literaturübersicht nicht unberücksichtigt bleiben.

In Stanislaw Zakrzewskis früher erwähnten Monographie nimmt die durch Boleslaw geförderte Slavenmission des Čechen Adalbert und des deutschen Bruno von Querfurt den ihr gebührenden Raum ein[22]). Die Tragödie des ersteren bewertet er als die Tat, „durch die die geistige Seite der polnischen Kirche gewachsen ist"; in beiden erblickt er Verfechter der Idee der Arbeit für den Staat bei unbedingtem Gehorsam gegenüber der Kirche, aber ohne Unterordnung unter die clugnyzensischen Grundgedanken troß unbedingter Hochhaltung der mönchischen Askese. Zum Verständnis der Missionsarbeit Brunos hebt er besonders hervor, daß Heinrich II. ihn dazu überredet habe, ein Umstand, der in den bisherigen Darstellungen zu wenig beachtet worden ist.

Die nächste Etappe der Missionsgeschichte bedeutet die Pommernmission Ottos von Bamberg, den auch Boleslaw Schiefmund von Polen schon mit Rücksicht auf seine Lehensforderungen unterstüßte. Anläßlich des achthundertjährigen Gedenkens der Pommernfahrten des Bamberger Bischofs sind einige Arbeiten über ihn erschienen, die zwar das bekannte Tatsachenmaterial im allgemeinen nicht erweitern, aber sein Verständnis vertiefen. Zu nennen sind: Martin Wehrmann, der seiner allgemeinen Darstellung der Wirksamkeit des „Bischofs Otto von Bamberg in Pommern"[23]) eine Untersuchung über dessen „Lehr- und Predigttätigkeit"[24]) hinzufügt, W. Kümmel, der noch besonders „Die Missionsmethode desselben"[25]) beleuchtet, und A. Hofmeister, der die „Chronologie und Topographie der 1. Pommernfahrt"[26]) Ottos festzustellen sucht. Auf Polen wird in diesen Schriften so weit Rücksicht genommen, als es dem historischen Tatbestand entspricht.

Die Preußenmission trat im 13. Jahrhundert abermals in den Gesichtswinkel der polnischen Politik. Der Abt des Klosters Lekno, Christian, erscheint damals als Träger derselben. Seiner Missionsmethode widmet F. Blanke eine auch die Begleitumstände klar abwägende beachtenswerte Studie[27]). Von der wohl richtigen Annahme ausgehend, daß Christian mit dem in den Quellen er-

---

[22]) S. 96—110, 209—226.

[23]) In: Pommersche Heimatkunde, Bd. 8. Greifswald 1924.

[24]) Baltische Studien. N. F. Bd. 26, 1924, S. 157—189.

[25]) In: Allgem. Missionsstudien, Gütersloh 1926.

[26]) Pommersche Jahrb. XXII, 1924, S. 3—25.

[27]) Altpreuß. Forschungen, IV, Heft 2, 1927.

wähnten Abt Gottfried identisch sei, kennzeichnet er eingangs den durch den Anspruch der Kurie auf Leitung der Bekehrungsarbeit eingetretenen Umschwung in der Missionsart. Aus den spärlichen Fragmenten über Christians Preußenmissionierung, die er mit anderweitigen Nachrichten über die Mission des Spätmittelalters verbindet, sucht er dessen Missionsmethode zu erfassen, als deren charakteristisches Merkmal die Christianisierung von oben nach unten sowie die wirtschaftliche und militärische Sicherung des auf die Errichtung eines Bistums hinzielenden Missionsunternehmens erscheint. Zu letzterem gehörte auch die Begründung der „Ritterbrüder Christi zu Dobrin"[28]), zu deren Geschichte Wanda Polkowska-Markowska den zerstreuten Stoff in kritischer Sichtung zum erstenmal zusammenträgt. Die vielfach angezweifelte Echtheit der Privilegien Konrads von Masowien vom 4. und des Bischofs Günther vom 2. Juli 1228 hält sie für erwiesen. — Gegenüber den bisherigen Darstellungen möchte Josef Umiński den Anteil des Gnesener Erzbischofs Heinrich, genannt Kietlicz[29]), an der Preußenmission in das rechte Licht rücken. Aus seiner Darstellung geht hervor, daß der polnische Metropolit für die Bekehrung der Preußen wohl lebhaft interessiert war, jedoch durch den Streit mit Wladyslaw Laskonogi in Anspruch genommen, auf den Gang der Ereignisse einen nur geringen Einfluß genommen hat. Immerhin ergänzt er die Ausführungen Blankes durch den Nachweis, daß die Fäden der Preußenmission auch über Gnesen gelaufen sind. — Aus den „Studien zur Geschichte der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts"[30]) Stanislaw Zachorowskis, die Jan Fijalek aus dem Nachlaß des inzwischen verstorbenen jungen begabten Forschers herausgegeben hat, sei besonders auf die zusammenfassende Darstellung „der preußischen Angelegenheit", worin die entscheidenden Ereignisse klar herausgearbeitet werden, hingewiesen. Die Schwierigkeiten, denen man mit den bisherigen Mitteln nicht beizukommen vermochte, führten zur Berufung des Deutschen Ritterordens. Über „Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen"[31]) handelt Erich Caspar in einer den behandelten Gegenstand erheblich klärenden Studie. Da die Forschung die Fragen nach dem inneren Wesen dieses einzigartigen staatlichen Gebildes noch nicht voll erkannt habe, möchte er durch seine Untersuchung diese Lücke ausfüllen. Die Antwort hierfür findet er in den Plänen seines Gründers, eines Staatsmannes großen Stiles, der es verstanden hat, dem zu gründenden Staat, ungeachtet der anders gerichteten päpstlichen Missionspolitik, die Landeshoheit von vornherein zu sichern. In dem

[28]) Dzieje Zakonu Dobrzyńskiego. In: R. h. P. II, 1926, Hft. 2, S. 145—210.

[29]) Arcybiskup gnieźnieński Henryk zwany Kietliczem, a misja pruska. In: Pamiętnik, Sektion IV. Dazu: Misja pruska w XIII wieku, Aten. kapt. XVII, 1926, S. 15—33, 162—182.

[30]) Studja do dziejów wieku XIIIgo w pierwszej jego połowie. Rozpr. KAW, histor.-philos. Gruppe Ser. II, Bd. XXXVII, S. 72—201, 1921, Sonderabdr.

[31]) Tübingen 1924.

kaiserlichen Privileg aus dem Jahre 1226, das Hermann von Salza selbst entworfen hat, erblickt C. das Zukunftsprogramm desselben, durch dessen schrittweise Verwirklichung ein Staatswesen zustande gekommen ist, das den Stürmen der Jahrhunderte standgehalten hat. C.s Feststellungen sind wichtig zur Abschätzung der Tragweite der Abmachungen Hermanns mit Konrad von Masowien. Man versteht nun diese besser und braucht nicht mehr seine Zuflucht zur Annahme gefälschter Einschübe zu nehmen[32]).

In diesem Zusammenhang sei noch auf den Aufsatz Bronislaw Włodarskis „über den Anteil Polens an dem Kreuzzug Andreas II. im Jahre 1217"[33]) hingewiesen. Als den polnischen Fürsten, der nach einer Aufzeichnung Belas IV. aus dem Jahre 1246 in den Reihen der ungarischen Kreuzfahrer gekämpft hat, möchte W. Heinrich II. den Frommen vermuten.

Wie sehr die Mission mit der Ausgestaltung der kirchlichen Organisation in Polen, wenigstens im Anfang, zusammenhing, ersieht man z. B. aus dem Umstand, daß Boleslaw Chrobry sich mit dem allerdings nicht verwirklichten Gedanken trug, für Bruno von Querfurt eine zweite Metropole ins Leben zu rufen[34]). Unter Innozenz II. lief die Kirche Polens allerdings vorübergehend Gefahr, ihre Selbständigkeit einzubüßen. Wie St. Zakrzewski[35]) zu zeigen sucht, entsprang jedoch die päpstliche Bulle aus dem Jahre 1133, durch die die polnische Kirchenprovinz dem Magdeburger Erzstuhl unterstellt wurde, nicht der Verstimmung des Papstes gegen Polen wegen dessen fälschlich vermuteten zeitweiligen Anschlusses an den Gegenpapst Anaklet II. Von hier aus schließt Z. auf die Authentizität der Gnesener Bulle aus dem Jahre 1136, wodurch die Bestimmungen der des Jahres 1133 wieder aufgehoben worden sind. In dieser Frage gelangt Wladyslaw Semkowicz[36]) auf Grund einer neuerlichen Untersuchung des Dokumentes zu dem entgegengesetzten Ergebnis; er macht darauf aufmerksam, daß es ein Palimpsest ist, auf dessen Rückseite sich der bisher unbeachtet gebliebene Vermerk aus dem 17. Jahrhundert: Non videtur esse authentica, befindet. Im Jahre 1920 haben Ottenthal, Kehr und Abraham ebenfalls sich dahin ausgesprochen, daß das Gnesener Exemplar nur als sog. Nachahmungskopie, aber nicht als Original, angesehen werden könne. — Hier sei noch erwähnt, daß Michael Mendys die von Boček in seinem Codex diplomaticus 1836 abgedruckten vier

---

[32]) Vgl. im übrigen die Anzeige von E. Hanisch in den „Jahrbüchern" N. F. Bd. 1, 1925, S. 119.

[33]) O udziale Polski w wyprarie krzyżowej Andrzeja II w 1217 roku. In: Kh XXXVIII, 1924, S. 29—36.

[34]) Zakrzewski a. a. O. S. 209 ff.

[35]) Polska a Rzym za Innozentego II. In: Sprawozdania towarz. naukowego we Lwowie, IV, Hft. 3, S. 142 f., 1924.

[36]) Ein neuer Beitrag zur Frage der Authentizität der Gnesener Bulle vom Jahre 1136. In: BiKAW 1925 (1927) II, S. 247 (deutscher Bericht).

Briefe Eugens III. in Angelegenheit Wladislaws II. als Fälschungen des Herausgebers erweist[37].

Unter dem Einfluß kurialistischer Ideen suchte der polnische Episkopat die kirchliche Organisation durch Erlangung größerer Unabhängigkeit vom Staat zu befestigen. Der Kampf um die Immunität wurde die Losung. Über seine Anfänge handelt Roman Grodecki[38]. In Übereinstimmung mit den bisherigen Darstellungen, vor allem Abrahams, nimmt auch G. seinen Ausgangspunkt von der Versammlung (Synode) zu Łęczyca im Jahre 1180, hält jedoch, was nicht genügend gewürdigt worden ist, die Auswirkungen der wirtschaftlichen Immunität der Bischöfe für wichtiger als die der gerichtlichen, besonders für die Ansiedlungspolitik. Die piastischen Teilfürsten suchten die Freiheiten der Kirche immer wieder einzuschränken, was zu scharfen Auseinandersetzungen des früher erwähnten Erzbischofs Ketlicz mit Wladislaw Laskonogi führte. Im Rahmen der Lebensgeschichte seines Helden stellt diesen Kampf um die kirchliche Immunität Josef Umiński[39], dessen Beitrag zur Geschichte der Preußenmission wir oben angeführt haben, dar Der äußere Verlauf dieses ersten kirchenpolitischen Streites in Polen großen Stiles ist in den äußeren Umrissen aus Abrahams Akademie-Veröffentlichung (1895) bekannt. U. fügt den Gegenstand unter Ausweitung von Einzelzügen, besonders hinsichtlich des persönlichen Hervortretens des Metropoliten, in den Gesamtrahmen des kirchlichen Lebens der Zeit ein. Von Innozenz III. zum Legaten ernannt und zunächst unterstützt, suchte Ketlicz den Grundsätzen dieses Papstes in Polen Geltung zu verschaffen. Indem U. diese Zusammenhänge schildert, liefert er zugleich einen Beitrag zum Pontifikat desselben, zumal er die Teilnahme des Gnesener Erzbischofs an dem vierten Laterankonzil eingehend darlegt. U.s Vermutung, die Bestimmung bezüglich der Verpflichtung der Kolonisten zur Zehentleistung sei auf Ketliczs Vorschlag in die Konzilsbeschlüsse aufgenommen worden, hat viel für sich. Eindrucksvoll schildert U. den tragischen Ausklang des Lebens seines Helden im Exil, demgegenüber sein Gegner Laskonogi sich doch als der Stärkere erwies.

Die Forderung der Immunität wurde auch mit Rücksicht auf den wachsenden Besitz der Kirche erhoben. Aus Stefan Iglots Versuch, den Stand und das Ausmaß der Einnahmen des Krakauer Bistums um 1450 festzustellen, läßt sich in dieser Hinsicht auch ein Rückschluß auf die allgemeine Lage ziehen. In mühsamer Kleinarbeit geht I.[40] daran, den abhanden gekommenen Teil des liber

---

[37]) Podejrzane listy Eugeniusza III w sprawie Władysława II. In: Kh 38, 1924, S. 68—84.

[38]) Początki immunitetu w Polsce. In: BiKAW 1922 (1925), S. 18—20. (französ. Bericht).

[39]) Henryk arcybiskup gnieźnieński, zwany Kietliczem (1199—1219). — Lublin 1926. In: Biblioteka uniwersytetu Lubelskiego.

[40]) Stan i rozmieszczenie uposażenia biskupstwa krakowskiego w połowie XV w., Lemberg 1925.

beneficiorum des Dlugosz wiederherzustellen. Einzelne Aufstellungen bleiben dabei gewiß hypothetisch, das Ganze füllt eine Lücke aus. — Über den Landbesitz des Bistums von Kujawien im 13. Jahrhundert gibt Stanislaw Arnold in einer Studie[41]), in der er allerdings in erster Linie die patrimoniale Gerichtsbarkeit der Bischöfe auch in den fürstlichen und adeligen Dörfern behandelt, Aufschluß. — Aus der wirtschaftlichen Immunität wurde das Recht, eigene Münzen zu schlagen, abgeleitet. Einen aufschlußreichen Beitrag hierfür liefert Roman Grodecki in seiner Untersuchung über „das Münzprivileg des Posener Bistums aus dem Jahre 1232"[42]). Da ebensowenig der Wortlaut des betreffenden Dokumentes wie etwaige Münzen vorhanden sind, wurde die Geschichtlichkeit der Mitteilung der Großpolnischen Jahrbücher und Chronik, Wladyslaw Odonicz habe dem Bischof von Posen, Paul, gestattet, Geldstücke prägen zu lassen, in Zweifel gezogen. Demgegenüber macht es G. unter vergleichsweiser Heranziehung ähnlicher anderweitiger Vergünstigungen im höchsten Maße wahrscheinlich, daß Odonicz dem Posener Bischof tatsächlich das Recht eingeräumt habe, Münzen für den Bereich seiner Besitzungen auszugeben. Nach seiner Ansicht handelte es sich dabei nicht um ein besonderes Münzprivilegium; wie er vermutet, bildete dieses nur eine Teilbestimmung der dem Bischof zugesicherten Immunität, derentwegen sich der Adel gegen Odonicz erhob. Im übrigen macht G. darauf aufmerksam, daß bei dem heutigen wissenschaftlichen Stande der polnischen Münzkunde nicht mit Sicherheit behauptet werden kann, daß Münzen aus der Prägung des Posener Bischofs Paul nicht doch noch vorhanden seien. — Über das Ausmaß des durch die Gunst der Verhältnisse angewachsenen geistlichen Landbesitzes geben die aus dem Nachlaß des um dieses Forschungsgebiet besonders verdienten Boleslaw Ulanowski veröffentlichten Visitationsberichte[43]) des Gnesener Erzbistums und des Gnesener Domkapitels aus dem 16. Jahrhundert Aufschluß. U. hat seinen Stoff aus sieben Handschriften, vor allem dem „Inventar des Erzbischofs Jan Laski", die Abdon Klodziński beschreibt, geschöpft. Im ganzen erstrecken sich die von ihm herangezogenen Dokumente über den Zeitraum von 1285 bis 1532. Das Kernstück der Publikation bilden die Aufzeichnungen über die 1511/12 vorgenommene Visitation der erzbischöflichen Güter, denen solche über die Besitzungen des Domkapitels aus den Jahren 1534, 1554, 1559 und 1563 angeschlossen werden. Im dritten Teil bringt d. H. ein Verzeichnis der Einnahmen von drei Bezirken aus dem Jahre 1531 und im vierten auszugsweise weitere Berichte über Vermögensaufnahmen in einzelnen Bezirken in der Zeit von 1548 bis 1556. Das Orts- und

[41]) Władctwo biskupice na Grodzie wolborskim w wieku XIII. In: Rozpr. hist. towarzystwa naukowego. I. 1921. Warschau.

[42]) Przywilej menniczy biskupstwa poznańskiego z r. 1232. Ptpn Arbeiten der histor. Kommission. II. Hft. 2. Posen, 1926.

[43]) Visitationes bonorum archiepiscopatus necnon capituli Gnesnensis saeculi XVI. Krakau 1920 (Akad. d. Wissensch.).

Personenverzeichnis, wodurch erst das Werk für den Gebrauch verwendbar wird, stammt von Stanislaw Kutrzeba, dessen Bemühungen die Herausgabe dieser grundlegenden Quellenarbeit zu danken ist. Diese Angaben sollen seinen reichen Inhalt, den die Forschung erst auszuschöpfen hätte, nur flüchtig andeuten.

Die zuletzt angeführten Arbeiten sind zugleich Beiträge zur Geschichte der polnischen Bistümer. An erster Stelle erwähnen wir „Die Historiographie der Diözese Culm bis 1821"[44]) des Tadeusz Glemma. Das Buch bietet mehr, als der Titel angibt. D. H. begnügt sich nicht damit, das über den in Frage stehenden Gegenstand erschienene Schrifttum in zeitgeschichtlicher Folge vorzuführen, sondern gibt zugleich Aufschluß über das noch ungedruckte archivalische Material und hebt im zweiten Teil einzelne Fragestellungen der historischen Forschung nach ihrem derzeitigen Stande, wie die Missionstätigkeit des Bischofs Christian, die Gründung des Bistums, sein Verhältnis zu der kirchlichen Organisation des deutschen Ritterordens, den Streit zwischen Gnesen und Riga um seine metropolitane Zugehörigkeit u. a. m., zusammenhängend hervor. G. berücksichtigt auch die für das innere Leben der Diözese wichtigen Vorkehrungen, wie die Abhaltung von Synoden, die Ordensniederlassungen, die charitative Tätigkeit, das Unterrichtswesen u. ä., ferner die Folgewirkungen der Reformation. Mit der Bulle De salute animarum bricht er seine Ausführungen ab. G.s in ihrer Art vorbildliche Bearbeitung eines weitschichtigen Stoffes darf wohl als Auftakt zu der von ihm noch zu schreibenden Geschichte seiner Diözese angesehen werden. — Die vielfach erörterte Frage, ob im 11. Jahrhundert das Kruszwicer Bistum[45]) bestanden habe, sucht Marjan Gumowski auf Grund von Münzfunden im bejahenden Sinne zu beantworten, wobei er von der Voraussetzung ausgeht, daß die mit einem Kreuz und mit der Aufschrift „Scs Petrus" versehenen silbernen Denaren, die um 1020 in der Nähe von Breslau ausgegraben wurden, aus dem Prägewerk der Kruszwicer Bischöfe herrühren. Daraus ergibt sich für ihn die Folgerung, daß dieses Bistum bereits um 1015 von Boleslaw Chrobry an Stelle des Kolberger, dessen erster Inhaber Reinbern um diese Zeit gestorben ist, ins Leben gerufen worden ist. Für seine Hypothese führt er noch einen zweiten Münzfund ins Feld: einen auf beiden Seiten von einem „Otto" ohne nähere Angaben gezeichneten Denar, den er für ein im Kruszwicer Prägewerk durch Otto-Bezprym, den gegnerischen Bruder Mieszkos II., nach Vertreibung des Bischofs Roman hergestelltes Geldstück ausgibt. Indem G. ferner eine Münze gleicher Prägung, die auf den Namen eines Bischofs Eberhard lautet, ebenfalls für Kruszwice in Anspruch nimmt und die Behauptung aufstellt, daß der Denar des

---

[44]) Historiografja diecezji chełmińskiej aż do r. 1821. In: Nova Polonia sacra. II. 1925. S. 1—132. Auch Sonderdruck.

[45]) Biskupstwo kruszwickie w XI. wieku. Ptpn; prace komisji historycznej II. Hft. 1, Posen 1921.

Palatin Sieciech, der den Aufstand des Prinzen Zbigniew 1096 niedergeworfen hat, desgleichen daselbst geprägt worden sei, glaubt er sicheren Boden unter den Füßen zu gewinnen, um die in Dunkel gehüllte Geschichte des Bistums in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts aufzuhellen; den Bischof Eberhard, einen ehemaligen Bamberger Domherrn, führt er als Verfechter antigregorianischer, seinen Nachfolger Baptist, den Parteigänger Zbigniews, als Anwalt gregorianischer Ideen ein. G. muß das Zeugnis ausgestellt werden, daß er mit ungewöhnlichem Scharfsinn seine Schlußfolgerungen zieht, die jedoch nicht als gesicherte Forschungsergebnisse gelten können. Seine Konstruktion steht und fällt mit der Hypothese, daß die von ihm herangezogenen Münzen tatsächlich im bischöflichen Prägewerk von Kruszwice entstanden sind; man gewinnt jedoch den Eindruck, daß er auch nur für die Wahrscheinlichkeit dieser Grundthese den Beweis schuldig geblieben ist. Die Frage muß nach wie vor offen bleiben, ob die Bischöfe von Kruszwice überhaupt das Münzrecht ausgeübt haben. Um wie vieles vorsichtiger verfährt R. Grodecki[46]. — Ohne von vornherein Anspruch auf streng wissenschaftliche Abzweckung zu erheben, bietet Felix Sznarbachowski einen Abriß der „Anfänge und Geschichte der römisch-katholischen Lucker Diözese"[47] bis auf die Gegenwart. Mit Rücksicht auf das geschickt zusammengetragene und übersichtlich geordnete Tatsachenmaterial darf jedoch das Buch, dessen Inhalt freilich nur zum geringsten Teil die mittelalterlichen Verhältnisse behandelt, in unserer Übersicht nicht fehlen. An der Hand der Lebensgeschichte der 53 Bischöfe, die im Laufe der Zeit die Geschicke der Diözese lenkten, entrollt d. V. ein anschauliches Bild der kirchlichen Verhältnisse in einem Grenzgebiet zwischen morgen- und abendländischer Kultur. Er gestaltet es zu einem vom römisch-katholischen Standort gezeichneten Beitrag für die Auseinandersetzungen zwischen römischem und griechisch-orientalischem Katholizismus, besonders unter der russischen Herrschaft, der die Diözese nach der zweiten Teilung Polens (1792) unterstellt wurde. Statistische Zusammenstellungen sowie die zahlreichen Bilder der in der Geschichte des Bistums hervorgetretenen Persönlichkeiten machen das Buch gehaltvoller. — Aus den „Forschungen zur älteren Geschichte des Bistums Kammin"[48] von F. Salis, dem infolge seines inzwischen erfolgten Todes auf dem Felde der Ehre die geplante Zusammenfassung der Einzelstücke zu einem Ganzen versagt blieb, gehört in unseren Zusammenhang der Abschnitt über den Grenzstreit mit dem Gnesener Erzbistum in der Neumark und die Erlangung der Exemption, die S. im Unterschied von Hauck, der darin törichten Dünkel erblickte, als Ausfluß der Kulturarbeit der Bischöfe bewertet. Die Beziehungen zu Polen wollte der zu früh verstorbene

[46] S. oben.

[47] Początek i dzieje rzymsko-katolickiej djecezji Lucko-Żytomirskiej obecnie Łuckiej w zarysie, Warschau 1926.

[48] Baltische Studien, N. F. Bd. XXVI, 1924, S. 1—155.

V. in einem besonderen Kapitel, das er aber nicht mehr zum Abschluß gebracht hat, zusammenhängend behandeln. — Als Beitrag zur Diözesangeschichte vermerken wir noch die Studie Wladyslaw Abrahams über „Das Pontifikale der Krakauer Bischöfe aus dem 12. Jahrhundert"[49]. Unter Verzicht auf die Lösung der einschlägigen Fragestellungen möchte d. V. die Aufmerksamkeit der Forschung auf eine in der Krakauer Universitätsbibliothek befindliche Handschrift lenken, die ihrem Inhalte nach zwar in das Gebiet der kirchlichen Liturgik gehört, aber insofern auch vom kirchenrechtlichen Standpunkt Interesse erweckt, als sie die liturgischen Formulare für bestimmte kirchliche Handlungen rechtsgeschichtlichen Charakters, wie die Segnung des Fürsten, die Bischofsweihe und die Gottesgerichte, enthält. A. vermutet, das Pontifikale sei zu Anfang des 12. Jahrhunderts an der deutsch-französischen Sprachgrenze, vielleicht in der Diözese Löwen, für den Krakauer Gebrauch bestellt worden.

Wir haben mit dieser Schrift den Boden der für die Beurteilung der Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse maßgebenden Geschichte des Kirchenrechts in Polen betreten. Eine Lücke füllt hier die in Stanislaw Kutrzebas „Geschichte der Quellen des ehemaligen polnischen Rechts"[50] mit Unterstützung W. Abrahams und des inzwischen verstorbenen Stanislaw Zaborowski besorgte Zusammenstellung der kirchlichen Rechtsquellen aus. Neben den auch außerhalb Polens in Geltung stehenden Rechtsbüchern, wie der Collectio trium partium sowie der Aachener Regel von 816, finden wir die für die polnische Kirche erlassenen päpstlichen Konstitutionen sowie die in ihrem Wirkungskreis entstandenen Provinzial- und Diözesanstatuten und bischöflichen Entscheidungen, wie nicht minder die durch das Zusammenwirken von kirchlichen und staatlichen Behörden zustande gebrachten Rechtsbestimmungen, wie etwa über den Zehent. Durch den Hinweis auf die Rechtsquellen für die Dom- und Kollegiatkapitel, für die geistlichen Gerichte, für die bischöflichen Gerichte, für das kirchliche Finanzwesen u. dergl. m. wird das Gesamtbild abgerundet. Die beiden griechisch-katholischen Kirchen sowie die evangelische werden ebenfalls berücksichtigt. Dieses für die polnische Kirchengeschichte unentbehrliche Handwerkszeug, wie der kirchenrechtliche Abschnitt von K.s Werk bezeichnet werden muß, hat die langjährigen Einzelforschungen seiner Mitarbeiter und anderer, auch der Herausgeber des Quellenmaterials, unter denen der obenerwähnte Boleslaw Ulanowski hervorragt, zur Voraussetzung. Einige Veröffentlichungen aus diesem Umkreis verdienen noch besondere Erwähnung.

Der auf dem Gebiet der synodalen Rechtsgeschichte bahnbrechende Wladyslaw Abraham tritt in seinem Programm

---

[49] Pontificale biskupów krakowskich z XII wieku. In: KAW histor.-philos. Gr. Ser. II, Bd. XLI, Nr. 1, 1927. Auch Sonderdruck.

[50] Historja Źródel dawnego prawa polskiego. Lemberg—Warschau—Krakau, Ossolineum. II. Bd. 1925.

„Concilia Poloniae"[51]) neuerdings für die systematische Herausgabe der Akten der Provinzialsynoden durch wissenschaftliche Körperschaften ein, während er die der Diözesansynoden den einzelnen Bistümern überlassen möchte. — Er selbst liefert unter Heranziehung von Aufzeichnungen Ulanowskis hierzu einen wichtigen Beitrag durch die Veröffentlichung „der ältesten Synodalstatuten der Gnesener Erzdiözese"[52]), die er in Łęczyce 1408 zustande gekommen sein läßt. Dieses Datum glaubt A. im Blick auf die unter dem Einfluß der einsetzenden hussitischen Bewegung entstandene Spannung zwischen einem Teil des Adels und des Klerus, nicht zuletzt wegen des Zehents und der öffentlichen Eheschließung, aus den Synodalbestimmungen feststellen zu können. Als Grundlage der unter dem Erzbischof Johann Laski 1512 verfügten synodalen Gesetzgebung kommt den von A. aus einer durch anderweitige Textvergleiche allerdings verbesserten Petersburger Handschrift herausgegebenen Statuten eine erhöhte historische Bedeutung zu. Ferner bringt A. aus einer Handschrift des Lemberger Ossolineums Statuta provincialia breviter, die er auf einer nicht näher zu bestimmenden Provinzialsynode der Lemberger Metropole zwischen 1415 und 1417 entstanden sein läßt. — Heinrich Likowski berichtet über die Provinzialsynode zu Kalisch im Jahre 1406[53]), und Wladyslaw Abraham über den Anteil der polnischen Vertreter an den Reformen des Konzils zu Pisa 1409[54]), die auf die synodale Gesetzgebung in Polen zurückwirkten. — Derselbe kennzeichnet im Rahmen seiner Nachrichten „Aus der Geschichte der synodalen Gesetzgebung der Plocker Diözese"[55]) — als Kernstück die Synodalstatuten des Bischofs Wincenty Przerębski a. d. Jahre 1501 abgedruckt — die Bedeutung der Diözesansynoden für das kirchliche Leben in Polen — synodale Gerichtsbarkeit und analog der englischen Gepflogenheit Steuerbewilligung des Klerus als subsidium charitativum. — Erwähnt sei noch Jan Fijałeks Aufsatz über „die erste Diözesansynode in der St. Stanislaus-Kathedrale zu Wilna 1520/21"[56])

Die synodale Gesetzgebung kam unter Mitwirkung der Domkapitel zustande. Die Forschung der letzten Zeit hat auch der Tätigkeit derselben ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Das Studium der von Bolesław Ulanowski in jahrelanger mühevoller Arbeit edierten Domkapitelakten wird durch den von Jan Czubek her-

---

[51]) In: Pamiętnik, Sektion IV.

[52]) Najdawniejsze statuty synodalne archidiecezji Gnieźnieńskiej oraz statuty z rękopisu oss. z r. 1627. In: Studja i materjały do historji ustawodawstwa synodalnego w Polsce Nr. 6. Krakau, Ak. d. Wiss. 1920.

[53]) Synod prowincjonalny Kaliski z r. 1406. In: P. f. VI, Hft. 4, S. 377 bis 390, 1925.

[54]) Reforma na soborze w Pizie 1409 i udział w niej przedstawicieli kościoła polskiego. In: Polonia sacra Nr. 3, S. 114—125, 1919.

[55]) Z dziejów ustawodawstwa synodalnego diecezji płockiej. In: Balzer-Ehrung, S. 1—11.

[56]) Pierwszy synod dieczji Wileńskiej w katedrze św. Stanisława 1520/21. In: KfW. 1923/4; S. 71—88.

gestellten Index erheblich erleichtert[57]. Für die Kulmer Diözese hat A. Mańkowski eine Geschichte des Kathedralkapitels (1466—1521), vom Thorner Frieden bis zur Bulle De Salute animarum[58]) geliefert, sowie die Prälaten und Domherren desselben in alphabetischer Reihenfolge mit biographischen Daten bis auf die Gegenwart[59]) zusammengestellt. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch die Studie des Tadeusz Silnicki über „die französischen Einflüsse auf die kirchliche Organisation in Polen im XII. u. XIII. Jahrhundert"[60]), die derselbe in der in Polen in einigen Domkapiteln beobachteten gehobenen Stellung des Dekans und der allenthalben durchgeführten selbständigen Prälatur des Archidiakonates erblickt.

Die geistliche Gerichtsbarkeit suchte auch die Laienwelt in ihren Bereich zu ziehen, sobald die kirchlichen Interessen gefährdet erschienen. So zeigt Jan Fijałek in seiner Untersuchung über „Die Anfänge der Bücher- und Schriftenzensur in der römisch-katholischen Kirche und in Polen"[61]), daß ein derartiger Prozeß zum erstenmal im Jagiellonenreich gegen den Krakauer Buchdrucker Fiol 1491 wegen der von ihm herausgegebenen, anscheinend unionsfeindlichen liturgischen Bücher für die Ruthenen durchgeführt wurde.

Die Auswirkung der geistlichen Gerichtsbarkeit bildet nur eine Teilerscheinung der engen Verbindung zwischen kirchlichen und außerkirchlichen Rechtsbelangen. In diese Verhältnisse läßt uns Przemysław Dąbkowskis Studie über „Die kirchlichen Verhältnisse im Sanoker Gebiet im 15. Jahrhundert"[62]) einblicken, um so mehr, als gerade in diesem, in der Przemysler Diözese gelegenen Landstrich, woselbst neben 57 römischen 43 griechische Kirchen nachweisbar sind, nicht zuletzt wegen der durch die Kolonisationstätigkeit entstandenen Pfarrorganisation, die kirchenrechtlichen Fragen sich verwickelter als anderswo gestalteten. Aus D.s Darlegungen sei noch besonders auf die Ausstattung der Kirchen mit ein bis zwei Hufen sowie dem hier üblichen festen Zehent von jeder Hufe in Geld und gemahlenem Getreide, was die Sanoker Sonderart kennzeichnet, hingewiesen. — D.s Ausführungen ergänzt aus eigener Forschung in sehr dankenswerter Weise Heinrich Felix Schmid in seiner Anzeige der Schrift in der „Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte"[63]), woselbst er eine grundlegende Untersuchung

---

[57]) Monumenta medii aevi histor. Bd. 18. Acta capitulorum. Vol. III. P. II fasc. 1. Index personarum et locorum, Krakau, Ak. d. Wiss. 1918.

[58]) Kapitula katedralna chełmińska od r. 1466—1521. Zap TNT V. Nr. 5/6. S. 74—99, 105—120, 124—129, 1921.

[59]) Prałaci i kanonicy katedralni chełmińscy od założenia kapituły do naszych czasów. Roczn. TNT XXXIII, S. 1—109, XXXIV, S. 285—424, 1927.

[60]) Wpływy francuskie na organizacye kościoła w Polsce w XII. i XIII. wieku. In: Pamiętnik. Sektion IV u. Pt 1926, S. 49—69.

[61]) Początki cenzury książek i pism w kościele rzymsko-katolickim i w Polsce. In: BiKAW 1927, S. 9—14.

[62]) Stosunki kościelne ziemi sanockiej w XV. stuleciu. In: III. Rocznik, TpnP 1922, Sonderabdr.

[63]) XLV Bd. Kan. Abt. XIV, 1925, S. 577—582.

über „die rechtlichen Grundlagen der Pfarrorganisation auf westslavischem Boden und ihre Entwicklung während des Mittelalters“[64]) veröffentlicht hat. Diese Arbeit S.s nimmt zwar ebensowenig unmittelbar Bezug auf die polnischen Verhältnisse wie seine Untersuchung über „Das Recht der Gründung und Ausstattung von Kirchen im kolonialen Teile der Magdeburger Kirchenprovinz während des Mittelalters“[65]) und sein Beitrag „zur Geschichte der Bedeutungsentwicklung westslavischer Lehnwörter für Institutionen der lateinisch-germanischen Kultur“[66]), als Vorarbeiten zu der von S. in Aussicht gestellten Behandlung dieser Fragen für den Bereich der Kirche Polens lassen sie jedoch den Wunsch aufkommen, daß es dem V., der die einschlägige Literatur gründlich beherrscht, beschieden sein möchte, seinen umfassenden Plan zur Vollendung zu bringen. — Diesen Abschnitt schließen wir ab mit dem Hinweis auf Edmund Michaels sorgfältiges Buch über „Die schlesische Kirche und ihr Patronat im Mittelalter unter polnischem Recht“[67]).

Zu den charakteristischen Merkmalen des kirchlichen Lebens im Mittelalter gehört die Pflege des Klosterlebens. — Von einem höheren Standort behandelt Stanislaw Wasylewski das Problem „Kloster und Weib“[68]) in „einer Studie aus der Geschichte der polnischen Kultur des Mittelalters“. Wie d. V. im Untertitel andeutet, möchte er nicht eine Geschichte des Nonnenwesens bieten, sondern im Anschluß an den Werdegang desselben grundsätzliche Betrachtungen über die Stellung des Weibes in der Entwicklung des Klosterlebens anstellen. Immerhin läßt sich ein, wenn auch dünner, fortlaufender historischer Faden aus seiner Darstellung hervorheben, wiewohl sie nicht nach den Grundsätzen historischer Methodik, ungeachtet der Berufung auf die allerdings mehr willkürlich ausgewählte einschlägige Literatur, aufgebaut erscheint. Die einzelnen Etappen der Entwicklung sind richtig erfaßt: im 12. Jahrhundert die asketische Bewegung im Anschluß an die Wirksamkeit Norberts von Xanten und die Klostergründungen der Cistercienserinnen und Benediktinerinnen in Polen, im 13. die Erregung der Gemüter durch Franziskus von Assisi im Tertiariertum — in Polen die Fürstentöchter Kinga, Salomea, Jolanta, Grzymisława — und Klarissinnenorden — in Krakau bereits 1233 eine Niederlassung —, im 14. und 15. Niedergang des Nonnenwesens, im 16. Auflösung und Neugestaltung unter dem Einfluß der Reformation. Aus diesem allgemeinen Rahmen läßt d. V. Einzelbilder aus dem polnischen Klosterleben, besonders im Hinblick auf die Kulturarbeit der Ordensfrauen, hervortreten. Einen breiten Raum nimmt die Erörte-

---

[64]) Ebd. XLVI, Kan. Abt. XV, 1926.

[65]) Weimar 1924.

[66]) In: Streitberg-Festschrift. S. 326—335, Leipzig 1924.

[67]) Vgl. die Anzeige v. E. Hanisch in unseren „Jahrbüchern“, N. F. Bd. II, Hft. 3, S. 103, 1926.

[68]) Klasztor i kobieta. Verlag: Wydawnictwo polskie, Lemberg, Posen 1923.

rung des Hörigkeitsverhältnisses, in das das Weib zum Manne durch das Mönchtum geraten war, ein. Manche treffsichere Beobachtung des durch seine sorgfältige äußere Ausstattung — 10 Holzschnitte und acht Initialen — ins Auge fallenden Buches wird der Historiker sich zunutze machen. — Schriften dieser Art lassen den Mangel einer zusammenhängenden Geschichte des Ordenswesens in Polen doppelt empfinden. Einzeluntersuchungen, an denen es auch in der letzten Zeit nicht gefehlt hat, liefern für die zu erwartende großzügige Darstellung Bausteine. So geht Heinrich Likowski „der ältesten Geschichte des Cistercienserinnenklosters zu Ołobok"[69]) und „den Anfängen des Cistercienserklosters in Owinski (1242—1250)"[70]) nach. Im Vordergrund steht die Untersuchung über die Echtheit der beiderseitigen Stiftungsurkunden; während L. an der Echtheit der in Abschriften aus dem 16. Jahrhundert für dieses Kloster vorliegenden Stiftungsurkunden aus den Jahren 1250 und 1252 festhält, sucht er an Stelle der für jenes gefälschten vom 20. Oktober 1213 den Wortlaut der authentischen wiederherzustellen. — M. Niwiński beleuchtet aus Originaldokumenten und Kopien des 17. Jahrhunderts „die Stiftung der Cisterzienserabtei in Wąchock und die Geschichte ihrer Ausstattung bis zum Ausgang des Mittelalters"[71]). Wie aus seinen Darlegungen hervorgeht, ist diese durch Leszek den Weißen mit dem Recht der Immunität ausgestattete und durch Vermächtnisse des Adels reich gewordene Stiftung des Krakauer Bischofs Gedko mit der Zeit der Mittelpunkt der polnischen Metallindustrie geworden. Über die „Gründung des Dominikanerklosters in Krakau"[72]) berichtet Z. Kozłowska und über „Die Ausstattung der Lemberger Benediktinerinnen"[73]) Antoni Prochaska. Einen Beitrag zu „den Siedlungsverhältnissen auf den Klostergütern (Benediktiner) zu Tyniec in der Anfangszeit"[74]) liefert A. Hirschberg. Aus dem Vergleich der Namen der Besitzer, die im Privileg des päpstlichen Legaten Idzi aus dem Jahre 1105 aufgezählt werden, mit den Bezeichnungen der Ortschaften des Klosterbesitzes sucht d. V. seine These zu begründen, daß die Ansiedlung in der Form der Einwirtschaft erfolgt sei. — Tadeusz Szydlowski lenkt die Aufmerksamkeit auf „die Architektur der Cistercienser in Polen gegen Ende des 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts"[75]). — Den romanischen und go-

[69]) BiKAW 1921 (1925), S. 26—32 (deutscher Bericht).

[70]) Początki klasztoru cystersk. w Owińskach (1242—1250). Posen 1924.

[71]) Fundacya opactwa Cystersów w Wąchocku dzieje jego uposażenia po koniec wieków średnich. In: BiKAW 1927, S. 22—27 (franz. Bericht).

[72]) Założenie klasztoru OO. Dominikanów w Krakowie. In: Roczn. Krak. XX, S. 1—19, 1926.

[73]) Uposażenie benedyktynek Lwowskich. In: Pnl 1921, S. 167—188.

[74]) Stosunki osadnicze w dobrach klasztoru tynieckiego w początkach jego istnienia Lemberg 1925. Dazu die kritischen Bemerkungen von Fr. Bujak in Kh 39, S. 85—94, 1925.

[75]) O architekturze cysterzkiej w Polsce z końcem XIIgo i w pierwszej połowie XIII w. In: BiKAW 1927, S. 37—40.

tischen Baustil haben dieselben, wie Sz. noch besonders an den Bauten in Wąchocku, Koprzywnicy, Sulejów und Jędrzejów zeigt, aus ihrer burgundischen und italienischen Heimat nach Polen verpflanzt. — Zur Personalgeschichte möchte Felix Poborecki in „einigen Worten über Aron, den ersten Abt von Tyniec"[76], die Vermutung aussprechen, daß der in der gefälschten Urkunde des Herzogs Ezzo für das Kloster zu Brauweiler aus der Zeit 1120—1134 erwähnte Mönch gleichen Namens auf direkte Beziehungen zwischen diesen und der polnischen Benediktinerniederlassung hinweise. — Jan Fijałek greift durch seine Studie über „die beiden Krakauer Dominikaner: Johann Biskupiec und Johann Falkenberg"[77] eine auch in der deutschen Geschichtsschreibung viel erörterte Fragestellung von neuem auf. Bekanntlich stand der letztere infolge seiner Satire auf Wladyslaw Jagiello, die das Konzil zu Konstanz lebhaft beschäftigte, durch einige Zeit im Mittelpunkt der durch die Auseinandersetzung zwischen dem Deutschen Ritterorden und dem Jagiellonenreich hervorgerufenen diplomatischen Verhandlungen. Anläßlich des fünfhundertjährigen Gedenkens des Widerrufs der antipolnischen Schmähschrift durch Falkenberg sucht F. den Streitfall aus den Spannungen, die in der polnischen Provinz des Dominikanerordens zu Beginn des 15. Jahrhunderts infolge des Gegensatzes zwischen der deutschen Mehrheit und der polnischen Minderheit unter den Ordensangehörigen entstanden waren, verständlich zu machen. Im Krakauer Dominikanerkonvent erscheint Falkenberg als der deutsche Gegenspieler des polnischen Priors und nachmaligen Provinzials Biskupiec, durch welche Gegnerschaft die von 1415—1417 andauernde Spaltung der polnischen Ordensprovinz mit veranlaßt worden ist. Durch diese von F. zum erstenmal aufgedeckten Verbindungsfäden rückt die Falkenberg-Angelegenheit in eine neue Beleuchtung. Bei der Darstellung ihres in den Grund- wie Einzelzügen bekannten Verlaufs ist F. bemüht, darzutun, daß bei dem schließlich zustande gekommenen Kompromiß sowie bei den Verhandlungen, die dazu führten, die polnischen Unterhändler nicht so ungünstig, wie meist angenommen wird, abgeschnitten hätten.

Mit der Ordensgeschichte hängt die Heiligenverehrung eng zusammen. Ihre Erforschung sollte nach der Auffassung Jan Fijałeks als eine der Hauptaufgaben „der Kirchengeschichtsschreibung in Polen"[78] angesehen werden, weshalb er die Einrichtung von „Monumenta Hagiographica" als einer Abteilung der „Monumenta Poloniae Historica" fordert. Gewissermaßen als Auftakt hierzu bespricht er selbst „Die Lebensgeschichten, Passionen und Wunder des

[76]) Kilka słów o Aronie, pierwszym opacie tynieckim. In: Kh 36, 1922. S. 1—10.

[77]) Dwaj dominikanie krakowscy: Jan Biskupiec i Jan Falkenberg. In: Balzer-Ehrung I, S. 271—348.

[78]) Historjografja kościelna w Polsce dawnej i dzisiaj. In: Pamiętnik, Serie IV.

hl. Adalbert"[79]. Als der eigentliche Nationalheilige der Polen gilt der hl. Stanislaw, dessen Verhältnis zu dem König Boleslaw dem Kühnen, auf dessen Anstiften er ums Leben kam, noch immer umstritten ist. „Den Zeiten" dieser beiden Gegenspieler widmet Stanislaw-Alexander Boleścic-Kozłowski[80]) eine „historische Studie", worin er die bereits wiederholt erörterte Überlieferung über den Streitfall unter Berücksichtigung der auch außerpolnischen Zeitverhältnisse neuerdings einer sachlichen Kritik unterzieht. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß die späteren Darstellungen den Tatbestand zum Teil sogar unter wörtlicher Anlehnung an die Legende des Thomas Becket entstellten. Von dem Bericht des Gallus, den er für den einzig zuverlässigen hält, ausgehend, verteilt er die Rollen in der Weise, daß er Boleslaw als Förderer der polnisch national eingestellten geradezu gregorianischen kirchlichen Reformbestrebungen des zu Unrecht vergessenen Gnesener Erzbischofs Bogumil und Stanislaw in seiner Gegnerschaft gegen dieselben als Parteigenossen des auf auswärtige Unterstützung pochenden Wladyslaw Hermann auftreten läßt. Das Aufkommen der Verehrung des Bischofs als Märtyrers führt er auf ein geschickt angelegtes Manöver des zur Macht gelangten Wladyslaw Hermann zurück. In Anbetracht des Mangels einwandfreier ursprünglicher Nachrichten lassen sich die wohlerwogenen Aufstellungen Bks. nicht ohne weiteres von der Hand weisen. — Eine Bestätigung dafür, daß in der späteren Stanislaw-Legende der historische Sachverhalt in Einzelzügen in das Gegenteil umgekehrt wurde, bringt auch Kazimierz Dobrowolskis „Geschichte des Kultes des hl. Florian in Polen bis zur Hälfte des 16. Jahrhunderts"[81]). In dieser Neuland erschließenden Untersuchung zeigt d. V., daß die Verehrung des hl. Florian, dessen Gebeine um 1184 nach Krakau aus Italien übergeführt wurden, um Polen eines bedeutsamen Reliquienschatzes teilhaftig zu machen, seit ungefähr 1253 durch den Kult des Nationalheiligen Stanislaw, dessen Heiligsprechung damals auf Grund der inzwischen in diesem Sinne ausgeschmückten Legende erfolgt ist, zurückgedrängt worden sei. Aus D.s Feststellungen geht also hervor, daß jener in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts noch keineswegs im Ansehen eines Märtyrers der polnischen Kirche gestanden ist, da sonst die eifrigen Bemühungen des Krakauer Bischofs Gedko um die Gewinnung der Reliquien eines mit Polen in keinerlei Zusammenhang stehenden Gottesstreiters, dessen Lebensgeschichte noch dazu völlig in Dunkel gehüllt war, unverständlich sind. Im übrigen bietet D. eine durch ihre ruhige Sachlichkeit hervorstehende sehr gründliche Studie, worin er zur Erfassung des in Frage stehenden Gegenstandes seinen Stoff

---

79) Żywoty, pasje i cuda św. Wojciecha. Ebendort.

80) Czasy świętego Stanisława i Bolesława Smiałego, Warschau, Gebethner u. Wolff, 1922.

81) Dzieje kultu św. Florjana w Polsce do połowy XVI w. RhtnW Bd. II, Hft. 2, Warschau 1923.

ebenso aus kultischen und kanonischen Bestimmungen, wie aus der Benennung von Personen, Orten und Kirchen, aus der Siegelkunde wie Volksbräuchen, die auf einen Zusammenhang mit dem hl. Florian hindeuten, herbeiholt. — „Die Angelegenheit des hl. Stanislaw" sucht Wladyslaw Semkowicz „im Lichte einer neuen ikonographischen Quelle"[82]) zu klären. Es handelt sich um Darstellungen auf einem aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammenden Taufbecken in der Kirche zu Tryde, einem Dorf in Schweden, die Johann Roosval für Szenen aus der Legende des hl. Stanislaw erklärt. S. stimmt dieser Auffassung unter Hinweis auf die Möglichkeit der durch die Verschwägerung der Dynastien gegebenen Verpflanzung des Stanislaw-Kultes nach dem Nordreiche zu. In dem Umstand, daß der Scharfrichter mit einem Beil und nicht mit einem Schwert abgebildet ist, erblickt er eine Bestätigung der Nachricht in der Chronik des Gallus, wonach Boleslaw der Kühne den Bischof zum Zerhacken der Gliedmaßen verurteilte. Aber es wirft sich die Frage auf: Ist es wahrscheinlich, daß der hl. Stanislaw, der erst ein Jahrhundert später kanonisiert wurde, bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts im fernen Norden verehrt wurde? Im Hinblick auf das Aufkommen des St. Florian-Kultes in Polen in diesem Zeitpunkte kann die Antwort, troß aller nicht leicht zu nehmenden Gegengründe von S., nicht positiv ausfallen. Aber es muß ihm zugegeben werden, daß die Stanislaw-Legende des 13. Jahrhunderts bereits im 12. vorbereitet wurde.

Das Geistesleben findet seinen Niederschlag im Schrifttum. Die polnische Literatur verdankt ihre Entstehung kirchlichen Anregungen und Bedürfnissen. So kommt dem Handbuch von Jan Łoś über „Die Anfänge des polnischen Schrifttums"[83]) eine erhöhte kirchenhistorische Bedeutung zu. Das Buch bewegt sich auf der Linie von Nehrings längst überholten „Altpolnischen Sprachdenkmälern" (1886). In dankenswerter Weise faßt d. V. den umfangreichen, weit zerstreuten Stoff zusammen, wobei er jedesmal über den derzeitigen Stand der Forschung unterrichtet, ohne mit seinem eigenen Urteil zurückzuhalten. So kann sich der Leser auf diesem vielfach sehr problematischen Gebiet leicht und rasch zurechtfinden. Von unmittelbarem kirchenhistorischen Interesse sind die Abschnitte über die Bearbeitung der Heiligen Schrift, über die Predigten, Gebetbücher, Ordensregeln, Heiligenleben und Kirchenlieder; aber auch die Kapitel, in denen die sog. weltliche Literatur behandelt wird, enthalten Hinweise auf kirchliche Beziehungen, so z. B. die älteren Rechtsdenkmäler, das Gelegenheitsschrifttum, die Anweisungen für den Jugendunterricht u. dgl. m. Da Ł. seine Darstellung bis ungefähr 1543, der Geburtszeit der selbständigen nationalen polnischen Lite-

---

[82]) Sprawa Św. Stanisława w świetle nowego źródła ikonograficznego. In: Balzer-Ehrung II, 389—439. Ebenso BiKAW 1922/25, S. 52—59.

[83]) Początki piśmiennictwa polskiego, Lemberg-Warschau, Krakau, 2. Aufl., 1922.

ratur, führt, umfaßt sein Buch das gesamte im Mittelalter entstandene polnische Schrifttum, soweit es der Forschung überhaupt zugänglich ist. — Łoś läßt die lateinischen Schriftdenkmäler, die in Polen entstanden sind, unberücksichtigt und beschränkt sich auf die Zusammenstellung des seinem Inhalt nach zusammengehörenden Stoffes. Eine Geschichte der polnischen Literatur im Mittelalter bietet er demnach nicht, sondern nur Bausteine zu einer solchen, die aus dem Nachlaß des 1906 verstorbenen Roman Pilat sein Schüler Stanisław Kossowski in zwei Bänden tatsächlich vorgelegt hat[84]). In seiner Umsicht und Übersicht kommt dieses aus den Kollegheften des ehemaligen Lemberger Literarhistorikers herausgegebene Werk einem lang empfundenen Bedürfnis entgegen. Dies gilt besonders von dem zweiten Band, worin die Literatur des 15. Jahrhunderts in einer bisher unerreichten Vollständigkeit dargeboten wird. Die literarische Tätigkeit der ersten Vorkämpfer des Humanismus in Polen, d. i. eines Gregor von Sanok, eines Callimach, eines Ostroróg u. a., wird hier im Rahmen des gesamten Geisteslebens in Polen in eine neue Beleuchtung gerückt, ebenso die Auswirkung der Krakauer Akademie auf die Gestaltung der polnischen Kultur. Das lateinische, unter dem Einfluß der erwachenden Antike geläuterte Gelegenheitsschrifttum wird den meist kirchlichen Zwecken dienenden polnischen literarischen Erzeugnissen auf breiter Grundlage gegenübergestellt. Indem d. V. im ersten Band diese Entwicklung bis in die Anfangszeit zurückverfolgt, bietet er ein in allen Einzelheiten ausgeführtes Gesamtbild des mittelalterlichen Geisteslebens in Polen. Das Werk, um dessen Veröffentlichung der Herausgeber Kossowski sich in selbstloser Mühewaltung dankenswert verdient gemacht hat, empfiehlt sich auch dem Kirchenhistoriker als unentbehrliches Handwerkszeug. — Die Darstellungen von Łoś und Pilat ergänzt Alexander Brückner durch die in guter Auswahl vorgelegten Textproben des „polnischen mittelalterlichen religiösen Liedes"[85]) und der „polnischen mittelalterlichen Prosa"[86]). Es ist für die Forschung wichtig, daß die Heiligenlegenden, die Weihnachts-, Oster-, Pfingst- und Marienlieder — besonders das Bogurodzica —, die heiligen Kreuzer und Gnesener Predigten, die Gebetsformulare, die Bibelübersetzungen und -Erklärungen, bes. der Florianische Psalter und die Bibel der Königin Sophie, um die sich die wissenschaftliche Auseinandersetzung dreht, nunmehr in einem kritisch festgestellten Wortlaut dem Studium leicht zugänglich gemacht worden sind. — Von Einzelarbeiten auf dem in Verhandlung stehenden Gebiet seien noch erwähnt die über „die erste polnische Hymne" „Bogurodzica" von Jan Łoś[87]), A. Wyrzy-

[84]) Historya literatury polskiej w wiekach średnich. Warschau-Krakau, Gebethner u. Wolff, 1926.

[85]) Średniowieczna pieśn religijna polska. In: Bibljoteka narodowa. Ser. I Nr. 65, Krakau 1923.

[86]) Średniowieczna proza polska. Ebd. Nr. 68, 1923.

[87]) Bogurodzica. Lublin 1922 (Noten beigegeben).

kowski[88]) und Zdzisław Jachimecki[89]), wobei der erstere ihren Text erklärt, der andere sich über ihre Entstehung ausläßt und der letztere ihre musikalische Seite behandelt. — Von „den altpolnischen Predigten aus Heiligenkreuz"[90]) liegt eine treffliche Ausgabe von Paul Dieis vor. Er bietet in Ergänzung von Brückner auf Grund einer photographischen Kopie einen vollständigen Text, eine Übersetzung mit sehr eingehenden philologischen Erklärungen und ein genaues Wortverzeichnis, wodurch er dieses erste Dokument des polnischen Schrifttums, Predigten auf den Michaels-, Katharinen-, Nikolaus-, Weihnachts-, Dreikönigs- und Mariä-Lichtmeßtag, der deutschen Forschung zugänglich macht. — Es sei noch auf die Arbeit von Roman Grodecki über den „Magister Wincenty Kadłubek, Krakauer Bischof"[91]), anläßlich des siebenhundertsten Todestages dieses ersten polnischen Historikers, der sich auf kirchlichem Gebiet hervorgetan hat, verwiesen.

Das Schrifttum in Polen ist erst durch den Humanismus und die Renaissance aus seinen Kinderschuhen herausgetreten[92]). Die kirchengeschichtliche Tragweite dieser Bewegung für Polen wird durch einige Arbeiten aus der letzten Zeit von neuem bestätigt[93]). Von den 9 Skizzen Jan Ptaśniks aus der „Italienischen Kultur im Mittelalter in Polen"[94]), haben kirchenhistorisches Interesse die über „Callimachus als Diplomat und Politiker" und besonders die über „Die Polen in Italien". Die Verbreitung des neuen Bildungsideals im Jagiellonenreich wird ferner durch die von demselben herausgegebenen „Monumenta Poloniae typographica XV et XVI saeculi"[95]), einer auf fünf Bände veranschlagten Geschichte des polnischen Buches, ebenfalls erhellt. In dem vorliegenden ersten Bande bietet P. das sehr sorgfältig gesichtete Material über die Buchdrucker, aus deren Reihe er die in Krakau wirkenden protestantischen[96]) in Ergänzung seines Aufsatzes über die Buchhändler[97]) noch besonders zusammenstellt. — Stanisław Kot, der „den Quellen zur Geschichte des Geisteslebens in Polen im Zeitalter des Huma-

---

[88]) Geneza „Bogurodzicy" 1922.

[89]) Cześć muzyczna Bogurodzicy. In: BiKAW 1927, S. 15—17 (französ. Bericht).

[90]) Berlin 1521.

[91]) Mistrz Wincenty Kadłubek, biskup Krakowski. In: Roczn. Krakowsk. XIX.

[92]) Vgl. dazu den Vortrag von Kazimiera Ostachiewiczowa: Humanizm i odrodzenie, ich stosunek do literatury polskiej. Wilno. Tow. miłośn. historyi Polskiej Reform. im. Jana Łaskiego, 1918.

[93]) Vgl. R. Kesselring: Humanismus u. Reform. i. Polen im XV. u. XVI. Jhdt. In: Deutsche Blätter in Polen IV, S. 541—551, 1927.

[94]) Kultura włoska wieków średnich w Polsce. In: Bibl. historyczna, Warschau 1922.

[95]) Lemberg, Ossolineum 1922.

[96]) Drukarze różnowiercy w Krakowie wieku XVI. In: RwP I, 1921. S. 181—188.

[97]) Księgarze różnowiercy. Ebendort S. 43—50.

nismus"[98] nachgeht, deckt „Die Beziehungen Polens zum schweizerischen Humanismus um 1550"[99] auf. Im einzelnen führt er diese Verbindungslinien näher aus in dem Aufsatz über „Die erste protestantische Schule in Polen"[100], die in Pinczow unter Leitung des Franzosen Peter Statorius zugleich als erste humanistische Bildungsstätte im Jagiellonenreich in engster Anlehnung an die Lehrpläne des Lausanner Kollegiums ins Leben getreten ist, sowie in der Studie über „Die Polen in Basel zur Zeit Sigismund Augusts"[101], worin er feststellt, daß ungefähr 70 polnische Studenten sich daselbst eingefunden und mit Vorliebe bei den hinsichtlich des kirchlichen Dogmas kritisch gerichteten Italienern Curio und Castellione verkehrt haben. — Auf der Linie der Erhebungen der Beziehungen auswärtiger Humanisten mit Polen liegt auch K o t s grundlegende Arbeit über „Hugo Grotius und Polen"[102], ergänzt durch die Korrespondenz desselben und des G. J. Vossius mit der Familie Słupecki[103]. Wie K. zeigt, erblickte „der Phönix der Menschheit" in der Verfassung des Wahlkönigtums die Gewähr für die Niederhaltung der Willkürherrschaft, besonders in konfessionellen Dingen. — Im Zusammenhang der Behandlung „Der Übersetzungen der Schriften des hl. Gregor von Nazianz in Polen"[104] entwirft J a n F i j a l e k eine Lebensskizze des „Magister Stanisław Grzepski, eines Humanisten der Krakauer Universität im 16. Jahrhundert[105] (1524—1570), der unter dem Einfluß des Studiums des Erasmus die Dichtungen des Kirchenvaters ins Polnische übertrug; wiewohl von Hosius und Kromer gefördert, schloß er sich 1549 den böhmischen Brüdern an.

Damit ist die Verknüpfung zwischen dem Humanismus und den sog. v o r r e f o r m a t o r i s c h e n Strömungen, sofern die Brüdergemeinschaft aus dem Husitismus hervorgegangen war, gegeben. Eine Übersicht über „die ersten religiösen Sekten in Polen" bietet K a z i m i e r z D o b r o w o l s k i[106]. Über „die husitische Bewegung in Polen und ihren Einfluß auf die Literatur"[107] unterrichtet K a z i m i e r z K o l b u s z e w s k i. — Die ersten polnischen Bibelübersetzungen, religiöse Dichtungen und selbst das Reformprogramm des Ostrorog

[98] Źródła do dziejów życia umysłowego Polski w dobie humanizmu. In BiKAW 1925 (1927).

[99] Stosunki Polski z humanizmem szwajcarskim około połowy XVI wieku. Ebendort 1919/20 (1925), S. 330—333.

[100] Pierwsza szkoła protestancka w Polsce. In: RwT I, S. 15—34.

[101] Polacy w Bazylei za czasów Zygmunta I. Augusta. Ebendort S. 105—133.

[102] Hugo Grotius a Polska. Ebendort IV, 1926, S. 100—120.

[103] Ebendort S. 198—206 u. V, 1928, S. 155 f.

[104] Przykłady pism św. Grzegorza z Nazyanzu w Polsce. In: Polonia sacra Bd. 1. S. 46—144 u. ebendort 3, 126—207, 1919.

[105] BiKAW 1919/20 I (1922) S. 16.

[106] Pierwsze sekty religijne w Polsce. BiKAW 1924 (1927), S. 8 u. RwP III, 1925, S. 163—202.

[107] Ruchy husytyckie w Polsce i wpływ ich na piśmiennictwo. Ebendort I, S. 161—180.

gehören hierher. — Adolf Kunkel teilt aus den Akten des Generalvikars Sędziwoj Czechelski Nachrichten über „Gnesener Hussitenverhöre 1450—1452"[108]) mit.

Im Mittelpunkt der kirchengeschichtlichen Forschung steht noch immer die Reformation, deren Verlauf zeitlich mit dem sog. goldenen Jagiellonischen Zeitalter zusammenfällt. Das kulturhistorische Interesse überwiegt infolgedessen, und auch die konfessionellen Begleitumstände der Bewegung werden im allgemeinen in erster Linie auf den geistesgeschichtlichen Ertrag hin untersucht.

Auf dieser Grundlage hat sich am 19. April 1920 „Der Verein zur Erforschung der Geschichte der Reformation in Polen" gebildet, dessen Organ „Reformacya w Polsce" unter der bewährten Leitung von Stanisław Kot in den bisher erschienenen fünf Jahrgängen seinen Zweck vollauf erfüllt hat. Auf die daselbst veröffentlichten Abhandlungen und „Materialien", die eine Lücke ausfüllen, werden wir im Verlauf unserer Darlegungen zurückgreifen.

Bevor wir auf Einzelfragen eingehen, müssen wir die zusammenhängenden Bearbeitungen des Gesamtstoffes beachten. An erster Stelle sei in diesem Zusammenhang auf die von Ignacy Chrzanowski und Stanisław Kot veranstaltete Quellensammlung „Humanismus und Reformation in Polen"[109]) verwiesen. Die Auswahl — im ganzen 102 Nummern — ist durch die Bedürfnisse seminaristischer Übungen bestimmt, weshalb alle diejenigen Stücke fortgelassen werden, die anderweitig leicht zugänglich sind. Aber gerade dadurch erhöht sich der Wert des Buches als Studienbehelf, zumal die Herausgeber im Bedarfsfalle auch handschriftliche Aufzeichnungen herangezogen haben. Als Zweck der Veröffentlichung wird „die Förderung des Verständnisses für den Aufstieg der Kultur und Nationalliteratur im XV. und XVI. Jahrhundert" bezeichnet. Deshalb werden an die Spitze die Gründungsurkunden der Krakauer Akademie gestellt. Es folgen Mitteilungen über den Anteil Polens an den Reformkonzilen und an der husitischen Bewegung, über die ersten Beziehungen mit dem italienischen Humanismus, über Johann Ostrorog, dessen „Memorial" betreffend die Staatsreform fast zur Gänze abgedruckt wird, ferner Auszüge aus der Geschichte Polens des Dlugosz, alsdann Nachrichten über den Wirkungskreis des Callimach, über die Ausbreitung des Humanismus, über die ersten polnischen Drucke, Stichproben aus den Schriften des Martin Bielski und Nikolaus Rej, Aktenstücke zur Geschichte der Reformation, darunter die antilutherischen Edikte Sigismunds I. und die Warschauer Konföderation, weiterhin Belege zur politischen Ideologie des Adels und endlich Aufzeichnungen über die Reform des Schulwesens und der höheren Studien. Den Abschluß bildet die Errichtung der Zamoscer Akademie (1600). — Bei einer Neuauflage wäre eine stärkere Berücksichtigung der spezifisch konfessionellen Literatur aus beiden Lagern erwünscht.

---

[108]) Mitt. Inst. f. österr. Geschichtsforschung 38, 1918, S. 314—325.

[109]) Humanizm i reformacya w Polsce. Lemberg-Warschau-Krakau 1927.

Der Plan als solcher und seine Ausführung sind als sehr glücklich zu bezeichnen.

Es hat auch an zusammenhängenden Darstellungen des Gesamtverlaufs der polnischen Reformation nicht gefehlt. In seiner für weitere Kreise bestimmten „Reformation in Polen"[110]) faßt Kasimir Chodynicki den bekannten Stoff in fünf Kapiteln zusammen: Die Bewegung unter Sigismund I., Vorstoß des Adels auf den Reichstagen 1548—1565 gegen die alte Kirche, inneres Leben der Evangelischen (1550—1570), Kampf um die Gleichberechtigung (bis zur Konstitution vom 3. Mai 1791), Antitrinitarismus. Durch die straffere Erfassung des Tatsachenmaterials treten manche Einzelheiten klarer als in den bisherigen Darlegungen hervor. — Das gleiche gilt von der „Übersicht über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der evangelischen Kirche im Gebiete des einstigen und jetzigen polnischen Staates"[111]) Wilhelm Bickreichs, der durch seine Arbeit „eine praktische Hilfe zu schneller Orientierung und zur Anregung weiterer Studien" bieten möchte. Indem d. V. „Evangelisches Leben unter dem weißen Adler" — so der Haupttitel der Schrift — nach den einzelnen Teilgebieten des heutigen Polen schildert, rückt das Zusammengehörende deutlicher zueinander. — Die Reformationsgeschichte Pommerellens wird noch besonders in der „Geschichte der Kaschuben"[112]) von F. Lorentz behandelt. — Vom sozial-ökonomischen Standpunkt möchte „Die Reformation in Polen"[113]) Paul Fox zur Darstellung bringen. Die bisherigen Bearbeiter des Gegenstandes, die das religiöse Moment in den Vordergrund gestellt haben, vermochten nach seiner Auffassung den raschen Aufstieg und den plötzlichen Zusammenbruch der Bewegung nicht zu erklären, da sie nicht, wie er es tut, die sozialen und ökonomischen Beweggründe als die entscheidenden Triebkräfte in Betracht gezogen haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß die von F. berührten Hintergründe den Gang der Ereignisse irgendwie mitbestimmt haben. Durch seine Ausführungen ist es ihm jedoch nicht gelungen, seine These zu begründen. Denn der Kampf zwischen dem Adel und der hohen Geistlichkeit, den er in den Mittelpunkt schiebt, spielte sich innerhalb einer und derselben sozialen Schichte ab, da der Adel, um die kirchlichen Einkünfte seinem Stande zu sichern, die höheren geistlichen Stellen mit Anwärtern aus seinen Reihen besetzen ließ. Die Streitigkeiten wegen Heranziehung des leitenden Klerus zu den öffentlichen Lasten begannen, wie übrigens auch F. andeutet, ebenso wie die wegen der bischöflichen Jurisdiktion lange vor der Reformation und hielten an, als diese bereits längst wieder abgeflaut war.

---

[110]) Reformacya w Polsce. In: Bibljoteka skladnicy. Nr. 7, Warschau 1923.

[111]) In: Kirchliche Zeitfragen, Heft 2, Posen 1925.

[112]) Berlin 1926.

[113]) The reformation in Poland. Some social and economic aspects. Baltimore 1924.

Die Spannung, die sich zwischen der Schlachta und der hohen Geistlichkeit wegen der politischen Forderungen herausgebildet hatte, hat gewiß die Ausbreitung der Reformation erheblich gefördert. Der Abfall von der alten Kirche wäre aber niemals erfolgt, wenn nicht die neuen religiösen Ideen aus dem Westen nach Polen eingedrungen wären. F. erhebt demnach irrtümlicherweise eine Begleiterscheinung zur treibenden Kraft, wobei er noch dazu in ungenauer Begriffsabgrenzung die sozial-ökonomischen Beweggründe als die rein politischen bezeichnet. In seiner Konstruktion steckt aber doch ein richtiges Empfinden: in den bisherigen Darstellungen ist die Untersuchung über die soziale Auswirkung der polnischen Reformation tatsächlich zu kurz gekommen. Es würde sich dabei allerdings mehr um eine Folgeerscheinung als um eine entscheidende Ursache handeln. Indem F. auf Modrzewski verweist, hat er sicherlich den richtigen Weg betreten. Bei seiner an der Oberfläche sich bewegenden Arbeitsweise — die deutsche Literatur berücksichtigt er überhaupt nicht; Th. Wotschke scheint er nicht zu kennen! — hat er jedoch die Forschung auch nach der von ihm angestrebten Richtung nicht weiter gebracht.

Die literarhistorische Seite der Reformation wurde gemäß der früher gekennzeichneten Einstellung der polnischen Forschung in Einzeluntersuchungen tiefer erfaßt. So brachte Tadeusz Grabowski durch seine „Lutherische Literatur in Polen im 16. Jahrhundert"[114]) seine Trilogie der Geschichte des protestantischen Schrifttums zum Abschluß — 1906 schrieb er über die kalvinische, 1908 über die arianische Literatur —. Den Anfang stellte er in der Reihenfolge seiner Veröffentlichungen an das Ende, insofern das Luthertum, wie er in dem vorliegenden Werke ausführt, den Stein ins Rollen gebracht hat. Die Grenze zwischen der lutherischen und kalvinischen Literatur läßt sich allerdings schwer ziehen, da führende Persönlichkeiten von dem augsburgischen Bekenntnis zum reformierten übergingen; infolgedessen führt d. V. vielfach Schriftsteller als lutherische ein, die er vorher in der Geschichte der kalvinischen Literatur gewürdigt hatte — so z. B. Rej und Modrzewski —. Immerhin weist die lutherische Literatur charakteristische Merkmale auf, die sie von der kalvinischen unterscheiden. Sie erscheint, vom preußischen Herzog Albrecht gefördert, als der Niederschlag der deutschen Konfession in Polen, weshalb sie auch auf die Gestaltung der einheimischen Literatur nicht im entferntesten den Einfluß jener auszuüben vermochte. Immerhin hat sie einen Erasmus Glicner, einen vielseitigen Schriftsteller, hervorgebracht, der, wie G. ausführt, das polnische Schrifttum noch in ganz anderer Weise befruchtet hätte, wenn ihn, den lutherischen Superintendenten von Großpolen, nicht die konfessionellen Fragen ganz in Anspruch genommen hätten. Neben diesem läßt d. V. die Posener Samuel und Seklucyan, den Juristen Przyluski, Lutomirski, Trepka und besonders Modrzewski aus

[114]) Literatura luterska w Polsce wieku XVI (1530—1630), Posen 1920.

dem Gesamtrahmen deutlicher hervortreten, aber ohne schärfere Ausprägung ihrer literarischen Individualitäten. G. hat eine Fülle von Originaldrucken durch seine Hände gehen lassen, bei der Durchführung seines Planes die Gestaltung der einzelnen Literaturgattungen hingegen nicht klar umschrieben[115]. Diesen Dienst haben der Forschung anderweitige Untersuchungen geleistet.

An erster Stelle sei hier „Die polnische Postillenschreibung im 16. und 17. Jahrhundert"[116] von Kazimierz Kolbuszewski genannt. Dieses Werk greift einen wichtigen Zweig der Erbauungsliteratur auf. Sein Werk besteht vor allem in dem gründlichen theologischen Unterbau. Indem K. die auswärtige Postillenliteratur, die die polnische beeinflußt hat, zum Vergleich heranzieht, läßt er an der Hand der Postillen erkennen, inwieweit die religiösen Gedanken des Westens in die polnische Denkweise eingedrungen waren. D. V. unterzieht dreizehn protestantische und fünf katholische Postillen einzeln einer mehr oder weniger eingehenden Untersuchung unter jedesmaliger besonderer Berücksichtigung ihres theologischen Gehaltes, und zwar aus der ersteren Gruppe die des Johann Seklucyan, der, wie K. zeigt, aus Melanchthon, Spangenberg u. a. eine Übersetzung herstellte, die Trepkas, der einfach Corvinus ins Polnische übertrug, die Rejs, der die erste selbständige polnische Postille lieferte, die des Hieronymus Malecki, der Luther ausschrieb, die des Gregor von Zarnowiec, des bedeutendsten polnischen Postillenschreibers, dessen Postille sogar ins Deutsche und Čechische übertragen wurde, die stark polemisch eingestellten Gilowskis, Kalksteins und Krainskis, die litauische Bretkuns und die praktische Lebensfragen behandelnde des Gdacjus, ferner die des Superintendenten Dambrowski, die in den Zeiten der Unduldsamkeit als Ersatz für die sonntägliche Predigt mit Vorliebe gelesen wurde, und endlich die der volkstümlichen Art Dambrowskis nachgebildete des Thorner Pastors Schönflissius und die polnische Übersetzung der Postille des Scultetus. Von den katholischen Postillen, die nach seiner Auffassung die Höhe der protestantischen nicht erreichten, behandelt K. eingehender nur die des Bischofs Białobrzeski und die des Jesuiten Skarga, der durch diese Erbauungsschrift die Rejs zu verdrängen suchte. K.s Buch bedeutet einen Höhepunkt der Erforschung der polnischen Reformationsgeschichte.

Diese zusammenfassenden Darstellungen werden durch Untersuchungen über einzelne literarische Persönlichkeiten ergänzt. Stanisław Kot klärt die bisher undurchsichtige Stellung des viel genannten Frycz Modrzewski innerhalb der evangelischen Bewegung Polens[117]. Wie er auf Grund eines

---

[115] Grabowski hat außer der protestantischen auch die Geschichte der griechisch-katholischen Literatur in Polen behandelt. „Z dziejów literatury unicko prawosławnej w Polsce". Posen 1922.

[116] Postyllografia Polska XVI i XVII wieku. Krakau 1921.

[117] Andrzej Frycz Modrzewski. Krakau. 1. Aufl. 1915. 2. Aufl. (fast unverändert) 1923.

eingehenden Studiums der Schriften desselben überzeugend nachweist, blieb der begeisterte Erasmus — Schwärmer, der auch zu Melanchthons eifrigen Schülern in Wittenberg gehörte, zeitlebens Humanist, der sich keiner Partei restlos anschloß. Das ihm vorschwebende Ideal einer Nationalkirche mit einem Nationalkonzil ließ ihn seinen Standort im protestantischen Lager, woselbst er zwischen den Kalvinern und Stankaristen zu vermitteln suchte, einnehmen. Seine Studien über das Trinitätsdogma machten ihn zum Skeptiker, ohne daß er sich jedoch den Antitrinitariern anschloß. Seine Haltung wird durch die zustimmende Beurteilung des Augsburger Interim, das er als brauchbare Lösung der konfessionellen Frage begrüßte, gekennzeichnet. — Jan Twardowski weist weitgehende gedankliche Übereinstimmungen zwischen dem spanischen Humanisten John Ludwig Vives und Andreas Frycz Modrzewski[118]) nach. Aus dem lutherischen Lager führt Theodor Wotschke in einer Studie Erasmus Glicner[119]) vor, wobei er allerdings in erster Linie dessen kirchenpolitische Wirksamkeit, besonders beim Zustandekommen der Sendomirer Verständigung schildert, ohne jedoch die literarische Tätigkeit unberücksichtigt zu lassen. — Das Sarnicki-Rätsel löst Stanislaw Bodniak[120]), indem er einwandfrei nachweist, daß der reformierte Senior und der Wojski Stanislaw Sarnicki, der auch als Historiker sich hervortat, eine und dieselbe Person seien; auch nach der Annahme des Hofamtes sei der ehemalige führende Geistliche der reformierten Kirche Kleinpolens seinem Bekenntnis treu geblieben. — Die Frage nach der konfessionellen Zugehörigkeit des neben Rej bedeutendsten polnischen Dichters des Reformationszeitalters Jan Kochanowski beantwortet Stanisław Kot[121]) dahin, daß derselbe, wie sein Aufenthalt am Königsberger Hofe des Herzogs Albrecht erkennen lasse, in jüngeren Jahren sich der Reformation angeschlossen, später jedoch nach der Rückkehr aus Italien, wo er dreimal geweilt, und aus Frankreich wieder zur alten Kirche zurückgefunden habe, ohne sich sonderlich um die dogmatischen Unterscheidungslehren zu bekümmern. — Mit Mikołaj Rej, dem Begründer der polnischen Nationalliteratur, befaßt sich Alexander Brückner, der seiner mit R. Kotula besorgten Ausgabe der Schrift desselben „Kaufmann“[122]) einen Vergleich dieser ältesten Veröffentlichung des Dichters nach seinem Übertritt zur neuen Lehre mit dem mercator des Neogeorgius folgen läßt[123]), und in philologi-

[118]) Rozpr. KAW. Ser. II. Bd. XXXVIII. 1921. Sonderdr.

[119]) Erasmus Glißner. Ein Superintendent der großpolnischen lutherischen Kirche. In: Aus Posens kirchlicher Vergangenheit. 1917/18.

[120]) Dwóch czy jeden Sarnicki. In: RwP III, 1924, S. 126—131.

[121]) Jana Kochanowskiego podróże i studja Zagraniczne. In: Brückner-Ehrung. Krakau 1928.

[122]) Kupiec, Krakau AW. 1922.

[123]) Pierwociny luterskie: „Kupiec“ Rejovy. RwP. I., S. 81—96.

scher Kleinarbeit an zwei Ausgaben von Rejs Schriften[124]) die schleuderhafte Textüberlieferung verdeutlicht.

Den literarischen Persönlichkeiten treten die Männer der kirchlichen Praxis sowie die adeligen Führer im protestantischen Lager an die Seite. Theodor Wotschke, der gerade zu diesem Gegenstand ein weitschichtiges Aktenmaterial erschlossen hat, verdanken wir eine Reihe von unsere Kenntnisse bereichernden Veröffentlichungen. So lichtet er das Dunkel, in das die Lebensschicksale des polnisch-evangelischen Historikers „Johann Lasitius"[125]) bisher gehüllt waren, indem er ihn, den Begleiter von wohlhabenden Polen auf ihren Studienreisen nach Wittenberg, Zürich, Genf, Heidelberg, Frankfurt a. O., Paris, als einen der tätigsten Vermittler zwischen dem polnischen und deutschen bzw. schweizerischen Protestantismus erweist. — Seine Berichte über „die polnischen Studenten in Wittenberg[126]), Heidelberg[127]) und Leiden"[128]) enthalten ebenfalls neues biographisches Material, wie seine Aufsäße über „Herzog Albrecht und Grafen Andreas Gorka"[129]), „Zur Studiengeschichte des Labischiner Grafen Latalski"[130]) und über „Johann Theobald Blasius"[131]), der 1574 das Rektorat der schola nobilium in Lissa, über die sich sonst keine Nachrichten erhielten, bekleidete. — W. Bickerich verdanken wir eine als Jubiläumsschrift besonders willkommene Darstellung des „Lebens und Wirkens Valerius Herbergers"[132]), des 1627 verstorbenen, als theologischen Schriftsteller weit über die Grenzen seiner Heimat bekannten Fraustädter Pastors, des Erbauers des „Kripple ins Christi", der evangelischen Notkirche nach der Rückgabe der Stadtkirche an die Katholiken. Herbergers schriftstellerische Tätigkeit wird hier zum erstenmal wissenschaftlich bewertet. — Jan Czubek ergänzt die seinerzeitigen Ausführungen Wotschkes über „Christoph Thretius"[133]), eines der Führer der kleinpolnischen Kalviner, durch archivalische Mitteilungen, vor allem über dessen Privatleben. — Jan Fijałek berichtet über „Johann Tortylowicz-Batocki, den ersten Protestanten in Samogitien und den lutherischen Apostel in Preußisch-Litauen"[134]), einen ehemaligen katholischen Pfarrer, der nach seinem

[124]) Wydawnictwa Pejowe. Ebd. S. 241—257.

[125]) Zeitschrift f. slav. Philologie II. 1925, S. 77—104, 442—471.

[126]) Unsere „Jahrbücher" II, S. 169—200.

[127]) Ebd. S. 46—68.

[128]) Ebd. III, S. 461—486.

[129]) DwZP. 1925, Hft. 4, S. 1—26.

[130]) Unsere „Jahrbücher" II, S. 19—25.

[131]) DwZP., Hft. 6, Sonderabdr.

[132]) In: Quellen u. Forschungen des Fraustädter Ländchens, Hft. 1, Fraustadt 1927.

[133]) Krzysztof Trecy, przywódca kalwinów małopolskich. RwP I, S. 35—42.

[134]) Ebendort S. 97—104.

Übertritt zum Luthertum sich dem Herzog Albrecht von Preußen zur Verfügung stellte. — Ferner sucht derselbe „Die Legende über Johann Laski"[135]) zu zerstreuen, indem er dessen viel umstrittenen Krakauer Reinigungseid, dessen Wortlaut er mitteilt, dahin erklärt, derselbe habe am 6. Februar 1542 vor dem Primas Gamrat auf Drängen seiner Familie ein unzweideutiges Bekenntnis seiner Zugehörigkeit zur alten Kirche abgelegt, um seine kirchlichen Pfründen zu retten. F. geht aber auf die Frage nicht ein, weshalb Laski ungeachtet seiner wirtschaftlichen Schwierigkeiten kurze Zeit danach dennoch den vollständigen Bruch mit der alten Kirche vollzog. — Erwähnt sei schließlich noch die Würdigung des „Jakob Przyluski und seines Statuts"[136]) durch Boleslaw Ulanowski, der zeigt, wie der ehemalige katholische Kleriker als erster polnischer Kommentator des römischen Rechtes auch im lutherischen Lager theologische Interessen bekundete.

Die von den führenden Männern des polnischen Protestantismus angeregte religiöse Bewegung spielte sich in den Gemeinden ab. Über das Schicksal einzelner Gemeinden finden wir in der RwP zerstreute Notizen; besonders heben wir hervor die Skizze Leo Wachholzs „Aus der Geschichte der evangelischen Gemeinde in Krakau"[137]). — Anläßlich der Errichtung einer „polnischen evangelisch-augsburgischen Gemeinde in Posen" erinnert Eduard Hauptmann an die bemerkenswerten Ereignisse „aus ihrer Vergangenheit"[138]). Es soll demnach gewissermaßen die durch die Einführung der Union unterbrochene historische Kontinuität der lutherischen Gemeinschaft in Posen unter besonderer Hervorhebung des polnischen Elementes festgehalten werden, wobei allerdings H. selbst darauf hinweist, daß bei der Wiederherstellung des evangelischen Gemeindelebens daselbst im Jahre 1786 unter den 2000 Seelen sich überhaupt keine Polen mehr befanden. Die Schrift faßt das von anderswo bekannte Tatsachenmaterial geschickt zusammen, so daß der Leser ein anschauliches Bild von den wechselvollen Schicksalsführungen des Posener Protestantismus gewinnt. — Die erweiterte Neuauflage der ersten Veröffentlichung der „Monumenta reformationis Polonicae et Lithuanicae"[139]) enthält ebenfalls hauptsächlich Quellenmaterial zur evangelischen Gemeindegeschichte. Aus den Synodalarchiven zu Wilna und Warschau werden Stiftungs- und Schenkungsurkunden, landesfürstliche Privilegien, Kaufverträge, gerichtliche Entscheidungen, die für die Gestaltung der Gemeinden zu Witebsk, Węgrow, Wilna, Nowy

---

[135]) Legenda o Janie Łaskim i przysięga jego krakowska 1542 r. Ebendort II, 1922, S. 1—53 u. S. 127—129.

[136]) Jakob Przyluski i jego statut. Ebendort II, S. 243—255.

[137]) Z dziejów zboru ewangelickiego w Krakowie, ebendort I S. 266—271.

[138]) Z przeszłości polskiego zboru ewangelicko-augsburskiego w Poznaniu, Posen, polskie tow. ewang. 1924.

[139]) Ser. I, Hft. 1. Zbiór kroników reformacyi kościoła polskiego i litewskiego. Wilna, Verlag der litauischen Synode der evang. reform. Jednota 1925.

Miasto, Poszuszwie, Szawkiane, Nowogrod, Birże, Szydlow, Żejme und Minsk grundlegend wurden, abgedruckt. Die Stoffsammlung betrifft demnach in der Hauptsache litauische Verhältnisse, wie auch der von H. Merczyng besorgte Sonderdruck über das „Evangelische Wilna“[140] zeigt; bei den regen Beziehungen, die im 16. Jahrhundert zwischen den Gemeinden „der Krone“ und „des Großherzogtums“ bestanden, kommt aber auch für die polnische Reformationsgeschichte manche quellenmäßige Nachricht in Betracht. Die Dokumente sind auch wichtig für die Geschichte der zur Reformation übergetretenen Familien, wie der Radziwills, Wnuczeks, Gnowskis u. a.; es fallen die Vermächtnisse adeliger Frauen zugunsten der evangelischen Gemeinden auf. — Diese Veröffentlichung hat zur Voraussetzung das Archiv und die Bibliothek der evang.-reform. Synode, deren Geschichte Waclaw Gizbart Studnicki als Vorwort zum Katalog der Gemeindesehenswürdigkeiten skizziert[141].

Wir erwähnen noch die Skizze Paul Panskes über „Chojnice und Człuchowz im Zeitalter der sog. Reformation und Gegenreformation“[142], woselbst bis 1639 um die durch den Starosten Latalski befestigte neue Lehre heftige Kämpfe ausgetragen wurden. Für den Gemeindegebrauch kam „Das mehrstimmige geistliche Lied“[143] in polnischer Sprache, worauf zum erstenmal J. Reiss aufmerksam macht, auf. Wie er zeigt, waren im 16. Jahrhundert dissidentische Komponisten, deren Namen mit Ausnahme des Waclaw Szamotulski sich nicht erhalten haben, bemüht, auf diesem Gebiete besonders in Anlehnung an deutsche Vorlagen etwas Neues zu schaffen, während die Katholiken das mittelalterliche Erbe pflegten.

Zur Stärkung des Gemeindelebens wurden Schulen errichtet Wir haben bereits auf die enge Verbindung zwischen dem Humanismus und der Reformation auf dem Gebiete des Schulwesens hingewiesen. In seinen „Studien aus der Geschichte der Erziehung in Polen“[144] bespricht Antoni Danysz Glicners Traktat über die Erziehung und würdigt die Wirksamkeit des Comenius in Polen. Für den Protestantismus in Polen wurde von besonderer Bedeutung das Thorner Gymnasium, dessen „älteste Statuten“[145] Stanislaw Tync abdruckt. Derselbe[146] berichtet ebenfalls über die allerdings vergeblichen Bemühungen des Bürgermeisters Heinrich Strohband, diese Lehranstalt im Sinne der Beschlüsse der Thorner General-

[140] S. 176—192.

[141] Rys historyczny archivum i biblioteki synodu ewang. reformowanego w Wilnie, Wilno 1926.

[142] Chojnice i Człuchowo w czasach tak zwanej reformacyi i przeciwreformacji. Roczn. TNT XXXII, S. 135—189. Sonderabdruck.

[143] BiKAW 1919/20 II (1925) S. 345—352.

[144] Studja z dziejów wychowania w Polsce, Krakau 1921. In: Prace monograficzne z dziejów wychowania i szkolnictwa w Polsce, Nr. 3.

[145] Najdawniejsze ustawy gimnazjum toruńskiego. TNT fontes XXI, 1925.

[146] Próba utworzenia akademji protestanckiej w Prusach królewskich w r. 1595. RwP IV. 1926, S. 46—59.

synode 1595 zu einer protestantischen Akademie auszubauen. — In seiner „Geschichte des Thorner Gymnasiums"[147]) stellt derselbe diese Ereignisse in größere Zusammenhänge. Die Bestrebungen Strohbands werden erst verständlich aus der historischen Entwicklung der Lehranstalt, die T. auf Grund neu gefundener Archivalien anschaulich zeichnet. Die seit 1375 bestehende Trivialschule wurde seit 1550 von der lutherisch gewordenen Bürgerschaft nach und nach zu einem akademischen Gymnasium unter den Rektoren Breu, Friese und Schober ausgebaut. T. führt durch Heranziehung des Vergleichsmaterials den Nachweis, daß dabei die Grundsätze Melanchthons in Verbindung mit der Schulordnung von Trotzendorf beobachtet wurden, bis die Schule schließlich ganz dem Lehrplan Sturms angepaßt wurde. Mit Spannung darf man der Fortsetzung der Darstellung T.s über das Jahr 1600 entgegensehen.

Der Bestand des protestantischen Kirchen- und Schulwesens hing von seiner Rechtsgrundlage ab. „Den Kampf um das Interim auf dem Reichstag 1556/57", einer Etappe auf dem Wege zur Warschauer Konföderation — „ein unbekanntes Gedicht über sie"[148]) aus dem Jahre 1582 behandelt Edmund Bursche[149]) —, schildert Stanisław Bodniak, während Wacław Sobieski die Geschichtlichkeit des auf diese Abmachung bezugnehmenden Ausspruches des Krakauer Wojewoden Jan Firlej bei der Krönung Heinrichs v. Valois „Si non iurabis, non regnabis"[150]) mit dem Ergebnis untersucht, derselbe habe dem König lediglich die Worte: „Jurabis, rex, promisisti" zugerufen. — Als Kämpfer für die Rechte der Protestanten führt Th. Wotschke den Kastellan von Gnesen Johann Zborowski und den Wojewoden von Brest, Grafen Andreas von Lissa[151]) vor. — In die Zeit der beginnenden Intoleranz unter Sigismund III. versetzt uns ebenfalls Eugeniusz Barwinski[152]), der allerdings aus den Listen der neuernannten Senatoren zeigt, daß der König bis 1592 die Dissidenten geradezu begünstigt habe. — Den politischen Kampf begleiteten „Flugschriften"[153]), von denen Bolesław Ulanowski „sechs" zum Druck vorbereitet hat. Auf die konfessionelle Frage nehmen die beiden Traktate des katholischen Geistlichen Valentin Kuczborski: „Warnung an Sigismund August vor den Ketzern 1569" und die „deliberatio" anläßlich des bevorstehenden Sejms 1571 Bezug. — Die von Jan Czubek in drei Bänden gesammelten „Politischen Schriften aus der Zeit des Zebrzydowskischen

---

[147]) Dzieje gimnazjum toruńskiego I. Roczn. TNT XXXIV, S. 55—284, 1927.

[148]) Walka a interim na sejmie 1556/57. Ebd. V, 1928, S. 1—11.

[149]) Nieznany poemat wileński o konfederacyi warszawskiej. Ebd. II, S. 271—291.

[150]) Ebd. I, 1922, S. 54—70.

[151]) „Aus Posens kirchl. Vergangenheit", 1919, Sonderdr.

[152]) Zygmunt III i dyssydenci. RwT I, S. 51—57.

[153]) Sześć broszur politycznych z XVI i początku XVII stulecia, hrgs. v. St. Kutrzeba. In: Bibl. pisarz. polskich Nr. 76. Krakau 1921.

Rokosz"[154]) spiegeln ebenfalls die durch die Dissidentenfrage hervorgerufene Erregung. Zur Abschätzung der Rechtslage der Protestanten in Polen trägt klärend bei die Untersuchung des Begriffes „Dissidenten"[155]) durch Edmund Bursche, in der überzeugend nachgewiesen wird, daß derselbe entsprechend der zunehmenden Unduldsamkeit im Laufe der Zeit eine Umdeutung und Einschränkung von dissidentes in religione im Sinne der Feststellung der Glaubensspaltung in dissidentes de religione im Sinne einer akatholischen Minderheit mit eingeschränkter Bewegungsfreiheit erfahren hat. Die Arianer sind 1658 als dissidentes in religione christiana ausgewiesen worden. —

Damit sind wir in die Geschichte des späteren Protestantismus eingetreten. „Aus den Berichten eines Warschauer Gesandten"[156]) — des preußischen Lölhöffel 1713—1718 — beleuchtet Th. Wotschke die sich immer schwieriger gestaltende Rechtslage der Dissidenten, die auch Josef Feldmann an der Hand eines umfassenden Tatsachenmaterials beleuchtet[157]). — An das Thorner Fehlurteil (Blutgericht) des Jahres 1724 haben die meisten kirchlichen Blätter zum zweihundertsten Gedenktag erinnert[158]). — Von Theologen hat Edmund Bursche den Senior Bartholomäus Bythner als den Wegbereiter „des Programms des polnischen christlichen Universalismus"[159]) gefeiert. — Erwähnt sei noch die von Heinrich Barycz mitgeteilte Fortsetzung der Slavonia reformata des Andreas Węgierski bis 1696[160]), vermutlich aus der Feder des Pastors Christoph Taubmann-Trzebicki.

Die Forschung bringt zur Zeit dem Antitrinitarismus d. i. dem sog. polnischen Arianismus ein besonderes Interesse entgegen. Die letzte Folge der RwP beschäftigt sich z. B. hauptsächlich mit diesem Ableger der polnischen Reformation. Es entspricht dieser Bewegung, daß dabei im wesentlichen die Lebensgeschichte der führenden Personen behandelt wird. Das Eingreifen des Fausto Sozzini, über dessen Aufenthalt in Polen Włodzimierz Budka „neue Einzelheiten"[161]) erschließt, bedeutet den klärenden Wendepunkt in der Geschichte des polnischen Antitrinitarismus. Aus der vorsozinianischen Ära ragt hervor „Gregor Pauli", dessen Werde-

---

[154]) Pisma polityczne z czasów rokoszu Zebrzydowskiego, 1606—1608. Krakau AW. 1916/18.

[155]) Z dziejów nazwy „Dysydenci" Ph Ser. II, Bd. VI, S. 22—41.

[156]) DwZP. 1926. Hft. 8, S. 49—92.

[157]) Sprawa dysydencka za Augusta II. RwP III. 1924, S. 89—116.

[158]) Dazu E. Waschinski: Die acta consultationum der Thorner Jesuiten und der Prozeß von 1724 in neuer Beleuchtung. In: Mitt. Westpreuß. Gesch. V. 1918, Nr. 2, S. 19—26.

[159]) Program polskiego uniwersalizmu chrześciańskiego. Warschau 1927.

[160]) Obraz historyczny kalwinizmu na Litwie 1650—1696 r. RwP IV, 1926. S. 206—221.

[161]) Nowe szczegóły do biografii Fausta Socyna. Ebd. III, S. 292—295.

gang Theodor Wotschke[162]) und Oskar Bartel[163]) dem Verständnis näher bringen. In seiner geistigen Entwicklung spiegelt sich, wie aus den beiden Darstellungen hervorgeht, der Verlauf des Streites um das kirchliche Dogma. Als „Übersetzer Blandratas und Fausto Sozzinis"[164]), der aber dabei seine eigene Gedanken vortrug, würdigt ihn Konrad Górski. — Auf Grund des um einige Archivalien ergänzten, bereits von anderswo bekannten Stoffes stellt Henryk Barycz den Lebensgang „Martin Krowickis"[165]), der ebenfalls vom Kalvinismus zum Antitrinitarismus überging, anschaulich dar. — Über das Haupt der sog. Dytheisten Stanisław Farnowski handelt im Rahmen einer die entscheidenden Momente klar heraushebenden Geschichte der „Kleinpolnischen Dytheisten"[166]) Marek Wajsblum. In dieser gründlichen Studie, die die Sonderart der einzelnen Strömungen im arianischen Lager veranschaulicht, wird auch „Johann Niemojewski"[167]) erwähnt, dessen aus dem Täufertum geschöpften hohen sittlichen und religiösen Idealismus Josef Płokarz verdeutlicht. — Die Mitarbeiter und geistigen Erben des Fausto Sozzini hat Ludwig Chmaj in den Umkreis seiner umfassenden Studien gezogen. Durch seine Monographien über „Andreas Wiszowaty"[168]), den Enkel desselben, den Seelsorger der polnischen Arianer nach deren Vertreibung aus der Heimat in Amsterdam, über „Martin Ruar"[169]), den gebürtigen Holsteiner, der als Rektor der Rakower Schule unmittelbare Beziehungen zwischen seinem Altdorfer Lehrer Soner und den polnischen Gesinnungsgenossen herzustellen suchte, und über „Samuel Przypkowski"[170]), den unerschrockenen Vorkämpfer für die Toleranz, rückte Ch. den Ausgang des polnischen Antitrinitarismus in eine neue Beleuchtung. Wir erfahren eine Fülle von bisher unbekannten Nachrichten über die letzten Jahre der Rakower Lehranstalt, über die Verhandlungen, die der Ausweisung der Arianer 1658 vorausgingen, über das Schicksal derselben in der Fremde u. ä. m. Ch. läßt es sich besonders angelegen sein, die religiös-theologischen Gedankengänge der ihn interessierenden Persönlichkeiten in ihrem Verhältnis zu den geistigen Strömungen der Zeit herauszuarbeiten. Dadurch will er zugleich den Anteil der aus der Heimat verdrängten polnischen Sozinianer an dem Aufkommen „der Aufklärung" deutlich machen. Auf der

---

162) Zschr. f. Brudergesch. XIV, 1920.

163) Grzegorz Paweł z Brzezin. RwP V, 1928, S. 12—31.

164) Grzegorz Paweł jako tłumacz Blandraty i Fausta Socyna. Ebendort IV, S. 15—31.

165) Ebendort III, S. 1—48.

166) Dyteiści małopolscy. Ebendort V, S. 32—97.

167) Ebendort II, S. 71—117.

168) Andrzej Wiszowaty jako działacz i myśliciel. Ebendort I, S. 189—207. S. 284—308.

169) Rozpr. KAW. Histor.-philos. Gruppe Ser. II, Bd. XXXVII, S. 202—355, 1926, Sonderdr.

170) S. P. na tle prądów religijnych XVII wieku, Krakau, AW, 1927.

gleichen Linie liegen einige Arbeiten Chmajs, in denen er Verbindungsfäden derselben zu führenden Männern der Zeit aufdeckt. So schildert er auf Grund des Briefwechsels die Beziehungen „des Arianers Crusius aus Samogitien zu Kepler[171]), ferner „das Verhältnis des Hugo Grotius zu den Sozinianern"[172]), die dieser ungeachtet der Ablehnung ihrer Glaubenslehre in seine Toleranzforderungen mit aufgenommen hat, weiterhin die Abhängigkeit „Spinozas von den polnischen Brüdern"[173]), der nach den allerdings nicht restlos überzeugenden Ausführungen Ch.s unter ihrem Einfluß von einer philosophischen Religion zur verstandesmäßigen Philosophie übergegangen sei. Ebenso beleuchtet Ch. aus der in der Pariser Nationalbibliothek aufgefundenen Korrespondenz Martin Ruars und Andreas Wistowatys mit Samuel Sorbière „die Propaganda der polnischen Brüder in Paris im 17. Jahrhundert"[174]). — Über die Auslandsbeziehungen derselben handelt auch Theodor Wotschke in seinem Artikel „Schleswig-Holstein und die polnischen Brüder"[175]), worin er den durch den Superintendenten Reinboth 1663 vereitelten Plan der Ansiedlung dieser polnischen Exulanten in Friedrichstadt bespricht. — Diese Beiträge zur Personengeschichte werden noch ergänzt durch Waclaw Sobieski um neue Einzelzüge zum Lebensbild „Martin Ruars"[176]) aus dessen Briefwechsel und durch Wladimir Budkas Mitteilungen über „Die Rolle der Przypkowskis in der reformatorischen Bewegung"[177]).

Einige kleinere Aufsätze und Nachrichten verdienen noch in unserem Zusammenhang erwähnt zu werden: Theodor Wotschke veröffentlicht „zur Geschichte des Antitrinitarismus"[178]) unbekannte Briefe, darunter einen Blandrates an die Polen aus dem Jahre 1569. Waclaw Sobieski bespricht „Das Gebetbuch einer Arianerin"[179]), nämlich der Margarete Ruar, der Tochter Martins. Tadeusz Szydlowski verzeichnet die wenigen in Kleinpolen noch vorhandenen Reste „arianischer Kirchenbauten"[180]). Zbysław Cielkosz beschreibt das Grab von Fausto Sozzini in Luslawice[181]), das „drei Dichter"[182]), an die Kazimierz Dobrowolski erinnert, besungen haben. — Orest Lewickis Bericht über „Die Sozinianer

---

171) Arjanin żmudzki Crusius a Kepler (1614—1621). RwP II, S. 272—280.

172) Hugo Grotius wobec socynjanizmu. Ebendort IV, S. 74—99.

173) De Spinoza a bracia polscy. Ebendort III, S. 49—88.

174) Propaganda braci polskich w Paryżu XVII w. Ebendort V., S. 103—120.

175) Schr. Ver. f. SchlHolKg 1926, Sonderdr.

176) RwP I, S. 134—138.

177) Przypkowscy i rola ich w ruchu reformacyjnym. Ebendort IV, S. 60—73.

178) ARG 23, 1926, S. 82—106.

179) Modlitewnik arjanki. Ebendort S. 58—63.

180) O budowlach t. zw. arjanskich. Ebendort I, S. 64.

181) W starem gnieździe arjańskiem. Ebendort II, S. 281—285.

182) Trzej poeci u grobu Socyna. Ebendort S. 285—287.

in Kleinrußland"[183]) macht die Verbreitung des Antitrinitarismus bis tief in das Herrschaftsgebiet der orthodoxen Kirche ersichtlich. — Aus Stanislaw Zachorowskis Nachlaß bringt die Schriftleitung Aufzeichnungen über „die ältesten Synoden der polnischen Arianer"[184]) (1561—1569). Kazimierz Dobrowolski veröffentlicht eine in der Bibliothek des Lambeth Palace in Canterbury aufbewahrte „unbekannte arianische Chronik 1539—1605"[185]). Kazimierz Borzęcki sammelt Nachrichten über „den Arianer-Dichter Olbracht Karmonowski"[186]), den Übersetzer des Anakreon und Ovid.

Der Abfall brachte die alte Kirche zur Selbstbesinnung. Auch in Polen bewegte sich der römische Katholizismus bald in aufsteigender Linie. Aus diesem Werdegang hat die neueste Forschung ebenfalls manches Dunkel aufgehellt. Im Mittelpunkt steht die Gestalt des Hofpredigers Sigismunds III., des Jesuiten Peter Skarga. Seine „sämtlichen Schriften"[187]) haben Michalski, Iwieński und Kryński herausgegeben. Die wichtigste derselben, „Die Sejmpredigten"[188]), liegt außerdem in einer handlichen Ausgabe Stanisław Kots vor. In der beachtenswerten Einleitung führt derselbe überzeugend aus, daß die acht Predigten in der überkommenen Form nie gehalten wurden, sondern als das politische Programm der dem König ergebenen Senatorenpartei, die unter dem trostlosen Eindruck des ergebnislosen Reichstages 1597 den Absolutismus der Krone auf Kosten der Adelsfreiheiten unter Wiederherstellung der Kircheneinheit anstrebte, anzusehen ist. Die Wesensart von Skargas wiederholt behandelten Sejmpredigten wird erst durch die Schilderung ihres historischen Hintergrundes sowie durch die Zergliederung ihres Gedankenganges, die K. bietet, richtig erfaßt. — In der Abhandlung über „den politischen Standpunkt Skargas in den Sejmpredigten"[189]) erblickt Kot darin das klassische Programm des abendländischen Absolutismus am Ende des 16. Jahrhunderts. — Eine Gesamtwürdigung „Peter Skargas"[190]) hinsichtlich seines Charakters, seiner Ethik und Intelligenz, seiner Predigttätigkeit, seiner publizistischen und literarischen Wirksamkeit bietet Stanisław Windakiewicz. Man merkt es dem V. an, daß er zu seinem Helden ein inneres Verhältnis gewonnen hat; indem er sich aber von allen Übertreibungen fernhält, ist es ihm gelungen, denselben von seinen inneren Voraussetzungen aus zu erfassen. Der

---

[183]) Socynjanie na Rusi. Ebendort S. 204—234.

[184]) Najstarsze synody arjan polskich. Ebendort I S. 208—235.

[185]) Nieznana kronika arjańska IV, S. 158—172.

[186]) Ebendort V, S. 98—102.

[187]) Pisma wszystkie. 2 Bde. Warschau 1924.

[188]) Kazania sejmowe. In: Biblioteka narodowa. Ser. I, Nr. 70. Krakau 1925.

[189]) Stanowisko polityczne Skargi w kazaniach sejmowych. BiKAW 1922. (1925), S. 31—33.

[190]) Piotr Skarga. Krakau 1925.

bedeutende Jesuitenprediger erscheint als ein einseitiger, unnachgiebiger Draufgänger im Kampf gegen den Protestantismus, hingegen als zurückhaltender Zuschauer, wenn es den Belangen seiner Kirche dienlicher war, wobei seine Begabung hinter dem Fleiß zurückstand. W.s Schrift gehört entschieden zu dem Besten aus der umfangreichen Skarga-Literatur. Über „Skarga und die Engländer"[101]), d. i. das Interesse desselben für das katholische England Maria Tudors und die katholischen Bekenner des protestantisch gewordenen, handelt W. in einer besonderen Abhandlung. — In „die Religiosität Skargas"[102]) sucht Tadeusz Mitana in einer „psychologischen Studie" einzudringen. Die Frömmigkeit, die für S. gleichbedeutend war mit der Erfüllung der Gebote der katholischen Kirche, erscheint M. als die treibende Kraft, durch die auch sein äußeres Leben bestimmt wurde. Diese rein persönliche Einstellung S.s möchte d. V. aus den religiösen und geistigen Strömungen der Zeit heraus, vor allem im Hinblick auf die polnischen Verhältnisse, unmittelbarer erfassen. Dadurch gerät er allerdings in eine gewisse Spannung mit seinem Thema, insofern er an innerste seelische Regungen äußere Maßstäbe anlegt. D. V. beobachtet im einzelnen richtig. — Neben Skarga tat sich der Jesuit „Jakob Wujek" besonders hervor. „Seine Korrespondenz aus den Jahren 1569—1596"[103]) gab mit Erläuterungen heraus J. Sygański. — Der Jesuitenorden verdankte seine Erfolge zum guten Teil seinen Bemühungen um das Schulwesen. Karl Mazurkiewicz würdigt den auf diesem Gebiet führenden „Benedikt Herbest" als „Pädagogen und Organisator der polnischen Schule im 16. Jahrhundert"[104]), allerdings vor seinem Eintritt in den Jesuitenorden 1571. Unter Heranziehung bisher unbenutzter archivalischer Aufzeichnungen schildert er die Wirksamkeit Herbests als Leiter der städtischen Schule in Lemberg, der Marienschule in Krakau, der Collegia nobilium in Skierniewice und Maciejowice, ferner als Lehrer an den Akademien zu Krakau und Posen, welche Mitteilungen auch für die Geschichte dieser Anstalten wichtig sind. Eingehend bespricht er in diesem Zusammenhang seine zahlreichen, vor allem für das Mittelschulwesen bestimmten pädagogischen Lehrbücher, besonders den gegen den Protestantismus scharf eingestellten Katechismus. Im Gegensatz zu Kot[105]), der den Statorius für den ersten humanistischen Lehrer in Polen erklärt hat, macht M. den Anspruch darauf für Herbest geltend, ohne allerdings, wie jener es bei Statorius tut, die Herkunft der unterrichtlichen Grundsätze desselben aufzuzeigen. Auch über den Freundeskreis H.s bringt M. neue Aufschlüsse. — Der Einflußnahme der Jesuiten auf das polnische Bildungs-

---

[101]) Skarga i Anglicy BiKAW 1919/20 I. (1921), S. 120—128.

[102]) Religijność Piotra Skargi. Krakau 1922.

[103]) Korespondencja ks. Jakóba Wujka z at 1565—1596. In: Roczn. Ptpn. 45, 1919, S. 125—160.

[104]) Posen 1925. Fiszer i Majewski.

[105]) S. oben.

wesen trat der Kanzler „Jan Zamojski" entgegen, über dessen „Tätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens in der Zeit von 1573 bis 1605"[196]) Stanisław Łempicki an der Hand der im Zamojskischen Archiv befindlichen Nachrichten sich ausläßt. Wie er überzeugend nachweist, war „der große Tolerant"[197]) ungeachtet seiner Gegnerschaft gegen die Gesellschaft Jesu ein überzeugter Katholik, der sogar die Jesuitenmission des Herbest in Zamość förderte. Aus politischen Gründen bekämpfte Zamojski jedoch die jesuitische Hofkamarilla Sigismunds III., weshalb er auch in Zamość eine durchaus katholisch eingestellte Akademie, auf deren Lehrpläne er selbst Einfluß nahm, ins Leben rief, um gegen die höheren Lehranstalten der Jesuiten ein Gegengewicht zu schaffen.

Die Jesuiten brachten den römischen Katholizismus in Polen auf die Bahn, die ihm u. a. der Mitarbeiter des Hosius, „Martin Kromer", dessen Arbeitsweise „als Verteidiger der Kirche"[198]) Stanisław Bodniak vor Augen führt, vorzeichnete — sein Gegenstück der nachmalige Bischof von Kamienic „Leonhard Słonczewski", der allerdings, wie Władysław Abraham im „Versuch, seinen Charakter zu zeichnen"[199]) zeigt, eine Reform im Rahmen der alten Kirche anstrebte. Die Erfolge blieben nicht aus, wie Kazimierz Tyszkowski an dem Beispiel „des Übertritts Leo Sapiehas zum Katholizismus im Jahre 1586"[200]) zeigt. Als ein weiterer Beweis hierfür ist das von Jan Czubek herausgegebene Tagebuch des „Nikolaus Christoph Radziwill" über seine „Pilgerfahrt ins heilige Land 1582—1584"[201]) anzusehen. Die Aufzeichnungen des 1570 zum Katholizismus übergetretenen Sohnes des bekannten Vorkämpfers des litauischen Kalvinismus über seine auf Grund eines Gelübdes unternommene Palästinareise waren bisher nur in der durch den Domherrn Treter völlig umgearbeiteten Form, nach der auch die zahlreichen Übersetzungen hergestellt wurden, bekannt. Das nunmehr zum erstenmal der Öffentlichkeit vorgelegte Original läßt uns in die Denkweise eines sozial hochgestellten Konvertiten einblicken. — Die von Karl Badecki gesammelten 182 satirischen, humoristischen und erotischen Schriften „der bürgerlichen Literatur in Polen im 17. Jahrhundert"[202]) lassen ebenfalls den katholischen Rückschlag — z. B. Luthers Testament — erkennen. — An den „Polnischen Studierenden in Löwen"[203]) macht Stanisław Kot die gleiche Erfahrung. —

---

[196]) Działalność Jana Zamojskiego na polu szkolnictwa. Krakau 1921. In: Prace monograf. z dziejów wychowania i szkolnictwa w Polsce.

[197]) „Wielki tolerant". In: Teka Zamojska 1920, Nr. 1—4.

[198]) Marcin Kromer w obronie kościoła (1542—1556) RwP III, S. 203—217.

[199]) Ebd. IV, S. 121—128.

[200]) Przejście Lwa Sapiehy na katolicyzm w 1586 r. RwP II, S. 158—203.

[201]) Mikołaja Krysztofa Radziwiłła peregrynacja do ziemi świętej. In: Archivum do dziejów literatury i oświaty w Polsce. Bd. XV. T. 2. Krakau, AW. 1925.

[202]) Literatura mieszczańska w Polsce XVII w. Lemberg 1925.

[203]) Polacy na studjach w Lowanjum. BiKAW 1921 (1925), S. 8—12.

Josef Dickers Untersuchung über „die Kirchenbuße im polnischen Dorfrecht vom 16. bis 18. Jahrhundert“[204], die hauptsächlich kleinpolnische Verhältnisse berücksichtigt, verdeutlicht nicht minder die Erstarkung des römischen Katholizismus, dessen den Bauern kirchlich auferlegten Strafen als Ergänzung zu den öffentlichen oder als Ersatz für dieselben in gewissen Fällen — privilegium odiosum des Bauernstandes — anerkannt wurden.

Zu der neueren Geschichte des römischen Katholizismus sind aus der wissenschaftlichen Arbeit der jüngsten Vergangenheit in erster Linie einige biographische Arbeiten, in denen sich der Geist des Zeitalters widerspiegelt, hervorzuheben: Władysław Wicher legt eine Studie über „Szymon Stanisław Makowski, einen polnischen Moraltheologen des 17. Jahrhunderts“[205], vor. Die Lebensgeschichte dieses Thomisten, der sich in seiner Ethik dem Probabilismus näherte, war auf das allerengste mit den Geschicken der Krakauer Universität, der er, ihr ehemaliger Zögling, in der Zeit von 1670 bis 1676 als Rektor vorstand, verknüpft. Ihren Niedergang infolge der allgemeinen schwierigen politischen Verhältnisse und der eigenen geistigen Vereinsamung, die dauernden Kämpfe mit dem Jesuitenorden wegen des Unterrichtsmonopols in Polen — Makowski selbst suchte als Rektor die Errichtung einer Jesuitenakademie in Lemberg zu verhindern —, beleuchtet das Buch W.s. In den dogmatischen und ethischen Schriften sowie den Predigten M.s, die d. V. bespricht, findet die geistige Verfassung seiner Umgebung ebenfalls ihren Niederschlag. Als Beitrag zur Geschichte der Krakauer Akademie ist W.s Schrift willkommen zu heißen. — In Krakauer Verhältnisse der Folgezeit läßt uns desgleichen Michael Pęckowski in seiner Habilitationsschrift, die jedoch infolge seines Ablebens während der Drucklegung ihren Zweck nicht erfüllen konnte, „Josef Olechowski, Archidiakon und Krakauer Suffragan 1735 bis 1806“[206] einblicken. Auf Wunsch der „Vereinigung der Geistlichen der Krakauer Diözese“ hat Jan Fijałek die Herausgabe des Buches seines ehemaligen Schülers, dessen zu früh vollendete Lebensarbeit er einleitend würdigt, zum Abschluß befördert. Auf Grund eingehender archivalischer Studien unternimmt d. V. eine Ehrenrettung O.s, der wegen seiner dem nach Rußland verschleppten und später in Wahnsinn verfallenen Krakauer Bischof Sołtyk gegenüber als Archidiakon eingenommenen Haltung von der Mit- und Nachwelt für einen charakterlosen Intriganten erklärt wurde. Aus P.s, den Verlauf der Ereignisse ruhig und sachlich abwägender Darstellung wird man seinem Gesamturteil zustimmen müssen, daß O. zwar nicht als Idealmensch anzusehen ist, daß er aber als Charakter

---

[204]) Pokuta kościelna w prawie wiejskiem polskiem w XVI do XVIII wieku. Pamiętnik histor. prawny. Bd. I, Hft. 1. Lemberg 1925.

[205]) Ks. Szymon Stanisław Makowski teolog moralista polski z XVII w. Kielce 1925; desgleichen: Pamiętnik, Sektion IV.

[206]) Józef Olechowski, archidiakon i sufragan Krakowski, Krakau 1926, dazu die Ergänzungen von Władysław Grzelak in Nova Polonia Sacra, 1926.

besser war als so mancher seiner zeitgenössischen Amtsgenossen; in bezug auf Fleiß, Wissen, Umsicht in der Amtsführung, besonders hinsichtlich der Sittenzucht des Klerus, über dem Durchschnitt stand. Auch geht aus dem von P. hervorgeholten Tatsachenmaterial hervor, daß O. sich um die Erhaltung des Vermögensstandes des Krakauer Bistums in den unsicheren Zeiten des Zusammenbruchs Polens, die das Buch beleuchtet, verdient gemacht hat. Die Schrift P.s hinterläßt den schmerzlichen Eindruck, daß ein verheißungsvolles Talent der Forschung zu früh entrissen wurde. — Mit den von P. behandelten Verhältnissen befaßt sich auch die Studie Władysław Chotkowskis über „die kirchlichen Verwüstungen des Primas Poniatowski in Krakau"[207], die als Ergänzung seiner 1909 erschienenen „politischen Geschichte der Kirche in Galizien unter Maria Theresia" gedacht ist. Krakau wurde erst 1796 von den österreichischen Truppen besetzt, aber die von Wien aus getroffenen Verfügungen über den in Galizien liegenden Besitz des Bistums betrafen die Kirche des noch bestehenden Polens. Ch. bezeichnet die vorliegende Untersuchung als Beitrag zur Geschichte der Krakauer Universität, insofern er in ihren Mittelpunkt die im Zusammenhang mit der Unterrichtsreform durch die Edukationskommission unter Zustimmung des Primas Poniatowski verfügten Einziehungen geistlicher Universitätspräbenden rückt. Durch Pęckowski erscheint Ch.s Betrachtungsweise überholt. — In die letzten Jahrzehnte der polnischen Unabhängigkeit versetzt uns Władysław Konopczyńskis Monographie über „Stanisław Konarski"[208], den Reformator des Schulwesens der untergehenden Republik, den fruchtbaren Schriftsteller, den Begründer der Rechtssammlung „Volumina legum", den Reformpolitiker aus dem Piaristenorden. D. V., dem der Nachlaß des 1912 verstorbenen Stanisław Krzemiński zur Verfügung stand, hat das von demselben gesammelte Material um zahlreiche Archivalien des In- und Auslandes erweitert, in der Absicht, „die ganze Wirksamkeit" „des ganzen Menschen" quellenmäßig und allseitig zur Darstellung zu bringen. In dieser Weise ist Konarski noch nicht erfaßt worden. K. stellt seinen Helden als den „praeceptor Poloniae", als den hervorragendsten Tatmenschen der polnischen Geschichte, dem keiner in der Verwirklichung eines Ideals gleichkam, dar. Unter diesem Gesichtswinkel läßt er ihn in den verschiedenen Lebenslagen von seiner Umgebung sich abheben. Das Buch füllt eine Lücke aus. K. nimmt bereits Bezug auf die von Wanda Germain besorgte Übersetzung der „Schulordnung"[209] Konarskis, die Jan Czubek mit Erläuterungen und Stanisław Kot mit einem Vorwort versehen haben. — Auf der Linie der Gedanken des gefeierten Pijaren liegt auch die Arbeit Theodor Wierzbowskis über „Die Pfarrschulen in Polen und

[207] Księcia prymasa Poniatowskiego spustoszenia kościelne w Krakowie. Rozpr. KAW 61, S. 87—231, 1918.

[208] Warschau, Verlag der Mianowski-Kasse, 1926.

[209] Ustawy szkolne. Krakau 1925.

Litauen zur Zeit der nationalen Edukationskommission 1773—1794"[210]) mit genauen statistischen Angaben über die Schulorte in alphabetischer Reihenfolge, die Lehrbücher, die Lehrerfolge u. dgl. m.

Konopczyńskis Werk bringt auch Stoff zur polnischen Ordensgeschichte in der nachtridentinischen Zeit. In diesem Zusammenhang verdient „das Gedenkbuch anläßlich des dreihundertjährigen Bestehens der Missionspriester 1625—1925"[211]) Erwähnung. Im Rahmen der Geschichte des Gesamtordens werden seine Geschicke in Polen, wohin er durch die Gemahlin des Königs Wladyslaw IV. 1651 verpflanzt wurde, dargeboten. Zunächst werden die einzelnen Niederlassungen der polnischen Ordensprovinz unter Hervorhebung der wichtigeren Ereignisse vermerkt, sodann die in der äußeren Mission verwendeten Ordenspersonen polnischer Herkunft verzeichnet. In besonderen Abschnitten werden die Bemühungen des Ordens um die Volksmission, das Unterrichtswesen und die katholische Charitas, ebenfalls ortsweise, behandelt. Der Anteil der Frauen, der eingekleideten wie weltlichen, an dem Kinderrettungswerk in seinen verschiedenen Abzweigungen wird eingehend dargelegt. Ein genaues Ortsverzeichnis erleichtert die Benutzung des Werkes, das durch das umfangreich dargebotene Tatsachenmaterial der kirchenhistorischen Forschung gute Dienste leistet. — Das gleiche gilt von den Ordenschroniken, die Tadeusz Glemma und Kamil Kantak dem Studium zugänglich machen, der erstere „die der Kulmer Benediktinerinnen"[212]), der letztere „die der Thorner[213]), Posener[214]) und Zamarckier[215]) Bernhardiner". Im allgemeinen sind es nicht weltbewegende Ereignisse, die hier vermerkt werden, aber doch zahlreiche Begebenheiten, in denen sich das große Geschehen widerspiegelt. Als Bausteine zu der noch zu schreibenden polnischen Ordensgeschichte müssen diese Veröffentlichungen wohl beachtet werden.

Zum Schluß sei noch auf Jan Fijałeks Ausführungen über die durch Urban VIII. 1629 bestätigte epistola pastoralis ad parochos des Krakauer Bischofs und nachmaligen Gnesener Erzbischofs Bernhard Maciejowski[216]) aus dem Jahre 1601 bzw. 1607 — ein Kompendium der Seelsorge in Briefform im Sinne der Tridentinischen Bestimmun-

---

[210]) Szkoły parafjalne w Polsce i na Litwie za czasów komisyi edukacyjnej narodowej 1773—1794. In: Prace monograficzne. Ser. I, Nr. 1. Ebd. 1921.

[211]) Księga pamiątkowa trzechsetlecia zgromadzenia księży misjonarzy 1625—1925. Ebd. 1925. Selbstverlag des Ordens.

[212]) Kronika benedyktynek chełmińskich (1578—1619) Zapiski TNT VI 1923/25, S. 166—174, VII. 1926/28, S. 17—31, 37—56, 69—90, Sonderdr.

[213]) Kronika Bernardynów Toruńskich. Roczn. TNT 32, 1925, S. 103—124, Sonderdr. (1452—1796).

[214]) Kronika Bernardynów Poznańskich. Kronika miasta Poznania III, 1925, S. 161—180, 203—215.

[215]) Kronika Bernardynów Zamarckich. Zap. TNT VI, S. 174—187 (1745 bis 1810).

[216]) Pastoralna ks. Bernardo Maciejowskiego. In: Pamiętnik IV.

gen — und „das Inventar der Güter des Culmer Bistums aus dem Jahre 1614“[217], das Alfons Mańkowski unter Berücksichtigung der Aufzeichnungen ex 1759 veröffentlichte, hingewiesen.

Die polnische Kirchengeschichte unter den Teilungsmächten gehört, streng genommen, nicht mehr zu unserem Thema, da von der religiösen Beeinflussung des Volkslebens abgesehen die letzte Entscheidung in kirchlichen Dingen bei den nichtpolnischen Regierungen lag[218].

Abkürzungen:

ARG = Archiv für Reformationsgeschichte.
Balzer-Ehrung = Księga pamiątkowa ku czci Oswalda Balzera, 2 Bde., Lemberg 1925.
BiKAW = Bulletin international d. Krakauer Akademie d. Wissenschaften (philolog.-histor.-philos. Klasse).
DwZP = Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift f. Polen.
HZ = Historische Zeitschrift.
KAW = Krakauer Akademie d. Wissenschaften.
Kh = Kwartalnik historyczny.
KtW = Kwartalnik teologiczny Wileński.
Pamiętnik = Pamiętnik IV. zjazdu historyków polskich w Poznaniu. Lemberg 1925.
Ph = Przegląd historyczny.
Pnl = Przewodnik naukowy i literacki.
Pt = Przegląd teologiczny.
Ptpn = Poznańskie towarzystwo przyjaciół nauk.
RhP = Roczniki historyczne Posnańskie.
RhtnW = Rozprawy historyczne towarzystwa naukowego Warzawskiego.
RwP = Reformacya w Polsce.
TNT = Towarzystwo naukowe Toruńskie.
TpnP = Towarzystwo przyjaciół nauk w Przemyślu.

---

[217] Inwentarz dóbr biskupstwa chełmińskiego z r. 1614. In: Fontes TNT XXII, 1927.

[218] Ebenso haben wir die Geschichte der beiden griechisch-katholischen Kirchen in Polen unberücksichtigt gelassen. In einem späteren Nachtrag werden einige Veröffentlichungen, bes. aus dem Jahre 1927, die dem Ref. erst nachträglich zugekommen sind, zur Anzeige gelangen.

„ISTORIK-MARXIST"

Von

Fritz Epstein (Hamburg).

„Istorik-Marxist. Žurnal obščestva istorikov-marxistov pri Kommunističeskoj Akademii." (Izd. Kommunist. Akad.; Moskva 19, Volchonka 14).
Bd. I (1926) 326 S.; II (1926) 291 S.; III (1927) 260 S.; IV (1927) 287 S.

Die Vierteljahrsschrift „Istorik-Marxist", das Organ der „Gesellschaft der marxistischen Historiker an der Kommunistischen Akademie" in Moskau erscheint seit 1926 unter Mitwirkung von M. N. Pokrovskij, V. P. Polonskij, M. P. Pavlovič-Weltmann (Vel'tman)[1], A. V. Šestakov, P. O. Gorin, C. Friedland (Fridljand) und S. M. Monosov; für die Redaktion zeichnet verantwortlich A. V. Šestakov.

Die Gesellschaft der marxistischen Historiker setzt sich in ihren Satzungen (I, 317; 320—322) zur Aufgabe:

1. Die Vereinigung aller Marxisten, die wissenschaftlich als Historiker arbeiten.

2. Die wissenschaftliche Bearbeitung von historischen Problemen und von Fragen der marxistischen Geschichtsmethodologie.

3. Kampf mit den Geschichtsverdrehungen (izvraščenija istorii) der bourgeoisen Wissenschaft.

4. Kritische Beleuchtung der historischen Neuerscheinungen vom marxistischen Standpunkt.

5. (Betr. Förderung der Mitglieder in der Literaturbeschaffung, Archivbenutzung, bei wissenschaftlichen Missionen usw.)

6. Propagierung und Popularisierung der marxistischen Methode; Verbreitung der marxistischen Ergebnisse auf dem Gebiete der Geschichte unter den breiten Massen.

Die Zeitschrift „Istorik-Marxist" stellt demnach das Sprachrohr für die Verkündung der historischen Betrachtungsweise der in Rußland herrschenden Klasse dar. Von ihrem Mitarbeiterkreis wird dem herrschenden Regime neben seiner geschichtsphilosophischen Begründung durch die ökonomische Geschichtsauffassung von Marx und Engels die historische Tradition und Verankerung geschaffen. Der Unterschied von dem historischen Organ des Marx-Engels-Instituts,

[1] Gest. Juni 1926; Nachruf: IV, 266/67.

der „Letopis Marxizma"[2]), besteht darin, daß die „Chronik" hauptsächlich über den Marxismus handelt, während beim „Istorik-Marxist" der Nachdruck auf der Beschäftigung mit der Geschichte liegt. (IV, 277.)[3])

Verschiedene Erinnerungstage (das 150jährige Jubiläum des Pugačevaufstandes, das zwanzigjährige Jubiläum der Revolution von 1905, die Bakunin- und Ščapov-Gedenktage, die Vorbereitung der Zehnjahrfeier der Oktoberrevolution) boten der Gesellschaft im ersten Jahre ihres Bestehens Gelegenheit, die Sorge für die offizielle geistige Repräsentation und Interpretation der Anlässe zum Feiern zu übernehmen und sich als wirksames Propagandainstrument die Zufriedenheit der „höchsten Instanzen" zu erwerben (IV, 269).

Im April 1927 zählte die Gesellschaft 90 ordentliche und 87 korrespondierende Mitglieder (IV, 272). Als ordentliche Mitglieder werden nur solche marxistische Historiker aufgenommen, die gedruckte Arbeiten aufzuweisen haben oder an Hochschulen selbständig über historische Disziplinen vortragen. Historiker, bei denen die Erfordernisse für die Aufnahme als ordentliches Mitglied nicht erfüllt sind — insbesondere also der jüngere, noch in der Ausbildung begriffene Nachwuchs an marxistisch geschulten Kräften — können als korrespondierende Mitglieder geführt werden. In beiden Fällen erfolgt die Aufnahme in der allgemeinen Mitgliederversammlung, die über die Vorschläge eines engeren Gremiums, des „Rates" der Gesellschaft, mit einfacher Mehrheit entscheidet (I, 321). Von den 90 ordentlichen Mitgliedern waren in der kommunistischen Partei 68, von den 78 Korrespondenten 66 (IV, 272).

Die wissenschaftliche Arbeit der Gesellschaft vollzieht sich in

---

[2]) = Zapiski Instituta K. Marx'a i F. Engelsa, bisher vier Bände.

[3]) Von einer früheren ebenfalls streng marxistisch orientierten allgemeinen historischen Zeitschrift: „Bor'ba klassow." Istoričeskij žurnal. Leningrad (Centrarchiv RFSR) 1924 ist m. W. nur ein Doppelheft erschienen. — Nicht zum Vergleich eignen sich Zeitschriften, die ausschließlich die Geschichte der revolutionären Bewegung und der kommunistischen Partei pflegen, wie: „Proletarskaja revoljucija", „Kommunističeskaja revoljucija", „Krasnaja letopis", „Katorga i ssylka" u. a., ebensowenig Organe für Sondergebiete der Geschichtswissenschaft (z. B.: „Trud v Rossii" und „Archiv istorii truda v Rossii"; „Archivnoe delo") und das vielzitierte „Krasnyj archiv", das offizielle Organ des Zentralarchivs zu Veröffentlichungen aus seinen Beständen. — Vgl. B. Nikolajewsky, „Die historische Literatur in Rußland während der Revolution" im „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung" 12. Jg. (1926), 288—296 und in diesen Jahrbüchern — N. F. III (1927), 534—536 — das Referat über den Aufsatz von Piontkovskij, „Die Oktober-Revolution und die russische historische Wissenschaft"; beide Autoren beschränken ihre Darlegungen auf die von der sozialen Umwälzung in Rußland ausgelöste, meist ausgesprochen marxistisch orientierte historische Arbeit. Thematisch und zeitlich umfassender angelegt sind die bibliographischen Übersichten von A. Priesniakow (Presnjakov), „Z najnowszej historjografji rosyjskiej" im „Kwartalnik historyczny" XXXVIII (1924), 265—280 und G. Gautier, „Histoire de Russie. Publications des années 1917—1927" in der „Revue historique" Bd. 157 (1928), 93—123.

mehreren Sektionen (III, 245; IV, 273): einer methodischen und einer soziologischen und je einer für die Geschichte Rußlands und der kommunistischen (bolschewistischen) Partei, die Geschichte des Westens und die des Orients. In den ausführlichen stenographischen Sitzungsberichten, der Referat- und Diskussionswiedergabe im „Istorik-Marxist", kommen die Tendenzen der Gesellschaft am klarsten zum Ausdruck.

Die Zeitschrift will mehr sein und ist mehr als der Durchschnitt der historischen Revuen des alten und des neuen Rußland, der in vielfach kritik-, plan- und hemmungsloser Veröffentlichung eines von der wissenschaftlichen Forschung nicht benötigten und niemals zu bewältigenden Rohmaterials aufgeht und historischen Sinn eher tötet als weckt[4]). Die Gesellschaft der marxistischen Historiker will bei der „allgemeinen Schwäche des historischen Denkens in der Räterepublik" (II, 290) die wissenschaftliche russische historische Zeitschrift schaffen (I, 319). Dieser Anspruch ließe sich in vollkommener Weise nur durch ein Forum für freien Meinungsaustausch verwirklichen[5]). Der Vorsatz wird von vornherein beeinträchtigt, ja aufgehoben durch die einseitige Einstellung und die Unduldsamkeit des Mitarbeiterkreises, die den einheitlichen Charakter der Zeitschrift hervorbringt und sichert, wie er noch niemals in gleicher Geschlossenheit und Schärfe einem historischen Organ das Gepräge gegeben hat. Das Ergebnis der Bemühungen steht mit der Ankündigung wenig in Einklang. Wohl tragen einige Beiträge zur Klärung der sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung Rußlands im 19. und im Beginn des 20. Jahrhunderts bei, aber für mehr als tausend Jahre russischer Geschichte und Kultur ist in den Spalten der zum führenden Organ der modernen russischen Geschichtswissenschaft

---

[4]) Im kaiserlichen Rußland bilden bekannte Beispiele, etwa das „Russkij Archiv" und die „Russkaja Starina", die ersten Bände des „Sbornik Archeolog. Instituta" und des „Sbornik imp. russk. istorič. obščestva" usw.; für die jetzige Publikationstätigkeit sei eine Durchsicht der in Anm. 3 genannten Periodica empfohlen: weder quantitativ noch qualitativ schneiden die Organe für die Geschichte der revolutionären Bewegung besser ab.

[5]) An Versuchen, ein derartiges Forum, d. h. eine periodische Schrift möglichst nach der Art der ausländischen Fachzeitschriften, sei es in Form einer regelrechten Zeitschrift oder als auf Fortsetzungen berechnete Sammelbände („Sborniki") zu schaffen, hat es in Rußland seit Karěevs: „Naučnyj istoričeskij žurnal" (1913—1916) — vgl. „Zeitschrift f. Osteurop. Geschichte", Bd. 4 (1914), S. 312 f. — nicht gefehlt. Doch hat sich keine solche Publikation — weder eine besondere Zeitschrift nur für russische Geschichte, das „Russkij istoričeskij žurnal" (acht Hefte, 1917—1922), noch das Experiment eines speziellen Organs für westeuropäische Geschichte, die von der Akademie der Wissenschaften begründeten „Annaly" (1922—1924, vier Hefte), auch nicht ein Unternehmen vom häufiger vertretenen, mit dem „Istorik-Marxist" wieder aufgenommenen Typus der Bestimmung für russische und allgemeine Geschichte — „Istoričeskija Izvestija", 1916—1917; „Istoričeskij Archiv" (nur I), 1919; „Dela i dni", 1920—1922; „Russkoe prošloe", 1922—1923; „Rossija i zapad" (Sbornik) nur I (1923); „Veka" (Sbornik) nur I (1924) zu halten vermocht.

proklamierten Zeitschrift außer wenigen unwesentlichen Rezensionsbemerkungen nichts geschehen[6]).

Um die Zukunft einer streng kritischen, weniger durch Tagesfragen und zufällige Aktualität des Gegenstandes (Jubiläen!) bestimmten historischen Forschung in Rußland muß man bangen, wenn man sich einmal über die Vernachlässigung und mangelhafte Kenntnis der älteren russischen Geschichte (mit Ausnahme der sozialen Bewegungen, die etwa an die Smuta[7]) und die Namen Razin[8]) und Pugačev[9]) anknüpfen) der marxistisch orientierten Historiker klar geworden ist. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß, was Quellenkenntnis anlangt, ein nicht geringer Teil chrestomathienhafter Dosierung und Erläuterung statt unmittelbarer Erarbeitung den Vorzug gibt, was sich z. T. aus ungenügender sprachlicher Vorbildung erklärt[10]); im historischen Urteil aber klammert man sich allzusehr an Pokrovskijs und Rožkovs Zusammenfassungen der Ergebnisse der früheren Forschung und beruhigt sich dabei, in verba magistri zu schwören.

Es ist symptomatisch, daß von den sechsundzwanzig historischen Untersuchungen in den vorliegenden vier Heften der Zeitschrift keine einzige eine Frage aus der Zeit vor 1789 behandelt. Der tiefere Grund hierfür liegt wohl darin, daß „im System der allgemeinen kommunistischen Bildung die Tatsachen der Vergangenheit nur als Ma-

---

[6]) Vgl. etwa: A. N. Strauch über Staden, O Moskve Ivana Groznogo. Zapiski opričnika (her. von I. I. Polosin) „Zapiski Prošlogo" pod red. Bachrušina i Cjalovskogo. Leningrad 1925: I, 305/6; G. Kokiev zu V. P. Požidaev, Gorcy Sev. Kavkaza (1926): III, 239—241.

[7]) Die älteren Darstellungen von S. F. Platonov: Očerki po istorii Smuty v Moskovskom gosudarstvě XVI—XVII v. v. (Opyt izučenija obščestvennogo stroja i soslovnych otnošenij v Smutnoe vremja) St. Pet. 1910 (3. Ausg.) und von N. I. Kostomarov, Smutnoe vremja Moskovskogo gosudarstva (= Istoričeskie monografii i izslědovanija Bd. IV—VI) bilden auch heute noch die Grundlage für das historische Urteil. Die knappen Monographien von Platonov: „Boris Godunov" (Petrograd 1921) u. „Smutnoe vremja. Očerk vnutrennago krizisa i obščestvennoj bor'by v Moskovskom gosudarstve XVI do XVII vekov" (Petrograd 1923) fußen auf der genannten umfangreichen Untersuchung, berücksichtigen aber zugleich neu erschlossenes Material und neue Auffassungen. Eine Quellensammlung: „Social'nyj krizis Smutnogo vremeni" erschien — von Platonov redigiert — 1924 in Leningrad in der Serie: „Pamjatniki social'no-ekonomičeskoj istorii Rossii".

[8]) Auch für die Geschichte der „Razinovščina" wird man zurückgehen auf die Darstellung von N. I. Kostomarov: Bunt Sten'ki Razina = „Istoričeskie monografii" Bd. II (1859), die jetzt durch die teilweise auf neuen Materialien beruhende Biographie Razins von S. I. Tchorževskij, Stepan Razin (Petrograd 1923) ergänzt wird; Tch. veröffentlichte ferner eine Arbeit: Narodnyja vol'nenija pri pervych Romanovych (Leningrad 1924).

[9]) Zur „Pugacevščina" siehe Anm. 19.

[10]) Die Nützlichkeit etwa der von A. M. Bol'šakov und N. A. Rožkov in ihrer Chrestomathie: „Istorija chozjajstva Rossii v materialach i dokumentach" (drei Teile, Leningrad 1925/26) getroffenen Auswahl für den Unterricht wird nicht in Abrede gestellt, aber es fehlt an Gegenstücken, die die Gefahren der in der Hauptsache durch Unterweisung an Hand eines einseitig zusammengestellten Quellenmaterials gewonnenen historischen Bildung mindern könnten.

terial zur Erklärung der Gegenwart Bedeutung haben können" (Pokrovskij: I. 281), und daß geistige Wurzeln des modernen Rußland aus Zeiten vor der welthistorischen Caesur von 1789, die für die historische Betrachtungsweise der überwiegenden Mehrheit der Vertreter der revolutionierten russischen Geschichtswissenschaft geradezu zum unübersteiglichen terminus a quo geworden ist, ignoriert werden[11]. Bei einer derartigen Einstellung, die in den sozialen Spannungen und Entladungen die Haupttriebkräfte und den wesentlichen Inhalt des historischen Geschehens sieht und für die etwa der Bauernkrieg in Deutschland zum Schlüssel für die deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert überhaupt wird[12], bekommt die Große französische Revolution als die erste neuzeitliche alles umwälzende Massenbewegung etwas Faszinierendes; sie wird — zumal die Zeit der Jakobinerdiktatur — zu einer Art Prototyp des russischen Umsturzes und der Diktatur durch die revolutionären Massen der Arbeiter, Bauern und Soldaten[12a].

Dazu kommt, daß die Ereignisse und Epochen der Vergangenheit nicht zur Erkenntnis der ihnen eigentümlichen Voraussetzungen untersucht werden, sondern nach dem allein gültigen ökonomischen Maßstab lediglich Beweise für die unbedingte Richtigkeit der durch die Theorie geforderten Beurteilung des Verlaufs der historischen Entwicklung zu liefern haben.

Im Ganzen gesehen ist es ein wenig hoffnungsvolles Bild, das man aus der Zeitschrift über die Bedingungen und Tendenzen der historischen Forschung in Rußland in den letzten Jahren gewinnt.

O. L. Weinstein (Vajnštejn) hat eine Enquête über die Behandlung von Themen der westeuropäischen Geschichte an Hochschulen in der Provinz und in den nationalen Teilrepubliken angestellt, soweit die Arbeiten in den Publikationen dieser Institutionen aus den Jahren 1924—26 enthalten sind (II, 209—212). Es zeigte sich, daß in fast drei Jahren die Forschungstätigkeit auf dem Gebiet der allgemeinen Geschichte an den provinzialen Hochschulen die russische Wissenschaft nur um acht in strengem Sinn historische Arbeiten bereichert hatte;

---

[11]) Der an die Persönlichkeit Peters d. Gr. geknüpften Umwandlung des alten Rußland und der damit im Beginn des 18. Jahrhunderts einsetzenden Revolutionierung der Geister wird nicht mehr die Bedeutung beigemessen, die ihr für das Verständnis der Gegenwart zukommt; denn wenn man die neuere russische Geschichte in ihrem Gesamtverlauf und in ihrer Besonderheit auf sich wirken läßt, besteht die unlängst von Fr. Braun gegebene Formulierung sicherlich zu Recht: „In der Beantwortung der Frage nach dem Wesen und der Auswirkung der petrinischen Reform liegt der Schlüssel zum Verständnis der ganzen weiteren Entwicklung Rußlands bis auf den heutigen Tag": Friedrich Braun, Über die russische „Intelligenz" in der Festschrift: „Kultur- und Universalgeschichte". Walter Goetz zum 60. Geburtstag (Leipzig 1927), S. 365. — Vgl. auch K. Stählin: „Peter der Große" in dem Sammelwerk „Meister der Politik", her. von Er. Marcks und K. A. v. Müller, Bd. II (1923), S. 388—390.

[12]) Vgl. die Rez. einer Schrift von V. Koževnikov über den Bauernkrieg durch C. Friedland: II, 280—282.

[12a]) Zur Bearbeitung von Themen aus der Geschichte der französischen Revolution durch russische Historiker siehe Anm. [14a]).

von diesen acht hatten allerdings — ganz im Gegensatz zur herrschenden neuen historischen Arbeitsrichtung — sieben Themen der mittelalterlichen Geschichte zum Gegenstand, was sich daraus erklärt, daß die Studien ausschließlich von Historikern aus der „alten" Schule verfaßt sind[13]).

Der Hang zur Statistik auf allen Gebieten hat festgestellt, daß von den Aufsätzen der vier ersten Hefte der Zeitschrift die Themen zu 50% der russischen Geschichte, zu 33% der allgemeinen (mit einer einzigen Ausnahme[14]) ausschließlich der französischen Geschichte), der Rest der Geschichte des Orients entnommen waren (IV, 276). Die Bevorzugung der französischen Geschichte führt A. V. Šestakov in erheblichem Maße darauf zurück, daß die Geschichte Frankreichs als des Landes verschiedener Revolutionstypen besondere Anziehungskraft auf die revolutionären Historiker Rußlands ausübe (ebda.) [14a]).

Das öffentliche Eingeständnis des Redaktors, daß es unmöglich gewesen sei, einen marxistischen Historiker ausfindig zu machen, der imstande gewesen wäre, zur 150. Wiederkehr der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung einen wissenschaftlichen Jubiläumsartikel zu verfassen (IV, 276), ist zweifellos als Ansporn an die jüngeren Kräfte unter den marxistischen Historikern anzusehen, auf historische Allgemeinbildung und Spezialisierung für Teilgebiete der Auslands-

---

[13]) Die Themen waren entnommen der italienischen Geschichte: Ditjakin (Kazan 1925/26) und Fridolin (Baku 1925); der böhmischen Geschichte: A. Jasinskij (Smolensk 1924); der deutschen Geschichte: A. N. Jasinskij (Voronež 1925) und der englischen Geschichte: Dobroljubskij (Odessa 1924).

[14]) E. Tarle, Begstvo Vil'gel'ma II. (Die Flucht Wilhelms II.). K istorii padenija monarchii v Germanii: IV, 62—72 = Vorabdruck aus dem Werke: Evropa v epochu imperializma.

[14a]) Das Zeitalter der französischen Revolution gehörte schon im alten Rußland zu den von der russischen Forschung auf dem Gebiete der westeuropäischen Geschichte bevorzugten Epochen, so daß man mit Recht von einer „École russe de l'histoire de la Révolution française" sprechen konnte; vgl. V. Boutenko (Butenko), La science de l'histoire moderne en Russie. Aperçu historique — übersetzt aus den „Annaly" II (1923) — in: „Le Monde slave" N. S. III, Heft 4 (April 1926), S. 131—147; ferner: die Literaturberichte von N. Karéiev (Karěev): 1. in „La Révolution française" Bd. 42 (1902), S. 320—345 La Révolution française dans la science historique russe; 2. im „Bulletin de la société d'histoire moderne" 1912; 3. in den „Annales historiques de la révolution française" II (1925), S. 252—262 Les derniers travaux des historiens russes sur la révolution française, 1912—1924. — A. Aulard, l'Influence russe dans l'étude de la Révolution française: „Golos minuvšago (na čužoj storoně)" 1 (= 14), Paris 1926.

Nach N. Loukine (Lukin), La révolution française dans les travaux des historiens soviétiques (= „Annales historiques de la Révolution française" V. Jg., 1928), S. 128 ist heute die französische Revolution „presque la matière principale des recherches pour ceux des historiens russes qui étudient l'histoire des pays de l'Europe Occidentale". Man wird ohne Übertreibung sagen dürfen, daß in der jetzigen russischen Westeuropaforschung die Behandlung von Themen aus der französischen Revolutionsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts die zentrale und dominierende Stellung einnimmt; vgl. außer Lukin die Berichte von B. Mirkine-Guetzevitch (Mirkin-Gecevič) in „La Révolution française" Bd. 77 (1924), S. 269—277 und Bd. 78 (1925), S. 68—73.

geschichte künftig in weniger einseitiger Weise bedacht zu sein als bisher.

Die hervorragendste Persönlichkeit unter den Mitarbeitern der Zeitschrift ist der an erster Stelle genannte Gelehrte, M. V. Pokrovskij. Er ist als Verfasser von streng marxistisch, im Geiste der herrschenden Partei gehaltenen zusammenfassenden Darstellungen der Geschichte und Kultur Rußlands, weiterhin durch Arbeiten zur russischen Historiographie, zur Geschichte der äußeren Politik Rußlands und der revolutionären Bewegung im 19. und 20. Jahrhundert[15]) nicht nur der anerkannte geistige Führer und Organisator der überzeugten Anhänger des Marxismus unter den russischen Historikern, sondern als stellvertretender Volkskommissar für das Bildungswesen und Leiter des russischen Hauptarchivs übt er auch amtliche Funktionen von großem Gewicht für die fernere Gestaltung des historischen Unterrichts und die Richtung der historischen Forschung aus.

In der „Gesellschaft der marxistischen Historiker" steht Pokrovskij seit ihrer Gründung an der Spitze des Präsidiums. Seiner aktiven Art und autoritativen Stellung entspricht es, daß er mit charakteristischen Äußerungen — teils in Aufbau und Stil ausgeglichenen, abgerundeten Skizzen, meist historiographischer Art, teils temperamentvollen, improvisierten Diskussionsreden, die durch Weitblick und Mäßigung überradikalen historischen Verdikten und methodischen Forderungen seiner eigenen Gefolgsleute die Spitze abbrechen, — in jedem der vier ersten Hefte der Gesellschaft vertreten ist. Das nachfolgende Referat wird wiederholt erkennen lassen, daß bei dem Ansehen, das Pokrovskij heute als der marxistische Praeceptor Rossiae auf dem Gebiete der Geschichte genießt, seiner literarischen Wirksamkeit und seinen originalen Formulierungen in durchgehender Anwendung der ökonomischen Betrachtungsweise auf die russische Geschichte außerhalb Rußlands zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist; seine „Geschichte Rußlands" ist ein wissenschaftliches

[15]) Russkaja istorija s drevnejšich vremen (4 Bde.), seit 1927 auch deutsch u. d. T.: Geschichte Rußlands. Übersetzt von Alexandra Ramm. Leipzig (Verlag C. L. Hirschfeld); Russkaja istorija v samom sžatom očerke (2 Bde.), auch deutsch: Kurzer Abriß der russischen Geschichte, übersetzt von A. Klein. Moskau, Centrizdat; Očerk istorii russkoj kul'tury (2 Bde.); alle diese Werke erscheinen in immer neuen Auflagen! — Bor'ba klassow i russkaja istoričeskaja literatura (Petrograd 1923); Očerki po istorii revoljucionnogo dviženija v Rossii XIX i XX v. v. (2. Ausg. Mosk. 1927). — Veröffentlichungen zur äußeren Politik Rußlands, in der Pokrovskij selbst an einem Wendepunkte, als russischer Delegationsführer neben Joffe und Kamenev in Brest-Litovsk 1917, zu handeln berufen war (über sein Hervortreten vgl. General Hoffmann, Der Krieg der versäumten Gelegenheiten, München 1923, S. 202): Drei Konferenzen. (Zur Vorgeschichte des Krieges), her. von der Redaktion „Russ. Korrespondenz" 1920 (deutsch); Diplomatija i vojny carskoj Rossii v XIX stoletii. Sbornik statej. Mosk. 1924; Carskaja Rossija i vojna. Mosk. 1924; Vnešnaja politika Rossii v XX veke (1926) u. a. — Einleitungen zu zahlreichen Veröffentlichungen des Centrarchiv usw.

Bollwerk des Bolschevismus geworden, gegen das Einwendungen prinzipieller Natur vorzubringen im neuen Rußland unstatthaft ist.

Im folgenden wird versucht, in knapper Form über den Inhalt der annähernd 1200 Seiten von Heft I bis IV des „Istorik-Marxist" zu unterrichten.

Jede Nummer der Zeitschrift ist in der Regel in fünf Hauptabteilungen gegliedert: 1. selbständige Aufsätze, 2. Referate der Sitzungen der Gesellschaft, 3. Fragen des Geschichtsunterrichts, 4. Bibliographie (zusammenfassende Literaturberichte, Zeitschriftenschau, Rezensionen), 5. Chronik der Gesellschaft. Mit Nr. IV beginnt eine nach Ländern geordnete Übersicht der von Januar bis Juni 1926 in Deutschland, England, Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten erschienenen monographischen historischen Literatur.

Die Arbeiten zur französischen Geschichte ohne jede Beziehung zur Geschichte der slavischen Welt bleiben in der folgenden Übersicht außer Betracht. Ebensowenig gehe ich auf diejenigen Beiträge ein, die nur Vorabdrucke aus inzwischen in Buchform erschienenen größeren Arbeiten darstellen, wie ein Beitrag von E. F. Tarle (s. o. Anm. 11), der Abdruck von Stücken aus „Marx i Bakunin" von Vjač. Polonskij (II, 25—43) und aus dem dritten Band von Ju. M. Steklovs Bakuninbiographie (II, 44—83) zur 50. Wiederkehr von Bakunins Todestag (gest. 1876)[16]; E. Granovskijs Untersuchung über die Finanzierung der russischen Industrie um 1900 durch russische und ausländische Banken (Kogda russkij kapitalizm vstupil v fazu monopolističeskogo razvitija? IV, 33—61), V. Nevskijs minutiöse Behandlung der Ausstandsbewegung zwischen 1870 und 1880 (K voprosu o rabočem dviženii v 70e gody: IV, 125—178).

Verschiedene Referate zeugen von der besonders regen Tätigkeit der Sektion der Gesellschaft für Methodik. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß um eine Lösung der methodischen Fragen, die der Geschichtsunterricht aufgibt, in Sovetrußland aufs ernsteste gerungen wird. Jedoch muß ich davon absehen, an dieser Stelle auf Einzelheiten einzugehen, da hinter den Referaten und Debatten über die zweckmäßigste Methode des Geschichtsunterrichts[17]) im Grunde stets der Aufbau des gesamten Bildungswesens in der Union überhaupt zur Diskussion steht[18]). M. N. Pokrovskij warnte davor (III, 165 bis 171, im Anschluß an Ioannisiani), in Lehrerkreisen vorzeitig darauf zu drängen, daß das durch die Revolution zur Herrschaft gelangte

---

[16]) An den Bakuningedenktag knüpft die IV, 219—223 erschienene Übersicht über Bakunin-Jubiläumsliteratur von E. Morochovec an.

[17]) Wobei keinen Augenblick außer acht gelassen werden darf, daß die „Geschichte als Wissenschaft, die marxistische Geschichte", definiert wird als Lehre der Vergangenheit der Menschheit, der konkreten Tatsachen des Klassenkampfes in ihrem Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Gesellschaft: Friedland I, 280.

[18]) Beiträge zur Methodik des Geschichtsunterrichts befinden sich: I, 280—287: C. Friedland; III, 152—165: A. Ioannisiani; II, 225—234: S. S. Krivcov; II, 235—237; IV, 187—199; III, 243—244 (Rez.): L. P. Mamet; III, 172 bis 186 (A. Ryndič); IV, 200—205 (A. V. Šestakov).

Geschichtsbild in Form eines verbindlichen Lehrbehelfs für den Unterricht fixiert werde, solange der neuen Richtung nicht ein didaktisch so glänzender Interpret wie ein Ilovajskij für das alte Regime erstanden sei. Charakteristisch für den Unterschied in der Stoffbewertung von damals und jetzt ist etwa der Satz (III, 167): „Es ist besser, wenn die Kinder die Pugačevščina verstehen lernen, als den albernen (nelepyj) Nakaz Katharinas II."[19]).

In der Eröffnungssitzung der Gesellschaft am 1. Juni 1925 gab Pokrovskij eine programmatische Erklärung ab („Zadači obščestva istorikov-marxistov"; I, 3—10), in der er die Schicksale der Lehre des „Historischen Materialismus" in Rußland als ein glänzendes Beispiel historischer Dialektik zu deuten unternahm. Man kann den Vortrag als das Gerüst zu einer Geschichte der russischen Historiographie seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vom marxistischen Standpunkt ansehen. A. P. Ščapov (1830—1876), N. G. Černysevskij (1828—1889) und P. N. Tkačev (1844—1885) erscheinen als Bahnbrecher eines (nichtmarxistischen) historischen Materialismus in Rußland. — Das Idyll der moralisierenden „subjektiv-soziologischen Methode" (die etwa die Aufhebung der Leibeigenschaft als Tat des ohne behördliche Nachhilfe aus lauter Gutherzigkeit zu dieser Maßregel bereiten Adels verklärte, bis Ključevskij dem Gesichtspunkt der gebieterischen staatlichen Notwendigkeit jenes Schritts zur Anerkennung verhalf) war das Korrelat einer Periode der industriellen Stagnation (1860—1870). Der reißende Fortschritt des ökonomischen Materialismus, der die „narodničeskij period russkoj istoriografii" ablöste, entsprach genau dem industriellen Aufschwung in den achtziger Jahren. — In den neunziger Jahren erstreckte sich die „Front" des „ökonomischen Materialismus" von Plechanov und Lenin zur Linken bis zu Maksim Kovalevskij und Miljukov auf der äußersten Rechten. Auch Bulgakov und Berdjaev wurden von der gebildeten Welt zu den historischen Materialisten gerechnet. Der wirkliche, revolutionäre Marxismus drang in wissenschaftlichem Gewand um die Jahrhundertwende in der „legalen" Massenauflage von Lenins „Razvitie kapitalizma v Rossii", in den Arbeiten von Plechanov und zahlreichen Übersetzungen in die Öffentlichkeit. In der öffentlichen Meinung

---

[19]) In einem Vortrag „Novye dannye o Pugačevščine" — abgedruckt im „Vestnik kommunističeskoj Akademii" XII (1925), 219—235 — hat Pokrovskij unter Heranziehung neuer Quellen die herkömmliche „bourgeoise" Vorstellung vom Aufruhr Pugačevs modifiziert. Im „Istorik-Marxist" III, 218 bis 222 setzt er sich mit N. Čužak, Pravda o Pugačeve. Opyt literaturno-istoričeskogo analiza (Mosk. 1926) auseinander; auch auf der Jahresversammlung der Gesellschaft im Jahre 1927 betonte er den Fortschritt, den die von ihm propagierte Beurteilung der Pugačevbewegung gegenüber der vorrevolutionären ausmache, als Beispiel für die vollzogene Wandlung der historischen Auffassung (IV, 269). — Vgl. auch O. E. Kornilovič, „Obščestvennoe mnenie zapadnoj Evropy o Pugačevskom bunte" in den „Annaly" III (1923), 149—176 (eine Arbeit, die sich mit den Urteilen der Zeitgenossen über den Aufruhr befaßt) und die in diesen Jahrbüchern N. F. Bd. III (1927), 500 aufgeführte Literatur.

herrschte vor 1905 Unsicherheit darüber, ob etwa Struves und Tugan-Baranovskijs Ansichten als eine Spielart des Marxismus aufzufassen seien. Mit dem Terminus technicus „Marxismus nach 1905“ („Marksizm posle 1905 goda“, I, 6) bezeichnet P. den zeitweilig unverkennbaren Eindruck der Revolution von 1905 auf die historische Forschung (genannt wird von ihm R. Ju. Vippers Name) und eine Popularisierung der Ideen des historischen Materialismus durch Werke wie die in 15 000 Exemplaren verbreitete „Istorija Rossii v XIX věkě“ des Verlags Granat, die „Istorija russkoj literatury“ des Verlags Mir usw. P. unterstreicht, daß die Bolscheviki, in ihrer literarischen Propaganda durch polizeiliche Maßnahmen behindert, hinter den Konstitutionellen Demokraten (Kadetten) und den Menscheviki, „der bourgeoisen Agentur unter dem Proletariat“ (S. 7), in der Verbreitung der Ideen des historischen Materialismus zurückstehen mußten.

Am Ausgang der Rede sind mit der Warnung vor Überschäßung der historisch-statistischen Methode und vor Leugnung jeglicher Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte (S. 9) und mit der Berufung auf Lenin gegen eine allzu enge und pedantische Auffassung des ökonomischen Materialismus, der nicht als Prophetie aller Entwicklungsformen der ferneren Weltgeschichte aufgefaßt werden dürfe, die Hauptgefahren für die in Rußland heute herrschende Geschichtsbetrachtung angedeutet. Damit war zugleich der dialektische Übergang vollzogen zur Aufforderung an die Mitglieder der Gesellschaft, nicht nur als „marxistische Historiker“, sondern als „leninistische Historiker“ an die Arbeit zu gehen . . .

Die fünfzigste Wiederkehr von A. P. Ščapovs Todestag (gest. 1876) gab Pokrovskij Veranlassung, den Historiker des Raskol[20]) als den originalen Entdecker der elementaren Rolle des Bauerntums in der russischen Geschichte und als den bedeutendsten russischen Historiker seiner Zeit zu feiern (III, 5—13). Ščapov sei es gewesen, der zuerst seinen Hörern die Bedeutung des Bauerntums, „des eigentlichen Rätsels der russischen Geschichte“, ins Bewußtsein gehämmert habe. Als „ein Gedicht in Prosa auf die historische Rolle des russischen Bauerntums“ erscheint ihm ein längerer von ihm zitierter Passus aus einer Vorlesung Ščapovs. Die Wärme, mit der sich Pokrovskij für einen gewissermaßen gänzlich säkularisierten Ščapov einsetzte, hat diesem Historiker zu bemerkenswerter aktueller Wirkung verholfen[21]).

Den Anfang Februar 1927 verstorbenen Historiker N. A. Rožkov hat Pokrovskij in der Trauerfeier als den ihm durch lange Jahre nah

[20]) „Russkij raskol staroobrjadstva“ (Kazan 1858).

[21]) Zeugnisse der Ščapov-Renaissance sind z. B.: Heft 2/3 des 33. Bands der „Izvestija obščestva archeologii, istorii i etnografii pri gosudarstv. Kazansk. universitete (Kazan 1926); Ark. Sidorov: „Ščapov“, in dem Sammelwerk: „Russkaja istoričeskaja literatura v klassovom osveščenii. Sbornik statej s predisl. i pod red. M. N. Pokrovskogo. (= Trudy Instituta Krasnoj Professury, izd. Kommunist. Akad.) Mosk. 1927.

verbundenen und nur in den letzten Lebensjahren durch seine (zuletzt schwächer werdende) Hinneigung zum Menschevismus ferner gerückten **Parteifreund** gewürdigt (III, 254—260)[22]. Dem **Historiker** Rožkov, der sich durch seine (nach Pokrovskijs Mitteilungen in ganz erstaunlich kurzer Zeit vollendeten) Werke: „Sel'skoe chozjajstvo Moskovskoj Rusi", „Proizchoždenie samoderžavija v Rossii", „Gorod i derevnja v russkoj istorii" und eine zwölfbändige Geschichte Rußlands: „Russkaja istorija v sravnitel'no-istoričeskom osveščenii" (1919—1926) einen Namen gemacht hatte, ist dann die am 14. Februar 1927 in der „Gesellschaft der marxistischen Historiker" gehaltene Gedächtnisrede gerecht geworden (IV, 179—185). Von Panegyrismus, der bei dem ausgesprochen marxistisch eingestellten Rožkov nahegelegen hätte[23], hält sich Pokrovskijs Rede fern. Ließ er doch auch schon an Rožkovs Bahre seinen Nachruf mit Worten ausklingen, bei denen man die Schonungslosigkeit und Kälte des neurussischen Realismus, der Wärme nur für das Kollektiv, die Masse, aufzubringen gewillt ist, gegen das Individuum zu verspüren glaubt: „Verstorbenen braucht man nicht zu schmeicheln, wir müssen über sie die Wahrheit sagen!" —

Die Arbeiten, die bisher im Bericht nicht aufgeführt sind, lassen sich zu folgenden Gruppen zusammenfassen: a) Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Rußlands im 19. Jahrhundert; b) der Dekabristenaufstand; c) die erste russische Revolution 1905; d) Rußland und der Nahe und Ferne Osten seit 1905; e) die Begründung der Sovetherrschaft im Jahre 1917.

a) Wirtschaftsgeschichte Rußlands.

1. N. A. Rožkov, K metodologii istorii promyšlennych predprijatij: II, 210—217, 223/24. Zu einem Versuch, die Geschäftspapiere eines

[22]) In den kurzen Ausführungen, die Rožkov als Historiker gelten, weist P. darauf hin, daß sich der Verstorbene mit seinen Arbeiten zum Teil im Ausland früher Anerkennung errungen habe als bei den Fachgenossen im eigenen Lande, und erinnert — wie schon in seinem „Očerk russkoj kul'tury", I (5. Ausg., 1923), S. 179 — an die häufige Zitierung Rožkovs im Werk von L. K. Goetz, Das Russische Recht (Russkaja Pravda), Stuttgart 1910—1913 (III, 258).

[23]) Die Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung Rožkovs und Pokrovskijs steht im Mittelpunkt einer größeren Arbeit von M. V. Nečkina: Russkaja Istorija v osveščenii ekonomičeskogo materializma (Istoriografičeskij očerk) Kazań 1922 = T. II, 2—3 der: Sborniki Associacii dlja izučenija obščestvennych nauk pri vysšich učebnych zavedenijach g. Kazani (S. 60 bis 142).

Das „Staatl. Historische Museum" (Gosud. istor. muzej) hat soeben eine nach den Erscheinungsjahren gegliederte Rožkov-Bibliographie („Materialy dlja bibliografii trudov N. A. Rožkova". Pod redakciej K. V. Sidorova, Mosk. 1928; 356 Nrn.) herausgebracht; zum Jahre 1905 ist der gemeinsam von W. v. Dehn und Rožkov in der „Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Bd. 3 (1905), S. 153—177 erstattete Bericht: „Russische Literatur über die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Rußlands in den Jahren 1900, 1901, 1902" nachzutragen.

industriellen Unternehmens nach ihrem Wert für die Darstellung seiner Entwicklung zu klassifizieren, bediente sich R. des Archivs der Trechgornaja Krasno-Presnenskaja Manufaktura (ehem. Prochorovskaja fabrika) als Beispiel. An den Vortrag schloß sich eine Diskussion (217—223) an, in der an die Bedeutung der Fabrikarchive nicht nur für die Erforschung der Geschichte der Industrie in Rußland, sondern auch als Quelle für die Geschichte der Arbeiterbewegung erinnert wurde und Maßnahmen für Sicherung der Fabrikarchive verlangt wurden[24]).

2. I. Ignatovič, Mesjačina v Rossii v pervoj polovine XIX veka: III, 90—116. Unter den „Mesjačniki" (monatlichen Lohnempfängern) ist leibeigenes, im Dienst ständig an die Gutsherrschaft gefesseltes ländliches Proletariat ohne eigenen Landbesitz zu verstehen. Die Entstehung und Bedeutung dieses sich vom leibeigenen, jedoch selbständig wirtschaftenden Bauer unterscheidenden Typus des Landarbeiters hauptsächlich im Schwarzerdegebiet hängt zusammen mit der Intensivierung der Gutswirtschaft zur Erzielung über den Eigenkonsum hinausgehender Erträgnisse für den Getreidehandel im Beginn des 19. Jahrhunderts.

Aus der Literatur führt Ignatovič Erklärungen der Erscheinung des „Mesjaničestvo" an vom M. N. Pokrovskij, Očerk istorii russkoj kul'tury I (1923), 116—117; N. Rožkov, Gorod i derevnja v russkoj istorii (Petrograd 1919), S. 96—97; Oganovskij, Zakonomernost agrarnoj evoljucii I, 299.

b) Die Geschichte der Dekabristenbewegung ist mit mehreren Beiträgen vertreten:

1. M. V. Nečkina: Obščestvo Soedinennych Slavjan, predšestvenniki revoljucionerov-raznočincev sredi dekabristov (1825g.—1925g.): I, 154—174; ein Autoreferat über die unter dem gleichen Titel 1927 im Verlag des Centrarchiv erschienene größere Arbeit.

2. Zum Jubiläum des Dekabristenaufstandes brachte die Zeitschrift ferner aus der Feder von Frau Nečkina zwei Literaturberichte. Im ersten (II, 238—250: Stoletie vosstanija dekabristov v jubilejnom literature), der bis zum Februar 1926 erschienene Literatur berücksichtigt, findet sich (S. 249) ein Hinweis auf folgende Bibliographien zur Geschichte der Dekabristen:

---

[24]) Hier sei auch hingewiesen auf eine Arbeit von I. Polosin: „Promyšlennaja statistika i politika XVIII veka" im „Archiv istorii truda v Rossii", H. 11—12 (1924), S. 5—27, die an Hand systematisch durchforschter amtlicher Akten die Methoden der Registrierung und Statistik gewerblicher und industrieller Betriebe im Rußland des 18. Jahrhunderts aufhellt. Der am Beispiel des Rayons von Tver geführte Nachweis der Unzulänglichkeit des bisher häufig bedenkenlos von der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung übernommenen statistischen Materials aus dem 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts wird teilweise zu einer Revision der bisherigen Anschauungen über das Aufkommen und das Tempo der Ausbreitung von Industriebetrieben in den einzelnen Gebieten führen müssen.

E. V. Skazin, K bibliografii vosstanija 14 dekabrja 1825 goda = „Vestnik Kommunistič. Akad. Bd. X (1925), S. 333—354. 418 Nrn.

Vl. Selivanov, Sistematič. ukazatel russkoj literatury o dekabristach (izd. obščestva politkatoržan i ssyl'no-poselencev), Mosk. 1925. Über 1590 Nrn.

S. Voznesenskij, Bibliografičeskie materialy dlja slovarja dekabristov. Leningrad 1926 (= Gosud. Publičn. Biblioteka v Leningrade, Serija II: Materialy po istorii nauki, literatury i obščestvennosti).

N. M. Čencov, Jubilejnaja literatura o dekabristach 1924—1926. Bibliografičeskij ukazatel. Redakcija N. K. Piksanova. Mosk. 1927. S. A. aus dem „Vestnik Kommunist. Akad." Bd. XVI (1926), S. 305—335; XVIII (1926), S. 287—318; XIX (1927), S. 277—303. Eine umfassende „Bibliografija dekabristov" von Čencov befindet sich in Vorbereitung.

Der zweite Literaturbericht (III, 187—195: Ukrainskaja jubilejnaja literatura o dekabristach) läßt den Fortschritt unserer Kenntnis namentlich über die Tätigkeit der südlichen Gesellschaft („Vereinigte Slaven") durch zahlreiche neue Veröffentlichungen erkennen und ergänzt die obengenannte Arbeit der Berichterstatterin.

3. Iz archiva dekabrista Vasilija L'vovica Davydova. Neizdannye pis'ma. Mit Kommentar von N. K. Piksanov: III, 175—200.

Eine Auswahl meist aus dem Französischen ins Russische übersetzter Briefe, die im Zeitraum 1826—1852 zwischen dem nach Sibirien verbannten Dekabristen V. L. Davydov (1793—1855) und Familienangehörigen und Freunden gewechselt wurden. Ursprünglich war von M. O. Geršenzon eine umfassendere Publikation des Davydov-Archivs in Buchform geplant.

c) Die russische Revolution 1905.

Vor die Öffentlichkeit trat die „Gesellschaft der marxistischen Historiker" zuerst mit einer Vortragsreihe über die erste russische Revolution. Ein Teil der Vorträge gelangte im „Istorik-Marxist" zum Abdruck mitsamt den lebhaften Diskussionen, die sie bei einem Auditorium entfesselten, das sich zum Teil aus aktiv Mithandelnden an den damaligen Begebenheiten zusammensetzte. Folgende Themen wurden behandelt: (23. Oktober 1925) Pokrovskij, „Revoljucija 1905 goda" und Šestakov, Vseobščaja oktjab'rskaja zabastovka; (13. 11. 1925) P. O. Gorin, Čem že byli Sovety Rabočich Deputatov v 1905 g.? (I, 201—235); (20. 11. 1925) I. M. Dubrovskij, Krest'janstvo v revoljucii 1905 g. (I, 256—279)[28]; 11. 12. 1925) S. J. Černomordik, Dekab'rskoe vooružennoe vosstanie (I, 236—255).

[28]) Die Mitteilungen Pečes in der Diskussion (S. 265—267) über die bäuerliche Bewegung in den Ostseeprovinzen in den Jahren 1904—1905 verdienen von der baltischen Forschung beachtet zu werden.

d) Rußland und der Nahe und Ferne Osten 1905—1919.

1. M. P. Pavlovič, Revoljucija 1905 goda i vostok (I, 142—153).

Unter dem Gesichtspunkt der Theorie Lenins von der gemeinsamen Front des industriellen Proletariats der vorgeschrittenen Industrieländer und der bedrückten Massen der kolonialen und halbkolonialen Völker im Kampf gegen den Kapitalismus preßt Pavl. die Bewegungen im Nahen und Fernen Osten (Persien, Türkei, Indien, China) nach 1905 in das unglückliche Schema des Aufeinanderwirkens der zwei mächtigen Ströme der revolutionären Bewegung der proletarischen Massen Rußlands und derjenigen der bäuerlichen Massen des Orients. Ein direkter Einfluß der russischen revolutionären Energien wird sichtbar nur in der Tätigkeit einiger transkaukasischer Revolutionäre in Persien, von denen Narimanov die sozialdemokratische Partei Persiens begründete; über ihn s. V. A. Gurko-Krjažin: „Narimanov i vostok" in: „Novyi vostok" 1925 Nr. 1 (7).

2. A. V. Šestakov, Vosstanie v Srednej Azii v 1916 g. (II, 84—114).

Im Sommer 1916 führte ein Regierungserlaß über die Heranziehung der Bewohner der Grenzmarken zum Heereshilfsdienst hinter den Fronten zu ernsten Unruhen in weiten Gebieten Mittelasiens, den Gebieten des heutigen Turkmenistan, Uzbekistan, Kazakstan und einem Teil Sibiriens; in ihren Ausläufern ergriff die Bewegung die Kalmüken des Gouvernements Astrachan und einzelne Völkerschaften des nördlichen Kaukasus. Šestakov betrachtet den Aufstand „als Beispiel einer Empörung von Kolonialvölkern gegen das imperialistische Joch, als Erhebung gegen den Blutzins, den die russische Bourgeoisie in der Reichsduma von den Völkerschaften Mittelasiens heischte" (87), als „Versuch eines kolonialen Aufstandes gegen die imperialistische Politik" (114). Š. lehnt die „Provokationstheorie" von G. I. Brojdo („Materialy k istorii vosstanija kirgiz v 1916 godu": „Novyj vostok" 1924 Nr. 6, S. 407—434) und die Ansichten von T. Ryskulov (1. „Iz istorii bor'by za osvoboždenie Vostoka" (Vosstanija kirgiz Turkestana protiv carizma v 1916 g.): „Novyi Vostok" 1924 Nr. 6, S. 266—270; 2. Vosstanie tuzemcev Turkestana v 1916 godu, in „Očerki revoljucionnogo dviženija v Srednej Azii" (Sammelband 1926, S. 45—122) über die Ursachen des Aufstandes ab. Es lasse sich nicht beweisen, daß — wie Brojdo meint — die Aufstandsbewegung von der russischen Regierung provoziert worden sei, um die eingesessene Bevölkerung zu dezimieren und Ländereien zur Umsiedlung von Russen und Kosaken in die Hand zu bekommen; ebenso unbegründet sei Ryskulovs Erklärung, die Politik der kaiserlichen Regierung gegenüber der eingeborenen Bevölkerung Russisch-Asiens hätte durch die planmäßige Stärkung des russischen Elements bewiesen, daß hier die Operationsbasis für weiteres imperialistisches Ausgreifen nach Persien, Afghanistan und China geschaffen werden sollte. Den ebenfalls zur Erklärung herangezogenen panislamischen Einflüssen (A. Miklaševskij, Social'nye dviženija 1916 g. v Turkestane,

in „Byloe" 1925, Nr. 27—28) sei keine irgendwie erhebliche Bedeutung beizumessen[26]).

Šestakovs Untersuchung ist im „Seminar für Geschichte der Kolonialpolitik Rußlands in den östlichen Grenzgebieten" des „Wissenschaftlichen Forschungsinstituts für die ethnischen und nationalen Kulturen der Orientvölker" („Naučno-issledovatel'skij institut etničeskich i nacional'nych kul'tur narodov Vostoka", vgl. III, 251/2) entstanden. Die Errichtung dieses Seminars und die Ankündigung einer Sammlung von Arbeiten zur Geschichte der Kolonialpolitik des caristischen Rußland im Orient, die von der historischen Sektion der wiss. Forschungsgesellschaft an der Kommunist. „Stalin"-Universität der Werktätigen des Ostens („Istoričeskaja sekcija naučno-issledovatel'skoj associacii pri Kommunist. univ. trudjaščichsja Vostoka imeni t. Stalina" vorbereitet wird (IV, 279), sind Anzeichen für die intensive politisch-historische Bearbeitung der modernen Geschichte des asiatischen Rußland.

3. Fajzulla- (pers.: Faiẓullah) Chodžaev, O mlado-bucharcach (I, 123—141).

Der Aufsatz, der sehr eingehend die politischen und sozialen Verhältnisse im Khanat Buchara vor der russischen Revolution von 1917 darstellt, behandelt die Geschichte der national-fortschrittlichen Džadit[27])-Bewegung, der aus der Gärung in der mohammedanischen Welt unter dem Eindruck der türkischen und persischen Revolution und des italienisch-türkischen Krieges in Buchara entstandenen Organisation der national-reformistisch gesinnten Kreise. Verf. erhebt die schwersten Anklagen gegen den russischen Residenten Müller (Miller), der — von der provisorischen Regierung in seiner Stellung belassen — 1917 unter der Maske des Vermittlers den Emir im Widerstand gegen die Forderungen der Reformer, die Anlehnung an die Arbeiter- und Soldatenräte-Bewegung fanden, bestärkt habe.

4. V. A. Gurko-Krjažin, Anglijskaja intervencija 1918—1919 g. g. v Zakaspii i Zakavkaze (II, 115—139).

Diese Darstellung einer in ihren Einzelheiten allzuwenig bekannten englischen Diversion von grandiosem Ausmaß ist nicht nur ein wertvoller Beitrag zum Verständnis der englischen Orient- und Weltpolitik am Ausgang des Weltkrieges, sondern erhellt auch scharf die Gefahr, die die Intervention für die Geschlossenheit des inneren Aufbaus der Sovetunion bedeutete, indem Turkestan und Transkaukasien beinahe zwei Jahre von der Union gelöst waren[28]).

---

[26]) Siehe auch V. Šatovs Anzeige (IV, 263/4) der Broschüre von K. V. Charlampovič, Vosstanie turgajskich kazak-kirgizov 1916—17 g. Kyzyl-orda o. J. und ein Referat von H. Cosack in diesen Jahrbüchern N. F. IV (1928), 126.

[27]) arab. djadīd = neu.

[28]) Der Verfasser ist ein geschätzter Kenner der politischen Probleme des Orients; s. „Meždunarodnaja Žizn" 1926 Nr. 8, S. 65. In den letzten Jahren verfaßte G.-Krj. u. a.: Bližnij Vostok i deržavy. Izd. Naučn. Associacii Vostokovedenija pri CIK SSSR. (Mosk. 1924); „Istoričeskie sud'by Afgani-

e) Das Jahr 1917.

1. D. Ja. Kiehn (Kin), Semnadcatyj god v izobraženii t. A. Šljapnikova; III, 40—55.

Der Aufsaß von Kiehn ist Abwehr und Kritik einer von der parteiamtlichen Schablone abweichenden Darstellung der Vorgänge des Jahres 1917 aus dem eigenen Lager. (Šljapnikov, Kanun 1917 g. 1. Vospominanija i dokumenty o rabočem dviženii i revoljucionnom podpol'e za 1914—1917 g. g. (2 Bde.); 2. Kerenščina, in: „Proletarskaja revoljucija 7 (54) und 8 (55), 1926[29]).

2. Gegen P. Miljukovs „buržuaznaja koncepcija proletarskoj revoljucii" in seinem zweibändigen Werk „Rußlands Zusammenbruch" (Leipzig u. Berlin 1925/26) trat Pokrovskij selbst in einem Vortrag vor der Gesellschaft in die Schranken (III, 56—77).

3. O. Lidak, Jul'skie sobytija 1917 goda (IV, 3—32) legt den leßten Versuch, einen friedlichen Übergang der Macht an die Räte herbeizuführen, dar; danach seien alle legalen Möglichkeiten erschöpft gewesen.

Einen günstigen Eindruck empfängt man vom bibliographischen Teil der Zeitschrift, der allerdings vorläufig für das Ausland ein besseres Mittel, auf neue russische Publikationen aufmerksam zu werden, darstellt, als umgekehrt: Die Berichterstattung über die historische Arbeit des Auslandes liegt ziemlich im argen.

Von den zahlreichen Rezensionen mögen die Anzeigen folgender Veröffentlichungen erwähnt sein: N. Rožkov, Russkaja istorija v sravnit.-istor. osveščenii, Bd. XII (II, 271—274, P. O. Gorin), P. N. Stolpjanskij, Žizn i byt peterburgskoj fabriki 1704—1914 g. g. (II, 278, N. A. Rožkov), E. S. Koß (Koc), Krepostnaja intelligencija (III, 222 bis 225, M. Nečkina), I. M. Kulišer, Istorija russkogo narodnogo chozjajstva[30]) (III, 225/6, P. Ljaščenko) erwähnt sein.

stana" im Sammelband: „Afganistan" (Mosk. 1924); Poslevoennye mirovye konflikty (Mosk. 1924); „Revoljucionnoe dviženie v Indii" im Sammelband: „Revoljucionnoe dviženie v Indii; Indija v bor'be za nezavisimost" (izd. Naučnoj Assoc. Vostok. pri CIK SSSR.), Mosk. 1925; Arabskij vostok i imperializm (Mosk. 1926); in der Großen Sovetenzyklopädie (Bol'šaja sovetskaja Enciklopedija) die Artikel „Azerbajdžan" (Bd. I, 1926) und „Armjanskij vopros" (Bd. III, 1926, Sp. 434—440); zahlreiche Beiträge in den Zeitschriften „Novyj Vostok" und „Meždunarodnaja Žizn", in der leßteren z. B. „Mosul i Irak" (1926, Nr. 1, S. 23—45), „Italija v zapadnom Sredizemnomore" (1926 Nr. 7, S. 28—44); Einleitungen zu den russischen Überseßungen der Memoiren von Tirpiß und des Buchs von General Hoffmann „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten" usw.

[29]) Vgl. auch Šestakov: III, 202/3.

[30]) Deutsch u. d. T.: Jos. Kulischer, Russ. Wirtschaftsgeschichte. I. Band. (Jena 1925) = Teil des „Handbuchs der Wirtschaftsgeschichte", her. von G. Brodniß. Vgl. die Anzeige von V. Gitermann im „Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik" Bd. 56 (1926), 777—788. — Den Wert der für die westeuropäische Forschung bestimmten Umarbeitung der russischen Ausgabe vermindert (außer gewissen Sorglosigkeiten im Literaturverzeichnis)

In der russischen Zeitschriftenschau wurde über den Inhalt folgender Periodica referiert: „Proletarskaja revoljucija" H. 46 (= 1925 H. 11) bis 64 (= 1927 H. 5); „Krasnaja letopis" 15 (= 1925 H. 4) bis 22 (= 1927 H. 1); „Krasnyj archiv" H. 11 bis 19; „Katorga i ssylka" 21 (= 1925 H. 8) bis 32 (= 1927 H. 3); „Byloe" 33 (= 1925 H. 5) bis 35 (= 1926 H. 1): I, 302—305; II, 268—270; III, 201—207; IV, 223—228 (A. V. Šestakov). — „Archivnoe delo" V—IX: II, 207/8 (A. Rachlina).

Einige zusammenfassende Literaturberichte zur westeuropäischen Geschichte[31]) werden durch bisher sehr unzureichende Übersichten über historische Zeitschriften des Auslandes ergänzt; von deutschen Zeitschriften sind (III, 212—217 A. M. Vasjutinskij) nur der Jahrgang 1926 der „Historischen Zeitschrift" und von Grünbergs „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung" besprochen, wobei die „Hist. Ztschr." bei der Austeilung von Zensuren an einzelne Beiträge vom Parteistandpunkt des Rezensenten aus natürlich nicht sehr günstig abschneidet.

Mitteilungen über die historische Arbeit außerhalb Moskaus und Leningrads bringen die Berichte von T. Gelach über die archäologische Konferenz in Kerč (Sept. 1926), von deren fruchtbarer Arbeit in verschiedenen Sektionen — prähistor. Archäologie; iranisch-hellenist. A.; mittelalterl. A.; türkisch-tatar. A. — reiche Anregungen für die weitere archäologische und historische Erforschung der Krim ausgegangen seien (III, 248—251[32]), und von O. L. Weinstein (Vajnštein) über wissenschaftliche historische Arbeit in Odessa (III, 252/3).

Hiermit dürfte der wesentliche Inhalt der Zeitschrift, soweit er für die Benutzer dieser „Jahrbücher" in Frage kommt, angeführt sein. Auf Äußerungen, die zum Bereich der allgemeinen und westeuropäischen Geschichte gehören, soll an anderer Stelle hingewiesen werden. — Beim Abschluß des Berichts wird mir bekannt, daß 1927/28 bereits die Hefte V bis VII erschienen sind. Es bleibt abzuwarten, wieweit der „Istorik-Marxist" bei seinem weiteren Fortgang die bei

---

nicht unerheblich der Umstand, daß die häufig herangezogenen Berichte der Ausländer über das moskovitische Rußland mit nur zwei Ausnahmen ausschließlich nach russischen Übersetzungen zitiert werden. Die bei K. geratene (s. Gitermann S. 788) und für Forschungszwecke unumgängliche Nachprüfung, aus welchen Zusammenhängen in den Quellen von K. gebrachte Belege stammen, wird damit äußerst erschwert (manche der von K. gebrauchten Übersetzungen sind nach meiner Erfahrung in keiner deutschen, dem Leihverkehr angeschlossenen Bibliothek vorhanden). Diese Zitierweise hätte unbedingt vermieden werden sollen; es verrät eine sonderbare Verkennung der Aufgabe der Belegstellen, wenn die deutsche Ausgabe eines russischen wissenschaftlichen Buches Schriften, die ursprünglich in einer westeuropäischen Sprache erschienen, nach den oft so unzuverlässigen russischen Übersetzungen anführt.

[31]) II, 250—257: (I. Ivanič) Geschichte der äußeren Politik Englands; II, 257—262; III, 199—201; IV, 214—219: (E. A. Kosminskij) Neue Probleme in der englischen Agrargeschichte; IV, 206—210: (A. Ivin) China; IV, 210—213 (E. Drabkina) Der Fascismus.

[32]) Die Themen der byzantinistischen Vorträge siehe „Byzantinische Zeitschrift", Bd. 26 (1926), S. 478/9.

der Durchnahme der ersten vier Hefte aufgetauchten und im Referat nicht unterdrückten Bedenken beschwichtigen oder bestärken wird.

Dem Institut für Sozialforschung an der Universität Frankfurt a. M. sei auch an dieser Stelle für die freundliche leihweise Überlassung der vorstehend besprochenen Nummern des „Istorik-Marxist" der verbindlichste Dank ausgesprochen.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

D. Dr. Hollnsteiner: Die Union mit den Ostkirchen — Bericht über die Wiener Unionstagung Pfingsten 1926. Herausgegeben im Auftrage der österreichischen Leogesellschaft. Graz und Leipzig 1928. Verlag Ulr. Moser (Beiträge zur Erforschung der orthodoxen Kirchen, hrsg. von F. Haase u. A. Hudal II).

Während in Velehrad die katholischen Slaven schon seit vielen Jahren sich mit dem Problem einer Union zwischen der griech.-orthodoxen und römisch-katholischen Kirche befassen, ist von deutscher Seite erstmalig in Wien Pfingsten 1926 der Versuch gemacht worden, einen Meinungsaustausch über die Möglichkeit einer Union herbeizuführen; die auf der Tagung gehaltenen Vorträge liegen nunmehr, z. T. allerdings nur auszugsweise, im Druck vor. Der Wiener Privatdozent Dr. Hollnsteiner, der mit großer Aufopferung die Redigierung der einzelnen Referate vorgenommen hat, gibt in der Einleitung einen Überblick über die Unionsbewegung der letzten Jahre und zeigt in geistreicher Weise, daß die Problematik der Union zwischen der katholischen Kirche und den Kirchen des Ostens einerseits und zwischen der katholischen Kirche, den orthodoxen Kirchen und den verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften andererseits eine völlig verschiedene ist. Der Vortrag des Wiener Universitäts-Professors Dr. Tomek: Die katholische Kirche und die christlichen Gemeinschaften des Ostens, sucht zu zeigen, daß die ursprüngliche Einheit des trinitarischen Bekenntnisses im Laufe der Zeiten verschiedene Auslegung erfahren hat. Der Fuldaer Seminarprofessor Dr. Lübeck behandelt historisch die dogmatischen Differenzen zwischen Ost- und Westkirchen. Universitäts-Professor Dr. Baumstark, Bonn, gibt einen ausgezeichneten Überblick über die kulturgeschichtlichen und religiös-liturgischen Faktoren, die im Osten und Westen maßgebend waren: Die kulturgeographische Lage, die Tatsache, daß nur der Westen die tief erschütternde Wirkung der Völkerwanderung und damit ein eigentliches Mittelalter erlebt hat, während im Osten die christlich-hellenistische Antike fortlebt, endlich den Gegensatz des griechisch-orientalischen und des römisch-orientalischen Ethos. Universitäts-Professor Dr. Haase, Breslau, gibt ein geschichtliches Referat über die Union in Weißrußland, der Ukraine und Großrußland und zeigt, daß meist politische Ursachen bei den Unionen maßgebend waren. Bei den dogmatischen Differenzen ist die Lehre von der Kirche die größte Schwierigkeit. Die russischen Religionsphilosophen stehen mit Ausnahme von Čaada'ev und Solov'ev der katholischen Kirche feindlich gegenüber. Dr. Kobilinsky behandelt die psychologischen Schwierigkeiten der Union mit den Russen, Dr. Turyn die gegenwärtige Lage der Union, Baron Wrangel die Unionsbestrebungen der Russen vom orthodoxen Standpunkt, Universitäts-Professor Eibl die Ideologie der Union: Er zeigt die Weiterwirkung des platonischen Realismus in der griechischen Theologie und die Bedeutung der augustinischen Seelen- und Erkenntnislehre in der romanisch-germanischen Welt sowie den geistesgeschichtlichen Zusammenhang, in welchem die Unionsbestrebungen stehen. — Wenn auch diese Tagung einen prak-

tischen Nutzen nicht gehabt hat, so ist sie doch für den Meinungsaustausch und die Frage einer Gemeinschaftsarbeit der Ost- und Westkirchen fruchtbringend gewesen.

Breslau. Felix Haase.

Ludwig Berg: Ex Oriente, Religiöse und philosophische Probleme des Ostens und des Westens. Beiträge orthodoxer, unierter und katholischer Schriftsteller in russischer, französischer und deutscher Sprache. — Mainz 1927. Matthias Grünewald Verl. XVI, 427 S., geh. 14,—, geb. 16,—.

In einem umfangreichen Bande hat der Aachener Studienrat Dr. Berg, der bis zum Sommer 1927 mit der Russenfürsorge in Berlin beauftragt war, eine Reihe von Aufsätzen gesammelt, die sich mit religiösen und philosophischen Fragen befassen. Hier können nur diejenigen Referate besprochen werden, welche in den Rahmen der Geschichte und Kultur der Slaven passen. Leonid Strachovskij gibt Seite 52 in russischer Sprache ein Gedicht, dessen Anfang und Schluß lautet: Das jetzige Rußland kenne ich nicht, ich weiß nicht, wer in ihm herrscht — Aber ich verneige mich vor ihm, wie vor Sinai sich im Altertum die Propheten verneigten. Der bekannte Lemberger Metropolit Andreas Szepticky behandelt (russisch und deutsch) das russische kath. Exarchat; der Aufsatz enthält aber fast nur persönliche Erinnerungen, die als solche natürlich auch ihren literarischen Wert haben. Th. Haluszczynskyj: Die gegenwärtige Lage der katholischen Kirche (ukrainisch-katholischer Ritus) gibt wertvolles Material über den Basilianerorden in Galizien. Lambert Beauduin schildert einen Besuch in dem Kloster Počaev in Wolhynien (102/7). Es folgt ein russisches Gedicht von L. Strachovskij: Die heilige Wandlung (108). Hyacinth Woroniecki „Papst Gregor VII. und das junge Rußland" macht uns bekannt mit einer alten Handschrift, welche die Überschrift „Liber precum Gertrudis" trägt und die fünf Darstellungen im byzantinischen Stil mit griechischen und altslavischen Überschriften enthält. Von diesen haben zwei großen Wert. Sie zeigen im Lichte des bekannten Schreibens Gregors VII. an Izjaslav vom 17. 4. 1075 den Versuch der Wiederherstellung des Einflusses des apostolischen Stuhles in Rußland. Wir ersehen aus den Miniaturen, daß die Hauptperson der Sohn des Izjaslav Jaropolk ist, der als Gesandter seines Vaters zu Gregor geschickt worden war. Leider wissen wir nichts Näheres über diese Mission. Einen weiteren wertvollen Beitrag liefert Michael Freiherr von Taube: Rom und Rußland in der vormongolischen Zeit. Er gibt eine Zusammenstellung und kritische Beurteilung aller Nachrichten über die Missionierung in Altrußland und das Verhältnis zum Abendlande. Irrig ist die merkwürdigerweise gerade bei russischen Gelehrten immer wieder auftauchende Behauptung, daß das Konzil von Chalkedon im Kanon 28 erstmalig dem Erzbischof von Konstantinopel den zweiten Platz (nach Rom) gegeben und die für einen kirchlichen Akt merkwürdige Motivierung erfunden habe, daß die betreffende Ehrenbezeigung sich aus der Bedeutung der alten und der neuen kaiserlichen Residenz, nämlich Roms und Konstantinopels, ergebe. (208/9.) Hierzu ist zu bemerken, 1. daß schon das Konzil von Konstantinopel i. J. 381 bestimmt, daß der Bischof von Konstantinopel den Vorrang der Ehre haben soll nach dem Bischof von Rom, weil Konstantinopel Neu-Rom ist; 2. K. Lübeck, Reichseinteilung und kirchliche Hierarchie des Orients bis zum Ausgang des 4. Jahrhunderts, Münster 1903, hat bewiesen, daß die kirchliche Hierarchie der politischen Machtstellung sich anzupassen suchte, daß also die Begründung durchaus nichts Ungewöhnliches war. Bei der Darstellung der religiösen Verbindungen Altrußlands mit der katholischen Welt behauptet er, daß solche in den Wallfahrten der Russen zu den abendländischen Heiligtümern, in verschiedenen Akten der Verehrung spezifisch katholischer Heiligen, in frommen Gaben und Spenden für katholische Kirchen- und Klöster-

bauten bestanden habe. (210.) Diese Behauptung hätte durch eingehendere Belegstellen bewiesen werden müssen; die einfache Behauptung: Die russischen Wallfahrten nach Bari (wo die Gebeine des hl. Nikolaus liegen) sind allgemein bekannt; sie gehen durch acht Jahrhunderte trotz der offiziellen Kirchentrennung bis in unsere Zeiten, wird von keinem Historiker geglaubt werden, wenn T. keine Beweise bringt. Irrig ist es, die Reise des Fürsten Jaropolk eine Wallfahrt nach Rom zu nennen; es war eine politische Mission. Außer dieser „Wallfahrt" erwähnt er nur noch diejenige der Prinzessin Paraskeva im 13. Jahrhundert. M. E. sind alle diese Beziehungen Rußlands zum Westen überschätzt bzw. sogar ungenügend begründet. Ich möchte noch besonders auf die reichen Literaturangaben, die T. gibt, hinweisen. — Joseph Uminsky behandelt „Beziehungen Rußlands zu Rom im XIII. Jahrhundert". Es handelt sich um die Anwesenheit eines unbekannten russischen Bischofs auf dem Konzil zu Lyon 1245, der den Papst und die westlichen Fürsten um Hilfe gegen die Tataren bat. Ferner um die Briefe Innocenz IV. an Alexander Nevskij, dem er, m. E. unberechtigterweise ernste Unionsabsichten zuschreibt. In den russischen Quellen hat diese Annahme keine Stütze (vgl. Mansikka, Leben des A. N. (russ.) 1913, ebenso U. Chytrov 1893. Pravosl. Bogosl. Enzykl. I, 437 ff).

Wl. Zaloziecky gibt einen kunstgeschichtlichen Beitrag: Die Kirche des hl. Pantelejmon in Halič (233/6); Michael d'Herbigny schildert den Versuch einer englisch-orthodoxen Union im Jahre 1840; L. Kobilinski-Ellis behandelt die freie Theokratie nach der Lehre von Vladimir Solov'ev, Th. Grivec die Unabhängigkeit und Originalität Vl. Solov'evs; besonders hält er das Buch über die Theokratie für absolut originell (301); mit Recht betont Gr., daß Solov'ev stets „Russe" in seinen Anschauungen geblieben ist. Literaturgeschichtlichen Wert hat die Arbeit von V. Stroev: Einige Worte über die kulturellen Verdienste der katholischen und der orthodoxen Geistlichkeit in Rußland, rein dogmatisch ist die russisch-orthodoxe Lehre von der Erbsünde in ihrem Verhältnis zur römisch-katholischen Lehre von A. Bukowski dargestellt. P. H. D. Nohle gibt einen guten Überblick über die russische Konvertitin Svetšina und ihre Stellung zu Lacordaire. R. von Walter „Pilger und Starzen" hat einen wertvollen Beitrag zur Psyche der russischen Asketen gegeben. (Vgl. hierzu noch Leo Karsawin: Das Starzentum in der russischen Kirche. Zeitwende 31 (1927) 424/33, 555/65). Der Band schließt mit einem Gedicht von L. Strachovskij: Ostern. Wir haben hier eine auch wissenschaftlich wertvolle Sammlung von Aufsätzen vor uns, für die dem Herausgeber und dem Verlag aufrichtiger Dank gebührt. Weshalb gibt aber der deutsche Studienrat Berg seinen Überblick „Die Wiedervereinigung der Kirchen des Ostens mit der römisch-katholischen Kirche im Laufe der Zeiten" in französischer Sprache?

Breslau. Felix Haase.

Vladimir Mažuranić: Südslaven im Dienste des Islams (vom X. bis ins XVI. Jahrhundert). Ein Forschungsbericht aus kroatisch erschienenen Studien des gew. Präsidenten der Jugoslav. Akademie in Zagreb, Vlad. Mažuranić, zusammengestellt, verdeutscht und herausgegeben von **Camilla Lucerna.** Zagreb-Leipzig 1928. Komm.-Verl. Markertt & Petters. 52 S.

Der Islam hat jahrhundertelang seine Herrschaft über die Südslaven ausgeübt; der Kirchenhistoriker vermißt mit Bedauern ein eingehendes Werk darüber, wie sich der Islam zu den christlichen Kirchen des Balkans stellte. Daß natürlich auch die Historiker und Ethnologen ein solches Werk mit Freude begrüßen würden, ist selbstverständlich. Wir müssen L. dankbar sein, daß er die Wissenschaft auf dieses Gebiet hinweist, das wegen der erforderlichen Sprachenkenntnisse (außer den südslavischen Sprachen natürlich auch der arabischen und türkischen) wohl noch lange auf einen Forscher wird warten müssen. L. gibt Proben aus den Werken Mažuranićs, welche zeigen, wie

viel historisches, philologisches, juristisches Material hier niedergelegt ist. M. hat mit 63 Jahren sein Monumentalwerk Prinosi za kroatski pravno-povjestni Riečnik begonnen, das er in den Jahren 1908–23 als Publikation der jugoslavischen Akademie veröffentlichte (1751 Seiten und XV 74 Seiten Nachträge). Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen Rechtshistoriker, dieses Werk kritisch zu bearbeiten und die Forschungsergebnisse zugänglich zu machen. Lucerna hat aus nachstehenden Schriften des kroatischen Forschers Auszüge gegeben: Quellen der kroatischen Rechtsgeschichte und unsere schöne Literatur. Über die „Liga der Völker", Luccavi (die Quellen des ragusäischen Historikers Jakob Lukarević), Brudergruß von unserer Adria, Habib der Slave, Melek „Jascha, der Ragusäer" in Indien (1480–1528), der König der „Gebalim", zur Forschung nach Habibs Werk. Von dem bedeutendsten Werke des M. erfahren wir leider sehr wenig, die Arbeit L. kann nur für Orientierungszwecke benutzt werden.

Breslau. Felix Haase.

Paul Althaus: Altrussische Kirchenlieder, in Nachdichtungen. Mit 8 Tafeln. 78 S. 1927. Jena, Eugen Diederichs, br. 3,50, geb. 6,—.

Die vorliegenden Lieder stammen wahrscheinlich aus Kiev und sind von da aus nach ganz Rußland durch Mönche und Kirchensänger gekommen. Biblische Lieder des Alten Testamentes (Klage Adam und Evas nach der Vertreibung, Klage des reuigen Kain, Josephs Klage), 10 Lieder über das Leben Christi, 8 Lieder vom jüngsten Gericht und 20 geistliche Lieder geben uns ein Bild von der altrussischen Frömmigkeit, die einen tiefen Einblick in die Volksseele und die kirchliche Hymnologie der russischen frühchristlichen Zeit vermitteln. Von großem Wert sind diese Lieder auch für das Verständnis der Lieder, die in den russischen Sekten noch heute gesungen werden. Eine eingehendere Untersuchung darüber, ob byzantinischer und abendländischer Einfluß vorliegt, wäre erwünscht gewesen: sind nicht einige Lieder unmittelbare Übersetzungen aus dem Griechischen? Die Behauptung, daß diese Kirchenlieder aus den altrussischen Heldenliedern entstanden sind, ist zu allgemein. Aber wir müssen Althaus dankbar sein, daß er uns diese für die wissenschaftliche Erforschung der russischen Kirchenlieder wertvolle Sammlung gegeben hat. Von Wert sind auch die Bilder, welche Proben der frührussischen Ikonographie geben und die weiteren Kreisen einen Einblick in die russische Heiligenbildmalerei vermitteln.

Breslau. Felix Haase.

Fürst Eugen Trubetzkoy: Die religiöse Weltanschauung der altrussischen Ikonenmalerei. Herausgegeben und eingeleitet von Nikolaus von Arseniew. — Paderborn 1927, Verlag Ferd. Schöningh. XI. u. 99 S. 3,75 M.

Die Ikonen waren (und sind noch heute) für das russische Volk das Symbol, die konkrete Darstellung des Glaubens. Lĕskov „Der versiegelte Engel" gibt eine fesselnde Erzählung über die Bedeutung der russischen Heiligenbilder bei den Altgläubigen; für den Volksglauben und die Volksfrömmigkeit haben diese Ikone einen Wert, der nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Der (i. J. 1920) verstorbene bedeutende Religionsphilosoph (eine kurze Lebensbeschreibung mit Angabe seiner Werke gibt A. in der Einleitung) hat in geistvoller Weise die in den Ikonen vorliegende Weltanschauung dargestellt; er sucht den geistigen Sinn dieser Kunst zu erfassen. Mit Recht sagt er: In diesen Werken äußerte sich die gesamte Lebenseinstellung und die gesamte Weltauffassung des russischen Menschen vom XII. bis zum XVII. Jahrhundert. Aus ihnen erfahren wir, wie er dachte, was er liebte, wie sein Gewissen urteilte und wie er in jenem tiefen Lebensdrama, das er durchlebte, seine Lösung fand. Ein tiefer Unterschied ist zwischen den Heiligen und den heidnischen Götterbildern: Die asketische

Weltentfremdung, die Unterordnung unter die große Gemeinschaft, das Sichhinwenden zum Kreuze charakterisiert die christlichen Heiligen. Er zeigt dies an Beispielen (Elias, Georg, Florus und Laurus, dem sel. Basilios). Durch eine wunderbare Farbensymbolik und Farbenskala trennt der Ikonenmaler das Jenseits vom Diesseits, weiß er die innere Welt menschlicher Gefühle und Stimmungen wiederzugeben. Die Novgoroder Ikonen-Darstellungen des Jüngsten Gerichts zeigen, wie der Ikonenmaler moralische Probleme zu lösen versucht. Die Frage nach dem Sinn des Lebens ist ebenfalls in der altrussischen kirchlichen Malerei behandelt worden, es ist eine „Weltanschauung in Farben". In dem altrussischen Kirchenbau ist der Tempel Gottes das Weltall, die religiöse Hoffnung auf eine künftige Versöhnung der ganzen Schöpfung. Die „Zwiebelform" der russischen Gotteshäuser dient dieser religiösen Idee. Als Zentralidee der russischen Ikonenmalerei tritt der Gedanke auf, die ganze Kreatur in ihrer Einzelheit — Mensch, Engel, Tierwelt und Pflanzenwelt — einem gemeinsamen architektonischen Grundgedanken zu unterwerfen, die Ikonenmalerei ist auch ein Widerhall des grenzenlosen Lebensschmerzes. Gern hätte man auch gesehen, daß Tr. die Darstellung der wichtigsten Dogmen durch die Ikonenmaler gezeigt hätte; eine Probe davon gibt M. Alpatov in seinem Aufsatz: La Trinité dans l'art byzantin et l'icone de Roublev (Echo d'Orient 1927 Nr. 146, 150/186). Die Ausführungen Trubetzkoys sind nicht nur für Kunsthistoriker von Interesse; sie werden einen unmittelbaren Einblick in das Glaubensleben des russischen Volkes vermitteln; deshalb ist die Herausgabe und Übersetzung sehr zu begrüßen. Als bibliographische Ergänzung notiere ich: N. P. Kondakov, The Russian Icon. Oxford 1927.

Breslau. Felix Haase.

Stanisław Pawłowski: Mapa Kósciola rzymsko-katolickiego w Polsce. — Książnica-Atlas. Lwów-Warszawa 1926.

Diese vorzügliche Landkarte, welche im Maßstab von 1 : 1 500 000 die polnischen Erzdiözesen, Diözesen und Archipresbyteriate gibt, ist für die Kirchenkunde des heutigen Polen von großem Wert. Mißverständlich ist die Bezeichnung der Diözese Kattowitz als D. Śląsk, zu der ja allerdings das polnische Konkordat eine Rechtfertigung bietet (vgl. Konkordat Polski ze Stolicą Apostolską. We Lwowie 1925 S. 42: Prowincja kościelna krakowska .. diecezja śląska). In neuester Zeit hat aber Rom auch die Bezeichnung D. Katowice gefordert. Diese Bezeichnung wäre schon deswegen nötig gewesen, weil auch die übrigen Diözesen der Krakauer Kirchenprovinz nach den Städten benannt sind: d. tarnowska, d. kielcska, d. częstochowska). Keinerlei Berechtigung hat die Hinzuziehung der D. Danzig zu Polen, gegen die entschieden Einspruch zu erheben ist. Daß nach dem Konkordat der Danziger Bischof dem päpstlichen Nuntius in Warschau unterstellt ist, rechtfertigt diese „Einverleibung" nicht.

Breslau. Felix Haase.

Ukrajinška Akademija Nauk, Istoryčna Sekcija. Academie des Sciences d'Ukraine, Section Historique. Černyhiv i pivnične Livoberežža. Ohljady, rozvidky, materialy. Pid redakcijeju holovy Sekciji Akademyka Mychajla Hruševškoho. Deržavne Vydavnyctvo Ukrajiny. Kyjiv, 1928. S. XII + 531. 8°.

Noch im Jahre 1924 wurde von der historischen Sektion der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften der Plan ausgearbeitet, eine Serie von Sammlungen herauszugeben, welche den wichtigeren kulturellen und historischen Zentren und ihrer Umgebung gewidmet werden sollten; in diesen Sammlungen sollten verschiedene Abhandlungen und Materialien zusammengestellt werden über das kulturelle, künstlerische und politische Leben, sowie auch „Illustrationen des sozial-ökonomischen, kulturell-sittlichen und

politischen Prozesses", welcher sich in diesen Zentren und ihrer Umgebung abspielte. Der erste Band der geplanten Serie von Sammlungen wurde der Stadt Kyjiv gewidmet und erschien im Jahre 1926. Jetzt liegt vor uns eine andere Sammlung, welche der ukrainischen Ravenna — dem alten Černyhiv — gewidmet ist, diesem ehemaligen Konkurrenten Kyjivs hinsichtlich der kulturell-historischen Rolle im Leben der alten vormongolischen Ukraine.

Diese Sammlung besteht aus Abhandlungen und Artikeln, größtenteils von den erstklassigen Fachleuten verfaßt, die außerdem auch dem Černyhover Gebiete abstammen und darum die Vergangenheit ihres engeren Heimatlandes mit besonderer Liebe und mit großer Pietät zu seinen altertümlichen Reliquien geschildert haben. Diesem Umstande verdankt die Sammlung eine große Lebendigkeit und diese intime Eigentümlichkeit, die wir gewöhnlich bei den Menschen finden, welche über das Land erzählen, wo sie geboren und aufgewachsen sind.

Das Černyhover Land (= „Černyhivščyna"), welches bis Ende des XVII. Jahrhunderts noch seinen alten Namen „Siverščyna" behielt, bildet ein großes Territorium, welches das Bassin der Desna, des größten linken Dnipro-Zuflusses, umfaßt und außer dem ganzen Gouvernement Černyhiv noch kleine Teile der angrenzenden Gouvernements Poltava, Kursk und Orel in sich schließt. Sein Zentrum ist Černyhiv an der Desna, nach Kyjiv die zweitgrößte Stadt der alten Ukraine. Das ist ein Land mit einer sehr reichen kulturell-historischen Vergangenheit. In der Sammlung „Černyhiv" werden noch bei weitem nicht alle Perioden und alle Seiten dieser Vergangenheit erschöpft, aber die älteren Perioden sind hier mit größter Vollständigkeit geschildert.

Wir werden hier also zuerst über das Territorium informiert, und zwar in der Abhandlung **„Die prähistorische Natur des Černyhover Landes"** (geologische Beschreibung des Černyhover Gebietes in der quartären Periode) von Akademiker **P. Tutkovśkyj.** Auf diesem Territorium, in der Nähe vom Dorfe Mezin an der Desna, wurde i. J. 1908 eine Fundstelle der paläolithischen Periode entdeckt. Die Forschungsarbeiten, die an dieser Stelle von dem verstorbenen Professor F. Vovk und seinen Schülern geführt wurden, gaben ein sehr reichhaltiges und für die Charakteristik des Lebens und Schaffens des paläolithischen Menschen auf dem ukrainischen Territorium sehr wichtiges Material, welches eine wertvolle Ergänzung der Funde der Kyjiver paläolithischen Fundstelle v. J. 1897*) bildet. Mit den Mezinischen Funden beschäftigt sich in unserer Sammlung auch Akad. **M. Hruševśkyj** in seiner Abhandlung über **„Technik und Kennen der paläolithischen Zeit nach den Ausgrabungen der Mezinschen Siedlung".** Diese Arbeit ist reich mit Abbildungen der gefundenen Gegenstände illustriert, unter denen die ornamentierten Bein- und Hornerzeugnisse von großem Interesse sind, welche eine dekorative oder vielleicht auch magische Bedeutung hatten. Demselben Mezin ist auch die Arbeit von **P. Smoličev** unter dem Titel **„Ein Schatz der paläolithischen Periode"** gewidmet, wo über die Quarzgeräte gehandelt wird, welche in einem Mammutbeine aus der Mezinschen Fundstelle gefunden wurden. Den Funden der neolithischen Periode aus den ungefähr 50 Fundstellen des Černyhover Gebietes, die größtenteils an der Desna entdeckt wurden, ist eine Abhandlung von Frau **V. Kozlovśka** (Kustos des archäologischen Museums in Kyjiv) unter dem Titel **„Die neolithischen und Tripoljer Funde im Černyhover Lande"** gewidmet. Eine allgemeine Charakteristik der Kultur und Sitten des Černyhover Gebietes im VII.—X. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gibt **A. Verzilov**, ein verdienstvoller Forscher dieses Landes, in seiner Arbeit **„Die ältesten Kulturzustände der Černyhover Gegend."** — Einen Überblick über das geschichtliche Schicksal des Landes gibt uns Akad. **M. Hruševśkyj** in seiner Arbeit **„Černyhiv und Siverščyna in der Geschichte der Ukraine."** Der historischen Topographie Černyhivs und seiner Umgegend im beson-

---

*) Auf dem ganzen Territorium der Ukraine wurden bis jetzt nur vier paläolithische Fundstellen entdeckt.

deren ist die Abhandlung **„Černyhiv und seine Umgegend in den Zeiten der Großfürsten"**, von **P. Smoličev** gewidmet. Topographisches Material, Traditionen und historische Beiträge, die Stadt Sosnycia und ihre Umgegend betreffend, finden wir in der Abhandlung von **J. Vinohradśkyj**, die wie alle anderen mit mehreren Abbildungen begleitet ist.

Sehr interessant und wertvoll sind die Abhandlungen über die Kunstdenkmäler der Fürstenzeit, vor allem über diejenigen der Architektur. Es werden zwei Abhandlungen, und zwar von **J. Morhilevśkyj** und **M. Makarenko** dem ältesten Denkmal, einer sehr kostbaren Reliquie Černyhivs, d. i. der Kirche zur Verklärung Christi, gewidmet. Das Bauen dieser Kathedrale wurde, wie bekannt, vom Großfürsten Mstyslav i. J. 1024 angefangen. Im Todesjahre des Fürsten (1036) waren schon die Mauern aufgeführt. Jedenfalls ist die Kathedrale ein Denkmal aus der ersten Hälfte des XI. Jahrh. Bis zum heutigen Tag ist sie ganz erhalten. Kleine Umbauten und Zubauten der späteren Zeit (vor allem im XVII.—XVIII. Jahrh. änderten nicht viel an ihrem ursprünglichen Aussehen, und die neueren Forschungen entdeckten dort auch alte Freskogemälde und verschiedene Eigentümlichkeiten der Architektur des XI. Jahrh. Morhilevśkyj (der bekannte Architekt und Archäolog) hat diese Kathedrale auf Grund der neuesten Forschungen beschrieben, wobei er seiner Arbeit eine Menge von schönen Bildern und Plänen beigelegt hat. Über die archäologischen Forschungen an dieser Kirche i. J. 1923 schreibt **M. Makarenko** (der gewesene Kustos des kaiserlichen Museums Alexanders III. in Petersburg) in einer besonderen Arbeit, die auch sehr reich mit Abbildungen der Ausgrabungen der Fundamente der Kathedrale und ihrer Kellerräume illustriert ist. In einer anderen Arbeit über die **Maria-Himmelfahrts-Kathedrale des Jelezer Klosters in Černyhiv"** vom obenerwähnten **Morhilevśkyj**, wird auf Grund der speziellen Ausmessungen dieser Kirche und einer materiellen Analyse aus den Jahren 1924—1926 festgestellt, daß diese nicht im XI., wie es einige Forscher vermuteten, sondern im XII. Jahrh. erbaut wurde. In der Abhandlung **„Die altstädtische Kapelle und ihre Malereien"** schreibt **M. Makarenko** über die bekannte Ruine der Kirche in der alten Befestigung an dem Oster-Flusse in der Nähe seiner Mündung in die Desna (45 km von Kyjiv). Er stellt fest, daß diese Kirche nicht früher als i. J. 1120 und nicht später als 1152 erbaut wurde, und beschäftigt sich vor allem mit ihrer Freskomalerei an der Apsis, welche sich bis zum heutigen Tag erhalten hat. Es ist ein Bildnis der sog. Orante (farbige Abbildungen sind dieser Arbeit beigelegt) in einer schönen und originellen Komposition, welche mit ihrer Dynamik, mit großer Bewegung aller Gestalten von den ähnlichen Kompositionen der Kyjiver Sophienkathedrale sehr abweicht.

In einer weiteren Abhandlung unter dem Titel **„Die Kupfermedaille Zmijevyk des Černyhover Museums — eine Wiederholung der goldenen Černyhover Hryvna"** schreibt **V. Šuhajevśkyj**, Kustos des Černyhover Museums, über das kupferne medaillenförmige Amulett „Zmijevyk" und beweist, daß dasselbe keine Kopie einer i. J. 1821 bei Černyhiv gefundenen goldenen „Hryvna" sei, sondern daß diese beiden Gegenstände der Černyhover Lokalproduktion entspringen. Einem der interessanteren Zweige der alten ukrainischen Kunstproduktion ist die Abhandlung **„Die Borznaschen Emaille und die alten Emaille der Ukraine überhaupt"** von **M. Makarenko** gewidmet. Autor gibt uns eine Spezialuntersuchung über die emailierten Schmucksachen, welche zu den sog. Alanischen Emailen des VI.—VIII. Jahrh. gehören und in einem Schatze in der Nähe von der Stadt Borzna gefunden worden sind.

Die Volkssprache des Černyhover Landes behandelt Prof. **V. Hancov**, der beste Kenner der archaischen Mundarten dieses Gebietes in unseren Zeiten, in seiner Untersuchung **„Die dialektischen Grenzen des Černyhover Landes"**. — Leider leidet diese sonst sehr wertvolle Arbeit unter dem Mangel an einer Karte, ohne welche die Orientierung in einem sehr großen Material, das Prof. Hancov hier zusammengestellt hat, erschwert ist. Autor befaßt sich vor allem mit der Festlegung der dialektischen Grenze zwischen den Mundarten der ukrainischen und der weißrussischen Sprache, welche im nördlichen Teil des Černyhover Landes durchläuft. —

Während die Abhandlungen, die den Fürstenzeiten gewidmet sind, fast ein vollständiges Bild ergeben*), kann man dasselbe über die litauisch-polnische und kosakische Periode, sowie auch über das XIX. Jahrh. leider nicht behaupten. Wir finden hier verschiedene spezielle Abhandlungen über die einzelnen Seiten des Lebens, aber ein volles und einheitliches Bild finden wir hier nicht. Es ist vor allem ein Mangel der Bearbeitung der sozial-ökonomischen, politischen und kulturellen Verhältnisse in der Hetmanenzeit, d. i. von der Hälfte des XVII bis Ende des XVIII. Jahrh. zu spüren, und das sind eben die Zeiten, wo das Černyhover Land in diesem Leben die wichtigste Rolle spielte und wo auf seinem Territorium die ukrainischen Residenzstädte sich befanden, und zwar bis zum Jahre 1708 Baturyn und dann bis Ende des XVIII. Jahrh. Hluchiv. Am meisten ist es zu bedauern, daß hier weder das ukrainische Barock vom Ende des XVII. und Anfang des XVIII. Jahrh., welches selbst in Černyhiv durch eine ganze Reihe von schönen Mustern repräsentiert ist, noch das Schulwesen und die Buchdruckerkunst des Černyhover Landes eine Erwähnung finden. Es ist klar, daß es unmöglich war, in einem Bande alle diesbezüglichen Themen zu umfassen, es wäre aber besser gewesen, wenn die Redaktion der Sammlung anstatt der Abhandlungen über die weniger wichtigen und partiellen Erscheinungen, die Arbeiten etwas allgemeineren Charakter bevorzugt hätte, um dadurch eine größere Vollständigkeit und Einheitlichkeit des ganzen Bildes zu erlangen.

Selbstverständlich wird dadurch die Bedeutung des in diesem Buche veröffentlichten Materials nicht vermindert. Um hier nicht alle diese Arbeiten aufzuzählen, beschränke ich mich nur auf die wichtigsten von ihnen. Es gibt dort also eine Abhandlung vom Akad. N. Vasylenko: **„Die Rechtsverhältnisse des Černyhover Landes in der polnischen Zeitperiode“** (1618 bis 1648). Ferner die Abhandlungen der jungen Forscher vom Nižyner Institute für Volksbildung: **„Verleihung des Magdeburger Rechtes der Stadt Nižyn i. J. 1625“** von **M. Petrovškyj**, und **„Das Nižyner Zunftwesen in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts“** von **A. Jeršov**. — **Theodor Ernst** stellt in seiner Arbeit **„Das Haus Mazepas in Černyhiv“** fest, daß ein unter diesem Namen bekanntes altes Gebäude vom Ende des XVII. Jahrh., welches bis jetzt auf den städtischen Verschanzungen steht, nichts anderes als ein Zeughaus der Moskovitischen Besatzung war, das auch von den Moskauer Meistern erbaut wurde. Dieses Haus hat aber viele Merkmale, die für die ukrainische Kunst dieser Zeit charakteristisch sind. **V. Dubrovškyj** in seiner Arbeit über **„Die Flucht der Bauern in der linksufrigen Ukraine am Ende des XVIII. Jahrhunderts“** handelt über eine Erscheinung, die mit der durch die Sanktion der russischen Regierung in der Ukraine eingeführten Leibeigenschaft verbunden war, d. i. über die Selbsthilfe der Bauern, die, um der Sklaverei zu entgehen, sich in die weniger bevölkerten freieren Gebiete am Schwarzen Meere flüchteten. **K. Koperžynškyj** beschäftigt sich mit der Geschichte des Theaters im Černyhover Lande in der Zeit von 1750—1830. Einige Daten über das ukrainische Nationaltheater in Černyhiv in den 60er Jahren des XIX. Jahrh. finden wir in der Arbeit von **B. Ševelev** über **„Das Černyhover Blatt“**, eine ukrainische Wochenschrift, die von dem bekannten ukrainischen Märchenschreiber L. Hlibov 1861—1863 herausgegeben und von russischen Behörden, infolge der Kompromitation Hlibovs in einem ukrainischen politischen Prozesse, eingestellt wurde.

Die neuesten Zeiten finden ihre Berücksichtigung in den Erinnerungen der bekannten ukrainischen Schriftstellerin Frau **M. Hrinčenko** und des Herrn **A. Verzilov** über die **„Ukrainische Gemeinde“**, eine geheime Organisation der ukrainischen Intelligenz in Černyhiv 1880—1890, die sich ganz friedliche kulturelle Aufgaben gestellt hatte, und zwar ukrainische Bücher herauszugeben, die Organe der Stadt- und Landesverwaltung zur Einführung der ukrainischen Sprache in den Volksschulen zu bewegen, Museen

*) Wir halten es für einen Mangel der ganzen Sammlung, daß so ein wichtiges Zentrum des alten Černyhover Landes, wie die Stadt Novhorod-Siverškyj mit ihren Denkmälern hier keine Bearbeitung gefunden hat.

und Bibliotheken zu errichten, Theatervorstellungen zu organisieren usw. In der Atmosphäre der allrussischen Reaktion zur Zeit der Regierung Alexanders III. konnten alle diese Angelegenheiten nur von einer geheimen Organisation geregelt werden! Diese Erinnerungen sind sehr interessant und geben ein reiches und wertvolles Material zur Geschichte der ukrainischen nationalen Bewegung am Ende des XIX. Jahrh.

Ich erwähnte nur ganz kurz (und dabei nicht alle) Arbeiten dieses sehr interessanten Buches, das von der historischen Sektion der Akademie herausgegeben wurde. Leider, wie wir aus der Vorrede erfahren, soll dieses zweite Buch auch das letzte dieser Serie bleiben: mit Rücksicht auf die sehr großen Unkosten, die mit der Herausgabe dieser Sammlungen verbunden waren, weigerte sich der Staatsverlag der Ukraine, weitere schon druckbereite Bände zu drucken.

Berlin. D. Doroschenko.

Stefan Truchim, Marjan Gumowski, Andrzej Wojtkowski: Historja powiatu żnińskiego. Poznań 1928 nakładem Wiesława Tucholki. 8°. 261 Seiten.

Diese Geschichte der Provinz Żnin verdankt ihr Entstehen der Freigebigkeit des Gutsbesitzers Tucholka und dem Fleiß der Historiker Truchim, Gumowski, Wojtkowski. Aufrichtiges Urteil zwingt uns indessen zu dem Geständnis, daß, bei aller Hochachtung vor diesen vier Herren, unsere Anerkennung zunächst an die Adresse Professor Wilk Osseckis geht. Ich habe wohl schon viele Hunderte deutscher, französischer, polnischer Lokalgeschichten in der Hand gehabt. Keine kann sich an künstlerischem Wert der Ausstattung mit dieser eines kleinen polnischen Gebietes messen. Das ist auch der Grund, warum ich hier auf diese nur in kleiner Auflage (von 578 Exemplaren) erschienene Publikation mit Nachdruck hinweise. So möge eine geschichtliche Darstellung der Heimat äußerlich sich präsentieren, um den Geschmack zu bilden und Freude am Bild zu wecken. Man vernachlässigt nur zu oft diese Dinge. Wie herrlich sind diese Holzschnitte aus der Stadt Żnin und ihrer Umgebung. Ich wollte, recht viele, auch in Deutschland, die an die Beschreibung ihrer vertrauten Umwelt schreiten, fänden einen Illustrator, der beinahe als Mitschöpfer der historischen Atmosphäre gelten kann.

Die textliche Darstellung ist guter Durchschnitt, nicht allzu interessant, von Tabellen durchsetzt, aus den Quellen geschöpft. Der Abschnitt Wojtkowskis, über die Zeit seit 1772 befriedigt in literarischer Hinsicht, doch er stößt durch unangenehm chauvinistischen Ton den ruhigen Leser ab. Kann denn über Großpolen nie ohne politischen Beigeschmack geschrieben werden? Truchims Kapitel, die sich mit der neueren Zeit unter polnischer Herrschaft beschäftigen, sind vor allem für die Wirtschaftsgeschichte von Bedeutung. Aus den von ihm abgedruckten Materialien hebe ich Nachrichten über die Familie Śniadecki hervor, die aus der Gegend von Żnin stammt. Hauptsächliche Einwände: warum so wenig Folklore, Anekdoten, Episoden, die dem toten Skelett Leben liehen? Warum nicht genealogische Darstellung der wichtigsten Geschlechter? Das Fehlen eines Registers stört.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Czartak: Zbór poetów w Beskidzie. — Kraków 1928. 4°. 214 Seiten.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, auf dieses in Polen einzigartige Jahrbuch mit Anerkennung und herzlicher Sympathie hinzuweisen. Es stellt das Werk einer Gruppe eng befreundeter Dichter und Schriftsteller dar, die sich um Emil Zegadłowicz sammeln. Ihr Programm scheint klar umrissen: zurück zur Natur, auf das Land, fern vom Lärm der entnervenden, demoralisierenden Stadt. Schlichtheit und Unmittelbarkeit, Emotion und Empfinden als Richtlinien des poetischen Schaffens. Das sei verwirklicht, nicht nur in der Einsamkeit der Studierstube, sondern durch praktisches

Apostolat, durch freudigen Dienst am Volk. Dabei sind diese ihrer Scholle innig verbundenen Menschen frei von Chauvinismus oder nationalem Dünkel. Es genügt, an Zegadłowicz als den berufenen Mittler deutschen Geistesguts zu erinnern, von dessen „Faust"-Nachdichtung hier die Rede war. Kurz, es ist eine Heimatkunst, an der ein jeder seine Freude haben kann, den es hinaus aus der materiellen Nüchternheit des Maschinenzeitalters verlangt. Doch, vielleicht sollen wir da ethische Vorzüge zur Entschuldigung künstlerischer Unzulänglichkeit hinnehmen? Mit nichten. Zegadłowicz ist, ich wiederhole es mit Nachdruck, nachdem ich dieser meiner Überzeugung schon oft an den verschiedensten Stellen in deutschen, französischen, schweizerischen, holländischen und polnischen Zeitschriften Ausdruck gegeben habe; ich wiederhole es seinen neidischen oder vom Geist der Poesie nicht weiter angehauchten Verkleinerern zum Trotz, ein genialer Dichter von Gottes Gnaden, einer jener seltenen Gäste aus einer besseren Welt, die uns die schlechtere zu ertragen helfen, in der zu leben wir verdammt sind; ein Poet, dem die unbegrenzte Fähigkeit des spielenden Schaffens eignet, dem sich in sein umfangreiches Werk gewiß manche Niete einschlich, der seine Manieren und Schrullen hat, gegen den man typographische Einwendungen vorbringen, an den man die Bitte wagen darf, er möge, da es ihm an Gedanken nicht mangelt, mit Gedankenstrichen sparsamer sein: vor dessen kindlich-reiner Frische und Gabenfülle man sich sofort der Vorbehalte schämt, die sich in die Feder drängten. Von Zegadłowicz zu seinen Freunden und Anhängern ist ein weiter Abstand. Kein größerer als der vom seltenen Ingenium zum beachtlichen Talent. Zofja Kossak-Szczucka hat zwar nicht die Hoffnungen erfüllt, die sich an ihr erstaunliches Debüt mit der „Pożoga" knüpften; sie bleibt eine polnische Handel-Mazzetti. Jan Wiktor schreibt eine prächtige Prosa, und er ist unter den Nachfolgern des unerreichten Tierpsychologen Dygasiński der vortrefflichste, eine Nuance echter als die Rygier-Nałkowska, weit vor der Wielopolska oder Ejsmond. Janina Brzostowska, Edward Kozikowski sind begabte Lyriker. Über den Senior, Tadeusz Szantroch, und den Benjamin, Wiktor Hanys, kann ich mir kein rechtes Urteil bilden. Ich kenne von ihren Werken zu wenig. Der Literarhistoriker Józef Birkenmajer ist eine der Hoffnungen polnischer Geisteswissenschaft. Er bringt viel Liebe zur Dichtung als wertvolle Gabe für seine kritische Tätigkeit mit. Selbst poetisch zu produzieren, möchte ich ihm nach den im „Czartak" abgedruckten Proben nicht empfehlen. Dafür rate ich dem feinen Poeten Kozikowski, sich nicht die Finger am Feuer unsterblicher Gedanken zu verbrennen, wenn er, zum Urteil hier keineswegs berufen, einen Montesquieu mit ein paar geradezu läppischen Bemerkungen abtun will. Ne sutor ultra crepitam.

An dieser Stelle kann ich auf die Besprechung der lyrischen Beiträge im „Czartak" nicht weiter eingehen. Auf die Novellen der Kossak-Szczucka und Wiktors nur kurzer Hinweis. Dagegen muß die programmatische, konzise und klar des Zieles bewußte, doch so wunderzarte Bekenntnisschrift Zegadłowiczs, die mit den Worten beginnt: Wir leiten uns von der Erde ab, dies ist unser ganzer Stammbaum, unsere Poesie und unsere Philosophie; es muß das ur-romantische, doch in merkwürdiger Anlehnung, vielleicht in unbewußter Erinnerung an Rousseau und ihm gleich prägnant abgefaßte hohe Lied von der Scholle und ihrer Schönheit, Weisheit, Freude, Leistung, gebärenden Kraft als ein Markstein der Literargeschichte auch hier genannt werden. Ich lenke dann die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf den umfangreichen Rechenschaftsbericht über die literarische Produktion in Polen seit etwa drei Jahren. Józef Birkenmajer schrieb dazu eine Einleitung, welche die Situation der polnischen Dichtung unserer Tage umreißt, im wesentlichen zutrifft, manche versteckte Spitzen gegen die Skamandriten enthält (unter denen Lechoń ungerecht behandelt ist, nämlich verschwiegen) und in Rezensionen der einzelnen Werke übergeht. Im allgemeinen wird man hier wieder zustimmen, sowohl der Auswahl als den Urteilen. Fehlgriffe sind: nach unten die Besprechungen von Kaden-Bandrowski, Rygier-

Nałkowska, nach oben Grabiński, Górski, Sieroszewski, Szelburg. Schreiende Lücken: Nowaczyński, Boy. An die belletristischen schließen sich die wissenschaftlichen Werke. Hier entsprechend zu sichten und zu werten, fehlte den Referenten doch manchmal die Voraussetzung. Ich erwähnte schon die unpassende Art der Behandlung Montesquieus. Verfehlt sind die Urteile über Niewiadomski, Kucharski (die Fredro-Ausgabe als mustergültig!?), Świętochowski (dessen Buch ein übles Machwerk ist, vor dem man nur warnen kann). Die ungewöhnlich sorgfältige Ausstattung, zumal die Beigabe wunderschöner Autolithographien von Misky, Mroziński, Weiß und Fałat erweckt lebhafte Freude.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

M. Treter: Monografje artystyczne. Gebethner u. Wolff, Warschau.

Unter der Redaktion von Mieczysław Treter hat der bekannte Verlag Gebethner u. Wolff eine Reihe von Monographien, die dem polnischen Kunstleben gewidmet sind, eröffnet. Die preiswerten Büchlein (in Oktav) zeigen die auch bei uns aus deutschen Sammlungen dieser Art hinlänglich bekannte Zweiteilung in Text und Illustrationen. Jedes der Büchlein stammt von bekannten Verfassern und umfaßt einige 20 Seiten Text und 32 sehr gute Bildreproduktionen.

Aus den Jahren 1926/27 liegen 15 Bändchen vor: I. **Stanisław Wasylewski „Portret Kobiecy w Polsce XVIII. wieku“**; II. **Stefanja Zahorska „Matejko“**; III. **Szczęsny Rutkowski „Edward Wittig“**; IV. **Stanisław Woźnicki „Wł. Skoczylas“**; V. Tadeusz Szydłowski **„Jacek Malczewski“**; VI. **Mieczysław Treter „Konrad Krzyżanowski“**; VII. **Władysław Tatarkiewicz „Al. Orłowski“**; VIII. **Wacław Husarski „Karykatura w Polsce“**; IX. **Mieczysław Sterling „Jan Stanisławski“**; X. **Władysław Tatarkiewicz „Michał Płoński“**; XI. **Henryk Piątkowski „Wł. Czachórski“**; XII. **Szczęsny Rutkowski „J. Mierzejewski“**; XIII. **Władysław Kozicki „H. Rodakowski“**; XIV. **Konrad Winkler „Formiści Polscy“**; XV. **Stefanja Zahorska „Eugenjusz Zak“**.

Diese Übersicht gewährt einen Einblick in die Reichhaltigkeit der Sammlung, die, wie z. B. Bd. 8 beweist, über den engeren Rahmen der Kunst in das weite Gebiet allgemeinen Kulturlebens hinübergreift, so auch in weiteren Bänden; es ist z. B. in Aussicht gestellt **„Zdobnictwo ludowe w Polsce“** von **E. Frankowski.** Derartige Themenstellungen wären auch für die Zukunft sehr zu wünschen.

Die einzelnen Darstellungen sind, unter Wahrung fachmännischer Höhe, dem gebildeten, interessierten Laien voll verständlich gehalten. Dem Ziele weiterer Vertiefung dienen zweckmäßig die beigegebenen kurzen Literaturangaben.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Josef Šusta, „Weltpolitik in den Jahren 1871—1914“, Bd. I 1923, S. 236; Bd. II 1925, S. 299; Bd. III 1927, S. 237; Bd. IV 1928, S. 277. Verlag: Vesmír, Prag.

Die Öffnung der Staatsarchive in Deutschland, Rußland und Österreich und die Indrucklegung der sich auf die letzte Periode vor, während und nach dem Kriege beziehenden massenhaften Quellen hat das Bestreben nach Verarbeitung dieses Materials hervorgerufen, wobei die Herausgabe der mehrere Bände umfassenden Publikation „Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914, Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes“, die seit dem Jahre 1922 in Berlin erscheint, einen besonderen Einfluß auf die Entwicklung dieser politischen und wissenschaftlichen Literatur der letzten Jahrzehnte unseres Lebens nahm. Dies alles veranlaßte auch hervorragende Gelehrte, von denen sich manche bisher mit der Geschichte der älteren Zeit befaßten, an das Studium dieses Materials der modernsten Zeit heranzutreten und uns glänzende Monographien zu

überliefern, wie z. B. „Deutschland und die Weltpolitik 1871—1914" von Felix Rachfahl; „Von Bismarck zum Weltkrieg" von Erich Brandenburg (deren Ersterscheinen i. J. 1923 gleich eine zweite Ausgabe i. J. 1925 folgte, für welche die Korrespondenz Eulenbergs, des Admirals Tirpitz und der russischen Staatsmänner Witte, Izvolskij u. a. herangezogen wurde), weiter „Die diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes 1871 bis 1914" von Bernhard Schwertfeger u. a. m. Zu diesen gehört auch der Prager Universitätsprofessor Josef Šusta, von dem eine Reihe glänzender Schriften aus der Historie der früheren Zeit stammt, der sich jetzt der neuesten Zeit zuwandte.

Band I des Werkes Šustas beginnt mit einer Übersicht der Entwicklung der Freistaaten in der Neuen Welt. Der Autor verweist dabei auf die Ursachen, die den Europäern zu dem großen Aufschwung in der Neuen Welt verhalfen, unter die er auch die Sucht der europäischen Nationen nach einem freien Eingreifen in die Ferne reiht, einem verständlichen Kristallisationsprozeß, der schon im frühen Mittelalter in Erscheinung tritt.

Die Ursache für den raschen Aufschwung der Vereinigten Staaten von Amerika zu einer Großmacht sucht der Autor in der französischen Nachrevolutionszeit, in der Zeit Napoleons, die vor allem unter Ausnützung des Planes Napoleons, sich auch in der Neuen Welt gegen die feindliche britische Macht aufzulehnen, auf Seite Napoleons standen, die von ihm (gegen eine verhältnismäßig unbedeutende Zahlung) das von ihm (i. J. 1803) von den Spaniern erworbene Gebiet von Louisiana erhielten und ihrem Reiche ferner Neu-Orleans angliederten, wodurch die Vereinigten Staaten nicht bloß das Flußgebiet des Mississippi gewannen, sondern sich auch den Zutritt zum Golf von Mexiko verschafften, wodurch sie eine Basis für die Beherrschung des Riesenflusses schufen, der aus einer Grenzlinie das nachmalige, den fernen Norden mit dem tropischen Süden in natürlicher Weise verbindende Rückgrat der Vereinigten Staaten wurde. Der den Napoleonischen Kriegen folgende weitere Zusammenbruch Spaniens ermöglichte den Vereinigten Staaten den Erwerb des für sie so wichtigen Florida (1818), wodurch sie sich die Beherrschung des ganzen Golfs von Mexiko sicherten. Im Zusammenhang damit brachte der große Kampf Napoleons mit dem britischen Reich und seinen europäischen Verbündeten den Vereinigten Staaten noch andere gewaltige Vorteile. Als neutrale Macht konnten sie, während sich die Feinde gegenseitig bekämpften, auch auf dem Gebiete des Handels wichtige Vorteile ziehen, so daß das amerikanische Banner binnen kurzem fast alle europäischen Haupthäfen, von Cadix und Lissabon angefangen bis Odessa und Reval beherrschte. Die langjährigen Kämpfe, die Europa erschöpften und verarmten, haben die Neue Welt in ungeahnter Weise bereichert, so daß sich die ehemaligen britischen Kolonien auch von der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom britischen Kapital befreien konnten. Das unschätzbarste Geschenk jedoch, das die französische Revolution den Vereinigten Staaten brachte, war die vollständige Unabhängigkeit vom europäischen Kapital und der Wirtschaft, in welche Zeit auch die Begründung ihrer Großmachtstellung fällt, die es ihnen ermöglicht, auch während des Weltkrieges unter geänderten wirtschaftlichen und historischen Verhältnissen ihre imponierende Stellung in der Weltpolitik siegreich zu behaupten.

Nach der Schilderung der amerikanischen Verhältnisse wendet sich Šusta der Geschichte Australiens zu, wobei er zunächst die sukzessive Erweiterung des Verfassungsrechtes in den einzelnen Gebietsteilen Australiens behandelt, von denen Neu-Süd-Wales die größten demokratischen Rechte zugestanden erhält.

Und so wie Šusta das entscheidende Moment in der Geschichte der Vereinigten Staaten in der napoleonischen Zeit erblickt, in welcher die territoriale Expansion und wirtschaftliche Erstarkung den Kulminationspunkt der wirtschaftlichen und politischen Selbständigkeit erklimmt, so sieht er auch in der Geschichte Australiens den entscheidenden Zeitpunkt in dem wirtschaftlichen Umsturz, dem sog. „Rush", dem Goldfieber (als i. J. 1851 in

Victoria die Bodenschäße entdeckt wurden), der das Land erfaßte, daß sich die Zahl der Seelen in den verhältnismäßig schwach bevölkerten australischen Kolonien in nicht ganz zwei Jahren verdoppelte und bis zum Jahre 1861 auf 1 200 000 stieg. Infolgedessen ist die gesellschaftliche Grundlage, namentlich durch den raschen Aufschwung der Städte und den Bevölkerungszuwachs dauernd veränderlich geblieben, die dem Lande wenigstens zum Teil den ursprünglichen, zum überwiegenden Teil agrarischen Charakter nimmt und nicht mehr gewillt ist, den Haupteinfluß im öffentlichen Leben den wohlhabenden Gutsbesitzern zu überlassen. Dies alles hatte und hat auf die wirtschaftliche und politische Verselbständigung der australischen Welt einen gewaltigen Einfluß: Denn auch die australische Welt warf innerhalb des Rahmens der gesellschaftlichen Atmosphäre der angelsächsischen Kultur sukzessive, jedoch nachdrücklich ihren Schatten, dessen Hauptumrisse in der weit größeren Agressivität der demokratischen Neigungen lagen und die auch ihre besondere Auffassung für die Durchführung der dem Staate obliegenden Aufgaben besaß, zu denen man sich in England selbst auf Grund der alten gesellschaftlichen Traditionen nur zögernd herbeiließ.

Ähnlich geht Šusta auch bei der Schilderung der Verhältnisse in Afrika vor. Er stellt zunächst fest, welch wichtige Rolle die englischen Missionäre bei der Aufhebung der Sklaverei in Süd-Afrika (in den dreißiger Jahren des XIX. Jahrh.) spielten, de facto dem ersten unblutigen Auftreten der Engländer gegen die dort ansässigen Buren. An anderer Stelle jedoch schildert der Autor, wie einschneidend sich dieses Verhältnis der Engländer zu den Burenstaaten und deren Bevölkerung geändert hat, als dort zum erstenmal (i. J. 1867) Gold und Diamanten entdeckt wurden, infolgedessen diese Bevölkerung mit rauher Hand von der Ausbeutung ihrer Bodenschäße ferngehalten wird. Dabei zögert der Autor nicht bloß bei den Engländern und ihrer Politik, sondern auch bei den Buren neben ihren lichten Momenten auch auf die Schattenseiten hinzuweisen, die die nachmalige englische Aktion teilweise rechtfertigten und überhaupt in bedeutendem Maße zu dem späteren Sturz der beiden Burenrepubliken beitrugen.

Erst am Ende dieses Bandes gibt Šusta zu erkennen, welch hervorragenden Wendepunkt in der Entwicklung der europäischen Großmachtpolitik der Berliner Kongreß v. J. 1878 zu bedeuten hatte.

Im zweiten Buch seines Werkes, das mit den Nachklängen dieses Kongresses in der europäischen Innenpolitik beginnt, befaßt sich Šusta ziemlich detailliert mit der Politik Bismarcks, wobei er auch der Politik des Zaren Alexander III. und der englischen Politik, namentlich der Gladstones, viel Beachtung schenkt, wobei er uns vor allem den geistigen und wirtschaftlichen Stand des damaligen Deutschland vor Augen führt. In lebhaften Farben schildert er die mächtige Erscheinung des genialen Bismarck, dessen staatsmännische Genialität Autor darin erblickt, daß er „die Mittel, mit denen er seinem Ziel zustrebte, mit ungewöhnlicher Elastizität zu ändern verstand und niemals zögerte, auf jenen Weg zurückzukehren, den er zeitweilig verlassen mußte", ohne dabei auch die Umrisse des Bismarckschen Charakters und seine Eigenart zu vergessen, womit Autor den besonderen Charakter seiner Ergebenheit zum Herrscher, seinen Monarchismus und einige seiner konservativen Anschauungen verbindet.

Bei der Schilderung des Verhältnisses Bismarcks zu Rußland verzeichnet Šusta dessen besondere Ansicht über die in der russischen Öffentlichkeit herrschende slavophile Richtung, unter deren unzweifelhaftem Einfluß auch Zar Alexander III. stand, wobei er erklärt, daß dieser slavophilen Richtung die gleichen unberechenbaren elementaren Neigungen zugrunde liegen, die die dynastische Ordnung und Herrschersolidarität Europas bedrohen, die ihre Anregung in dem „slavischen Napoleonismus" finden, die den Zarismus als ihr Instrument benüßen wollen, gleichzeitig aber auch imstande sind, dieses Instrument zu zertrümmern.

Über die Ursachen des Sturzes Bismarcks existiert eine große Literatur. Die aus allen diesen Quellen fließenden kritisch erschöpften Resultate werden hier von Šusta in einem äußerst wirksamen und dabei streng

genauen Bild zusammengefaßt. Interessant ist, wie Autor selbst die kleinsten historischen Einzelheiten erfaßt und auf die Ursachen zurückgeht, die sie hervorriefen und auf die Bedeutung, die ihnen zukam. So geht Autor in die kleinsten Details der illegalen und revolutionären Bewegung in Rußland zur Zeit des Zaren Alexander II. und Alexander III. ein, deren wesentlichsten Umrisse er erfaßt, indem er zeigt, daß diese Bewegung nicht nur in enger Verbindung mit der russischen Innenpolitik stand, sondern auch internationale Bedeutung besaß, abgesehen davon, daß selbstredend die Lehren M. Bakunins und P. Krapotkins in Westeuropa, namentlich in Frankreich einen besonderen Einfluß ausübten. Am Schluß dieses Bandes verweilt Šusta bei der Lage Frankreichs, namentlich beim inneren Stand der französischen Gesellschaft, wobei er auch die Ursachen bespricht, die in den Jahren 1893—1894 den Boden für die russisch-französische Allianz vorbereitet haben.

Band III des Werkes Šustas beginnt mit dem Imperialismus des XIX. Jahrhunderts. Den allgemeinen Ausführungen über denselben schließt Autor solche über den besonderen Charakter des britischen Imperialismus und über den britischen Messianismus, sowie über den differenzierenden deutschen Imperialismus an. Zu den Ereignissen im fernen Osten in den neunziger Jahren übergehend, führt uns der Autor in die inneren sozialen und geistigen Verhältnisse des damaligen China, Korea und Japan ein. Er erfaßt das gegenseitige Verhältnis der einzelnen sozialen Klassen in diesen Gebieten und ist dabei bemüht, eine Erklärung dafür zu finden, weshalb das territorial verhältnismäßig kleine Japan sich über die asiatischen Staaten erheben und eine Weltmacht werden konnte. Er erklärt dies mit der Beweglichkeit dieser Nation, die es möglich machte, die Vorzüge der persönlichen bürgerlichen Freiheit und die Vorzüge des konstitutionellen Staates zu begreifen, und zwar deshalb, weil diese Nation in sich selbst die altkonservativen Rassenelemente überwinden konnte. Deshalb hat sich, wenn auch in den niedrigen Bevölkerungsschichten Japans als besondere Eigenheit die Kaste, die ungefähr der Parierstellung gleichkommt, die sog. Etu, gebildet, das sind Familien, die einstens unreinen Gewerben nachgingen und ähnlich. Bald kommt es auch (unter dem Einfluß der europäischen Zivilisation) zur Gleichheit vor dem Gesetz, wobei die heftigen Schläge der neuen kapitalistischen Wirtschaftsordnung unerbittlich ihr Umgestaltungswerk vollzogen. Wichtig dabei war, daß in Japan mit den europäischen Einflüssen auch die liberalistisch-konstitutionellen Parolen plötzlich ihren Einzug hielten, die die Beteiligung des Volkes an der Regierung und Gesetzgebung forderten. Der japanischen Verfassung vom Jahre 1889 diente als Muster die preußische Staatsordnung, die dem Lande schon aus dem Grunde am meisten entsprach, weil sie die Möglichkeit bot, die traditionelle Gewalt des Kaisers von Japan mit den Errungenschaften eines modernen konstitutionellen Staates in Einklang zu bringen, und weil sie bei den scheinbaren konstitutionellen Zugeständnissen eine starke Herrschergewalt gewährleisteten. Das entscheidende Moment in der modernen Geschichte Japans, sein Auftreten auf dem Weltschauplatz, erblickt der Autor in dem Sieg der Japaner über China und dem darauffolgenden Frieden von Simonoseki v. J. 1895, der die Proklamierung der Unabhängigkeit Koreas von China und die Erstarkung des Einflusses Japans dortselbst im Gefolge hatte, und weiter in dem Erwerb Formosas, des Peskadores I., der Halbinsel Liaotun und schließlich Port Arthurs, von welcher Zeit an auch die Festigung seiner Seemachtstellung datiert. Mit großer Genialität präsentiert sich uns hier auch die äußerst komplizierte Außenpolitik Deutschlands, namentlich in ihrem Verhältnis zu Rußland und England, wobei der Autor im Zusammenhang mit den neuesten Nachkriegsquellen auch die Aufgabe erwähnt, welche in dieser Politik Fr. Holstein spielte.

Im letzten Teil dieses Bandes, der den Titel „Die Anfänge des amerikanischen Imperialismus" trägt, führt Šusta den Spanien von den Vereinigten Staaten i. J. 1898 erklärten Krieg darauf zurück, daß das spanische Wirtschaftsleben die Weltwirtschaftskonkurrenz nicht vertrug, dennoch aber die

aus den Kolonien fließenden Gewinnste nicht verlieren wollte, weshalb es deren Freigabe durch Beseitigung des veralteten Systems nicht zuließ, das den Importeuren aus dem Mutterland monopolistische Wuchervorteile gewährte und die gesamte Entwicklung der eigentlichen Kolonialproduktion hemmte. So durfte weder auf Kuba, noch auf den Philippinen Schokolade und Kakao verarbeitet werden, wodurch die Eingeborenen systematisch aufgereizt wurden. Infolgedessen brach auf Kuba die Revolution aus, die von den Vereinigten Staaten unterstützt wurde, was den Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten zur Folge hatte. Nach dem Sieg der Vereinigten Staaten über Spanien i. J. 1898 wurde Kuba, jedoch unter dem faktischen Protektorate der Vereinigten Staaten, selbständig. Die Vereinigten Staaten erhielten die Gruppe der Philippinen-Inseln, wodurch ihre Seemachtstellung eine mächtige Stärkung erfuhr. So trat denn der amerikanische politische und Wirtschaftsimperialismus i. J. 1898 mit seiner vollen Schwerkraft auf dem Weltschauplatz auf.

Band IV beginnt mit der Haager Konferenz und der Schilderung der Verhältnisse in England, wo das neue Jahrhundert mit einem Herrscherwechsel (im Jänner 1901), der Thronbesteigung durch Eduard VII. und gleichzeitig mit dem Ausbruch einer Gesellschaftskrise beginnt. Die auf die dringliche Revindikation des vierten Standes und auf einzelne intellektuelle Kreise gestützte soziale Kritik bringt die Pfeiler der konservativen, wie auch liberalistischen Lebensanschauung ins Wanken. Dem Imperialismus, der namentlich in Chamberlain ganz offenkundig durch die enge Verbindung zwischen den nationalen Parolen und dem kapitalistischen Materialismus verkörpert wurde, stellen die soziologischen Kritiker, wie auch die Vertreter der sog. Oxforder liberalen Gruppe die Notwendigkeit eines neuen, schöpferischen Idealismus entgegen. Diese Unzufriedenheit verstärkte nur noch die Wolken, die die irische Frage und auch das unbefriedigende Verhältnis des Mutterlandes gegenüber den überseeischen Kolonien mit sich brachten. Diese innere Stellung Englands ruft in Kanada Unzufriedenheit und die Sehnsucht nach Selbständigkeit hervor. Auch in Australien setzt der im öffentlichen Leben viel mächtigere vierte Stand, als dies in England selbst der Fall ist, von dem sich überhaupt die gesamte Gesellschaft durch ihr streng demokratisches Gehaben unterschied, durch, daß sich der ohnehin freie Komplex der australischen Kolonien in eine föderative „australische Ländergemeinschaft" umgestaltete. Weiter berührt Susta die komplizierten anglo-deutschen Verhältnisse, den Bruch Englands mit Deutschland und die britisch-japanische Allianz. Er schließt mit dem russisch-japanischen Krieg und dem einzigartigen Sieg Japans in der Weltpolitik, den inneren Unruhen in Rußland und der Einberufung der staatlichen Duma, in welcher, wie der Autor bemerkt, die Mitglieder nicht einmal Immunität besaßen, sondern bloß Schutz vor den außerordentlichen Gerichten genossen, die in Wirklichkeit nichts anderes war, als ein dürftiger Schleier vor dem Weiterbestand der zaristischen Autokratie.

Diese, vorderhand bloß bis zum Jahre 1906 reichende verdienstvolle Arbeit Sustas (mit deren Fortsetzung wohl gerechnet werden kann) bedeutet zweifellos eine kostbare Bereicherung der Geschichte der modernsten Zeit. Wollten wir z. B. eine der Vorkriegsarbeiten Seignobos, „Histoire politique de l'Europe contemporaine", die dasselbe Thema zum Gegenstand hat, mit dem Werke Sustas vergleichen, dann könnten wir uns überzeugen, wie diese tief angelegte Arbeit, die in ausgiebigem Maße das nach dem Kriege erschienene Material verarbeitet, uns die Augen über vieles öffnet, wovon wir früher nicht einmal eine Ahnung hatten. Eine solche, vom wissenschaftlichen Standpunkt an und für sich schon wertvolle Arbeit, die, höchst objektiv gehalten, vom besten Willen beseelt ist, zur Annäherung der Menschheit untereinander beizutragen, bietet die Grundlage für eine wahrhafte, wohlmeinende Verständigung der Nationen untereinander, worin auch der innere, tiefe Sinn der wahren Wissenschaft liegt.

Preßburg. Eugen Perfeckij.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

RECHTS- UND WIRTSCHAFTSGESCHICHTE

SÜDSLAVISCHE RECHTSGESCHICHTE*)

Die eigentümlichen Züge des altserbischen Rechts und seine besondere Bedeutung für die rechtshistorische Forschung.

Der geistvolle Vortrag (Něskol'ko idiografičeskich čert starago serbskago prava, Conférence des Historiens des États de l'Europe Orientale et du Monde Slave, Varsovie, le 26—29 juin 1927, IIme Partie, Compte-rendu et Communications, Varsovie, Société Polonaise d'Histoire, 1928, S. 234—280) des ausgezeichneten, in Belgrad wirkenden russischen Kenners und Erforschers der slavischen Rechtsgeschichte, des feinsinnigen Pflegers der philosophischen Vertiefung der juristischen Dogmatik, F e d o r V. T a r a n o v s k i j, ist allen Teilnehmern der Warschauer Historikerkonferenz als wirkungsvoller Abschluß ihres wissenschaftlichen Programms in lebhafter Erinnerung; für seine Bedeutung zeugte auch die lebhafte Diskussion, die sich an ihn anschloß (vgl. a. a. O., S. 37 f.). Nun legt ihn uns T a r a n o v s k i j in Gestalt einer mit einem umfassenden wissenschaftlichen Apparat ausgestatteten Abhandlung vor und sichert sich dadurch den Dank nicht nur der an der Erforschung der serbischen Rechtsgeschichte selbst unmittelbar Interessierten, sondern aller Freunde der vergleichenden Rechtswissenschaft innerhalb und außerhalb der Welt des Slaventums und der Slavistik, deren Interessen T a r a n o v s k i j s Darstellungsweise, die ständig auf die in der mittel- und westeuropäischen Forschung heimischen Gedankengänge Bezug nimmt, in besonderem Maße entgegenkommt.

Nach einleitenden Worten über den Wert der idiographischen Betrachtung in der rechtshistorischen Forschung, die er der nivellierenden Einordnung der historischen Erscheinungen in bestimmte soziologische Kategorien gegenüberstellt, wendet sich T a r a n o v s k i j den Ausführungen des Bahnbrechers der vergleichenden slavischen Rechtsgeschichte, W a c l a w A l e k s a n d e r M a c i e j o w s k i s, über die idiographischen Züge des serbischen Rechtes zu: sein monumentales Werk, das aus der deutschen Übersetzung seiner ersten Auflage ja auch weiteren Kreisen der mittel- und westeuropäischen Wissenschaft bekannt ist, hat nach T a r a n o v s k i j s Anschauung wegen seines Gedankenreichtums, wegen der Weite und Tiefe seiner Konzeptionen seinen Wert bewahrt, trotzdem das Tatsächliche in seinem Inhalt größtenteils längst von der fortschreitenden Forschung überholt worden ist. Spiegelt sich doch in seinen Grundgedanken der Geist „der erhabensten Philosophie der Neuzeit", des deutschen Idealismus des beginnenden 19. Jahrhunderts, der Geist eines Herder und Hegel, wider.

*) Übersichten über die Zeitschriftenartikel, die Beiträge zur vergleichenden slavischen, zur ost- und westslavischen Rechtsgeschichte und zur Wirtschaftsgeschichte bringen, folgen in den nächsten Heften.

In der Vermeidung oberflächlicher Verallgemeinerungen auf Grund künstlich zugeschnittener Durchschnittsbilder, in der Forderung nach gründlicher Erkenntnis des Individuellen als einzig tragfähiger Grundlage der Vergleichung entspricht Maciejowskis Arbeitsweise in ihren leitenden Grundsätzen auch heute noch den Ansprüchen rechtshistorischer Betrachtung, wie mangelhaft auch seine Forschungsmethode im einzelnen uns gegenwärtig erscheinen mag.

Der polnische Romantiker der slavischen Rechtshistorie hatte die eigentümlichen Werte des altserbischen Rechts in drei Erscheinungen gesucht: seine Altertümlichkeit, die seiner Ansicht nach noch aus einem großen Teile der Bestimmungen des Gesetzbuches Stefan Dušans von 1349 spricht, läßt es, auf gleicher Stufe mit dem altrussischen Recht, aber in höherem Maße als die westslavischen Rechtsordnungen, als geeigneten Schlüssel zur Erkenntnis der urslavischen Zustände erscheinen, sein Charakter als „halb adliges, halb bäuerliches Recht" unterscheidet es von dem ganz bäuerlichen altrussischen Recht ebenso wie von dem ganz adligen Recht der Polen und Tschechen, endlich spricht aus seinen Denkmälern der besondere Charakter des „serbischen Feudalismus". Taranovskij verfolgt die „archaisierende" Wertung des altserbischen Rechts, besonders seines wichtigsten Denkmals, eben des Dušanschen Gesetzbuches, an Hand der Schriften namentlich der Erforscher der russischen Rechtsgeschichte: mit Palacký haben namentlich Leontović, Zigel' und auch Leopold Karl Goetz in ihrem Bann gestanden, während die der südslavischen Geschichte gewidmete Forschung in den letzten Jahrzehnten allmählich den Weg gefunden hat zu sorgfältiger Sonderung der alten und der neuen Elemente in Dušans Gesetzbuch einerseits, zu der Erkenntnis andererseits, daß viele altertümliche Züge im neuzeitlichen Gewohnheitsrecht der südslavischen Länder als Frucht der durch die Türkenherrschaft bedingten „ethnischen Rekreation", nicht einer organischen Weiterentwicklung, zu betrachten sind. Unerschüttert geblieben ist nur der Glaube an die Altertümlichkeit der durch die Zadruga-Verfassung bestimmten Seiten des Privatrechts: vor ihrer Überschätzung und Idealisierung, wie sie neuerdings auf südslavischem Boden wieder gelegentlich aufgetaucht ist, glaubt Taranovskij mit Recht warnen zu sollen.

Seine Stellungnahme zu den beiden anderen Punkten von Maciejowskis Ausführungen über die Eigenwerte des altserbischen Rechts baut Taranovskij, nachdem er einzelne Irrtümer und zum Teil phantastische Verallgemeinerungen seines Vorgängers zurückgewiesen hat, zu einem umfassenden Überblick über den Stand der Diskussion, die sich in den letzten Jahren an das Problem der Einordnung der serbischen Verfassungsgeschichte in das System der gesamteuropäischen Verfassungsentwicklung geknüpft hat und an der sich, außer Taranovskij selbst, namentlich N. Radojčić, M. Dolenc und M. Kostrenčić, in der bescheidenen Form kritischer Anregungen auch der Verfasser dieser Zeilen, beteiligt haben. Der russische Forscher sieht, teilweise auf den Gedanken Maciejowskis weiterbauend, einen grundsätzlichen Gegensatz zwischen dem auf der Geltendmachung ständischer Rechte aufgebauten Staat der abendländischen Welt und dem von dem Prinzip der gesetzmäßigen Regierung beherrschten Staat des von byzantinischen Einflüssen, zu denen eben auch dieses Prinzip gehört, durchdrungenen europäischen Ostens: den zweiten Typus spiegelt auch das Verfassungsleben des mittelalterlichen Serbiens wider. Mit Recht warnt Taranovskij, unter Hinweis auf Balzers Stellungnahme gegen den Versuch, das aus der Entwicklung der germanischen und romanischen Staaten entlehnte verfassungsgeschichtliche Schema auf die polnischen Verhältnisse anzuwenden, vor der Überspannung derartiger Typisierungsversuche, die leicht zu einer Verkennung der im eigenen kulturellen Erbgut jedes Volkes enthaltenen selbständigen Entwicklungstendenzen führen kann, während er andererseits, im Gegensatz zu der gerade in manchen Zweigen der slavischen Forschung beliebten und auch wohl gelegentlich ausdrücklich geforderten Beschränkung des Blickes

auf die Geschichte des eigenen Volkes, den Wert der vergleichenden Methode für die verfassungsgeschichtliche Forschung, die Nützlichkeit der Heranziehung und Verwertung methodischer Errungenschaften, wie sie etwa auf mittel- und westeuropäischem Boden gewonnen worden sind, für den Betrieb und die Pflege der slavischen Rechtsgeschichte in warmen Worten hervorhebt.

Auf diese, an Maciejowskis Formulierungen, die ihnen freilich nur in gewissem Sinne als Wegweiser dienen, ohne die Selbständigkeit der Darlegungen Taranovskijs irgendwie zu beeinträchtigen, anknüpfenden Erörterungen läßt der Belgrader Rechtshistoriker eine Reihe von Hinweisen auf weitere Erscheinungen folgen, in denen seiner Ansicht nach gleichfalls idiographische Züge des mittelalterlichen serbischen Rechts zum Ausdruck kommen. Die ethnische Mischung der Bevölkerung des mittelalterlichen serbischen Reichs hat für die Rechtsentwicklung namentlich durch den teilweisen Zusammenfall der ethnischen und der beruflichen Gliederung (Serben = Ackerbauer, Walachen = Wanderhirten, Sachsen = Bergleute u. dgl.) Bedeutung: ebensowenig wie diese Berufsbezeichnungen ursprünglich ethnischen Charakters, sind aber auch termini, wie etwa das in seiner Bedeutung schwer zu fassende „sebьrь“ als Standesnamen im Rechtssinn zu werten. Im Auge behalten sollte ferner auch der Rechtshistoriker die Tatsache, daß der serbische Staat der Nemanjiden aus zwei Teilen, den küstenländischen Gebieten mit Dioklitien als Zentrum und dem binnenländischen Rascien, zusammengewachsen ist: dabei wird der Möglichkeit gedacht, daß namentlich im Küstenlande einzelne Elemente des römischen Reichsrechts in seiner vorbyzantinischen Gestalt weiterleben und für den Aufbau der späteren serbischen Rechtsordnung fruchtbar werden konnten. Wertvollste Beobachtungen bringt die Erörterung über die durch die unvermeidlichen Beeinflussungen von außen her — sowohl von byzantinischer wie von romanischer Seite, durch Vermittlung Ragusas und der Kreuzfahrerstaaten des 13. Jahrhunderts auf der Balkanhalbinsel — hervorgerufene Beschleunigung der Rechtsentwicklung auf serbischem Boden: der Übergang vom primitiven Stammesstaat der Landnahmezeit zur hochentwickelten, teilweise schon ständischen Charakter tragenden Monarchie der Nemanjiden war bisher für den Rechtshistoriker kaum faßbar; Taranovskij entnimmt den Quellen einzelne Anhaltspunkte, die diesen Prozeß verdeutlichen können und die es wahrscheinlich machen, daß die aus der polnischen und ostslavischen Geschichte so wohlbekannte Zwischenstufe, die durch das Auftreten des fürstlichen Gefolges, der družina, als eines für die Verfassungsentwicklung bedeutsamen Faktors gekennzeichnet ist, auch der serbischen Geschichte nicht fremd gewesen ist. Nicht weniger bedeutsam sind Taranovskijs Ausführungen über das so viel erörterte Problem der Wege, der Form und des Umfangs der Rezeption des byzantinischen Rechts im mittelalterlichen Serbien: als Träger des fremden Rechts erscheinen hauptsächlich die Kirche und die griechischen Elemente in den verschiedenen Klassen der Bevölkerung, als der Rezeption förderliche Institute einerseits die Erwerbung der Ktitoren-(eigentlich Eigentümer-, dann Stifter-)rechte an den in der byzantinischen Zeit gegründeten kirchlichen Anstalten durch die serbischen Herrscher, die mit dem Eintritt in die Rechtsstellung ihrer byzantinischen Vorgänger auch die von diesen geschaffene Rechtsordnung sanktionierten, dann die Annahme des Kaisertitels durch Stefan Dušan, durch die der serbische Herrscher in vollem Umfange, auch im Rechtswesen, das Erbe der byzantinischen Herrscher antrat. Ihrer Form nach konnte die Rezeption des byzantinischen Rechts in Serbien — ebenso wie die des römischen in Mitteleuropa — eine gewohnheitsrechtliche oder eine gesetzliche sein: in der ersteren Art vollzog sie sich namentlich durch die Praxis der kirchlichen Patrimonialgerichte — ihr verdankt nach Taranovskijs Ansicht auch die bekannte serbische Kompilation aus byzantinischen Quellen, der sog. „Zakon carja Justinijana“, seine Entstehung. Daneben kam es durch die Ausbreitung des serbischen Staats- und Siedelungsraumes auf byzantinischem Reichsboden zu einer weitgehenden Durchdringung beider Rechts-

ordnungen, einem Vorgang, bei dem freilich dem serbischen Element zunächst eine wesentlich passive Rolle zufiel — im Gegensatz z. B. zu dem aktiven Anteil der westslavischen Herrscher und Grundherren an der Expansion deutschen Rechtsgutes auf westslavischem Boden durch die Förderung der deutschrechtlichen Kolonisation —. Gesetzlich sanktioniert worden ist die Rezeption dann teilweise durch Dušans Gesetzgebung: auch auf die immer noch nicht endgültig geklärte Frage des Verhältnisses des eigenen Gesetzbuchs des serbischen Kaisers zu den gleichzeitig in Serbien in Gebrauch befindlichen Rechtsquellen byzantinischen Charakters fällt durch Taranovskijs Ausführungen neues Licht: die letzteren dienten seiner Anschauung nach namentlich dann als Grundlage der Rechtssprechung, wenn einerseits das heimische gesetzte Recht versagte, andererseits aber auch das in erster Linie zu dessen Ergänzung berufene ungeschriebene Gewohnheitsrecht keine dem Stand der Dinge entsprechende Lösung an die Hand gab. Der letzte von Taranovskijs Hinweisen ist für den Rechtshistoriker schwer faßbar: die auch in der Rechtsordnung durchklingende Wertung des irdischen Lebens und seiner Güter sub specie aeternitatis, die freilich das mittelalterliche Serbien wohl nicht nur mit dem Rußland der Nestorchronik, deren Parallelen Taranovskij selbst heranzieht, teilt. Zu einem staatlichen Pessimismus hat sich diese Weltanschauung, wie M. Handelsman und N. Radojčić in der Diskussion betont haben, wohl erst nach dem Verlust der serbischen Selbständigkeit entwickelt.

Mögen die wertvollen Anregungen, die der gehaltvolle Vortrag in ungemein reichem Maße bietet, sich überall, wo man sich mit der Pflege und der Erforschung der slavischen Rechtsgeschichte beschäftigt, fruchtbar erweisen! Dann würde vielleicht die Zeit nicht allzu fern sein, in der es ein so allseitiger Kenner der Probleme, der Quellen und der Literatur des Forschungsgebietes, wie es Taranovskij ist, wagen könnte, an die Stelle von Maciejowskis Werk eine ihm an Gedankenreichtum und Großzügigkeit der Konzeption ebenbürtige, dabei allen Forderungen der heutigen Wissenschaft entsprechende, übersichtliche Darstellung des Gesamtablaufes der slavischen Rechtsgeschichte in seinen wichtigsten Erscheinungen zu setzen. Des Dankes aller Mitforscher könnte er sicher sein!

H. F. Schmid.

Die ragusäisch-serbischen Verträge bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Milko Kos, der junge, an den deutschen, französischen und italienischen Pflegestätten der Urkundenforschung geschulte Vertreter der mittelalterlichen Geschichte und der historischen Hilfswissenschaften an der Universität Laibach, unterzieht (Dubrovačko-srpski ugovori do sredine 13-og veka, Glas Srpske Kraljevske Akademije CXXIII, drugi razred 67, Beograd-Zemun 1927, S. 1—65) die Staatsverträge, die Ragusa seit 1186 bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts mit seinen serbischen Nachbarn abgeschlossen hat, einer eingehenden diplomatischen Untersuchung: sie bilden eine geschlossene Gruppe, denn nach 1254 setzt die Tätigkeit der ragusäischen Kanzlei auf diesem Gebiete für ein volles Jahrhundert aus; im 14. Jahrhundert zeigt sie dann schon völlig veränderte Formen.

Die Urkunden, die den Gegenstand seiner Untersuchung bilden, zerfallen wiederum in drei Gruppen: zusammen gehören die beiden Verträge, die Ragusa 1186 mit Stefan Nemanja und 1190 mit seinem Bruder Miroslav von Hum geschlossen hat; inhaltlich lehnen sie sich an die Abkommen an, die Ragusa, dessen Handelsbeziehungen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erhöhte Bedeutung gewinnen, in dieser Periode mit verschiedenen italienischen Städten eingeht. Ihrer äußeren Gestalt nach sind die in lateinischer Sprache geschriebenen Urkunden zeugenlose notitiae, in einzelnen Formeln spiegelt sich die in Dalmatien lebendige byzantinische Tradition wider. Ihren Inhalt bildet die schmucklose Erzählung des Vertragsabschlusses, der in Ragusa unter der Mitwirkung serbischer Gesandter stattfand; sie ist in der ragusäischen Kanzlei verfaßt und dann den serbischen

Herrschern zur Unterschrift zugesandt worden. Diese folgen bei der Unterschriftsleistung in der Volkssprache byzantinischen Mustern. Zweite Ausfertigungen für ihren Gebrauch, neben den im ragusäischen Archiv verwahrten, waren wahrscheinlich vorhanden, sind aber nicht erhalten.

Die zweite Gruppe bilden vier Verträge Ragusas mit den serbischen Nemanjiden aus den Jahren 1214—1254; sie sind gekennzeichnet dadurch, daß sie sämtlich ursprünglich in der (schwach mit kirchenslavischen Elementen durchsetzten) serbischen Volkssprache in zwei Redaktionen, einer ragusäischen und einer serbischen, abgefaßt sind, daß sie ferner eine entwickelte diplomatische Form zeigen und daß ihr Inhalt sich um den Schwur des Ausstellers der Urkunde konzentriert. Den wertvollen Ausführungen, die Kos der Feststellung des Datums und des Textes der einzelnen Urkunden widmet, können wir an dieser Stelle nicht im einzelnen folgen: sie bringen manche bedeutsame Berichtigung zu den Angaben der vorliegenden Editionen. Auf die Entstehungsgeschichte der Vertragsurkunden fällt neues Licht durch die von Kos in vorbildlicher Weise gehandhabte vergleichende Heranziehung der Geschichte der byzantinisch-fränkischen, byzantinisch-venezianischen und byzantinisch-russischen Verträge. Was die Herkunft der einzelnen Teile des Formulars betrifft, so zeigt die Invokation die für die dalmatinisch-ragusäische Privaturkunde im allgemeinen charakteristischen Züge, die Schwurformel und die Sanktion dagegen sind der Urkundensprache der ragusäischen Kanzlei eigentümlich: die erstere verrät in der Zusammensetzung der Liste der himmlischen Kräfte, die zu Zeugen des Eides angerufen werden, ihre Entstehung im Berührungsgebiet der abendländischen und morgenländischen Kirche, letzten Endes geht sie auf byzantinische Muster zurück. Charakteristisch ist die Heranziehung einer möglichst großen Personenzahl zur Eidesleistung auf seiten beider Vertragsparteien: in Ragusa hat man später den Schwierigkeiten, die die Vereidigung der manchmal das volle Hundert erreichenden Zahl von Mitkontrahenten aus der Bürgerschaft machen mußte, dadurch auszuweichen versucht, daß der ban oder vicarius, ursprünglich etwa ein Kämmerer des comes, die Eidesleistung für seine Mitbürger übernahm. Bezeichnenderweise fällt ihm schließlich auch die Betreuung und Verwaltung des slavischen Urkundenwesens der Republik zu. In diese Periode fällt übrigens auch das erste Auftreten eines Chirographums in der kirchenslavischen Diplomatik in Gestalt der Urkunde, durch die 1243 die Stadt dem serbischen Könige verspricht, nicht zu seinen Feinden zu halten.

Eine dritte Gruppe umfaßt die Verträge, die Ragusa in den Jahren 1189—1254 mit den Herrschern Bosniens, Hums und der Kraina eingeht: von ihnen steht die berühmte Urkunde über das Abkommen mit dem bosnischen Ban Kulin von 1189 den notitiae der ersten Gruppe nahe; ihren slavischen Text hat zweifellos dieser der lateinischen Ausfertigung, die ihm zur Unterschrift zugesandt wurde, beifügen lassen. Die übrigen acht Verträge dieser Gruppe stehen in Form und Inhalt den in der zweiten Gruppe vereinigten nahe, unterscheiden sich aber von ihnen dadurch, daß die Urkunden, deren Inhalt sie bilden, sämtlich gesiegelt worden sind.

Sämtliche Urkunden, die Kos untersucht hat, sind als Schöpfungen der ragusäischen Kanzlei zu werten: in ihnen entwickelt sich während dieses Zeitraumes schon eine feste Tradition, die sich in der Entlehnung ganzer Teile des Urkundentextes aus den älteren Vorlagen in den jüngeren Ausfertigungen zu erkennen gibt, die aber auch die Formulierung der Vertragsbestimmungen selbst beeinflußt hat.

Der Abschnitt, den Kos diesen letzteren widmet, ist für den rechts- und wirtschaftshistorisch interessierten Leser wohl der wichtigste der ganzen Abhandlung. Wenn die Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den Kontrahenten als Zweck des Vertragsabschlusses genannt wird, so ist diese Angabe so allgemein gehalten, daß sie einer Analyse hinsichtlich ihrer Herkunft schwer zugänglich ist. Der in den meisten Verträgen ausbedungene Ausschluß außergerichtlicher Repressalien dagegen kann auf venezianische Vorlagen zurückgeführt werden, die Bestimmungen über

die Freiheit des Handelsverkehrs, die den Kaufleuten des Vertragsgegners zugesichert wird, entstammen den Verträgen Ragusas mit den italienischen Küstenstädten und wahrscheinlich letzten Endes diesen selbst. Den besonderen Bedürfnissen der tatsächlichen Beziehungen zwischen Ragusa und den serbischen Staaten entspringen die Bestimmungen über die von jedem Kontrahenten zu verhindernde, der Gegenpartei nachteilige Tätigkeit von Emigranten, die Gewährleistung einer Zufluchtsstätte für den serbischen Herrscher seitens Ragusas, die über die Tätigkeit serbischer Zollbeamten in Ragusa und schließlich die sich regelmäßig wiederholenden Anordnungen über den Rechtsschutz der Staatsangehörigen des einen der Kontrahenten im Lande des anderen und über das nach altem Brauch zu bestimmten Zeiten an einzelnen Grenzorten abzuhaltende, von beiden Parteien beschickte Schiedsgericht, den stanak, dessen Funktionen Kos auf Grund der Urkunden darstellt.

Seine Untersuchung bildet einen der wertvollsten Beiträge zu dem bis jetzt noch so wenig bearbeiteten Gebiet der südslavischen Urkundenforschung.

H. F. Schmid.

Byzantinische Elemente im mittelalterlichen serbischen Privatrecht.

Aleksandar V. Solovjev, der Herausgeber der vorbildlichen Sammlung „Ausgewählter Denkmäler des serbischen Rechts" (Odabrani spomenici srpskog prava, Beograd 1926), unterzieht in einer Abhandlung über „den Kauf- und Verkaufsvertrag im mittelalterlichen Serbien" (Ugovor o kupovini i prodaji u srednjevekovnoj Srbiji, Arhiv za pravne i društvene nauke, God. XVII, drugo kolo knj. XV (XXXII), Beograd 1927, S. 429—448) die von den früheren Erforschern der serbischen Rechtsgeschichte (Zigel', K. Jireček, Novaković, Namysłowski, Dolenc, Gerasimović, Polićević) in verschiedenem Sinne beantwortete Frage einer erneuten Prüfung, in welchem Maße die durch die bodenständigen Rechtsquellen, namentlich das Gesetzbuch Stefan Dušans, nicht geregelten Seiten des Rechtslebens im mittelalterlichen serbischen Staate, in erster Linie das Privatrecht, dem Einfluß der byzantinischen Rechtsordnung ausgesetzt gewesen sind. Die Untersuchung dieses Problems ist durch den Mangel an Quellen privatrechtlichen Charakters erschwert: die wenigen vorhandenen Denkmäler hat Solovjev selbst in seiner obenerwähnten Sammlung vereinigt. Aus ihr greift er den älteren der beiden einzig erhaltenen, formgerechten Kaufverträge aus dem Verbreitungsgebiet des mittelalterlichen serbischen Rechts heraus, der in den Jahren 1346—1366 zwischen zwei Bewohnern der Stadt Prizren abgeschlossen worden ist, die sog. „Prizrenska tapija": Gegenstand der Rechtsübertragung war ein städtisches Hofgrundstück. In dem Vertrag wird ein öffentlicher Schreiber, „namik" (griech. νομικός) als Aussteller genannt, die vertragschließenden Parteien verpflichten sich ferner, im Falle der Vertragsverletzung der Kirche eine „nalogija" zu leisten: das Vorkommen dieser aus der byzantinischen Rechtssprache entlehnten termini in der tapija hatten schon K. Jireček, Novaković und Namysłowski als Zeichen byzantinischen Einflusses in ihrem Entstehungsgebiet gewertet (dabei war das zweite Fremdwort bald mit griech. ὁμολογία, bald mit ἀναλογία gleichgesetzt worden).

Die endgültige Beantwortung der Frage nach dem Umfang des byzantinischen Einflusses auf Form und Inhalt des mittelalterlichen serbischen Kaufvertrages erwartet Solovjev von einer sorgfältigen rechtsvergleichenden Untersuchung der tapija: als Vergleichsobjekte kommen dabei einerseits Kaufverträge byzantinischen Ursprungs, andererseits Urkunden entsprechenden Inhalts aus den von byzantinischem Einfluß nicht berührten slavischen Rechtsgebieten in Frage. Solovjev verfolgt zunächst Entwicklung und Ausbreitung des byzantinischen Instituts der νομικοί, das sich überall als sehr lebensfähig erweist, in Süditalien z. B. das Ende der byzantinischen Herrschaft um volle zwei Jahrhunderte überdauert. Einen besonderen Abschnitt widmet er den Nachrichten über das Auftreten solcher

„inomici“ (= νομικοί) im südlichen Teile des serbisch-griechischen Herrschaftsgebietes Kaiser Stefan Dušans, dessen Regierungszeit ja auch die Prizrenska tapija entstammt; deutlich unterscheidet sich das ursprünglich byzantinische Institut von dem in den dalmatinischen Städten, auch den Küstenorten des serbischen Reiches rezipierten italienischen Notariat. Die eingehende Analyse der einzelnen Teile des Formulars der Verkaufsurkunde ergibt völlige, meist wörtliche Übereinstimmung mit den byzantinischen Vorlagen. Aber auch der Inhalt der tapija zeugt von byzantinischem Einfluß, so wenn sie dem Käufer ein schrankenloses Individualeigentum an dem erworbenen Gute sichert, das er auch zur Ausstattung von Töchtern verwenden darf — eine dem bodenständigen südslavischen Recht fremde Erscheinung —, wenn sie das Recht an der verkauften Sache im Augenblick der Urkundenausstellung — und nicht, wie das dem slavischen Recht gemäß gewesen wäre, in dem der Übergabe — auf den Käufer übergehen läßt. Auch das Fehlen der sonst in den mittelalterlichen serbischen Urkunden so beliebten Sanktion durch die Androhung geistlicher Strafen führt Solovjev auf byzantinisches Vorbild zurück: der eigentümliche Verzicht auf die Anrufung der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit, zu dem sich die Vertragschließenden für sich und ihre Nachkommen für den Fall des Vertragsbruches verpflichten, spiegelt Verhältnisse wider, die in Byzanz zwar erst im XIV. Jahrhundert gesetzlich sanktioniert worden sind, wohl aber auch schon früher geherrscht haben mögen, und die sicher auch im Gerichtswesen des Dušanschen Staates bekannt waren. Am deutlichsten kommt die Hereinziehung der kirchlichen Rechtsordnung — für deren Geschichte diese Ausführungen Solovjevs große Bedeutung haben — in der Festsetzung der Leistung jener „nalogija“ an die Kirche im Falle des Vertragsbruches zum Ausdruck: der Verfasser erklärt, mit Novaković, den Terminus aus griech. ἀναλογία und sieht in ihm die Bezeichnung einer Strafsumme in der Höhe des Kaufpreises, deren Entrichtung von dem Vertragsbrüchigen auch der in Dušans Zeit aus byzantinischen Vorlagen kompilierte sog. „Zakon carja Justinijana“ verlangt. Abschließend betrachtet Solovjev die Verbreitung des Instituts der νομικοί im mittelalterlichen Serbien: im XV. Jahrhundert ist sein Vorkommen auch in den von sächsischen Bergleuten und ragusäischen Kaufleuten belebten Städten Nordserbiens, außerhalb des ursprünglichen Geltungsbereiches des byzantinischen Rechtes, bezeugt; wahrscheinlich wirkte damals in jeder städtischen Siedlung ein derartiger halböffentlicher Funktionär. In Prizren selbst aber ist das Auftreten des νομικός und überhaupt die Tatsache der Abfassung einer in Form und Inhalt völlig den Normen des byzantinischen Rechts entsprechenden Urkunde nicht als Zeugnis einer Rezeption byzantinischen Rechts „im kernserbischen Gebiete“, wie Namysłowski angenommen hatte, zu werten, sondern als Zeichen der Lebensfähigkeit der byzantinischen Tradition in der Stadt, die während der zwei Jahrhunderte, in denen sie auch staatlich mit Byzanz verbunden war, — von 1019 bis um 1220 — als Sitz eines byzantinischen Bischofs ein Brennpunkt byzantinischer Kultur gewesen war, in der eine, wie die in der tapija genannten Personennamen zeigen, auch ethnisch großenteils griechische Bevölkerung gerade in der überall konservativen Charakter tragenden Sphäre des Privatrechts ihr ererbtes Kulturgut noch jahrhundertelang nach der staatlichen Vereinigung mit Serbien unangetastet bewahren konnte. Den Konservativismus des Privatrechts weist Solovjev noch an Beispielen aus dem süditalienischen Verbreitungsraum des byzantinischen und dem iranischen Expansionsgebiet des hellenistischen Rechts, besonders aber auch durch einen Hinweis auf die Widerstände nach, denen im jungen serbischen Fürstentum des XIX. Jahrhunderts die auf eine Reform der türkischen Rechtsordnung abzielenden Maßnahmen begegneten.

Die gehaltvolle Untersuchung des jungen russischen, um die Erforschung der serbischen Rechtsgeschichte hochverdienten Rechtshistorikers stellt einen der wertvollen — ja wir können sagen, einen der wenigen, wirklich vollwertigen — Beiträge zur Lösung der für die gesamte slavische Kulturgeschichte außerordentlich bedeutsamen Frage nach dem Charakter und dem

Ausmaß der Beeinflussung des südslavischen Rechts durch das byzantinische dar: ihre endgültige Beantwortung, wenigstens für das serbische Siedlungsgebiet, dürfen wir von der umfassenden Untersuchung über den Anteil des byzantinischen und des slavischen Rechts an dem Gesetzgebungswerk Stefan Dušans erwarten, deren Grundzüge Solovjev in fesselndem Vortrag auf dem Belgrader Byzantinistenkongreß Ostern 1927 entwickelt hat.

H. F. Schmid.

Gab es im serbischen Reiche Stefan Dušans neben dessen Gesetzbuch ein von diesem ausdrücklich anerkanntes „bürgerliches Gesetz (gradski zakon)" byzantinischen Ursprungs?

Die Frage, die Aleksandar V. Solovjev in seiner Untersuchung über den Begriff „gradski zakon" im mittelalterlichen Serbien („Gradski zakon" u Srednjevekovnoj Srbiji, Arhiv za pravne i društvene nauke, God. XVIII, drugo kolo knj. XVI (XXXIII), Beograd 1928, S. 342—349) beantwortet, steht mit der im vorangehenden Referat berührten in unmittelbarem Zusammenhang: einen Beweis dafür, daß neben Dušans Gesetzbuch, gleichsam zur Ausfüllung seiner Lücken vor allem auf dem Gebiete des Privatrechts, byzantinische Gesetzbücher innerhalb des ganzen Bereiches seiner Herrschaft in Geltung gewesen seien, hatten frühere Forscher in der Tatsache sehen wollen, daß einzelne Urkunden des Kaisers, auch nach der Verkündigung des Gesetzbuches, ausdrücklich auf ein als „gradski zakon" bezeichnetes Recht Bezug nehmen: noch jüngst haben Namysłowski und Gerasimović diesen terminus ausdrücklich auf die in dem zur Zeit des hl. Sava übersetzten Nomokanon enthaltenen weltlichen byzantinischen Rechtsquellen bezogen. Solovjev weist zunächst nach, daß, wenn diese Deutung richtig wäre, nur die in dieser Nomokanonübersetzung enthaltene Wiedergabe des Prochiron Kaiser Basilios des Makedoniers als Objekt jener Verweise in Betracht käme: einer solchen Annahme widerspricht aber ihr Inhalt, dem jede Beziehung zu dem Gegenstande der von den beiden Forschern zitierten Urkunde fehlt. Ihre Annahme, daß der Verweis in mehreren Urkunden vorkomme, erweist sich als irrtümlich; wohl aber gehört jenes eine Dokument einer geschlossenen Gruppe von Urkunden an. Diese Urkunden selbst aber, fünf an der Zahl, aus den Jahren 1347—1355, sind sämtlich nichts anderes als Erklärungen des Herrschers, durch die dieser bestimmten ragusäischen Bürgern, meist Kaufleuten, bestätigt, daß sie ihm nichts schuldig geblieben seien; diese Bestätigung erfolgt mit Rücksicht auf ihr, d. h. der Ragusäer, „zakon", „per le vostre usanze", „segondo lo statuto de Ragusa" nach dem Wortlaut amtlicher italienischer Übersetzungen. Nur die letzte, eben die von den beiden Genannten zitierte Urkunde läßt die Bestätigung „po zakonu gradskomu" erfolgen; selbstverständlich kann es sich auch hier nur um das Gesetz von Ragusa handeln. Und in der Tat weist Solovjev eine Stelle des Liber statutorum civitatis Ragusii nach, in der den ragusäischen Kaufleuten zur Pflicht gemacht wird, sich derartige Bestätigungen von den slavischen Herrschern, mit denen sie in Geschäftsverbindung getreten waren, ausstellen zu lassen. So kann also von diesem Fall von der Bezugnahme auf ein byzantinisches Gesetzbuch keine Rede sein. Wie steht es nun aber mit der einen Stelle, in der Dušans Gesetzbuch selbst (in Art. 101) nicht wie sonst öfter einfach auf das kirchliche Gesetzbuch, sondern ausdrücklich auf dessen bürgerliche Kapitel („gradske grane") als auf die für die Bestrafung der gewaltsamer Überfälle Schuldigen maßgebende Rechtsquelle hinweist? Solovjev weist zunächst nach, daß nach Maßgabe des byzantinischen Sprachgebrauchs der terminus (νόμος πολιτικός) jedes weltliche Gesetz im Gegensatz zum kirchlichen bezeichnen konnte, und macht dann glaubhaft, daß der Gesetzgeber in diesem Zusammenhange wohl nicht eine der älteren Rechtsquellen, wie etwa das Prochiron, sondern das in gleichzeitiger serbisch-kirchenslavischer Übersetzung vorliegende Syntagma des Vlastares im Auge hatte. Abschließend

weist er darauf hin, daß auch der Begriff des Stadtgesetzes im engeren Sinne der byzantinischen wie der serbischen Gesetzgebung nicht fremd war und seine Heranziehung in der Urkunde von 1355 daher kein Novum bedeutete: wahrscheinlich entstammt sie dem Diktat des Logotheten Georg, der als Hausbesitzer in Saloniki und durch mannigfache Beziehungen zu Ragusa mit stadtrechtlichen Verhältnissen genau vertraut war. In ihm möchte Solovjev einen der geistigen Urheber des Dušanschen Gesetzeswerkes sehen.

So bringt auch diese kleine Studie Klarheit in eine für die Erkenntnis des Verhältnisses zwischen byzantinischem und serbischem Recht wichtige Frage. H. F. Schmid.

Zur Verfassungsgeschichte Serbiens im Mittelalter: die „Wächter" (bъdъci) in der Gau- und Burgbezirksverfassung.

Aleksandar V. Solovjev hat unsere Kenntnis der mittelalterlichen serbischen Rechtsdenkmäler schon durch eine größere Anzahl wertvoller Beiträge gefördert: seine im vorletzten Referat erwähnte Sammlung bringt eine ganze Reihe von erstmaligen und von verbesserten Veröffentlichungen wichtiger Urkunden; andere, für die Kenntnis des mittelalterlichen serbischen Urkundenwesens hochbedeutsame Beiträge, Früchte namentlich seines Studienaufenthaltes in den Athos-Klöstern, hat Solovjev hier und da veröffentlicht (Povelja kralja Milutina barskoj porodici Žaretića, Arhiv za arbanasku starinu, jezik i etnologiju, Knj. III, Beograd 1925, S. 117—125; Hilandarska povelja velikog župana Stefana (Prvovenčanog) iz godine 1200—1202, Prilozi za književnost, istoriju, jezik i folklor, Knj. V, Beograd 1926, S. 1—31; Povelja kralja Dušana o manastiru Sv. Nikole u Vranji, Das. Knj. VII, 1927, S. 107—115; Dva priloga proučavanju Dušanove države: I. Povelje cara Dušana o metohiji sv. Petra Koriškog, II. Pečati na Dušanovim poveljama. Glasnik Skopskog Naučnog Društva, Knj. II, Skoplje 1926, S. 25—47; Povelje cara Uroša u hilandarskom arhivu, Bogoslovlje, God. II, Beograd 1928, S. 281—293). Auch zu dem Aufsatz, der uns hier beschäftigt (Bъci u Dušanovoj povelji g. 1355, Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor. Knj. VI, Beograd 1926, S. 185—190) ist Solovjev durch seine Forschungen in Chilandar angeregt worden: im dortigen Klosterarchiv ruht eine Urkunde Stefan Dušans aus dem Jahre 1355, in der dieser auf Bitten des Igumens Verfügungen trifft, die bestimmte, in der Nähe von Štip in Makedonien gelegene Klostergüter vor den Belästigungen einer Kategorie kaiserlicher Leute sichern sollen. Diese Leute werden in der Urkunde als bъci bezeichnet: ihre früheren Herausgeber und Erforscher, Florinskij, Stojanović, Novakovič, hatten diesen terminus nicht zu deuten gewußt. Die erneute Untersuchung des Originals ließ Solovjev in der vorher unbeachteten Form des nom. sing., bъdъсь, den Schlüssel zu dem Rätsel finden: das Wort gehört zu dem urslavischen Stamme bъd- (bъděti = wachen) und bezeichnet den Wächter. Der Inhalt der Urkunde, die Solovjev in einem bedeutend verbesserten Neuabdruck vorlegt, zeigt, daß diese kaiserlichen Wächter Bewohner eines besonderen „Dienstdorfes" waren; solche Dienstdörfer weist Solovjev hier wie bereits in einem früheren Beitrag (Povelja kralja Milutina a. a. O.) in größerer Zahl aus den mittelalterlichen serbischen Quellen nach. Auf das Bild der serbischen Gauverfassung in der Blütezeit des staatlichen Lebens fällt dadurch ganz neues Licht: namentlich erschließen sich manche ihrer Züge jetzt erst einer Vergleichung mit den in der Geschichte der übrigen slavischen Kulturgebiete bezeugten Zuständen. So haben die serbischen Dienstdörfer ihre Entsprechungen in den der Forschung wohlbekannten polnischen osady służebne, die serbischen bъdъci finden in den auf schlesischem Boden 1227 bezeugten strozones (stroży) ihre engsten Berufsgenossen wieder, die genau wie sie in einem besonderen Abhängigkeitsverhältnis zum Landesherrn standen.

Auch andere Institute der serbischen Gau- und Burgbezirksverfassung des Mittelalters zieht Solovjev, unsere Kenntnis von ihnen fördernd, in seiner Untersuchung heran, so die Lasten der Burgbau- und Burgwacht-

pflicht. Dabei kommt ihm, wie in allen seinen Beiträgen, seine genaue Vertrautheit mit den Quellen und den Institutionen des byzantinischen und des dalmatinischen Rechts zustatten. In freudiger Erwartung dürfen wir der größeren, zusammenfassenden Untersuchung über die Gauorganisation im mittelalterlichen Serbien entgegensehen, die uns Solovjev verspricht; sie wird namentlich für die vergleichende slavische Rechtsgeschichte grundlegende Bedeutung haben. H. F. Schmid.

Die Aufgaben der lokalgeschichtlichen Forschung im Dienste des Aufbaus einer umfassenden Bearbeitung der Kultur- und Rechtsgeschichte Bulgariens.

Der Begründer und Altmeister der bulgarischen rechtshistorischen Forschung, Stefan S. Bobčev, gibt (Kulturno-istoričeska i istorikopravna Bъlgarija, Juridičeski Pregled, God. XXVIII, Sofia 1927, S. 57—60) wertvolle Anregungen für die Tätigkeit der in den letzten Jahrzehnten in Bulgarien sehr regsamen lokalen wissenschaftlichen Vereine, deren Initiative schon mehrere wertvolle Städtemonographien ihre Entstehung verdanken. Die lokalgeschichtlichen Arbeiten sollten nach einem einheitlichen Plan betrieben werden: als Beispiel wird das von dem Elensko Prosvětitelno-blagotvoritelno Družestvo aufgestellte Programm eines der Geographie, Geschichte und Archäologie, Volkskunde und den wirtschaftlichen Verhältnissen des Gebiets von Elena (Nordbulgarien) zu widmenden Sammelwerks zur Diskussion gestellt, das auch dem Rechts- und Wirtschaftshistoriker reichen Gewinn, namentlich durch die geplante eingehende Berücksichtigung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Türkenzeit, verspricht. Derartige Arbeiten würden die wichtigste Grundlage für den Aufbau einer allseitigen Kultur- und Rechtsgeschichte Bulgariens bilden können.

H. F. Schmid.

Byzantinisches Recht im mittelalterlichen Bulgarien.

S. S. Bobčevs Vortrag (Vizantijskata jurisprudencija v Stara Bъlgarija, Juridičeski Pregled, God. XXVIII, Sofia 1927, S. 153—155) auf dem Belgrader Byzantinistenkongreß 1927 gibt im wesentlichen den Inhalt seiner Schrift „Droit romain et byzantin dans l'ancienne Bulgarie" (Rimsko i vizantijsko pravo v starovremska Bъlgarija, XXI Godišnik na Sofijskija Universitet, Juridičeski Fakultet, Sofia 1926, S. 1—110 und S.-A.) wieder; das justinianische und das spätere byzantinische Recht soll unter stärkstem Einfluß der auf der Balkanhalbinsel und überhaupt im Oströmischen Reich heimischen bodenständigen und hellenistischen Rechtsordnungen entstanden sein. Namentlich als Teil des Inhalts der Nomokanones fanden seine Normen Eingang in Bulgarien nach der Christianisierung des Landes, namentlich in den Städten und Märkten, während die bäuerliche Bevölkerung weiter nach dem ererbten Gewohnheitsrecht lebte. Das älteste bulgarische Rechtsdenkmal, der Zakonъ sudnyj ljudьmъ, zeugt von dem Bemühen, die fremden Normen dem bodenständigen Rechtsempfinden anzupassen, und verdankt seine Entstehung vielleicht den Bedürfnissen der kirchlichen Patrimonialgerichtsbarkeit. Wichtige Aufgabe der Forschung ist, festzustellen, in welchem Umfang die teilweise Rezeption des byzantinischen Rechts die Rechtsentwicklung Bulgariens beeinflußt hat. H. F. Schmid.

Das Strafrecht im bulgarischen Gewohnheitsrecht.

S. S. Bobčev gibt (Bъlgarskoto običajno nakazatelno pravo, Juridičeski Pregled, God. XXVIII, Sofia 1927, S. 421—424) eine Übersicht des Inhalts seines gleichnamigen, gleichzeitig als Band XXXVII des Sbornik za narodni umotvorenija der Bulgarischen Akademie veröffentlichten Werks, das in dieser Zeitschrift besonders besprochen werden wird.

H. F. Schmid.

Die Verwaltungseinteilung der Europäischen Türkei im 16. Jahrhundert.

St. Al. Najdenovič bringt (Stranici iz administrativnoto dělenie na Evropejska Turcija prez XVI věk, Juridičeski Pregled, God. XXVIII, Sofia 1927, S. 323—325) die bulgarische Übersetzung einer Notitia Beglerbegatuum totius Osmanidarum imperii, quos hodie possidet, soweit sich diese auf die europäische Türkei bezieht, aus einem seiner Meinung nach seltenen holländischen Druck aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts „De rebus Turcarum" (anonym?), den er in der Biblioteca Vallicelliana in Rom eingesehen hat. H. F. Schmid.

Die angeblichen slavischen Einflüsse in der byzantinischen Agrarverfassung.

Aus dem Vortrag des rumänischen Agrarhistorikers M. A. Constantinescu auf dem Belgrader Byzantinistenkongreß 1927 (La Communauté de village byzantine et ses rapports avec le petit „Traité fiscal byzantin", Académie Roumaine, Bulletin de la Section Historique, T. XIII, București 1927, S. 160—174) brauchen wir an dieser Stelle nur festzuhalten, daß der Bukarester Forscher die bekanntlich von K. E. Zachariae von Lingenthal inspirierte, von Th. Uspenskij und V. Vasiljevskij ausgestaltete Theorie, daß die im *Νόμος γεωργικός* der isaurischen Kaiser niedergelegte Agrarverfassung slavische Einflüsse aufweise, die, obgleich sie von B. Pančenko schon 1904 wirksam erschüttert war, noch immer von einzelnen Vertretern der slavischen sozial- und wirtschaftshistorischen Forschung als vollgültig betrachtet wird, ebenso ablehnt, wie die russischen Forscher, die zuletzt sich mit der Materie beschäftigt haben, G. Vernadskij und G. Ostrogorskij. H. F. Schmid.

SLAVISCH-RUMÄNISCHE BEZIEHUNGEN

Die Beziehungen der moldauischen Kirche zu den Balkankirchen.

Der junge, wie diese Studie und seine früheren Arbeiten zeigen, in der gesamten Literatur der mittelalterlichen Geschichte der Balkanvölker, ganz gleich, ob sie griechischen oder rumänischen, bulgarischen, serbischen oder russischen oder schließlich mittel- oder westeuropäischen Ursprungs ist, gleich gut bewanderte Vertreter der Balkangeschichte an der Universität Saloniki, Michael Th. Laskaris, unterzieht eine Frage, die für die Geschichte der Kulturbeziehungen zwischen den slavischen Balkanvölkern und ihren rumänischen Nachbarn von grundlegender Bedeutung ist, einer eindringenden, höchst scharfsinnigen und ergebnisreichen Untersuchung (Joachim, Métropolite de Moldavie, et les relations de l'Église Moldave avec le Patriarcat de Peć et l'Archevêché d'Achris au XVe siècle, Académie Roumaine, Bulletin de la Section Historique, T. XIII, București 1927, S. 129 bis 159). Auf Grund einiger Urkunden des Archivs des Athosklosters Laura, die kürzlich veröffentlicht worden sind, stellt Laskaris zunächst fest, daß, entgegen der herrschenden Meinung, die auf den moldauischen Metropoliten Damian, der am Florentiner Unionskonzil (1439) teilgenommen hatte, unmittelbar den Unionsgegner Theoktist folgen ließ, die Leitung der moldauischen Kirche 1447, nach dem Abgang Damians, durch den byzantinischen Kaiser Johannes VIII. dem bis dahin in Agathopolis wirkenden Metropoliten Joachim anvertraut worden ist, dessen Namen wir sonst nur noch aus zwei von A. Lewicki dem Krakauer Kardinal Zbigniew Oleśnicki zugeschriebenen Briefen kennen, in denen ihr Verfasser das Wohlwollen des Papstes und des Kardinalkollegiums für den wegen seiner Unionsfreundlichkeit vertriebenen rumänischen Kirchenfürsten erbittet. Über die zwischen 1449 und 1455 erfolgte Weihe seines Nachfolgers Theoktist berichten die zeitlich nicht allzu fernstehenden Annalen von Putna, daß sie unter der Regierung des

Despoten Georg durch den serbischen Patriarchen Nikodemos vorgenommen worden sei: Laskaris beweist, daß es sich hier nur um den serbischen Despoten Georg Branković und den Patriarchen von Peć handeln kann, während Bogdan, dem die herrschende Meinung folgte, in Nikodemos auf Grund des Zeugnisses einer späten und unzuverlässigen Quelle einen Erzbischof von Ochrid hatte erkennen wollen. Damit rüttelt Laskaris schon an der allgemein verbreiteten Meinung, daß die moldauische — und womöglich auch die walachische Kirche sich vielleicht jahrhundertelang in Abhängigkeit vom „bulgarischen" Erzbistum Ochrid befunden habe; daß sie gänzlich unhaltbar ist, ergibt sich ihm aus der Auseinandersetzung mit den übrigen zu ihrer Stützung ins Feld geführten Argumenten. Ein Teil von ihnen beruht auf Mißverständnissen moderner Autoren, ein anderer auf einer schon im XVII. Jahrhundert in Rumänien lebendigen Tradition, die sogar 1652 in dem rumänischen Nomokanon des Matthäus Bassarab Aufnahme gefunden hat. Laskaris macht wahrscheinlich, daß auch sie letzten Endes auf ein Mißverständnis zurückgeht: in dem in seiner kirchenslavischen Übersetzung in Rumänien sehr verbreiteten Syntagma des Vlastares werden die Suffraganbistümer der Ochrider Metropolie aufgezählt, unter ihnen auch die Eparchie „Dakie Mediteranie" genannt; diese Bezeichnung hat man schon früh irrtümlicherweise auf das rumänische „Dakien" bezogen. Dieses Mißverständnis hat dann jedenfalls auch Anlaß zu der Fälschung der angeblichen Korrespondenz Stefans des Großen von der Moldau mit dem Erzbischof Dorotheos von Ochrid gegeben, deren Wertlosigkeit schon Bogdan dargetan hatte. Für die Annahme einer Verbindung zwischen dem Erzbistum Ochrid und der rumänischen Kirche fehlt also jeder tragfähige Anhaltspunkt. Einen Schlußabschnitt widmet Laskaris der Frage nach dem Schicksal des Pećer Patriarchats nach dem Türkeneinbruch bis zu seiner endgültigen Wiederherstellung unter dem Patriarchen Makarios (1557); sie war verschieden beantwortet worden, wenn auch alle Forscher in der Annahme, daß es zu einer zeitweisen Unterstellung der serbischen Kirche unter das Ochrider Erzbistum gekommen sei, einig waren. Während aber H. Ruvarac diesen Vorgang zeitlich mit der türkischen Eroberung (1459—1463) zusammenfallen ließ, Lj. Stojanović ihn sogar in die Zeit zwischen 1520 und 1530 verlegte, hatte kürzlich der bulgarische Historiker I. Trifonov die Behauptung aufgestellt, es sei noch vor dem Türkeneinbruch, etwa 1445, zu einer Vereinigung beider Kirchen gekommen: sie wird von dem jungen griechischen Forscher mit schlüssigen Beweisen widerlegt. Die in der Verwertung auch der entlegensten Quellen und der verstecktesten Literatur vorbildliche Abhandlung bildet eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnis der Verfassungsgeschichte der Kirchen des orthodoxen Südostens. H. F. Schmid.

BULGARIEN

Učilišten Pregled (Abkürzung: Uč. Pregl.). Izdava Ministerstvoto na narodnoto prosvěštenie, pod redakcijata na učebnija komitet. Sofija.

Im Folgenden werden die für den Rahmen unserer Zeitschrift in Betracht kommenden Studien und Aufsätze der Jahrgänge 1926 (XXV) und 1927 (XXVI) des Uč. Pregl. in ihrem wesentlichen Gehalt wiedergegeben. Hinzuweisen wäre noch auf die Tatsache, daß sich in dieser Zeitschrift neben den besprochenen Aufsätzen sowohl das für die Kenntnis des Schulwesens in Bulgarien in Betracht kommende amtliche Material (Gesetze, Verordnungen usw.) befindet, als auch zahlreiche wertvolle Aufsätze zur theoretischen und praktischen Pädagogik, wobei die reichsdeutsche und deutsch-österreichische pädagogische Literatur und auch das Schulwesen mit besonderer Aufmerksamkeit und Sorgfalt ständig verfolgt und besprochen wird.

Die Aufgaben der bulgarischen Archäologie. (G. I. Kacarov, Zadači na bălgarskata archeologija.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 552—63.

Neben den Zentren bulgarischer archäologischer Forschung, den Nationalmuseen, die Denkmäler aus allen Epochen der historischen Entwicklung enthalten, stehen heute bereits auch mehrere archäologische Vereine mit dem Ziele, die Altertümer zu sammeln und zu erhalten und das Interesse an ihnen in den weiteren Schichten des Volkes zu wecken. Seit einigen Jahren existiert auch ein besonderes Gesetz über die Altertümer. Trotzdem ist von einem regelrechten Denkmalschutz noch keine Rede, Fälle planlosen Niederreißens alter Kunstdenkmäler und historischer Gebäude sind keine Seltenheit. Groß sind die Aufgaben der Lehrer zur Erhaltung der alten Denkmäler. Ein Großteil der Altertümer, welche in den bulgarischen nationalen Museen und in den archäologischen Sammlungen in der Provinz gesammelt sind, sind zufällige Funde. Der englische Archäolog St. Casson bezeichnet das bulgarisch-archäologische Nationalmuseum als die wichtigste und größte Kollektion nordägäischer Altertümer. Die Aufgaben der bulgarischen Archäologie hinsichtlich der verschiedenen Epochen der vorhistorischen und historischen Entwicklung der bulgarischen Länder: Bis vor kurzem waren die Spuren der ältesten Periode der sogenannten Altsteinzeit bei den Bulgaren sehr spärlich. Erst 1925 gelang es dem bulgarischen Archäologen R. Popov, dem Leiter der Prähistorischen Abteilung im Nationalmuseum, in einer Höhle bei Karlukovo bedeutende Spuren dieser Periode zu entdecken. Die Ausgrabungen sind zwar nicht abgeschlossen, aber es läßt sich schon jetzt sagen, daß sie wertvolles Material für die Paläolithkultur in Bulgarien erschlossen. In bezug auf die neusteinzeitliche Periode (Neolith) läßt sich feststellen, daß dank der in den letzten Jahren vom archäologischen Nationalmuseum unternommenen Ausgrabungen ein reichliches Material zur Erkenntnis dieser Epoche in Bulgarien vorhanden ist. Sowohl in Nord- als auch in Südbulgarien wurden zahlreiche vorhistorische Siedlungshügel und Höhlen gefunden, die beweisen, daß diese Gebiete während der Neolithepoche bewohnt waren und am Ende dieser Periode oder zu Beginn der Bronzeepoche verlassen wurden. Es finden sich darin keine Gegenstände aus der Früheisenzeitepoche; denn diese Gebiete waren erst in der Römerzeit wieder bewohnt. Auf Grund dieser Funde kann man an die Lösung der Frage schreiten, welchen Platz Bulgarien in der vorhistorischen Entwicklung im südöstlichen Europa eingenommen hat. Die in den bulgarischen Gräbern und Höhlen gefundene, mit Zeichnungen versehene Keramik wird von den Fachleuten zur sogenannten Moldauergruppe gerechnet, in welche Galizien, Bessarabien, Rumänien und Thessalien fallen. Die in den Fundstätten in Serbien gefundene Keramik unterscheidet sich von der Moldauergruppe dadurch, daß in ihr mit Zeichnungen versehene Gefäße selten sind. Casson nimmt an, daß wir hier eine eigene Donaukulturzone vor uns haben, die sich auch gegen Osten längs der Donau hinzog. Zur genauen Erkenntnis dieser Donaukulturzone ist es unbedingt notwendig, daß einige dieser Donausiedlungen durch systematische Ausgrabungen erforscht werden. Es ist noch nicht erforscht, ob die alte Neolithkultur von dem Typus von Jablanica und Gradac auch im nördlichen Mazedonien verbreitet war. Siedlungen aus der Bronzeepoche sind in Bulgarien noch nicht entdeckt, sondern nur einzelne Gegenstände aus dieser Epoche. Hier gähnt noch eine Lücke in der Vorgeschichte von Bulgarien, die durch künftige Untersuchungen und Ausgrabungen ausgefüllt werden muß. In Mazedonien sind auch Siedlungen aus der Bronzeepoche entdeckt. Eine davon wurde von Casson am Dojransee bei Čaušica ausgegraben, eine zweite von dem gleichen Forscher im Jahre 1925. Eine dritte Ansiedlung aus dieser Zeit befindet sich bei Vardino am Vardar. Auf Grund der bisherigen Forschungen nimmt Casson an, daß die Bronzekultur in Bulgarien sich von Ungarn längs der Donau bis zu seiner Mündung verbreitete, von wo sie längs des Ufers des Schwarzen Meeres Troja und Kleinasien erreichte. Die Gebirgskette des Balkans hielt die Stämme von Thrakien ab

und zwang sie, das Gebirge zu umgehen. So kam diese Kultur im Westen nach Westmazedonien (Dojransee), im Osten nach Troja. Casson neigt zur Annahme, daß um das Jahr 1500 vor Chr. die Auswanderer aus der ungarischen Tiefebene und der mittleren Donau nach Süden in zwei Richtungen vordrangen: Der eine Teil an der Save und der westlichen Morava nach Bosnien, der andere Teil auf dem Morava-Vardarweg nach Südmazedonien. Die endgültige Lösung dieses Problems hängt in großem Maße von der weiteren archäologischen Forschung in Bulgarien ab.

Früheisenzeit (Hallstädterepoche): Die Erforschung dieser Kultur in Bulgarien ist noch in den Anfängen. Die bisher bekannten Reste sind zum großen Teile zufällige Funde aus verschiedenen Orten Bulgariens. Systematische Ausgrabungen wurden nur in der Nekropole bei Bajlovo und in einigen Hügeln bei Vratčansko und Běloslatinsko gemacht. Die Funde in dem Vardargebiet verbinden diese Kultur einerseits mit der Hallstädter und mit der bosnischen im Norden, anderseits mit der geometrischen Kultur in Griechenland. Ein besonderes Interesse erweckt die Keramik dieser Fundstätten, welche drei Typen aufweist. Diese Kultur ist wahrscheinlich vom Norden gekommen, auf dem Wege durch das Vardartal; ihre Träger waren die dorischen Stämme, welche die mikenischen Festungen in Griechenland zerstörten. Die Funde von der Hallstädterepoche in Bulgarien finden nahe Parallelen im illyrischen Gebiet. Doch ist das Material noch nicht genügend erforscht, um das genaue Verhältnis der mazedonischen Kultur dieser Periode zur thrakischen zu bestimmen. Von ungeheurer Bedeutung für die kulturelle Entwicklung in Thrakien waren die griechischen Kolonien, welche seit dem 8. Jahrh. v. Chr. an den Ufern des Weißen und Schwarzen Meeres gegründet wurden. Die Kolonien am thrakischen Ufer wurden von den kleinasiatischen Griechen, die griechischen Kolonien am Westufer des Schwarzen Meeres hauptsächlich von Griechen aus Milet gegründet. Der Einfluß dieser Kolonien aus Thrakien war derartig gewaltig, daß einzelne Archäologen sogar den Bestand einer selbständigen thrakischen Kunst leugnen. Diese Frage wird erst dann endgültig zu lösen sein, wenn man über ein reichliches Material für die Kulturentwicklung in Thrakien während des 5. u. 4. Jahrh. v. Chr. verfügt. Eine weitere wichtige Aufgabe für die bulgarische Archäologie besteht in der Notwendigkeit, umfangreiche Ausgrabungen in einigen griechischen Kolonien am Schwarzen Meere durchzuführen. Die bisherigen zufälligen Funde lassen hoffen, daß bei eingehenderen Untersuchungen oder Ausgrabungen interessantes und für die Geschichte und Kultur dieser in alter Zeit blühenden Städte wichtiges Material gewonnen wird. Die Ausgrabungen, welche rumänische Archäologen in den letzten Jahren an der Stelle der altgriechischen Kolonie Istria gemacht haben, sind in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Eine weitere ebenso wichtige Aufgabe für die bulgarische Archäologie liegt darin, daß eine größere Anzahl der thrakischen Grabhügel aus der klassischen und aus der Römerzeit ausgegraben werden. Aus den bisherigen Funden in den erwähnten Grabhügeln läßt sich feststellen, daß die thrakischen Fürsten und Adeligen in dieser Zeit griechische Kunstgegenstände verwendet haben; anderseits sehen wir, daß sie sich auch unter dem Einflusse der sogenannten skythischen Kunst befanden, welche in dieser Zeit in Südrußland blühte. Auch die Begräbnisart in diesen Hügeln ähnelt in gewisser Hinsicht der skythischen. Einstweilen ist festzustellen, daß die Beerdigungsart in den Totenhügeln auf bulgarischem Boden noch nicht so genau erforscht ist, wie die in Südrußland durch Rostovcev und Hermes. Für die Erkenntnis des kulturellen Zustandes in Thrakien Ende des 5. Jahrh. v. Chr. enthält wichtiges Material die Nekropole Bajlovo bei Sofia, die zum Teil schon systematisch ausgegraben wurde. Die systematische Untersuchung und Ausgrabung dieser Hügel hat eine der ersten Aufgaben der heimischen bulgarischen Archäologie zu sein. — Die größte Zahl von Denkmälern, die bisher erhalten sind, stammt aus der römischen Zeit. Die Geschichte dieser Epoche in Mösien und Thrakien hat Prof. M. Rostovcev eingehend dargestellt. Wir erfahren hier, wie stark lateinische Sprachen und römische Kultur in diese Gebiete

eindrangen. Von den Thrakiern ging die Verehrung des Gott-Jägers (bulg. Bog-konnik) in die bulgarische Mythologie über. Noch heute wird in bulgarischen, rumänischen, slovenischen und serbischen Dörfern dieser Gott unter dem Namen des hlg. Georgs verehrt. Die Städte, die an der Donau aus den Lagern der römischen Legionen entstanden, wie auch die Städte im Innern von Mösien und Thrakien, erbaut hauptsächlich von Kaiser Trajan, sind in archäologischer Hinsicht nicht genügend untersucht. Die kleinen Ausgrabungen, die vor Jahren von dem Nationalmuseum in der römischen Kolonie Oescus (bei Gigen) gemacht wurden, wie auch die Ausgrabungen in Nikopol zeigen, daß in der Römerzeit im bulgarischen Gebiet ein bedeutendes städtisches Leben entwickelt war. Klare Vorstellungen über das Leben in der Römerzeit in diesen Gebieten, über die Gemeindeordnung, die materielle und geistige Kultur, werden erst nach systematischen, umfangreichen Ausgrabungen in einigen dieser Städte zu gewinnen sein. Die Verbreitung und die Festigung des Christentums im römischen Reich mußte auch in der Kulturentwicklung der bulgarischen Gebiete zum Ausdruck kommen. Die Denkmäler, die aus dieser Epoche erhalten sind, sind von großem Interesse für die Erkenntnis der altchristlichen Kunst im allgemeinen. Die mit Fresken ausgestatteten Grüfte, die in Sofia und in anderen Orten gefunden wurden, beweisen klar, daß die Grabmalerei auch in den bulgarischen Gebieten weit verbreitet war. Von nicht geringem Interesse sind die Denkmäler der Architektur. Die bisher untersuchten Grundrisse von Kirchen aus dem 4.—8. Jahrh. zeigen eine große Buntheit der Architekturformen. Dank der Untersuchung dieser Denkmäler läßt sich eine wichtige Tatsache in der Geschichte der kirchlichen Architektur feststellen, nämlich der gewaltige Einfluß des Ostens auf die bulgarische Kirchengrundrisse. Von großer Bedeutung sind diese Denkmäler auf die Geschichte des altbulgarischen Kaiserreiches, zumal die direkten Quellen über diese Epoche sehr spärlich sind. Daß die byzantinischen Kolonisten von den Bulgaren mit Verachtung sprechen, daß sie sie als Barbaren, als vollständig kulturloses Volk ansehen, ist bekannt. Die archäologischen Denkmäler zeigen, daß die Auffassung der byzantinischen Historiker nicht wahr ist. Hier sind vor allem wichtig die Ausgrabungen des Russisch-archäologischen Institutes in Konstantinopel an der Stelle der alten bulgarischen Residenz Pliska (bei Aboba). Die Resultate dieser Ausgrabungen, besonders die Steininschriften von Omurtag und Malamir, trugen viel zur Erkenntnis der Geschichte der Protobulgaren bei. Die Denkmäler dieser Epoche zeigen orientalischen Charakter. Die Ausgrabungen, die seit drei Jahren vom archäologischen Museum bei Madara gemacht wurden, machen uns, obwohl sie noch nicht abgeschlossen sind, mit einem neuen Zentrum der altbulgarischen Kultur bekannt. Auch die zweite bulgarische Residenz, Preslav, ist noch nicht erforscht. Im Jahre 1910 regte der Direktor des Russisch-archäologischen Institutes in Konstantinopel, Uspenski, die Gründung einer archäologischen Balkankommission mit dem Siß in Konstantinopel und mit Sekretariaten in Sofia und Belgrad an, mit dem Ziele, die für die ganze Balkanhalbinsel wichtigen Forschungen zu unternehmen. Zur Verwirklichung dieser Idee kam es nicht. Nach dem Balkanbild wurde in Rumänien ein Institut zur Erforschung Südosteuropas geschaffen, welches bis heute tätig ist, hauptsächlich auf dem Gebiete der Geschichte. Das bosnisch-herzegovinische Institut zur Erforschung der Balkanländer in Sarajevo, welches von der österreichischen Regierung geschaffen worden war, gab eine Reihe wertvoller Materialien und Forschungen für dieses Gebiet heraus, doch nach dem Weltkrieg wurde es vernichtet. (Leßteres stimmt nicht, obzwar es richtig ist, daß das Institut mangels genügender Finanzierung durch die jugoslavische Regierung weitaus nicht in dem Maße zu arbeiten in der Lage ist, als vor dem Kriege. Anmerkung des Referenten J. Matl). Das bulgarische archäologische Institut kann dank seiner zentralen Lage in Bulgarien und dank seines Materials eines Tages ein wichtiges Zentrum der archäologischen Erforschung der Balkanhalbinsel werden. J. Matl.

Der Einfluß der Kultur auf die minderkultivierten Völker. (A. Išir-kov, Vlijanieto na kulturata vrhu slabokulturnitě narodi.) — Uč. Pregl. XXV, S. 139—49.

Der durch seine Arbeiten zur bulgarischen historischen Geographie und Kultur- bzw. Zivilisationsgeschichte bekannte bulgarische Forscher Iširkov (deutsch erschien von ihm in der „Bulgarischen Bibliothek": Bulgarien, Land und Leute. I, II. Leipzig 1916, 1917) beschäftigt sich hier mit der gerade für die Kulturgeschichte der kleinen slavischen Völker ungeheuer wichtigen Frage der Kultureinflüsse von seiten der höher kultivierten Völker. Nach Klarlegung der Begriffe Kultur und Zivilisation, der Frage der Existenz von kulturlosen Völkern, nach einer Charakteristik der Naturvölker einerseits, der westeuropäischen Kulturvölker anderseits, zeichnet er in den wesentlichen Zügen die Einflüsse der Kultur auf die auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Naturvölker. Die Ergebnisse sind bekannt: Verarmung, Niedergang, ökonomische Verknechtung, langsame Vernichtung. In dem zweiten Teil der Studie, der die Einflüsse der Kultur auf die im Zustand der Halbkultur stehenden Völker behandelt, beobachtet Iširkov die Wirkung der westeuropäischen Kultur auf das bulgarische Volk von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute, wobei er allerdings sein Hauptaugenmerk auf die materielle und soziale Kultur, weniger auf die rein geistige Kultur richtet. Im Laufe der vier Jahrhunderte Türkenherrschaft hatte sich im Bereich des ottomanischen Imperiums am Balkan die „balkanische Kultur" herausgebildet, deren Grundlage altgriechische, römische und byzantinische Kulturelemente bildeten, für deren weitere Formierung verschiedenartige slavische, türkisch-orientalische, italienische und andere mitteleuropäische Kultureinflüsse von entscheidender Wirkung waren. Um die Einwirkungen der europäischen Kultur genau abschätzen zu können, muß man den Stand der bulgar. materiellen und geistigen Kultur Ende des 18. Jahrh. und zu Anfang des 19. Jahrh., also in der Zeit, als die europäische Kultur noch schwächer wirkte, kennen. Die Einwirkungen der westeuropäischen Kultur seit dem Krimkrieg: Schwere Schädigung des bisherigen zunftmäßigen (esnaf) Gewerbes und Handwerkes, starker Rückgang der gewerbetreibenden Bevölkerung sowie der Hausindustrie durch das Eindringen der billigen Artikel der westeuropäischen Fabriksindustrie. Auch die neuen politischen Grenzen und die neue staatliche Ordnung wirkten stark auf die Umgestaltung des Wirtschaftslebens: Viele bulgarische Städte mit bisher blühender Hausindustrie verfielen wirtschaftlich bzw. kamen in eine schwere Krise (Beispiel Koprišćica, das in der Türkenzeit 5000 Einwohner zählte, jetzt auf 2500 herabsank). Die grundsätzlichen Anschauungen des Verfassers: Als kleines Volk können wir diesen Prozeß nicht aufhalten, den große Völker nicht aufhalten konnten, wir können nur Einzelnes aus unserer alten Kultur hineintragen. Grundsätzlich haben wir uns auf den Standpunkt zu stellen, daß ein dauernder Kulturfortschritt nur gegeben ist, wenn das ganze Volk in seiner materiellen und geistigen Kultur gehoben wird. Die weiteren Folgen des Eindringens europäischer Kultur: Im gesellschaftlichen Leben, in der Familie, entstanden durch die schnelle, unvorbereitete Übernahme der westlichen Lebensformen, die auf anderen Grundlagen sich herausgebildet hatten, sowie durch das Nebeneinander verschiedener Kulturstufen, eine Reihe von Krisen. Dazu kommt noch, daß von der westlichen Zivilisation und Kultur vielfach nur das Äußere, die Fassade übernommen wurde*). Zerstörend ist die Wirkung der neuen Kultur auf die zadruga, die patriarchalische Familiengemeinschaft der Großfamilie. Die wirtschaftliche Krise infolge Eindringens der westeuropäischen

---

*) Es freut mich, feststellen zu können, daß die Beobachtungen Iširkovs hinsichtlich der Art der Aufnahme westlicher Kultur sowie hinsichtlich der destruktiven Auswirkungen sich im wesentlichen mit dem decken, was ich unter besonderer Berücksichtigung des serbokroatischen und slovenischen Kulturgebietes 1924 in einer Studie über das Problem der südslavischen Kulturentwicklung gesagt habe (J. Matl, O jugoslavenskom kulturnom razvitku.

Kultur ist in den Städten im vollen Gange, jetzt beginnt die Krise auf die Dörfer überzugreifen. Amerika beginnt den Markt von Konstantinopel zu erobern, den bisherigen Hauptabsatzplatz für bulgarisches Vieh und Getreide; damit entsteht auch die Gefahr einer Krise für die bulgarische Landwirtschaft. Am Schlusse gibt Iširkov eine Übersicht über den allgemeinen Stand der materiellen und geistigen Kultur der Bulgaren im Verhältnis zu der der übrigen Balkanvölker. J. Matl.

Die Kenntnis des Lesens und Schreibens in Bulgarien nach den Daten des bulgarischen statistischen Amtes v. Jahre 1920. (Ž. Cankov, Gramotnost na naselenieto v Bъlgarija.) — Uč. Pregl. XXV, S. 150—78.

Aus dieser eingehenden statistischen Studie Cankovs ersehen wir den außerordentlichen schnellen Rückgang des Analphabetentums in Bulgarien seit den 80er Jahren des 19. Jahrh., die schnell fortschreitende Hebung der allgemeinen Volksbildung. Einige Zahlen:

Schriftkundige Männer	1887	273 926	(= 17,06%)
„ „	1920	1 349 822	(= 54,76%)
„ Frauen	1887	63 847	(= 4,12%)
„ „	1920	805 123	(= 33,18%)

1887 waren 10,17% der Gesamtbevölkerung schriftkundig, 1920 44,46%. Im einzelnen behandelt Cankov die Verhältnisse bei den einzelnen Altersstufen über 6 Jahre, bei den Verheirateten, bei den einzelnen Nationalitäten 1920 (Bulgaren 49,87% schriftkundig, Zigeuner 6,01%, Griechen 40,94%, Juden 68,98%, Armenier 63,99%), in Dorf und Stadt, in den einzelnen Kreisen, bei den einzelnen Arbeitsdienstpflichtigen (93% schriftkundige), schließlich im Verhältnis zu den übrigen Staaten. J. Matl.

Das geographische und ethnographische Bulgarien in seinen historischen Grenzen. (Ž. Radev, Geografska i etnografska Bălgarija v nejnite istoričeski granici.) — Uč. Pregl. XXV, S. 692—715.

Die Grundlagen für das staatliche Ganze bilden die geographische (geomorphologische) und die ethnische Einheit. Nach einer einleitenden geomorphologischen und geotektonischen Charakteristik der Balkanhalbinsel versucht Professor Radev, ausgehend von der eingangs erwähnten Grundanschauung, die Bedeutung des geographischen und ethnischen Elementes für die historische Entwicklung der bulgarischen Grenzen unter Beigabe eines anschaulichen Kartenmaterials in den wesentlichen Punkten aufzuzeigen. Im byzantinischen Reich waren die bulgarischen Länder einer ständigen Siedlungsbewegung ausgesetzt. Die bulgarischen geographischen Gebiete begannen sich zu einem selbständigen politischen Leben in der Mitte des 7. Jahrh. zu organisieren, in der Zeit, als die unter der Führung der Kubrats stehenden Einwanderer die Donau überschritten und in den eroberten byzantinischen Provinzen ihre selbständige politische Organisation schufen. Die Entwicklung der bulgarischen Staatsgrenzen ging nicht willkürlich vor sich, sie war bedingt durch die Rücksicht auf die geographischen Einheiten und die ethnischen Elemente in diesen geographischen Einheiten. Radev führt im einzelnen die Bedeutung der ethnischen und geomorphologischen Momente in der Entwicklung der Staatsgrenzen und der Staatsgebilde auf bulgarischem Boden in chronologischer Reihenfolge unter Heranziehung der einschlägigen historischen Literatur, vor allem der für die

---

Almanah Prosveta 1925, S. 101—12, Sarajevo. Für die grundsätzliche Behandlung dieses Fragenkomplexes möchte ich Iširkow auf die typologischen Erkenntnisse in M. Webers Wirtschaftsgeschichte, München 1924, ferner auf Vierkand, Gesellschaftslehre. Hauptprobleme der philosophischen Soziologie. Stuttgart 1923, verweisen.

ältere Epoche grundlegenden Werke von Zlatarski, aus: so in dem Reiche Isperichs, so im Reiche unter Krum und Omortag; des weiteren die Staatsgrenzen unter Presijan und Boris im 9. Jahrh., unter den Zaren Simeon und Samuel, in den folgenden Kapiteln die Staatsgrenzen Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts, dann unter Ivan Asen II., schließlich die bulgarische Staatsgrenze im 14. Jahrhundert. Radev sagt zum Schlusse selbst, daß er die Wechselwirkung der politischen und geographischen Faktoren im historischen Leben und in der Entwicklung des Staates aufzeigen wollte, daß er in erster Linie die Frage der Heranziehung politischgeschichtlicher Tatsachen vom geographischen Standpunkt aus aufwerfen wollte, ohne das Problem in dieser Skizze zu erschöpfen. J. Matl.

Die Anfänge der bulgarischen Volkskunde 1829—55. (M. Arnaudov, Načenki na bălgarskata narodouka.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 845—63.

1. Die Geschichte des Paisij: Das Interesse am bulgarischen Volk in ethnographischer und folkloristischer Hinsicht datiert von der Zeit, als dieses Volk seine historischen Traditionen entdeckt und einen systematischen Kampf gegen die Feinde seiner nationalen und kulturellen Selbständigkeit beginnt. Der Prozeß der inneren Befreiung von den sklavischen Vorurteilen und der fremden geistigen Vormundschaft wurde eingeleitet durch die bekannte historische Arbeit des Mönches Paisij (geb. 1720). Bereits bei Paisij finden wir eine Apotheose der bulgarischen nationalen Individualität in seiner Istorija slavenobolgarskaja 1762. Hier wird bereits das patriarchalische bulgarische Wesen, seine Gastfreundschaft, seine Einfachheit, dem Neid und Hochmut der Griechen gegenüber gestellt. Das ganze Buch, verbreitet in einer Menge von Abschriften, ist von der Tendenz durchtränkt, die bulgarische Geschichte zu rehabilitieren; der Einfluß des Buches auf die Weckung der Geister aus einer jahrhundertelangen Lethargie war ungeheuer. — 2. Romantische Einflüsse: Bei Paisij finden wir noch keine Erwähnung volkskundlicher Forschung im eigentlichen Sinne. Seine Epoche hatte weder in Bulgarien noch im übrigen Europa einen Sinn für die eigentliche Bedeutung des Wesens, der Weltanschauung und des Schaffens des einfachen Volkes. Erst durch die romantische Bewegung in Westeuropa, vor allem in Deutschland, wurde die Volkskunde geschaffen. Vor allem waren die Ideen Herders richtungweisend. Der Vermittler dieser westeuropäischen Ideen und der Hauptinitiator für den Beginn der volkskundlichen Forschungen in Bulgarien war der Kleinrusse Jur. Venelin. Auch der „serbische Grimm“ Vuk Karadžić hatte dadurch Verdienste für die bulgarische Volkskunde, daß er auch bulgarische Volkslieder sammelte und veröffentlichte. Auf Anregung Vuks sammelte der Serbe Tirol, der in Temesvar lebte, 1824—25 unter den Banater Bulgaren Volkslieder. Der Serbe Sima Milotinović schrieb 1826 in Vidin das erste bulgarische Märchen auf. Dieses Interesse der serbischen Folkloristen an Bulgarien hatte nur episodischen Charakter, ohne dauernden Einfluß zu hinterlassen. — 3. Šafařík über die Slaven und Bulgaren: Wenn vor und neben Venelin im Westen einzelne Kenntnisse vom bulgarischen Volk in historisch ethnographischer Hinsicht zu finden waren, so ist dies hauptsächlich dem čechischen Slavisten P. J. Šafařík zu danken. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß wissen wir heute, welche Anstrengungen er machte, um durch Erkundigungen bei den Bulgaren genaue Daten über den ethnographischen Charakter ihres Landes zu bekommen. Vom stärkeren Einfluß als seine mythologischen Anschauungen und seine Anschauung über die Verwandtschaft der slavischen Völker, niedergelegt in seiner Geschichte der slavischen Sprache und Literatur, waren seine Slovanské starožitnosti (1837), in welchem Werke Šafařík als erster die ältere Periode der bulgarischen Geschichte bearbeitete und einen richtigen Standpunkt in der Frage des Zusammenhanges der Balkanslaven und Protobulgaren sowie in der Frage der Rolle der bulgarischen Slaven im Mittelalter einnahm. — 4. Venelin: Venelin wurde bekannt mit den Bulgaren in Kišinev, in Südrußland,

wo er auch die Untersuchung der Sprache und der Geschichte der Bulgaren begann. Auf den Rat des Slavisten M. Pogodin veröffentlichte er 1829 das Buch Drevnie i nyněšnie bolgare, das ungeheuren Einfluß in Bulgarien ausübte. — 5. Ideen über die Geschichte und Poesie der Süsdlaven: Die große Bedeutung der ersten wissenschaftlichen Arbeit Venelins für die Bulgaren liegt nicht in seinen Theorien — diese sind unkritisch —, vielmehr in dem leidenschaftlichen Aufruf, daß auch der „goldumkränzte bulgarische Löwe" in der Geschichte genannt werde. In engerer Verbindung mit der Ethnographie steht Venelins 1835 erschienenes Büchlein über den Charakter der Volkslieder bei den Donauslaven, in welchem er das heroische Prinzip, den rein homerischen Charakter in der Volksdichtung der Bulgaren und Serben aufdeckt. — 6. Der Beginn der ethnographischen Erforschung in Bulgarien: Als Venelin 1830 nach Bulgarien ging, hatte er sich ein umfangreiches Programm für die historische, archäologische, sprachliche, folkloristische und geographische Erforschung Bulgariens zurecht gelegt, ohne viel davon zu verwirklichen. Wichtig jedoch wurde die Tatsache, daß Venelin ein Programm gab und zur systematischen Erforschung des Volkstums anregte. — 7. V. Aprilov und die bulgarische Folklore: Es ist bekannt, welche ungeheure Rolle im Leben und in der Weltanschauung Aprilovs die Istorija Venelins spielte. Unter dem Einfluß Venelins, mit dem Aprilov in unmittelbarer und brieflicher Verbindung stand, begann letzterer durch Bekannte in Bulgarien volkskundliches Material zu sammeln und wirkte literarisch auf die heimischen Lehrer und Schriftsteller ein, daß sie sich mit diesen Dingen beschäftigten. Seine handschriftliche Sammlung von Volksliedern, die als die erste systematische Sammlung dieser Art von Material anzusehen ist, ging leider verloren. In der Sammlung von volkskundlichem Material, vor allem von Volksliedern, wurde Aprilov von Neofit Rilski tatkräftig unterstützt. Aprilovs Anregungen waren von Erfolg begleitet, und in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts setzten zahlreiche volkskundliche Aufzeichnungen ein. — 8. Die Reise des V. Grigorovič nach Bulgarien: Vor ihm kennen wir nur einen Bulgaren, welcher eine genaue Vorstellung von dem Hauptteil der bulgarischen Länder, von den bulgarischen Städten und Dörfern in jener Zeit, ihren kulturellen, historischen und wirtschaftlichen Verhältnissen hatte, nämlich Neofit Hilendarski, den Verfasser einer Landesbeschreibung (Zemeopisanie 1835). Daneben sind einzelne westeuropäische Reisende zu nennen, Ami Boué, A. Grisebach und Josef Müller. Der russische Professor Grigorovič, der sich 1844 von Odessa auf die Studienreise nach Bulgarien begab, hatte sich ein weites Programm und eine genaue Marschroute vorgezeichnet. Er sammelte unter den schwierigsten Umständen eine Menge wertvoller Handschriften (heute im Rumjancov-Museum in Moskau). Durch diese Reise wurde zum erstenmal das bulgarische Volk näher und genau bekannt, und damit verschwanden in der Wissenschaft die Streitigkeiten, was für Slaven die europäische Türkei bewohnen oder welche die Sprache der Bulgaren ist. Grigorovič bringt in seiner Reisebeschreibung im Jahre 1848 authentisches Material für die Lösung dieser Fragen. Allerdings ist festzustellen, daß das rein ethnographische Material bei Grigorovič verhältnismäßig schwach vertreten ist, da sein Interesse mehr auf andere Dinge gerichtet war. — 9. Die Sammlung des Bezsonov vom Jahre 1855: Die durch Venelin und Aprilov gegebenen Anregungen führten in den vierziger Jahren zu einer stärkeren volkskundlichen Beschäftigung. Im Zusammenhang mit der Hebung der Kultur und des Dranges nach Unabhängigkeit wuchs die eifrige Sammlung der verstummten poetischen Altertümer, wobei allerdings das Interesse anfangs, eben durch den einseitigen Einfluß Venelins, fast ausschließlich auf das Volkslied, und zwar auf das epische Volkslied konzentriert war. Einer der ersten, der sich dieser Arbeit widmete, war der Philolog-Publizist Dr. Ivan Bogorov (Bogoev), der 1842 eine Sammlung der Volkslieder und Sprichwörter aus dem östlichen Bulgarien herausgab. Auch der bekannte Najden Gerov arbeitete in dieser Richtung. 1846 erschienen bereits im Žurnal des russischen Volksaufklärungsministeriums zwei interessante Skizzen über Familiengebräuche und Dä-

monenglauben bei den Bulgaren. Der Nachlaß Venelins wurde zusammen mit den nachher von anderen durchgeführten Aufzeichnungen ethnographischen Materials 1855 von dem russischen Gelehrten Bezsonov mit kritischen Bemerkungen herausgegeben. Die Ausgabe weist allerdings eine Reihe von Mängeln auf, da Bezsonov bulgarisch nur theoretisch kannte, da ihm wenig Varianten zur Verfügung standen, da sich schließlich seine Anmerkungen auf einen trockenen grammatikalischen und historischen Kommentar beschränkten. Auf Bezsonov gehen eine Reihe von Irrtümern zurück, die wir später bei den Historikern der südslavischen Volkspoesie finden.

Eine Fortsetzung dieser Studie über die Anfänge der bulgarischen Volkskunde bringt Arnaudov im Märzheft 1928 des Uč. Pregl. XXVII, S. 245 bis 270 unter dem Titel „Die Blüte der bulgarischen Volkskunde 1855—85" (Razcvět na bălgarskata narodouka), in der er die Bedeutung der Tätigkeit von P. R. Slavejko, G. S. Rakovski, D. u. K. Miladinovi, St. Verkovič, L. Karavelov, Čolakov, A. Dozon, C. Ginčev und K. Šankarev für die bulgarische Volkskunde behandelt. (Eine Wiedergabe des wesentlichen Inhaltes dieser Fortsetzung erfolgt gelegentlich des Referates über den Jahrgang 1928 des Učilišten Pregled.)

Bulgarische Volkslieder, die vor 200 Jahren aufgezeichnet wurden.
(J. Ivanov, Bălgarski narodni pěsni, zapisani predi 200 godini.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 42—50.

Das erste bulgarische Volkslied wurde im Jahre 1815 von dem bekannten serbischen Ethnographen Vuk Stefanović Karadžić im zweiten Band seiner „Serbischen Volksliedersammlung" veröffentlicht. Dieses Lied hatte Karadžić, zusammen mit 20 anderen Liedern, in Wien von bulgarischen Kaufleuten aus Razlog aufgezeichnet. Vor kurzem wurde in der Universitätsbibliothek in Erlangen eine handschriftliche Sammlung von Volksliedern entdeckt und von Prof. Gesemann mit einer kritischen Einleitung in den Veröffentlichungen der Kgl. serbischen Akademie herausgegeben, die neben serbokroatischen Liedern auch einige bulgarische enthält, die um 1720, also 100 Jahre vor den von Karadžić aufgezeichneten bulgarischen Liedern aufgezeichnet wurden. Der unbekannte Sammler dieser Lieder war seiner Herkunft nach ein Deutscher und diente um 1720 unter den serbokroatischen Kolonisten an der Militärgrenze. Die bulgarischen Lieder in dieser Sammlung wurden nach der Meinung Gesemanns von jenen bulgarischen Ansiedlern aufgezeichnet, welche zusammen mit den serbischen Kolonisten in den südlichen Gebieten Österreich-Ungarns lebten. Gesemann bringt keine direkten Zeugnisse für die in diesen Gebieten angesiedelten Bulgaren, obwohl es an solchen nicht mangelt. Einige solche Zeugnisse führt Ivanov in dieser Studie an: Als Ungarn 1526 unter die türkische Herrschaft gekommen war, wurden Bulgaren nördlich von der Save und Donau angesiedelt, damit sie auf den Gütern der türkischen Grundherren und Heerführer arbeiten. Der Krieg zwischen Türkei und Österreich Ende des 17. Jahrhunderts brachte ebenfalls bulgarische Ansiedlungen nach Südungarn. Als die bulgarische Ansiedlung in Westbulgarien und Nordmazedonien 1688—89 einen Aufstand gegen die Türkei begann und sich den österreichischen Heeren, die bis Nikopol, Sofia, Kustendil, Kumanovo, Štip und Veles vorgedrungen waren, angeschlossen hatte, wanderte bei dem Rückzug der österreichischen Heere eine Menge Bulgaren nordwärts über die Save und Donau. Die einen flohen durch Serbien nach Norden, die andern, hauptsächlich aus Čiprovci und Kopilovci, zogen in die Walachei und weiter in das Banat. Die einen von den bulgarischen Flüchtlingen gruppierten sich in eigenen Vierteln der Dörfer und Städte ihrer neuen Heimat, die andern lebten gemischt mit den serbischen Kolonisten. Die Bulgaren waren auch in die Stadt Budapest vorgedrungen, wo sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts 7% der jugoslavischen Emigration ausmachten. Daß auch in den westlichen Gebieten der Militärgrenze, in Kostajnica, Bulgaren lebten, wird ausdrücklich bezeugt. Eine größere Anzahl Bulgaren hatten sich in Banat und in einem Teile von Syr-

mien angesiedelt. Die Ansiedlung dieser Bulgaren ist durch einige besondere Studien des Prof. Miletič klargelegt. Demnach haben wir hier zwei Schichten bulgarischer Flüchtlinge zu unterscheiden, von denen die erste um 1690, die zweite um 1739 sich ansiedelten. Wir haben Zeugnisse dafür, daß einzelne weibliche Bulgaren, die im Laufe der Kämpfe und der Flucht alle Angehörigen verloren hatten, gezwungen waren, ins Kloster zu gehen. Von diesen bulgarischen Flüchtlingen in den südlichen Gebieten Österreich-Ungarns wurden die bulgarischen Lieder, die sich in der erwähnten Erlanger Sammlung finden, aufgeschrieben. Der Aufschreiber erwähnte jedoch nirgends die Personen, von denen er Lieder hörte, noch den Ort, wo er sie aufschrieb, noch sagt er direkt, ob er sie von einem Serben oder Bulgaren gehört habe. Eines von diesen Liedern weist keinen rein bulgarischen Charakter auf, sondern einen bulgarisch-serbischen Mischtypus. Diese Tatsache ist einerseits auf den Verkehr zwischen den bulgarischen und serbischen Kolonisten und auf die Ähnlichkeit ihrer Sprache zurückzuführen, anderseits auf die Tatsache, daß einige von den Flüchtlingen aus Gebieten stammten, die einen serbisch-bulgarischen Übergangsdialekt sprechen. Ferner gab es auch solche Fälle, wo ein ursprünglich bulgarisches bzw. serbisches Lied von einem Serben bzw. von einem Bulgaren gehört wurde. Einige Lieder, die einen derartigen Mischcharakter aufweisen, und die nach der Meinung Ivanovs zwar serbische Elemente enthalten, dem Ursprunge nach aber bulgarisch sind und aus bulgarischen Gegenden stammten, druckt Ivanov unter Heranziehung von bulgarischen Varianten ab. J. Matl.

Ist der Bericht von der Blendung des Vladimir durch seinen Vater Boris glaubwürdig? (Iv. Trifunov, Dostověren li e razkazăt za oslěpjavane na Borisovija sin Vladimir.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 864—90.

Gegenüber der in der bulgarischen Geschichtswissenschaft herrschenden Meinung hat Trifunov schon 1907 in seinem Buche über die „Herrschaft des hl. Boris Mihailo", das anläßlich der 1000-Jahrfeier des Todes des bulgarischen Herrschers Boris erschienen war, den Standpunkt vertreten, daß die Erzählung der Chronik nicht glaubwürdig sei, daß Fürst Vladimir den Versuch unternommen habe, das Volk wieder zum Heidentum zurückzuführen, und daß er deshalb vom Vater mit Blendung bestraft worden sei. In dieser Studie unternimmt der Verfasser mit neuem Material eine neuerliche Beweisführung seiner These, vor allem gegenüber dem führenden bulgarischen Historiker V. Zlatarski. Die Lösung dieser Frage ist deshalb von großer Bedeutung, weil von hier die Beurteilung des Charakters und der Fähigkeiten eines der größten bulgarischen Herrscher, Boris', sowie seines Sohnes Vladimir abhängt, weil ferner mit der Lösung dieser Frage auch die wichtige Beurteilung der religiösen Verhältnisse am bulgarischen Hof in den ersten 25 Jahren nach Christianisierung verbunden ist; ferner ist die Lösung der Frage wichtig für die Erkenntnis der Art der Verbreitung des Christentums und der Wiederaufrichtung des Heidentums. — Obwohl die Erzählung von der gewaltsamen Thronabsetzung und Blendung Vladimirs sehr verbreitet ist, findet sich die Quelle dafür nur in einer dem Geschehnis zeitlich nahestehenden Chronik, nämlich in der Chronik des Mönches Reginon, eines lothringischen Abtes. Von dieser Chronik übernahmen die Erzählung dann andere Chronisten. Der Autor der Chronik stand in naher Verbindung mit dem Erzbischof von Trier, seine Chronik enthält ausführliche verläßliche Berichte über Ludwig IV. das Kind, über die Normanneneinfälle, über die Deutschen in Mähren. In eingehender Analyse wird gezeigt, daß Reginon von Bulgarien nur das berichten konnte, was er zufällig hörte, weil er keine Möglichkeit hatte, die so entfernten Geschehnisse in so unruhiger Zeit genau zu verfolgen. In der ganzen Chronik finden sich nur zwei Mitteilungen über die Bulgaren: Die erste über die Niederlage des Kaisers Nikiphor in Mösien, dann die zweite über die Taufe des Boris und seinen Eintritt ins Kloster

und über die obenerwähnte Blendung. Diese zweite ist außerordentlich ins Detail gehend und beweist, daß diese Frage den Chronisten besonders interessierte. In genauer Analyse zeigt Trifunov, daß der Chronist über die Vorgänge in Bulgarien sehr unvollständig und auch ungenau orientiert war Es ist daher verständlich, daß schon Šafařík die Echtheit des Berichtes in Zweifel zog, daß unter seinem Einfluß Jireček und später Drinov von der gewaltsamen Blendung nichts erwähnen. Durch Heranziehung anderer Quellen jener Zeit zeigt der Verfasser, daß andere Quellen von der Blendung und dem Versuch der Wiederaufrichtung des Heidentums nichts zu berichten wissen. So die Fuldener Chronik, obwohl dieselbe sehr eingehende Berichte über den Krieg Simeons mit den Magyaren enthält und obwohl sie bekanntlich in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts den Charakter einer Staatschronik des Deutschen Reiches hatte; so erzählt Theophilant, der Erzbischof von Ochrida, nichts von dem Versuche Vladimirs, zum Heidentum zurückzukehren und nichts von seiner Blendung, obwohl er genaue Angaben darüber gibt, wie Boris sich ins Kloster zurückzog und nachher schwer krank wurde. Theophilant schrieb zwar erst im 11. Jahrhundert, aber er benützte alte slavobulgarische Quellen. Auch der Patriarch Nikolaj Mistik, welcher in Korrespondenz mit dem Zaren Simeon war und es für notwendig fand, ständig zu betonen, daß Frömmigkeit und die Interessen des Glaubens höher zu werten sind als Ehrgeiz und vorübergehende irdische Erfolge, erwähnt nirgends etwas von dem Versuch Vladimirs. Wichtig ist noch Folgendes: das bekannte alte Gesetzbuch Zakon sudnym ljud'm, von dem wir mit Recht annehmen können, daß es in der Zeit Boris' verfaßt worden ist, weiß nichts von einer Srafe durch Blendung. Auf Grund eines Berichtes in „Čudo svętago Georgija o krestě i o bolgarině" (herausgegeben von Sreznevski 1863, Loparev 1894), wissen wir, daß Boris, als er ins Kloster ging, seinen ersten Sohn Vladimir auf seinen Platz einsetzte, daß aber mit keinem Wort der Versuch Vladimirs, zum Heidentum zurückzukehren, und die Blendung erwähnt wird, sondern daß Vladimir von seinem Bruder Simeon von dem Throne mit Einwilligung seines Vaters Boris vertrieben worden war. Hinsichtlich der Interpretation der Stelle des Synodik des Zaren Boris, in der von einem „neuen Bekenner Josef" die Rede ist, stellt Trifunov in ausführlicher Polemik gegen Zlatarski die These auf, daß dieser Bekenner Josef nicht, wie man bisher annahm, identisch ist mit dem ersten bulgarischen Erzbischof, dem Zeitgenossen Vladimirs, der angeblich von Vladimir verfolgt worden ist, sondern daß es sich um den Patriarchen Josef (13. Jahrhundert) handelt. Es kann also dieser Bekenner Josef nicht als Beweis dafür herangezogen werden, daß Vladimir zum Heidentum zurückkehrte und das Christentum verfolgte. Schließlich versucht Trifunov zu erklären, wieso die anderen Quellen von dem Abfall Vladimirs vom Christentum und von seiner Blendung nicht berichteten. Er nimmt schließlich an, daß diese Erzählung unter Geistlichen entstanden ist, und zwar hervorgerufen wurde durch einen bestimmten Fall, nämlich durch die Blendung des Fürsten Karlomann, des vierten Sohnes des fränkischen Königs Karl des Buckligen, eines Zeitgenossen Boris'.

J. Matl.

Die religiösen und moralischen Ideen Paisijs. (Hr. Zografov, Religiozno-nravstvenata misăl na Paisija.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 1241—47.

Der Darlegung der bulgarischen Geschichte in dem Buche Paisijs geht eine Bemerkung über den Nutzen der Geschichte und eine Vorrede an die Leser voraus. Ihr wie des ganzen Buches Kern ist eine patriotische Predigt, ein in glühender ehrlicher Begeisterung gebrachter Aufruf an das bulgarische Volk zur nationalen Selbstbesinnung. Zografov versucht in dieser Studie bestimmte Seiten der Weltanschauung Paisijs kurz zu zeichnen: In der Vorrede kommt die Grundanschauung Paisijs zum Ausdruck: die Erkenntnis der Vergänglichkeit, der Kürze unseres Erdenlebens, die Erkenntnis der Notwendigkeit, an Dinge zu denken, die länger dauern als unser Leben. Durch

Weisheit sollen wir unser Leben bereichern, Weisheit nicht im Sinne trockenen Wissens von der Welt, sondern im Sinne seelischer Bereicherung, Erhebung. Durch die Geschichte können wir auch das Leben unserer Vorfahren erkennen, es erweitert sich unser Horizont und wir werden des Lebens ungeheure Fülle erkennen und zur Weisheit gelangen. Also die Geschichte gibt nach Pasij nicht nur Wissen um Vergangenes, sondern lebendiges Schauen einer vergangenen Welt. Die historische Entwicklung ist ihm ein „Spiel der Welt", ein Auf und Ab von Menschen und Lebensformen, sie zeigt die vanitas vanitatum. Alle menschlichen Schicksale fließen ineinander und sind gleich zu schätzen. Es ergibt sich die Frage, ist diese Lebensanschauung, diese Verachtung des irdischen Schicksals nicht ein Widerspruch zur nationalerzieherischen Tätigkeit Paisijs, ein Widerspruch zu seinem ganzen Lebenswerk. Der Widerspruch ist nur scheinbar, ebenso wie bei Penčo Slavejkov. Das Streben nach Weisheit ertötete in ihm nicht den Willen zur Tat, paralysiert nicht seine Kraft, diese Lebensweisheit ist der letzte und höchste Trost des Menschen und Kämpfers Paisij. Bei der Erklärung historischer Geschehnisse kommen Paisijs religiöse Anschauungen zum Ausdruck: Alles, was geschieht, ist das Werk Gottes; im Schicksal historischer Persönlichkeiten waltet die oberste Gerechtigkeit. Also eine tief religiös-christliche Weltanschauung. Von diesem tief christlichen Geist sind auch seine moralischen Urteile und Wertungen durchtränkt. In seinem radikalen Christentum steht er Tolstoj sehr nahe. Moralische Tugenden werden höher geschätzt als äußere Kultur, Gelehrtheit, Zivilisation. Kultur an und für sich, ohne moralische Prinzipien, ist nicht wertvoll. Ebenso wie bei dem fast ein Jahrhundert später wirkenden Tolstoj eine Verachtung gegenüber den Klugen, Geschäftstüchtigen dieser Erde, eine Zuneigung zu den Bescheidenen, Einfachen, den Bauern und Arbeitern. J. Matl.

Die Bedeutung des religiösen Erbauungsbuches „Nedělnikăt" von Sofronij. (Hr. Vakarelski, „Nedělnikăt" na Sofronija i negovoto značenie.) — Uč. Pregl. XXV, S. 503—518.

Nach einleitenden Bemerkungen über den Charakter der bulgarischen Wiedergeburt zur nationalen und kulturellen Selbsterkenntnis, über die Einflüsse Paisijs auf Sofronij, über die Ähnlichkeiten des Charakters und der Tätigkeit dieser beiden Männer, stellt Vakarelski fest, daß die bisherige Würdigung dieses Erbauungsbuches, obwohl es in neuer Form die Ideen Paisijs über die Verbreitung des bulgarischen Buches verwirklicht und obwohl es in der literarischen Tätigkeit Sofronijs den wichtigsten Platz einnimmt, ungenügend ist. Aus der allgemeinen Auffassung, daß die Neuheit der Sprache ein wesentliches Merkmal des neuen Geistes sei, läßt sich keine Folgerung ziehen, wenn man weiß, daß man Spuren der Umgangssprache in vielen der bulgarischen Sammelwerke, der sogenannten damaskinski zbornici vor Sofronij findet, daß die Geschichte Paisijs in einer nicht derartig volkstümlichen Sprache geschrieben ist, wie der Nedělnikăt Sofronijs. In diesem Falle vergaß man immer die Tatsache, daß dieser sprachliche Gesichtspunkt im Nedělnikăt das Resultat einer nationalen Erkenntnis des **bulgarischen Literaten** ist, welche Erkenntnis bei den Verfassern der erwähnten zbornici und bei Paisij noch fehlt, und daß diese neue Sprache von Sofronij als sicherer Weg zur nationalen Erweckung ausgenützt wird, was bei den Verfassern der zbornici und bei Paisij noch nicht der Fall war. Die zentrale Stellung des Nedělnikăt in dem literarischen Schaffen ist dadurch gegeben, weil wir durch diese Arbeit am sichersten den Charakter der 30jährigen Tätigkeit Sofronijs als eines kulturellen Erziehers und Predigers erkennen können und weil dieses Werk als das verbreitetste gedruckte Werk seiner Zeit die umfangreichste Wirkung auf das Volk ausübte. — Nach einer genauen philologischen Beschreibung des Werkes legt Vakarelski die große Bedeutung des Buches im einzelnen dar: Der Nedělnikăt ist eines der populärsten Bücher der Bulgaren (erschienen 1805 in Rimnic

Vâlcea in Rumänien) und läßt sich in dieser Hinsicht nur mit dem „Carstvenik“ Paisijs und mit dem „Ribnij bukvar“ Berons vergleichen. Die Hauptquellen Sofronijs für den Nedělnikăt waren „Κυριακοδρόμιον“ des griechischen Schriftstellers Nikifor Teotokli und einige kirchenslavische Quellen. Das ganze Werk hat, hinsichtlich der originalen und der übernommenen Stellen, einen moralisch-religiösen Charakter und war bestimmt für die kirchliche Gemeinde Sofronijs. Sofronij versteht es, auch anscheinend stereotype Wendungen und Ausdrücke mit seinem nationalerzieherischen Geiste zu füllen, bei ausgesprochen moralisch-religiösen Stellen, in Zitaten, vor allem bei der Stelle über Isaias, seinen tiefen Schmerz über die unglückliche Lage der Bulgaren feinsten Ausdruck zu verleihen. Entgegen der lauten, polternden Art eines Paisij, die sich später (bei Bozveli, Rakovski, Botev) zu einem revolutionären Ton entwickelt, sehen wir ihn von dem Geiste christlicher Duldung und edler Gesinnung beherrscht. Zum Unterschied von den dogmatischen, rethorisch vorgetragenen Belehrungen anderer Schriftsteller hat Sofronij seine Pfarrgemeinde ständig vor Augen, es weht ein unmittelbarer praktischer Geist aus seinem Werk. Neben Stellen, die noch unter dem Einfluß des rhetorischen Stiles der griechischen und kirchenslavischen Vorbilder stehen, finden wir grob realistische Wendungen, Beschreibungen und Vergleiche. Die große Bedeutung des Werkes liegt in folgenden Momenten: 1. in den zahlreichen belehrenden Stellen für das alltägliche praktische Leben, 2. in der Konstatierung der verknechteten Lage seiner Gemeinde, 3. in der ständigen Betonung, daß die Geistlichkeit dem Volke gegenüber die Rolle eines Lehrers hat, 4. in dem scharf ausgeprägten nationalen Gefühl, 5. in der ständigen Anlehnung an die lebende Volkssprache. J. Matl.

Bot'o Petkov, sein Leben und Wirken. (N. Načov, Bot'o Petkov.) — Uč. Pregl. XXV, S. 423—64, S. 716—53.

In den Jahren 1845—69 ragt unter den Vorkämpfern für kulturelle und nationale Befreiung Bot'o Petkov, der Vater des in der bulgarischen Geschichte des 19. Jahrhunderts besser bekannten und berühmten Dichters und Revolutionärs Kristo Botev hervor, dessen Leben und Schaffen, Dulden und Leiden Načov hier zum erstenmal in einer großangelegten Studie eingehend darstellt. Die Materialgrundlage für die Studie bildet einerseits die Korrespondenz in der bekannten Sammlung Najden Gerovs, Iz arhivata na Najden Gerov, ferner das Material in den damaligen bulgarischen Organen „Carigradski vestnik“ und „Bălgarija“, ferner direkte Informationen von Bekannten Petkovs. In der Zeit der kulturellen und nationalen Sklaverei arbeitete Petkov unermüdlich fast 25 Jahre in Kalofer, und er hob die Schule daselbst zu einer der besten im damaligen Bulgarien. Diese Schule gab eine Reihe guter und unternehmender Kaufleute, eine Reihe von Geistlichen, Lehrern, Ärzten und Vorkämpfern der geistlichen und politischen Freiheit und schließlich nach der Befreiung tüchtige Beamte aus ganz Bulgarien. Wir erfahren hier die Einzelheiten der Entwicklung Petkovs, wir hören hier von seiner bisher wenig beachteten Tätigkeit als Lehrer in Kalofer und Karlovo, von den Verfolgungen, die er von seiten der Griechen und Graecomanen zu erdulden hatte, von seinen Sorgen und seinem Kummer um seinen Sohn Kristo, der andere Wege ging, als es der Vater und die Familie wünschten, der einer neuen Generation angehörte, die kein Verständnis für die ältere hatte. Es war ein Leben vollständiger Not und Sorge, voll Krankheit und Elend in den letzten Jahren; eine unter den vielen erschütternden Tragödien in der bulgarischen Wiedergeburt, die Tragödie eines kulturellen Arbeiters der mit bewundernswerter Ausdauer für die kulturelle Hebung seines Volkes kämpfte. Seine Tragik war um so größer, da er, der 1869 starb, nicht mehr die Errichtung der selbständigen bulgarischen Hierarchie (1870), nicht die politische Befreiung und nicht den Ruhm seines Sohnes erleben durfte. Wir hören von dem Schicksal seiner Familie nach seinem Tode, von Not, Elend und Hunger. — Die literarische Tätigkeit Petkovs umfaßt einen Zeitraum

von 25 Jahren (1843—68). Besonderes Interesse brachte er der bulgarischen Sprache und der nicht geregelten bulgarischen Grammatik entgegen, wie uns seine Aufsätze im „Carigradski vestnik“, ferner Kritiken zeigen. Damit im Zusammenhang steht seine Beschäftigung mit slavischer Philologie und Geschichte der bulgarischen Schriftsprache (Aufsätze über die Entwicklung der Sprache, Dialekt und Schriftsprache, über die Hauptdialekte im Bulgarischen). Er führte Zeitungspolemiken gegen die unionsfreundliche bulgarische Gruppe in Konstantinopel und eine umfangreiche Korrespondenz mit Gerov. Er war zu seiner Zeit einer der besten und fruchtbarsten Literaten, verfügte über eine gute Ausdrucksfähigkeit in der Muttersprache. Sein Stil in den wissenschaftlichen polemischen und kritischen Aufsätzen war seriös und schwer — wie der Mann selbst. Trotzdem er nur über eine Seminarbildung (in Rußland) verfügte, verstand er es, philologische und historische Fragen klug zu behandeln, für die ansonst eine Spezialbildung verlangt wird. In der bulgarischen Grammatik, seinem Hauptinteressengebiet, interessierten ihn am meisten die Verba und Etymologie, seine diesbezüglichen Arbeiten haben auch heute noch einen gewissen Wert. Neben den Zeitungsaufsätzen gab er auch vier Bücher, und zwar drei Übersetzungen und ein Originalwerk. Er übersetzte Venelins bekannte Arbeit über die bulgarische Geschichte aus dem Russischen, übersetzte aus dem Griechischen eine Psychologie, ferner aus dem Russischen ein belehrendes Buch. Außerdem schrieb er ein Geographiebuch. Načov bespricht und analysiert im einzelnen diese vier Werke und korrigiert dabei verschiedene in der bisherigen bulgarischen Bibliographie verbreitete Behauptungen. In der strittigen Frage, ob Petkov Kalender schrieb, kommt auch Načov zu keiner befriedigenden Antwort. Die Entstehungsgeschichte dieser Bücher ist gleichzeitig eine Leidensgeschichte Petkovs und zeigt, unter welchen außerordentlichen schwierigen Verhältnissen der kulturelle Fortschritt der Bulgaren im 19. Jahrhundert erkämpft werden mußte. Die nachgelassenen handschriftlichen literarischen Arbeiten, sowie seine reiche Bibliothek sind verloren gegangen, teils wurden sie von seiner Familie aus Not verkauft, teils von den Türken davongetragen, teils durch Brände gelegentlich der Befreiungskriege vernichtet. — Die Studie Načovs bringt nicht nur eine Monographie Petkovs im engeren Sinne, sie ist auch ein wertvoller Beitrag für die Erkenntnis der bulgarischen Wiedergeburt im allgemeinen, da sie uns wertvolle Einzelbilder aus dem schwierigen Kleinkrieg der Bulgaren um ihre eigene Schule und Kirche, ferner Einzelmaterial über den Stand des griechischen und der Anfänge des bulgarischen Bildungswesens in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, über die Ausbildung junger Bulgaren in Odessa und über die russischen Einflüsse im Bildungswesen, über die politisch-sozialen Verhältnisse zwischen Türken, Griechen und Bulgaren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bringt. Wir hören vor allem Näheres über die Kirchen- und Schulkämpfe in Karlovo und Kalofer, über die Bildungsverhältnisse in Svištov und Plovdiv, über die Bedeutung der damaligen bulgarischen Zeitungen Carigradski vestnik, Bâlgarija, Dunavski Lebed, wir hören von der katholischen Propaganda unter den Bulgaren Konstantinopels und den Unionsverhandlungen einer bulgarischen Gruppe mit der römisch-katholischen Kirche, wir hören von den einzelnen nationalpolitischen Strömungen unter den Bulgaren in den 60er Jahren im Zusammenhang mit diesen Unionsbestrebungen; wir erfahren eine Reihe von Tatsachen aus der Jugend, Entwicklung, dem Charakter und der Grundeinstellung des berühmten Sohnes Petkovs, des Kristo Botev, der dem Vater und der Familie ungeheures Leid und Sorge bereitete, wir hören hier Näheres über den Verkehr des jungen Kristo mit polnischen und russischen Revolutionären und über die Entwicklung seiner revolutionären Einstellung und Tätigkeit; von dem ideologischen Gegensatz zwischen der alten Generation des legalen Kampfes und der jungen revolutionären Generation, der auch Kristo Botev angehörte, die nicht nur einen feindlichen Standpunkt gegen die Türken, sondern auch gegen die konservativen Anschauungen der bulgarischen Kleinbürger einnahm. J. Matl.

Die Tätigkeit D. E. Šišmanovs (1833—75) im Leseverein und im Theater. (Iv. D. Šišmanov Baštami kato čitališten i teatralen deec.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 320—33.

Der bekannte bulgarische Literatur- und Kulturhistoriker Iv. D. Šišmanov, der bereits 1903 in der gleichen Zeitschrift einen kleinen Beitrag über die Verdienste seines Vaters als des Begründers der ersten bulgarischen Handelsschule in Svištov veröffentlicht hatte, bringt hier einen Beitrag zur Geschichte des bulgarischen Bildungswesens in Svištov, vor allem in bezug auf die Entwicklung des Theaters und des Lesevereins, einen Beitrag, der auch wertvolles Einzelmaterial zu den serbischen Einflüssen auf die bulgarische Kulturentwicklung sowie zu den Einflüssen deutscher Dichtung (Schiller) auf die Bulgaren enthält. D. E. Šišmanov gehört zu den eifrigsten Förderern bulgarischer nationaler Bildung in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Er war geboren in Vidin 1833, hatte in Temesvar studiert und in der österreichischen Armee bei Novarra und Radetzky tapfer gekämpft und starb 1875 als Lehrer in Vidin. In seinem Nachlasse befanden sich unter anderem eine Übersetzung der Räuber von Schiller in den Dialekt von Vidin, aus den 50er Jahren ein Drama revolutionären Inhalts (Dobryj sin) aus dem Jahre 1857 und eine Umarbeitung desselben aus dem Jahre 1868, ferner eine Komödie Penčo Krležát, welche später in Sofija von der staatlichen Schauspielertruppe gespielt wurde, ferner eine ganze Reihe anderer teils originaler, teils ins bulgarische übersetzter Komödien und Tragödien. Groß war das Interesse D. E. Šišmanovs für das Drama wie überhaupt für das Theater. Seiner Initiative ist die im Jahre 1870 erfolgte Gründung der ersten Bühne in Svištov zuzuschreiben. Groß sind auch seine Verdienste für die Erneuerung des Lesevereins in Svištov. Die Gründung der Lesevereine geht auf serbische Vorbilder zurück, ebenso ihre Bezeichnung (serb. čitaonica, bulg. čitalište). Im freien Serbien war der älteste bulgarische Leseverein der in Belgrad, 1847 nach dem Vorbilde der Lesevereine der österreichischen Serben gegründet. Iv. Šišmanov veröffentlicht hier zum erstenmal zwei Reden seines Vaters, die eine über die Bedeutung der Lesevereine für die kulturelle Hebung des Volkes, die andere über den Wert des Theaters. Nach den Ideen Schillers ist auch Šišmanov das Theater eine moralische Erziehungsstätte. J. Matl.

Grigor Prličev. (M. Arnaudov, Grigor Prličev 1830—1893). — Uč. Pregl. XXVI, S. 1062—81.

Ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis der Auswirkungen der hellenischen Idee bei den südöstlichen Bulgaren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie zur Erkenntnis der beginnenden nationalen Reaktion, des beginnenden Selbstbewußtseins der Bulgaren, der beginnenden kulturellen und nationalen Wiedergeburt vor allem in Ochrid. Wir sehen aus dieser Studie wieder, daß sich überall in Bulgarien der gleiche Vorgang wiederholte, der gleiche Geist des Hasses gegen die geistige und nationale Unterdrückung durch die fremde griechische Geistlichkeit, die von den heimischen graecomanischen Kleinbürgern (Čorbadži) unterstützt wurden, und daß überall kühne Männer aufstanden, die bereit waren zu kämpfen und sich für ihr Volk zu opfern in dem schwierigen Kampf um Kultur und nationales Sein. Die Grundlage dieser monographischen Studie bildet die Autobiographie Prličevs, ein wichtiges Dokument zur Erkenntnis der nationalen Bewegung in Mazedonien. Diese Autobiographie ist auch gleichzeitig ein grundlegendes Werk der beginnenden noch primitiven bulgarischen Prosa. Prličev stammte aus sehr ärmlichen Verhältnissen (geboren 1830 in Ochrid) und verlebte eine schwere Jugend, wodurch seine nervöse, hypochondrische Veranlagung noch verstärkt wurde. Der Liebe und Verehrung für seine Mutter, die durch ihrer Hände mühsame Arbeit den Lebensunterhalt der Familie verdiente, setzte er in seinem Epos in der Heldin Neda ein dauerndes dichterisches Denkmal. Die Eindrücke seiner schweren Jugend, die soziale und wirtschaftliche Not, die

Hörigkeit gegenüber den wirtschaftlichen Stärkeren, waren bestimmend für die späteren Anschauungen des Mannes in sozialen Fragen, machten ihn zu einem Gegner der Aristokratie, der scheinheiligen habgierigen Mönche, zu einem Verteidiger der Unterdrückten und Armen. Diese Eindrücke der Jugend stärkten auch das melancholische Element in ihm. Seine einzige große Leidenschaft war die Sehnsucht nach Bildung und höherer Kultur. Den ersten Verdienst holte er sich durch Abschreiben griechischer Handschriften für andere Schüler. Vom stärksten Einfluß auf seine weitere Ausbildung war der neue Patriarch von Ochrid, Dimitra Miladinov, ein populärer Pädagoge, um den sich Schüler aus ganz Mazedonien und Albanien sammelten. Dieser weckte im jungen Prličev auch die Liebe zu Homer. Daß damals in den 40er Jahren in Ochrid nur griechisch vorgetragen und gelehrt wurde, versteht sich von selbst. Prličev war eine Zeitlang als Lehrer in Tirano in Albanien tätig, ging dann, als er sich genügend erspart hatte, 1849 auf die Universität nach Athen, inskribierte sich hier für Medizin und schrieb daneben griechische Werke. Damals waren alle derartig von der Graecomanie beherrscht, daß sie nur in der griechischen Bildung klassische Größe und vornehmen Geist zu finden glaubten. Auch Prličev fühlte sich noch als Grieche, seine bulgarische Seele war noch nicht erwacht. Bald jedoch erweckte die Überheblichkeit und der Hochmut seiner griechischen Kollegen gegenüber allem Nichtgriechischen das Bewußtsein in ihm, Bulgare zu sein. 1850 bekam er gelegentlich des poetischen Konkurses auf der Universität starke Impulse zur Fortsetzung seines dichterischen Schaffens, es wuchs in ihm das Verlangen nach dichterischem Triumph. Die Not — er hatte durch Monate bisher nur von Brot gelebt — zwang ihn, Athen zu verlassen und wieder als Lehrer einen Dienst zu übernehmen. Seine Lehrtätigkeit in Bělica bei Ochrid, die Einsamkeit und die schöne Natur regten ihn zum dichterischen Schaffen an. Nach zwei Jahren kam er als Lehrer nach Ochrid und verblieb hier 6 Jahre. Als er sich etwas erspart hatte, ging er 1859 wieder auf die medizinische Fakultät nach Athen und erhielt hier im gleichen Jahre gelegentlich des üblichen öffentlichen poetischen Konkurses auf der Universität für seine griechische Dichtung Armatalos (Ἀρματαλός) den Preis der Universität und wurde mit einem Schlag berühmt. Da sein bulgarisches Bewußtsein vor allem durch die Verachtung der Griechen gegenüber den Bulgaren bereits geweckt war, schlägt er das ihm von der Universität angebotene Stipendium für weitere Studien in Oxford oder Berlin aus, weil er seine Kräfte der bulgarischen Heimat widmen wollte. Dieser Moment war entscheidend für seine nationale Einstellung, da die Hellenomanie zu versiegen begann. Die Erwartungen der Athener, die seine Dichtung sehr günstig aufgenommen hatten, daß Prličev sich zur hellenischen Idee bekennen und sich ganz gräzisieren werde, ging allerdings nicht in Erfüllung. In jener Zeit arbeitete er — die Verehrung für griechische Dichtung war ihm zeitlebens geblieben — an einem neuen Poem „Skenderbeg". Als er doch von den Unterdrückungen der Bulgaren in Mazedonien durch die hellenische Propaganda hörte, stärkte sich in ihm das Mitgefühl für die Leiden seiner Volksgenossen, anderseits wurde die bisherige Begeisterung für den Hellenismus schwächer. Er war dann wieder als Lehrer in Ochrid tätig und begann 1861 den Kampf gegen Hellenismus, gegen die griechische Geistlichkeit. Er begann bulgarische Sprache und Geschichte in der Schule und privat zu lehren, überzeugte die Mitbürger von der Erziehung in der Muttersprache, übersetzte Psalmen in den mazedonischen Dialekt. 1868 gelang es ihm, in Kirche und Schule das Bulgarische einzuführen. Im gleichen Jahre wurde er durch die Intrigen der Graecomanen verhaftet, in den Kerker geworfen und wegen Volksaufwiegelung angeklagt. Das ganze Volk von Ochrida nahm Anteil an seinem Schicksal. Nach schweren Leiden im Kerker wurde er durch Vermittlung einiger führender Albaner wieder in Freiheit gesetzt, kehrte nach Ochrid zurück, wo seine Gegner inzwischen die griechische Sprache wieder eingeführt hatten, und setzte hier den Kampf gegen den Hellenismus unter günstigeren Bedingungen fort. Auf Anregung des Redakteurs des bulgarischen Organes Čitalište begann er für dieses Organ

Homers Ilias ins Bulgarische zu übersetzen. Die Sprache seiner Übersetzung war eine Mischung von Alt-, Neubulgarisch und Russisch. In bulgarischer Sprache war er, wie er selbst zugibt, schwach. Die Übersetzung war nicht in Hexametern, sondern in den zehnsilbigen Versen des nationalen Volksepos. Gedruckt wurden nur die ersten zwei Gesänge. Die scharfe negative Kritik Bončevs, des Lehrers des Altgriechischen in Moskau, der ihn wegen zu freier Übersetzung angriff, wirkte niederschmetternd auf Prličev, und er warf die übrigen übersetzten Gesänge ins Feuer. Damit verlor er auch die Freude am literarischen Schaffen in bulgarischer Sprache, zumal er durch seinen Ruhm als griechischer Dichter empfindlich war. 1879—80 trug er Griechisch und Latein am Gymnasium in Grabovo vor, später war er mit der Beschreibung von alten Büchern in der Nationalbibliothek beschäftigt, schließlich wieder auf eigenen Wunsch als Lehrer in Bitolj und Ochrid und Saloniki tätig. Er starb 1893. Er war ein Poet nach Empfindlichkeit und Weltanschauung, ein Kämpfer für die Nation nach seinem Willen zur Tat unter Verachtung des Risikos. — Neben dem monographischen Material bringt die Studie auch interessante Angaben allgemeiner Art, so über den geistigen Tiefstand der Bevölkerung in Westmazedonien, die in Unwissenheit, primitivstem Aberglauben und griechischem Fanatismus dahinvegetierte, so über das griechische Schulwesen in Ochrid, über die Hellenomanie bei den jungen Bulgaren, über die starken Einflüsse der griechischen nationalen Wiedergeburt auf die bulgarische Wiedergeburt in Mazedonien und Westbulgarien.

J. Matl.

Die Kämpfe der Bulgaren um ihre Kirchen- und Schulrechte in der Stadt Nevrokop. (A n g e l I v a n o v, Borbitĕ na bălgaritĕ za čerkovno-učilištni pravdini v gr. Nevrokop.) — Uč. Pregl. XXV, S. 1110—40.

Angel Ivanov, der an einzelnen der geschilderten Kämpfe selbst beteiligt war, gibt uns hier einen interessanten Ausschnitt aus dem schwierigen Guerillakrieg, den die Bulgaren im 19. Jahrhundert, in der Zeit ihrer kulturellen und nationalen Wiedergeburt, in jedem einzelnen Ort um jede einzelne Schule und Kirche gegen die Griechen und Graecomanen zu führen hatten. Der ganze Aufsatz bietet einen interessanten Beitrag zur Erkenntnis der kulturellen, kirchlichen und Schulverhältnisse, der sozialwirtschaftlichen und Verwaltungsverhältnisse in und um Nevrokop im 19. Jahrhundert unter der Türkenherrschaft. Wir erfahren hier von den kirchlichen Grundherrschaften, von den Schulen der Muselmanen in der Stadt, von den christlichen Schulen, die mit der Kirche eng verbunden waren. Wir hören hier von der sozialen Lage der bulgarischen Bevölkerung in der Stadt, die sich in dem einen Stadtteil aus Handwerkern und Gewerbetreibenden, in dem andern Stadtteil aus Dienern, Taglöhnern zusammensetzte. Interessant ist die Tatsache, daß die einzelnen Stadtviertel ethnisch und sozialwirtschaftlich einen verschiedenen Charakter hatten. Der Kampf um Schule und Kirche begann, als sich die christliche Bevölkerung in den nichtmuselmanischen Stadtvierteln stark zu vermehren begann, als in den vierziger Jahren die christliche Bevölkerung sich neue Kirchen und eigene entsprechende Schulen schuf. Der Unterricht war griechisch, der Unterrichtsbetrieb äußerst primitiv. 1853 kam es durch die ausgiebige materielle Unterstützung eines reichen Gönners zur Gründung einer neuen Schule (die sogenannte Kazalij-Schule), in der bereits besser vorgebildete Lehrer wirkten. Bis 1862 wurde nur Griechisch gelehrt. Die Lehrer waren nur in seltenen Fällen Bulgaren. Den Schülern war es streng verboten, untereinander Bulgarisch zu sprechen. Zuwiderhandelnde wurden streng bestraft. Als in den sechziger Jahren Lehrer mit besserer Vorbildung zur Tätigkeit kamen, erlangte diese Kazalij-Schule eine führende Stellung. Die kirchlichen Verhältnisse waren geradezu skandalös. Der griechische Metropolit trieb einen regelrechten Handel mit

Ehelizenzen, mit Frauen und Mädchen. Die Bevölkerung war zunächst wehrlos, und erst spät hatten die Beschwerden in Saloniki den Erfolg, daß 1860 ein neuer Metropolit in Nevrokop eingesetzt wurde, der für die Hebung des Schulwesens sorgte. In diesem Jahre kam es auch zur Ernennung eines „slavenobulgarischen" Lehrers an der Schule, und damit begann der eigentliche schulpolitische Streit. In der Bevölkerung entstanden zwei Parteien, eine bulgarische, die für den Lehrer aus Bulgarien eintrat, der die griechische gegenüberstand, die für nur griechische Lehrer sich einsetzte. Damit begann ein jahrzehntelang dauernder, mit großer Erbitterung geführter Kampf um die Besitzergreifung der bestehenden Schulen und Kirchen bzw. um die Vorherrschaft in ihnen. Damit im Zusammenhang kam es auch in den sechziger Jahren zur Eröffnung der ersten bulgarischen Schule durch die bulgarische Partei. Die türkischen Behörden standen in dem Streite auf seiten der Griechen und nahmen erst in den folgenden Dezennien ein objektives und gerechtes Verhalten ein. Als die Bulgaren um die Erlaubnis ersuchten, auch in der Kirche Bulgarisch singen zu dürfen, begann der Kampf um die Verwendung der bulgarischen Sprache im Kirchengesang und damit wiederholte zwangsweise Entfernungen der bulgarischen Lehrer durch die Behörden auf Grund der Intrigen der Griechen. Die Durchführung der Absicht der Bulgaren, eine Kirchenunion mit Rom einzugehen, um endlich Schutz in ihren kulturellen Bestrebungen zu erhalten, wurde auf Betreiben des russischen Gesandten vereitelt. Vor allem um die Hauptkirche in Nevrokop wurde der Kampf zwischen Bulgaren und Griechen zäh und erbittert geführt. In den sechziger Jahren kam es zur Gründung der ersten bulgarischen Kirchengemeinde. Gegen die Verfolgungen der von den Griechen aufgehetzten türkischen Behörden halfen nur die Interventionen der einflußreichen Konstantinopeler Bulgaren. 1867 kam es zu einer Regelung der Kirchenfrage in der Weise, daß Bulgaren und Griechen wöchentlich abwechselnd in den beiden christlichen Kirchen ihren kirchlichen Obliegenheiten nachkommen konnten. Das Bulgarische begann jetzt zu wachsen, gewann an Einfluß, die bulgarischen Schulen füllten sich immer mehr, die griechischen dagegen leerten sich. 1870 wurde durch einen Ferman des Sultans die unabhängige bulgarische Exarchie geschaffen, und damit trat die bulgarische Kirchen- und Schulangelegenheit in und um Nevrokop in die zweite Phase. Als 1872 die Bulgaren die Stadtkirche für sich allein beanspruchten, kam es zu einem Kampf mit Knütteln und Messern um die Kirche, der die vorübergehende Schließung der Kirche zur Folge hatte. Trotzdem wiederholten sich die blutigen Zusammenstöße zwischen den streitenden Gruppen auch in den nächsten Jahren. 1873 wurde Hariton zum Vladika in Nevrokop geweiht. In den siebziger Jahren wurde der Kirchenstreit in der Weise gelöst, daß die strittige Stadtkirche den Griechen, die zweite, sogenannte Kumsal-Kirche, den Bulgaren zugesprochen wurde. Die Aufstandsbewegung in Bulgarien führte zu einem schweren Rückschlag der Bulgaren in ihrer Schule und kirchenpolitischen Situation. Die Griechen, die durch Denunziationen bulgarischer Lehrer und Geistlicher Verfolgungen der Bulgaren anzettelten, bekamen wieder die Schule in die Hand; die Bevölkerung bangte um ihre Existenz und begann zu schwanken. Das Verhalten der türkischen Behörden in dieser Zeit war außerordentlich gerecht. Als sich in den folgenden Jahren die Situation der Bulgaren wieder verbesserte, begann neuerlich der Kampf um die Schule. Als die Drohungen der Griechen, daß sie die Lehrer und Schüler der bulgarischen Kirche töten werden, nichts nützten, versuchte der griechische Metropolit persönlich die bulgarische Schule zu vernichten und die Lehrer zu vertreiben. Die Griechen trieben mit Knütteln die Bulgaren heraus. Erst durch das Eingreifen der Behörden konnten die Bulgaren die Schulen wieder eröffnen. Als sich in den achtziger Jahren die bulgarische Schule in finanzieller Not befand, unterstützte der bulgarische Fürst Alexander Battenberg das bulgarische Schulwesen. Durch die Denunziationen der Griechen reihte sich eine Verhaftung und Untersuchung bulgarischer Lehrer und anderer angesehener Männer an die andere, durch die Intrigen der griechischen Geistlichkeit an die Obrigkeit folgte eine Versetzung der

anderen. Trotzdem machte das bulgarische Schulwesen Ende der achtziger Jahre weitere Fortschritte, und es erfolgte die Reorganisation der Kirche und Schule. Einzelne Dörfer fielen vom griechischen Patriarchat ab und schlossen sich dem bulgarischen Exerchat an. Die Feindseligkeiten der Griechen dauerten weiter an: Sie schlugen bulgarische Lehrerinnen und Schüler mit Knütteln, verwüsteten die bulgarische Schule, beunruhigten die Bevölkerung mit falschen Gerüchten über die Ungesetzlichkeit des bulgarischen Exarchats usw. Als 1894 der Sultan die Aufstellung eines bulgarischen geistlichen Oberhauptes, eines Vladika, bewilligte, war der endgültige Sieg der bulgarischen Partei besiegelt. J. Matl.

Die Tätigkeit Ned'o Žekovs bei der Regelung des Schulwesens in Lěskovec und bei der Gründung der theologischen Schule im Kloster zum hl. Peter und Paul in Lěskovec. (Žekov A. N., Ned'o Žekov pri uredbata na učebnoto dělo v Lěskovec i na Bogoslovskoto učilište v Petropavlovskija monastir.) — Uč. Pregl. XXV, S. 754—804.

Ein gründlicher Beitrag zur Geschichte des mittleren und höheren Bildungswesens und der nationalen Wiedergeburt der Bulgaren im 19. Jahrhundert, der auch für die Kenntnis der bulgarischen Historiographie sowie der bulgarisch-serbischen Kulturbeziehungen einzelne wertvolle Angaben bringt. Žekov gehört zu jenen zahlreichen Männern in der Epoche der kulturellen Wiedergeburt, der auch seinen Anteil an der Erweckung und Kultivierung des Volkes hat und dem vor allem das mittlere Bildungswesen viel verdankt. Die Materialgrundlage für die Studie bilden neben persönlichen Erinnerungen Briefe und Reden Žekovs, die zum großen Teile hier zum erstenmal veröffentlicht werden. Žekov studierte in den sechziger Jahren an der Belgrader orthodoxen theologischen Anstalt und empfing hier im serbischen Milieu viele Anregungen für seine spätere Arbeit. Er begann hier in Belgrad bereits mit Übersetzungen aus dem Serbischen und ließ auch, teils in Belgrad, teils in Semlin, seine ersten historiographischen Arbeiten drucken. Von ihm stammen Studien zur älteren bulgarischen Geschichte, dann eine Studie über die Entwicklung der bulgarischen Philosophie, über die Grundlagen der Volksbildung in Bulgarien, über Ursprung und Entwicklung der bulgarischen Sprache, schließlich eine Reihe theologischer Arbeiten. Schon während seines Aufenthaltes in Belgrad stand Žekov in Verbindung und in Korrespondenz mit dem Historiker Drinov, dem er über Neuerscheinungen in der serbischen Literatur berichtete. Nachdem Žekov 1870 seine Studien in Belgrad mit Auszeichnung absolviert hatte, kehrte er in die Heimat zurück und begann hier seine pädagogische Reformenaufbauarbeit. Sein Einfluß auf die Jugend, auf die Formierung der revolutionären Stimmung für den Freiheitskampf war außerordentlich groß. Dadurch zog er sich sowohl den Haß der konservativen Kreise als auch Verfolgungen von seiten der Türken zu. Als ihm letztere seine Arbeitsgrundlage, seine wertvolle Bibliothek verbrannten, war es für ihn der fürchterlichste Schlag des ganzen Lebens. Er war einer der Mitbegründer der theologischen Anstalt im Kloster zum hl. Peter und Paul in Leškovec, welche Anstalt die größte Bedeutung für das bulgarische Volk erlangte. Die Organisation und Entwicklung des Klosters werden hier im einzelnen dargelegt. Da Žekov auch ein erstklassiger Redner war, hatte er auch durch sein gesprochenes Wort großen Einfluß auf die nationale Selbsterkenntnis in weiteren Kreisen. Der Beitrag enthält auch eine Reihe wertvoller Angaben zur inneren Geschichte der Stadt Lěskovec, Angaben über die geistigen Entwicklungsmöglichkeiten der Türken, über die guten bulgarisch-serbischen Kulturbeziehungen in den 60er Jahren (in bulgarischen Schulzimmern war das Bild des Fürsten Miloš Obrenović aufgestellt), über die Gründung der bekannten bulgarischen Zeitschrift Periodičesko Spisanie. J. Matl.

Aleko Konstantinov. (I v. D. Š i š m a n o v, Aleko Konstantinov ot edno novo gledište.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 1214—40.

Anläßlich des 30. Todestages des im 34. Lebensjahr eines gewaltsamen Todes dahingeschiedenen Dichters und nationalen Kämpfers Konstantinov bietet uns der bekannte bulgarische Literatur- und Kulturhistoriker Šišmanov eine literaturhistorische Rehabilitation des Dichters, dessen Charakter, Leben und Weltanschauung sowie dessen Bedeutung als Erzieher des Volkes eine liebevolle Darstellung erfährt. Mit den grundsätzlichen Ausführungen gibt uns der Verfasser auch einen wertvollen Beitrag zur bulgarischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Die ästhetisierende bulgarische Kritik pflegte bisher auf Konstantinov als einen schlechten Stilisten und als einen Literaten mit geringer literarischer Kultur, mit mangelhafter Invention und Komposition von oben herabzusehen. Šišmanov wendet sich dagegen und zeigt, daß Konstantinov neben Petko Slavejkov und Vazov einer der größten Meister der bulgarischen Sprache war und daß er über eine große literarische Kultur verfügte. Auch der Vorwurf des Zynismus und der Vulgarität ist nicht berechtigt. Im Gegenteil, Konstantinov nimmt in der Geschichte der bulgarischen Literatur und Kultur einen der ersten Plätze nicht nur als Künstler-Literat, sondern auch als Schriftsteller-Moralist ein. Er gehört zu der Kategorie gesellschaftlicher Reformer, denen alles, auch die Literatur, als Mittel zur Erreichung eines hohen moralischen Ideals dient, also ein absoluter Gegner der l'art pour l'art-Einstellung. Er schrieb, um zu überzeugen, belehren, verbessern, erziehen und nicht nur um zu unterhalten. Typisch, daß ihm Savanarola die sympathische Persönlichkeit in der Geschichte war. Seine Mittel waren Humor und Satire. Zu seiner Entwicklung und Ausbildung waren die Universitätsjahre in Odessa von entscheidendem Einfluß. Seine Grundanschauungen hat er 1894 gelegentlich einer Eintragung in ein Familienalbum zum Ausdruck gebracht: Sein höchstes Ideal: Freiheit; seine Devise: Freiheit, Ehre und Liebe; größte Wertschätzung: Liebe zur Herzensgüte; das verhaßteste Laster: materielle, egoistische Habgier und Geiz; seine größte Freude: seine Reise nach Amerika und das Auftauchen der Idee zu „Baj Gan'o"; die liebste Beschäftigung: humoristische Skizzen zu schreiben; das sympathischste Volk: Franzosen; sein Lieblingsschriftsteller: Turgenjev. Šišmanov zeigt im einzelnen aus den Tatsachen des Lebens Konstantinovs und durch außerordentliche feinsinnige Analyse seiner Werke (vor allem des berühmten Werkes Baj Gan'o, das nebenbei bemerkt Weigand vor kurzem in einer kommentierten Ausgabe in Neuauflage weiteren mittel- und westeuropäischen Kreisen erfreulicherweise zugänglich gemacht hat), daß die obenerwähnte Eintragung ins Album tatsächlich den wesentlichen Charakter dieser Persönlichkeit zum Ausdruck bringt. Besonders hervorzuheben ist in der Studie die Analyse, mit der durch Antithese des Baj Gan'o und des Konstantinov eine Charakteristik der Weltanschauung des letzteren gegeben wird. J. Matl.

Die Autobiographie des Archimandriten Jon Madžarov. (A. P. S t o i l o v, Autobiografija na arhimandrit Jona Madžarov.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 82—93.

Die hier zum erstenmal veröffentlichte Autobiographie bringt Material zur Geschichte des Bildungswesens in Bulgarien im 19. Jahrhundert sowie zur Geschichte der Kämpfe der Bulgaren um ihre nationale Kirche und Schule in dem Gebiet um Saloniki. J. Madžarov wurde geboren 20. Jänner 1849 in Negovan bei Saloniki (sein Vater war orthodoxer Geistlicher), besuchte die damals üblichen griechischen Schulen in Sĕr mit ihrem mittelalterlichen Unterrichtsbetrieb und mittelalterlichen Methodik, wurde mit 15 Jahren Lehrer in seinem Heimatsort, setzte einige Jahre später seine Ausbildung in Sĕr fort, wo er in dem Hause des um die Sammlung volkskundlichen Materials in Mazedonien verdienten Serben St. Verkovič verkehrte und von ihm stark beeinflußt wurde. Verkovič, einer nach damaligen

Begriffen hochgebildeter Mann, war von der serbischen Regierung nach Sěr geschickt worden, um dort alte Münzen, historische Denkmäler, vor allem Volkslieder, Volkserzählungen sowie Volksgebräuche aufzuschreiben, damit die slavische Bevölkerung in Mazedonien näher bekannt werde und damit er vor der Welt zeige, daß sie serbisch ist. Die Auftraggeber Verkovičs erlebten mit ihm keine Freude, da er in diesem Gebiet Bulgaren mit rein bulgarischen Gebräuchen, mit bulgarischem Charakter und mit bulgarischer Sprache fand und erklärte, daß die mazedonische slavische Bevölkerung bulgarisch und nicht serbisch sei. Man verweigerte ihm deshalb die weitere Hilfe und auch in Rußland, wohin er sich um Unterstützung zwecks Drucklegung des gesammelten volkskundlichen Materials (Veda Slovena) gewendet hatte, fand er keine Hilfe. Verkovič förderte in diesen Gebieten nicht nur Bildung und Schulwesen, er regte auch zur Sammlung von Volksliedern und Volksgebräuchen an. Er lenkte durch sein Werk Veda Slovena, sowie durch andere literarische Arbeiten die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf das bulgarische Volk. Er erweckte auch in Madžarov nicht nur das bulgarische Nationalgefühl, sondern auch das Interesse an bulgarischen Volksliedern und Volksgebräuchen. Durch einen bulgarischen Kaufmann aus Konstantinopel, der auf dem Markte in Sěr neben Eisen und Eisenwaren auch bulgarische Bücher verkaufte, hörte Madžarov von dem Bulgaren in Konstantinopel und von dem dort tobenden Kirchenstreit. Von ihm bezog er später die ersten bulgarischen Schulbücher für seine Schule, ferner bulgarische Zeitungen aus Konstantinopel. Diese Schulbücher und Zeitungen erweckten in der bulgarischen Bevölkerung das nationale Selbstbewußtsein. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre war Madžarov als Lehrer in Negovan tätig und lehrte Kinder Bulgarisch lesen und schreiben, wodurch er sich den Haß der griechischen Geistlichkeit und Lehrerschaft zuzog. 1870 entschloß er sich, sich dem geistlichen Berufe zu widmen. Als Geistlicher bei der Metropolitankirche in Saloniki hatte er viel unter den Intrigen der griechischen Geistlichkeit wegen seiner bulgarischen Gesinnung zu leiden. 1871—78 war er als bulgarischer Lehrer und Geistlicher in Negovan tätig und durch ihn machte die dortige bulgarische Kirche und Schule schöne Fortschritte, obwohl die Graecomanen mit allen Mitteln dagegen arbeiteten. 1873—75 war er als Geistlicher in Voden tätig, hatte auch hier wegen seiner bulgarischen Gesinnung Schweres zu erdulden. Inzwischen tobten in Saloniki die Kämpfe um die bulgarische nationale Kirche und Schule. Nachdem Madžarov 1875 die trostlosen bulgarischen Kirchen- und Schulverhältnisse in Sěr geordnet hatte und während des Aufstandes 1876 selbst Schweres zu erdulden gehabt hatte, kehrte er 1879 nach Saloniki zurück, wo er sich dem Ausbau des bulgarischen Schul- und Kirchenwesens widmete. Die Autobiographie schließt mit dem Jahre 1896. 1894—1904 war Madžarov Vorsitzender der Gemeinde in Saloniki. 1904 ging er wieder nach Sěr zwecks neuerlicher Regelung der Schul- und Kirchenverhältnisse. 1910 wurde er durch das Exarchat zum Archimandriten ernannt, in welcher Eigenschaft er 1911 starb. J. Matl.

Petko Račov Slavejko 1827—1895. (M. Arnaudov, Petko Račov Slavejkov.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 1385—1416.

„Der Name dieses Dichters ist ein Symbol und ein Programm: ein Symbol des unbeugsamen bulgarischen Willens nach Bildung und nationaler Kultur und ein Programm zweier Generationen in der Epoche der Wiedergeburt, die einerseits durch ruhige Propaganda, anderseits durch kühnen Kampf die Tage der Freiheit erreichten." Der Poet, Lehrer, Publizist, Volkstribun und Ethnograph Slavejkov vereinigte in sich die verschiedensten Interessen und Emotionen der bulgarischen Intelligenz zwischen 1848 und 1878. Kampf ist seine Dichtung, im Kampf vergingen ihm Jugend- und Mannesjahre und im Kampf entfachte er in den Zaudernden und Schwachen das patriotische Feuer. Idealismus und Selbstlosigkeit, Kompromißlosigkeit, ein unbeugsamer Glaube an sein Volk zeichnen ihn aus. — Es ist unmöglich, auf

engem Rahmen den außerordentlich reichen Inhalt dieser solid und gründlich gearbeiteten Studie des führenden bulgarischen Literarhistorikers Arnaudov wiederzugeben, in der auf breiter vergleichender Basis synthetisch ein Bild der Entwicklung, der geistigen Persönlichkeit, des Charakters der literarischen Tätigkeit und Leistung Slavejkovs in dem Wesentlichen gegeben wird, in der ferner seine Bedeutung in der Entwicklung der bulgarischen Dichtung und Wiedergeburt in den wesentlichen Linien aufgezeigt wird.

J. Matl.

Die charakteristischen Eigenschaften der Sprache und des Stils St. Mihajlovskis. (P. Vasilev, Harakterni osobnosti v ezika i stila na St. Mihajlovski.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 1090—1104.

Ein Beitrag zur Geschichte des neubulgarischen Stils, mit interessanten Angaben zur Kenntnis der Lehn- und Fremdwörter im Neubulgarischen. Kein bulgarischer Dichter weist in seiner dichterischen Sprache so viele und charakteristische Besonderheiten auf wie Mihajlovski, in dessen reichem literarischen Schaffen die bulgarischen gesellschaftlichen, politischen und literarischen Verhältnisse seiner Zeit Ausdruck fanden. Vasilev untersucht hier, ausgehend von der Überzeugung, daß wir durch die Erkenntnis der Besonderheiten der Sprache und des Stils Mihajlovkis in das Wesen seines Künstlertums eindringen können, seine Sprache in lexikalischer, stilistischer und syntaktischer Hinsicht, wobei das Hauptgewicht auf die lexikalische Seite gelegt wird. In lexikalischer Hinsicht ist Mihajlovskis Sprache äußerst reich und abwechslungsreich. Archaismen, Provinzialismen, Neologismen und Barbarismen sind, wie Vasilev an vielen Beispielen zeigt, in Fülle anzutreffen. In seinen Satiren verwendet er mit Vorliebe Wörter und Ausdrücke, auch sehr grobe aus der Umgangssprache des Volkes oder bildet selbst neue Wörter nach eigenem Geschmack oder nach Analogie. In bezug auf Fremdwörter finden wir bei ihm, dem Schüler französischer Kultur, Gallizismen, daneben auch — seit der Zeit der russischen Okkupation — russische Wörter. Da Mihajlovski unter dem Einfluß Brunctières die Ideendichtung, die Gedankenlyrik besonders schäßt, steht auch in seinen Dichtungen der Ideengehalt im Vordergrund, während die formale Seite vernachlässigt wird. Immerhin entsprechen die poetischen Mittel dem poetischen Gehalt des Sujets. Seine Vergleiche sind im Geist und im Ton dem Gehalt der jeweiligen Dichtungsart angepaßt. Ein unruhiger Geist, eine Kampfesnatur, empfindlich gegenüber jeder sozialen Lüge und Korruption, geißelte Mihajlovski mit dem Zorn eines biblischen Propheten. Seine poetischen und Stilmittel zeigen einen Mangel an plastischer Ausdrucksfähigkeit. In syntaktischer Hinsicht ist die langgezogene Phrase Ausdruck seines starken und schweren philosophischen Gedankens. Daher auch der überladene Stil. In der Orthographie übernahm er die französische Interpunktion. In der Rechtschreibung hält er sich nicht an die allgemein übliche, neigt teils zur phonetischen, teils zur etymologischen Schreibweise. Von fremden Einflüssen sind Einflüsse der Sprache V. Hugos und Juvenals zu beobachten. In seiner poetischen Individualität ähnelt Mihajlovski Neofit Bozveli.

J. Matl.

Ein Beitrag zur Tätigkeit des A. P. Granitski. (Usta Genčov, Prinos kăm dejnost'ta na A. p. P. Granitski.) — Uč. Pregl. XXVI, S. 1258—71.

Ein Beitrag zur Kenntnis der bulgarischen Kolonie in Konstantinopel im 19. Jahrhundert. Stephan Bogori (Stephan Bogorov), der in der Türkei eine hohe Stellung erreicht hatte, ermöglichte in treuer Anhänglichkeit an seine Geburtsstadt Kotel mehreren talentierten jungen Leuten aus Kotel die Ausbildung für höhere Intelligenzberufe, er sorgte aber auch für die Hebung und Ausstattung der bulgarischen Kirche in Konstantinopel. Der Sohn des

bulgarischen Geistlichen an dieser Kirche, Anastasa Granitski, absolvierte die medizinisch-chirurgische Akademie in Galata-Saraj, wurde Arzt, interessierte sich aber mehr für fremde Sprachen (außer Bulgarisch kannte er Griechisch, Türkisch, Arabisch, Französisch, Russisch, Italienisch, Englisch und Deutsch). In dem Konstantinopeler Organ Carigradski Vestnik schrieb er einige medizinische Aufsäße und war auch als Überseßer tätig. Seine reiche literarische Tätigkeit ist noch nicht im einzelnen klargelegt.

J. Matl.

A. Teodorov Balan, Docna i krsno. — Uč. Pregl. XXVI, S. 1082—89.

Eine Studie, in der die philologische Erklärung der in den südslavischen Sprachen vorkommenden Temporaladverbia d o c n a und k a s n o (k ъ s n o) versucht wird.

Zur richtigen bulgarischen Schriftsprache. (B. C o n e v , Kăm pravilna bălgarska reč'.) — Uč. Pregl. XXV, S. 2091—2118, XXVI, S. 306—19.

Wir haben hier eine der leßten Studien des vor einigen Jahren verstorbenen bulgarischen Sprachforschers vor uns. Die bulgarische Schriftsprache ist seit ihrem Beginn, d. h. seit der Zeit, als man in der Literatur anfing, Neubulgarisch zu schreiben, von einem ungünstigen Schicksal verfolgt. Bis heute haben die Kämpfe um die endgültige Reform der Schriftsprache, um die Reform der Rechtschreibung, nicht aufgehört, so daß wir auch heute noch nicht von einer einheitlich geregelten Schriftsprache sprechen können. Da in leßter Zeit die Fragen, wo und ob Ѣ (ě) bzw. wo und ob Ѫ (ǎ) geschrieben werden soll, im Vordergrund der Debatten standen, übersah man, sich über die Grundsäße des richtigen Gebrauches der Wörter, der Präpositionen, Tempora bei den Verba, ferner der Artikel, klar zu werden. Conev versucht in dieser gründlichen Studie unter Heranziehung eines reichen Beispielmateriales aus allen Epochen der bulgarischen Sprachgeschichte die Richtlinien für den richtigen Gebrauch der Artikel und der Präposition na zu fixieren. Zur Ausarbeitung des geplanten dritten Teiles, der Studie über den Gebrauch der verschiedenen Tempora beim Verbum ist Conev nicht mehr gekommen. J. Matl.

POLEN

M i c h a ł G o d l e w s k i : Arcybiskup Siestrzeńcewicz i Stanisław August w Petersburgu. (Erzbischof Siestrzeńcewicz und Stanislaus August in Petersburg.) Przegląd Powszechny Bd. 178 (1928), S. 18—34.

Über die leßten Monate im Leben des unglücklichen Polenkönigs sind wir nur aus einer vergessenen Arbeit des Literaturkritikers und Kunstfreundes Lucjan Siemieński („Ostatni rok Stanisława Augusta", Kraków 1862) genauer unterrichtet, was keineswegs mit „genau unterrichtet" gleichzuseßen wäre. Sonst besißen wir noch knappe und wertvolle Notizen in den Erinnerungen der Malerin Vigée-Lebrun und vor allem die tagebuchartigen Aufzeichnungen des Erzbischofs Siestrzeńcewicz („Journal et correspondance de Stanislas Siestrzeńcewicz-Bohusz", St. Pétersbourg 1913 Bd. 1). Der Herausgeber dieser leßtgenannten Quelle, Bischof Godlewski, ein vorzüglicher Kenner der Epoche Poniatowskis und zugleich Rußlands, vordem katholischer Seelsorger in der ehemaligen Carenresidenz, schildert im vorliegenden Aufsaß auf Grund der gedachten Materialien und anderer, noch ungedruckter, den Epilog eines traurigen Monarchendaseins. Wie Poniatowski, von Glanz umgeben und jeder Macht, jeder Achtung beraubt, als echter roi de théâtre die Schluß-Szenen seines Königsdramas spielte. Der

Prälat, dessen Anfänge Stanisław August gefördert; dem dann die um hündische Unterwürfigkeit erkaufte Gunst der russischen Despoten bis zum Pallium geholfen hatte und nur der energische Widerspruch Roms die Kardinalswürde versagte, ein zweifellos begabter, skrupelloser Ehrgeizling, ursprünglich Kalwiner und Offizier, zuletzt das willige Werkzeug des russischen Zwingherrn, diese kläglichste unter den kläglichen Figuren des polnischen Episkopats der Teilungszeit, war der würdigste Genosse eines Untergangs, den die Gnadensonne des Caren Paul in schimmerndes Purpurrot tauchte. Noch jetzt treibt uns die Schilderung der Umstände, unter denen Poniatowski sein letztes Jahr verbrachte, die Zorneswellen in die Wangen: Siestrzeńcewicz zeichnet ruhig auf, wie der Polenherrscher um geringfügige Zuwendungen bei den russischen Höflingen scharwenzeln mußte; wie sich dann, nach Stanisław Augusts Tod, die schauerliche Tragikomödie seines Leichenbegängnisses vollzog, das für den Maniaken Paul (der sich da als wahrer Sohn seines Vaters erweist) ein amüsantes Spiel und Schauspiel darbot. Wir erfahren, wie nicht einmal in der Form einer Leichenpredigt dem polnischen Herrscher ein polnisches Wort nachgerufen werden durfte. Lesen von der Beisetzung in Petersburg und daß die Reste des Herrschers, zu Staub geworden, nur durch baldige Heimkehr vor dem völligen Verschwinden gerettet werden können. Godlewski endet seinen mit gewohnter stilistischer Vollendung geschriebenen Artikel mit einer Apostrophe, die wundersam an die Worte mahnt, mit denen ich meinen „Poniatowski" ausklingen ließ: mit der Mahnung, Stanisław Augusts Gebeine, entsühnt, in die Heimat zurückzugeleiten.

Otto Forst-Battaglia.

Polentum und Minderheitsschutz nach 1815. — Deutsche wissenschaftl. Zeitschr. f. Polen, Heft 11 (Sonderheft) 1927, SS. 16—30.

Manfred Laubert weist in diesem 2. Aufsatz seines zweiten Teiles der **„Studien zur Geschichte der Provinz Posen"** nach, daß der 1815 vertragsmäßig verheißene Minderheitsschutz den Polen den Vorwand zu fortgesetzten Klagen bot, wobei der polnische Adel sich beschwerdeführend gleich an die höchsten Stellen in Preußen wendete.

An einem typischen Beispiel belegt das L. Am 18. Mai 1818 wurde eine von 47 polnischen Notabeln unterzeichnete Eingabe an Hardenberg gerichtet. An erster Stelle war sie von dem früheren Tribunalspräsidenten v. Kraszewski-Tarkowo (Kr. Inowraclaw) unterzeichnet worden. Die Eingabe hebt hervor, daß 3 Jahre das Polentum vergeblich auf die Erfüllung der Verheißungen v. J. 1815 gehofft habe. Die Klage betrifft einmal, die Umgestaltung des Verhältnisses zwischen den Gutsbesitzern und den sog. Dienstbauern, dann „die uns zugesicherte Nationalität". Sie wendet sich gegen das altpreußische Regulierungsedikt v. J. 1811 und betont: „Nur die Gesetzgebung von 1791 hat die Lage richtig erfaßt und den Zustand der Bauern allmählich zu heben und sie für eine größere Selbständigkeit vorzubereiten versucht. Wenn man ihnen heute Eigentum verleihen wollte, so wären sie, von der Beraubung der Gegenpartei abgesehen, solches zu benutzen weder fähig noch gewillt." Als gangbarer Weg für die Lösung der Bauernfrage wird auf die Warschauer Verfassung v. J. 1807 hingewiesen. Hinsichtlich der nationalen Klagen geben die Petenten nicht dem Könige und dem Kanzler, sondern den Unterbehörden die Schuld. Anlaß zur Klage sind ihnen die Zurücksetzungen in der Besetzung von Stellen der Verwaltung und Justiz. „Die Fremden können uns, ohne ihre Qualifikation bezweifeln zu wollen, doch nicht angenehm sein, zumal wenn sie die im Krieg gegen Frankreich, Polens Bundesgenossen, erworbenen Ehrenzeichen tragen." Das Verschwinden der polnischen Sprache aus dem Wirkungskreise der Regierungsorgane, besonders aber bei der Justiz, wo z. B. an den Sitzungen des Oberappellationsgerichtes dessen polnische Mitglieder nicht teilnehmen dürfen, und manches andere noch wird gerügt.

Hardenberg gab daraufhin den beteiligten Ministern v. Kircheisen und

v. Schuckmann am 15. Juni von dieser Eingabe Kenntnis und forderte Bericht. Schuckmann erhielt seine Informationen von Zerboni, der sich dabei seinerseits auf die Angaben des Regierungspräsidenten v. Stein stützte, dahingehend, daß die Beschwerde ausschließlich von Bewohnern des Bromberger Departements unterzeichnet, im Posener aber überall zurückgewiesen worden sei. Als Verfasser galt ein einstiger preußischer Auskultator, späterer Referendar beim Oberlandesgericht (damals Regierung) zu Kalisch, Pantaleon Szuman, der nach 1815 eine seinen Ansprüchen zusagende Anstellung in Preußen nicht gefunden hatte. Die Unterzeichner verstanden vielfach, aus Unkenntnis des Deutschen, nichts von dem, was sie unterschrieben hatten. Überdies war die Stimmung in den polnischen Kreisen doch dadurch schon gegeben, daß die Provinz Posen gegen den Willen der polnischen Bewohner ein Bestandteil Preußens geworden und jede Hoffnung auf die Zugehörigkeit zu einem neu erstehenden Polenreiche dadurch vereitelt worden war. Daher müßten auch Regierungsmaßnahmen von selbst größter Milde und Klugheit, weil sie den Anschauungen der polnischen Einwohner nun eben einmal entgegenwirkten, zu Klagen führen. Im einzelnen werden dann die Klagen der Petenten wegen zu geringer Berücksichtigung von Einheimischen bei der Ämterbesetzung durch die Verzeichnisse der vorgefundenen Präfektur- und Schatzdirektionsbeamten mit den Bemerkungen über ihre Verwendung widerlegt. So waren z. B. im Posener Kollegium, nach dem Ausscheiden dreier Mitglieder (auf deren eigenen Wunsch), noch immer acht geborene Polen übrig. Auch der Vorwurf der „Teutonisierung“ wurde durch den Hinweis widerlegt, daß wohl die Geschäftssprache der Verwaltungs-Kollegien das Deutsche sei, daß aber alle öffentlichen Bekanntmachungen und Verfügungen an des Deutschen nicht mächtige Leute zweisprachig erfolgten. Als berechtigt wurde die Beschwerde anerkannt, daß polnische Eingaben im Verhältnis zu deutschen etwas langsamer erledigt würden: Grund dafür sei aber der Mangel an Kanzleipersonal, da wiederholte Anträge des Oberpräsidenten auf Vergrößerung des Personals höheren Ortes nicht berücksichtigt worden seien.

Viel schärfer war Schoenermarks Bericht an Kircheisen vom 11. Juli. Er sah in der Eingabe nur eine Bestätigung seiner Ansicht, daß es den Einsassen bei ihrer Unzufriedenheit nicht um die Wahrheit und bei aller äußerlichen Loyalitätserklärung nicht um Anerkennung der jetzt bestehenden Lage ankäme. Sie könnten bei allen Regierungsmaßnahmen von dem Glauben nicht los, „ihre Nationalität für gekränkt zu achten, und sie finden in allen Anordnungen, welche nicht in ihrem Sinne sind, eine Nichtachtung vermeintlicher Rechte und zugestandener Befugnisse.“ So brauche nur ein Übelgesinnter, ausgestattet mit einer gewissen Sachkenntnis, aufzutreten, um Anhänger zu finden. Schoenermark leugnete jede materielle Berechtigung der Klage. Dabei konnte ihm nicht entgegengehalten werden, daß er mit dem Geiste der Nation nicht vertraut sei, denn sein achtjähriger Aufenthalt sprach für seine Kenntnis der Dinge. Er war 1799—1806 Assessor und Rat bei der Warschauer Regierung gewesen, trat dann in preußische Dienste zurück, obwohl ihm, zumal bei seiner Kenntnis des Polnischen, im Herzogtum Warschau lockende Anerbietungen gemacht worden waren. Übrigens hatte er unter anderem über mehrere Gesetze schriftliche Gutachten von Szuman selbst eingefordert. Man hatte bei der ersten Stellenbesetzung tunlichst alle vorgefundenen Beamten grundsätzlich beibehalten, weiterhin erließ man sogar Prüfungen, übte größte Nachsicht gegenüber ungenügender Ausbildung und mangelnden Kenntnissen, um die Offizianten auf ihren Plätzen zu belassen. Aber viele suchten bei der Umorganisation höhere Posten, als ihnen zukamen, zu erlangen und waren verstimmt, wenn das nicht ging, andere gaben ihr Amt auf und gingen nach Polen. So ergab sich eben ein Mangel an qualifizierten einheimischen Bewerbern, so daß z. B. sich kein geeigneter Einheimischer für den Posten eines Präsidenten in Meseritz fand. Die Beschwerdeführer könnten sich durch den Nachweis geeigneter und williger Landesbewohner daher Dank erwerben. Auch die sprachlichen Beschwerden wies Sch. als unhaltbar zurück, fügte seinem Bericht auch tabel-

larische Übersichten bei und schloß ihn mit der Bemerkung, er habe nur mit Mühe einen gemäßigten Ton wahren können, aber solche Anmaßungen gehörten in Posen zur Tagesordnung.

Schuckmann überließ seinem Kollegen nach Eingang und Austausch der Berichte die Antwort an den Staatskanzler (4. September). Der Haupteinwurf wegen Verdrängung der Eingeborenen aus den öffentlichen Ämtern war von dem Oberpräsidenten befriedigend widerlegt. Am 16. Oktober berichteten dann beide Minister dem Staatskanzler und hofften, daß er sich von der Grundlosigkeit der Beschwerde überzeugen werde. Außerordentlich nachsichtig war aber Hardenbergs Antwort an Kraszewski vom 27. Dezember, worin er ihn zu überzeugen suchte, daß kein Beschwerdepunkt unbeachtet geblieben sei, und den Beschwerdeführern die Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen klar zu legen suchte, nur zum Schluß läßt sich ein leiser Vorwurf erkennen, indem er erklärt, gerechten Beschwerden stets gern abhelfen zu wollen, aber auf unerwiesene Anschuldigungen und Äußerungen der Unzufriedenheit, die nur unbegründetem Mißtrauen entspringen, nicht weiter eingehen zu dürfen.

Trotzdem wurde Szuman 1823 als Regierungsrat bei der neu gegründeten Generalkommission angestellt. Als seine offenkundige Sympathie für die Pariser Julirevolution und sein steter Umgang mit polnischen Extremisten seine Entfernung aus der Provinz notwendig machten, bekam er ein sechsmonatiges Kommissorium in Schlesien zugewiesen. Da seine Beschwerde beim Statthalter dagegen fruchtlos blieb, nahm er seinen Abschied. In den dreißiger Jahren wurde er wegen staatsverräterischer Umtriebe zu sechsjähriger Festungshaft verurteilt, aber in 2. Instanz aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Unter Friedrich Wilhelm IV. spielte er als radikaler Abgeordneter eine große Rolle. Erdmann Hanisch.

Kazimierz Konarski: Powstanie krakowskie r. 1846 w świetle cyfr statystycznych. (Der Krakauer Aufstand vom Jahr 1846 im Lichte statistischer Ziffern.) Przegląd Współczesny Bd. 25 (1928), S. 140—145.

Im Archiwum Akt Dawnych zu Warschau finden sich die Papiere der Untersuchungskommission, die sich mit den „Schuldigen" beschäftigte, welche an der mißglückten Krakauer Revolution von 1846 teilgenommen hatten. Es wurden 1252 Personen verhört, von denen 213 vor Gericht gestellt, 261 als Staatsangehörige Rußlands, Österreichs, Preußens den Schutzmächten übergeben wurden. Einen lehrreichen Einblick in die Struktur des Aufstands gewährt die Statistik der Berufe. Man staunt, so wenig Gutsbesitzer (18) und so viel Kleinbürger (767) als Angeklagte zu lesen. Die Legende vom „Adelsaufruhr" ist damit wohl begraben. Daß 56 Geistliche in die Angelegenheit verwickelt waren, nimmt nicht weiter wunder. Stets hat der Klerus in Polen seine patriotischen Gefühle auch durch die Tat bekräftigt. Otto Forst-Battaglia.

Oskar Halecki: L'Histoire-raison d'être d'une nation. Pologne Littéraire Nr. 16.

Professor Halecki, lange Zeit Polens Vertreter im Institut de Coopération Intellectuelle, Zögling einer Wiener Mittelschule, wohlvertraut mit der deutschen Geisteskultur, sehr jung zum Dozenten in Krakau, hernach zum Professor an der Warschauer Universität ernannt, ein Mann europäischen Horizontes, hat des öfteren methodologische Fragen durchdacht und zur Diskussion gestellt. Man erinnert sich eines Aufsatzes im „Przegląd Warszawski" und seines Referates auf dem Historiker-Kongreß, in denen beiden er die Periodisierung der Weltgeschichte kritisierte, die bisher üblich ist. Mit seinem beifällig aufgenommenen Vortrag vor der Heidelberger Tagung Europäischer Intellektueller rührt er an das Problem der historischen Recht-

fertigung des nationalen Seins. Die Ansichten Haleckis, der als überzeugter Katholik und Pole spricht, berühren sich mit den bekannten Ausführungen von Ignaz Seipel, der Nationen als Schicksalsgemeinschaften auffaßt, also im gemeinsamen geschichtlichen Schicksal das Wesentliche des Nationsbegriffs findet. Deshalb erfüllt sich für Polen die historische Sende nur im Einklang mit der ehrfürchtig zu betrachtenden, als Lehre dienenden (Anklänge an die Schule der Stanczyken „Historia magistra vitae") Vergangenheit. Haleckis Vortrag ist eine tiefe und maßvolle Begründung des Traditionalismus als Weltanschauung und politischer Wert. In seinen Schlußfolgerungen muß er dem Auditorium, das ein Europa von einander achtenden, doch darum ihre eigene Wesenheit nicht geringschätzenden Nationen zum Ideal wählte, aus dem Herzen gesprochen haben. Die Ideen des Warschauer Professors sind auch in einem Artikel niedergelegt, den die „Europäische Revue" des Prinzen Rohan veröffentlichte. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Bodniak: Mikołaj Rej na sejmach. (Nikolaus Rej auf den Reichstagen.) Pamiętnik Literacki Bd. 25 (1928), S. 70—81.

Über die Anteilnahme des berühmten Dichters der Jagellonenzeit an den Reichstagen von 1545—1569. 1556 war er das erstemal Abgeordneter. Vorher war er als Zuhörer den Beratungen gefolgt. Er übte weiter sein Mandat in den Jahren 1558 und 1564. Dem Lubliner Reichstag von 1569 hat er wieder nur als Privatperson beigewohnt. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Dobrzycki: Do genezy dwóch pieśni Kochanowskiego. (Zur Genesis von zwei Gedichten Kochanowskis.) Pamiętnik Literacki Bd. 25 (1928), S. 81—97.

„Czego chcesz od nas Panie" und „Oko śmiertelne Boga nie widziało" werden ihrem gedanklichen Inhalt nach auf die Buchanansche Psalmen-Paraphrase und Minutius Felix zurückgeführt. Otto Forst-Battaglia.

Jan Poznański: Nieznana część IV „Gratis" Jana Brożka. (Ein unbekannter 4. Teil des „Gratis" von Jan Brożek.) Pamiętnik Literacki Bd. 25 (1928), S. 116—157.

Abdruck eines bisher unbekannten vierten Teiles der gegen die Jesuiten gerichtete Satire „Gratis" des Krakauer Professors Jan Brożek von 1625. Die Handschrift findet sich als MS. 211 der Bibljoteka Kórnicka.
Otto Forst-Battaglia.

Helena Orsza-Radlińska: Udział Staszica w Komitecie Nowosilcowa. (Die Teilnahme Staszics im Novosil'cov-Comité.) Minerwa Polska Bd. 1 (1927), S. 125—136.

Der Anteil bestand darin, daß Staszic seit 1822 formal der Kommission angehörte, doch an ihren Arbeiten soviel wie kein Interesse nahm.
Otto Forst-Battaglia.

Aurelie Drogoszewski: O ideę mesjaniczną Woronicza. (Über die messianistische Idee bei Woronicz.) Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 76—79.

Im wesentlichen beipflichtende, doch in ein paar Details widersprechende Bemerkungen zu der Abhandlung Prof. Chrzanowskis in den „Studja staropolskie" (Kraków 1928, S. 655 ff.). Drogoszewski glaubt, daß Woronicz ursprünglich nicht die Polen, sondern die Franzosen für das „auserwählte Volk" angesehen habe. Otto Forst-Battaglia.

Ignacy Gliksman: Intuicjonizm Mickiewicza. (Der Intuitionismus bei Mickiewicz.) Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 65—72.

Mit Bezugnahme auf die französische Literatur (Bergson, Benda, Gillouin, leider nicht auch Bremond, Lefèvre, Martin du Gard), grenzt Gliksman den Intuitionismus des polnischen Dichterfürsten als die wahrheitsspendende Schau ins Innere, von der die Erfassung des Wesens der Außenwelt ihren Anfang nimmt, von der Intuition im Bergsonschen Sinne, dem Eindringen ins innere Wesen der Außenwelt durch geistige Sympathie ab. Im so bestimmten Umfang ist die Intuition sowohl im Schaffen Mickiewiczs als auch, nach des polnischen Poeten Ansicht, bei der objektiven Erkenntnis der Geschichte, der Umwelt von größter Bedeutung. Man könnte den bekannten Vers etwa so variieren: Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das erkennt in Einschau ein intuitives Gemüt.

Otto Forst-Battaglia.

Paweł Ettinger: Mickiewicz a Rosja. (Mickiewicz und Rußland.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 6.

Sehr interessante Mitteilungen über Mickiewiczs Beziehungen zu russischen Freunden. Über die angebliche Duellforderung des polnischen Dichters an den Offizier d'Anthès, von dessen Hand Puškin bekanntlich gefallen ist. Ein ungedruckter Brief Mickiewiczs an den russischen Bibliographen Sobolevskij vom 19. Januar 1830. Dann Mitteilung über eine geplante russische Mickiewiczausgabe, die im Staatsverlag S. M. Solovev, ein Neffe des Philosophen, vorbereitet. Otto Forst-Battaglia.

Adam Wzrosek: Aleksander Mickiewicz, ostatni profesor prawa w dawnem Liceum Krzemienieckiem. (Alexander Mickiewicz, der letzte Professor der Rechte am Lyzeum zu Krzemieniec.) Minerwa Bd. 1 (1927), S. 75—79.

Das wenig bemerkenswerte Leben Alexander Mickiewiczs, von dem nichts zu sagen ist, als daß er ein Bruder des großen Adam war und sich zeitlebens fürchtete, durch diese kompromittierende Verwandtschaft in der Laufbahn als russischer Hochschulprofessor geschädigt zu werden. Im übrigen ein kreuzbraver Mensch. Wenn er nur nicht mit einer Biographie und Herausgabe seiner Korrespondenz unserem Interesse aufgedrängt werden solll Otto Forst-Battaglia.

Władysław Zawistowski: Juljusz Kleiner o mistyce Słowackiego. (Julius Kleiner über Słowackis Mystik.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 6.

Enthusiastische (und durchaus zutreffende) Würdigung des nun erschienenen vierten, abschließenden Bandes von Juljusz Kleiners Słowacki-Monographie, welche die „mystische" Periode im Leben des Dichters schildert. Zawistowski vergleicht sehr glücklich die Rolle des kongenialen Biographen mit der eines Vergils als Führer durch die Dantesche Hölle (woferne man Słowackis letzte Jahre eine Hölle nennen will). Dieses Lob eines durchgeistigten und dabei doch den höchsten wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Werkes über den genialen Poeten möge als Gegenstück zu Łempickis Apostrophe an die Nur-Fachmänner (Wiadomości Literackie 1928, Nr. 3) gelesen und beherzigt werden. Otto Forst-Battaglia.

Ignacy Chrzanowski: Poezja Krasińskiego. (Krasińskis Dichtung.) Pamiętnik Literacki Bd. 25 (1928), S. 20—54.

Chrzanowski versucht, eine Synthese der Ansichten Krasińskis vom

Wesen der Dichtung zu geben, hernach diese theoretischen Überzeugungen in ihrer dichterischen Manifestation zu verfolgen. Krasiński sieht im Poeten, wie die anderen großen Romantiker, den Propheten, der hinter der scheinbaren eine höhere Wirklichkeit erblickt und die Menschen aus der Niederung des grauen Alltags in lichte Höhen geleiten soll. Die Dichtung Krasińskis ist, so führt Chrzanowski aus, philosophisch — und zwar schon aus vorgefaßter Absicht heraus, nicht nur in ihrer abgeleiteten Wirkung wie bei Mickiewicz und Słowacki —; ihr mangelt meist der konkrete Anlaß, die Verkörperung. Sie nimmt vom Gedanklichen ihren Anfang und sucht erst hernach für die Ideen, Gestalten und Ereignisse, an denen sich die abstrakt erschaute Wahrheit erhärten soll. Mickiewicz und Słowacki sind also, wenn wir aus Chrzanowskis Betrachtungen kurz die Summe ziehen, eher realistische Poeten, während Krasiński ein „idealistischer" ist, oder aber, wie es Chrzanowski im Einklang mit der früheren Terminologie ausdrückt, die einen sind naiv, der andere ist sentimentalisch. Doch überwiegt wiederum bei Mickiewicz und schon gar bei Słowacki das Gefühl, bei Krasiński die Nachdenklichkeit als Quelle der poetischen Schöpfung. Die beiden Rivalen wählen Themen aus dem täglichen Leben, Krasiński behandelt meist „erhabenere" und der Zeit wie dem Raum entrückte Stoffe. Schließlich: Krasiński ist im Grund optimistisch in Hinblick auf die den Sieg des Guten bringende Zukunft, ein „Erzengel des Glaubens", Mickiewicz und Słowacki sind Propheten und Verkünder der ewigen Gerechtigkeit sozusagen nur im Nebenamt.

Gegen diese Behauptungen ließe sich eine Menge einwenden. Allein dazu fehlt hier der Platz, und die Verschiedenheit der Ansichten wurzelt letztlich nur in nicht weiter beweisbaren oder widerlegbaren Überzeugungen. Wie schwer da ein definitives Urteil fällt, zeigt sich, wenn Chrzanowski zu einer Revision der Wertung Krasińskis übergeht. Man hat den Dichter der „Ungöttlichen Komödie" lange Jahre unangefochten als Glied der Großen Drei polnischer Poesie anerkannt. Um 1900 wurde es Mode, auf konservativer Seite ihn gegen Słowacki, und auf radikaler Seite Słowacki gegen Krasiński auszuspielen. Jetzt sind, wie Chrzanowski treffend bemerkt, die Bewunderung und der Haß stiller geworden. Verdient also Krasiński bei ruhiger Überlegung seinen Platz als einer der drei „Hetmane" im Kampf des polnischen Geistes? Chrzanowski verfährt nach der Methode eines Advocatus Dei beim Prozeß der literarischen Kanonisation. Er läßt zuerst alle Einwände vorbeipassieren, die man contra vorbringen könnte. Gewiß, Krasiński hat weder die reiche Skale von Ausdrucksmöglichkeiten, noch die vollendete Sprachmeisterschaft eines Mickiewicz und Słowacki. Allein er ist doch, wenn auch kleiner als diese beiden, ein großer Dichter, und darum — hier liegt der Stein des Anstoßes, an dem diese Argumentation scheitert — als Glied der Dreiheit weiter zu verehren. Wäre dem so, dann hätte Chrzanowski der von ihm verfochtenen These den Todesstoß versetzt. Im Moment, wo Krasiński ein Geringerer war, haben wir nur mehr zwei „Götter auf einander feindlichen Sonnen" vor uns, und einen Mond, der um sie kreist. Ich meine aber, Krasiński soll im Olymp nicht verzweifelt die Hände ringen. Chrzanowski hat, wieder mit viel Recht, beklagt, daß in Polen nicht nach rein künstlerischen Kriterien gerichtet werde. Daß insbesonders sich moralische und politische Motive auf Schritt und Tritt melden. Daß Krasiński vielen mißviel, weil er kein guter Demokrat war, und als Patriot besser dichtete denn handelte, steht fest. Daß andere ihn als Bürger verteidigten, um ihn als Poeten preisen zu dürfen, nicht minder. Nicht darum geht es. Chrzanowski mißt Krasińskis Leistungen zu sehr mit dem Ellenmaß: er hat um so viel weniger veröffentlicht, um so viel weniger reizvolle Gestalten geschaffen, um so viel mehr Sprachfehler . . . Peu importe.

Wer die „Nieboska Komedja" dichtete, braucht nichts weiter als Befähigungsnachweis vorzuweisen, und ist doch der Ebenbürtige des Autors von „W Szwajcarji" und des Epikers des „Pan Tadeusz". Als in Frankreich die Kritikaster begannen, Paul Valéry vorzurechnen, wieviel Verse er geschrieben habe, ertönte Heiterkeit an allen Orten. In Polen werfen die

einen dem toten Krasiński vor, daß er nicht genug poetische Ausdauer und zu wenig Fruchtbarkeit an den Tag gelegt habe (poetische, von der anderen sprechen die Mäkler nur, um sie auch als Gegenargument zu verwenden). Dem armen Zegadłowicz rechnen die zweiten vor, daß er zu viel Bücher in die Welt schicke. Man schreit förmlich nach staatlicher Bewirtschaftung der dichterischen Produktion. Wenn die einmal durchgeführt ist, dann wird man auch die Ränge in der Literatur nach Dienstjahren und beschriebenen Faszikeln verteilen. Bis dahin gestattet man sich, weiland den Grafen Zygmunt Krasiński noch immer als eines der größten dichterischen Genies zu betrachten, das der Welt und sicherlich, neben Mickiewicz und Słowacki, das größte, das Polen geschenkt war. Im Resultat stimme ich also mit Chrzanowski überein. Auf seinen Wegen, die dahin führen, vermag ich ihm nicht zu folgen, wenn ich auch, wie bei allen Arbeiten des vortrefflichen Literaturhistorikers den subtilen Geschmack, die souveräne Kenntnis der Tatsachen anerkenne. Otto Forst-Battaglia.

Adam Bar: Adam Łoziński jako komedjopisarz. (Adam Łoziński als Lustspieldichter.) Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 72—76.

Über die durchaus unselbständigen, teils polnischen Mustern der Poniatowski-Zeit, teils deutschen Vorbildern nachgeahmten, doch bühnenwirksamen und in der Sprache geschickt archaisierenden Lustspiele des früh verstorbenen Schriftstellers, der in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu den Koryphäen der Lemberger Literaturkreise gehörte. Otto Forst-Battaglia.

Eleuter: Eliza Orzeszkowa. Pologne Littéraire Nr. 17.

Ausgezeichnete, ins Wesen dringende, an Aufschlüssen reiche Studie über die vortreffliche Erzählerin, deren „Renaissance" neben der von Bolesław Prus mit aufrichtiger Freude zu begrüßen ist. Auch in Deutschland, das einst die Bücher der Orzeszkowa kannte, las und schätzte, sollte man sich ihrer wieder erinnern. Otto Forst-Battaglia.

Stanisława Jarocińska-Malinowska: La renaissance d'un grand romancier. (Prus.) — Pologne Littéraire 1928, Nr. 16.

Szwejkowskis Studie über die „Lalka" von Prus bietet den Anlaß, um einiges über den großen Erzähler zu berichten. Der Artikel stellt eine Paraphrase des genannten polnischen Buches dar. Deshalb muß ich den Titel als irreführend ablehnen. Wir hätten da eine Biographie, eine allgemeine Würdigung und auch den Hinweis auf die anderen wichtigsten Romane des Autors erwartet, vor allem auf den „Faraon".

Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Windakiewicz: Fredro i Szekspir. (Fredro und Shakespeare.) Pamiętnik Literacki Bd. 25 (1928), S. 15—19.

Flüchtige Überschau über die nachweisbaren Anklänge an Shakespeare, die uns in Fredros Komödien zahlreich begegnen. In den „Śluby panieńskie" erinnern wir uns an „Verlorene Liebesmüh", an „Viel Lärm um Nichts". Daß Fredro im „Pan Jowialski" an die „Zähmung der Widerspenstigen" sich anlehne, wie Windakiewicz meint, ist möglich; sicher scheint mir die, von W. nicht erwähnte, wesentliche Bezugnahme auf den „Sommernachtstraum". Überzeugend sind die Anklänge an „Romeo und Julia" in der „Zemsta" nachgewiesen. Die Liste wäre leicht um ein Vielfaches zu vermehren. Otto Forst-Battaglia.

W(ilhelm) Barbasz: Echo „Kordjana" w twórczości Wyspiańskiego. (Nachklänge des „Kordjan" im Schaffen Wyspiańskis.) Pamiętnik Literacki Bd. 25 (1928), S. 98—115.

Bruchstück einer größeren Arbeit (auf die bereits die in diesen „Jahrbüchern" zitierten Aufsätze im „Przegląd Współczesny" und im „Ruch Literacki" hinwiesen). Wyspiański steht in der „Noc Listopadowa" unter dem Einfluß des Słowackischen „Kordjan". Das ist ohne weiteres klar. Viel überraschender sind die zahlreichen Spuren des Słowackischen Werkes im „Wyzwolenie". Barbasz enthüllt da Ungeahntes.

Otto Forst-Battaglia.

Otto Forst-Battaglia: Emil Zegadłowicz. Pologne Littéraire Nr. 11/12.

Porträt des polnischen Dichters, der als Lyriker, Dramatiker und Erzähler Großes geschaffen hat, in sich harmonisch Romantik und Realismus, schollenhaftes Volkstum und fühlsame Menschlichkeit vereinigt. Bei aller Bewunderung für den begnadeten Poeten habe ich doch die kritischen Einwände nicht verschwiegen, die sich gegenüber einigen seiner Werke aufdrängen und in ihrer Gesamtheit das Ergebnis nur um so deutlicher machen: Der Poet des „Wachholderhauses" und der Balladen, der Nachdichter des polnischen „Faust" steht an der Schwelle des Tages seines Ruhmes, der von Polen aus mit zwingender Gewalt über alle Lande erstrahlen wird.

Otto Forst-Battaglia.

K. W. Zawodziński: Genjusz czy potęga reklamy. (Ein Genie oder die Macht der Reklame.) Wiadomości Literacki 1928, Nr. 10.

Völlig unbegreiflicher Angriff gegen den genialen Dichter Zegadłowicz, den die polnische Kritik einmütig als den berufenen Nachfolger Kasprowiczs feiert. Daß dies einmütig geschieht, schreibt Zawodziński . . . der Macht der Reklame zu, die niemandem ferner liegt als dem einsamen Träumer in den Beskiden, dessen Flucht aus der Großstadt zugleich eine Flucht vor der Reklame war. Der Aufsatz strotzt von unbegründeten Insinuationen, irrigen Auffassungen (wie der angebliche „Protestantismus" des zu tiefst katholischen Zegadłowicz). Er wiederholt die von unzuständigen Richtern vorgebrachten Anwürfe gegen die meisterliche Faust-Übertragung (vgl. diese „Jahrbücher" NF. 3, 487 ff.) und verwechselt Zegadłowiczs erstaunliche Leichtigkeit des Schaffens mit der Vielschreiberei des Graphomanen. Der sonst beachtliche Kritiker Zawodziński möge sich (und er wird sich dereinst sicher) schämen, diese Beckmesser-Stiche gegen den hohen Poeten geführt zu haben, auf den jeder Pole mit Stolz und Bewunderung blicken sollte.

Otto Forst-Battaglia.

Antoni Słonimski: Kronika tygodniowa. (Wochenchronik.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 1, 4, 8, 9, 11, 15.

Im Quartett geistreicher Kritiker, das in völliger Disharmonie die Warschauer ergötzt und aus ihrer beschaulichen Ruhe bringt, vernimmt man neben Boy, Nowaczyński und Irzykowski, neben drei authentischen Szlachcicen, die Stimme Antoni Słonimskis, gegen den die Getroffenen eine sehr billige Waffe haben, welche den anderen gegenüber versagte: Słonimskis jüdische Abkunft. Sich wider das immer aufs neue in einer offenbar als schmerzlich empfundenen Wunde wühlende Geschoß zu verteidigen, das versucht der angegriffene Angreifer in der einen Hälfte seiner ungemein witzigen Chroniken. In der anderen schreitet er offensiv gegen das Offizielle in der polnischen Kunst, die sich mit nicht gerade bewundernswerter Fixigkeit von der Fabrikation revolutionärer Brandbomben aufs Staats-

monopol einer großen Wirtschaft umstellte, in der, auf lichten Höhen des polnischen Olymps, die Milch der militärfrommen Denkungsart aus den Eutern der Amalthea gemolken wird. Daneben fehlt es nicht an Geschichtchen, aus deren Gesamtheit man dereinst einen wesentlichen Teil der Literaturgeschichte (und nicht nur der) unserer Tage zusammensetzen wird.

Otto Forst-Battaglia.

Otto Forst-Battaglia: Kazimiera Iłłakowicz und ihre jüngsten Versbände. Pologne Littéraire Nr. 13.

Charakteristik der vortrefflichen polnischen Dichterin, hauptsächlich auf Grund ihrer im letzten Jahr erschienenen Gedichte.

Otto Forst-Battaglia.

Irena Krzywicka: Trois faces de Boy-Żeleński: poète, critique, savant. Pologne Littéraire Nr. 17.

Der vielgewandte Dichter, Kritiker, Literaturhistoriker Dr. Tadeusz Żeleński, dessen Pseudonym sowohl in polnischer als in englischer Deutung so gut zu seinem streitbar-jugendlichen Wesen paßt, wird in dieser Studie recht wohl charakterisiert: Dichter vor allem (und einer von Gottes Gnaden). Sprachgewaltiger Meister des Worts, unübertrefflicher Übersetzer von hundert Bänden französischer Literatur. Endlich scharfsichtiger Beurteiler fremder Leistungen. Ich bewundere rückhaltslos den historisch gerichteten Kritiker, den genialen, kongenialen Übersetzer. Ich liebe den Sänger der witzigen Chansons und der tiefempfundenen, wahrhaft lyrischen Gedichte. Dem Kritiker zeitgenössischer Werke stehe ich mit völliger Ablehnung gegenüber. Seine Fehlurteile, wie das schreiende über Zegadłowiczs „Faust", sind zahlreich. Er ist eine polnische Replique von Sarcey, der im Tempel des Dionysos den gesunden Hausverstand anwenden will. Krzywicka beschränkt sich freilich in ihrem Enthusiasmus nach keiner Hinsicht.

Otto Forst-Battaglia.

Jan Lorentowicz: Marja Kuncewiczowa. Tęcza 1928, Nr. 16.

Tiefschürfende Analyse des Stils der rasch in die erste Reihe polnischer Autoren rückenden Verfasserin der beiden ungewöhnlichen Bücher „Twarz mężczyzny" und „Przymierze z dzieckiem". Lorentowicz warnt die ungemein begabte Schriftstellerin vor den überwuchernden Metaphern. Nicht ganz mit Recht. Die Form der zwei Erzählungen von Frau Kuncewicz ist so außerordentlich gelungen, daß man ihr einige Übertreibungen nicht nur verzeiht, sondern auch als inhärente, nicht unangenehme Züge ihres literarischen Antlitzes zubilligt. Schade, daß sich nicht statt der ins Detail sich verlierenden Analyse einige biographische Angaben vorfinden. Was Lorentowicz anführt, ist ganz unzureichend. Otto Forst-Battaglia.

kz: Józef Wittlin o sobie. (Wittlin über sich.) Wiadomości Literackie. 1928, Nr. 10.

Interview mit dem Dichter Wittlin, der sich als dogmenfreien Christen sowie als Sucher nach ewiger Wahrheit bekennt und dabei ein paar, nicht weltbewegende, Urteile über die zeitgenössische polnische Poesie beisteuert. Otto Forst-Battaglia.

Paweł Hulka-Laskowski: Ein Dichter der Verbrüderung und der Liebe. Pologne Littéraire Nr. 15.

Kurze Lobrede auf den wirklich sehr begabten polnischen Dichter Wittlin, dessen vom franziskanischen Geist erfüllte Hymnen hier in Über-

sețungsproben erscheinen, die nach parodistischer Absicht schmecken, wie z. B. diese:

„Wo Deutscher und Jud (sic!) und Römer
Und Pole, und Russe, und Böhme (was offenbar ein Reim sein soll)
Aus ganzer Kraft sich umarmen."

Wie oft soll man das Selbstverständliche wiederholen, daß ein guter Publizist noch lange nicht zum Übersetzer von Dichtungen berufen ist.

Otto Forst-Battaglia.

Joseph Conrad.

Artur Prędski: W sprawie Conrada. (Zur Conradfrage.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 12.

K. W. Zawodziński: Jeszcze o motywy decyzji życiowej Conrada. (Noch etwas über die Ursachen von Conrads Lebensentscheidung.) ibid., Nr. 16.

In den „Wiadomości Literackie" 1927, Nr. 39 hatte Zawodziński (vgl. diese „Jahrbücher" NF. 3, 555) behauptet, Conrad sei aus polnisch-nationalen Gründen englischer Schriftsteller geworden. Die Argumentation des bekannten Kritikers, der selbst in seinem neuen Aufsatz erklärt, diese Meinung als religiöse, das heißt irrationale, aus der bloßen Intuition entquellende gefaßt zu haben, erinnert an die des witzigen Franzosen, der den Grafen Ugolino feierte, weil er aus Vaterliebe seine eigenen Kinder gegessen habe, um ihnen den Vater zu erhalten. Prędski betrachtet die Dinge nüchterner und meint (von Zawodziński in der oben angeführten Entgegnung nirgends widerlegt): auf die „Lebensentscheidung" des Dichters wirkten ein wenig die Verhältnisse, ein wenig der Zufall und viel der persönliche freie Wille ein. Das ist auch ungefähr meine Ansicht, die ich in einem Feuilleton in der „Frankfurter Zeitung" vom 15. Januar 1928 ausgedrückt habe. Über diese Vermutung hinauszugehen, werden nur — bis heute nicht veröffentlichte — Briefe Conrads aus den kritischen Jahren, etwa 1875—1890, und positive Mitteilungen seiner damaligen Umgebung gestatten. Der von Zawodziński abgedruckte Brief beweist gar nichts. Otto Forst-Battaglia.

Artur Prędski: W sprawie Conrada. (Zum Problem „Conrad".) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 12.

Das Problem Conrad löst Prędski wie folgt: Auf die „Lebensentscheidung" des Dichters — sich zum englischen Schriftsteller zu wandeln — wirkten ein wenig die Verhältnisse, ein wenig der Zufall und viel der persönliche, freie Willen ein . . . Ich habe unabhängig von Prędski in der „Frankfurter Zeitung" vom 15. Januar 1928 ungefähr dasselbe gesagt.

Otto Forst-Battaglia.

Andrzej Tretiak: Życie i listy Josepha Conrada. (Joseph Conrads Leben und Briefe.) Tęcza 1928, Nr. 9, 10.

Rühmende und den Inhalt eingehend wiedergebende Besprechung von G. Jean-Aubrys grundlegender Conrad-Biographie („Joseph Conrad", Life and Letters. London, Wilhelm Heinemann 1927. 2 Bände ... in der „Tęcza" steht der störende Druckfehler „Reinemann"). Viel eigene und treffende Gedanken des Referenten, eines hervorragenden Anglisten.

Otto Forst-Battaglia.

Das Problem der Arbeiterdichtung:

Paweł Hulka-Laskowski: Poezja szlachetnego nieporozumienia. (Die Dichtkunst eines edlen Mißverständnisses.) Wiado-

mości Literackie 1928, Nr. 1. O t. zw. „Poezję proletarjacka". ibid. Nr. 7.
Władysław Broniewski: Wczoraj i jutro poezji w Polsce. (Das Heute und Morgen der Dichtung in Polen.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 4.
Antoni Słonimski: O t. zw. „Poeczję proletarjacka". (Über die sogenannte proletarische Dichtung.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 7.
Anatol Stern: Dla proletarjatu — ale nie dla proletarjatu umysłowego. (Für das Proletariat, aber nicht für das geistige Proletariat.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 9.
Stanisław Higier: O ducha poezji proletarjackiej. (Vom Geist der proletarischen Dichtung.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 10.

Seit einigen Jahren singen, teils in Dur, teils in Moll, verschiedene Barden des polnischen Dichters Erlösung, die der Messias-Proletarier in seiner alleinigen Menschheit vollendet haben soll. Es gibt da Variationen über das Thema der Blokschen „Zwölfe" (Jesus Christus, der im weißen Gewand den Rotgardisten voranschreitet) und Komsolidierte Liedchen, die nur auf einem entgötterten Olymp ihren Reiz bewahren. Es gibt auch so etwas wie den Versuch, bürgerlich und romantisch die urproletarischsten Belange zu versifizieren. Darob viel Streit. Sein Gegenstand ist nicht nur für die polnische Literatur aktuell. Von Rußland her und in Deutschland, Frankreich mit größtem Eifer erörtert, kam das Problem der proletarischen Dichtung. Die rechtgläubigen Kommunisten wollen dem Proletariat eine Blüte des Schrifttums bescheren, die von proletarischen Autoren herrührt und proletarische Stoffe mit proletarischen Methoden behandelt.

Hulka Laskowski leugnet, daß den „gebildeten" Proletarier die Zweckkunst der marxistischen Poeten begeistern könne. Er meint, man müsse bei Mickiewicz, Kasprowicz, Tetmajer die Inspiration suchen, und für die Proletarierpoesie hätten nur die Snobs Verständnis. Broniewski entgegnet empört, daß die klassenbewußten Proletarier mit den Snobs ebensowenig gemein hätten als mit den Zwittern, halb franziskanischen Engeln, halb marxistischen Aposteln (Wittlin, Stern), die Laskowski zur proletarischen Dichtung gerechnet habe. Die verrottete Bourgeoisie sei mit allem, und auch mit ihrer poetischen Sende fertig. Die Proletarier würden nunmehr die lyrischen Richter sein, die keine bürgerlichen brauchen können, und aus den Gräbern ihrer Märtyrer „das prometheidenhafte Maß ihres siegreichen Morgen" schöpfen.

Darauf Laskowski (nebst wohlberechtigten Ausführungen über den guten Ton, der auch neben dem der zum jüngsten Gericht rufenden Posaune erklingen darf): die Proletarier lesen trotz allem nicht ihre Tyrtäen (denen die bösen Bourgeois und sogar die Damen der schwerkapitalistischen Welt die Erfolge bereiten), und die poetische Gabe ist an keine Einschreibgebühr zur kommunistischen Partei gebunden. Slonimski sekundiert den höflichen und nur leicht ironischen Argumenten Laskowskis mit der ganzen Verve einer erprobten diabolischen Ironie: „Dereinst, wenn die Proletarier zu Bourgeois geworden sind, wozu sie naturgemäß neigen, werden sie höhere Bildung besitzen (mehr Zeit zur Lektüre) und sich an Dekobra machen, oder, wenn sie aus einer intelligenteren Familie stammen, zur wirklichen Literatur, zu Stendhal, Flaubert oder Wells wenden." Lenin habe wenig Gefallen an der Proletliteratur bezeugt, und der mußte es doch wissen.

Anatol Stern, einer von den in den großen kommunistischen Bann getanen christianisierenden Marxisten, beteuert seinen guten Willen, der Sache des Proletariats auch mit friedfertigen Liedern zu dienen. Und Higier entscheidet als Schiedsrichter, daß alle Streitparteien recht haben, indem die

proletarische Dichtung mit der revolutionären identisch sei, die wiederum mit dem Fortschritt des menschlichen Geistes verschmelze.

Schade, daß nicht auch ein Vertreter der furchtbaren Keßerei das Wort nahm, die darin besteht, zwischen Proletariat und Dichtung den kontradiktorischen Gegensaß zu zeigen, der tatsächlich zwischen Kunst und Masse notwendigerweise herrscht; den auch der Umstand, daß irgendein Genie zufällig durch genealogische Bande mit dem Proletariat verknüpft ist, nie zu beseitigen, höchstens augenfälliger zu machen vermag.

Otto Forst-Battaglia.

Stefanja Zahorska: La Décoration théâtrale polonaise après la guerre. Pologne Littéraire 1928, Nr. 11/12.

Der vorzüglich orientierende Aufsaß zeigt den Hochstand der polnischen Inszenierungs-Kunst, die nicht etwa sklavisch den fremden Einflüssen (Reinhardt, Stanislavskij, Bakst, Schwedisches Ballett, der Pariser Kreis um Cocteau, Meyerhold) nacheiferte, sondern, an die heimische Tradition des großen Wyspiański anknüpfend, Eigenes schuf. Im Bogusławski-Theater unter Schillers Leitung fand sie die vornehmste Heimstätte. Dort wirkten die beiden Pronaszko (denen jeßt andere Wirkungsfelder offenstehen . . . Sie haben den Anschluß an den „Czartak" und Zegadłowicz gefunden). Vor ihnen ist Frycz, neben ihnen Drabik als Meister zu erwähnen. Auch Dołżycki in Posen erweckt Hoffnungen. In Wilna und Krakau erregen Gruppen jugendlicher Enthusiasten vorerst Aufmerksamkeit. Schade, daß der Artikel in einem Französisch abgefaßt wurde, dem schon im Titel das Stigma des (stümperhaft) Überseßten anhaftet. Otto Forst-Battaglia.

Paweł Hulka-Laskowski: Das entwürdigte Blasphem. Pologne Littéraire Nr. 16.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß die polnische Literatur in ihren Grundzügen pathetisch klingt, so wie die Ironie der französischen wesenhaft erscheint. Wenn Laskowski jeßt in der neuesten Entwicklung eine Abwendung zur Ironie sehen will, so gehört seine Beweisführung in die Gruppe von Urteilen, die sich an Millers Kampfansage wider die Romantik (-Pathetik) orientieren. Kein Zweifel, der „Skamander" stellt den Versuch dar, die Pathetik durch Satire zu erseßen, an Stelle der Romantik die Wirklichkeit zu feiern. Doch das gilt nur für eine, sehr beachtliche, Gruppe der polnischen Literatur, für eine Gruppe, an der — das sei ohne die leiseste abfällige Nebenbedeutung doch als wichtig konstatiert — ihrer Rasse nach unpolnische Elemente starken Anteil haben. Tuwim, Słonimski sind in ihrer Mengnis von brutalem Hohn und verhaltenem Sentiment nicht aus polnischen Wurzeln erklärbar. Ganz entschieden muß ich dem widersprechen, daß den urbanistischen Dichtern die Gruppe Zegadłowiczs beigesellt werde, die nichts vom „entwürdigten Blasphem" an sich hat, und pathetisch, romantisch bleibt bis in die Knochen. Übrigens ist der Titel nicht glücklich gewählt. Laskowski fehlte offenbar das feine Sprachempfinden für den Wert des deutschen Beiworts. Die Überschrift hätte richtig „Das entthronte Blasphem" lauten sollen. Otto Forst-Battaglia.

Zygmunt Łempicki: Sarmatyzm naukowy w badaniach literatury. (Wissenschaftlicher Sarmatismus in literarischen Forschungen.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 3.

Der ausgezeichnete Germanist der Warschauer Universität legt den Finger an eine schwärende Wunde der polnischen Literaturforschung. Szweikowskis an sich durchaus nicht übles Buch über die „Lalka" von Bolesław Prus bietet den Anlaß, die Notwendigkeit näherer Vertrautheit mit

den geistigen Strömungen des Westens zu erweisen. Lempicki sagt mit anderen Worten, was ich hier zu Ende meines Aufsatzes über die „Polnische Geschichtsschreibung in den Jahren 1925 und 1926" (Jahrbücher NF. 3, 144) gefordert habe: „Die Fenster auf nach Europa". In der Tat verharren die meisten polnischen Literarhistoriker, vor allem die von den großen Zentren Warschau, Krakau, Lemberg, Posen entfernten, bei dem vor einem Menschenalter üblichen System. Viel Schuld daran trägt die erst allmählich sich bessernde Dotierung der Bibliotheken mit ausländischer Literatur. Ein anderes Moment scheint mir Lempicki zu übersehen, daß selbst die „westlich" orientierten Gelehrten meist entweder einseitig der deutschen oder dann der französischen Methode nachgehen, und daß die englischen Strömungen wenig, die italienischen, spanischen gar nicht beachtet werden.

Jedenfalls kann die Mahnung, den Blick vom Text empor zu den Höhen des Geistes zu heben, nur fruchten. Es gibt wirklich, außer den Büchern von Lempicki selbst und denen von Kleiner wenig polnische Gegenstücke, ich sage nicht etwa zu Gundolf, Bertram, Curtius, sondern auch nur zu Nadler, Cysarz oder Petersen. Und die Kallenbach, Kucharski dominieren ...

Otto Forst-Battaglia.

Jan Nepomucen Miller: W obronie uniwersalizmu. (Zur Verteidigung des Universalismus.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 12.

Man erinnert sich wohl noch des Aufsehens, das der junge Poet Miller in ganz Polen hervorrief, als er in seinem Buch „Zaraza w Grenadzie" einen vehementen Angriff gegen die romantische Grundrichtung der polnischen Literatur unternahm, der er seinen Universalismus gegenüberstellte, und nebenbei Mickiewicz von seiner Herrschergewalt über die polnische Dichtung zu stürzen trachtete. Neben heftigem Widerspruch fand Miller auch wohlwollende Kritik, in erster Linie die des Krakauer Universitätsprofessors Jaworski, der im Namen der katholischen Weltanschauung Millers Universalismus und dessen sozialistisch-materialistische Grundlagen bekämpfte, doch dem universalistischen Gedanken an sich Beifall spendete. Jaworskis und Millers Gemeinschaft ist ein in Polen keineswegs seltenes Phänomen. Gar häufig begegnen sich dort sozialistische und katholische Sphären. Man darf auf die „christlichen Marxisten" in der Lyrik, etwa auf Stern, dann auf Wittlin hinweisen; an die Kontroversen im Organ der Jesuiten, dem „Przegląd Powszechny", erinnern, wo allein die Tatsache, daß derlei in einem streng kirchlichen Organ auf der Tagesordnung erscheint, zu denken geben muß. Von Jaworski zu Miller führt noch ein anderer Weg, der über den „Czartak", die Gruppe der heimatstreuen Beskidendichter um Zegadłowicz, den der Krakauer Professor überaus schätzt. Dem „Czartak" hat Miller vor Jahren angehört, ob er auch jetzt sich von den Sängern der ländlichen Stille abkehrte. Jaworskis zurückhaltende Kritik regte Miller dazu an, daß er die Basis seines in der „Zaraza w Grenadzie" verfochtenen Systems neu überprüfte. Der Aufsatz Millers in den „W. L." scheint ein erster Vorbote der in einem kommenden Werk ausgedrückten Revision des Millerschen Universalismus zu sein, dem allmählich die materialistischen Schlacken abfallen. Scheler, Kluckhohn, Maxwell sind in den Gesichtskreis des polnischen Kritikers getreten. Noch immer verteidigt Miller den Glauben an den Fortschritt als absolut gültiges Ergebnis der „Wissenschaft", er wehrt die „religiöse" Auffassung des Seins ab: als verfrühte Resignation auf das volle Menschenleben, in das es nur hineinzugreifen gilt, um es nicht bloß interessant zu finden, sondern auch, um es zu deuten und zu meistern ... Gemach, es wird der Augenblick eintreten, indem auch der kluge, rasch zur Weisheit heranreifende Kritiker an seinem Zweifel zu zweifeln beginnen, seinen Universalismus als Abart der Romantik erkennen und dem Übersinnlichen sein Recht zu gewähren sich bequemen wird. Der Weg dazu führt, weniger über Scheler oder Kluckhohn, als über Seillière, Strich, Bremond und Ortega y Gasset ...

Otto Forst-Battaglia.

K a z i m i e r z   C z a c h o w s k i : L'État actuel de la librairie en Pologne. Pologne Littéraire Nr. 16.

Übersicht der wichtigsten polnischen Verleger. Es fehlen zu Unrecht „Rój", Wende, Perzyński, Wojnar. Die Angabe, daß die „Renaissance" nur Übersetzungen veröffentliche, ist unzutreffend. Die Posener Verleger sind stiefmütterlich behandelt. Daß „Wydawnictwo Polskie" heute die schönsten Bücher in Polen druckt, hätte gesagt werden müssen, und auch der Księgarnia św. Wojciecha, sowie Fiszer i Majewski gebührte einige Aufmerksamkeit. Kritische Beleuchtung der Verlagsprogramme (oder eigentlich, bei den meisten Verlegern, des Nichtvorhandenseins von Verlagsprogrammen) sucht man vergeblich. Und doch hätten z. B. über Gebethner i Wolff, die Bibljoteka Polska unbedingt ein paar Worte dem Panegyrikus beigefügt werden müssen. Otto Forst-Battaglia.

J a n   W i k t o r : Tragedja Dzikowska tragicznem ostrzeżeniem. (Die Dzikówer Tragödie als tragische Warnung.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 8.

Der Brand des Dzikówer Schlosses, bei dem außer vielen Menschenleben auch ein großer Teil der unersetzlichen Sammlungen des Grafen Tarnowski vernichtet wurde, gibt dem ausgezeichneten Schriftsteller Wiktor Anlaß, ein paar sehr nützliche, leider bei den herrschenden Verhältnissen sicher in den Wind verhallende Worte an die staatlichen Behörden, an die Magnaten und an die Öffentlichkeit zu richten. In der Tat ist der Zustand, daß sich wertvolle, vielleicht die wertvollsten Teile des Besitzes an Kunstschätzen und historischen Quellen in den Händen von gleichgültigen Aristokraten befinden, die entweder von ihren Pflichten nichts wissen oder nichts wissen wollen, unhaltbar. Ungenügend bewacht, der Öffentlichkeit entzogen, verderben die kostbaren Denkmale der Vergangenheit, ohne daß irgend jemand davon Nutzen hätte. Graf Tarnowski, der Herr auf Dzików (nebenbei bemerkt aus einer sonst sehr um die polnische Kultur verdienten Familie, ein Neffe des verstorbenen Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Stanisław Tarnowski) hat auch sonst vor kurzem die Aufmerksamkeit unliebsam auf sich gezogen, als er einen Rembrandt nach Amerika verkaufte: unter offensichtlicher Übertretung bestehender Ausfuhrverbote. Über die allgemeine Lage möge man in meiner Rezension von Chwalewskis Buch „Zbiory polskie" nachlesen. Leider können wir Gelehrte und Schriftsteller nichts als die Kulturschande unablässig vor der heimischen und vor der europäischen Öffentlichkeit an den Pranger stellen. Die verantwortlichen Faktoren schweigen. Otto Forst-Battaglia.

S t e f a n   Ż e r o m s k i : La Pologne et la littérature française. Pologne Littéraire Nr. 15.

Abdruck der französischen Übersetzung einer Antwort auf die Rundfrage der „Nouvelles Littéraires", die sich Ende 1924 an hervorragende Schriftsteller gewendet hatten, um nach dem Einfluß der französischen Literatur auf die ausländischen Nationen zu forschen. Der polnische Text von Żeromskis Zuschrift ist in den „Elegje" (Warszawa, J. Mortkowicz 1928) abgedruckt. Warum er nie von der Pariser Zeitschrift veröffentlicht wurde, ist unbekannt. Żeromski stellt zunächst fest, daß die französische Literatur in Polen stets große Wirkung ausübte, leugnet indes, daß dieser Einfluß alle Zweige des künstlerischen Schaffens erfaßt habe. Er nennt unter den neueren Autoren als besonders vom französischen Geist befruchtet die Übersetzer Miriam, Staff, Frau Ostrowska, Boy. Balzac und Flaubert, dann Stendhal, weniger Zola stünden im Vordergrund des polnischen Interesses. Von den zeitgenössischen Autoren hätten Rolland, Proust, Duhamel, Martin du Gard, Morand, Radiguet Anklang gefunden. Otto Forst-Battaglia.

Aleksander Brückner: Trzy rozprawy. (Drei Abhandlungen.) Pamiętnik Literacki Bd. 25 (1928), S. 1—14.

In der ersten seiner kurzen, meisterlichen Untersuchungen stellt Brückner mit Nachdruck fest, daß die polnische Schriftsprache nur im Gebiet von Krakau entstanden ist, während er für die Kultursprache — an die Stelle dieses nicht glücklichen Ausdrucks möchte ich „Sprache der vornehmen Gesellschaft" setzen — auch großpolnische Beeinflussung einräumt. Nitsch und Lehr-Spławiński haben bekanntlich für die polnische Schrift (Literatur)-Sprache den Ursprung in Gnesen und Posen gesucht. Brückner unterscheidet genau, wie sich die zur allein „richtigen" gewordene Schriftsprache und wie sich die tägliche Rede der herrschenden Schichten bildete. Die Analogie mit Deutschland ist aufgezeigt, in die Augen fallend, doch nicht ganz durchgeführt. In Deutschland entsteht die Literatursprache auf Kolonialland, in Prag; dann in Meißen, und durch Luther wird sie, wieder auf Kolonialgebiet, vollendet. So auch in Polen. Die Krakauer Bischofskanzlei spielt die Rolle, welche im deutschen Bereich dem Hof der Luxemburger und Wettiner zukam. Und Krakau ist, so will es wenigstens, gegen Zakrzewski, Brückner, ursprünglich čechisches Territorium. Die Sprache der vornehmen Gesellschaft ist in Deutschland nicht vereinheitlicht. Auch das „Hochdeutsch" der Berliner klingt anders als das der Wiener, Hamburger, Frankfurter, Züricher: das weiß jedermann. Es liest sich auch anders. Man denke nur an die Sprachgeographie der Kleidungsstücke, Begrüßungsformeln, des Amtsstiles und des Speisezettels. In Polen hat sich so etwas wie eine, wenigstens in den Grundzügen einheitliche Sprache der vornehmen Gesellschaft herausgebildet. Die Analogie weist da nach Frankreich, wo tatsächlich jede Abweichung vom Parler der Ile de France als unvornehm belacht wurde, während man in Deutschland, war man Wiener, den Berliner, war man Berliner, den Wiener verspottete. In der Sprache der polnischen Gesellschaft, die aus der Sprache der Szlachta hervorging (es wäre einmal eine begrüßenswerte Aufgabe, das Polnisch der einzelnen Gesellschaftsklassen zu untersuchen, nicht bloß geographische Sonderung zu betreiben), mengten sich unbezweifelt groß- und kleinpolnische Elemente. Doch das überschreitet bei weitem den Rahmen von Brückners knapper, energischer und überzeugenden Abhandlung.

Ihr folgt ein Aufsatz über das Repertoire der mittelalterlichen Possenreißer in Polen. Diese durch Berents herrlichen Roman in die moderne Literatur eingeführten „Joculatores" haben, wie Brückner meint, eine große Anzahl der den polnischen Sagen und der polnischen Geschichtsüberlieferung zugehörenden Themen von Generation zu Generation bewahrt. So die Sage von Walther, dem Recken (ein Joculator des 14. Jahrhunderts hat da das deutsche Walthari-Lied mit einer russischen Bylyna verschmolzen), die Ballade von der Podolierin, vor allem aber die Popiel-Sage. In einer dritten Untersuchung spricht sich Brückner dafür aus, den Ursprung des „Polykarp" nach Płock zu verlegen, während andere in diesem bemerkenswerten Denkmal mittelalterlichen polnischen Schrifttums Spuren ruthenischer Beeinflussung entdeckt haben wollten.

Otto Forst-Battaglia

BILDUNGSWESEN

Polen an fremden Hochschulen.

Henryk Barycz: Zarys historjografji Uniwersytetu Bolońskiego. (Grundriß der Geschichtsschreibung der Universität Bologna.) Minerwa Polska Bd. 1 (1927), S: 105—115.

Derselbe: Zarys historjografji Uniwersytetu Padewskiego. (Grundriß der Geschichtsschreibung der Universität Padua.) ibid. S. 311—323.

Derselbe: Sprawozdanie z poszukiwań w archiwach i bibljotekach włoskich do stosunków intelektualnych między Polska i Włochami w epoce odrodzenia. (Bericht über in italienischen Archiven und Bibliotheken vorgenommene Forschungen betreffend die geistigen Beziehungen zwischen Polen und Italien im Zeitalter der Renaissance.) ibid. S. 388—393.

Stanisław Kot: Stosunki Polaków z uniwersytetem lowańskim. (Beziehungen von Polen zur Universität Löwen.) ibid. S. 199—224.

Andrzej Wojtkowski: Polacy na studjach w Ingolstacie. ibid. S. 276—279.

Barycz hat in den letzten Jahren längere Zeit in Italien geweilt, um dort in den Archiven und Bibliotheken Forschungen nach den Wechselbeziehungen Polens und Italiens anzustellen. Die Polnische Akademie der Wissenschaften hat diese Reise veranlaßt und unterstützt. Es handelte sich, zu den schon vorhandenen zahlreichen, doch keineswegs ausreichenden Materialien und Druckwerken neue Einzelheiten zu ergänzen, speziell den Spuren der polnischen Studenten an italienischen Hochschulen nachzugehen. Die so wichtige Frage nach den Quellen der Bildung von Magnaten und Kirchenfürsten, Gelehrten und Dichtern wird nur durch genaues Studium der Universitätsmatrikeln und anderer Universitätsarchivalien gelöst.

Barycz weilte in Padua, Ferrara und Bologna. Seine Untersuchungen umfassen die Zeit von 1400 bis Ende des 18. Jahrhunderts. In zwei allgemeinen Aufsätzen bespricht er die von ihm dabei in Hinblick aufs Polnische untersuchte Literatur zur Geschichte der Universitäten Bologna und Padua.

Professor Kot, der die Forschungen von Barycz angeregt hat, beschäftigt sich mit der Universität Löwen, die von der Mitte des 16. bis zu der des 17. Jahrhunderts auf vornehme Polen eine große Anziehungskraft ausübte. Kot führt das auf den doppelten Reiz zurück, welchen Löwen als katholische und französisch-sprachige Hochschule besaß. Zwei Kreise von Schülern hebt er hervor, den um Lipsius und den um Puteanus. Auf einen dritten Lehrer, Bellarmin, hat er nicht weiter hingewiesen. Unter den Studenten begegnen so illustre Namen wie Radziwill, Sapieha, Zbaraski, Ostrogski, Żółkiewski, Potocki, Lubomirski, Sieniawski, Ossoliński, Mniszech, Tarło, Tęczyński, Opaliński und Kostka. Die Arbeit ist mit der bei Kot gewohnten souveränen Beherrschung der Materie geschrieben, und dazu im angenehmsten Stil.

Wojtkowski bringt ein paar Ergänzungen zum bekannten Buch von Czaplewski.

Otto Forst-Battaglia.

Polnisches Schulwesen unter Stanisław August.

Józef Rostafiński: Botanika i zoologja dla szkół narodowych, pierwszy raz wydane w latach 1785—1789. (Die in den Jahren 1785—1789 zum ersten Male herausgegebenen Lehrbücher der Botanik und Zoologie an den nationalen Schulen.) Minerwa Polska Bd. 1 (1927), S. 18—33.

Hanna Pohoska: Poglądy na nauczanie historji w XVIII w. (Ansichten über den Geschichtsunterricht im 18. Jahrhundert.) ibid. S. 34—40.

Stefan Truchim: Projekt księcia Augusta Sułkowskiego założenia w Rydzynie konwiktu dla panień szlacheckich i szkoły „kunsztów". (Das Projekt des Fürsten August Sulkowski, in Rydzyn ein Pensionat für adlige Fräulein und eine Handwerkschule zu gründen.) ibid. S. 116—124.

D e r s e l b e : Projekt zwiększenia funduszów Komisji Edukacji Narodowej. (Das Projekt zur Vermehrung der Mittel der Nationalen Erziehungskommission.) ibid. S. 398—403.

Diese Aufsätze ergänzen unsere schon recht umfangreichen Nachrichten über die meist Projekt gebliebenen Pläne zur Ausgestaltung des Unterrichts im Zeitalter der Aufklärung. Besonders der sonst übel berüchtigte August Sułkowski war unerschöpflich in Vorschlägen, die meist das Angenehme (seine Tasche zu füllen, seinen Einfluß zu vergrößern) mit dem Nützlichen (Verbreitung der Aufklärung) verbanden. Das 1784 geplante Mädchenpensionat (ein polnisches St. Cyr in der Rydzyner Residenz der Sulkowski) ist nie aktuell geworden. Otto Forst-Battaglia.

W a n d a B o b k o w s k a : Jan Henryk Pestalozzi. Minerwa Polska Bd. 1 (1927), S. 6—17.

D i e s e l b e : Pestalocyzm w Polsce. ibid. S. 225—239.

Die pädagogischen Ansichten Pestalozzis begegneten sich in vielem mit denen der polnischen Erziehungskommission (Komisja Edukacji Narodowej). Kein Wunder, daß schon frühe das Echo der Schweizer Schulreform bis nach Warschau drang. In weiterem Umfang fanden indes die Lehren Pestalozzis erst nach der 3. Teilung Polens im preußischen Anteil Verwertung. Der Schulinspektor Jeziorowski begab sich im Jahre 1803 nach der Schweiz, um dort an Ort und Stelle die neuen Methoden zu beobachten, deren Einführung er der preußischen Regierung wärmstens anempfahl. In der Tat wurde auf dieser Grundlage das „südpreußische" Schulwesen organisiert, und zwar in erster Linie soweit der Elementarunterricht in Betracht kam. In Jeziorowskis Händen blieb die Durchführung der neuen Ideen auch, als die Erziehung der Aufsicht der neuen polnisch-Warschauer Behörden unterstellt wurde. Die Errichtung von Handwerkerschulen war, als letzter Punkt eines umfangreichen Programms, der Verwirklichung nahe, als die Ereignisse von 1813 diese hinausschoben. Erst im Kongreßpolen russischer Oberherrschaft wurden sie errichtet. Doch der Tyrann Nikolaus hat diese einem freien Lande entsprossenen und geziemenden Methoden bald beseitigen lassen. Der Pestalozzische Gedanke mußte sich vor dem eines Novosil'cov verbergen. Otto Forst-Battaglia.

Schulwesen im ehemals preußischen Anteil Polens.

L u d w i k R e g o r o w i c z : Szkolnictwo polskie w byłym zaborze pruskim w w. XIX. (Das polnische Schulwesen im ehemals preußischen Anteil im 19. Jahrhundert.) Minerwa Polska Bd. 1 (1927), S. 41—57.

S t a n i s ł a w T y n c : Kilka uwag z historjografji szkolnej Pomorza pruskiego. (Einige Bemerkungen zur Geschichtsschreibung des Schulwesens im preußischen Pomerellen.) ibid. S. 240—254.

A n d r z e j W o j t k o w s k i : Z dziejów walki o język w Wielkopolsce. (Aus der Geschichte des Kampfes um die Sprache in Großpolen.) ibid. S. 324—356.

Ręgorowicz schildert in großen Zügen die wechselnde Schulpolitik der preußischen Regierung gegenüber ihren polnischen Untertanen. Es lassen sich folgende Phasen unterscheiden: 1. Fortsetzung des polnischen Systems der „Nationalen Erziehungskommission". Bei der Übernahme des Gebiets, das Preußen durch die 2. Teilung erhielt, war dies geplant. 2. Nach dem Kościuszko-Aufstand und der 3. Teilung wird dieser Kurs mit geringen Veränderungen bis zum Tod Friedrich Wilhelms II. (1797) beibehalten. 3. Seit Friedrich Wilhelms III. Thronbesteigung beginnt die Germanisierung der Schulen, jedoch im gemäßigten Umfang. Es folgt die polnische Ära von

1807—1813, auf die als 4. Epoche die polenfreundliche Zeit der Statthalterschaft Radziwills sich anschließt. 5. Umschwung zur Germanisierungspolitik unter Baumann. 6. Ära Flottwell. Schroffer Kampf gegen das Polentum, Fürsorge für die Volksschulen, um die Bauernschaft für die Regierung zu gewinnen. 7. Mit Friedrich Wilhelms IV. Regierung hebt wieder eine polenfreundliche Zeit an. Die großen Patrioten und zugleich Vorkämpfer ihrer nationalen Kultur unter dem Volk, Marcinkowski und Estkowski, der polnische Pestalozzi, entfalten ihre Tätigkeit. 8. Seit 1860 neue Germanisierungsbestrebungen, die im Kulturkampf gipfeln und seit 1876 zur Verdrängung der polnischen Sprache aus dem gesamten Unterricht führen.

Wojtkowski beschäftigt sich speziell mit der Zeit von 1815—1830 und mit dem Streit ums Posener Gymnasium. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung steht Kaulfuß (den Wojtkowski zu Unrecht hinsichtlich seiner polenfreundlichen Gefühle verdächtigt), der jedenfalls scharf von dem prinzipiell polenfeindlichen Baumann gesondert war und wegen seiner Schrift über die Notwendigkeit und den Nutzen deutschen Sprachunterrichts eher dankbare Erinnerung als Tadel verdient: vom polnischen Standpunkt aus, denn ohne Kaulfuß keine Bekanntschaft der Romantiker mit der deutschen Literatur... Es folgt die Geschichte des berühmten Altensteinschen Erlasses von 1822, und die der langsamen Germanisierung des Gymnasiums. Ein böser Druckfehler S. 352: Friedrich III. statt II. Otto Forst-Battaglia.

Hoene-Wroński.

Stanisław Kolbuszewski: Filozoficzne podłoże pedagogji Hoene-Wrońskiego. (Die philosophische Grundlage der Erziehungslehre Hoene-Wrońskis.) Minerva Polska Bd. 1 (1927), S. 137—156.

Diese Posener Vorlesung ergänzt auf sehr willkommene Weise, was Ujejski gegenüber den polnischen Jüngern Hoene-Wrońskis, wie Józef Jankowski, festgestellt und, wie der Aufsatz Baldenspergers zeigt, die ausländische Forschung noch nicht genügend beachtet hat. Ohne sich mit der verächtlichen Geste zu identifizieren, die Ujejski allein für den Entdecker des Absoluten übrig hatte, ja mit einem Unterton von Bewunderung für den angeblich zu den „größten Genies der romantischen Epoche" gehörenden Denker, schildert Kolbuszewski, wie Hoene-Wroński die Menschheit durch fünf Stufen zum Absoluten auf dem Weg einer neuen Erziehung emporgeleiten wollte. Das sieht praktisch so aus, daß auf die Elementarschule das Kollegium, hernach die Universität (mit den Fachabteilungen Medizin, Theologie, Recht und „Sciences") folgen sollte. Als vierte (oder in Hoene-Wrońskis, die Primärbildung nicht mitzählender Berechnung als dritte) Stufe die „Schule der Weisheit", als nächste die der „Genies" (der bisher nur Christus und Hoene-Wroński teilhaftig wurden) und als höchste die des Absoluten-Göttlichen, die nur Hoene-Wroński verkörpert. „Eritis sicut Deus", oder noch mehr „Dii estis", dieses Ziel der Pädagogik ist zumindest originell. Außerdem auch ein nicht unwesentlicher Beitrag zum Problem Hoene-Wroński..: soweit es dieses Problem außerhalb der Psychiatrie gibt oder geben dürfte. · Otto Forst-Battaglia.

Fernand Baldensperger: Hoene-Wroński a Francja intelektualna. (Hoene-Wroński und das geistige Frankreich.) Przegląd Współczesny Bd. 25 (1928), S. 3—22.

Die verkehrte Welt: Der Pole Ujejski erweist in einem hübschen Buch seinen Landsmann als Charlatan höherer Ordnung; der Franzose Baldensperger erwärmt sich für den gescheiten Abenteurer und ist geneigt, ihn mit den Augen der einst zahlreichen Bewunderer anzusehen. Wir erinnern uns (und werden von Baldensperger in dieser fesselnden Studie daran erinnert), daß schon früher zwei geniale Franzosen sich von Hoene-Wrońskis

Zauber umstricken ließen: Balzac und Baudelaire. Der eine hat dem Polen in der „Recherche de l'Absolu" ein unvergängliches Denkmal errichtet, der andere trachtete aus den mathematischen Schriften Hoene-Wrońskis die Summe menschlicher Weisheit herauszulesen und ward entschieden in seiner Poetik von dessen Ideen beeinflußt. Baldensperger teilt uns weiter eine Anzahl wichtiger Aktenstücke mit. Aus den einen geht für jeden Unvoreingenommenen klar der Größen- und Verfolgungswahn des phantastischen Deutsch-Polen hervor. Aus anderen konstatieren wir, daß Hoene-Wroński nie als Offizier in den polnischen Legionen der Napoleonischen Zeit gedient hat. Ein bißchen Zusatz von Lombrososchen Erkenntnissen hätte der anregenden Studie nicht geschadet. Dann wäre es leichter gewesen, das Nebeneinander von genialischen Einfällen und närrischem Lumpentum zu deuten, das Ujejski besser erfaßte als der nachsichtige Franzose Baldensperger. Otto Forst-Battaglia.

Emil Breiter: Juljusz Kaden-Bandrowski. Pologne Littéraire Nr. 14.

Stefan Srebrny: Tadeusz Zieliński. ibid.

Ignacy Wieniawski: Besuch bei Tadeusz Zieliński. ibid.

Mitte Dezember 1927 sind Professor Zieliński, der berühmte Hellenist, und Kaden Bandrowski, ohne Zweifel der bedeutendste Prosaiker des polnischen Schrifttums unserer Tage, in Berlin Gäste des PEN-Club gewesen, der sie in Erwiderung des Besuchs von Thomas Mann (in Warschau, März 1927) eingeladen hatte. Zur Erinnerung an diese, auch in politischer Hinsicht wichtige, Reise ließ die „Pologne Littéraire" eine Sondernummer erscheinen, in der neben den hier verzeichneten Artikeln über die beiden Gesandten der polnischen Literatur eine Bibliographie und Inhaltsangabe von Bandrowskis Werken stand, des weiteren eine (sprachlich völlig mißlungene) Übertragung eines Fragments von Bandrowskis „Europa erntet Heu", ein sympathischer Gruß der Redaktion des Blattes an die Deutschen, endlich eine französische Übersicht über Polens Teilnahme an der Frankfurter Musikausstellung.

Uns interessieren vor allem die Artikel, welche der deutschen Öffentlichkeit ein Bild von der Person der Gäste geben wollen. Srebrny, Zielińskis Mitarbeiter und polnischer Übersetzer, weiß recht wohl zu zeigen, was Zieliński geleistet hat. Den Versuch, das reiche Lebenswerk des polnischen Renan zu kritisieren, hat er, einer in Polen geheiligten Usance folgend, nicht einmal gewagt: als ob Propaganda geistiger Werte mit deren blinder Anempfehlung gleich wäre. Auch das ist unterlassen worden, Zieliński im Gesamtbild seiner Zeit und gegenüber den bei ihm sehr starken westlichen sowie deutschen Einflüssen zu situieren. Die Unterredung mit dem Warschauer Professor, welche Wieniawski mitteilt, ist eine nicht ungeschickte „Heure avec", der zwar der eine Partner beiwohnt, doch der polnische Lefèvre fehlt. Sie atmet den Reiz von Zielińskis gewinnender Persönlichkeit und bringt Wichtiges zur psychologischen Deutung seines Wesens.

Breiters Essai über Bandrowski ist auf ein strahlendes Dur gestimmt. Es geschieht wenigstens rudimentär die Bezugnahme auf den historischen Hintergrund von Mensch und Leistung. Allerdings ganz unter dem Gesichtswinkel des orthodoxen „Pilsudskismus" (Breiter ist Bandrowskis Kollege in der Zeitung „Głos Prawdy" und sein politischer Kampfgenosse). Hinweis auf das Ausland fehlt auch hier. Das Deutsch der drei Beiträge läßt zu wünschen übrig.

Ich darf vielleicht noch darauf hinweisen, daß in der großen deutschen Presse für den, der sich eingehendere Information über Bandrowski und Zieliński holen will, mehrere meiner Artikel in Betracht kommen, in erster Linie Feuilletons über den polnischen Romancier im „Berliner Tageblatt" vom 17. Dezember, in der „Frankfurter Zeitung" vom 21. August; ein umfangreicher Artikel über Zieliński in der „Neuen Zürcher Zeitung" (1928, Nr. 630). Otto Forst-Battaglia.

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS
HERAUSGEGEBEN VON
PAUL DIELS-BRESLAU, FELIX HAASE-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-HALLE, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMID-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:
ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND IV, HEFT III
1928

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58, UND OPPELN

I

ABHANDLUNGEN

DIE ENTWICKLUNG DER UKRAINISCHEN GESCHICHTSIDEE VOM ENDE DES 18. JAHRHUNDERTS BIS ZUR GEGENWART

Von

Prof. Dr. D. Dorošenko.

Die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte des ukrainischen Volkes kann auf einen ziemlich langen Zeitraum und eine ehrwürdige Tradition zurückblicken. Indem sie ihren Grundstock an Quellen und Materialien immer mehr erweitert, ihre Methoden allmählich vervollkommnet und immer tiefer bis auf die Grundlagen des sozialökonomischen, politischen und kulturellen Lebens des ukrainischen Volkes schürft, kann sich diese Arbeit in unseren Tagen beachtenswerter Errungenschaften rühmen und weist als Ergebnis der gesamten vorangegangenen Tätigkeit sehr solide Versuche synthetischen Charakters auf.

Die neue Zeit in der Entwicklung der ukrainischen Geschichtsschreibung, die wir im Vergleich zur vorangegangenen als wissenschaftlich bezeichnen können, beginnt in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Damals tauchen nämlich an Stelle der alten Chronikenkompilationen, der sog. „Kosakenchroniken", die ersten Versuche einer breiteren Synthese der geschichtlichen Vergangenheit mit der Darstellung ihrer Ereignisse im Geiste der neuen, aus Westeuropa in die Ukraine gedrungenen Ideen auf. Unter der ukrainischen Bevölkerung macht sich ein Aufleben des historischen Interesses bemerkbar, welches, wie wir gleich sehen werden, in den Ereignissen des politischen Lebens wurzelte und namentlich im Sammeln und in der Erforschung der historischen Denkmäler sowie in den Bemühungen, diese durch Veröffentlichung der Allgemeinheit nutzbar zu machen, zum Ausdruck kam.

Indem wir von diesem Anwachsen des geschichtlichen Interesses unter der ukrainischen Bevölkerung am Ausgang des 18. Jahrh. sprechen, müssen wir im Auge behalten, daß dieses, wie übrigens

die ganze kulturell-nationale ukrainische Bewegung jener Zeit, sich nur in einem Teile des ukrainischen Gebietes, und zwar am linken Ufer des Dnjeprs, in der sog. Hetmanščyna (Hetmanenland), welche die nachmaligen Gouvernements Černihiv und Poltava umfaßte, und der sog. Slobodischen Ukraine (dem späteren Gouvernement Charkiv) geltend machte. Dahin, in die weiten Gefilde der Steppen jenseits des Dnjeprs, rückte nach der endgültigen Vernichtung der rechtsufrigen Ukraine die Achse des ukrainischen Lebens, dahin wurde das Zentrum der ukrainischen Kulturarbeit aus den dem lateinisch-polnischen Joch erlegenen westukrainischen Ländern verlegt. Unter dem Schuße des autonomen Kosakenstaates fand die ukrainische Kultur ein dankbares Feld für ihre Entfaltung. Mit einem dichten Neße von Volksschulen bedeckt, mit ihrer hervorragenden Kiever Akademie, ihren Kollegien in Černihiv, Perejaslav, Charkiv gehörte, man kann es kühn behaupten, die linksufrige Ukraine zu den kultivierten Ländern der damaligen slavischen Welt. Sie war sogar in der Lage, den ganzen Moskauer Staat, ja sogar die fernen südslavischen Länder mit Lehrern und überhaupt mit Kulturkräften zu versorgen[1]).

Die Bevölkerung der linksufrigen Ukraine stand im 18. Jahrh. in lebhafter und unmittelbarer Verbindung mit dem westeuropäischen Geistesleben. Hunderte junger Ukrainer studierten an den Universitäten und Akademien in Königsberg, Breslau, Kiel, Halle, Leipzig, Straßburg, Leyden, Prag, Preßburg, Paris, Rom und anderen europäischen Kulturzentren. Tief in den Poltavaer Steppen abonnieren Kosakenoberste französische Zeitungen, und in Schlesien waren einige Buchhandlungen ausschließlich von der Beschaffung ausländischer Bücher für die ukrainische Leserwelt in Anspruch genommen[2]). Seit der Mitte des 18. Jahrh. knüpfen die Ukraine immer engere Bande an das allrussische Zentrum, und die westeuropäischen Einflüsse nehmen ihren Weg in die Ukraine gleichfalls über Petersburg und Moskau. Als mit dem Verfall der Hetmanščyna auch das Projekt einer ukrainischen Universität in Baturyn, dessen sich der leßte Hetman Rozumovśkyj so angenommen hatte, zunichte wird, strömen Hunderte ukrainischer Jünglinge an die neugegründete Moskauer Universität. All diese mittelbaren und unmittelbaren Beziehungen zum Westen führten selbstverständlich auch zum Eindringen jener Ideen in die Ukraine, von denen um die Mitte des 18. Jahrh. die westeuropäische Gesellschaft erfüllt war.

Eben in diesen westeuropäischen Einflüssen und ihrer Aufpfropfung und Anpassung auf ukrainischem Boden ist der Kern der geistigen Strömungen zu suchen, die gegen Ende des 18. Jahrh. in der Ukraine Woge auf Woge daherrollen und den gesamten Inhalt der ukrainischen kulturell-nationalen Entwicklung bis auf den heutigen Tag ausfüllen.

---

[1]) V. Hnatjuk: Do istoriji znosyn ukrajinciv z serbamy, „Naukovyj Zbirnyk v česť M. Hruševśkoho", Lemberg, 1906.

[2]) V. Modzalevśkyj: Z istoriji knyhy na Ukrajini, „Knyhar", Kyjiv, 1918, N 5, S. 235—238.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrh. war für die ukrainische Bevölkerung eine Zeit der ernstesten politischen und kulturellen Krise. Die zentralistische Politik der russischen Regierung arbeitete mit eiserner Konsequenz an der Vernichtung der autonomen Verfassung der Kosaken-Ukraine, und die Reformen der Kaiserin Katharina II. machten aus der Hetmanščyna und der mit dieser eng verbundenen Slobodischen Ukraine gewöhnliche Provinzen des russischen Carenreiches.

Dieser Prozeß der Verschmelzung der Ukraine mit den übrigen Provinzen des russischen Reiches kam sie sehr teuer zu stehen: abgesehen von dem Verluste der politischen Autonomie bekam das Land an Stelle der einstigen wählbaren und ausschließlich aus heimischen Elementen zusammengesetzten Administration und Gerichtsbarkeit eine durchaus bürokratische Verwaltung; dasselbe geschah im kirchlichen Leben, indem hier das Prinzip der Wahl der Geistlichkeit aufgehoben wurde. Die beharrlich durchgeführte Politik der Vernichtung der Ukraine als selbständiger Wirtschaftsorganismus — durch das Verbot der unmittelbaren Handelsbeziehungen mit dem Westen und die zwangsweise Umwandlung der Ukraine in ein ausschließliches Absatzgebiet für die junge russische Industrie — führte den Niedergang des heimischen Kaufmannsstandes, den Verfall der Anfänge einer eigenen Industrie und eine allgemeine Verarmung herbei[3]). Der Übergang der Ukraine aus der Stellung eines autonomen Staatskörpers in die einer gewöhnlichen Provinz zog einen erschreckenden Abgang der kulturellen Kräfte in die gesamtstaatlichen Zentren nach sich, was uns namentlich auf dem Gebiete der Literatur auffällt: begabtere Schriftsteller, wie Ruban, Poletyka, Kapnist, verlegen ihre literarische Tätigkeit nach Petersburg. Bedeutende Maler, wie der auch in Europa bekannte Borovykovškyj und Levyćkyj gehen gleichfalls nach Petersburg und machen sich dort einen Namen nicht mehr als ukrainische, sondern schon als russische Künstler. Aber nirgends vielleicht verriet sich dieser kulturelle Verfall so deutlich wie auf dem Gebiete des nationalen Schulwesens. Noch um die Mitte des 18. Jahrh., und zwar im Jahre 1748, gab es in der Hetmanščyna (vergessen wir nicht, daß hier nur von zwei jetzigen ukrainischen Gouvernements — Černihiv und Poltava — die Rede ist!) gegen 1000 Schulen, so daß auf je 1000 Einwohner eine Schule kam. Am Ende desselben Jahrhunderts ist von diesen Schulen fast keine Spur zurückgeblieben[4])! Zu Beginn des 19. Jahrh. sehen wir

---

[3]) I. Džydžora: Ekonomična polityka rosijškoho pravytelstva suproty Ukrajiny v 1720—1730 rr. „Zapysky Naukovoho Tovarystva im. Ševčenka" Bb. 98, 101, 103 und 105. — Prof. A. Ohloblin, Očerki istorii ukrainskoj fabriki, Kyjiv, 1925, S. 30—47. — Prof. M. Slabčenko, Organisacija hospodarstva Ukrajiny, Bb. III—IV, Odessa, 1923—25.

[4]) A. Lazarevskij: Statističeskija svěděnija ob ukrainskich narodnych školach v XVIII. v. „Osnova" (S. Petersburg), 1862, B. V. Auch bei V. Plarchomenl-ko: Iz istorii narodnago obrazovanija na Ukraině, „Kijevskaja Starina", 1905, B. IX und M. Drahomanov, Okrajiny i centry, „Hromada", N 2, Genf, 1878, S. 396—406.

die Bemühungen um den Wiederaufbau des Volksschulwesens als um ein völlig neues Werk. Schließlich sei daran erinnert, daß die endgültige Gleichstellung der Ukraine mit Rußland auch die Formen der russischen Leibeigenschaft für den ukrainischen Bauernstand im Gefolge hatte.

Wer hätte sich zur Verteidigung der alten Ordnung und der früheren Lebensformen erheben können? Die führende Schicht der Hetmanščyna, der Kosakenadel, war schon von Mazeppas Zeiten her von der Unmöglichkeit eines physischen Widerstandes überzeugt. Er suchte seine privilegierte Stellung auf dem Gebiete des sozialökonomischen Lebens selbst um den Preis politischer Rechte zu retten. In seiner Masse war er bereit, sich mit dem Verluste der Autonomie abzufinden, seitdem ihm die russische Regierung die Rechte des russischen Adels verliehen hatte. Doch wäre es ungerecht, zu verschweigen, daß sich innerhalb dieser durch und durch von Klassenegoismus erfüllten Schicht Männer fanden, welche die Lage des Landes von einem höheren Gesichtspunkte als jenem des engherzigen Klassenbewußtseins zu betrachten imstande waren und die Verteidigung der breiteren Massen des ukrainischen Volkes übernahmen. Sie griffen als erste zu der mächtigen neuzeitlichen Waffe — der Feder des Schriftstellers, und bahnten so der Literatur als Faktor des politischen Lebens einen Weg. Durch den Mund Vasyl Kapnists — desselben, der sich i. J. 1791 an den preußischen Minister Herzberg mit einer geheimen Mission von einer Schar Gleichgesinnter: in Preußen Hilfe gegen die „moskovitische Tyrannei" zu suchen[8], gewandt hatte — protestierten die fortschrittlicheren Kreise des ukrainischen Adels gegen die Einführung der Leibeigenschaft in der Ukraine; durch den Mund Hryhorij Poletykas lehnten sich dieselben Kreise gegen die Vernichtung der eigenartigen Formen des ukrainischen Lebens auf. Sie wurden zu feurigen Vertretern und Wortführern jener Gefühle, welche die damaligen ukrainischen Patrioten angesichts des Unterganges des eigenen Staatswesens bewegten, und ihr Verdienst war, daß sie für die Erhaltung der geschichtlichen Tradition und der Erinnerung an bessere Zeiten ihrer Heimat sorgten. Ihre edlen Bemühungen waren nicht umsonst: die Ideen, welche sie beseelten, reichten der ukrainischen nationalen Wiedergeburt die Hand, die schon inmitten des Dunkels der Vernichtung des alten Regimes aufdämmerte.

Eben zur Zeit, da die russische Regierung das Werk der Zerstörung der Überreste der ukrainischen Autonomie vollendete, erwachte in der ukrainischen Gesellschaft ein erhöhtes Interesse für ihre eigene Geschichte. Man kann diese Erscheinung als charakteristisch für jene Epochen im Leben verschiedener Nationen ansehen,

---

[8]) Dr. B. Dembiński, Tajna misya ukraińca w Berlinie w r. 1791, „Przegląd Polski", Krakau, 1896, B. III. — M. Hruševškyj, Sekretna misija ukrajincja v Berlini r. 1791, „Zapysky Nauk. Tov. im. Ševčenka", B. IX, auch bei Dr. D. Doncov, Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland, Berlin, 1915, S. 69—70.

da diese angesichts der drohenden Vernichtung ihrer historischen Lebensformen seitens stärkerer Nachbarn gleichsam noch mächtiger die Bedeutung der eigenen historischen Tradition empfinden und den Blick rückwärts, in die Tiefe der Vergangenheit gewandt, eben in dieser Vergangenheit eine moralische Stütze, eine rechtliche Grundlage und die Kraft zum Festhalten an ihren sozialen und nationalen Idealen zu finden bemüht sind.

Als leuchtende Kundgebung der von patriotisch-sozialen Gefühlen angehauchten Wiedergeburt des historischen Interesses erscheint die Tätigkeit des soeben genannten Deputats der Katharinischen Gesetzgebenden Kommission des Jahres 1767 Hryhorij Poletyka, des wahrscheinlichen Autors der hervorragenden „Istorija Rusov" (Geschichte der Russen). Jetzt, da die Ukrainische Akademie der Wissenschaften in Kiev einige seiner bisher noch nicht herausgegebenen Reden, Materialien und Aufzeichnungen veröffentlicht hat[6]), erwächst die markante Gestalt dieses Voltaireschen Demokraten, Gegners der Leibeigenschaft und Republikaners, der in dem Wunsche, die Verteidigung der ukrainischen Autonomie auf eine reale Grundlage zu stellen, die Interessen der politischen Freiheit mit jenen der ukrainischen Adelsschicht zu verbinden strebte, vor unseren Augen zu voller Größe.

Der in der „Kijevskaja Starina" veröffentlichte Briefwechsel Poletykas mit seinem Sohne Vasyl', der gleichfalls Historiker war, verschafft uns Eingang in den Kreis der Ideen und Ideale jenes Häufleins aufgeklärter und liberaler ukrainischer Patrioten, in welchem der ukrainische historische Gedanke aufkeimte und zur Entfaltung kam[7]).

Die „Istorija Rusov" wurde den breiteren Schichten viel später bekannt, als sie verfaßt worden war, um nahezu volle 50 Jahre[8]). Dies hinderte sie jedoch nicht, sofort einen mächtigen Einfluß auf die ukrainische Gesellschaft der 30er und 40er Jahre zu gewinnen. Unter ihrer unmittelbaren Einwirkung bildeten sich die genialen Ukrainer Hohol (Gogol) und Ševčenko ihre historische Weltanschauung und verklärten ihre Schilderungen in ihren unsterblichen Schöpfungen. Der berühmte russische Dichter Puškin erkannte mit seiner erstaunlichen Intuition, daß der Verfasser des wunderbaren Buches nicht in dem Bischof Jurij Konyśkyj, wie man anfänglich allgemein angenommen hatte, sondern in einer weltlichen Persönlichkeit mit ausgeprägten ritterlichen Zügen zu suchen sei. Puškin veröffentlichte als erster Bruchstücke aus der „Istorija Rusov" in seinem „Sovremennik" im J. 1836.

---

[6]) Ukrajinśkyj Archeografičnyj Zbirnyk, vydaje Ukrajinśka Akademija Nauk, B. I, Kyjiv, 1926, S. 142—164.

[7]) „Kijev. Starina", 1893, III—VI, X, XI; 1894, IV, VI, X, 1895, V—VII. — V. Horlenko, Iz istoriji južno-russkago obščestva načala XIX. v., ibid., 1893, I, S. 41—76.

[8]) Sie wurde erst im J. 1829 „entdeckt", veröffentlicht aber nur im J. 1846 in den Vorlesungen („Čtěnija") der Russischen Historischen Gesellschaft in Moskau.

E. Hrebinka, I. Sreznevśkyj, N. Kostomarov, P. Kuliš, endlich der Herausgeber der „Istorija Rusov" Prof. O. Bodjanśkyj, sie alle entrichteten der Begeisterung von ihren Konzeptionen ihren Tribut, Bantyš-Kamenśkyj schöpfte aus ihr mit beiden Händen für die zweite Auflage seiner ukrainischen Geschichte, und N. Markovyč stützte seine ganze fünfbändige Geschichte der Ukraine (1842—1843) auf das Material und die Leitgedanken der „Istorija Rusov"[9]). Eben von diesem Buche sagte der deutsche Reisende Kohl: „Sie ist am treuesten und besten geschrieben und dabei so freisinnig, daß sie nie hat zum Drucke gelangen können." Dieses Buch war nach Kohl „am meisten geachtet und geliebt und in vielen Abschriften im ganzen Lande verbreitet." — „Es gibt," fügt er hinzu, „Districte in Kleinrußland, in denen man fast auf jedem Gute ein Exemplar von dieser Geschichte findet."[10])

Die Verteidigung der ukrainischen Autonomie, das Streben nach dem Beweise ihrer rechtlichen Grundlage, der Wunsch, die national-politische ukrainische Tradition zu wahren, was alles wir bei den Begründern der neuen ukrainischen Geschichtsschreibung, bei Hryhorij und Vasyl' Poletyka, bei Jakiv Mych. Markovyč, Vasyl' Lomikovśkyj und Oleksa Martos finden, gehen Hand in Hand mit einem bewußten Liberalismus und Demokratismus, die, wie Drahomanov richtig bemerkt, nicht so sehr auf historisch-nationaler, als auf allgemein-europäischer Grundlage erwachsen sind[11]). In der trauervollen „Ode auf die Sklaverei" (1787) von V. Kapnist, in der Erklärung Vasyl' Poletykas, den die patriotischen Schriften seines Vaters Menschlichkeit und Freiheit lieben gelehrt hatten[12]), in den Betrachtungen Ol. Martos am Grabe Mazeppas über politische Freiheit, Republik und Konstitution[13]) erkennen wir deutlich den Widerhall jener allgemein-freiheitlichen Ideen, welche aus dem Westen in die Ukraine kamen. Hier in der Ukraine verflochten sie sich mit der lokalen Tradition politischer Freiheiten und staatlicher Autonomie.

Sogar in der loyalen „Geschichte Kleinrußlands" von D. Bantyš-Kamenśkyj, die i. J. 1822 erschien und ihre Entstehung dem aufgeklärten und humanen kleinrussischen Generalgouverneur Fürsten Repnin verdankt, können wir Spuren der allgemein-liberalen Ansichten und der humanen Weltanschauung entdecken. Bezeichnenderweise hörte der bereits des öfteren erwähnte deutsche Reisende Kohl auf einer Reise durch die Ukraine i. J. 1838 von Ein-

---

[9]) D. Dorošenko, Istorija Rusov jak pamjatka ukrajinśkoji polityčnoji dumky, „Chliborobśka Ukrajina", B. III., Wien, 1921. — D. Dorošenko, Ohljad ukrajinśkoji istoriografiji, Prag, 1923, S. 47—58.

[10]) I. G. Kohl, Reisen im Innern Rußlands, Dresden u. Leipzig, 1841, B. II., S. 320—321.

[11]) M. Drahomanov, Lysty na Naddniprjanśku Ukrajinu, Wien, 1915, S. 6—15.

[12]) V. Horlenko, op. cit., „Kijev. Star.", 1893, I., S. 52.

[13]) „Russkij Archiv", 1893, B. II., S. 345.

heimischen, daß diese Geschichte in unmittelbarer Beziehung zur Dekabristenbewegung stünde, daß sie angeblich in der Ukraine hätte einen Aufstand entfachen sollen und die glanzvollen Zeiten der Hetmane im schönsten Lichte darstellte[14]).

Die von patriotischen Gefühlen durchglühte und von den liberaldemokratischen Ideen jener Zeit angehauchte historische Überlieferung trug zur nationalen ukrainischen Wiedergeburt bei, die an der Schwelle des 18. und 19. Jahrh. eine mächtige Quelle in jenem Interesse am eigenen Volkstum, an nationalem Leben: Folklore, Sprache und Dichtung, fand, welches die Zeit der Romantik charakterisiert. Im Westen aufgekommen und sich über die slavischen Länder und auch unmittelbar einen Weg in die Ukraine bahnend, fand die Romantik hier einen besonders dankbaren Boden.

Das heroische Kosakenzeitalter, welches in der wunderbaren Volksdichtung seine glänzende Verherrlichung gefunden hat, bot den romantischen Stimmungen und Gedanken besonders reiche Nahrung. Das Kosakentum nahm die Geister der Erforscher der ukrainischen Vergangenheit derart gefangen, daß es alles zurücktreten ließ: sowohl die alte Fürstenperiode und die litauische Zeit, wie auch die Entwicklung anderer gesellschaftlicher Schichten, als die der Kosaken, überhaupt alle übrigen Äußerungen des geschichtlichen Lebens. Das Kosakentum als Produkt des ukrainischen nationalen Geistes, als Personifizierung der freiheitlichen Ideale, das Kosakentum, das beim Volke noch in so frischer Erinnerung war und in Tausenden seiner Lieder und Überlieferungen fortlebte, von allem Zauber der Poesie umflossen, fesselte lange Zeit die Aufmerksamkeit der Erforscher der ukrainischen Geschichte, diente allen ihren Untersuchungen zum Inhalt und drückte der ganzen Entwicklung der ukrainischen Geschichtsidee seinen unverkennbaren Stempel auf[15]).

Der bezeichnendste Zug dieser Idee zur Zeit der Romantik war der enge Zusammenhang zwischen dem historischen und ethnographischen Interesse[16]). Fast alle bedeutenderen Vertreter der ukrainischen Geschichtsschreibung in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. waren zugleich auch Ethnographen: Maksymovyč, Sreznevśkyj, Bodjanśkyj, Kostomarov, Kuliš, Markevyč — sie alle waren von ethnographischen Studien ausgegangen, und in ihrem Werke ist vom Anfang bis zum Ende die Geschichte aufs engste mit der Ethnographie verflochten[17]). Dabei geht in ihnen das Interesse für das

---

[14]) I. G. Kohl, op. cit., S. 320.

[15]) Eine Geschichte der ukrainischen Kosaken auf dem Grunde der Volkslieder versuchte Kostomarov in seiner Arbeit: Istorija kozačestva v južno-russkich narodnych piesnjach, „Russkaja Mysl", 1880—1883, zu geben.

[16]) N. Kostomarov, Ob otnošenii russkoj istorii k etnografii, Sobranje Sočiněnij, B. I., 1903.

[17]) Darüber eingehender: A. Pypin, Istorija russkoj etnografii. B. III. Etnografija malorusskaja. Petersburg, 1891. Auch bei O. Ohonovśkyj, Istorija literatury ruśkoji, B. VI., Lemberg, 1894. Über das Wesen der ethnographischen Methode in der Geschichtsschreibung vgl. D. Dorošenko, Ohljad istoriografiji, S. 80—114.

eigene ukrainische Volkstum Hand in Hand mit dem Interesse für das Slaventum überhaupt.

Die Wiedergeburt der benachbarten slavischen Völker, in erster Linie der Čechoslovaken und dann der Südslaven, übte einen wohltätigen Einfluß auf die ukrainische Wiedergeburt aus. Sie spornt die Ukrainer an, beflügelt sie, gibt ihnen eine neue ideelle Begründung, weist ihnen schöne Vorbilder[18]).

Die volkstümlichen Studien enthüllten der gebildeten Gesellschafft den Reichtum der Volksseele, und die historischen Forschungen machten sie mit der großen Vergangenheit des Volkes bekannt. Aber die lebendige zeitgenössische Wirklichkeit stand in krassem Widerspruch zu Poesie und Geschichte: die Leibeigenschaft lastete auf der Masse des Volkes, führte ihren moralischen und kulturellen Niedergang herbei. Das bürokratische Regime lähmte jede Äußerung einer bürgerlichen Selbsttätigkeit. Der Widerhall der revolutionären Bewegungen im Westen und die Losungen eines utopischen Sozialismus gelangten in die Ukraine und fanden hier einen günstigen Boden in der oppositionellen Stimmung der jüngeren Kreise der Gesellschaft. Zur Zeit, da das Gespenst der sozialen Revolution auf die ältere Generation in dem Sinne einer Versöhnung mit der Regierung und deren Zentralisationspolitik einwirkte, riefen die revolutionären Losungen unter der Jugend, namentlich der dem niederen und verarmten Adel entstammenden, einen anderen Eindruck hervor.

Die Ideologie der politischen ukrainischen Gesellschaft, die unter dem Namen „Kyrillo-Methodianische Brüderschaft" um die Mitte der vierziger Jahre in Kiev entstand, verrät deutlich die Einflüsse der westeuropäischen revolutionären Ideologie der dreißiger und vierziger Jahre[19]).

Wenn wir dies alles in Erwägung ziehen, so verstehen wir, warum der Ethnographismus in der ukrainischen Geschichtsforschung sachte und unmerklich in die sog. „volkstümelnde" Richtung übergeht. Die Beschäftigung mit der Volksdichtung und den nationalen Gebräuchen führt zu tieferen Betrachtungen über die historischen Ursachen der sozialen und wirtschaftlichen Not der Volksmassen. Das ganze historische Interesse beginnt sich der Erforschung dieser Ursachen, der Geschichte der elementaren Bewegungen des Volkes zur Verteidigung seiner Freiheit und sozialökonomischen Interessen zuzuwenden. Die politischen Ideale und Bestrebungen der führenden Gesellschaftsschichten, ihr Trachten nach dem Wiederaufbau des eigenen Staates, die kulturell-nationalen Bestrebungen — all dies tritt zurück vor dem Interesse für die Äußerungen revolutionärer Strömungen innerhalb des Volkes, ohne Rücksicht darauf, ob diese

---

[18]) A. Pypin, op. cit. — N. Petrov, očerki istorii ukrainskoj literatury XIX v., Kyjiv, 1884.

[19]) V. Ščurat, Osnovy Ševčenkovych znosyn z polakamy, „Zapysky Naukovoho Tov. im. Ševčenka", B. 119—120. — O. Doroškevyč, Ševčenko i Petraševci v 40ch rr. „Ševčenko ta joho doba", Kyjiv, 1926, B. II.

Strömungen gegen die Fremdherrschaft gerichtet waren und so der allnationalen Sache dienten, oder ob sie sich gegen die eigenen Führer wandten und damit diese Sache schwächten und zunichte machten. Indem er das Volk als Träger der Begriffe einer „höheren Wahrheit" innerhalb der sozialen Verhältnisse, für welche die von ihrem Klassenegoismus verblendeten führenden Schichten das Gefühl eingebüßt hatten, ansah, verlor der Historiker der volkstümelnden Richtung das Verständnis für jene politischen Bestrebungen, die den breiten Volksmassen unverständlich waren und große Opfer und Kräfteanspannung von ihnen forderten.

Diese Ansichten treten in den Schriften N. Kostomarovs (1817—1885), des begabten Historikers und Anhängers der ethnographischen Methode in der Geschichtsschreibung, deutlich hervor: ihn ziehen am meisten jene Momente in der ukrainischen (sowie auch in der russischen) Geschichte an, wo die breiten Volksmassen im Vordergrunde stehen; elementare nationale Bewegungen, blutige Aufstände, die Zeit Chmelnyćkyj's, der Aufstand Stefan Razin's — das ist es, was Kostomarov mit Vorliebe in seinen Monographien darstellt, wobei er sogar die eigentlichen Führer der Bewegungen übergeht und jene historischen Faktoren, welche in ihrer Politik nicht in einer Linie mit den Wünschen und Idealen des Volkes gingen, negativ einschätzt[20]).

Es ist gewiß, daß diese Begeisterung von den nationalen Bewegungen ohne tiefere Analyse der sozialen Dynamik der alten Ukraine und der wirtschaftlichen Grundlagen ihrer Entwicklung (was zu Kostomarov's Zeiten noch ein Werk der Zukunft war) zu einer einseitigen Vorstellung von dem ukrainischen historischen Prozeß führte. Die Idealisierung der anarchistischen Kosakenfreiheit ließ die staatsbildenden, aufbauenden Elemente der ukrainischen Geschichte übersehen und verhinderte eine richtige Einschätzung ihrer Bestrebungen. Die ukrainische Geschichte verwandelte sich in eine Geschichte ewiger Aufstände einer ewig empörten Volksmasse, deren Führer selber nicht wußten, was sie wollten, da sie keine einigermaßen beständige, ausgeprägte politische Ideale hatten. Der von Bohdan Chmelnyćkyj geschaffene Ukrainische Kosakenstaat wurde von einem solchen Gesichtspunkte aus als ein völlig lebensunfähiges Gebilde angesehen, da in ihm der egoistische Kosakenadel zur Herrschaft gelangte, der alle politischen Rechte an sich riß und die Volksmassen unterjochte.

Alle starken, aber zugleich auch alle schwachen Seiten der volkstümelnden Richtung der ukrainischen Geschichtsschreibung kamen mit besonderer Stärke in der weiteren Entwicklung der ukrainischen Geschichtsidee zum Ausdruck, als zu Beginn der sechziger Jahre eine so hervorragende Kraft wie der Kiever Universitätsprofessor V. Antonovyč (1834—1908) auf ihrem Horizont auftauchte. Die Tätigkeit Antonovyč's ist für die Entwicklung des ukrainischen

---

[20]) D. Dorošenko, Ohljad, S. 102—104.

Nationalbewußtseins noch in einer anderen Beziehung von besonderer Bedeutung. Hatten bis dahin Repräsentanten des niederen und mittleren Adels der linksufrigen Ukraine die führende Rolle im ukrainischen nationalen Leben inne, so betritt in der Person Antonovyč's und zugleich mit ihm einer ganzen Reihe seiner nahen Landsleute und Gesinnungsgenossen eine Gruppe von Abkömmlingen des polonisierten ukrainischen Adels der rechtsufrigen Ukraine den politischen Kampfplatz. Dieses Ukrainophilentum des polonisierten Adels aus der rechtsufrigen Ukraine hat fast dieselben Wurzeln wie das Ukrainophilentum der russifizierten linksufrigen Ukrainer. Die angeborene Anhänglichkeit an die engere ukrainische Heimat, der Eindruck ihrer herrlichen Natur und reichen Volkspoesie, all dies schuf, wie wir wissen, unter dem Einflusse der Ideen der Romantik gegen Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrh. eine ganze sog. ukrainische Schule in der polnischen Literatur[21]). Malczewski, Czajkowski, Zaleski, später Soszczyński waren ihre typischen Vertreter. Auch der geniale Słowacki erlegte dieser Richtung seinen Tribut. Allein die Liebe zur ukrainischen Natur, die Idealisierung des einstigen Kosakentums, die Nachdichtung von Motiven der ukrainischen Volkspoesie — all dies wurde bei den Dichtern der „ukrainischen Schule" mit den Traditionen des polnischen Adels und dem Patriotismus für das historische Polen verknüpft. Der in den Ideen der französischen Befreiungsphilosophie des 18. Jahrh. erzogene und aus sich selbst heraus zur Überzeugung von seiner „Schuld" vor dem Volke gelangte Antonovyč wagte den entscheidenden Schritt und überbrückte die tiefe Kluft, welche die polnische Geschichtsideologie und die ukrainische demokratische volkstümelnde Bewegung voneinander trennte. Er ging geradewegs ins ukrainische Lager über. Seine berühmte, in dem Organ der ukrainischen Volkstümler, der Petersburger Monatsschrift „Osnova" (1862, B. I), abgedruckte „Beichte" wurde zum gesellschaftlichen und nationalen Credo der ganzen Gruppe von Personen, die gleichzeitig mit ihm aus dem adlig-polnischen ins national-ukrainische Lager übergegangen waren[22]). Diese bezeichnende Ideenbewegung erfaßte nicht den ganzen polonisierten Adel in den ukrainischen Provinzen des einstigen historischen Polens — dem Kieverland, Wolhynien und Podolien —, allein sie fesselte eine Reihe ideal veranlagter und hochbegabter Individuen an sich, welche der Schatzkammer der ukrainischen Kultur wertvolle Bereicherungen brachten und in jeder folgenden Generation der Adelskreise in der rechtsufrigen Ukraine Nachahmer fanden.

---

[21]) Über sog. „Ukrainische Schule" in der polnischen Literatur ausführlich s. M. Močulśkyj, Ukrajinška škola, umovyny jiji pojavy v polśkij literaturi, „Ukrajina" (Kyjiv), 1917, B. 1—2. Auch bei H. P. Daškevyč, Otčet o 29 prisuždeniji nagrad grafa Uvarova, S. Petersburg, 1888.

[22]) Akad. S. Jefremov, Pered sudom vlasnoji sovisty, „Zapysky Istoryčno. — Filolog. Viddila Ukrajin. Akad. Nauk", B. V, Kyjiv, 1924. — M. Hruševśkyj, Osnovni ideji tvorčosty i dijalnosty Antonovyča, „Zapysky Ukrajin. Naukovoho Tovarystva", B. III, Kyjiv, 1909.

In den Arbeiten Antonovyč's fand die Geschichte der polnisch-ukrainischen Beziehungen, die den Inhalt der Geschichte des ukrainischen Lebens am rechten Ufer des Dnjeprs seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. bis auf unsere Tage ausmacht, zum ersten Male ihre auf eine Fülle von Urkundenmaterial des Kiever Zentralarchivs gestützte wissenschaftliche Darstellung. Dieselben Ideen, welche Antonovyč in der „Beichte" ausgesprochen hatte, schwebten ihm auch in seiner wissenschaftlichen Arbeit vor: die ukrainische Geschichte war in seinen Augen die Geschichte eines von seinen führenden Schichten im Stich gelassenen Volkes, welches in seinen Ansichten und Begriffen von religiösen, politischen und sozialen Verhältnissen fremden, von dem aristokratischen, adlig-jesuitischen Polen in die Ukraine gebrachten Formen zu leben gezwungen war. Daher die ständige nationale Reaktion in Gestalt der Kosakenaufstände und Hajdamakenbewegungen, daher der Jahrhunderte währende blutige Kampf, der für die ukrainischen Massen mit ihrer endgültigen Unterjochung durch den Erbfeind — das adlige Polen — endete, welches sein sozialökonomisches und kulturelles Übergewicht auch nach dem Untergang des Polenreiches, innerhalb der Grenzen des Russischen Carenreiches, bewahrte.

Die volkstümelnde Richtung mit ihrer Idealisierung des Kosakentums, der grundsäßlichen Feindschaft gegenüber dem Polentum und der unklaren Einstellung gegenüber dem Russentum gelangte seit Beginn der 60er Jahre des 19. Jahrh. zur unumschränkten Herrschaft in der ukrainischen Geschichtsschreibung und stieß nur in den talentvollen Schriften P. Kuliš's (1819—1897) gegen Ende der 60er Jahre auf eine heftige Reaktion gegen sich[23]). Diese allen durch die volkstümelnde Weltanschauung geheiligten Ansichten widersprechende Reaktion fand jedoch unter der damaligen Gesellschaft nicht die entsprechende Stütze und rief keinen wohlwollenden Widerhall hervor. Im Gegenteil: Kuliš, der mit einer scharfen Verurteilung des Kosakentums als kultur- und staatsfeindlichen Elementes in der ukrainischen Geschichte hervorgetreten war, der die historische Rolle Polens in den ukrainischen Ländern als Kulturträgertum auffaßte und die Vereinigung der Ukraine mit Moskau um die Mitte des 17. Jahrh. mit Rücksicht auf die angebliche völlige Unfähigkeit der Ukraine, ihre Geschicke selbst zu lenken, für einen Akt unumgänglicher historischer Notwendigkeit erklärte, stieß auf die einmütige Entrüstung der ganzen ukrainischen Gesellschaft. Dadurch erbittert und gereizt, ging er in seiner Negierung des Kosakentums immer weiter und weiter, indem er mit ungewöhnlicher Schärfe über solche Vertreter der ukrainisch-nationalen Weltanschauung wie Ševčenko und Kostomarov herfiel. Indem er seine Folgerungen ad absurdum fortführte und mit allen seinen Freunden und einstigen Gesinnungsgenossen brach, fand Kuliš zu seiner Zeit weder Verständnis noch die gebüh-

[23]) Pervyj period kozactva, „Pravda" (Lemberg), 1868; Istorija vozsojedinenija Rusi, 3 Bb., S. Petersburg, 1874—77; Otpadenije Malorossii ot Polši, 3 Bb., Moskau, 1888—89.

rende Anerkennung auch für viele seiner richtigen und sehr wertvollen historischen Wahrnehmungen, z. B. über den Ursprung des Kosakentums und dessen erste Zeiten, über die Rolle des ukrainischen Bürgertums in dem kulturell-religiösen Kampfe gegen den lateinisch-polnischen Ansturm in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., über die Rolle des ukrainischen Adels in diesem Kampfe u. ä.[24]). Kuliš blieb abseits der allgemeinen Entwicklung der ukrainischen Geschichtsidee, verkannt und vergessen, und erst in der Gegenwart beginnt diese originelle und bedeutende Gestalt in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich zu lenken[25]).

Die Zuwendung des historischen Interesses der Erforschung des inneren Lebens, namentlich der sozialen Verhältnisse, brachte der ukrainischen Geschichtswissenschaft reiche Ergebnisse. In Institutionen wie der Kiever Archäographischen Kommission, der Gesellschaft des Chronisten Nestor in Kiev, der Historisch-philologischen Gesellschaft in Charkiv, der Zeitschrift „Kijevskaja Starina" konzentriert, konnte sich die ukrainische Geschichtsforschung am Ausgang des 19. Jahrh. bereits sehr ansehnlicher Errungenschaften rühmen: in den Arbeiten V. Antonovyč's, Or. Levyćkyj's, J. Kamanin's, J. Šulhyn's war die Geschichte des ukrainischen Adels, Bürgertums und Bauernstandes in der rechtsufrigen Ukraine und die Geschichte der nationalen Bewegungen der Kosaken und Hajdamaken gegen das polnisch-adlige Regime mustergültig bearbeitet. In den Arbeiten A. Lazarevśkyjs, A. Jefymenko's, D. Bahalij's, N. Vasylenko's und anderer hatte die Geschichte der linksufrigen Ukraine, ihrer Besiedlung, der Evolution der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, der einzelnen Stände: des Adels, Bürgertums, Kosakentums und Bauernstandes, der ukrainischen Städte und der in der ganzen Anordnung des ukrainischen Lebens eine grundlegende Rolle spielenden Bodenbesitzverhältnisse ihre eingehendste Darstellung gefunden.

In den Arbeiten von Antonovyč's Schülern: N. Daškevyč, P. Holubovśkyj, P. Ivanov, D. Bahalij, N. Molčanovśkyj, M. Hruševśkyj, N. Storoženko, M. Dovnar-Zapolśkyj, V. Danylevyč, J. Lynnyčenko, V. Laskorońskyj war wiederum die Geschichte einzelner Gebiete der alten fürstlichen Ukraine und die Geschichte des litauisch-russischen Großfürstentums mit erschöpfender Vollständigkeit behandelt.

Aber dieses imposante Bild der geleisteten Arbeit entbehrte nicht der Schattenseiten, welche sich organisch aus dem innersten Wesen der volkstümelnden Weltanschauung, von deren Geiste diese ganze wissenschaftliche Arbeit geleitet war, ergaben.

Indem sie für die Unterjochung und den kulturellen Niedergang des ukrainischen Volkes ausschließlich die eigenen führenden Schich-

---

[24]) Über Kuliš's historische Anschauungen s. D. Dorošenko, P. Kuliš, Leipzig, 1922, S. 151—182.

[25]) D. Dorošenko, Kuliš im Lichte der neuen Forschungen, „Zeitschrift für Slavische Philologie" (im Druck).

ten — auf dem linken Ufer die höheren Stände der Kosaken, auf dem rechten den Adel — verantwortlich machte, sprach die ukrainische Historiographie in der Person A. Lazarevškyjs und seiner Schule der politischen und kulturellen Aufbauarbeit der Hetmanenzeit jede positive Bedeutung ab und strich die eigenen nationalstaatlichen Traditionen aus[26]). Die Geschichte der Ukraine wurde zu einem unbeschriebenen Blatt Papier, dem erst die unerforschbare Zukunft irgendeinen Inhalt geben sollte.

So verwarf und strich die volkstümelnde Richtung die ganze ukrainische historische Tradition, nicht ahnend, daß sie eben damit die wichtigste Grundlage der nationalen Bewegung untergrabe und die in der Geschichte so oft bestätigte Wahrheit vergessend, daß man die Zukunft einzig und allein auf historischem Untergrund aufbauen kann, daß ein Volk ohne historische Erinnerungen kein Volk ist, und wenn diese Erinnerungen aufhören, ihm heilig zu sein, es des ererbten Namens nicht würdig ist.

Schon Drahomanov, Sozialist und Republikaner aus Überzeugung, bemerkte, daß niemand die ukrainische Geschichte so fälsche wie die Historiker der volkstümelnden Richtung, welche die Verteidiger der ukrainischen politischen Freiheit — wie Mazeppa, Polubotok, Vyhovškyj — in den schwärzesten Farben schildern und dabei jene mit Stillschweigen übergehen, die diese Freiheit vernichteten: den russischen Caren Peter I. und die Kaiserin Katharina II. Er beklagte sich bitter über die ukrainischen Historiker wegen ihrer übermäßigen Neigung, in der eigenen Vergangenheit nur lauter dunkle Flecken ausfindig zu machen und daher ein einseitiges Bild zu liefern[27]).

Die ukrainischen Historiker der volkstümelnden Richtung, die mit der eigenen staatlichen Tradition brachen, dem Staat als solchem gegenüber sich überhaupt indifferent verhielten und selbst kein klar formuliertes nationalpolitisches Programm hatten, verurteilten sich selbst zum Verluste eines klaren Leitgedankens bei der Einschätzung der geschichtlichen Vergangenheit. Aus ihren Arbeiten war schwer irgendeine Synthese zu machen, und es fehlte auch an inneren Beweggründen zu einer solchen. Eben derselbe Drahomanov warf Antonovyč und Daškevyč nicht mehr und nicht weniger als Mangel an Ideengestaltung überhaupt vor[28]). Es ist sicher, daß dies ein ungerechter Vorwurf war, doch sank tatsächlich in den Monographien der Historiker der volkstümelnden Richtung die Vergangenheit der Ukraine allmählich zu einer gewöhnlichen „Landes"-Geschichte herab, die auch in der russischen Historiographie Bearbeitung fand, wo sie Ščapov, Nikitskij, Korsakov und anderen zu ihren Vertretern hatte. Im wesentlichen ging die auf eine selbständige Weltanschauung ge-

---

[26]) Vgl. M. Hruševškyj, „Zapysky Naukovoho Tovarystva imeny Ševčenka", B. 47, S. 4—5. Idem, „Ukrajina" (Kyjiv), 1927, N 4.

[27]) M. Drahomanov, Lysty do I. Franka, B. II, Lemberg, 1908, S. 19.

[28]) Siehe: M. Drahomanov, Čudački dumky pro ukrajinšku nacionalnu spravu, Wien, 1915, S. 35—36.

stützte Besonderheit der ukrainischen Geschichtsschreibung verloren. Wenn auf der einen Seite Kostomarov und sein Nachahmer D. Mordovcev, die in den gleichen Farben die Kosakenaufstände, den Aufstand Stefan Razins und die Hajdamakenbewegungen schilderten, zu Lieblingsautoren des radikal gesinnten russischen Publikums wurden, wenn der hartnäckige Antinormannismus der ukrainischen Historiker in der Frage der Berufung der Waräger und der Anfänge des russischen Staates in den russischen Slavophilen nahebrachte und die traditionelle antipolnische Stimmung in der Art ihrer Äußerung in ihren Schriften mehr als einmal der offiziellen Politik der russischen Regierung in den ukrainischen und weißrussischen Ländern an die Hand ging, so werden die Vorwürfe Drahomanovs für uns verständlich[29]).

Allein die großartige Vorbereitungsarbeit hinsichtlich der Veröffentlichung und Durchforschung der Quellen, der Bearbeitung einzelner Fragen und Perioden der ukrainischen Geschichte hat an und für sich ihren Nutzen gebracht: sie ermöglichte die Aufstellung eines sicheren Ergebnisses und den Versuch einer Gesamtsynthese des ukrainischen historischen Prozesses, die immer dringender von der ukrainischen nationalen Bewegung gefordert wurde, die gegen Ausgang des 19. Jahrh., nachdem sie sich von der allgemein-russischen Reaktion der Regierungszeit Alexanders III. erholt und in der erfolgreichen nationalen Entwicklung der ukrainischen Länder der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Ostgalizien und der Bukowina, eine Stütze gefunden hatte, sich merklich zu kräftigen begann.

Die Einschränkung des Zensurverbotes am Vorabend der ersten russischen Revolution schuf einen günstigen Boden für das Erscheinen von synthetischen Leitfäden der ukrainischen Geschichte, für die monumentale „Geschichte der Ukraine" von Professor M. Hruševškyj, die i. J. 1898 zu erscheinen begann[30]), für seinen „Abriß der Geschichte des ukrainischen Volkes" v. J. 1904 und die „Geschichte des ukrainischen Volkes" von Frau A. Jefymenko v. J. 1906. Das war eine Synthese nicht nur der gesamten wissenschaftlichen Vorbereitungsarbeit ganzer Generationen, sondern auch der ganzen vorangegangenen Entwicklung der ukrainischen Geschichtsidee, seitdem diese mit den Traditionen der Hetmanenzeit gebrochen und die volkstümelnde Richtung eingeschlagen hatte.

„Ich wurde — erzählt Prof. Hruševškyj von sich — in den strengen Traditionen der radikalen ukrainischen volkstümelnden Richtung erzogen, die ihre Ideologie von der Kyrillo-Methodianischen Brüderschaft herleitete und hartnäckig daran festhielt, daß in den Konflikten zwischen Volk und Regierung die Schuld auf seiten der letzteren liege, da das Interesse des arbeitenden Volkes das oberste Gesetz jeder gesellschaftlichen Organisation sei, und wenn sich dieses

[29]) Drahomanov, op. cit., S. 34—35.

[30]) Bis jetzt 8 Bände (bis an J. 1650), Lemberg — Kyjiv — Wien, 1898—1922.

arbeitende Volk in einem Staate nicht wohl fühlt, es das Recht habe, mit ihm abzurechnen[31]). Auf dem Boden der ukrainischen volkstümelnden Richtung stehend, welche, nachdem sie die historische Tradition des ukrainischen Staatswesens ausgelöscht hatte, kein eigenes politisches Ideal auszubilden imstande war, und dafürhaltend, daß die sozialökonomische und nationale Emanzipation des Volkes auch in den Grenzen eines fremden Staatswesens (des russischen und österreichischen) bei entsprechender Umgestaltung dieser Staaten erreicht werden könne, schätzt Hruševškyj die staatlichen Bestrebungen der ukrainischen Fürsten und Hetmane nur gering ein und verurteilt diese, insofern sie um den Preis der sozialökonomischen Schmälerung des Volkes erkauft waren und von diesem Opfer forderten.

Die kolossale und vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus ungemein wertvolle Leistung Hruševškyjs war das letzte Wort und der Abschluß einer langen Periode in der Entwicklung der ukrainischen Geschichtsidee, die sich auf die Voraussetzung stützte, daß die Geschichtswissenschaft den jeweiligen politischen Idealen praktisch dienen solle. Die ukrainische Geschichtsforschung versah in der Person Hruševškyjs getreu diesen Dienst. Allein gegenüber jenen neuen Aufgaben, die das Leben selbst stellte, gegenüber jenen großen historischen Ereignissen, für welche die Revolution der Jahre 1905—1906 bloß den Auftakt bildete, erwies sich dies als zu wenig.

Gerade um die Wende zweier Jahrhunderte — des neunzehnten und zwanzigsten — erwachte zum ersten Male in den jungen Gemütern der Gedanke an die politische Unabhängigkeit der Ukraine. Es wurde versucht, diese mit den Anforderungen der ökonomischen Entwicklung zu begründen, sie auf die Dialektik der Lehre Karl Marx' zu stützen[32]). Aber stärker als trockene wissenschaftliche Argumente sprachen zu den Herzen die mehr empfundenen als durchdachten Triebe des geheimen Instinktes der Nation. Ungeachtet dessen fanden hie und da unternommene Versuche, die Fäden der vor langer Zeit zerrissenen historischen Überlieferung aufzunehmen und an die zeitgenössischen Aufgaben anzuknüpfen, keinen nachhaltigen Widerhall, Versuche, in der ukrainischen Geschichte das Streben nach staatlichem Leben aufzudecken: ich meine hiermit die Arbeiten V. Lipinskyj's[33]), welche auf die staatsschöpferischen Bestrebungen Bohdan Chmelnyckyjs und seiner Genossen aufmerksam machten und die positive Rolle des ukrainischen Adels in diesen Bestrebungen enthüllten. Das durch den Krieg und die Revolution an die

---

[31]) Siehe Sammelwerk „Boritesja-poborete", N 1, Wien, 1920, S. 12.

[32]) Die erste Arbeit in dieser Richtung wurde von J. Bačynškyj: Ukraina irredenta (Lemberg, 1895) verfaßt.

[33]) Die bedeutenderen Arbeiten Lipinškyj's waren: Szlachta na Ukrainie. Udział jej w życiu narodu ukraińskiego. Krakau, 1909; — Z dziejów Ukrainy, Krakau, 1912. (Ein Teil davon später auch in ukrainischer Sprache erschienen: Ukrajina na perelomi, Wien, 1920); — General artyleriji ruškoho kniazivstva. „Zapysky" (Lemberg), B. 87.

Tagesordnung gerückte Problem der Wiederherstellung des ukrainischen Staatswesens traf die ukrainische Gesellschaft ideell und vor allem praktisch völlig unvorbereitet an.

Mit der Aufgabe der Lösung dieses gewaltigen Problems betraute das Schicksal solche, die den Staat überhaupt als ein notwendiges Übel betrachteten, welches höchstens weitestgehende Veränderungen der gesellschaftlichen und sozialökonomischen Einrichtungen zu lindern imstande seien. Leuten, die die eigenen Staatstraditionen als unnützen archäologischen Plunder verwarfen, kam es zu, die abgerissenen Fäden längst vergessener Erinnerungen zusammenzuknüpfen, indem sie sich bemühten, Ereignisse, die sich vor ihren Augen abspielten, vom historischen Gesichtspunkte aus zu erfassen. Aber erst die tiefe Reue über die versäumten Möglichkeiten, der große Schmerz und die Enttäuschung nach dem schweren nationalen Zusammenbruch des Jahres 1919 bewirkten eine gründliche Umwertung auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens und gleichzeitig auch eine Revision der Ansichten über die historische Vergangenheit, sowie die Richtung des Hauptaugenmerks auf die Erforschung der Äußerungen staatsschöpferischer Bestrebungen und Aufbaubemühungen in dieser Vergangenheit. Die ukrainische Geschichtsidee trat in eine neue Phase ein, die man als eine nationalstaatsschöpferische bezeichnen kann. Jetzt fanden die Arbeiten Lipinskyj's Anerkennung[34]. Sie boten neue Kriterien für die Bewertung der Ereignisse der ukrainischen Geschichte und dienten neuen Studien und Forschungen als Vorbild und Beispiel. Der Ukrainische Kosakenstaat des 17. und 18. Jahrh. wurde zum Gegenstand eingehender Studien eben als uns zeitlich am nächsten stehende Form und Stadium des ukrainischen staatlichen Lebens. Von diesem Gesichtspunkt aus ungemein interessant sind die Studien der Lemberger Gelehrten J. Krypiakevyč[35] und M. Čubatyj[36], des Mitgliedes der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften N. Vasylenko[37], der Mitarbeiter derselben Akademie L. Okynševyč, und Prof. A. Ohloblin[38], des Odessaer Professors M. Slab-

[34] Siehe: J. Krypiakevyč, Ukrajinska istoriografija na perelomi, „Zapysky" (Lemberg), B. 134—135, S. 161—184; V. Zajikin, Ukrainskaja istoričeskaja literatura poslědnich lět, „Na čyžoj storoně", B. XII, Prag, 1925, S. 242—246.

[35] Die Hauptarbeit: Studiji nad deržavoju B. Chmelnyćkoho, „Zapysky" (Lemberg), Bb. 130, 134—135, 136, 138—140, 144—145, 147.

[36] Stanovyšče cerkvy v kozaćkij deržavi, „Bohoslovija", Lemberg, 1926.

[37] Die Forschungen über das Gebiet der Ukraine im 17. Jahrh. (Sammelband Bahalijs, 1927, und Sammelband „Černyhiv", 1928) über Rechtslage der Ukraine u. a. in den Mitteilungen der Sozialökon. Abteil. der Ukr. Akad. der Wissenschaften.

[38] Über den Rat der Standespersonen in der Hetmanščyna („Ukrajina", 1924, IV) und den obersten Rat („Die Arbeiten der Sozialökonomischen Abteilung der Ukr. Akademie der Wissenschaften", B. II) von L. Okynševyč, Geschichte des Fabrikwesens in der Hetmanščyna von Prof. A. Ohloblin (2 Bb., Kyjiv 1925).

čenko[39]), der Nižyner Professoren M. Petrovškyj und A. Jeršov[40]). Die Fragen betreffend die staatsrechtlichen Normen des Hetmanenstaates, ihre staatlichen Einrichtungen, das Gerichtswesen, die Finanzen, die Stellung der Kirche — fanden gründliche und erfolgreiche Bearbeitung in den Untersuchungen der genannten Gelehrten. Der in demselben Sinne die Geschichte der Zeit Bohdan Chmelnyćkyj's bearbeitende Lemberger Professor St. Tomašivškyj[41]) machte auch auf ein Stadium des ukrainischen Staatswesens, das im 13. und 14. Jahrh. unter dem Namen eines Galizisch-Volodymyrschen Königreiches existierte, sowie auf die ihm im ukrainischen historischen Prozeß zukommende Bedeutung aufmerksam[42]).

Es bleibt zu erwarten, daß diese neue Wendung innerhalb der Interessen der wissenschaftlichen Forschung, entsprechend den Aufgaben des historischen Moments, der ukrainischen Geschichtsschreibung großen Nutzen bringen und zur Schaffung einer Synthese zwischen den früheren und den gegenwärtigen Bemühungen des ukrainischen Volkes um eine bessere Zukunft beitragen wird.

---

[39]) Geschichte der Organisation der Volkswirtschaft in der Hetmanščyna, 4 Bb., Odessa 1922—25.

[40]) Historiographische Untersuchungen und and. in den Mitteilungen des Institutes für Volksbildung in Nižyn, Bb. VI—VII u. a.

[41]) Hauptarbeiten über B. Chmelnyćkyj's Zeit: Narodni ruchy v Halyćkij Rusy 1648 r., Lemberg, 1898; Peršyj pochod Chmelnyćkoho v Halyčynu, Lemberg, 1914; Odyn moment pid Zborovom 1649 r., Lemberg, 1914; Vatykanški materijaly do istoriji Ukrajiny, Lemberg, 1919; Do istoriji perelomu Chmelnyččyny, „Jubilejnyj Zbirnyk Bahalija", Kyjiv, 1927.

[42]) St. Tomašivškyj, Ukrajinška istorija. Starynni i seredni viky, Lemberg, 1919.

DIE DEKABRISTEN IN IHRER BEZIEHUNG ZU WESTEUROPA

(Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung des Dekabristenaufstandes vom 14./26. Dezember 1825.)

Von
Dr. Eugenie Salkind (Berlin).

Einleitung.

Die Dekabristenbewegung hat in der russischen Kultur- und politischen Geschichte des 19. Jahrh. eine bedeutende Rolle gespielt. Die Dekabristen, die Teilnehmer des Aufstandes vom 14./26. Dezember 1825, hatten versucht, während des Interregnums, das nach dem Tode Alexanders I. entstand, durch eine Militärrevolte einen Umsturz herbeizuführen, um mit Hilfe liberaler politischen und sozialen Reformen Rußland neu zu gestalten. Bekanntlich scheiterte dieser Versuch: der Aufstand auf dem Petersburger Senatsplatz wurde von der Regierung Nikolaus' I. fast mühelos unterdrückt.

Jedoch war die Dekabristenbewegung, als eine aus der historischen Vergangenheit Rußlands durchaus begreifliche und zugleich folgenreiche Erscheinung, für den weiteren Gang des russischen gesellschaftlichen Lebens von ausschlaggebender Bedeutung: hiermit war der Anfang des Kampfes der liberalen russischen Intelligenz gegen den Absolutismus angekündigt; die führende Rolle in diesem Kampfe ging im Laufe der Jahrzehnte von den Dekabristen, Vertretern der russischen Aristokratie und des Militäradels, zu den „Raznočincy", der bürgerlichen Intelligenz, über; allmählich wurden auch die Arbeitermassen in die revolutionäre Bewegung einbezogen, bis endlich die Februarrevolution von 1917 den langersehnten Sieg über den Carismus mit sich brachte. Den Generationen der russischen Revolutionäre diente der kühne Versuch der Dekabristen als leuchtendes Beispiel: Vertreter der verschiedenen politischen Richtungen, wie Alexander Herzen, der liberale Oppositionär, oder G. Plechanov, Begründer der russischen Sozialdemokratie, haben in ihren bekannten Reden und Aufsätzen die Bedeutung des Dekabristenaufstandes hervorgehoben.

Ich will hier nicht die äußere Geschichte der Dekabristenbewegung, noch weniger den Aufstand vom 14. Dezember darstellen: diese Ereignisse haben bereits auch in der deutschen historischen Litera-

tur genügend Beachtung gefunden[1]. In der vorliegenden Abhandlung soll vielmehr versucht werden, den geistigen und politischen Werdegang des Dekabristenkreises zu verfolgen und im besonderen die mannigfaltigen westeuropäischen Einflüsse, die diese Entwicklung gefördert hatten, zu untersuchen.

Die Annäherung Rußlands an Westeuropa, die, von Peter d. Gr. eingeleitet, im Laufe des 18. Jahrh. eine rasche Entwicklung nahm, hat am Anfang des 19. Jahrh. zur Zeit der Regierung Alexanders I. einen Höhepunkt erreicht. Die gebildete russische Jugend dieser Epoche hatte ihre geistige Entwicklung wie ihre liberalen politischen Ansichten dem Einflusse Westeuropas zu verdanken. Die Dekabristen, in deren Reihen sich fast alles versammelte, was sich durch Talent, Bildung, idealistische Gesinnung auszeichnete, dürfen als bedeutendste Vertreter dieser geistig hochstehenden Schichten bezeichnet werden. Dadurch läßt sich wohl auch das ausnehmende Interesse der russischen Forschung für die Dekabristenbewegung erklären; doch wird in den zahlreichen Untersuchungen, die den Dekabristen gewidmet sind, ihrem Verhältnis zu Westeuropa wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Vielmehr steht gewöhnlich die Geschichte der Geheimbünde und der dramatische Höhepunkt der Bewegung — der Aufstand auf dem Senatsplaß — im Vordergrund des Interesses[2].

Die Dekabristenforschung wurde besonders in den leßten Jahren, als gelegentlich des 100jährigen Jubiläums des Aufstandes eine Reihe von Untersuchungen, Darstellungen usw. erschien, außerordentlich bereichert. Von den Veröffentlichungen sind in erster Linie die sechs bisher erschienenen Bände des Zentralarchivs „Aufstand der Dekabristen. Materialien“ (Staatsverlag, Leningrad, Bd. I, II, III, IV, V und VIII, 1925—27, russisch) zu nennen. Der außerordentliche Wert dieser Publikation liegt darin, daß sie das wichtigste Quellenmaterial, das bisher nur wenigen Historikern zugänglich war — die schriftlichen Aussagen der Dekabristen in der Untersuchungshaft — bringt. In diesen Aussagen sprechen die Dekabristen u. a. von den Eindrücken, die sie empfangen und die sie bewogen hatten, den Geheimbünden beizutreten. Die vorliegende Untersuchung ist hauptsächlich auf dieser wertvollen Veröffentlichung aufgebaut[3]; ferner

---

[1] Von den deutschen Untersuchungen ist in erster Linie das Werk von Th. Schiemann „Geschichte Rußlands unter Nikolaus I.“ zu nennen. Die Bedeutung der Dekabristenbewegung wird jedoch von Schiemann unterschäßt: er spricht von ihr als von einer „ins Abenteuerliche aufgebauschten Verschwörung“ (Bd. I, 487).

[2] Mit der Dekabristenbewegung haben sich besonders die russischen Historiker Bogdanovič, Semevskij, Dovnar-Zapolskij, Pavlov-Silvanskij, Ščegolev, Streich u. a. befaßt. Die grundlegende Arbeit von Semevskij „Die sozialen und politischen Ideen der Dekabristen“ (Pet. 1910, russisch) beschäftigt sich noch am meisten mit den westeuropäischen Einflüssen, doch führt Semevskij leßten Endes die Entstehung der Bewegung auf die russischen Verhältnisse zurück.

[3] In den Anmerkungen wird sie kurz als „Materialien“ bezeichnet.

liegen ihr der Bericht der Untersuchungskommission, die zahlreichen Memoiren, Briefe und Arbeiten der Dekabristen, sowie viele russische und einige deutsche und französische Untersuchungen und Darstellungen zugrunde.

Quellenverzeichnis.

Quellen:

1. Bericht der zur Ausmittlung übelgesinnter Gesellschaften in Rußland niedergesetzten Untersuchungskommission. S.-Pet. 1826. (Deutsch.)
2. Wosstanje dekabristov. Materialy (Aufstand der Dekabristen. Materialien), Zentrarchiv, Staatsverlag, Leningrad, Bd. I 1925, Bd. II 1926, Bd. III und VI 1927, Bd. VIII 1925.
3. Iz pisem i pokazanij dekabristov (Aus den Briefen und Aussagen der Dekabristen), Borozdin, Pet. 1906.
4. Dekabrist Pestel pered Verchovnym ugolovnym Sudom (Der Dekabrist P. vor dem Hohen Strafgericht). N. Pavlov. Silvanskij, Byloe 1906, Nr. 2, 3 u. 4.
5. Pestels „Russkaja Pravda“ (Russisches Recht), Petersb. 1906.
6. Nikita Murav'evs Konstitutionsprojekt, „Biblioteka Dekabristov“, 1907, 4. (Russ.).
7. Archiv brat'ev Turgenevych (Archiv der Brüder Turgenev), Petersb. 1913, 1.—5. Bd.
8. Archiv dekabrista (Kn. Volkonskogo). (Archiv des Dekabristen-Fürsten Volkonskij), Pet. 1922, Bd. I.
9. Katechismus und Aufruf von Sergej Murav'ev-Apostol. (Bei Th. Schiemann „Die Ermordung Pauls und die Thronbesteigung Nikolaus“, Berlin 1902).
10. Priloženije k dokladu Sledstvennoj Kommissii. (Beitrag zum Berichte der Untersuchungskommission) Russkij Archiv 1875, 4.
11. Donesenija Peterburgskoj policii (Berichte der Petersburger Polizei), Russkaja Starina 1881 (russ.).
12. Pis'ma Ryleeva (Briefe Ryleevs), Biblioteka Dekabristov, Pet. 1907, 3.
13. Mémoires sécrètes sur la Russie, Paris 1802, III.
14. Nikolaj Turgenev: Rußland und die Russen, 3 Bde., Grimma 1847.
15. Jakuškin: Zapiski (Aufzeichnungen), Leipzig 1874, 2. Aufl. Moskau 1905.
16. S. Volkonskij: Zapiski (Aufzeichnungen), Pet. 1902.
17. Von Vizen (Wiesen): Zapiski (Aufzeichnungen), Bibl. Dek., Pet. 1907, 4.
18. Aleksander Murav'ev: Zapiski (Aufzeichnungen), Pet. 1922 (franz. bei Schiemann: Ermordung Pauls usw.).
19. Zavališin: Zapiski dekabrista (Aufzeichnungen eines Dekabristen), 2 Bde., Spb. 1908.
20. F. Vigel (Wiegel): Zapiski (Aufzeichnungen), Moskau 1865.
21. Michail Bestužev: Vospominanija (Erinnerungen), Russkaja Starina, 1881.
22. Vospominanija liceista. (Erinnerungen eines Lyceisten.) Russkij Archiv, 1866.
23. A. Belaev: Vospominanija (Erinnerungen), Russkaja Starina, 1881, XXX, XXXI, XXXII.
24. Sbornik Imperatorskogo Istoričesk. Obščestva, Bde. 78 u. 119 (russ.).
25. Baron Rosen: Zapiski Dekabrista (Aufzeichnungen eines Dekabristen). Leipzig 1870, russ.

26. Fürst Trubeckoj: Memoiren, Pet. 1906 (russ.).
27. Gangeblov: Zapiski (Aufzeichnungen), Russkij Archiv, 1886, 6 (russ.).
28. E. Obolensky, Fürst: Mon Exil en Sibérie, Leipzig 1862.
29. Basargin: Zapiski (Sammelband), „19-yj vek" (Das 19. Jahrhundert"), herausgegeben von Bartenev, Pet. 1872.
30. Gorbačevskij: Zapiski (Aufzeichnungen), Russkii Archiv, 1882, 1.
31. Von der Brüggen: Zapiski (Aufzeichnungen), Russkaja Starina 1903, III.
32. Vospominanija (Erinnerungen), von Karolina Pavlova, Russkij Archiv, 1875, 3.
33. Pis'ma gen. Wasilčikova k knjazju Volkonskomu (Briefe von Gen. Vasilčikov an den Fürsten P. Volkonskij), Russkij Archiv, 1875, 3.
34. Zapiska o kramolach vragov Rossii (Memorandum über die Ränke der Feinde Rußlands), Russkij Archiv, 1868.
35. Zapiska o tajnych občestvach v Rossii (Memorandum über die Geheimges. i. Rußland). Russkij Archiv 1875, 3 (russ.).
36. „Freimüthige Blätter für Deutsche etc." von Duncker, Humblot herausgegeben 1815, Heft 4 und 5. (Statuten des Tugendbundes.)
37. Basargin: Vospominanija ob učebnom zavedenii dlja kolonnovožatych (Erinnerungen an die Schule der Kolonnenführer). Russk. Archiv 1868.
38. Destutt de Tracy: „Commentaires sur l'esprit des lois de Montesquieu". Paris 1819.
39. Benjamin Constant: Commentaire sur l'ouvrage de Filangieri. Paris 1822.
40. Baron d'Holbach: Système de la nature. London 1774.
41. De Lolme: La constitution de l'Angleterre, 2 Bde.
42. Nečto o carskoselskom Licee i o duche onogo. Donos 1826 ili 27 goda. (Über das Lyzeum v. Zarskoje Selo und seinen Geist. Geh. Bericht aus d. J. 1826 oder 1827.) Russkaja Starina 1877, 4.
43. Dufau, Duvergier et Gaudet: Collection des constitutions. Paris 1822.
44. Nikolaus I., Zapiski (Aufzeichnungen) (über den 14. Dezember 1825), Leningrad, Krasnyj Archiv 1925.
45. „Zur Kritik des Berichtes der Untersuchungskommission" von Lunin und Murav'ev (Nikita), London 1862, russ.
46. Proekt ustava Ob-va, učreždenija učilišč po metode vzaimnogo obučenija etc. (Projekt der Statuten einer Gesellschaft zur Gründung der Schulen nach der Methode des gegenseitigen Unterrichts), Russkaja Starina 1881, XXX, russ.
47. Aus der Dekabristenzeit (Erinnerungen hoher russischer Offiziere), Hamburg 1907 (Auszüge aus den Memoiren Jakuškins, Trubeckojs, Obolenskijs, Volkonskijs u. a. in deutscher Übersetzung).

Darstellungen und Untersuchungen.

1. Bogdanovič: Istorija carstvovanija Aleksandra I-go (Geschichte der Regierung Alexanders I.), Pet. 1881, Bde. V und VI.
2. Theodor Schiemann: Geschichte Rußlands unter Nikolaus I., I. Band.
3. A. Pypin: Obščestvennoe dviženie v Rossii pri Aleksandre I (Die soziale Bewegung in Rußland zur Zeit Alexanders I.) (Pet. 1900, russ., deutsche Übersetzung von Minz.)
4. V. Semevskij: Obščestvennye i političeskie idei dekabristov. (Die sozialen und politischen Ideen der Dekabristen), Pbg. 1910.
5. Sergius Swatikoff: Die Entwürfe der Änderung der russischen Staatsverfassung (Diss., Heidelberg 1904).

6. Großfürst Nikolai Michailovič, Kaiser Alexander I., Pbg. 1912.
7. Bernhardi: Geschichte Rußlands, III. Band.
8. Šilder: Alexander I. (IV. Bd.) u. Nikolaus I. (I. Bd.), Pet. 1903, russ.
9. Schnitzler: Histoire intime de la Russie, Paris 1877, 2 Bde.
10. Melgunov: Dela i ljudi Aleksandrovskogo vremeni (Ereignisse und Menschen der Alexanderzeit), Berlin 1920.
11. Mark Wischnitzer: Die Universität Göttingen etc., Diss., Berlin 1920.
12. N. Kotljarevskij: Dekabristy Odoevskij i Bestužev-Marlinskij. Die Dekabristen Odoevskij u. Bestužev-Marlinskij, Pbg. 1906.
13. P. Ščegolev: Istoričeskie etjudy. (Historische Studien.) Pbg. 1906.
14. „Pestel": Biographie, Russky Archiv, 1875, 4, russ.
15. Šebunin: Zapadno-evropejskie vlijanija v mirosozercanii N. Turgeneva (Die westeuropäischen Einflüsse i. d. Weltanschauung N. Turgenevs) „Annaly", Pet. 1923, 3.
16. Bersenev: S. J. Murav'ev-Apostol, Moskau 1920, russ.
17. Kubasov: I. M. Murav'ev-Apostol, Russk. Starina, 1902, CXII.
18. M. Geršenzon: Dekabrist Krivcov, Berlin 1923, russ.
19. V. Semevskij: Volnenie v Semenovskom polku v 1820 g. (Aufstand des Semenovschen Regiments im Jahre 1820), Byloe 1907, 1, 2, 3.
20. Suchomlinov: Stat'i i issledovanija (Artikel und Untersuchungen). Pbg. Bd. I, russ.
21. Rudakov: Čaadaev, Istoričeskij Vestnik 1907, russ.
22. Gustav Spett: Istorija russkoj filosofii. (Geschichte der russischen Philosophie.) Pet. 1922.
23. Golovačev: Dekabristy. 86 portretov. (Dekabristy. 86 Portraits), Moskau 1906.
24. Lehmann: Der Tugendbund, Berlin 1867.
25. Stettiner: Der Tugendbund, Königsberg 1904.
26. Saint-Edme: Les carbonari, Paris 1821.
27. Comte d'Orreur: Études sur la Suisse. Les sociétés sécrètes, Paris 1845, IX.
28. Majkov: Puškin, Petersb. 1899, russ.
29. N. Pavlov-Silvanskij: Materialisty 20-ych godov. (Die Materialisten der 20er Jahre), Byloe, Pbg. 1907, Juli.
30. Pančov: Kaiser Alexander I. und der Aufstand Ypsilantis. Leipzig 1891, Diss.
31. Guillon: Les complots militaires sous la restauration. Paris 1895.
32. Gervinus: Geschichte Europas. Leipzig 1858.
33. Suškov: Moskovskij Blagorodnyj Pansion (Moskauer Adelspensionat), Moskau 1858.
34. A. Veselovskij: Očerk pervonačalnoj istorii „Gorja ot uma" (Umriß der ursprünglichen Geschichte von „Verstand schafft Leiden"), Russkij Archiv 1874, 2.
35. Dovnar-Zapolskij: Memuary dekabristov. (Memoiren der Dekabristen.) Kiev 1906.
36. Wilh. Begemann: Vorgeschichte und Anfänge der Freimaurerei in England, Berlin 1909.
37. K. Goette: Zeitalter der deutschen Erhebung. Gotha 1891.
38. Obščestvennye dviženija v Rossii v pervuju polovinу 19-go veka (Soziale Bewegungen in Rußland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts). Sammelband. Pbg. 1905, Bd. I.

39. Dekabristy. K. stoletiju zagovora. (Die Dekabristen. Zum 100jährigen Jubiläum der Verschwörung.) Sammlung v. Aufsäßen und Materialien. Red. v. Straich, Moskau 1925.
40. Volkonskij, Sergej: O dekabristach. Po semejnym vospominanijam. (Die Dekabristen. Familienerinnerungen), Pet. 1922.
41. I. Solov'ev: Russkie universitety v ich ustavach i vospominanijach sovremennikov. (Die russischen Universitäten in ihren Statuten und Erinnerungen der Zeitgenossen.) Petersb. 1914.

Erstes Kapitel.

Die westeuropäischen Einflüsse in der Erziehung der Dekabristen.

I.

Der Aufstand des 14./26. Dezember 1825 wurde blutig niedergeschlagen; somit fand der erste Versuch der russischen Gesellschaft, mit dem Absolutismus in den Kampf zu treten, ein jähes und tragisches Ende. Noch in derselben Nacht wurden die Aufständischen fast sämtlich verhaftet und dem strengsten Verhör unterzogen. Eine Gerichtsverhandlung begann, die von einer vom Kaiser Nikolaus I. eingesetzten Untersuchungskommission geleitet wurde; die Untersuchung der Geschehnisse nahm beinahe ein halbes Jahr in Anspruch[1]. Diese Zeit hat die Regierung gebraucht, um sich über alle Einzelheiten des ungewöhnlichen Ereignisses Klarheit zu verschaffen, und zwar nicht nur über den Aufstand selbst, sondern vielmehr über die tieferen Ursachen, die die Dekabristen veranlaßt haben mochten, am 14. Dezember loszuschlagen. Deshalb wurden auch von allen Verhafteten die ausführlichsten schriftlichen Angaben über ihre Beteiligung am Aufstande sowie auch über alle wichtigen Eindrücke, die sie in den Jahren vorher empfangen hatten, verlangt. Diese schriftlichen Bekenntnisse der Dekabristen bilden samt den von ihnen hinterlassenen Aufzeichnungen ein reiches Quellenmaterial[2]; aus den einzelnen Angaben wächst ein einheitliches Bild des Entwicklungsganges dieser jungen Russen-Vertreter der Alexandrinischen Generation hervor.

---

[1]) Erst am 30. Mai 1826 wurde das Ergebnis der Untersuchung in Form eines offiziellen Berichtes dem Kaiser überreicht. Cf. „Bericht der zur Ausmittelung übelgesinnter Gesellschaften in Rußland niedergesetzten Untersuchungskommission". Pet. 1826, S. 113 (deutsch). Das Urteil an den zum Tode Verurteilten wurde am 13. Juli vollstreckt.

[2]) Die Materialien über den Prozeß der Dekabristen, die sich im Staatsarchiv von Leningrad befinden, sind erst vor kurzem von der Sovetregierung veröffentlicht worden. S. „Vosstanie dekabristov" Materialy (Aufstand der Dekabristen, Materialien). Leningrad, Bd. I 1925, Bd. II 1926, Bd. III u. IV 1927, Bd. VIII 1925 („Zentrarchiv"). Einzelnes aus diesen Aussagen der Dekabristen wurde teilweise schon früher von einigen Historikern veröffentlicht; so z. B. die Aussagen des Dekabristen Pestel („Pestel pered Verchovnym Ugolovnym sudom" — „Pestel vor dem Höheren Strafgericht" von N. Pavlov-Sylvanskij, Byloe, 1907). S. ferner „Iz pisem i pokazanij dekabristov" (Aus den Briefen und Aussagen der Dekabristen), Borozdin, Petersburg 1922.

Es wird klar, daß ihre Weltanschauung, die von vielen politischen, sozialen und kulturellen Faktoren bestimmt wurde, sie schließlich auf keinen anderen Weg als auf diesen, den Weg der Revolution, führen konnte.

Die Regierung Nikolaus des I. glaubte die Erklärung des Dekabristenaufstandes in den geheimen Beziehungen der russischen Verschwörer zu den Geheimbünden Westeuropas zu finden. Sie hatte insofern recht, als es tatsächlich der westeuropäische Einfluß war, der die politische Entwicklung der Dekabristen ausschlaggebend bestimmt hat. Dieser Einfluß ist jedoch nicht in den Beziehungen der Dekabristen zu den Carbonari und ähnlichen Organisationen zu suchen. Seit dem Ende des 17. Jahrh. machte er sich allmählich auf allen Gebieten des russischen Lebens geltend, und es ist besonders die Epoche Alexanders I. — die liberalen Anfänge seiner Regierung —, die von ihm ganz und gar beherrscht wurde. Jede Äußerung des öffentlichen Lebens, die reformatorische Tätigkeit des Unoffiziellen Comitées[3]), wie der Charakter der Bildung, trug das Gepräge des Westens. Der gebildete Mensch der jungen Alexandrinischen Generation wuchs in dieser Atmosphäre auf, den Einflüssen ausgesetzt, die jedoch nur die höheren Schichten der Gesellschaft beherrschten, die große Masse des Volkes aber in ihrem Kern unberührt ließen.

II.

Von dem Bildungsstand der Dekabristen bekommen wir eine genaue Vorstellung aus ihren Angaben in der Gerichtsverhandlung[4]). Die Resultate dieser Untersuchung wollen wir hier kurz zusammenfassen.

Von den 120 verurteilten Dekabristen haben 22 ausschließlich eine häusliche Bildung genossen; 44 haben die Militärerziehungsanstalten, wie es die Kadetten-, Marine- und Pagenkorps waren, besucht; 12 die Schule der Kolonnenführer (Generalstäbler) von General Murav'ev; 2 absolvierten das Lyzeum von Carskoe Selo, weitere 2 das Moskauer Adelspensionat; 11 waren in verschiedenen Privatanstalten, die von Russen oder Ausländern geleitet wurden; 5 promovierten an den russischen oder ausländischen Universitäten; 8 besuchten verschiedene Jesuiten-Erziehungsanstalten; endlich absolvierten einzelne verschiedene russische Gymnasien oder ausländische Erziehungsanstalten[5]).

Aus diesen Angaben erfolgt, daß von den 120 Verurteilten etwa 70% die Bildung, die die Hoch- oder wenigstens die höhere Schule verlieh, genossen haben. Wenn man die damalige Lage des Bil-

---

[3]) S. die Diss. von Sergius Swatikoff „Die Entwürfe der Änderung der russischen Staatsverfassung", Heidelberg 1904, Kap. III, IV, VII—XII.

[4]) Die zusammenfassende Tabelle über den Bildungsgrad der Dekabristen, aus ihren Aussagen zusammengestellt, wurde zum ersten Male von Bogdanovič veröffentlicht: „Geschichte der Regierung Alexanders I." (russ.), Petersburg 1871, Band VI, S. 62—72.

[5]) S. Bogdanovič, a. a. O. S. 62—72.

dungswesens in Rußland ins Auge faßt, kommt man zu dem Ergebnis, daß diese Zahlen für einen weit über den gewöhnlichen Durchschnitt stehenden Bildungsgrad der Dekabristen sprechen. Doch bevor wir den Charakter dieser Bildung näher betrachten, müssen wir einen Blick auf das Schulwesen in der Regierungszeit Katharinas II. und Alexanders werfen, um die allgemeine Lage besser beurteilen zu können.

Die Annäherung Rußlands an den Westen, die, hervorgerufen durch die verschiedensten Nöte des Staates, sich allmählich im Laufe des 18. Jahrh. vollzogen hatte, wirkte auch naturgemäß auf die Frage der Volksaufklärung. Katharina II., die für eine begeisterte Verehrerin der Ideen der Aufklärungsphilosophie galt und in den 60er und 70er Jahren bekanntlich im regen Briefwechsel mit Diderot, Voltaire und Grimm gestanden hat, war sich auch der Bedeutung der Volksbildung bewußt: es wurden bis z. J. 1788 in allen Städten Rußlands die vierklassigen Volksschulen gegründet. Der Erfolg aber war nur gering, denn es fehlten „nicht nur Lehrer und Lehrmittel, sondern auch die Schüler"[6]. Dorfschulen gab es überhaupt noch nicht.

Was die Erziehung des damals einzig gebildeten Standes, des Adels, anbetrifft, so galt für ihn in der Regierungszeit Katharinas die Hauserziehung als Regel. Als Hauserzieher waren in den russischen Adelsfamilien seit der Mitte des 18. Jahrh. hauptsächlich Ausländer tätig. Zuerst waren es meist Deutsche[7], und nur zu oft dabei ganz ungebildete Menschen: Handwerker, Kutscher und Friseure, die Lehrer wurden, weil sie keine bessere Beschäftigung fanden. Diese Zustände wurden in der zeitgenössischen russischen Satire oft zum Gegenstande des Spottes gemacht[8].

Von einem geistigen Einflusse dieser Lehrer auf ihre Zöglinge konnte natürlich keine Rede sein. Die Sachlage ändert sich aber nach der französischen Revolution. Rußland wurde von den Vertretern der französischen Emigration überflutet, und diese Emigranten waren es, die jetzt den Beruf des Hauslehrers übernahmen[9]. Den französischen Emigranten, die gewöhnlich aus den gebildeten, teilweise aristokratischen Kreisen stammten und, dem Geiste der Zeit gemäß, den Ideen Rousseaus und der Aufklärungsphilosophie huldigten, war es möglich, einen starken Einfluß auf die Gemüter der

---

[6]) S. Th. Schiemann, Geschichte Rußlands unter Nikolaus I., Band I, S. 400—401.

[7]) Es hat allerdings einzelne Fälle gegeben, wo auch gebildete Franzosen als Hauslehrer in den aristokratischen russischen Häusern tätig waren; so z. B. der Erzieher des jungen Grafen Stroganov (des späteren Mitgliedes des Unoffiziellen Comitée) war ein gewisser G. Rommes, später ein bekannter Montagnard. S. W. Semevskij: Die sozialen und politischen Ideen der Dekabristen (russ.), Petersburg 1910, S. 20. Auch der Franzose Séger, der Lehrer im Hause des Grafen Tolstoj, war später im Genfer Revolutionscomitée tätig. S. Mémoires secretes sur la Russie, Paris 1802, III.

[8]) S. z. B. die berühmte Komödie von D. Von-Vizin „Nedorosl'".

jungen Russen auszuüben, sie vor allen Dingen mit dem Geiste der westeuropäischen Kultur vertraut zu machen[9]).

Seit der Regierungszeit Peters d. Gr. setzte sich ferner in Rußland die Sitte durch, die begabten jungen Leute an ausländischen Universitäten auf Staatskosten studieren zu lassen. Auch dadurch wurde ein Kontakt mit dem westeuropäischen Leben hergestellt[10]).

Auf die — besonders im Anfang ihrer Regierung — liberal gesinnte, den westlichen Einflüssen leicht zugängliche Katharina folgte 1796 Paul I. Das Schulwesen, wie viele andere Reichsangelegenheiten, geriet während seiner despotischen Herrschaft in Vergessenheit; nur 13 neue Schulen wurden in dieser Zeit gegründet. Paul I., der jeden westlichen Einfluß fürchtete und verfolgte und in jedem Franzosen einen Jakobiner sah, ließ auch die russischen Studenten aus dem Auslande zurückkehren[11]).

Die ersten Jahre der Regierung Alexanders I. (1801—1825) brachten zunächst einen glänzenden Aufschwung auf allen Gebieten des sozialen und geistigen Lebens mit sich.

Der junge Herrscher, der bekanntlich unter der Leitung des idealistisch gesinnten revolutionären Laharpe erzogen wurde, erweckte durch seine ersten Regierungsmaßnahmen die kühnsten Hoffnungen in der Gesellschaft. Auch an das Schulwesen wollte Alexander mit wichtigen Reformen herantreten. Durch den Ukas vom 28. Januar 1803 wurde ein Ministerium für Volksaufklärung ins Leben gerufen. Das Land wurde in Lehrbezirke eingeteilt, und in jedem Bezirk, an dessen Spitze ein Kurator stand, wurde eine Universität, Gymnasien und mehrere Schulen gegründet[12]). Aber die Verbreitung der Bildung im Lande war nicht mit einem Schlage durchzuführen. Die neuen Universitäten und Gymnasien befanden sich zunächst in kümmerlichem Zustande. Nach wie vor blieb der Adelsstand der einzig gebildete. Für die Kinder der Adligen galt aber immer noch die Hauserziehung als Regel. Nur für einige bessere, vornehmlich private Erziehungsanstalten wurden Ausnahmen gemacht; auch die Kadetten- und Marinekorps waren von den jungen Adligen, die von ihren Eltern für die militärische Laufbahn bestimmt waren, viel besucht. Dennoch genoß man auch in diesen Fällen die Anfänge der Bildung im elter-

---

[9]) Den französischen Emigranten, als einem wichtigen Faktor der russischen Hauserziehung, begegnen wir auch noch in der Regierungszeit Alexanders. S. unten.

[10]) Unter anderen studierte auch Radiščev (1742—1802), der bekannte Verfasser der „Reise von Petersburg nach Moskau", einer der ersten politischen „Verbrecher", 5 Jahre lang an der Universität Leipzig. (S. Semevskij a. a. O. S. 22.)

[11]) Schiemann, a. a. O. S. 400. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß an der Leipziger Universität 36, an der Jenaer 65 Russen studierten (Mém. secr. a. a. O. Bd. II, 199).

[12]) S. Schiemann a. a. O. S. 402. — Pypin „Die soziale Bewegung in Rußland in der Regierungszeit Alexanders I." (russ.), Petersburg 1900, S. 107. (Deutsche Übersetzung von Minz.)

lichen Hause[13]). Die Erziehung der Dekabristen trug die typischen Züge dieser Epoche, da sie doch sämtlich dem Adelsstand, manche sogar dem Hochadel angehörten[14]).

III.

Von den Dekabristen haben etwa 20%, wie wir gesehen, nur die Hauserziehung genossen. Welchen Charakter trug diese nun?

Der ungebildete Handwerker war damals vielfach dem deutschen Gelehrten und dem französischen Emigranten gewichen. Der Unterrichtsplan wurde erweitert, er umfaßte mehrere Fächer. Die Aussagen des Dekabristen A. Odoevskij geben uns eine Vorstellung von der Art dieser Hauserziehung: „Ich bin im elterlichen Hause erzogen worden" — schreibt er aus der Untersuchungshaft —, „meine Lehrer waren: für die russische Sprache und Literatur der Sekretär der kaiserlichen Akademie Sokolov; in der französischen Sprache unterrichteten mich Hereau und Chopin; in der deutschen Prof. Katerfeld."

Als weitere Lehrfächer nennt er Englisch, Latein, Griechisch, Geschichte, Mathematik, Fortifikation, Statistik, Physik usw.[15]).

Bezeichnend ist der vorwiegend humanistisch-literarische Charakter, den diese Erziehung trug; zweifellos stand sie über der durchschnittlichen zeitgenössischen Gymnasialbildung. In vielen Fällen wurde allerdings nur auf die Beherrschung der Fremdsprachen besonderer Wert gelegt[16]); in anderen dagegen wurde die Hauserziehung durch den Privatunterricht in der Nationalökonomie, der von Universitätsprofessoren erteilt wurde, erweitert[17]). Bedeutungsvoll war es aber, daß außer den positiven Kenntnissen die jungen Russen ihren ausländischen Hauslehrern auch die Grundlagen ihrer politischen Anschauungen verdankten. Die Angaben des Dekabristen Annenkov legen davon Zeugnis ab: „Meine ersten liberalen Ideen habe ich von meinem Erzieher, dem Schweizer Dubois; er hat stets seine Regierung gelobt als die einzige, die die Menschenrechte achtet; über die unsere hat er sich aber immer lustig gemacht"[18]).

---

[13]) S. Bogdanovič, a. a. O. Bd. VI, S. 62—72.

[14]) Die Fürsten Sergej Volkonskij, E. Obolenskij, S. Trubeckoj, ferner N. J. Turgenev, S. M. Nikita und A. Murav'ev, Michail Orlov u. a.

[15]) S. Nestor Kotlarevskij: Die Dekabristen Odoevskij und Bestužev Marlinskij (russ.). Pet. 1906, S. 3. Vgl. Mater. Bd. II, 245.

[16]) Obolenskij, Mitglied des Bundes des Nordens, hatte „16 bis 18 französische Gouverneure, die man jährlich wechselte". (S. Aufstand der Dekabristen, Bd. I (Materialien). Leningrad 1925. Russ. S. 226. Fürst Trubeckoj erzählt von einem Kapitän des königlichen Dienstes, der fünf Jahre lang bei ihm Gouverneur war. (Ibid. S. 8.) Vgl. die Aussagen von Alexander N. Murav'ev (Mater. Bd. III, 7), von Wiesen (ibid. 64), Muchanov (ibid. 180), Jakubovič (Mater. Bd. II, 282), Repin (ibid. 360). Lunin hatte Hauslehrer der verschiedensten Nationalitäten: Engländer, Franzosen, einen Schweden und einen Schweizer. (Mater. Bd. III, 128.)

[17]) So die Dekabristen Al. Murav'ev, Michail Naryškin, Al. von der Brüggen u. a. S. Bogdanovič a. a. O. Bd. VI, Anhang.

[18]) „Die Materialisten der zwanziger Jahre" (russ.) von Pavlov-Sylvanskij: Byloe, Pet. 1907, III, S. 99.

Auch der Jakobiner Magier, der die Kinder des einstigen Erziehers Alexanders I., die beiden späteren Dekabristen — Nikita, den Verfasser des Konstitutionsprojektes, und Alexander — unterrichtete, hat einen starken Einfluß auf diese ausgeübt[19]. Von bestimmter politischer Beeinflussung konnte natürlich noch kaum die Rede sein; vielleicht aber waren die Keime der Unzufriedenheit mit den einheimischen Verhältnissen hier zuerst gelegt worden.

Dieselben Folgen dieser frühen Berührung mit Westeuropa sieht man bei den Dekabristen, die ihre Kindheit und ihre Lehrjahre im Auslande verbracht haben. Es ist vielleicht kein Zufall, daß man unter solchen Dekabristen den Namen der späteren radikalen Führer des Bundes des Südens — Pavel Pestels und Sergej Murav'ev-Apostol — begegnet.

Sergej Ivanovič Murav'ev-Apostol (geb. 1796) lebte mit seinen Eltern seit seiner frühesten Jugend im Auslande, zunächst in Spanien, dann in Frankreich; er besuchte mit seinem älteren Bruder Matvej die „École sécondaire" von Hix in Paris, die die beiden 1808 verließen. Die beiden Knaben wurden von ihren Eltern in treuester Vaterlandsliebe erzogen. Die Eltern haben aber nicht gewagt, ihnen von dem Bestehen der Leibeigenschaft in Rußland zu erzählen. Als sie 1809 heimzogen, und die Mutter die unbändige Freude der Kinder bei der Überschreitung der russischen Grenze sah, sagte sie: „Es freut mich, daß der lange Aufenthalt in Europa eure Gefühle zum Vaterlande nicht erkalten ließ; aber seid bereit, Kinder, eine schreckliche Nachricht zu hören: in Rußland werdet ihr das finden, was ihr noch nicht kennt — Bauern, die leibeigen sind."[20] Der Eindruck, den diese Worte hervorriefen, und die Beobachtungen der Lage des russischen Bauerntums, zu denen der spätere Aufenthalt auf dem Erbgute Gelegenheit genug bot, spielten eine wichtige Rolle in der Entwicklung der politischen Anschauungen der beiden Brüder, besonders des jüngeren Sergej, der energisch und entschlossen war und ein leicht empfängliches Gemüt besaß. Ähnliche Eindrücke mußte auch der Begründer des Bundes des Südens, Pavel Ivanovič Pestel, der berühmte Verfasser der „Russkaja Pravda"[21] erhalten haben, der, unter der Leitung eines deutschen Gouverneurs erzogen, seine Lehrjahre in Dresden verbrachte und erst Siebzehnjährig nach Rußland

---

[19]) S. Alexander Murav'ev, Zapiski („Aufzeichnungen") (Pet. 1922, S. 5). (Auch bei Schiemann in der „Ermordung Pauls und die Thronbesteigung Nikolaus" veröffentlicht.) Vgl. F. Wiegel, Zapiski („Aufzeichnungen"), russ. Moskau 1865, Bd. V, S. 51.

[20]) S. Bersenev, „Sergej I. Murav'ev-Apostol, Moskau 1920, 7 ff. Die biographische Skizze von Ballas (Russkaja Starina 1873, Bd. VII) ist veraltet. Vgl. die Aussagen v. S. Murav'ev-Apostol, Mater. Bd. IV, 264.

[21]) Ein umfangreiches, nicht zu Ende ausgearbeitetes Projekt einer russischen Verfassung. Von Ščegolev (Petersb. 1906, Verl. „Kultura") zuerst veröffentlicht. (S. Kap. VI.)

zurückkehrte[22]). Der schroffe Gegensatz zwischen den westeuropäischen und den einheimischen Verhältnissen konnte ihm natürlich nicht entgehen. Die Neigung zum theoretischen Denken, der Wille, seine theoretischen Schlußfolgerungen im praktischen Leben durchzusetzen, und die Energie, die seinem Charakter eigen waren, brachten ihn allmählich auf den Weg der Revolution[23]).

So hat der westeuropäische Einfluß auf einige Dekabristen bereits in ihren Kinderjahren gewirkt. Dieser Einfluß aber hat sich nicht nur auf dem Gebiet der Hauserziehung geltend gemacht: auch in das staatliche und private Schulwesen war er mehr oder weniger eingedrungen. Um seine Wirkungen beurteilen zu können, müssen wir den weiteren Bildungsgang der Dekabristengeneration verfolgen.

IV.

Die Kadetten- und Marinekorps, die Schule der Kolonnenführer, das Lyzeum von Carskoe Selo, das Adelspensionat und die ausländischen Pensionate werden von den Dekabristen am häufigsten in ihren Angaben genannt. Am wenigsten läßt sich der Einfluß Westeuropas in den Kadettenkorps bemerken: die Lehrer waren wenig gebildet, der Unterricht auf militärische Lehrfächer beschränkt[24]). Aber ein liberaler Geist herrschte bereits auch unter den Kadetten: man verbrachte ganze Abende in „liberalen Gesprächen"; der junge Ryleev träumt hier von einem Heldentod für die Freiheit[25]), und der spätere Dekabrist Batenkov traut sich hier zum ersten Male, mit seinem Freund Vladimir Raevskij (der auch zu dem Dekabristenkreise gehörte und bereits 1822 verhaftet wurde)[26]) „von dem Caren wie von einem gewöhnlichen Menschen zu sprechen und ihn zu tadeln". Die

---

[22]) S. „Dekabrist Pestel pered Verchovnym Ugolovnym sudom" (Pestel vor dem Höheren Strafgericht) von Pavlov-Silvanskij, Byloe, Pet. 1906, I S. 134ff. (Die veröffentlichten Aussagen Pestels.) Vgl. Schiemann a. a. O. 447. Diese Aussagen sind auch im Bd. IV der Materialien „Vosstanie dekabristov" a. a. O. veröffentlicht.

[23]) Eine treffende Charakteristik Pestels gibt der Dekabrist Jakuškin in seinen Aufzeichnungen: „An die Richtigkeit seiner Gedanken glaubte er so fest, wie man an eine mathematische Formel glaubt. Er war der einzige unter uns allen, der zehn Jahre lang, ohne jemals nachzulassen, an der Sache der Geheimen Gesellschaft gearbeitet hat. Da er einmal zur Überzeugung gekommen war, daß der Geheimbund den einzig richtigen Weg böte, hat er unbedenklich sein eigenes Los mit dem der Gesellschaft verknüpft." Jakuškin, Aufzeichnungen (Zapiski), Leipzig 1874, S. 67. Bekanntlich hat Puškin nach einem Gespräch mit Pestel ihn „einen klugen Menschen im vollen Sinne dieses Wortes" genannt.

[24]) Über die damalige Erziehung in den Kadettenkorps s. P. V. Petrov: „Die Hauptbehörde der Militärerziehungsanstalten" (russ.), veröff. im Band „Stoletie voennogo ministerstva" (100 Jahre des Kriegsministeriums), Bd. X, 119 ff. — Der Dekabrist Michail Bestužev sagt von seinen Lehrern im Petersburger Kadettenkorps: „Ich kann mich an keinen dieser Leute erinnern, der nicht lächerlich oder verachtenswert wäre." (Zapiski, Russk. Starina 1881, S. 603.)

[25]) S. seine Briefe an den Vater, Biblioteka Dekabristov, Bd. III, S. 93.

[26]) Ščegolev, Hist. Studien (russ.), Pet., S. 166.

etwas überspannt träumerische Stimmung wurde noch durch die Lektüre der Klassiker des Altertums gefördert[27]).

Weit mehr als die Kadetten waren die Lyzeisten von derselben Stimmung ergriffen. Das Lyzeum von Carskoe Selo, 1811 von Alexander I. gegründet und ursprünglich für die Erziehung der beiden jüngeren Brüder des Caren bestimmt, gehörte zu den besten Schulen dieser Zeit[28]). Als obligates Lehrfach wurden dort die sog. „politischen Wissenschaften" (Nationalökonomie), die von dem Universitätsprofessor Kunicyn[29]) vorgetragen wurden, eingeführt. Professor Galič, ein Anhänger der Philosophie Schellings, Verfasser eines bemerkenswerten philosophischen Werkes[30]), hielt im Lyzeum Vorlesungen über Philosophie[31]). Als französischer Lehrer war dort ein gewisser de Boudris angestellt, ein leiblicher Bruder Marats, der „aus seinen revolutionären Gesinnungen kein Hehl machte"[32]). Die Lehren der liberalen Nationalökonomie, die auf den allgemeinen Freiheitsprinzipien beruhten, die Erzählungen de Boudris, die relative Freiheit, die man den Lyzeisten gewährte, die regen literarischen Interessen, die man in ihrem Kreise weckte[33]) — dies alles förderte die schnelle Entwicklung der Lyzeisten zu frühreifen, schwärmerisch-liberalen und zugleich enthusiastisch-patriotischen Jünglingen. Die frühen Gedichte des Lyzeisten Puškin verleihen dieser Stimmung ihren Ausdruck[34]). Diese Stimmung, die auf einer völligen Unkenntnis des realen Lebens beruhte, sollte unmittelbar nach dem Verlassen des Lyzeums eine wesentliche Änderung erfahren: an Stelle der leidenschaftlichen Vaterlandsliebe trat kühle Kritik der einheimischen Verhältnisse und ein starkes Interesse für die westeuropäischen Ver-

---

[27]) Die Lieblingslektüre bildeten Plutarch u. Tacitus. Kachovskijs Angaben „Materialien" I, a. a. O. S. 343.

[28]) S. u. a. Pypin, a. a. O. 423.

[29]) Kunicyn hat in Göttingen seine Studien gemacht. S. Annalen („Annaly", hist. Zeitschrift), Pet. 1923, S. 193, Bd. III. — Desgleichen im Pagenkorps, wo Prof. Herrmann die Pagen unterrichtete. S. Pestels Angaben, Pavlov-Silvanskij a. a. O. 134. Vgl. die Diss. v. M. Wischnitzer „Die Universität Göttingen etc.", Berlin 1906, Kap. V, S. 23.

[30]) „Geschichte der philosophischen Systeme" (russ.). Über Galič s. unten Kap. V.

[31]) Die Meinung Schiemanns, daß in dieser Anstalt „nicht mehr zu holen war, als die oberflächliche formalgesellschaftliche Bildung", scheint mir nach dem Obengesagten nicht ganz berechtigt zu sein. (S. Schiemann a. a. O. S. 396.)

[32]) S. „Mémoires secrètes" a. a. O. Bd. II, 199. Vgl. „Erinnerungen eines Lyzeisten" (russ.). Russkij Archiv 1866, S. 131.

[33]) Die erste Klasse des Lyzeums enthielt viele talentvolle Dichter; der Name Puškins ist vor allen anderen zu nennen; sie bildeten eine Art literarische Gesellschaft und besaßen sogar eine eigene literarische Zeitschrift. (S. „Lyceumsheft" von Gerschensohn, in den „Propilei" Pet. gedruckt: enthält die Gedichte von Puškin, Delvig, Küchelbecker, Illičevskij).

[34]) Die patriotische Stimmung wurde besonders durch den Krieg von 1812 hervorgerufen. Charakteristisch für diese Stimmung ist Puškins Gedicht „Erinnerungen an Carskoe Selo". (Vospominanija v Carskom Sele) 1814.

fassungen ein. In einem Bericht an den Kaiser Alexander (Verfasser unbekannt), der „Über den Geist des Lyzeums von Carskoe Selo" betitelt ist, heißt es: „Ein echter Lyzeist soll ein Verehrer der Freiheit sein, in Verfassungen, Wahlen, Parlamenten Bescheid wissen usw. Ein „treuer Untertan" ist ein Hohn in seinem Munde, ein Europäer und Liberaler — ein Ehrentitel"[35]). Diese Charakteristik des Lyzeisten würde wahrscheinlich auch auf die Zöglinge der anderen russischen bekannten Erziehungsanstalten passen; trug doch z. B. die berühmte Schule der Kolonnenführer von General Murav'ev in Moskau[36]) wie das Moskauer Adelspensionat[37]) dieselben charakteristischen Wesenszüge: hier wie dort gab es viel Ausländer unter den Professoren, und auch hier drückte sich der westeuropäische Einfluß in Form des in den Schulen herrschenden liberalen Geistes aus. Vielen Zöglingen der genannten Schulen begegnen wir später in den Reihen der Dekabristen: es genügt, hier die Namen S. Trubeckojs, Nikita Murav'evs, Turgenevs, Kachovskijs, Vladimir Raevskijs — der hervorragendsten Mitglieder der Geheimbünde — zu nennen[38]).

Betrachten wir den Charakter dieser Lehranstalten näher, so lassen sich folgende allgemeine Züge feststellen: überall waren die Zöglinge jeder Möglichkeit beraubt, sich eine richtige Vorstellung von dem realen Leben zu bilden, da alle diese Anstalten Internate waren[39]). Ferner trugen die dort vorgetragenen liberalen Theorien zur Bildung einer idealistischen Weltanschauung bei, die beim ersten Zusammenstoß mit der russischen Wirklichkeit nicht standhalten konnte und unvermeidlich zur Enttäuschung und Kritik führen mußte.

Anders verhielt es sich mit den Schulen, die unter der ausschließlichen Leitung der Ausländer standen: trugen doch diese einen ausgesprochen antinationalen Charakter. Um uns eine Vorstellung von solchen Schulen, deren es eine ganze Reihe gab, zu bilden, wollen

---

[35]) S. „Russkaja Starina" 1877, Bd. 4.

[36]) Diese Schule entstand aus einem Privatzirkel und wurde 1811 staatlich anerkannt. Ihr Leiter war General N. Murav'ev, Vater der Dekabristen Alexander und N. Murav'ev. Über diese Schule s. den Aufsatz des Dekabr. Bassargin in „Russkij Archiv" 1868, S. 793. Vgl. Pypin, a. a. O. 422.

[37]) Das Moskauer Adelspensionat (gegr. 1789) war nach der Art der englischen Colleges eingerichtet; seine Aufgabe war, die Zöglinge zum Universitätsstudium vorzubereiten. Über diese Anstalt besitzen wir eine ausführliche Monographie von Suškov. Vgl. den Artikel von Josefovič, Russk. Archiv 1874.

[38]) Bogdanovič, a. a. O. Anhang S. 62—72, Bd. VI; vgl. die Angaben von Trubeckoj, Nikita Murav'ev, Kachovskij u. a. im „Aufstand der Dekabristen" (Materialien) a. a. O. Bd. I. — Von Wiesen besuchte die S. Petersschule in Petersburg, dann das Moskauer Universitäts- (oder Adels-) Pensionat (Mater. Bd. III, 64—65), Muchanov die Schule der Kolonnenführer (ibid. 180), Suthof war im Moskauer Adelspensionat erzogen (Mater. Bd. II, 124), desgleichen Jakubovič (ibid. 282).

[39]) Darauf weist u. a. der Dekabrist Bar. Steinheil in seinem Briefe an Nikolaus I. (aus der Untersuchungshaft) hin: „Die liberalen Ideen, die den Zöglingen im Lyzeum beigebracht wurden, standen im krassen Gegensatz zu allem, was sie in der Welt erwartete". S. „Pisma i pokazanija dekabristov" (Briefe und Aussagen der Dekabristen), a. a. O., 66.

wir hier das Pensionat des Abbé Nicole und das Petersburger Jesuiten-Kollegium kurz charakterisieren.

Das Pensionat des Ex-Jesuiten Abbé Nicole, das 1794 in Petersburg gegründet wurde[40]), war in den ersten aristokratischen Kreisen der Hauptstadt sehr populär. Die pädagogischen Talente des Abbate wurden noch geschäßt, obgleich die Bildung, die diese Schule verlieh, einen oberflächlichen Charakter trug[41]). Bezeichnend war es aber, daß der Unterricht nur in französischer Sprache geführt wurde und daß sogar der Religionsunterricht kein nationales Gepräge trug. Der orthodoxe Religionsunterricht fand keinen Plaß im Stundenplan; dagegen „formten die lateinische Bibel und ein jesuitischer Pater die Vorstellungen von Religion"[42]). Diese Prinzipien des Abbé Nicole waren in vielleicht noch stärker ausgeprägter Form auch im Petersburger Jesuiten-Kollegium durchgeführt. Dieses Kollegium, das 1803 mit großem Pomp eröffnet wurde, war als ein Konvikt eingerichtet. Dadurch war die Möglichkeit gewonnen, die Zöglinge dem jesuitischen Einflusse vollkommen auszuseßen[43]).

Der Unterricht im Kollegium trug einen klassizistischen Charakter und war glänzend, im Gegensaß zu den meisten Pensionaten der Zeit; aber auch hier wurden alle Fächer in französischer Sprache vorgetragen. Im Mittelpunkt stand der Religionsunterricht, der einen streng katholischen Charakter trug, obgleich die Zahl der orthodoxen Schüler die der katholischen bei weitem übertraf. Alle Schüler mußten dem katholischen Gottesdienste täglich beiwohnen, als Chorknaben dienen usw. Auf den Einspruch einer Mutter hin wurde zuleßt auch ein russischer Priester angestellt; aber mit Absicht hatte man einen ewig betrunkenen, unwissenden Popen, über welchen sich die Knaben lustig machten, gewählt[44]). Der Unterschied zwischen diesem Popen und den feinen, gebildeten, klugen Patres war zu kraß: die Abneigung gegen die eigene Landeskirche mußte sich bei den Zöglingen als unvermeidliche Folge einstellen.

Nicole soll sich einmal seinen Freunden gegenüber geäußert haben, das „en élevant les jeunes russes il avait travaillé pour la France". Diese Worte enthalten mehr Wahrheit, als es der Abbé selbst wahrscheinlich ahnen konnte. Die jungen Russen, die in diesen Anstalten erzogen wurden, glichen in der Tat mehr Franzosen als Russen. Dem eigenen Vaterland standen sie fremd gegenüber.

---

[40]) S. Aufzeichnungen („Zapiski") v. Fürst S. Volkonskij, Pet. 1902, 3.

[41]) Schiemann sagt von der Unterrichtsmethode Nicole's: „Sie (die Schüler) lernten französisch reden, wie ein Franzose, tanzen, wie ein Balletmeister, fechten, deklamieren, jedenfalls nicht arbeiten." (A. a. O. I. Bd., S. 395.) Vgl. die Bemerkung Volkonskij's, der ein Zögling des Abbate war: „Ich muß offen gestehen, daß . . . die uns beigebrachten Kenntnisse durchaus oberflächlicher Art waren." Volkonskij, a. a. O. 3.

[42]) Schiemann, a. a. O. 395.

[43]) S. Bernhardi, Geschichte Rußlands, Bd. III, 77 ff. Über die pädagogische und missionäre Tätigkeit der Jesuiten in Rußland s. die wertvolle Arbeit v. Moroškin „Die Jesuiten in Rußland" (russ.), Pet. 1870.

[44]) Bernhardi, a. a. O.

Zwei wichtige Faktoren — der Sprach- und der Religionsunterricht — waren nicht im Dienste einer nationalen Erziehung gestanden. Bei weiterer Verbreitung dieser Unterrichtsmethode lief die russische Regierung Gefahr, bald in dem jungen Adel ein, Rußland vollkommen fremdes, fast feindseliges Element zu erblicken. Die Wirklichkeit hat es aber anders entschieden: in einigen Jahren sehen wir die früheren Zöglinge der Jesuiten, die Fürsten Volkonskij, Golicyn, W. Barjatinskij, Josef Poggio, Davydov[45]) u. a., in den Reihen der Dekabristen gegen die Regierung, aber für die Freiheit Rußlands kämpfen.

V.

Das Hochschulwesen erlebte, wie bereits erwähnt, in den ersten Jahren der Regierung Alexanders einen ungewöhnlichen Aufschwung. Die Statuten vom 5. November 1804, die in ihren Hauptzügen der Organisation der deutschen Universitäten glichen, gewährten dem akademischen Leben eine vollständige Freiheit. Die innere Verwaltung der Hochschulen lag nur den Professorenkollegien mit einem gewählten Rektor an ihrer Spitze ob. Die alten Universitäten — die Moskauer (gegr. 1755), die polnische in Wilna und die deutsche in Dorpat —, sowie die neugegründeten in Kazan und Charkov wurden zu aufklärerisch-administrativen Zentren der entsprechenden Lehrbezirke. Diese Hochschulen verlangten viele Lehrkräfte; in Rußland selbst waren sie in der nötigen Zahl nicht zu beschaffen; dafür haben aber die ausländischen, meist deutschen Gelehrten dem Ruf nach Rußland gern Folge geleistet[46]).

Für die Universität Moskau — die älteste und meistbesuchte — diente zu dieser Zeit die Universität Göttingen als Vorbild. Der Kurator des Moskauer Lehrbezirkes, zugleich Gehilfe des Ministers für Volksaufklärung, M. N. Murav'ev (der frühere Erzieher Alexanders I. und Vater der beiden Dekabristen), stand eine Zeitlang im brieflichen Verkehr mit Prof. Meiners, dem gründlichen Kenner der Einrichtungen Göttingens[47]). Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh. be-

---

[45]) Bogdanovič, a. a. O., Bd. IV, S. 62—72 (Anhang). Die Dekabristen Fürst Šachovskoj und Repin besuchten das Pensionat des Franzosen Jacquinot (Šachovskoj's Angaben: Mater. Bd. III, Repins Angaben: ibid. Bd. III, 360).

[46]) Pypin nennt die Namen von Buhle, Schlößer, Matthei, Littrow, Rommel, Fischer v. Waldheim u. a. S. Pypin, a. a. O. 107. I. Solov'ev: Russkije Universitety v ich ustavach i vospominanijach sovremennikow (Die russischen Universitäten in ihren Statuten und den Erinnerungen der Zeitgenossen). Pet. 1914, S. 8—9.

[47]) S. M. Wischnitzer, a. a. O. S. 13. — Über die Universität Moskau zu dieser Zeit siehe den Aufsatz v. Šebunin: Russkaja Starina, 1875, 119 ff. Vgl. die Erinnerungen v. Zicharev, eines Mitglieds des literarischen Kreises „Arzamas" (Solov'ev, a. a. O., 63—68) und D. N. Sverbeev (ib. 83 ff.). Einen Begriff von der Feindschaft, die zwischen den deutschen und russischen Professoren herrschte, geben die Erinnerungen des Marburger Professors Rommel, der in den Jahren 1811—15 in Charkov dozierte. Deutsch i. Hist. Sammelband v. Bühlau, „Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen", Leipzig 1854. Russ. bei Solov'ev a. a. O., 78 ff.

fand sich die Universität in einem Übergangsstadium. Die Lehrkräfte bestanden vielfach aus ausländischen Professoren, die in deutscher, französischer oder lateinischer, nicht allen Studenten verständlichen Sprachen ihre Vorlesungen hielten. In ihrer Masse gingen die neuen einheimischen Professoren, die vornehmlich aus geistlichen Seminaren herkamen, ganz auf.

Von den deutschen Professoren sind die Namen der Nationalökonomen Stolzer, Schlößer[48]), des Statistikers Heym[49]), Reinhardt und besonders des Philosophen und Kunsthistorikers Johann Gottlieb Buhle zu nennen. Der letztere, früher Professor zu Göttingen, verstand es besonders, die Interessen der Jugend zu seinen eigenen zu machen, einen regen Privatverkehr mit den begabtesten zu unterhalten und in seinem Heim angeregte Debatten über philosophische und ästhetische Probleme zu veranstalten[50]). Von den Dekabristen Trubeckoj, Nikita Murav'ev[51]), Bassargin, Muchanov, von Wiesen[52]), Jakuškin und Jušnevskij[53]) wissen wir, daß sie ungefähr um diese Zeit die Vorlesungen an der Moskauer Universität besucht haben. Der westeuropäische Einfluß, dem die Vertreter der Alexandrinischen Generation hier ausgesetzt waren, ist zweifellos als ein positiver zu bezeichnen. Durch die Vertreter der westeuropäischen — hauptsächlich deutschen — Wissenschaft angeregt, gewannen die jungen Leute einen Einblick in das westeuropäische geistige Leben. Die wissenschaftlichen und politischen Interessen wurden wach; vor allem aber lernten sie hier arbeiten.

An dieser Stelle ist noch Nikolaj Ivanovič Turgenev zu erwähnen, der, dank seiner vielseitigen Kenntnisse, hervorragenden Begabung und ernsten wissenschaftlichen Interessen, eine Ausnahmestellung in den Reihen der Dekabristen einnimmt. Seine Bildung verdankte er hauptsächlich der Universität Göttingen, an der er in den Jahren

---

[48]) S. Šebunin, S. 198 („Annaly", 1923, III.).

[49]) Bei dem letzteren hat auch der junge Turgenev Vorlesungen gehört. Wischnitzer a. a. O. 14, u. a. auch Jakuškin (s. seine Aussagen, Mat. Bd. III.) Vospominanija Timkovskogo (Erinnerungen v. E. Timkovskij), Kievskaja, Starina 1894, Apr.

[50]) Buhle (1763—1821) wurde vom Kurator M. N. Murav'ev nach Moskau berufen. S. Geschichte der russischen Philosophie v. G. Spett (russ.), Leningrad 1922, 89. S. auch „Entstehung von »Verstand schafft Leiden« von Griboedov" v. Veselovskij. Russkij Archiv, 1874, 1522 ff. Buhle hat einen starken Einfluß auf den jungen G. ausgeübt. Über die Beziehung Griboedovs zu den Dekabristen s. Ščegolevs Arbeit in den „Hist. Studien", a. a. O. (nach unveröffentlichten Materialien). Vgl. auch die Aufzeichnungen v. Zavališin.

[51]) „Aufstand der Dekabristen" (Mater.) Bd. I a. a. O. S. 8 und 294.

[52]) Aussagen Von-Wiesens; Mater. Bd. III, 65; vgl. Bogdanovič a. a. O. 62—72.

[53]) Jakuškins Aussagen; Mater. Bd. III, Muchanov ibid. 180; S. Bogdanovič, a. a. O. 62—72.

1808—11 seine Studien machte[54]. Im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Interessen standen Geschichte und Nationalökonomie. Die Vorlesungen und die Werke der Professoren Sartorius und Heeren[55] machten ihn auf die Rückständigkeit seines Vaterlandes in politischer und ökonomischer Hinsicht zuerst aufmerksam[56]. Durch Sartorius lernte er die Werke von Adam Smith kennen, die einen entscheidenden Einfluß auf seine Anschauungen und auf seine Arbeiten ausübten[57]. Überzeugter Freihändler, sah er von nun an seine Lebensaufgabe in der Erleichterung der Lage der russischen Bauern[58].

VI.

Versucht man nach diesem Überblick über das russische Erziehungswesen im Anfange des 19. Jahrh. die Bedeutung des westeuropäischen Einflusses in der Erziehung der Jugend zu bewerten, so scheint es, daß der westliche Ideenschatz, der auf den russischen Boden übertragen wurde, doch nicht imstande war, den Schaden aufzuwiegen, den dieser Einfluß in einer anderen Beziehung zufolge hatte: die blinde Nachahmung der fremden Kultur — es handelte sich hier in erster Linie um die französische —, die in der Sprache, in der Literatur, in den Sitten, in der ganzen Lebensgestaltung des Adels ihren Ausdruck fand, schlug feste Wurzeln in der russischen Gesellschaft und drohte die freie Entwicklung des nationalen Geistes zu hemmen; verhängnisvoll war auch, daß diese Einflüsse eine unüberbrückbare Kluft zwischen der dünnen Schicht der Gebildeten und dem Volke schufen.

Der Kampf, der seit Katharina II. seitens einzelner hervorragen-

---

54) Über N. Turgenev s. den wertvollen Aufsatz v. Šebunin, „Die westeuropäischen Einflüsse in der Weltanschauung v. T." (russ.), Leningrad. Zeitschrift „Annaly", 1923, Nr. 3, 191 ff. S. ferner die Dissertation v. Wischnitzer, die fast ausschließlich T. gewidmet ist.

55) Heeren, Verfasser des damals berühmten „Versuchs einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge in Europa" und der „Geschichte des europäischen Staatensystems" (Göttingen, 1809). Sartorius (1765—1828), Verfasser der „Geschichte des deutschen Bauernkrieges" (1795) und „Geschichte des hanseatischen Bundes" (1802—08).

56) S. Šebunin, a. a. O. 196. Über die Vorlesungen Heerens schreibt Turgenev an seinen älteren Bruder Alexander: „Man wird kaum einen zweiten Professor dieses Ranges in ganz Deutschland finden. Ich muß gestehen, daß ich noch nie etwas Ähnliches vom Katheder gehört habe." S. Archiv der Brüder Turgenev (russ.), Pet. Bd. I, 337.

57) „Versuch einer Steuertheorie", das erste russische Werk über Finanzwissenschaften, wurde noch in Göttingen begonnen, erschien aber erst 1818 (Šebunin, a. a. O. 199). Auf diese Arbeit T.'s kommen wir noch zurück (vgl. Kap. III).

58) „Ich betrachte es als meine heiligste Pflicht, die Lage der Bauern zu erleichtern" (Tagebuch, Archiv der Brüder T., a. a. O. 251). Vgl. die Einleitung zu seinem Buch „La Russie et les russes", deutsche Ausgabe, Grimma 1847, S. VIII. Ähnlich dachten auch die anderen Dekabristen: Jakuškin wollte seine Bauern befreien (s. seine Aufzeichnungen), von Wiesen hat ein Projekt der Bauernemanzipation ausgearbeitet. (Bibl. der Dekabristen, a. a. O. 109.)

der Geister gegen diese „Gallomanie“ ausgefochten wurde — man braucht sich nur der Namen des D. J. von Wiesen[59]) und I. M. Murav'ev-Apostols zu erinnern[60]) —, führte zu keinen sichtbaren Resultaten.

I. M. Murav'ev-Apostol protestierte in seinen „Briefen aus Moskau nach Nižnij-Novgorod“ besonders heftig gegen die Sitte, die Erziehung der Kinder Franzosen anzuvertrauen. In seiner charakteristischen Ausdrucksweise versucht er, den Schaden klarzulegen:

„Unsere Kinder verstehen nicht einmal Gott ohne französische Gebetbücher anzubeten; sie ziehen die barbarische französische Literatur allen anderen vor, die entarteten französischen Sitten — den reinen väterlichen, ihre Sprache — der eigenen“ usw.[61]) Es schien aber unmöglich, die verwurzelte Tradition des französischen Einflusses auf diese Weise zu bekämpfen; wurde doch seitens der Regierung diesen Verhältnissen keine Aufmerksamkeit geschenkt.

In dieser „gallizisierten“ Atmosphäre wuchs die Generation der Dekabristen auf: dem nationalen Boden entzogen, dem westlichen fremd, denn die Ideen der Freiheit und der Menschenrechte, die ihnen ihre westeuropäischen Erzieher vermittelten, erweckten in ihnen nur einen unbestimmten, jugendlich-schwärmerischen Drang; diese Begriffe waren noch zu abstrakt; die Jugend bedurfte einer anderen Umgebung, um an die Verwirklichungsmöglichkeiten, die diese Freiheitsideen in sich bargen, glauben zu können. Der „Vaterländische“ („Otečestvennaja“) Krieg von 1812 und die auf ihn folgenden Feldzüge von 1813—15 boten die erwünschte Gelegenheit: sie haben den weiteren Entwicklungsgang der Dekabristen bestimmt.

Zweites Kapitel.

Der Aufenthalt in Westeuropa während der Befreiungskriege (1813 bis 1815).

I.

Der „vaterländische“ Krieg von 1812 hat bekanntlich einen ungewöhnlichen Aufschwung der patriotischen Gefühle in allen russischen Gesellschaftsschichten hervorgerufen. Die Gefahr, die dem Leben der Nation drohte, schien alle Stände vereinigt zu haben[1]). Die liberalenthusiastisch gestimmte Jugend fand hier die Möglichkeit,

[59]) S. seine Komödien „Nedorosl“ und besonders „Der Brigadier“.

[60]) Der Vater der drei bekannten Dekabristen: Sergej, Matvej und Ippolit. (Bersenev, a. a. O. 7 ff.)

[61]) S. „Russkaja Starina“ 1902, Bd. CXII, 348. Aufsatz v. Kubassov „I. M. Murav'ev-Apostol“. Diese Briefe wurden in den Jahren 1813—15 in der bekannten Zeitschrift „Syn Otečestva“ gedruckt.

[1]) In unzähligen Geschichtswerken, Memoiren usw. wird die patriotische Stimmung ganz Rußlands, vor allem aber der gebildeten Moskauer Gesellschaft i. J. 1812 geschildert. Wir verweisen z. B. auf die Schilderung v. Pypin a. a. O. 272 ff.

ihren Tatendrang auf etwas Konkretes, die Vaterlandsrettung, zu richten und sich dabei tätig auszuwirken[2]. Aber auch die Bauernschaft zeigte in diesem Kriege eine ungewöhnliche Aktivität. Die freiwillige Teilnahme des Volkes am Kleinkriege spielte eine entscheidende Rolle bei der Vertreibung der französischen Truppen. Ein starkes Nationalbewußtsein schien im Volke erwacht zu sein. Die Aufzeichnungen des Dekabristen Jakuškin legen Zeugnis davon ab, daß dieses Moment von den Dekabristen nicht unbemerkt bleiben konnte. „Nicht auf Geheiß der Obrigkeit", schrieb Jakuškin, „hat das Volk seine Häuser verlassen, um sich in die Sümpfe zurückzuziehen; nicht auf Geheiß der Obrigkeit wurde Moskau von der Bevölkerung geräumt . . . Auch die Soldaten waren keine sinnlosen Werkzeuge mehr. Jeder fühlte sich berufen, an der heiligen Sache mitzuwirken"[3]. Durch ihre Erziehung wurde die russische Jugend, wie wir gesehen haben, vollkommen entwurzelt. Jetzt verbindet sie das in der Stunde der Gefahr erwachte Nationalbewußtsein zum ersten Male mit der Volksmasse. Auch glaubten jetzt die Dekabristen, im Volke eine Unzufriedenheit mit seiner schweren Lage wahrzunehmen. Der Dekabrist A. Bestužev-Marlinskij führt den Anfang des sogen. „Freidenkertums" in Rußland auf diese allgemeine Enttäuschung zurück: die heimziehenden Soldaten hätten das Murren im Volke wachgerufen. „Wir haben unser Blut vergossen", sagten sie, „und uns zwingt man wieder, bei der Fronarbeit zu schwitzen; wir haben das Vaterland von dem Tyrannen befreit, und uns tyrannisieren die Herrschaften wieder"[4].

Ähnlich bemerkt auch N. Turgenev[5]: „Als der Feind sich zurückgezogen hatte, glaubten diejenigen von den Bauern, die leibeigen waren, daß sie sich durch ihre für die allgemeine Befreiung mit Hingebung erduldeten Entbehrungen die Freiheit verdient hätten." So hatten die Dekabristen Anlaß zu glauben, daß die sie beherrschenden liberalen Ideen ein teilnahmvolles Verständnis im Volke finden würden, das sich in seinem Gerechtigkeitsgefühle verletzt fühlte. Auch bildete das von der Jugend zum ersten Male in diesem Kriege empfundene Nationalbewußtsein ein Gegengewicht zu den starken geistigen Einflüssen Westeuropas.

---

[2] Viele Dekabristen haben, wie wir sehen werden, an dem Kriege teilgenommen. Diejenigen, die noch zu jung waren, um in die aktive Armee einzutreten, versuchten ihr Möglichstes, um es doch durchzusetzen. So verläßt der 16jährige Nikita Murav'ev heimlich das Elternhaus, um sich der Armee anzuschließen. Die Bauern, die ihn für einen Spion halten, bringen ihn ins Gefängnis; der Moskauer General-Gouverneur Rastopčin verhört ihn und führt ihn, durch die patriotische Gesinnung des 16jährigen gerührt, persönlich heim. (Alex. Murav'ev, Aufzeichnungen, Ptb. 1922, S. 16; auch bei Schiemann in „Ermordung Pauls" etc. veröffentlicht.)

[3] Jakuškin, Aufzeichnungen (russ.), Leipzig 1874, S. 1—2.

[4] S. Borozdin, „Briefe und Aussagen der Dekabristen" (russ.), Ptb. 1906, S. 35—36. Über Alexander Bestužev-Marlinskij, den bekannten romantischen Schriftsteller, s. das Buch v. N. Kotlarevskij „Die Dekabristen Odoevskij und Bestužev-Marlinskij", russisch.

[5] Turgenev, Rußland und die Russen, Grimma 1847, I, S. 15—16.

II.

Die Franzosen hatten das russische Gebiet geräumt; der nationale Kampf schien beendigt zu sein. Dennoch begrüßte die russische Gesellschaft die Fortsetzung des Kampfes auf dem europäischen Boden mit stürmischer Begeisterung: sahen doch die Zeitgenossen Alexanders I. in ihm noch immer den liberalen und sanften Herrscher, den Befreier Europas, den Verteidiger der erblichen Rechte der Bourbonen und zugleich den Beschützer der politischen Freiheit des französischen Volkes gegen ihren Usurpator — Napoleon[6]. Zu dieser Zeit galt in Rußland der Militärdienst als der ehrenvollste und für einen jungen Adligen einzig mögliche. Von Wiesen erzählt in seinen Aufzeichnungen, daß die gebildeten jungen Leute gern auf ihre Karriere verzichteten und zum Militär übergingen; junge Geheimräte wurden mit Freuden Majore usw.[7]. So befanden sich im russischen Gardekorps, welches 1813 in Deutschland kämpfte und am 30. März 1814 auf der Höhe von Montmartre stand, viele Vertreter des russischen Adels, darunter viele zukünftige Dekabristen[8]. Dieser Aufenthalt in Westeuropa[9], der für manche Offiziere von der Dauer einiger Jahre war, wurde, dank den mannigfaltigen Eindrücken, die sie hier empfangen hatten, zu einem bestimmenden Faktor in der politischen Entwicklung dieser Generation[10].

Man darf nicht vergessen, daß wir hier einer Erscheinung begegnen, die sich später in der Geschichte der russischen Gesellschaft nicht mehr wiederholen sollte: das Offizierkorps — hauptsächlich die Garde — stellte zugleich den einzigen gebildeten und fortschrittlichen Teil der russischen Gesellschaft dar. Deshalb sind auch die Eindrücke, die die Offiziere in Westeuropa erhielten, von besonderem Interesse für die Beurteilung des russischen Geisteslebens im Anfange des 19. Jahrh. Die Stimmung, die die Garde heimbrachte, wurde zum Gemeingut aller geistig hochstehenden Schichten.

---

[6]) Turgenev, a. a. O. 36.

[7]) Von Wiesen, Aufzeichnungen (russ.), Biblioteka Dekabristov, Bd. 4, S. 86, Pet. 1907. Vgl. auch Pypin, a. a. O., 276 ff.

[8]) Die meisten Dekabristen, wie aus ihren Dienstpapieren ersichtlich ist, gehörten dem Militärstand an (S. „Materialien", Bd. I, II u. III, a. a. O.). Sehr viele haben auch an den Freiheits-Feldzügen teilgenommen: so Trubeckoj, Ryleev, Volkonskij, Muravev, von Wiesen u. a. Im Zivildienst waren nur wenige, darunter N. Turgenev, Semenov, später auch Ryleev und Puščin.

[9]) So stand das russische Korps unter Graf Woroncov von 1815 bis 1818 in Maubeuge. Semevskij, „Aufstand des Semenovschen Regiments" (russ.), Byloe 1907, 9.

[10]) Die Möglichkeit solcher Wirkung wurde auch von den Zeitgenossen vorausgesehen. So schreibt der kluge Beobachter N. Turgenev kurz nach der Besetzung von Paris in sein Tagebuch (am 25. April 1814): „Jetzt werden viele Russen heimkehren, die gesehen haben, daß der Staat auch ohne Sklaverei bestehen kann." (Tagebuch v. Turgenev, zit. v. Semevskij, „Die politischen Ideen" etc. a. a. O., 205.) Der Bericht der Untersuchungskommission versucht die ganze Bewegung ausschließlich auf die Wirkung des Verweilens der Dekabristen im Westen zurückzuführen. (Bericht, a. a. O., S. 6.)

III.

Patriotismus einerseits, als Folge des siegreichen Krieges, und ein im Geiste der Zeit idealistisch gefärbter Liberalismus — sind für die Stimmung der russischen Offiziere im Anfange der Feldzüge der Jahre 1813—15 bezeichnend. „Das glückliche Ende des Krieges . . . veranlaßte jeden Russen, auf sein Vaterland stolz zu sein," sagt Trubeckoj[11]. Die patriotische Stimmung wurde durch die Bewunderung, die man damals für Alexander — „den Vorkämpfer für die Freiheitsidee" — empfand, noch gesteigert[12]. Während des Aufenthaltes in Westeuropa sollte aber diese Stimmung radikal umschlagen. „Der Aufenthalt während eines ganzen Jahres in Deutschland und ferner in Paris," schreibt Jakuškin, „konnte nicht umhin, auf die Anschauungen der russischen Jugend zu wirken... Jeder von uns wurde irgendwie reifer[13]." In ihren Memoiren und Aussagen vor dem Gericht erzählen die Dekabristen von der Fülle des im Auslande Gesehenen und Erlebten. Im weiteren wollen wir versuchen, diese Eindrücke zusammenzufassen und uns daraus ein einheitliches Bild zu rekonstruieren.

Zunächst weisen die Dekabristen auf den Eindruck hin, den die allgemeine politische Lage Europas während des Kampfes mit Napoleon auf sie gemacht hat. „Man muß sich daran erinnern," schreibt Zavališin, „wie es um diese Zeit in ganz Europa zuging. Die Regierungen selbst haben in ihren Völkern den Freiheitsdrang erweckt und auch verschiedene Geheimbünde geduldet[14]." Bestimmter noch spricht sich der Dekabrist Pestel über die Eindrücke der politischen Ereignisse aus: seiner Meinung nach hätte die napoleonische Epoche „so viele Throne gestürzt und Reiche vernichtet, daß es einem jeden klar wurde, wie leicht eine Revolution zustande zu bringen sei[15]!" In dem interessanten Selbstbekenntnis, das Pestel über die Entwicklung seiner politischen Anschauungen abgibt, sagt er u. a.: „Ich habe über die Rückkehr des Hauses Bourbon auf den französischen Thron

---

[11]) Materialien I, a. a. O., S. 23.

[12]) S. Jakuškin: „Er (Alexander) war herrlich in Deutschland, als er mit der Waffe in der Hand jeden zur Freiheit aufrief; herrlicher noch war er, als wir im Jahre 1814 nach Paris kamen. Zu jener Zeit konnte der Republikaner Laharpe auf die Handlungen seines königlichen Zöglings stolz sein." (Aufzeichnungen, a. a. O. 2—3.) In einer Audienz soll Alexander gesagt haben: „La marche de l'armee par l'Allemagne et jusqu'à Paris profitera à la Russie entière. Pour nous aussi va commencer une époque nouvelle" etc. (Schnitzler, Histoire intime de la Russie, T. II, 42.)

[13]) Jakuškin, a. a. O. 3.

[14]) Zavališin, Aufzeichnungen (russ.), Pet. 1908, S. 108. Gemeint ist der Aufruf von Kutuzov vom 25. März 1813 von Kalisch: „Im Namen des russischen und des preußischen Herrschers wurde hier die Freiheit verkündet." — Unter den „geduldeten Geheimbünden" meint Zavališin den Tugendbund, der bekanntlich mit der Erlaubnis Friedrich Wilhelms III. seine Tätigkeit entwickelte („Der Tugendbund", v. Lehmann, Berlin 1867, S. 3).

[15]) Pestels Aussagen s. bei Pavlov-Silvanskij, a. a. O. 139. Auch vom russ. Staatsverlag im Bd. 4 der Materialien „Vosstanie Dekabristov" veröffentlicht. (Leningrad 1927.)

nachgedacht, und diese Zeit darf ich als einen Wendepunkt in meinen politischen Anschauungen bezeichnen. Ich begann zu verstehen, daß die meisten Reformen, die von der Revolution [von 1789] verwirklicht wurden, auch von der Restauration beibehalten worden sind. Folglich mußte die Revolution nicht so schädlich sein, wie man es immer behauptete[16])."

Auf die Eindrücke der politischen Ereignisse dieser Zeit weisen noch viele Dekabristen hin[17]). Besonders wird die Bedeutung der Proklamationen der verbündeten Mächte, die 1813 dem deutschen Volke eine freie Verfassung versprochen hatten, hervorgehoben[18]). Welche Schlüsse konnten die Dekabristen aus den politischen Umstürzen dieser Zeit ziehen? — Die Unbeständigkeit der bestehenden Staatsformen wurde offensichtlich; der Gedanke mußte nahe liegen, daß auch der russische Absolutismus, der jahrhundertelang unerschütterlich erschien, einer anderen Staatsform weichen müßte, falls die allgemeine Lage und der Volkswille es erfordern würden. Ferner war der Erfolg des Endkampfes mit Napoleon in einem bedeutenden Maße auf die patriotischen Taten der Völker Europas — der Spanier, Deutschen und Russen — zurückzuführen. Das nationale Bewußtsein, die politische Reife dieser Völker kamen zum Vorschein; selbst die Könige schienen das Recht ihrer Untertanen auf politische Freiheit anerkannt zu haben. Dies alles bestärkte die demokratischen Sympathien der Dekabristen, die im Kriege von 1812 in ihnen zuerst erwachten. Die zunächst unbestimmten liberalistischen Anschauungen der Jugendjahre gewannen allmählich festere Formen. Von noch größerer Bedeutung war aber die Wirkung der unmittelbaren Beobachtungen des politischen und sozialen Lebens Westeuropas zu dieser sturmbewegten Zeit. Der lange Aufenthalt im Auslande bot zu diesen Beobachtungen Gelegenheit genug; der Unterschied zwischen dem Leben Westeuropas und dem heimischen sprang in die Augen. Das zeigen die charakteristischen Aufzeichnungen der Dekabristen, die ihre Eindrücke schildern.

Der zukünftige Dekabrist Fürst Sergej Volkonskij[19]), ein General-

---

[16]) Pavlov-Silvanskij, a. a. O. 137. Das ablehnende Verhältnis zu der großen französischen Revolution war in den russischen offiziösen Kreisen seit Katharinas Regierungszeit üblich.

[17]) Wie z. B. Trubeckoj (Materialien I, a. a. O. 9), Kachovskij (ib. 343), Murav'ev (ibid. 295), Al. N. Murav'ev (Mater. Bd. II, 8).

[18]) N. Murav'ev gab in der Untersuchungshaft an, daß es dieser Umstand war, der seine Aufmerksamkeit zuerst auf die „politischen Fragen" lenkte. (Mater. I, 295.)

[19]) Sergej Grigor'evič Volkonskij, Sohn des General-Gouverneurs von Orenburg, geb. 1788, gehörte einer der ersten russischen aristokratischen Familien an. Er nahm an allen Kriegen seit 1806 Anteil und machte eine glänzende militärische Karriere. 1813 war er, 25jährig, bereits General-Major, 1819 tritt er in den Geheimbund des Südens ein und wird zum Direktor der „Duma" von Kamenka erwählt. 1826 nach Sibirien in die Zwangsarbeiten verschickt, erst 1856 zurück. Über ihn s. seine Memoiren (Pet. 1902), ferner Archiv der Fürsten Volkonskij Bd. I (russisch, Petersburg 1922), Einleitung v. Fürst S. Volkonskij, und „Die Dekabristen", Familienerinnerungen, russisch, v. Fürst S. Volkonskij, Pet. 1922.

Major der Suite des Caren (er begleitete Alexander 1814 zum Wiener Kongreß), fuhr, um seinen Wunsch, „Europa näher kennen zu lernen", zu erfüllen, im Frühjahr 1815 nach England. Einige leidenschaftliche Volksszenen, deren Zeuge er hier war, haben einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Um diese Zeit wurde im englischen Parlament der Gesetzentwurf über die Broteinfuhr (Corn-Bill) erörtert. Das Volk war sehr erregt; „Bread or blood" — war an den Wänden des Palastes des Prinz-Regenten geschrieben. Als aber einmal der Führer der Opposition, ein Gegner der Corn-Bill, eine feurige Rede gegen die Broteinfuhr hielt, wurde er, obgleich der Sinn seiner Rede den Volksstimmungen nicht entsprach, von der Masse enthusiastisch begrüßt, ja man zwang den Vertreter des Prinz-Regenten, der im Hut auf seinem Balkon stand, den Hut abzunehmen. „Er fügte sich dem heiligen Willen des Volkes," fügt Volkonskij begeistert hinzu[20]). Ein anderes Mal war das Volk im Begriff, einem Gegner der Corn-Bill die Fenster einzuschlagen. Die Freunde des Politikers benachrichtigten die Polizei; doch als die Soldaten erschienen, wies der Politiker ihre Hilfe zurück und erklärte: „Meine Herren, ein Engländer befindet sich unter dem Schutze des Gesetzes!" Das Volk klatschte ihm stürmisch Beifall und ging dann friedlich auseinander. „Wohl dem Lande," ruft Volkonskij an dieser Stelle seiner Erinnerungen aus, „wo man einen so unerschütterlichen Glauben an die Macht des Gesetzes hat[21])!" Ihm, der an den stummen Gehorsam der Sklaven im eigenen Vaterlande gewohnt war, durften diese Szenen wohl unvergessen bleiben.

Ein anderes hervorragendes Mitglied der Dekabristenbünde, Nikolaj Ivanovič Turgenev, in dessen Leben und Wirken der westeuropäische Einfluß eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat, ist an dieser Stelle zu erwähnen. Zum russischen Kommissar in die Zentralverwaltung der zurückeroberten Länder ernannt (die bekanntlich seit August 1813 unter des Freiherrn v. Stein Leitung ihre Tätigkeit entwickelte)[22]), näherte sich Turgenev während der gemeinsamen Arbeit dem preußischen Minister. Dieser Verkehr ließ merkliche Spuren in den Anschauungen des jungen Russen zurück[23]). Oft berührten ihre Unterhaltungen politische und soziale Probleme. So diskutierten sie über die Frage der Bauernbefreiung, die im Mittelpunkt der Interessen Turgenevs stand. An diesem Tage notiert Turgenev in sein Tagebuch: „Wir waren uns einig, daß die Unterjochung eines Standes

---

[20]) Volkonskij, Memoiren, a. a. O., 348—349. Vgl. Stern, „Geschichte Europas", 1894, Berlin, Bd. 1, 192 ff. Volkonskij hat nur die positiven Seiten des englischen Lebens bemerkt; die Mißstände der Nachkriegszeit, die Volksnot, die Ausnutzung der Kinderarbeit — dies alles war seiner Aufmerksamkeit entgangen.

[21]) Ibid. 350.

[22]) „Rußland und die Russen", a. a. O., I. Bd., 19 ff. Vgl. Šebunin, a. a. O. 212.

[23]) Auch Stein hat seinen jungen Mitarbeiter sehr geschätzt. S. Schiemann, I. Bd., 476, und die Aussage von Ernst Moritz Arndt, zitiert ibid.

durch den anderen keineswegs den Wohlstand eines mächtigen Staates fördern kann"[24]). Unter dem Einfluß Steins wurde Turgenev eine Zeitlang zum Anhänger des aufgeklärten Absolutismus: er beginnt zu hoffen, daß die russische Regierung einst von selbst den Weg der sozialen Reformen beschreiten wird. In seinem Tagebuche entwirft er ein Projekt der unentbehrlichsten Reformen und schreibt überzeugt darunter: „Alles muß in Rußland von der Regierung ausgehen, nichts von dem Volke"[25]). Die Jahre 1814 und 1815 verbrachte Turgenev in Paris. Er verhielt sich zunächst ablehnend zu der französischen Revolution. Die Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron ruft bei ihm die Bemerkung hervor: „Jetzt kehrt alles Alte, Ruhige zurück und wird nun doppelt geschätzt[26])." Allmählich kommt er aber zur Überzeugung, daß das französische Volk sich durch die langjährigen Freiheitskämpfe das Recht auf eine freiere Verfassung und unbeschränkte politische Freiheit verdient habe. Das „Alte und Ruhige" befriedigt ihn nicht mehr[27]). Dieser Stimmungsumschlag wurde vornehmlich durch die Lektüre der Organe der liberalen Presse hervorgerufen. Besonders schätzte Turgenev die Zeitschrift „Le Censeur", deren Devise — konstitutionelle Monarchie und Volkssouveränität war[28]). Turgenev macht Auszüge aus diesem Journal und schreibt darunter in seinem Tagebuch: „Das Herz freut sich über die Erfolge der bürgerlichen Freiheit, sei es auch nur im fremden Lande[29])." So wird der gemäßigte Liberale, der Gegner der revolutionären Methoden, allmählich zu anderen, radikaleren Ansichten bekehrt. Bald nach der Heimkehr Turgenevs sehen wir ihn in den Reihen der Revolutionäre[30]).

IV.

Die Dekabristen wollten das Leben der fremden Völker in allen seinen Äußerungen kennen lernen. Ein lebendiges Interesse für den Parlamentarismus machte sich bei vielen bemerkbar. So besuchte z. B. Volkonskij das englische Parlament, wurde dem Regenten vorgestellt und wunderte sich im stillen über ein Mitglied der Opposition, das während der Zeremonie der Vorstellung das Knie vor dem Prinzen beugte und ihm die Hand küßte, um eine Stunde später in seiner Rede im Unterhaus gegen die bestehende Regierung zu donnern[31]). Andere russische Offiziere besuchten die Deputierten-

---

[24]) Archiv der Brüder Turgenev, Pet. 1913, III. Bd., 202—203.

[25]) Ibid. 333. T. bewahrte Stein gegenüber stets große Achtung und Bewunderung. 1819 schreibt er an seinen jüngeren Bruder Sergej: „Einen zweiten Fr. v. Stein trifft man im Leben nie wieder." (Šebunin, a. a. O. 222.)

[26]) Archiv d. Br. Turgenev, a. a. O. 250.

[27]) Ibid. 253.

[28]) Die Zeitschrift erschien unter Leitung von Aug. Comte und Mitwirkung von S. Simon, Aug. Thierry und I. B. Say.

[29]) Archiv, 283.

[30]) Rußland und die Russen, I. Bd., 62—65 ff.

[31]) Volkonskij, Memoiren, a. a. O., 353.

kammer in Paris; das Interesse war so ernst, daß auch später, nach der Heimkehr, der Verlauf der Debatten in den Zeitungen eifrig verfolgt wurde[32]. „Die Reden im Unterhaus oder in der Deputiertenkammer interessierten jeden von uns, wie einen Engländer oder einen Franzosen," schrieb Bestužev-Marlinskij in der Untersuchungshaft[33]. — Sah man doch hier in Wirklichkeit eine Volksvertretung, wie man sie bisher nur aus den Büchern kannte! Der persönliche Verkehr mit den Vertretern der westeuropäischen geistigen Welt erleichterte den Dekabristen das Verständnis der fremden Kultur. Das französische Geistesleben blühte nach der überstandenen schweren Zeit jetzt wieder auf. Die jungen russischen Offiziere, die das Französische wie ihre Muttersprache beherrschten und allen Fragen der Politik und Literatur ein lebhaftes Interesse entgegenbrachten, wurden in den besten Kreisen der französischen Gesellschaft gern empfangen: der nationale, durch den Krieg hervorgerufene Haß war längst erloschen[34]. Über die Buntheit des Pariser Lebens und über den Verkehr der Dekabristen geben uns besonders die Aufzeichnungen Volkonskijs Aufschluß, der die politisierenden Salons aller Richtungen besuchte[35]. So verkehrte er im Hause der Herzogin von Saint-Leu (der früheren Königin von Holland); hier begegnete er fast ausschließlich Bonapartisten. Im Vorort Saint-Germain wurde er in den intimen Kreis der Legitimisten eingeführt, die ihm aber höchst unsympathisch vorkamen. Damals waren die Emigranten, die vor Napoleon fliehen mußten, nach Paris zurückgekehrt; unter ihnen solche hervorragende Geister, wie Mme. de Stael und Benjamin Constant[36]. Volkonskij besuchte auch den Salon der berühmten Schriftstellerin und lernte dort B. Constant und Chateaubriand kennen; der letztere stieß ihn durch seine konservativen Anschauungen ab[37].

Volkonskij fühlte sich auch zu den demokratischen Kreisen hingezogen; er machte die Bekanntschaft des „Tiers-état", der Kaufmannschaft und der Schauspielerwelt und interessierte sich gleich für alles[38]. Trotz dieses überaus differenzierten Verkehrs scheinen

---

[32]) Von den Dekabristen seien genannt Fürst Trubeckoj (Materialien I, 73), Fürst Golicyn (Valerjan), ibid. Bestužev-Marlinskij (ibid. 430), Volkonskij (Memoiren, 355 ff.), Kachovskij etc.

[33]) Mater. a. a. O., 430. Auf den Einfluß des westeuropäischen parlamentarischen Lebens weist auch Zavališin hin. A. a. O. S. 109. Volkonskij, a. a. O., 401.

[34]) Ein Beispiel für die erstaunliche Anpassungsfähigkeit der russischen Offiziere bietet N. Krivcov, ein junger Offizier mit der Durchschnittsbildung der Zeit, der es aber verstand, mit Laharpe, Say und Constant Freundschaft anzuknüpfen, bei Mme. de Stael und de Genlis verkehrte etc. (S. sein Tagebuch b. Gerschensohn „Dekabrist Krivcov", russisch, Berlin 1923.)

[35]) Volkonskij, Memoiren, 337 ff., a. a. O.

[36]) Mme. de Stael fand bekanntlich eine Zeitlang auch in Rußland Unterkunft (S. De Stael, „Dix années d'exil", Brüssel 1821).

[37]) Er konnte es nicht begreifen, wie ein so kluger Mensch, wie Chateaubriand, „derartig unsympathische, unzeitgemäße" Prinzipien vertreten konnte. Memoiren 339, a. a. O.

[38]) Ibid. 339—40.

die politischen Sympathien Volkonskijs bereits zu dieser Zeit liberalistisch gefärbt zu sein. Vielleicht sind diese Sympathien auch auf den Einfluß Gruners, eines Mitarbeiters Steins, den Volkonskij 1813 in Düsseldorf kennenlernte, zurückzuführen. Mit Gruner hat er sich oft unterhalten und aus diesen Gesprächen „die ersten Kenntnisse der Bürgerpflichten geschöpft"[39]).

Auch Nikita Murav'ev erzählte von den in Frankreich gemachten Bekanntschaften: er lernte Benjamin Constant kennen, dessen Schriften, wie wir sehen werden, auf die Dekabristen besonders stark gewirkt haben; ferner Gregoire und Sieyès; bei seiner Begeisterung für die Helden der französischen Revolution kamen ihm diese beiden „wie Brutus und Catilina" vor[40]).

Von großer Bedeutung war für die Dekabristen die Bekanntschaft mit den früheren Mitgliedern des bekannten preußischen Tugendbundes; von dieser erzählt v. Wiesen in seinen Aufzeichnungen. Er nennt zwar keine Namen der Tugendbündler, behauptet aber, daß „in aufrichtigen Gesprächen mit ihnen (den Mitgliedern des Tugendbundes) unsere jungen Leute ihre freisinnigen Anschauungen und ihr Streben nach einer freien Verfassung geschöpft haben"[41]). Die politische Bedeutung dieses bereits 1809 aufgelösten Bundes wurde von den Zeitgenossen stark überschätzt. Die Dekabristen waren geneigt, den Erfolg der Befreiungskriege und der in Preußen durchgeführten Reformen der Tätigkeit des Tugendbundes zuzuschreiben[42]). Man wollte Stein und Gneisenau in der Zahl der Mitglieder wissen[43]). Jedenfalls darf die Bedeutung der Bekanntschaft der Dekabristen mit dem Tugendbund nicht unterschätzt werden: denn hier konnte zuerst der Gedanke aufsteigen, eine ähnliche patriotisch-aufklärerische Tätigkeit in Rußland zu entwickeln.

Einzelne Dekabristen ergriffen auch während ihres Aufenthaltes in Europa die Gelegenheit, ihre Bildung zu vervollkommnen. So besuchten z. B. Fürst Trubeckoj und Mit'kov die Sorbonne[44]), Artamon

---

[39]) Karl Justus Gruner, der bekannte preußische Freiheitskämpfer, stand seit 1808 Stein zur Seite. Volkonskij, Memoiren, a. a. O. 291.

[40]) Greč, Aufzeichnungen, Moskau (russ.), 406, und Wiegel „Aufzeichnungen", a. a. O., Bd. IV, 51.

[41]) Von Wiesen, Aufzeichnungen, „Bibl. Dekabristov", Bd. 4, 87. Turgenev sagt vorsichtiger: „man hätte von den deutschen Geheimbünden gehört und sich diese Idee zu eigen gemacht" (Rußland und die Russen, a. a. O., I). Alexander N. Murav'ev sagt in der Untersuchung: „Alle wußten vom Tugendbunde." (Materialien Bd. 3, 16.)

[42]) Von Wiesen, ibid. 87. Trubeckoj, Materialien I, 25.

[43]) Trubeckoj, Materialien 25, I. Dies stimmte aber in Wirklichkeit nicht. Die Tätigkeit der Mitglieder des Tugendbundes trug in der Praxis nur einen philanthropisch-aufklärerischen Charakter. (S. Stettiner, „Der Tugendbund", Königsberg 1904, 25—26.) Über den Einfluß des Tugendbundes auf die Dekabristenbewegung s. unten Kap. III. In einem an den russischen Kaiser i. J. 1821 gerichteten Geheimbericht heißt es, die russischen Offiziere wären im Auslande verschiedenen Geheimbünden beigetreten; doch stützt sich die Anklage auf keine dokumentalen Beweise. (Russkij Archiv 1875, 423.)

[44]) Materialien I, Aussagen v. Trubeckoj, 8. Semevskij, a. a. O., 209.

Murav'ev studierte daselbst Medizin[45]), Wilhelm Küchelbecker, der Freund Puškins und einer der wenigen russischen romantischen Schriftsteller, hielt in Paris Vorträge über die russische Literatur („unter den Auspizien von B. Constant")[46]), und Kachovskij fand hier Zeit zum einsamen und ernsten Studium: „Die Einsamkeit, die Beobachtungen und die Bücher waren meine Lehrer", schreibt er in der Untersuchungshaft[47]). Durch die Berührung mit der westeuropäischen Welt wurden neue Interessen wach und der geistige Horizont erweitert. Auch die Offiziere der russischen Marine wurden in demselben Maße, wie die Gardeoffiziere, dem Einflusse der liberalen Strömungen Westeuropas ausgesetzt. Der Marineoffizier, spätere Dekabrist Beljaev, der i. J. 1824 eine Weltumsegelung mitmachte, erzählt von der Wirkung, die die Bekanntschaft mit den „freiheitsliebenden englischen Offizieren" auf ihn gemacht hatte. Bei einem Festessen, das die Engländer zu Ehren der russischen Offiziere veranstalteten, spielte die Musik den Marsch von Riego, des spanischen Freiheitshelden, und man erhob die Gläser im Namen des Helden und der Freiheit[48]). „Bei der Stimmung, die in unseren Gedanken und Herzen herrschte, wurde die Liebe zur Freiheit und die Bereitschaft zu jedem Opfer reifer und glühender", berichtet Beljaev[49]). Ein anderes wichtiges Moment ist an dieser Stelle zu erwähnen, das auch als eine Wirkung des Verweilens des russischen Heeres im Auslande zu betrachten ist. Diese Jahre blieben nicht ohne Einfluß auf das Verhältnis der russischen Offiziere zu den Soldaten. Im russischen Korps, das sich längere Zeit in Maubeuge aufhielt, wurde die körperliche Strafe faktisch abgeschafft[50]). Die Offiziere dieses Korps behandelten die Soldaten wie ihresgleichen; man wurde höflich und human[51]). Aber auch in dem zum Automaten entwürdigten Soldaten vollzog sich eine innere Wandlung: er wurde sich der „Würde seines

---

[45]) „Dekabristy", 86 Portraits (russ.), v. Golovačev, Moskau 1906, 155—6.

[46]) Schnitzler, „Histoire intime de la Russie", Paris 1877, I, S. 448. Wegen der „Leidenschaftlichkeit" seines Vortrages wurde die Erlaubnis, dieselben zu halten, zurückgezogen. Ibid. — Küchelbecker kam erst 1820 ins Ausland als Sekretär des Oberkammerherrn A. L. Naryškin (s. K.s Aussagen, Mater Bd. 2, 141). In Paris i. J. 1821 lernte er Trubeckoj kennen. (Ib. 142.) Seine Vorlesungen über russische Literatur hielt er wahrscheinlich 1821 oder 1822 im Pariser „Athenée Royale".

[47]) Materialien, Bd. 1, 343.

[48]) Erinnerungen von Alexander Beljaev (russ.) Russkaja Starina, 1881, Bd. XXX, 9 ff.

[49]) Ibid. Auch der Marineoffizier Michail Bestužev gab in der Untersuchungshaft an, daß er seine „freisinnigen Anschauungen" aus den Gesprächen mit den englischen, französischen und schwedischen Offizieren, mit denen er während einer Seefahrt 1817 in Berührung kam, geschöpft habe. (Mater. I, Bestuževs Angaben 481.)

[50]) Zavališin, a. a. O. 109. Dem Beispiele des Kommandeurs dieses Korps, Graf Voroncev, folgten später in Rußland viele Offiziere (Semevskij, „Aufstand des Semenovskij Regiments", Byloe, 1907, I, 6).

[51]) Zavališin, a. a. O. 109.

Amtes" bewußt, in ihm erwachte, durch die ungewohnt gute Behandlung hervorgerufen, das Bewußtsein seiner Menschenrechte[52]).

Auch wurde für die Bildung der Soldaten in diesen Jahren gesorgt: außer den gewöhnlichen Schulen wurden in Maubeuge vier Lancasterschulen (nach der Methode des gegenseitigen Unterrichts) gegründet. Im Juni 1818 besuchte der Großfürst Michail Pavlovič (der Bruder des Caren) diese Schule und sprach seine Zufriedenheit mit den Resultaten aus: in drei Monaten lernten viele Soldaten dort lesen und schreiben[53]). So hat die russische Regierung in diesem Falle selbst für die geistige Entwicklung des russischen Soldaten Sorge getragen, was sonst nicht in ihren Gewohnheiten lag.

Auch bei den Soldaten blieb die Wirkung der unmittelbaren Beobachtungen des Auslandslebens nicht aus. Es konnte ihnen nicht verborgen bleiben, daß die Soldaten der fremden Truppen „eine größere Achtung genossen, größere Vorrechte besaßen". In den Armeen der Verbündeten war körperliche Strafe für jedes kleine Vergehen nicht üblich[54]). Sehr bald mußten die russischen Soldaten die ganze Schwere und Ungerechtigkeit ihrer eigenen Lage erkennen. „Nach der Heimkehr sprach das ganze Heer vom General bis zum einfachen Soldaten nur davon, wie schön es in den anderen Ländern sei. Unwillkürlich mußte man fragen: warum ist es denn bei uns anders?" So schrieb Bestužev-Marlinskij an den Kaiser Nikolaus I.[55]). Also auch auf den Soldaten hat der Aufenthalt in Westeuropa in einem gewissen Sinne revolutionierend gewirkt. Für die Dekabristenbewegung war dies aber von größter Bedeutung: die Feldzüge haben die Offiziere — die späteren Dekabristen — den Soldaten näher gebracht, und nun konnten die ersteren erkennen, daß die unzufriedene Soldatenmasse für die Propaganda der Freiheitsideen reif war. Bekanntlich haben auch die Dekabristen später ihre Propaganda fast ausschließlich unter den Soldaten gemacht und ihre Hoffnung auf den

---

[52]) Ibid.

[53]) „Der Aufstand des Semenovschen Regiments" v. Semevskij, a. a. O. 6. Der Kaiser Alexander interessierte sich außerordentlich für das System des gegenseitigen Unterrichts. Die Lancasterschulen tauchen in Rußland zuerst 1813 auf (Pypin, a. a. O. 33). Das Werk v. Joseph Hamel „Der gegenseitige Unterricht" (Paris 1818) wurde auf Befehl des Kaisers ins Russische übersetzt; die Übersetzung wurde in Rußland viel gelesen. (Vgl. Semevskij, „Die sozialen und politischen Ideen der Dekabristen" a. a. O. 428, Pypin a. a. O. 335). Im Jahre 1819 wurde in Petersburg eine „Gesellschaft zur Gründung der Lancasterschulen" ins Leben gerufen. (Russkaja Starina 1881, XXX, 181 ff.). Die Dekabristen haben später die Lancasterschulen in den Regimentern zu ihren Propagandazwecken benutzt. (Z. B. der Major Vlad. Raevskij, der bereits 1822 dafür verhaftet wurde.)

[54]) Semevskij, a. a. O. 2. Die Soldaten kamen auch mit der Bevölkerung in Berührung. So wurden sie zum Beispiel bei der Besetzung von Nancy bei den Einwohnern einquartiert und fanden hier eine gute Aufnahme: „man nannte sie „Herr" und behandelte sie danach" (Turgenev, Rußland und die Russen, a. a. O., Bd. I, 47).

[55]) Borozdin, a. a. O. 36. Dieses wird auch von Turgenev bestätigt; er bemerkt dabei: „es war wie eine richtige Propaganda!" (a. a. O. 54).

Erfolg des Aufstandes hauptsächlich auf die Mitwirkung der revolutionären Regimenter gesetzt[56]).

Dieses Europa, das die Dekabristen zum ersten Male kennen lernten, war von den schweren Kämpfen zerrüttet, wirtschaftlich entkräftet, und dennoch atmete es ein freieres Leben, als sie es in Rußland zu sehen gewohnt waren. In Preußen waren sie Zeugen einer allgemeinen Erhebung, einer nationalen Wiedergeburt; trotz der politisch unsicheren Lage schienen die 1807 und später durchgeführten Reformen das Land einer besseren Zukunft entgegenzuführen. In Frankreich sahen die Russen ein Aufblühen der Künste, geistige Lebendigkeit, eine freie Verfassung. Im besonderen Glanze erschien ihnen England, das Land des Parlamentarismus, wo die Selbstherrlichkeit der Monarchen längst der Geschichte angehörte[57]). Überall in Westeuropa schienen die Freiheitsgedanken verwirklicht zu sein, die die Dekabristen bisher nur als abstrakte Theorien kannten. Der patriotisch-selbstzufriedene Stolz, der für die Stimmung der Dekabristen zu Anfang der Freiheitskriege bezeichnend war, mußte bald einem anderen Gefühl weichen. Das westeuropäische Leben hat zum Vergleich mit den einheimischen Verhältnissen veranlaßt, einem Vergleich, der zuungunsten Rußlands ausfallen mußte. Alles, was man in den Jahren 1813—1815 in Europa gesehen hat, schreibt Volkonskij, hat gezeigt, daß Rußland in seiner politischen und sozialen Struktur weit hinter Westeuropa steht. „Die Rückständigkeit unseres Staatslebens, die geringen Volksrechte, ja die Despotie unserer Staatsverwaltung offenbarten sich jetzt den Gemütern und Herzen vieler"[58]).

Als Folgen des Aufenthaltes in Westeuropa stellten sich die Kritik an den heimischen Mißständen und der Wunsch, dieselben zu beseitigen, ein, wobei die Reformpläne allmählich festere Umrisse gewannen: hatte man jetzt doch das Beispiel der westeuropäischen Staaten vor den Augen. Diese neue Stimmung der heimkehrenden

---

[56]) Vgl. Zavališin, „Aufzeichnungen" a. a. O., S. 109—110.

[57]) Wichtig ist auch das Zeugnis von Nikolaj Bestužev in der Untersuchung: „Mein fünfmonatlicher Aufenthalt in Holland, als dort die konstitutionelle Regierung gebildet wurde, gab mir die ersten Begriffe von dem Nutzen der Gesetze und der bürgerlichen Rechte; mein späterer zweimaliger Besuch Frankreichs (1817 und 1824), die Reise nach England und Spanien (1824) haben diese meine Anschauungen bekräftigt . . . (Mater. Bd. 2, 64). Alles, was ich in den fremden Ländern gesehen habe, genügte, um mich in meinen Ideen zu befestigen" (ib. 65). Gemeint ist hier die niederländische Verfassung von 1815, durch die in den Generalstaaten das Zweikammersystem eingeführt wurde. (S. diese Verfassung in der „Collection des constitutions" von Dufaut, Duvergier et Gaudet, Paris 1822, S. 166—198).

[58]) Volkonskij „Memoiren" a. a. O. 401. Auf den Aufenthalt in Westeuropa als einen Wendepunkt in ihren politischen Ansichten weisen viele Dekabristen hin: u. a. Al. N. Murav'ev (Bd. 3, S. 8, Materialien a. a. O.), Küchelbecker (Bd. 2, 164, ibid.), Jakuškin (Bd. 3, 44, a. a. O.), von Wiesen (ibid. 71), Mitkov (ibid. 189—90), Nikolaj Bestužev (Bd. 2, 65 a. a. O.). Jakubovič, der auch in den Jahren 1813—15 in Deutschland und Frankreich war, gibt in der Untersuchung an, die freien Ansichten von den liberalen Engländern, Angestellten der Ostindischen Kompagnie, die nach dem Kaukasus (wo Jakubovič in der Armee diente) kamen, bekommen zu haben (Mater. Bd. 2, 279 und 282).

Garde hatte zunächst nichts Regierungsfeindliches in sich. In ihrem patriotischen Eifer waren die Dekabristen bereit, wie wir es sehen werden, Hand in Hand mit der Regierung für den Fortschritt des Vaterlandes zu arbeiten. Doch liegt bereits in dieser Stimmung ein Keim der Gefahr: denn man fühlt es — versucht die Regierung jetzt die fortschrittliche Bewegung zu hemmen, so werden die jungen Liberalen den Weg der Revolution beschreiten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

MISCELLEN

UKRAINISCHES THEATER

Von

Dr. M. Hnatyšak.

Das Theater gehört denjenigen Gebieten des ukrainischen kulturellen Lebens an, welche wissenschaftlich nicht eingehend genug bearbeitet sind. Es gibt zwar viele, meistenteils gelegentliche, Darstellungen des Wirkens einzelner Kulturarbeiter, die sich auf diesem Gebiete betätigten; wir haben auch mehrere Übersichten der dramatischen Literatur. Die ersteren Schriften kommen aber für den Theaterhistoriker nur als Rohmaterial in Betracht, die letzteren wiederum vermögen kein besonderes Interesse bei demselben zu erwecken und gehören eher der Gruppe der literarhistorischen Arbeiten an. So ist z. B. ein vor nicht langer Zeit erschienenes Buch M. Vozňaks über die „Anfänge der ukrainischen Komödie"[1]) in erster Linie eine literaturgeschichtliche und keinesfalls theater- oder kunstwissenschaftliche Arbeit. Genau so verhält sich die Sache mit verhältnismäßig zahlreichen älteren Arbeiten von N. Kostomarov, M. Petrov, V. Peretz, J. Franko, M. Sumcov, J. Stešenko, S. Jefremov und von vielen anderen. Eine besondere und für den Theaterhistoriker viel wichtigere Gruppe der Schriften, die im engen Zusammenhange mit dem ukrainischen Theater stehen, bilden die Erinnerungen der Zeitgenossen über die berühmten Bühnenkünstler von Ščepkin angefangen bis zu den Brüdern Tobilevyč, und Memoiren der Bühnenkünstler selbst, unter welchen die Lebenserinnerungen Kropyvnyćkyjs[2]) und Sadovškyjs[3]) an erster Stelle zu erwähnen sind. Erst in der neuesten Zeit fingen die jüngeren Forscher an, sich mit Theater als mit einer spezifischen Kunsterscheinung, und nicht als mit Literatur, zu befassen. Das meiste leisteten bisher auf diesem Gebiete, neben anderen, O. Kysil und S. Čarnećkyj, ihre Arbeiten gingen aber auch nicht über geschichtliche Bemerkungen zu den einzelnen Phänomenen der ukrainischen Bühnenkunst[4]), oder im besten Falle über ganz allgemeine, kurze Übersichten hinaus[5]).

Inzwischen sammelte sich aber in den zahlreichen literargeschichtlichen, sowie memoiristischen und theaterhistorischen Arbeiten ein verhältnismäßig großes Material, welches auch dem Theaterhistoriker zur Zusammenstellung eines Bildes der Gesamtentwicklung des ukrainischen Theaters gut genug war. Die Lücke, welche hier jeder Forscher, der sich mit der Kultur des

---

[1]) M. Vozňak: Počatky ukrajinškoji komediji. Lemberg, 1920.

[2]) M. Kropyvnyćkyj: Za tryjćat' pjat' lit. Nova Hromada 1906, IX.

[3]) M. Sadovškyj: Moji teatralni zhadky. Kiev, 1907.

[4]) z. B. S. Černećkyj: „Perša vystava ruško-narodnoho teatru u Lvovi." Nedil'a 1912, XLV, oder „Hुculškyj teatr.", Nedil'a 1912, XIV, von demselben Autor u. v. a.

[5]) z. B. O. Kysil: Šl'achy rozvytku ukrajinškoho teatru Kiev 1920, usw.

ukrainischen Volkes befaßte, bemerkte, rief gerade nach einer solchen Arbeit — und diese ist endlich auch geleistet worden in der umfassenden Studie „300 Jahre des ukrainischen Theaters", welche D. Antonovyč, Professor der Kunstgeschichte an der ukrainischen Universität in Prag, i. J. 1920 verfaßte, und die 5 Jahre später vom Ukrainischen Verlagsfond in Prag herausgegeben wurde[8]). Dieser Arbeit gebührt die Ehre, die erste und auch ziemlich vollständige Gesamtdarstellung der Geschichte des ukrainischen neueren Theaters zu sein. Von einem berufenen Kunsthistoriker, und nicht, wie es bis jetzt üblich war, von einem Philologen, geschrieben, eröffnet sie zugleich ganz neue Horizonte und wirft in mehreren Fällen ein neues Licht auf die Einzelerscheinungen und auf die Gesamtentwicklung des ukrainischen Theaterlebens der letzten Jahrhunderte.

Der Autor wollte, dem Titel der Arbeit nach, die Entwicklungsgeschichte des ukrainischen Theaters in den Jahren 1619—1919 geben, es ist also klar, daß er sich mit den volkstümlichen Anfängen der dramatischen Kunst und mit dem Theater vom 10. bis 16. Jahrh. nicht befassen konnte. Das um so mehr, als die dramatische Kunst in der Ukraine sich in diesen alten Zeiten entweder fremder Sprachen oder der eigenen Schriftsprache, die der Volkssprache sehr entlegen war, bediente. Gerade dieses Moment der Sprache, in welcher die dramatischen Stücke vorgeführt werden, macht Prof. Antonovyč zum charakteristischen Merkmal des neueren ukrainischen Theaters und fängt demgemäß seine Geschichte mit dem, wie er selbst zugibt, ganz zufälligen Datum der ersten, historisch belegten, öffentlichen Vorführung eines Theaterstückes in ukrainischer Volkssprache, und zwar mit dem Tage des 29. August 1619 an, an welchem bei der Vorführung eines religiösen Dramas in polnischer Sprache von Jakub Gawatowicz zwei ukrainische Intermedien eingefügt wurden. Auf solche Weise wird die vorliegende Arbeit zur Geschichte der 300jährigen Entwicklung des ukrainischen nationalen Theaters.

Diesen Zeitabschnitt von 300 Jahren teilt der Autor in folgende, die einzelnen Entwicklungsstufen des ukrainischen Theaters andeutende, Perioden ein:

1. Epoche des Schultheaters 1619—1819.
2. Weltliches Theater 1819—1881.
3. Volkstümlich-realistisches Theater 1881—1917.
4. Neuestes Theater.

Die Epoche des Schultheaters erstreckt sich auf die zwei ersten Jahrhunderte des behandelten Zeitabschnittes, und es sind für sie die aus den mittelalterlichen Mysterien und Moralitäten ausgebildeten Schuldramen, die, unter dem Einflusse des entsprechenden polnischen Theaters der Jesuiten stehend, in allen höheren Schulen der Ukraine verbreitet waren und besonders in der Kiever Akademie und in Lemberg sich gut entwickelten, charakteristisch. Der Autor, als moderner Forscher, lenkt aber seine Aufmerksamkeit nicht so auf die meist fremdsprachigen und wegen ihrer pseudoklassischen dramatischen Technik dem modernen ukrainischen Theater sehr fernstehenden eigentlichen Schuldramen, als vielmehr auf die humoristischen Intermedien und Interludien, welche schon damals in reiner ukrainischer Volkssprache verfaßt waren und ihrem Stoff aus dem Volksleben sowie ihrer realistischen Darstellungsweise nach unmittelbare Vorgänger des modernen Theaters des 19. Jahrh. waren.

Von dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrh. angefangen, entwickelte sich das ukrainische Theater viel reger, sein Leben paßte sich den westeuropäischen künstlerischen Richtungen und Strömungen an, seine Erscheinungen wurden allmählich reicher und differenzierter, und deshalb mußte der Autor auch viel kürzere Zeitabschnitte als Entwicklungsperioden aufstellen. So finden wir in dem Abschnitt über „Das weltliche Theater" (im Gegensatz zum meistenteils religiösen Schuldrama) die eingehende Dar-

---

[8]) D. Antonovyč: Trysta rokiv ukrajinškoho teatru. 1619—1919. Ukrajinškyj Hromadškyj Vydavnyčyj Fond. Prag 1925. Großoktav, S. 272.

stellung des Theaterlebens vom Auftritt Kotljarevśkyjs bis zur Zeit der Theaterreform, die Kropyvnyćkyj und die Brüder Tobilevyč in der Richtung zum volkstümlichen Realismus vorgenommen haben. Die Geschichte dieses letzteren, welcher als herrschende Richtung im ukrainischen Theaterleben der Jahre 1881—1917 aufzufassen ist, bildet den Inhalt des dritten Abschnittes des Buches. Der vierte Abschnitt behandelt endlich die große Wandlung, die gleichzeitig mit der politischen Revolution auch auf dem Gebiete des Theaters sich zeigte und demselben den Anschluß an die moderne westeuropäische Bühnenkunst in zwei Richtungen ermöglichte, und zwar in der psychologisch-literarischen, deren Hauptvertreter Ibsen war, und in rein theatralischer, die in den letzten Vorkriegsjahren in Westeuropa auftauchte.

Es wird in diesem Buche selbstverständlich den Unterdrückungsversuchen, die das ukrainische Theater von der russischen Regierung jahrhundertelang zu dulden hatte, und die als besonders hemmender, aber auch manchmal zu weiterer Entwicklung der Theaterformen auffordernder Faktor in der Geschichte des ukrainischen Theaters aufzufassen ist, viel Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Darstellungsweise des sehr umfassenden Materials, welches dem Leser nicht selten Aufschluß über hervorragende, bisher fast unbekannte Theater-Persönlichkeiten und -Ereignisse gibt, ist in der vorliegenden Arbeit sehr übersichtlich und trägt zum markanten Hervortreten einzelner Perioden der Entwicklung und der Grenzen zwischen einzelnen Gebieten des Theaterwesens wesentlich bei.

Der Autor gelangte auf Grund seiner Arbeit zu folgenden, hier in kürzester Form reproduzierten, Ergebnissen:

1. Das neuere ukrainische Theater ist ein volkstümliches Theater par excellence, in welchem meist nur Personen aus dem Volke auftreten und nur Volksstoffe behandelt werden. Die diesbezügliche Tradition wurde erst in der neuesten Zeit aufgegeben.

2. Die Entwicklung des ukrainischen Theaters ging immer in revolutionären Sprüngen vor sich, die einzelnen Entwicklungsperioden sind daher in sich abgeschlossen, und es tragen die vergangenen Strömungen nicht zur Bereicherung der neueren bei, sondern werden von den neueren restlos abgelehnt.

3. Das ukrainische Theater machte alle Entwicklungsstufen des westeuropäischen Theaters bis in die Details mit, bot aber die den westlichen künstlerischen Strömungen angemessenen Erzeugnisse dem Publikum in der eigenartigen Hülle des typisch ukrainischen volkstümlichen Schauspiels.

4. Das ukrainische Theater hatte immer außer der künstlerischen auch eine im westlichen Theater weniger bemerkbare politische Aufgabe und war im Carenrußland die einzige öffentliche Tribüne des ukrainischen Wortes. Es spielt daher eine hervorragende politisch-nationale Rolle.

Schon aus dieser flüchtigen Übersicht kann man erkennen, daß die Arbeit von Prof. Antonovyč eine mit neuen Forschungsmethoden bearbeitete Geschichte des neueren ukrainischen Theaters ist. Troß mancher Mängel, wie z. B. die Wiederholung einzelner Fakten und Erörterungen an mehreren Stellen des Buches, die vom Autor selbst bemerkte und im Vorwort erklärte Unvollständigkeit des Materials usw., ist das Buch, als erste zusammenhängende Geschichte der Entwicklung der Theaterkunst in der Ukraine in den letzten drei Jahrhunderten, eine sehr nützliche literarisch-wissenschaftliche Tat, und es werden viele Forscher und für das ukrainische Kulturleben interessierte Laien dem Autor für seine Arbeit noch lange Jahre dankbar sein.

EINE POLNISCHE DÖLLINGERIADE

Von

Erdmann Hanisch.

Der Widerstand, den die Infallibilitätserklärung in Deutschland gefunden hat, ist bekannt: er führte ja zu dem Zusammenschluß aller derer, die das neue Dogma nicht anzuerkennen vermochten, in der religiösen Gemeinschaft der sog. Altkatholiken. In der vordersten Reihe der religiösen Streiter stand Döllinger. Bei den Polen ist es m. W. zu einer ähnlich starken Opposition und einer überhaupt nennenswerten Organisation der Widerstrebenden nicht weiter gekommen. Es sind vielmehr anscheinend nur einzelne Persönlichkeiten, Priester und Laien, welche sich, aber eben: als Einzelpersonen, von Rom lossagten. Eine entsprechende Untersuchung dieser Frage ist mir bisher nicht zu Händen gekommen.

Daher halte ich es für ein immerhin beachtliches und bei uns in Deutschland sicherlich unbekanntes Faktum, welches, wie ich glaube, vielleicht auch nicht allenthalben in Polen selbst bekannt ist, daß nämlich Döllingers Vorgehen ein literarisches Echo in der polnischen Dichtung gefunden hat. Władysław Ludwik Anczyc ist es, der diese Zeitereignisse zum Gegenstand eines ziemlich umfänglichen aggressiven Epos' voll Sarkasmus machte.

Die evangelische Familie Anschütz kam in der Sachsenzeit nach Polen, erwarb das Indigenat und schrieb sich bald „Anczyc". Unser Dichter wurde am 12. Dezember 1823 in Wilna geboren und in der dortigen evangelischen Kirche am 29. März 1824 getauft. Sein Vater Zygmunt war Schauspieler und hatte sich 1819 mit der Schauspielerin Barbara Hrehorowiczówna in der Franziskanerkirche in Wilna trauen lassen: die Mutter des Dichters war also katholisch. Die Mutter hatte die religiöse Unterweisung des Kindes, wie überhaupt den ersten Unterricht, frühzeitig begonnen („Kiedy ukończyłem lat cztery matka zaczęła mię uczyć poznawania liter", sagt A. in der Autobiographie). Sie muß stark kirchlich gerichtet gewesen sein und auch auf den Gatten katholisierend eingewirkt haben („Przez cały Adwent co niedziela rodzice wstawali o godzinie w pół do szóstej z rana i szli na roraty, lecz pomimo gorących próśb z powodu zimnej pory nie brali mię z sobą" ibid. — A. war damals im 6. Lebensjahr etwa.) Auch der Knabe war, wie manche Einzelheiten seiner Autobiographie zeigen, sehr religiös veranlagt. Jedenfalls erfolgte seine religiöse Erziehung durchaus, trotz der Taufe in der evangelischen Kirche Augsb. Konfession, in katholischem Sinne; er starb auch mit den Sterbesakramenten versehen und wurde mit allen kirchlichen Ehren beigesetzt. Er war und blieb also Katholik. So erklärt es sich auch, daß die Eltern, denen wegen der schwachen Gesundheit des Knaben keine Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten, gegeben wurde, die Rettung in einer Wallfahrt nach dem Gnadenbilde auf der Jasna Góra in Czenstochau sahen, wo das Kind der Gottesmutter geweiht werden sollte (Sept. 1828). In der schon erwähnten, unvollständig gebliebenen „Pamiątka po ojcu", eben jener so lehrhaften und moralisierenden Autobiographie, welche Anczyc kurz vor seinem Tode († 1883) für seine Kinder niederschrieb, klingt der Eindruck jener Weihetage auch im späten Lebensalter noch stark nach; bis an sein Lebensende war er des festen Glaubens,

daß seine seit jener Weihe her gekräftigte Gesundheit dem besonderen Schuße der Gottesmutter zu danken sei (vgl. z. B. Wierzę mocno, że ta najwyższa opieka ocaliła mię." Daran knüpft er gleich wieder die Nußanwendung für die Kinder: „Dziatki moje! w dzisiejszych czasach małej wiary a wygórowanej ufności w własny rozum" usw., also: die übliche Einstellung des Alters der nächsten Generation gegenüber!).

Unser Dichter ergriff den Apothekerberuf: 1847 erlangte er die Würde eines Magisters der Pharmazie an der Jagiellonenuniversität. Er hatte damals, als Teilnehmer an den Ereignissen von 1846, eine Gefängnisstrafe hinter sich. So lernen wir seine zweite hervorstechende Eigenschaft kennen: sein National- und Freiheitsgefühl. Sein ganzes dichterisches Schaffen zeigt ihn als Sohn seines Volkes, in seinen dramatischen Werken behandelt er daher auch gern die brennenden Tagesfragen, die das Polentum beherrschten (z. B. die Auswanderung!). Und nicht bloß stofflich, sondern auch sprachlich, in starker Verwendung des Dialektischen, schöpft er aus dem Volke. Die Veranlagung zum Dichter und Schriftsteller drängte den gewählten Beruf zurück. Sein freiheitliches demokratisches Gefühl spiegelt sich allenthalben und schon früh in seinem literarischen Schaffen wider, z. B. sehr bezeichnend in dem „Wiersz do Króla Pruskiego", geschrieben in sturmbewegter Zeit: „napisany przy zdobyciu arsenału dnia 14 czerwca 1848 w Berlinie". Hier ergeht er sich in den schärfsten Ausfällen gegen Friedrich Wilhelm IV., der seine Krone mit Bruderblut bespritzt habe („Korona na twej głowie krwią braci spryskana"), er müsse herab vom Throne, möchte er doch vor seinem Tode, inmitten eines freien Volkes, das Zepter im Staube, den Thron geborsten sehen. „Sieh doch, deutsches Volk, wie dein Blut fließt, auf, zu den Waffen, ihr Deutschen!" Henker und Mörder nennt er den König und vergleicht ihn mit Nero und Ivan Groznyj. Sein Fluch gilt dem Könige weil die Sache eines Volkes heilig ist („Ludu sprawa święta").

Wir sehen, daß, bei allem polnischen Gefühl, hier nicht der nationale Chauvinist, sondern der Demokrat und Freiheitskämpfer spricht. Aber ein Zweites erscheint mir, im Zusammenhange mit meinem Thema doch hier wesentlicher: es ist eine in der 3. Strophe erstmalig bei dem Dichter hervortretende typische Einstellung gegen die Jesuiten: „Du, der Du an Mordgier die Tiger übertriffst, an Falschheit die Jesuiten" — apostrophiert er den König („Ty, coś chciwością mordów przewyższył tygrysy, Obłudą jesuity"). Auch an dieser Stelle spricht die Anschauung des demokratischen Liberalen, nicht etwa, wie ich unter Hinweis auf das oben Ausgeführte betonen möchte, eine an sich kirchenfeindliche Gesinnung.

Anczyc hat auch in seinen von nationalem Geiste getragenen Werken stets den liberalen, demokratischen Gedanken zur Schau gestellt: nicht beim polnischen Adel, bei den von Geburt, Rang und Würde Ausgezeichneten ist Anczyc zu finden, sondern auf seiten der Bürger und besonders der Bauern. Seinem liberalen Standpunkt ist jeder Zwang ein Gräuel. Natürlich kann er kein Freund insbesondere derer sein, durch die ihm das polnische Volk unterdrückt erscheint, also auch nicht der Deutschen, besonders der Preußen. Ein Brief vom 11. August 1870, geschrieben unter dem Eindruck des Deutsch-französischen Krieges, gibt seiner Meinung über das Preußentum besonders scharf Ausdruck („Element pruski to idea rozboju i grabienia cudzej własności. Gdy podbije — o czem dziś nie wątpię — chwilowo Francyę, rozsiędzie się jak pająk na środku Europy i będze zagarniał wszystko. Hollandya, Dania, Szwajcarya, znaczna część Austryi stanie się jego łupem, a gdy się wzmocni, tedy zagarnie Królewstwo po Wisłę i Niemen dla zaokrąglenia granic, zdobywszy wprzódy prowincye bałtyckie. Wtedy nikt nie będzie bezpieczny przed rozbójnikiem, który na naszej krzywdzie i głupocie urósł. Polska pozwolając mu, nie już wzrastać, ale żyć, istnieć, wyrządziła całej Europie niepowetowaną krzywdę"). In seinem bäuerlichen Schauspiel „Emigracya chłopska" v. J. 1876 erscheint ein Herr Schulße als Vertreter dieses dem Dichter so verhaßten Preußentums. Dieser Schulße ist, ganz im Sinne des eben angeführten

Briefes, voll skrupellosester Habgier, die ihn auch vor Menschenhandel nicht zurückschrecken läßt; von ihm heißt es: „Nu, Vaterland dobry, ale Geld jeszcze lepszy."

In religiöser Beziehung löste sich der in Anczyc lebendige Gedanke des liberalen Demokraten nicht etwa in einer Abwendung von der Kirche aus, sondern in einer Kampfstimmung gegen herrschsüchtige Intoleranz. So war er auch ein Gegner alles Pharisäertums, aller Betschwestern und namentlich der Jesuiten, die ihm die herrschsüchtige Unduldsamkeit verkörperten. Ihn, der an allen Zeitereignissen lebhaftesten Anteil nahm, der Gegenüberstellung von Einst und Jetzt dichterisch scharfen Ausdruck verlieh, konnten die Kämpfe um die Infallibilität, wo seine oben dargelegte stark katholische Gesinnung mit einer Grundanschauung des Liberalen in Widerstreit geriet, nicht unberührt lassen. Ein Brief vom 13. Dezember 1869 an den bekannten Verleger Robert Wolff enthält bereits eine scharfe Wendung gegen die ultramontanen Bestrebungen („Donoszę ci, Robertku, że tutejsi ultrakatolicy zawiązali stowarzyszenie ultramontańskie pod nazwą „Warownia krzyża" i jak tylko na soborze ogłoszoną zostanie nieomylność papieża, zaraz się wezmą do pieczenia na stosie heretyków — zdaje mi się, że i w Warzawie na takich głupcach jak nasi „Krzyżacy" nie braknie"). Der Brief deutet auch auf die scharfe Zuspitzung des Verhältnisses der Anhänger und Gegner der Infallibilität in Krakau hin. Wir sehen zugleich, daß Anczyz ein scharfer Gegner des Dogmas war, wie das eben aus seiner ganzen Einstellung heraus nicht anders erwartet werden konnte.

So wird es niemand wundernehmen, daß Anczyc, bei dem das Satirische ein wesentliches Element seiner politischen Zeitdichtungen war, sich beim Bekanntwerden der Haltung Döllingers sofort auf dessen Seite stellte und auf Grund einer Anregung Karl Estreichers mit einem Streitgedicht, welches am 22. Mai 1871 im Krakauer „D j a b e l" erschien, eingriff.

Die „D ö l l i n g e r j a d a, p o e m a t b o h a t e r s k i" trägt das Motto „Majora cano!" und besteht aus sieben Gesängen. Sie beginnt mit der epischen Invokation, der Anrufung der heidnischen Muse, die den diabolischen (vgl. den Namen des „Dyabel" als Erscheinungsort!) Sinn des Dichters begeistern möchte, und wendet sich dann weiterhin in sehr sarkastischem Tone den oben kurz angedeuteten lokalen Gegensätzen, wie sie in Krakau bestanden, zu. Ich will die ersten drei Strophen hier zur Probe wiedergeben, da die von Maryan Szyjkowski besorgte Ausgabe der Werke des Dichters nicht jedem deutschen Leser zugänglich sein wird[1]):

Muzo pogańska! parnasowa córo!
Natchnij mój umysł dyabelski, wyklęty,
Zmaczaj w Veuillota inkauście me pióro,
Bym mógł opisać bój srogi, zawzięty,
Który wojennych wzbudził wrzawą rogów
Miasto dewotek i archeologów.

Spało miasteczko snem sprawiedliwego,
Z potęgi chytrych urągając biesów;
Ni magistratu czyny sławetnego,
Rządy prezesów i wice prezesów,
Ni kwestya gazu, komuny gorączki,
Nie mogły zbudzić z cnotliwej tej śpiączki.

C z a s, niańka grodu, przemądry nasz Times,
Lulał go do snu piosenką stańczyków,
Wtórzył mu P r z e g l ą d, moderantów cymes,
Wtórzyły święte pienia warowników.
Próżno K r a j nieraz na bój go wyzywał,
Kraków wciąż w drzemce jak rabin się kiwał.

---

[1]) Władysław Ludwik Anczyz: życie i pisma, opracował Dr. Maryan Szyjkowski, Krakau 1908; das Gedicht steht im 2. Bd., S. 365—386.

Schon diese Strophen zeigen das Charakteristische des spöttelnden Tones und der Satire, wie auch inhaltlich das Hervortreten des lokalen Kolorits. Dieser letztere Umstand erschwert dem mit den engeren Verhältnissen des damaligen Krakau nicht Vertrauten das klare Verständnis, um so mehr, als die genannte, sonst sorgfältige Ausgabe keine speziellen Bemerkungen, wie bei anderen Dichtungen, zu diesem Epos gibt. Der 2. Gesang behandelt das Vatikanum und wendet sich gegen die Jesuiten als die Vertreter des Dogmas, vgl. Str. 3:

By więc bezbożnych wykorzenić zgoła,
Zakon Lojoli przebiegły i silny,
Nieznacznie Głowie podsunął Kościoła
By się ogłosił, że jest nieomylny —
Że co on powie — to są słowa Boża,
I by ten dogmat stwierdzić na soborze.

Es wird weiterhin der Verlauf der Konzilsberatung erwähnt, nämlich, daß nicht alles so glatt verlief, da die Prälaten der aufgeklärten Länder sich nicht zu Lakaien erniedrigen lassen wollten („Ale prałaci z oświeceńszych krajów Nie chcieli z książąt zmienić się w lokajów"), im übrigen spielen auch hier, wie in den übrigen Gesängen, die polnischen Verhältnisse eine vorherrschende Rolle, so daß der Titel „Döllingerias" nicht besagt, daß Döllinger allenthalben als der handelnde Held im Mittelpunkt steht, vielmehr tritt er nur an einzelnen Stellen, z. B. im 3. oder im 5. Gesange, stärker hervor. Und so richtet sich auch der Abschluß des Gedichtes an das polnische Volk und gilt in nichts Döllingers Persönlichkeit. Der patriotische Dichter beklagt nämlich, wie die Parteinahme für und gegen das Dogma die Zerrissenheit der polnischen Nation vergrößert hätte, zum Schaden des Volksganzen:

Żarty na stronę. O biedny narodzie!
Na toż ci przyszło, że zamiast żyć z sobą
W miłości bratniej i serdecznej zgodzie
Na biednej ziemi, okrytej żałobą —
Kiedy cię lada podjudzi człeczyna,
W bratobójczego zmieniasz się Kaina?!

Ultramontanie, Stańczyki, Prusacy,
I demokraci i arystokraci
I liberały i . . . i wiedzą ich kaci!
A wszystko wrogi, choć wszystko — Polacy.
A wstyd doprawdy na ten naród cały,
Że aż mu D y a b e ł musi pleść morały!

Dieser ernste, patriotische Ausklang der von Döllinger selbst nicht viel sprechenden Döllingeriade erhebt das Gedicht über die Stufe eines lokalen ephemeren Presseerzeugnisses, als das es sich sonst darstellt. Dichterisch kann ich es eben nicht so hoch bewerten, wie das Szyjkowski (Bd. I, S. 253) tut. Immerhin aber erscheint es mir, weil Spiegelbild der inneren Kämpfe und Parteiung jener bewegten Zeit, als ein, wenn auch nicht literarisch zu bedeutsames, so doch interessantes kulturhistorisches Dokument.

II

LITERATURBERICHTE

DIE ZEITSCHRIFTENLITERATUR ZUR RUSSISCHEN KIRCHENKUNDE VON 1924–28[1]

Von
Professor Dr. Felix Haase.

In der vorliegenden Zeitschrift sind bisher die Zeitschriftenaufsätze zur russischen Kirchenkunde fast gar nicht berücksichtigt worden. In Zukunft werden regelmäßig Berichte über diese erscheinen. Ich will zunächst für die vergangenen Jahre, seit Begründung dieser Zeitschrift, eine Übersicht über die wichtigsten Zeitschriftenaufsätze geben. Zunächst sei bemerkt, daß es nur wenige wissenschaftliche Zeitschriften gibt, welche sich mit den Problemen der russischen Kirchenkunde befassen. Insbesondere ist es zu bedauern, daß zahlreiche slavische, besonders russische Zeitschriften seit dem Kriege nicht mehr erscheinen. Von den zum Teil sehr wertvollen Zeitschriften, die ich in den „Gedanken zum Ausbau der slavisch-orientalischen Kirchenkunde", Münster 1918, S. 20—23, genannt habe, erscheint z. B. in Rußland keine einzige mehr. Ein großer Teil der slavischen Zeitschriften, die heute erscheinen, dient mehr religiös-erbaulichen und praktischen als wissenschaftlichen Zwecken, sie kommen deshalb für eine ständige Berichterstattung in dieser Zeitschrift nicht in Betracht. Um etwaigen Interessenten einen Überblick über diese Zeitschriften zu geben, stelle ich die mir bekannt gewordenen zusammen. Duch pastyr, Organ der Karpathorussen, Blagovestnik (erscheint in Mukač), Utrennjaja Zarja, Organ der autokephalen Kirche in Finnland, Cerkovnyja Vedomosti, offizielles Organ der russischen Emigration in Karlowitz, Vera i Rodina, Organ der russischen Katholiken in Paris, Russkij Pastyr (seit 1927), herausgegeben von einer kleinen Gruppe von Emigranten, Cerkovnaja Nedelja, Organ der Russisch-Orthodoxen in Brüssel, Vestnik russkogo studenčeskogo dviženija in Berlin. In der Ukraine erscheint der vor etwa 30 Jahren von Szeptyckij begründete „Missionar", der von den Basilianern herausgegeben wird. Ferner der Ukrainische orthodoxe

[1]) Gesamtübersichten über Zeitschriften werden von der Redaktion in dieser Rubrik gebracht. E. H.

Bote in Charkov. In Bulgarien erscheint als offizielles Organ der orthodoxen Kirche der Cerkoven Vjěstnik, sowie der Narodjen Straj, als Organ der Metropole in Sofia. Außerdem sind zu nennen: Pastirsko dielo, Dukhovna Kultura, Cerkoven arkhiv. In Jugoslavien erscheinen: der Vjestnik Srbske Crkve, Bogoslovnij Vjestnik (Lubljana), Novija Revija (von den Franziskanern), Život (von den Jesuiten in Zagreb), Bogoslovska Smotra in Zagreb, ebenda Katolički list und Obzor, der Glasnik in Belgrad. Hier wäre auch noch zu nennen die Revista Dalmatica. In Polen erscheinen: Przegląd Powszechny, herausgegeben von den Jesuiten in Krakau, ebenso die Misje Katolickie, die Gazeta kościelna, der Przegląd Katolicki, der Rycerz Niepokalony, Monatsschrift der Franziskaner in Grodno, Pro Christo (Warschau), Ateneum Kapłanskie, geleitet von den Professoren des Priesterseminars in Woclawek, Kitiez, Organ der katholischen Russen in Warschau, Voskresnoje Čtenie, Organ der russ. autokephalen Kirche in Polen. Przegląd Wileński, Roczniki Katolickie (Poznań), Kielecki Przegląd, Dieczejalny Kielce, Ateneum Wileńskie, Kwartalnik Teologiczny Wileński, Przegląd Wileński, Przegląd Teologiczny (Lwów), Wiadomości dieczjalne Podlaskie (Siedlce). In der Čechoslovakei erscheinen: Časopis katolického duchovenstva in Prag unter Redaktion von A. Podlaha, Sbornik bohovědny in Brünn, redigiert von P. Vychodil, Apostolat sv. Cyrilla a Methodeje, Kremsier, Red. von A. Jasek, jetzt in Olmütz unter Redaktion von Jemelka und Vašica. Den Vereinigungsbestrebungen mit der kath. Kirche dient die Union, Bulletin de l'Oeuvre catholique russe du diocèse de Nice.

Nachstehende Zeitschriften bzw. Sammelorgane werden, soweit ihr Inhalt den wissenschaftlichen Zielen unserer Zeitschrift entspricht, stets berücksichtigt werden:

1. Put'. Organ russkoj religioznoj mysli. Erscheint in Paris unter der Redaktion von N. A. Berdjaev. 2. Bogoslovija. Herausgegeben von der Bogoslovs'ke Naukove Tovaristvo in L'viv (Lemberg). 3. Zapiski cina cv. Vasilija velikogo. Erscheint in Lviv. 4. Écho d'Orient in Paris. 5. Irenikon. Prieuré d'Amay. 6. Orientalia Christiana. Pontificio Istituto Orientale. Roma. Eine Anzahl anderer Zeitschriften werden am Schluß dieses Aufsatzes berücksichtigt. Die von B. Schmitt, Kattern b. Breslau, herausgegebene Monatsschrift: West-östlicher Weg (s. Jahrbücher 1928, S. 170) wird auch bei uns Beachtung finden, insoweit die veröffentlichten Aufsätze den Zielen unserer Zeitschrift dienen.

Put' (1925) Nr. 1. Duchovnyja zadači russkoj emigracii (ot redakci) (Die geistigen Aufgaben der russischen Emigration) 3—8. Die Emigration hat eine kulturgeschichtliche und religiöse Aufgabe. Letztere liegt in der Vertiefung des religiösen Geistes, seiner Vervollkommnung. Die Emigration ist nicht nur eine Folge der bolševistischen Gewalt, sie ist durch die göttliche Vorsehung bestimmt. Die kulturelle Aufgabe der russischen Emigration ist auch eine geistige Aufgabe, nämlich die Erkenntnis der Wahrheit,

der Kampf gegen das Reich des Antichrist, die Verwirklichung des Christentums. Es ist der Ruf zu höchster Aktivität. Nur durch die pravoslave Kirche kann die Emigration sich eins fühlen mit dem einigen russischen Volke. Nur in der religiösen Bewegung bilden die Russen in Rußland und die in der Emigration einen einzigen geistigen Organismus. Nur dadurch kann die brüderliche Einigung der verschiedenen Teile des russischen Volkes erreicht werden. Die russische Idee war immer eine religiöse Idee, die Idee des heiligen Rußland, nicht die imperialistische Idee vom großen Rußland. Nur im Auslande kann die geistige russische Kultur jetzt zum Ausdruck kommen und können die schöpferischen religiösen Kräfte für die kommende national-kulturelle Wiedergeburt Rußlands in Freiheit sich sammeln. Wir sind durch die göttliche Vorsehung mit der westlichen geistigen Welt in Beziehung getreten, wir müssen uns bemühen, sie kennen zu lernen und mit ihr in brüderliche Gemeinschaft zu treten, müssen uns mit ihr vereinigen im Kampf gegen die antichristlichen Kräfte. Aber wir dürfen uns nicht in Kompromisse einlassen, dürfen nicht unsere geistige Eigenart verlieren. Es ist die Zeit gekommen für die Einigung der ganzen christlichen Welt, der Christen aller Bekenntnisse, Westen und Osten können nicht isoliert bleiben. Es muß eine große Einigung stattfinden, aber nicht im Sinne des Interkonfessionalismus. Im Geiste eines Chomjakov, Dostoevskij, Solov'ev, Bucharov soll die Idee der christlichen Freiheit vertreten werden. Wir müssen kämpfen gegen die Richtung, welche ein geistiges Schöpfertum im Bruch mit der orthodoxen Kirche herbeiführen will, und gegen die, welche eine dem geistigen Schöpfertum feindliche Reaktion wünschen. Dieses Programm der Redaktion gibt also nur die allgemeinen Ideen wieder, welchen die neue Zeitschrift dienen soll. Eine nähere Umgrenzung des Stoffgebietes wird nicht gegeben.

S. P. Frank: Religioznyja osnovy obščestvennosti (Die religiösen Grundlagen des Gemeinwesens) 9—30. Die Grundlagen jeder Gemeinschaft liegen in der Solidarität, im „Wir". Alle Theorien, welche irgendwelche Formen der Gemeinschaft aus dem Wesen des individuellen egoistischen Willens ableiten, sind falsch. Jede Gemeinschaft setzt irgendeine Einheit des Seins voraus. Ohne diese Gemeinschaft gibt es keine Familie, keine wirtschaftliche Gemeinschaft, keinen Staat. Eine ebenso notwendige Grundlage der Gemeinschaft ist die persönliche Freiheit. Im letzten Grunde erscheint immer die Persönlichkeit, sie ist der einzige Leiter des gemeinschaftlichen Lebens. Jeder Versuch, den freien Willen aufzuheben, führt zur Vernichtung des Lebens und der Gesellschaft. Deshalb ist der Sozialismus eine sinnlose Idee, weil er den individuellen Willen in einen Kollektivwillen umgestalten will. Auch die liberalen und demokratischen Theorien der Gesellschaftslehre sind falsch, weder die „Menschenrechte" noch der „Volkswille" können die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft sein. Diese liberal-demokratischen Theorien lassen keine Entwicklung des persönlich gemeinschaftlichen menschlichen Seins zu. Als drittes Prinzip nennt der Verfasser das

Prinzip des Dienstes, das ausgedrückt ist in dem Gebot „liebe deinen Gott von deinem ganzen Herzen ....", Mark. 12, 30. Es ist dies das Prinzip der Gottesverehrung. Wo der Mensch sich als Besitzer seines Lebens hält, kann eine Gemeinschaft nicht existieren. Ohne das Gefühl der Schuld, ohne Askese ist das gemeinschaftliche Leben undenkbar. Nicht Hunger und Eigennutz begründen den ökonomischen Aufbau, sondern Ehrenhaftigkeit, Arbeitsliebe, die Beschränkung der Bedürfnisse, gegenseitiges Vertrauen, Pflichterfüllung. Der Mensch als solcher hat keine natürlichen und angeborenen Rechte, das einzige Recht ist das zu fordern, daß ihm gegeben wurde, seine Pflicht zu erfüllen. Deshalb kann jedes Recht der Gesellschaft, des Staates nur gegründet sein auf dieser Pflicht. Nicht der Volkswille, sondern nur der Gotteswille ist die wahre und einzige Quelle der Souveränität. Wo diese Grundwahrheit vergessen wird, wird auch der Gedanke an die grundlegende, überzeitliche oder überhistorische Einheit vergessen. Die jetzt herrschende Anthropokratie führt unvermeidlich zum Verlust des historischen Verständnisses und des gesellschaftlichen Seins. Dagegen befestigt die Theokratie, die auf der Grundlage des Ewigen errichtet ist, das Gedächtnis an das Vergangene und ist die notwendige Bedingung der wirklichen Kraft und der schöpferischen Bedeutung des gesellschaftlichen Lebens. Aus dem Bewußtsein des göttlichen Prinzips der Wahrheit fließt das Prinzip der Autorität. Die wahre Grundlage der Autorität ist das Charisma, das Bewußtsein der objektiv göttlichen Erwählung des Menschen. Autorität darf aber nicht identifiziert werden mit Macht; die Macht ist nicht autoritativ, weil sie Macht ist, sondern sie ist Macht, weil sie autoritativ ist. Als Folge des Autoritätsprinzips erscheint das Prinzip der Hierarchie, nur als ein anderer Ausdruck erscheint das Prinzip der Autokratie, der Herrschaft der Oligarchie.

N. A. Berdjaev, Carstvo Božie i carstvo kesarja (Gottesreich und Kaiserreich) 31—52. Der Unterschied der beiden Reiche bleibt ewig, aber die Beziehungen zwischen beiden Reichen ändern sich in den verschiedenen Entwicklungsstufen des Christentums. Die Kirche Gottes hat ihre besonderen Grundlagen, die unabhängig sind von dieser Welt. Das Kaiserreich bedeutet nicht nur die Monarchie, sondern das Reich dieser Welt überhaupt und kann deshalb ebensogut auf die demokratische wie sozialistische Republik bezogen werden. Die Revolution ist kein äußeres Ereignis, sondern ein inneres, geistiges, eine geistige Krankheit in der christlichen Menschheit. Das Christentum ist keine soziale reformatorische Kraft, sondern das Evangelium von der Erlösung und vom Gottesreiche, es war die größte geistige Umwälzung in der Geschichte der Menschheit, die größte innere Revolution, welche erlebt worden ist. Mit der Erscheinung Christi begann eine neue historische und eine neue kosmische Epoche, welche den inneren Bestand des Christentums veränderte. Auf gewaltsamem Wege kann die Welt nicht zum Besseren verändert werden. Nicht von der Veränderung der sozialen Bedingungen, sondern durch die geistige Wiedergeburt kommt das

vollkommnere und bessere Leben. Im Urchristentum fiel die Theokratie mit dem Gottesreiche zusammen. Für die ersten Christen war der Staat das Reich dieser Welt, dem die Kirche gegenüberstand. Die ersten Christen strebten schon deshalb nicht nach der Gründung eines christlichen Staates, weil sie das baldige Ende der Welt erwarteten. Erst nach einem langen historischen Prozeß wurde das Reich Gottes auf das transzendentale Gebiet geschoben, in das ferne Ende der Geschichte. Das Christentum wird eine weltgeschichtliche Macht, die staatliche Gewalt wird eine christliche. Dies ist eine ungeheure Umwälzung nicht nur in der Welt und im Staate, sondern auch im Christentum, in der Kirche. Das Christentum tritt in diese Welt ein, in die Geschichte. Dieser Sieg wird um teuren Preis erkauft. Das Christentum befleckt sich mit dem Staub der irdischen Geschichte. Mit Konstantin beginnt die 2. Periode der Geschichte, in der Gegenwart die 3. Die historischen Theokratien gingen deshalb zugrunde, weil sie nur bedingten, symbolischen Charakter hatten. Die neue Zeit gründete nationale Staaten und zerstörte damit die nationale Idee. In der östlichen Kirche spielte die Neigung zum Cäsaropapismus eine große Rolle. Nicht zufällig fand sich während der Regierung Pauls I. in unseren grundlegenden Gesetzen die Bezeichnung des Zaren als Haupt der Kirche. Sie ist, obwohl dogmatisch unberechtigt, die natürliche Folge der historischen Theokratie. Die pravoslave Kirche anerkennt kein sichtbares Oberhaupt, aber wenn das Reich des Zaren anerkannt wird als heiliges Reich, wenn man in ihm die Umbildung des Gottesreiches auf Erden sieht, dann führt das Streben zur Einheit im Leben der Kirche auf den Weg der Anerkennung des einen sichtbaren Oberhauptes. Die theokratische Idee ist überhaupt keine christliche, sondern eine alttestamentliche, hebräische. Die Vermischung des Gottesreiches mit dem Kaiserreiche führte im Westen zum Papocäsarismus, im Osten zum Cäsaropapismus. Der erstere fiel im 19. Jahrhundert, als der Papst aufhörte, Monarch zu sein, das byzantinische Zarentum fiel, als die griechische Kirche unter die Herrschaft der Türken kam, endlich wurde auch die größte östliche Theokratie, das russische Reich, durch die Revolution zerstört. Die theokratische Utopie ist die Quelle aller sozialen Übel. Diese Idee zerstört das Suchen nach dem Gottesreiche. Die Idee des Gottesreiches muß eschatologisch, nicht historisch gesucht werden. Es erscheint erst am Ende der Zeiten, es hat nichts Gemeinsames mit dem irdischen Bau des Lebens, auf welchem alle Monarchien gegründet sind, es kann nicht begründet werden durch menschliche Aktivität, aber auch nicht ohne menschliche Aktivität.

S. Bulgakov, Očerki učenija o cerkvi (Beiträge zur Lehre von der Kirche) 53/78 Nr. 3, 47/58 Nr. 4, 3/26. Diese Abhandlung ist rein dogmatisch und gehört deshalb nicht in das Gebiet dieser Zeitschrift. Der Verf. behandelt die sichtbare und unsichtbare Kirche, die Gründung der Kirche, die alttestamentliche Kirche, die Gottmenschwerdung als Gründung der Kirche, die geistige Natur der

Kirche, die Kirche als die von Gott eingerichtete Gemeinschaft, die innere Einheit der Kirche, die äußere Einheit der Kirche, die Frage der äußeren Autorität, die Kirche und die Andersgläubigen.

B. P. Vyšeslavcev, Značenie serca v religii (Die Bedeutung des Herzens in der Religion) 79/98. Behandelt die Bedeutung des Herzens in der Mystik, in Religion und Poesie aller Völker, besonders im Buddhismus.

S. Četverikov, Iz istorii russkogo starčestva (Aus der Geschichte des russischen Starzentums) 99/115 Nr. 3, 65/83: Definition und Bedeutung des Starzentums, dessen Hauptvertreter, Kindheit und Jugend des Archimandriten Paisius Veličkovskij, geb. 1722.

V. V. Zen'kovskij, Religioznoe dviženie sredi russkoj molodeži v emigracii (Die religiöse Bewegung in der russischen Jugend im Auslande) 121/7. In der russischen Emigrantenjugend ist ein starker religiös-kirchlicher Geist lebendig, dieser bleibt auf den Grundlagen der russischen Kirche, der sobornost', er ist apolitisch, aber eine kräftige monarchische Bewegung ist in ihm. Die Idee der Verkirchlichung des Lebens oder des Systems einer kirchlichen Kultur setzt die Revision aller Grundlagen der gegenwärtigen Weltanschauung voraus, dabei kann auch die Frage der politischen Ordnung nicht umgangen werden. Dies führt zur Idee der Heiligung der Macht. Die Lehre von der Neutralität der Macht, von ihrer historischen Gegebenheit und Unabhängigkeit von der Religion ist nicht haltbar. Die Macht existiert freilich als eine historische Tatsache, aber sie kann und darf nicht isoliert werden von dem segensreichen Einfluß der Kirche auf sie. Mehr als eine andere Form des Lebens hat sie diese nötig; für den, welcher an die Kirche glaubt, an ihre segensreiche Kraft für die Umbildung des historischen Seins, ist der Begriff der Macht als Neutralität und Autonomie ganz unannehmbar. Allerdings darf die Heiligung der Macht niemals zur Idee der Herrschaft der Kirche über die Macht führen. Die Pravoslavie suchte immer andere Wege der Einwirkung auf die Macht durch die Persönlichkeit, durch ihre innere Welt. Die Idee der Heiligung der Macht darf nicht aus dem Zusammenhange der kirchlichen Kultur herausgerissen werden.

N. Berdjaev, Evrazijcy (Die Eurasianer) 134—39. Das Eurasiertum ist eine neue Auflage des Slavophilentums, aber die Eurasianer stellen die geistigen Kulturfragen über die politischen. Sie fühlen, daß die Kultur in Zukunft nicht mehr ausschließlich europäisch sein wird, daß die Völker Asiens von neuem in die Weltgeschichte eintreten werden. Sie wollen die Würde Rußlands und des russischen Volkes verteidigen gegen alle Angriffe, die von Russen und vom Westen gegen Rußland erhoben werden. Politisch stehen die Eurasier außerhalb der gewöhnlichen Rechten und Linken. Die Eurasier verbinden nicht die Pravoslavie und den russischen Nationalismus mit einer bestimmten Staatsform, z. B. der Monarchie, sie stimmen auch der Republik bei, wenn sie pravoslav und national

und der Präsident ein Posadnik ist (darunter verstand man im alten Novgord und Pskov das Stadtoberhaupt). Sie achten auch die Bedeutung der Volksmassen, aber es sind auch viele alte russische Sünden in das Eurasiertum übergegangen. Sie stellen den Nationalismus zu hoch und vergessen, daß in der neuen Weltperiode die nationalen Organismen in den Weltkreis eingehen müssen. Es wird eine neue hellenistische Epoche kommen. Das heutige Eurasiertum ist jedem Universalismus feindlich. Es leugnet die Weltbedeutung der Pravoslavie. Asien und Europa sollen getrennt bleiben; so sind sie im Grunde Antieurasier. Sie sind Partikularisten, Gegner der russischen Allmenschheit und Allweltheit, Gegner des Geistes Dostoevskijs. Die Beziehung des Eurasiertums zum Westen und dem westlichen Christentum ist in der Wurzel lügenhaft und unchristlich, der Haß gegen den Katholizismus ist einer der wesentlichsten Punkte des eurasischen Programms. Die Eurasier stellen die historische Theorie Danilevskijs wieder her, welche naiv ist und eine unberechtigte Form des Nominalismus bildet. Die Eurasier sind Realisten im Hinblick auf die Nationalität, Nominalisten in ihrem Verständnis der Menschheit. Die Eurasier haben recht, wenn sie sagen, daß die westliche Kultur keine universale, sondern nur eine römisch-germanische ist. Aber die universalen Grundlagen der Kultur sind nicht römisch-germanisch, sondern antike, und die russische Kultur hat ebenso wie die westeuropäische ihre Grundlagen in der griechischen Kultur. Die Russen sind Platoniker, die Westler Aristoteliker. Die Eurasianer wollen die turanische Weltauffassung der hellenistischen vorziehen. Ihre Weltanschauung ist reiner Naturalismus, bei ihnen gibt es keine geistige Freiheit, für sie ist die Pravoslavie nur eine ethnographische Tatsache. Sie nehmen die Pravoslavie äußerlich, nicht innerlich. Es scheint, daß sie Tschingis-Khan dem hl. Vladimir vorziehen. Das Christentum hat im eurasischen Reich nicht gesiegt. Die Liebe zum Islam ist bei den Eurasiern sehr groß. Die Mohammedaner stehen den Herzen der Eurasier näher als die Christen des Westens. Sie schätzen das russische Heidentum, welches im altrussischen Leben stark war, sie sind eine Reaktion gegen Mystik und Romantik. Das Suchen nach dem Gottesreich vergessen sie ganz.

P. K. Ivanov, Eparchial'ny s-êzd v Moskvê dlja vyborov členov sobora 1923 g. 139/47. Gibt ein anschauliches Bild von den Kämpfen, die sich in der Eparchialsitzung in Moskau zur Wahl der Mitglieder des Sobors vom Jahre 1923 abspielten.

Nr. 2 (1926) N. Losskij, Vl. Solov'ev i ego preemniki v russkoj religioznoj filosofii (Vl. Solov'ev und seine Nachfolger in der russischen Religionsphilosophie) 13/25 Nr. 3, 14/28. Er charakterisiert das Wesen der Philosophie Solov'evs und dessen Kritik der westlichen Philosophie, seinen Intuitionsbegriff, Religionsphilosophie, Logoslehre, Gottmenschentum, Bedeutung der Kirche. Als die hauptsächlichsten Nachfolger seiner Weltanschauung werden genannt: E. N. Trubeckoj, Florovskij, S. N. Bulgakov.

N. Berdjaev, Spasenie i tvorčestvo (Erlösung und Schöpfertum) 26/46. Er behandelt das schöpferische Leben und die Kirche, das Wesen der Erlösung, den Aufbau des Lebens im Geiste der Ergebung (smirenie), die Bedeutung der Liebe bei den Mystikern. Das Schöpfertum ist die Sphäre der menschlichen Freiheit, erfüllt mit Liebe zu Gott, der Welt und den Menschen. Das Schöpfertum der Menschen in der Welt war das Leben der Kirche selbst als Gottmenschentum.

A. Remizov, Moskovskaja pčela (Die Moskauer Biene) 59/87. Gibt religions-philosophische Aphorismen, Legenden, Fabeln, Erzählungen.

L. P. Karsavin bemerkt zu dem obigen Artikel Berdjaevs über die Eurasier (124/27), daß die Eurasier nicht die Individualität ausschließen. Er behauptet, das jetzige Europa läge im Sterben. Die Eurasier denken nicht daran, aus Rußland eine Fortsetzung von Asien zu machen, es sei eine ungerechte Behauptung, daß die Eurasier zum Heidentum neigten. Auch Florovskij nimmt 128/33 das Eurasiertum in Schutz.

Nr. 3. N. Berdjaev, O duchovnoj buržuaznosti (Über das geistige Spießbürgertum) 3/13. Unter buržuasnost' versteht er eine besondere Haltung des Geistes, eine ontologische Kategorie: Carlyle, Nietzsche, Ibsen, Dostoevskij, Leont'ev hatten diesen Geist. Diese buržuasnost' kann religiös sein, wie bei den Pharisäern. Es gibt eine buržuasnost' von religiösem und revolutionärem Typ. Der Bourgeois ist möglich in allen Sphären des geistigen Lebens, in Wissenschaft, Religion, Moral und Kunst. Er lebt nicht durch die schöpferische ontologische Kraft der Persönlichkeit, er fürchtet vielmehr die schöpferische Kraft des Denkens. In der europäischen Kultur, auf dem Gipfel der neuen Geschichte feiert die bourgeoise Zivilisation ihre Triumphe, erscheint der Bourgeois als der Fürst der Erde. Die Bourgeoisie ist keine materielle, keine ökonomische Erscheinung.

L. Karsavin, Apologetičeskij etjud (Apologetische Studie) 29/45. K. protestiert dagegen, daß man das Christentum mit den philosophischen Ideen eines Plato und Kant und anderer Philosophen vergleichen will. Denn das Christentum ist die absolute Wahrheit. Er gibt einen Überblick über die Stellung des Christentums zum Judentum, behandelt das Verhältnis der Johanneischen Logoslehre zu Philo, die Religionsphilosophie der alten Kirchenväter und deren Stellung zur griechischen Philosophie, besonders zu Plotin.

V. V. Zen'kovskij, Avtonomija i teonomija (Autonomie und Theonomie) 46/64. Handelt über die christliche Moral, die eine Funktion des religiösen Lebens ist und gleichzeitig eine kirchliche Grundlage hat. Im Gegensatz dazu sucht die Moralphilosophie Spinozas und Kants die moralische Autonomie des Menschen zu begründen. Z. behandelt die Probleme der autonomen Moral bei den neueren Philosophen besonders bei Tolstoj.

B. Vyšeslavcev, Paradoksy kommunisma (Die

Paradoxien des Kommunismus) 110/19. Platon hat in seinem Staat Sinn und Wesen eines jeden Sozialismus gelehrt. Nach Rußland kamen diese Ideen mit dem westlichen Materialismus, dem Klassenhaß und Internationalismus. V. behandelt das Verhältnis des Kommunismus zum Kapitalismus, die Ansichten, daß Sozialismus und Kommunismus die einzige richtige Antwort auf die Arbeiterfrage seien, den Einfluß Proud'hons auf den Kommunismus.

Nr. 4. P. Novgorodcev, Vostanovlenie svjatyn' (Die Wiederaufrichtung der Heiligtümer) 54/71. Philosophische Ausführungen über die Revolution, die Zerstörung des Volkstums, die Notwendigkeit der Absage von der Revolutionspsychologie, die Notwendigkeit der Erweckung der religiösen und nationalen Kräfte.

N. Arsen'ev, Pessimizm i mistika v drevnej grecii (Pessimismus und Mystik im alten Griechenland) 88/102 Nr. 5 67/86. Gibt einen guten Überblick über das Religionswesen des klassischen Altertums, besonders den Dionysoskult und die orphischen Mysterien.

B. Vyšeslavcev, Dva puti social'nago dviženija (Zwei Wege der sozialen Entwicklung) 127/38. Er behandelt 1. den revolutionär kommunistischen Weg, 2. den sozialen Weg der Gerechtigkeit und Wahrheit, die er philosophisch zu begründen sucht.

Nr. 5. N. N. Alekseev, Ideja zemnogo grada v christianskom veroučenii (Die Idee des irdischen Staates in der christlichen Glaubenslehre) 20/41. Behandelt die Idee des Staates im alten Judentum bei den Propheten, die Idee des Gottesstaates bei Augustin und in der neueren Theologie.

N. Berdjaev, Cerkovnaja smuta i svoboda sovesti (Kirchliche Verwirrung und Gewissensfreiheit) 42/54. In der Pravoslavie war die größte Freiheit des Gedankens möglich. Die Pravoslavie kennt keine äußeren Garantien des Glaubens, weil sie keine Kirche nach dem Vorbild eines Staates dieser Welt hat. Das Problem der Freiheit war das grundlegende im christlichen Bewußtsein. Der Freiheit kommt immer der Primat über die Autorität zu. Das Leben der Kirche ist die Einheit der Liebe in der Freiheit. Damit ist sie aber nicht identisch mit dem protestantischen Individualismus; ihre Freiheit ist in der sobornost' verankert. Auch der allgemeine sobor (Konzil) hat keine formale Autorität. Die Behauptung eines Primats der äußeren hierarchischen Autorität ist immer ein Selbstbetrug und eine Illusion. Die heutige kirchliche russische Jugend will eine Verkirchlichung des ganzen Lebens, aber auch jetzt müssen wir die Freiheit des Gewissens behalten.

G. P. Fedotov, Ob antichristovom dobrě (Über das antichristliche Gute) 55/66. Im Anschluß an „Die drei Gespräche" Solov'evs untersucht er die Anschauung des Neuen Testamentes und der Kirchenväter über den Antichrist und kommt zum Resultat, daß darüber in der Kirche keine einhellige Tradition besteht. Zwei Strömungen laufen nebeneinander; die eine sieht im Antichrist nur das Böse, die andere sieht in den Tugenden des Antichrist nur Heuchelei.

Nr. 6 (1927). A. Remizov. Roždestvo, 3/14: Legenden aus dem Leben Christi.

N. Alekseev, Christianstvo i ideja monarchii (Das Christentum und die Idee der Monarchie) 15/31. Er behandelt die Stellung der alten Geisteskultur zum Herrscherkult. Die Christen im Westen lehnten den Kaiserkult ab und anerkannten die Kaiser nur als die von Gott eingesetzten Richter. In Byzanz und im Orient blieb die heidnische Verehrung der Herrscher, die von Rußland übernommen wurde. Noch im 19. Jahrh. hat Tichomirov die von Ivan Grozny geprägte Formel gebraucht: Der Zar ist der Vertreter Gottes auf Erden. Die orthodoxe Kirche ist an diese heidnische Idee der Selbstherrschaft nicht gebunden.

L. Karsavin, Ob opasnostjach i preodoljenii otvlečennago christianstva (Über die Gefahren und die Überwindung des abstrakten Christentums) 32/44. Die abstrakte Auffassung des Christentums erscheint als eine der größten Verirrungen. Im Gegensatz zur römisch-katholischen Auffassung fordert er, daß die Kirche die Kultur und das Volk verkirchlicht, ihnen Heiligkeit und Unsterblichkeit gibt, d. h. sie muß ein nationaler und kultureller Organismus sein. Man muß zurückkehren zur Wahrheit der traditionell-kirchlichen Ansicht: Nicht die Religion wird auf der Wissenschaft begründet, sondern die Wissenschaft muß auf der Religion, als dem Wissen vom Absoluten, begründet werden.

N. Berdjaev, Nauka o religii i christianskaja apologetika (Die Wissenschaft von der Religion und die christliche Apologetik) 50/68 behandelt die Stellung der wissenschaftlichen Forschung zur Religion überhaupt und zum Christentum.

N. Kleninin, Mysli o religioznom smyslê nacionalizma (Gedanken über den religiösen Sinn des Nationalismus) 69/80: Nationalismus ist die Liebe zu seinem Volke und zum Staat, diese Liebe muß eine tätige sein, die sogar ihr Leben (im Kriege) hingibt. Ein Aufgeben des Nationalismus ist Sünde. Die Leugnung des Nationalismus ist letztlich die Leugnung des religiösen Sinnes der rein irdischen Werte. Der religiöse Sinn und die Rechtfertigung einer jeden Erscheinung der irdischen Tätigkeit ist eingeschlossen in der Begründung der natürlichen von Gott gegebenen Grundlage, der Verbindung dieser Grundlage mit der Fülle der göttlichen Wahrheit. Der Nationalismus ist die Individualität des ganzen Volkes und die schöpferische Liebe zu dieser Individualität. Das Christentum heiligt diese Individualität. Der wahre Nationalismus widerspricht nicht der Universalität, der Nationalismus ist ein besonderes Geschenk Gottes.

Nr. 7. Zen'kovskij, Svoboda i sobornost' (Freiheit und sobornost') 3/22. Die Freiheit in Christus ist besser als die natürliche Freiheit. Als Hauptfest in dem Erleben der Freiheit erscheint das Osterfest. Er behandelt die Stellung des Katholizismus und Protestantismus zur christlichen Freiheit. Der protestantische Individualismus und Rationalismus ist den Russen fremd, ebenso die Lehre vom Verstand als Funktion der Persönlichkeit. Nur in der

Kirche kommt die Persönlichkeit zur vollen Geltung. Außerhalb der Kirche ist sie machtlos. Die Freiheit in Christus enthüllt sich in der Persönlichkeit, aber diese erscheint nicht als Subjekt der Freiheit. Die sobornost' drückt sich im allgemeinen Geist der Kirche aus. Die Kirche ist nur ein psychologisches, kein ontologisches Faktum; sie ist die lebendige Quelle der Freiheit.

N. Berdjaev, Iz razmyšlenii o teodiceê (Gedanken über die Theodicee) 50/62. B. lehnt die falsche Theodicee ab die einen abstrakten Monotheismus, eine unbewegliche Idee, eine eleatische, untragische Gottheit lehre, welche die Welt erschaffen hat, aber von ihr getrennt bleibt. Dies ist ein böser Demiurg, demgegenüber der Atheismus recht hat. B. begründet eine neue Theodicee als Tragödie Gottes: Gott ist die Liebe und Freiheit, und Liebe und Freiheit ist Opfer und Leiden. Eine solche Übereinstimmung bringt das Gottmenschentum Christi und die Idee der Gottähnlichkeit des Menschen.

G. Florovskij, Dom otčij (Das Vaterhaus) 63/86. Ausführungen über Christentum und Kirche, die nach Fl. identisch sind. Die Kirche ist für ihn die sichtbare Erscheinung Gottes.

Nr. 8. S. Frank, Cerkov i mir, blagodat' i zakon (Kirche und Welt, Gnade und Gesetz) 3/20. Der Verfasser nimmt Stellung zum Problem der Verkirchlichung. Diese Idee nehme gefährliche Formen an; sie ist entstanden aus dem strengen Gefühl der religiösen Verantwortlichkeit, trägt aber die Gefahren des Romantismus in sich und führt zu ungesunder Träumerei. F. sucht seine Gedanken psychologisch zu begründen.

N. Alekseev, Russkij narod i gosudarstvo (Das russische Volk und der Staat) 21/57. Die Idee der Slavophilen, daß der russische Staat von alters her auf gegenseitigem Vertrauen des Volkes und der Staatsmacht gegründet war, ist ein Mythos, wie auch die Auffassung der Slavophilen über den Staat im Osten und Westen ganz einseitig und falsch ist. Der russische Staat ist vielmehr entstanden in dem jahrelangen Prozeß schwerer Kämpfe mit den asiatischen Nomaden, dieser Staat hatte den typischen Charakter einer kriegerischen Gesellschaft, aufgebaut auf dem Prinzip des strengen Gehorchdienstes. Die freie Form der Handelsgesellschaft war ihm ganz fremd. Die westliche Geschichte folgte dem Prinzip der sozialen Intensivität, wir gingen auf dem extensiven Wege. Im Westen suchte man, wenn der Staat drückend wurde, diesen zu verbessern und zu vervollkommnen, wir aber strebten nicht danach, den Staat zu vervollkommnen, sondern gingen von ihm weg in die Steppe und in die Wälder. Die Grundidee der russischen Geschichte war die Idee des moskovitischen Staates von der selbstherrschenden Macht, welche bei Peter d. Gr. in den westlichen Absolutismus überging. Eine Anzahl Sprichwörter beweisen, daß man den Zaren als den Gott auf Erden anerkannte. Nur die Raskol'niki haben den „Kaiser" abgelehnt. Die Ansichten des russischen Volkes über die politische Welt sind folgende: 1. Die Idee der pravoslaven Monarchie, 2. die

Idee der Diktatur, 3. die Idee der kosakischen Horde, 4. die Idee der Sektierer. Die erste Idee findet sich im Mönchtum und bei den Schriftstellern des 16. Jahrhunderts; diese Idee ist gegründet auf der Überzeugung, daß ohne das Element der Gerechtigkeit kein Staat bestehen könne. Ivan Peresvetov sieht die Moskauer Ungerechtigkeit vor allem darin, daß die Städte Machthaber in Moskau erhalten, und diese Machthaber sich bereichern „von den Tränen und dem Blut des Christenvolkes" und ungerecht richten. Er ist ein großer Freund der Bojaren. Die weitere Ungerechtigkeit besteht darin, daß das Volk versklavt wird. Das Kosakentum verkörperte zum ersten Male in der russischen Geschichte die Idee der Demokratie, obwohl es hier keine persönlichen Rechte gab, obwohl die Hetmanmacht eine despotische war. A. behandelt die Legende des Ilja Muromec und des Fürsten Vladimir im Gedankengang dieser politischen Ideen. Das kosakische politische Ideal ist ein romantisches, es hatte kein praktisches politisches Programm, i. J. 1917 hat es aber endgültig in Rußland gesiegt. An seine Stelle trat der Staat der Räte als besondere Form der russischen Demokratie. Die Idee der sektiererischen Auffassung des Staates ist an sich eine konservative Bewegung, eine radikale Bewegung mit religiösem Einschlag.

G. P. Feodotov, Sv. Geneveva i sv. Simeon Stolpnik (Genoveva und Symeon der Stylite) 58/72. Beide bilden eine Antinomie des Christentums und zeigen das Wesen der westlichen und östlichen Kirche.

E. Belenson, O jurodstvê v Christê (Über die Torheit in Christus) 89/90. Behandelt eine spezifisch russische Form des Christentums. Die Jurodivyje wollen den Weg des Leidens wie Christus gehen. Er zeigt dies in dem Leben des Ivan Jakovlevič Koreiš, des hl. Serafim, des Antonij Alekseevič.

P. K. Ivanov, Sokrovennyj smysl sovremennych cerkovnych sobytij (Der verborgene Sinn der heutigen kirchlichen Ereignisse) 122/130. Die Geduld ist die Haupteigenschaft der russischen Kirche. Die psychologische und mystische Bedeutung dieser Ereignisse müßte auch den russischen Bischöfen des Auslandes verständlich werden.

Nr. 9 (1928). N. Losskij, Techničeskaja kul'tura i christianskij ideal (Die technische Kultur und das christliche Ideal) 3/13. Es gibt zwei Wege, den technischen und den organischen. Die Technik schafft nur eine äußere Vereinigung der Menschen mit der Welt, diese Gemeinschaft erhebt nicht den Menschen ontologisch auf eine höhere Stufe, die Störungen der Harmonie des geistigen und leiblichen Lebens bleiben. Trotz dieser Mängel der technischen Kultur darf man sich nicht von der heutigen Technik lossagen. Wir müssen diese auf dem Wege der Entwicklung der höchsten Fähigkeiten und Organe vertiefen. Der zweite Weg hat ein ewiges Ziel: das Reich der freien Liebesvereinigung aller Wesen, in welchen Gott alles in allen ist.

B. Vyšeslavcev, Tragičeskaja teodiceja (Die

tragische Theodicee) 14/32. Das ganze Problem der Theodicee beruht in der göttlichen Notwendigkeit der Vorsehung und in der menschlichen Notwendigkeit des sittlichen Handelns. Im Christentum ist die Idee des leidenden Gottes und die Idee des gottmenschlichen Tragismus vorhanden. Es erhebt sich die Frage: Warum sollen wir die Welt in eine Tragödie umwandeln? Aber die Welt und das Leben ist tatsächlich eine Tragödie. Ebenso zeigt sich in der Geschichte, im individuellen Leben und im Leben der Völker die Idee der Tragödie. Buddha, Sokrates und Christus haben diese Tragödie erleben müssen. Die gewöhnliche Theodicee eines Leibniz, Hegel, Thomas von Aquin stellt sich als monotheletische Häresie dar, d. h. als Überzeugung, daß das Vernünftige mit dem Göttlichen zusammenfällt, es ist die Identifizierung des menschlichen mit dem göttlichen Willen. Es gibt aber keinen Tragismus, wenn man überall die gnadenreiche Hand der göttlichen Vorsehung empfindet. Die tragische Unerforschlichkeit der Vorsehung, die „Aporie" der Vorsehung ist eine Idee des östlichen Christentums, die ihrem Wesen nach dem katholischen Rationalismus fremd ist. Der russische Gedanke von der Theodicee erreicht seine tiefste Ausprägung bei Dostoevskij, der das Umleben der Gottheit im Tragismus verkündete. Ivan Karamazov leugnet grundsätzlich jede nicht tragische Theodicee, er leugnet den Fortschritt des moralisch Gerechtfertigten, den Leibnizschen Optimismus, jede friedliche Geschichtsphilosophie, in welcher sich die europäische Kultur beruhigt. Der Tragismus ist aber kein totes, sinnloses Ende, der Tragismus findet trotz seiner Trostlosigkeit doch einen Trost. Er fühlt das Versprechen, welches im naiven Tragismus gegeben ist, das Versprechen, den Tröster zu schicken, den Parakletos. Jeder Tragismus verlangt das Postulat der Auferstehung. Das Wesen des Tragismus besteht darin, daß sein Sinn vorausgefühlt wird, aber nicht erkannt wird, es ist die tragica ignorantia ähnlich der, welche Nicolaus Cusanus die docta ignorantia genannt hat. Augustin hat eine poetische Theodicee zu begründen versucht, die Welt sei ein künstlerisches Ganzes. In noch höherem Grade hatte dies schon Plotin versucht. Aber beide Autoren wollen die Vernünftigkeit der Schöpfung beweisen. Diese Theodicee kann das reale Böse nicht rechtfertigen. Gott vereint und verbindet die Gegensätze ganz anders als die Menschen. Der Tragismus ist die Kollision der zwei Freiheiten und der zwei Prädestinationen, der göttlichen und der menschlichen. Die Anerkennung der göttlichen Vorsehung („Dein Wille geschehe") bedeutet nicht die Ablehnung des menschlichen Willens, insoweit er heilig und gerecht sein kann. Die Idee der Trinität gibt die Möglichkeit, die Einheit der Gegensätze, der seligen und der leidenden Gottheit tiefer zu erfassen.

A. Kartašev, Vlijanie cerkvi na russkuju kul'turu (Der Einfluß der Kirche auf die russische Kultur) 33/40 gibt nur einen allgemeinen Überblick über dieses interessante Thema: Die Bedeutung der nationalen russischen Kultur, die ihre Eigenart gegen die Anstürme der Mongolen und der lateinischen katholischen

Kultur bewahrte und eine eigene Kultur schuf. Er behandelt auch kurz die Bedeutung der russischen Schriftsteller für die Kultur.

N. Berdjaev, Metafizičeskaja problema svobody (Das methaphysische Problem der Freiheit) 41/53. Er behandelt das Problem der Freiheit in der griechischen und in der modernen Philosophie. Es gibt eine zweifache Freiheit: die irrationale Freiheit, die freie Wahl des Guten und Bösen, die Freiheit, durch welche man die Wahrheit und Gott annimmt, die Freiheit des Indeterminismus. Die zweite Freiheit ist die vernünftige Freiheit, die Freiheit als Ziel und höchster Zweck, die Wahrheit, von der das Evangelium spricht: Erkennt die Wahrheit, und die Wahrheit wird euch frei machen. Das Problem der Freiheit ist das zentrale philosophische Problem. Augustin und Luther haben für die Problematik der Freiheit größere Bedeutung als die ganze Schulphilosophie. Im Problem der Freiheit wird der Unterschied der antiken, griechischen und christlichen Philosophie klar.

T. Y. Ky, Stolknovenie religiozno-kul'turnych tečenij v Kitaě (Die Kollision der religiös-kulturellen Strömungen in China) 54/60: Ein guter Überblick über die religiösen Kulte und die Religion Chinas: Die Lehre des Konfutsius, Tao, Mo Tse und Pha.

I. Stratonov, Dokumenty vserossijsko Patriaršej cerkvi poslědnjago vremeni (Dokumente der allrussischen Patriarchalkirche aus der letzten Zeit) 61/74: Das Schreiben des Erzbischofs Ilarion von Jaroslav Ende Februar 1926 handelt über die Notwendigkeit eines zeitgemäßen kirchlichen Organs, welches den Sobor einberufen soll, und über dessen Aufgaben. Dem Dokument des Metropoliten Sergij vom Juni 1926 an das Kommissariat der inneren Angelegenheiten ist eine Deklaration an die Geistlichkeit beigelegt, in der von der Loyalität der Kirche gegenüber der Sovetgewalt die Rede ist. In dem Schreiben des Bischofs von Solovec an die SSSR werden die Fragen berührt, die durch das Schreiben des Sergij akut geworden sind, die Gegensätze, die zwischen der Kirche und der kommunistischen Weltanschauung bestehen, und die eine innere Versöhnung nicht zulassen. Die Kirche wird den Staat nicht stören in den materiellen Angelegenheiten, der Staat soll aber die Kirche nicht in der religiösen Einwirkung hindern. Er behandelt die Fragen des Religionsunterrichtes, die Rechte der Geistlichen als juristische Personen, die Heiligenverehrung, die Kirchenverwaltung, die Anerkennung der bürgerlichen Gewalt und die loyale Beziehung zu ihr, den Schutz der inneren Freiheit der Kirche.

Nr. 10. N. F. Fedorov (†), Iz tretjago toma „Filosofii obščago dela" (Aus dem dritten Bande der „Philosophie des allgemeinen Werkes") 3/42. Aus dem Nachlaß des wenig bekannten, aber bedeutenden russischen Philosophen wird hier ein Teil veröffentlicht, den F. die pädagogische und ästhetische Theologie genannt hat. Es sind Ausführungen über das Bild des Hohenpriesterlichen Gebetes, den gottesdienstlichen Kreis des Fasten- und Oster-

triodions und über den pravoslaven Kalender, der als historisch-archäologischer Gegenstand geistig belebt werden soll.

N. Timašev, Cerkov i sovetskoe gosudarstvo (Kirche und Sovetstaat) 53/85 gibt einen Überblick über die Stellung des Sovetstaates zur russ. Kirche und die wichtigsten Gesetze. Beiträge zu diesem Thema gibt auch Lagovskij 83/101 (Tam, gdě s Bogom borjutsja. Dort, wo man mit Gott kämpft.)

Nr. 11. C. Bulgakov, O carstvě Bož'em (Über das Gottesreich) 3/30: Die Idee des Gottesreiches im Alten und Neuen Testament und in der Geschichte der Theologie mit besonderer Berücksichtigung der eschatologischen Auffassung.

S. Troickij, Brak i cerkov (Ehe und Kirche) 31/58: Die mystische Ehe zwischen Christus und der Kirche bei den altchristlichen Schriftstellern, die menschliche Ehe in der Theologie und im Kirchenrecht.

V. Il'jin, Christos i Izrael 59/75 behandelt das Verhältnis von Christus und Israel im Lichte der Theodicee. Das Christentum ist die tragische Versöhnung Israels mit den Völkern. Es ist das dritte Geschlecht, die jüdisch-neujüdische (hellenistische) Zwei-Einheit. Es gibt nur eine Theodicee: die Kreuzigung.

N. Berdjaev, Tri jubileja (L. Tolstoj, Gen. Ibsen, N. Fedorov) 76/94. Tolstojs Lehre wird als rationalistisch und buddhistisch charakterisiert und ihre Bedeutung für die Erweckung des russischen religiösen Gefühls dargestellt. Fedorov, der ehemalige Sekretär des Rumjanzev-Museums, war ein genialer Philosoph, der von Dostoevskij, Solov'ev und Tolstoj sehr hoch geschätzt wurde. Er hat kein Interesse an der subjektiven Welt, er ist ein Todfeind der kapitalistischen Gesellschaft, er ruft zur allgemeinen Arbeit, zur religiösen Erneuerung und Regulierung der Arbeit. Ihm ist die theoretische Philosophie vollständig fremd, die Philosophie darf nicht passiv sein, sie muß aktiv sein. Die Trennung des theoretischen Verstandes vom praktischen war der Sündenfall des Gedankens. Daher nennt er seine Philosophie die Philosophie des allgemeinen Werkes. Der Fortschritt macht das Verschlingen der folgenden Generation durch die vorhergehende zum Gesetz, der Fortschritt versöhnt sich mit dem Tode, dem schlimmsten Übel, und ist der Idee der Auferstehung und Auferweckung entgegen. Er will den Sieg über die sterbliche Zeit, der Mensch soll sich nicht nur um seine Nachkommenschaft sorgen, sondern auch um seine Vorfahren, er hat Pflichten nicht nur gegen seine Söhne, sondern auch gegen seine Väter. Er verwirft die gottlose Wissenschaft und Technik, die nur den Tod sieht. Die Auferstehung ist nicht nur das Werk der göttlichen Gnade, sondern auch der menschlichen Tat. Er ist wie die Slavophilen ein Gegner des Westens. Die Hauptbedeutung hat er durch seine Stellung zur Apokalyptik, diese war bei Leont'ev und Solov'ev rein passiv, er vertritt eine aktive Auffassung der Apokalyptik. Diese besteht darin, daß die Menschheit sich für das allgemeine Werk vereinigt, seine Pflicht erfüllt in bezug auf die verstorbenen Väter, alle Kräfte hingibt für

das Werk der allgemeinen Rettung und Auferstehung. Dadurch entgeht er dem jüngsten Gericht und dem allgemeinen Verderben. So eröffnet F. eschatologische Perspektiven, wie sie noch nie im Christentum ausgesprochen worden sind. Er glaubt leidenschaftlich an Rußland und an das russische Volk, an seine einzige Berufung in der Welt. Seine schwache Seite ist der rationalistisch-naturalistische Optimismus, er sieht nicht die irrationale Freiheit des Bösen in der Welt.

Bohoslovija A. Iščak, Unionni i avtokefal'ni zmaganna na ukr. zemljach vid. Danila do Izidora t. I, (1923) 17/41, t. II. (1924) 297/309 (Über die Unionsversuche und die Selbständigkeitsansprüche in den Ländern der Ukraine vom König Daniel bis zu den Zeiten des Metropoliten Isidor). Neue Unionsversuche unternahm Cyprian, welcher vom Patriarchen Philotheos von Konstantinopel i. J. 1373 entsandt wurde, um Streitigkeiten zwischen Olgerd, dem Fürsten von Litauen und der Ukraine und Alexios, dem Metropoliten von Rußland, zu schlichten. Der Bericht ging für Alexios ungünstig aus. Deshalb weihte Philotheos auf Bitten des Olgerd den Cyprian zum Metropoliten von Rußland. Cyprian neigte zur Union, weil die politische Konstellation in Polen und Litauen eine Union nahelegte. Diese Länder standen damals unter Wladislaw Jagello. Die Unionsbemühungen Cyprians und seines Nachfolgers Gregor Samblak werden näher geschildert.

V. Ščurat, Naistarši obrazi i vlasnopisne nus'to sv. sošč. Ios. Kunceviča t. I, 195/206 behandelt die ältesten Bilder und Faksimile aus Briefen des hl. Josaphat Kunzevič. Notiert sei auch der Aufsatz von J. Schryvers: Vie intérieure et rôle de St. Jos. Kuncewyč 217/140.

J. Gordinskij, Mova „Regul" i Katechizmu sv. J. Kunceviča 241/60 (Die Sprache der Regeln und des Katechismus des J. K.): Wie in den Predigten, so ist auch in den Regeln für die Priester und im Katechismus die Sprache, welche K. gebrauchte, eine Mischung von ukrainischer und weißrussischer Sprache; die erstere bietet die überwiegenden Elemente. Dazu kommt noch der Einfluß der altslavischen und polnischen Sprache. Zahlreiche Belege werden zum Beweise gegeben.

t. II (1924). I. Rukovič, Kobrynskij-Synod 1626 (Die Synode von Kobryn i. J. 1626) 1/27, 196/212. In der Stadt Kobryn versammelten sich i. J. 1626 die Führer der griechischen Katholiken der Ukraine und Weißrußlands, um über eine Union mit Rom zu beraten und die Pläne über Errichtung eines Gymnasiums und eines Seminars zu besprechen. Der Verfasser behandelt auf Grund der Synodalakten 1. die kirchlichen und politischen Gründe der Berufung der Synode, 2. die vorbereitenden Studien des Metropoliten Joseph Velamin Rutski, 3. die Synode mit Beigabe der Dekrete, 4. die Ursachen, welche die geplante Union zum Scheitern brachten. Beigegeben ist ein Brief Urbans VIII., der die Synode bestätigte.

I. Bocian, O. Prelat Isidor Dolnyckyj, duchovnyj otec, liturgist i pisnotvorec bringt einen Nekrolog auf den Prälaten D., der von 1830—1924 lebte und als Liturgiker und Schöpfer von Kirchenliedern sich verdient machte. Er veröffentlichte das Typikon (1899), das Manuale caeremoniarum (1907), Instruktionen über die hl. Riten der griechisch-katholischen Kirche (1900 erschien die 6. Auflage).

t. III (1925). M. Čubatyj, Propravne stanovice cerkvi v kozackij dažavi (Über den juristischen Stand der Kirche in der Kosakenrepublik) 19/53, 181/203: Er behandelt die Kirche in ihrer Stellung zur Staatsgewalt nach Akten aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Laien, die in Kirchenämter eingesetzt wurden, die Laien bei Verwaltung der Kirchengüter, Privilegien des Klerikalstandes, kirchliche Gerichte. Die Kosaken waren die Hauptgegner der Union. Die Kirche in der Ukraine wurde abhängig, aber nicht von der Staatsgewalt, sondern von der Gemeinde. So erhielten die Laien einen bedeutenden Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten. Die Kirche kämpfte scharf, aber erfolglos dagegen. Der Klerus bildete mit seinen Familienangehörigen und anderen Laien den „kirchlichen Stand". Dieser erfreute sich vieler Privilegien, z. B. des Privilegiums der Gerichtsbarkeit.

Th. Haluščynskyj, De ucrainis S. Scripturae versionibus 218/25, 309/319: 1. die Bibelübersetzung des Franz Skorina. Zwischen 1517 und 1519 erschienen 23 Bücher des Alten Testamentes. Die Übersetzung stammt aus der Vulgata, auch die böhmische Version und die deutsche Übersetzung Martin Luthers sind benutzt. 2. Das Evangelium Volhyniense des Archimandriten Gregor i. J. 1556 und 1561. 3. das Neue Testament des Valentin Nehalevskij 1581. 4. Didaktische Evangelien. 5. Neuere Übersetzungen: Šaškevyč 1842, Moracevskyj 1861, Kuliš und Puluj 1870. Katholische Übersetzungen des Neuen Testamentes von Bačynskyj mit den Kommentaren des Brentano und Allioli. Diese Version wurde 1903 approbiert. 1919 wurde eine neue Kommission eingesetzt, die eine ukrainische Übersetzung nach dem griechischen Texte herausgab, und zwar nach dem von H. von Soden. Die Übersetzung, die unter dem Vorsitz des Metropoliten Szeptyckij revidiert wurde, erschien 1921.

t. IV (1926). Dieser Band ist dem Metropoliten Szeptycki gewidmet und enthält folgende Beiträge: Slipyj, Über die Jugendzeit, Skrutenj, Über die Mönchzeit des Sz., Levyckyj, Einiges über die Tätigkeit Sz.s für die ukrainische Nation, Luckiewicz, Sz. und die Weißrussen, Stankevič, Erinnerungen an Sz., Schryvers, Über die Errichtung der Kongregation des orientalischen Ritus, Dvorčenko, Die Zeit seiner Gefangenschaft in Rußland, Dzevoryc, Sz. als Mäcen, Lycyniak, Über das von Sz. gegründete Waisenhaus, d'Herbigny, Die erste Zusammenkunft des Metropoliten mit Kardinal Mercier, Soloduch, Die Wiedergeburt der Union bei den Weißrussen, Bocian, Die Hirtenbriefe Sz.s, Cl. Szeptyckij, Über den Versuch, das Mönchsleben

nach der orientalischen Tradition zu erneuern, Latyševskyj, Sz. als Bischof von Stanislau.

t. V (1927). A. Iščak, Unioni i avtokefal'ni zmaganna na ukrainskich zemljach vid Danila do Izidora (s. oben) 30/38, 151/60: Die durch den Tod Cyprians unterbrochenen Unionsverhandlungen führte sein Nachfolger Gregor Samblak, ein gebürtiger Bulgare, unter dem König Jagełło weiter, und zwar auf dem Konzil von Konstanz i. J. 1418, wo er mit 300 Deputierten aus der Ukraine, Litauen und Wolachien die Union erbat. Diese wurde aber nicht formell unterschrieben. Gregor war der zweite Bischof, welcher die Konsekration nicht von dem Patriarchen von Konstantinopel, sondern von lateinischen Bischöfen in Nowogrodek in Litauen erhielt, wodurch die völlige Abwendung der Bischöfe der Ukraine von Konstantinopel zutage trat.

65/150: Beiträge über den † Bischof Bocian von Luzk, darunter einen Abriß der Geschichte dieser Diözese von Rudovič 142/50.

Chomyn, Jubilei 1100 litnich urodin sv. Konstantina-Kirila, apostola Slovjan 257/65 gibt einen kurzen Überblick über Leben und Wirken des Slavenapostels Konstantin-Cyrill.

t. VI (1928). R. Kovševič, Pogljad na ukrains'ky kanoničny literatury (Überblick über die kanonischen ukrainischen Schriften) 56/70: Er unterscheidet vier Perioden in der Entwicklung des ukrainischen Schrifttums, behandelt kurz die symbolischen, liturgischen und kanonistischen Bücher und zeigt den Einfluß der russischen und polnischen geistigen Strömungen auf die ukrainische Literatur in den verschiedenen Perioden.

Zapiski čina sv. Vasilija Velikogo (Veröffentlichungen des Ordens des hl. Basilius des Gr.) I (1924/7). Skruten' gibt im Vorwort 5/10 die Ziele dieser Zeitschrift bekannt: Das reiche Material, das in den Archiven und Bibliotheken der Basilianer liegt, soll der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Man will die Bullen und Dekrete des Apostolischen Stuhles, welche sich auf den Orden beziehen, die Privilegien, die alten und neuen Kapitelschriften, Visitationsprotokolle, Klosterinventarien, Mönchskataloge, Chroniken, Briefe und sonstige Aufzeichnungen drucken.

Gordynskij, Kil'ka duchovnych pisen' iz rukopiskogo srivanika ros. XIX. st. (Einige religiöse Gesänge aus einer Handschrift des 19. Jahrh.) 38/55. 86 Kirchenlieder, die mit lateinischen Lettern in ukrainischer Sprache geschrieben sind.

Kynach, Vel. Rutskogo: Pravila dlja monachiv SSVV. (Des Velamin Rutski Regeln für die Mönche des OSBM) 56/73. Diese berühmten Regeln sind polnisch in Wilna i. J. 1771 herausgegeben worden: Ustawy C O Bazylego W. przez Józefa Welamina Ruckiego. Die ukrainische Version gab A. Szeptyzkij i. J. 1909 heraus. Nunmehr erhalten wir nach zwei Handschriften des Basilianerklosters in Mukač die kirchenslavische Version.

Skrutenj, Pričiny do aktiv rozpiznanja motščiv sv. Josafata (Einige Zeugnisse für die Kenntnis der Akten des hl. Josaphat) 73/91. Überblick über die Akten, welche den Befund der Reliquien des Heiligen feststellen, nach lateinischen und polnischen Quellen.

Skrutenj, Zittopisy Vasilijan. Vjimok z rukopisnogo zbirnika mitr. L. Kiški (Lebensbeschreibungen der Basilianer, aus der Handschriftensammlung des Metropoliten L. Kiški) 105/30, 284/91, t. II, 123/38, 376/401. In lateinischer Sprache mit ausführlichen Vorbemerkungen.

Skrutenj, Synopsis plisnesko-pidgoreckogo monastyrja (Synopsis des Plesnischen Klosters Pidhirci) 92/103, 306/313, 580/91. Wichtige Quelle für die Geschichte des subkarpathischen Rußland in den Jahren 1662—1699.

Skrutenj, Biblioteka l'vivskich Vasilijan (Die Bibliothek der Basilianer in Lemberg) 161/76. Wertvolle Quellen zur Geschichte dieser Bibliothek.

M. Bozniak, Z polja ukrain'koj duchovnoj virši (Über ukrainische religiöse Lieder) 177/232. Wertvoll für die Kenntnis der ukrainischen Volksfrömmigkeit.

J. Gordynskij, Rukopisy biblioteki monastyrja sv. Onufrija SSVV y L'vovi (Handschriften der Klosterbibliothek des hl. Onuphrius der PP Basilianer in Lemberg) 233/272, 417/88. Handschriften aus dem 16.—18. Jahrh., vorwiegend liturgischer Art, z. T. mit Noten.

G. Kynach, Monašyj sobor y Mukacevi 1749 r (Die Synode von Mukač i. J. 1749) 273/78. Gibt die Satzungen dieser Synode heraus.

G. Skrutenj, Peršyj žittopis sv. Josafata (Die erste Biographie des hl. J.) 314/63. Einen polnischen und zwei lateinische Texte über das Leben und den Tod J.s.

t. II (1926). Golybec, Lavriv (30/69, 317/35). Historisch-archäologische Studien des Dorfes Lavriv und des dortigen Klosters.

Krypjakevyč, Serednevični monastyri v Galicyni (70/104) gibt ein Verzeichnis der mittelalterlichen Klöster in Galizien.

Korolevskyj, Katalog Prokuratorskogo Archyvy v Rymi (139/48, 317/35) gibt einen Katalog der Archive des ruthenischen Generalprokurators in Rom.

S. Tomasivskij, Predteča Isidora, Petro Akerovič, neznannij mitropolit russkij (1241/45) S. 221/313. Petrus war auf dem Konzil von Lyon, wo er über die Tataren berichtete. T. behandelt die Glaubwürdigkeit seines Berichtes, der für die ukrainische Kirchengeschichte des 13. Jahrh. von großem Wert ist. Wichtig ist auch der nach verschiedenen Chroniken rekonstruierte Bericht über den ersten Tatareneinfall in Rußland, ferner der Bericht über den Fürsten Michael von Kiev und dessen Tod durch die Tataren.

Die weiteren Nummern dieser Zeitschrift waren mir noch nicht

zugänglich. Wenn auch die bisher veröffentlichten Materialien fast nur die Geschichte des Basilianerordens betreffen, so sind sie doch wertvolle historische Quellen. Sie werden uns die kulturgeschichtliche Bedeutung dieses einst so blühenden Ordens und die äußeren und inneren Ursachen für seinen Niedergang klarstellen

Échos d'Orient XXVII (1924). M. Jugie, L'auteur de la vie de saint Clément de Bulgarie (5/8). Miklosič hatte schon im Jahre 1847 in Abrede gestellt, daß das Leben des hl. Clemens von Bulgarien († 916) von Theophylact, Erzbischof von Achrida (zweite Hälfte des 11. Jahrh.) verfaßt sei. Th. habe wortwörtlich eine andere, wahrscheinlich bulgarisch geschriebene Biographie eines Zeitgenossen benußt. J. beweist, daß Theophylact auch sonst mit seinen Quellen sehr willkürlich verfährt. In der Lehre des Gorazd und Clemens, den Schülern des Methodius, über den Ausgang des heiligen Geistes gibt er nämlich seine eigene Theologie wieder. Diese ist im Grunde genommen diejenige des Photius, weist aber Besonderheiten auf. Dieser Nachweis zeigt, wie unsicher die Quellen über die Schüler der Slavenapostel sind.

Ch. Quénet, Le IVe congrès de Velehrad (479/498). Gibt einen ausführlichen Bericht (vgl. Jahrbücher 1928, S. 66).

XXXVIII (1925). M. Jugie, Un martyr catholique russe du XVIIe siècle: Pierre Artémiev (5/13). Handelt über einen russischen Diakon, der im Gefängnis des Solovezkij-Klosters als Märtyrer des katholischen Glaubens am 30. 3. 1700 starb. A. hat einige religiöse Gedichte geschrieben. Ergänzung zu diesem Martyrium auf Grund lateinischer Berichte der Jesuiten Bd. XXIX (1926) 49/53.

M. Alpatov, N. Brounoff: L'art byzantin en Russie (33/39). Kurzer Überblick über die Einwirkung der byzantinischen Architektur auf die ersten Baudenkmäler Rußlands.

N. Koroliwa, Notes sur la traduction des Écritures en langue ukrainienne (12/20). Vgl. meinen obigen Bericht zur „Bohoslovia".

M. Jugie, Nationalisme et phylétisme dans l'église gréco russe (336/339). Im Jahre 1872 haben die Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien und Antiochien, der Erzbischof von Cypern, 25 Metropoliten und andere kirchliche Würdenträger auf einer Synode in Konstantinopel in einem Schreiben an die Bulgaren den Phyletismus verurteilt und sich hierbei auf die in den alten Canones der Kirche ausgesprochenen Bestimmungen berufen. Die Bulgaren aber bedienten sich derselben Waffen zur Verteidigung ihrer Ansprüche. Eine dem kirchlichen Nationalismus verwandte Frage ist die der Jurisdiktion über die griechisch-russischen Gläubigen, welche in Länder geflohen sind, in welchen keine autokephale orthodoxe Hierarchie besteht. Diese Frage ist heute besonders akut. Der Patriarch Tichon habe sich nach Auffassung vieler des Philetis-

mus schuldig gemacht, indem er dem Metropoliten Eulogius die Jurisdiktion über alle orthodoxen Russen im Auslande übertrug. In Jugoslavien hat sich unter dem Namen „Ständige Synode der orthodoxen russischen Kirche im Auslande" unter dem Präsidenten Antonij am 22. September 1922 eine Organisation gebildet, welche auch nach dem ehemaligen Petersburger Vorbilde Cerkovnyja Vedomosti herausgibt. In Carlovic hatte sich schon vorher eine solche Autorität gebildet, die zweifellos ebenso wie die in Belgrad des Philetismus beschuldigt werden konnte. Patriarch Meletios IV. hat sich deshalb auch gegen diesen russischen Philetismus gewendet.

XXX (1927). M. Jugie, Un historien russe de l'Église Alexis Pétrovitsch Lebedev (102/106). L., geb. 1864, gest. 1908 als Professor der Kirchengeschichte an der Universität Moskau, hat durch sein zehnbändiges Werk „Geschichte der ökumenischen Konzilien" großes Ansehen gewonnen. Im Streit um die Kirchenreform nach dem Jahre 1905 trat er für die Gründung eines Patriarchats ein.

M. Alpatov, La „Trinité" dans l'art byzantin et l'icone de Roublev. Études comparatives (150/186). Die byzantinische Schule ist bei Rublev maßgebend. Diese geht auf die Darstellung im Alten Testament zurück. Es gibt außerdem noch einen orientalischen Typ, „das Problem des Kreises", dem die ältesten russischen Denkmäler angehören. Der Einfluß Rublevs auf die Ikonenmalerei war sehr groß. Das Stoglavkonzil erklärte ihn als absolutes Ideal der religiösen Kunst. In Moskau hat die Schule des Dionysius am treuesten die Schule des Rublev bewahrt. Die Darstellung Rublevs hat den orientalischen und byzantinischen Geist: der zentralerhobene Engel und die Seitenengel vor dem Tisch, die Köpfe der Engel nach dem klassischen Ideal. Ainalov und Sycov haben auch italienischen Einfluß angenommen. Diese Hypothese ist aber nicht haltbar. Bei den Russen ist die Trinität keine abstrakte und spekulative Auffassung von Gott und Vater, dem Sohn und dem hl. Geist. Rußland gibt den historischen Typ wieder: die drei Engel unter der Eiche von Mambreh, welche Abraham besucht haben. Im Norden Rußlands werden nur Abraham und Sarah weggelassen.

E. Goudal, La situation religieuse en Russie (304/320). Gibt einen Überblick über die verschiedenen russischen Kirchen, die nach der Revolution entstanden sind: Die alte apostolische Kirche, die freie Kirche der Arbeiter, die lebende Kirche, die Kirche der kirchlichen Wiedergeburt. Auf dem Konzil von Moskau im Jahre 1923 wurden kirchliche und liturgische Reformen verlangt, die Aufhebung des Eheverbotes für Bischöfe, die Ermächtigung einer zweiten Ehe bei den Geistlichen nach dem Tode ihrer Frau. Patriarch Tichon verurteilte das Konzil, dieses antwortete mit der Absetzung des Patriarchen. Patriarch Gregorios VII. von Konstantinopel sprach sich für das Konzil aus. An die Spitze dieser Kirche, die sich Kirche der orthodoxen Erneuerung nannte, trat Alexander Vvedenskij, als höchste Autorität wurde der hl. Synod anerkannt. Man nahm den

neuen Kalender an und las Evangelium und Epistel beim Gottesdienst in russischer Sprache. Nach dem Tode Tichons am 8. April 1925 übernahm Peter Krutizkij die Leitung, die dieser bei seiner Gefangensetzung dem Metropoliten von Nižnij-Novgorod übertrug. Als auch dieser sowie dessen drei Nachfolger gefangengesetzt wurden, übernahm im März 1927 Erzbischof Serafim die Leitung. In der Ukraine entstand im Oktober 1921 die Panukrainische orthodoxe Kirche, die den Laien eine hervorragende Stellung in der Verwaltung der Kirche zuteilte. Diese Kirche hatte im Jahre 1926 zwei Metropoliten, 9 Erzbischöfe, 24 Bischöfe. G. gibt auch einen Überblick über die Hierarchie der Kirche der Reformatoren. Im März 1927 waren 119 Bischöfe (nach Abtrennung der ukrainischen Kirche), etwa je ein Drittel waren verheiratet, Witwer, ehemalige Mönche. Die wichtigsten Zentralstellen der Kirchenverwaltung sind Moskau, die hl. orthodoxe Synode von Weißrußland, die kirchliche Leitung des äußersten Osten (Vladivostok), die Krim, Transkaukasien, Nordwest (Archangel'sk), Kaukasus (Rostov), Sibirien, Ural. Unter den Sekten sind besonders zu nennen: die Baptisten, Adventisten und evangelischen Christen, welche in Leningrad 1925/26 besondere theologische Kurse abhielten.

XXI (1928). E. Goudal, Les Églises russes. Origines. — Situation actuelle (45/67). Behandelt die Organisation der russischen Kirche auf dem Konzil von Moskau 1917/18 sowie die Bestimmungen über Rechte und Pflichten des Patriarchen. Weiter gibt er die wichtigsten Dokumente für die kirchlichen Ereignisse vom Mai 1922—25.

Irenikon. t. I (1926). L. Gillet, Vladimir Solofiov (20/26, 123/28). Ein kurzer Überblick über S. als Christ, Mensch, Philosoph, Russe.

Arsène, Du culte funèbre dans l'église russe (293/99). Kurze Aufzählung der religiösen Gebräuche beim Tode.

II (1927). Lev, Une forme d'ascèse russe. La folie pour le Christ (14/19) gibt verschiedene geschichtliche Beispiele über die Tätigkeit der Narren in Christo unter Ivan Grozny, Boris Godunov und Peter d. Gr. Verfehlt aber ist der Vergleich mit Parsival und dem hl. Franziskus. Der Typ des russischen Jurodivyj ist ein ganz anderer.

S. Četverikov, Les „Staretz" russes. La recherche des Voies du Seigneur (143/46). Gogol', Kirejevskij, Leont'ev, Dostoevskij und Tolstoj haben die russischen Starzen hochgeschätzt und sind von ihnen auch beeinflußt worden.

L'État actuel de la Lavre des Cavernes à Kiev (146/49). Ein interessanter Bericht über das Höhlenkloster in Kiev. Ein bedeutender Teil des Gebäudes ist säkularisiert worden. Die Druckerei ist der Akademie der Wissenschaften zur Verfügung gestellt. Die Katakomben sind unversehrt, man kann sie unter Führung der Mönche besuchen. Die große Kirche der Lavra ist für den Kult

erhalten geblieben. Die Mönche, welche hier die Liturgie feiern, gehören zur Lebenden Kirche, es sind živaki, wie man in Kiev sagt. Sie bewahren aber alle Traditionen des Kultus und des Gesanges. Die Bibliotheken in der Lavra sind unversehrt.

V (1928). G. de Benningsen, Les Icones dans l'église russe (130/34, 244/51). Weist zunächst auf das geschichtliche Entstehen der Ikonostase hin: in den Bilderstreitigkeiten hängten die Gläubigen Bilder an der Ballustrade auf, welche heute noch im Westen unter dem Namen Kommunionbank existiert. Da immer neue Bilder hinzukamen, wuchs die Ballustrade zu der jetzigen Ausdehnung an. Der Verfasser gibt weitere Mitteilungen über die Einrichtung der Ikonostase und die verschiedenen Formen der Ikonen der Gottesmutter. Rußland besitzt mehr als 200 wundertätige Ikonen der Jungfrau. In jeder Krise der russischen Geschichte interveniert eine der wundertätigen Ikone der Gottesmutter, um das Land zu retten: „Unsere Jungfrau vom Don begleitet die russischen Truppen über die Schlachtfelder von Kulikovo gegen die Tataren. Unsere Jungfrau von Vladimir rettete Moskau von tatarischen Einbrüchen. Unsere Frau von Kazan' begleitete die Freischaren des Minin und Požarskij gegen Polen. Bei der Schlacht von Borodino 1812 wurde unsere Frau von Smolensk den Truppen vorangetragen."

M. R. Judaisants et Crypto-Juifs en Russie (251/55). Gibt einen geschichtlichen Überblick über die religiöse Einwirkung der Juden auf Rußland mit besonderem Hinweis auf die Subotniki, die Judaisierenden in Novgorod und Moskau im 13. Jahrh., Zacharius von Kiev, der in Novgorod eine große Rolle spielte. 1489 wurde sogar ein Crypto-Jude, Zozima, Metropolit von Moskau.

Orientalia Christiana 1 Nr. 3 (1923). Documents inédits, L'église orthodoxe panukrainienne créée en 1921 à Kiev. Enthält folgende Aktenstücke: Adresse an den Patriarchen von Konstantinopel, Akten des Allukrainischen Orthodoxen Konzils, Beziehung zwischen den ukrainischen und den anderen Kirchen, die innere Organisation der Kirche, die Erneuerung der ukrainischen kirchlichen Hierarchie, Beziehung zwischen Kirche und Staat, Nationalsprache in der Kirche, Kirchenrat, die Klöster, Notwendigkeit der Reform, Vervollkommnung des Gottesdienstes, die Organisation der ukrainischen Kirche und ihr innerer Ausbau.

Nr. 4. Dossier Américain de l'orthodoxie panukrainienne, dix-huit documents inédits, traduits de l'ukrainien par le prince Pierre Volkonsky et M. d'Herbigny. Hier werden weitere 18 bisher unedierte Dokumente über die ukrainische Kirche geboten. In der Einleitung wird erwähnt, daß die ukrainische selbständige Kirche die unierten Ukrainer aufforderte, sich von Rom loszusagen, wie auch die ukrainische Kirche die Fesseln des Moskauer Patriarchates abgeworfen habe. Besondere Erwähnung verdient der Brief des Patriarchen

Tichon von Moskau an den Metropoliten Nikolaus von Cäsarea, der sich gegen die Selbständigkeitsbestrebungen der Ukraine wendet, ein Brief des Vassilij Lipkivskij, Metropolit von Kiev und der ganzen Ukraine, der einen ausführlichen Bericht über die Entstehung und Einrichtung der Ukrainischen Kirche gibt. Lipkivskij, geb. 1864, wurde 1903 Direktor der Kirchenschule in Kiev. Diese Stellung mußte er wegen seiner demokratischen und nationalistischen Tendenzen aufgeben. 1905 trat er entschieden für die Reform in der Kirche ein, ebenso 1917. Er gründete die kirchliche ukrainische Brüderschaft, die „Auferstehung Christi". 1920 wurde er, obwohl verheiratet, Bischof. Die „Lebende Kirche" wandte sich scharf gegen die ukrainische Orthodoxie, wie das Dokument 18 zeigt.

Nr. 6. G. Hofmann, S. Josaphat, gibt die Quellen zum Tode des hl. J., Erzbischofs von Polozk, der am 12. November 1623 erschlagen wurde.

Nr. 7. M. d'Herbigny, La vraie notion d'orthodoxie: Behandelt die Theorie von Glubokovskij über das Wesen der Orthodoxie.

Nr. 11 (1924). M. d'Herbigny, L'âme religieuse des Russes d'après leurs publications les plus récentes: I. Sous la persécution soviétique; II. En émigration. Er behandelt die leitenden Prinzipien der antireligiösen Gesetzgebung mit Angabe der gesetzlichen Bestimmungen. 2. Prinzipien der antireligiösen Propaganda in der Schule. 3. Den Erfolg dieser Schulpropaganda. 4. Die Opfer unter den Bischöfen. 5. Die Streitigkeiten unter den Orthodoxen. 6. Die protestantische Mitwirkung. 7. Den Kampf gegen Rom. 8. Die antichristliche Propaganda im Volke. 9. Diejenigen, welche im Glauben fest blieben. Im zweiten Teil schildert er die religiöse Bewegung unter den Emigranten. Hier behandelt er besonders die Religionsphilosophie Florovskijs und Trubeckojs, die Russen und die Jurisdiktion des Patriarchen von Konstantinopel, die Eurasianer und ihre Stellung zum Katholizismus, interne Streitigkeiten unter den Emigranten sowie deren geistige Kräfte.

Nr. 12. G. Hofmann, Ruthenica. I. Die Wiedervereinigung der Ruthenen. II. Der hl. Josaphat. Gibt sieben bisher unbekannte Quellen zur Union von Brest, und zwar Briefe der ruthenischen Bischöfe, die Unionsartikel der ruthenischen Bischöfe vom 11. Juni 1595, Briefe des Nuntius und des Papstes Klemens VIII. Im 2. Teil folgen 28 Quellen zu Josaphats Selig- und Heiligsprechung. In gar keinem Zusammenhange damit stehen die Appendices, die d'Herbigny gibt: Die Ansprache Pius XI. über orientalische Angelegenheiten, über das päpstliche orientalische Institut, die Hierarchie der russischen Orthodoxen im Auslande, das russische Konzil im Oktober 1924, die Ehescheidungen bei den Emigranten.

Nr. 14 (1925). M. d'Herbigny, L'aiuto Pontificio ai bambini affamati della Russia. (Auch französisch und russisch erschienen.) Schildert die Tätigkeit des päpstlichen Hilfs-

komitees für die hungernden Kinder in Rußland. Dieses Komitee war in den Gebieten der Wolga, in Odessa, Charkov, Saratov, Samara, Simbirsk, Moskau und Petrograd, später auch in der Krim, in Krasnodar, Rostov und Orenburg. Der hl. Stuhl hat ausdrücklich betont, daß keine politischen Absichten mit der Hilfsaktion verbunden seien, sondern rein karitative. Bei der Verteilung der Hilfsmittel wirkten verschiedene Ordensgesellschaften mit. Besonders zu erwähnen sind die zahlreichen Abbildungen, welche einen anschaulichen Einblick in die furchtbare Hungerkatastrophe geben.

Nr. 15. M. d'Herbigny, Après la mort du patriarche Tychon. Behandelt die Testamente des Patriarchen Tichon, über deren Echtheit unter den Orthodoxen in Rußland und im Auslande Zweifel und Streitigkeiten entstanden. Noch zu Lebzeiten Tychons waren schwere Konflikte zwischen ihm und dem Patriarchen von Konstantinopel entstanden, deren Briefwechsel uns hier vorgelegt wird. Ferner werden die religiöse und kirchliche Lage unter den Emigranten, die Berufung eines ökumenischen Konzils, der neue russische Katechismus des Metropoliten Antonij und verschiedene russische Publikationen besprochen.

Nr. 18. La législation sovjétique contre la religion. Traduction des documents officiels du commissariat du peuple à la justice. Eine wertvolle Zusammenstellung aller Gesetze, die sich auf das Verhältnis von Staat und Kirche in Rußland beziehen: die Trennung von Kirche und Staat, Gewissensfreiheit, Freiheit des Glaubensbekenntnisses (Eid, religiöse Konferenzen, Reliquien), religiöse Zeremonien und Riten, Freiheit der Ausübung der religiösen Riten, Befreiung vom Militärdienst auf Grund religiöser Überzeugungen, der rote Eid, die staatlichen Zivilregister, die Trennung von Schule und Kirche, religiöse Gesellschaften, bürgerliche Rechte und Verpflichtungen der Kultusdiener, Verbote gewisser kirchlicher Sammlungen zu bestimmten kirchlichen Zwecken, die juristische Lage der kirchlichen Institutionen, die Gesetze über die Güter der Kirchen und Klöster.

Nr. 20 (1926). M. d'Herbigny, L'aspect religieux de Moscou en octobre 1925. Der Verfasser gibt die Beobachtungen, die er auf seiner Reise nach Moskau im Oktober 1925 gemacht hat, wieder. Er schildert die Anhänger des Patriarchen Tichon und deren Bestrebungen, die roten Hierarchien, die Synodalkirchen und deren Religionskonferenz, das Konzil der Synodalhierarchie, Katholiken und Protestanten in Moskau, die allgemeine religiöse und moralische Lage in Moskau.

Nr. 24. I. Kologrivov (N. Berdiaev), M. Maklakov. Pensées russes sur l'église. Gibt lediglich Gedanken russischer Theologen über die Kirche wieder und eine Kritik derselben.

Nr. 33 (1927). G. Hofmann, Il beato Bellarmino e gli Orientali, 23 Documenta inedita. Bellarmin wurde als Mitglied des Offiziums angefragt, ob der Fürst Demetrius von einem schismatischen Bischof nach dem Moskauer Ritus gekrönt

werden dürfe. Er verneinte diese Frage. Beachtenswert ist auch der Briefwechsel, den er mit dem Bischof Simeon von Vretanja, der zur Union übertrat, und einem Priester Dobrović hatte.

Nr. 35. N. de Baumgarten, Genealogies et mariages occidentaux des Rurikides russes. Eine sehr wichtige und mühevolle Zusammenstellung von 14 Tafeln, in welchen die Genealogien der russischen Fürsten und ihrer Ehen zusammengestellt werden. In den Anmerkungen werden die gesamten Quellen und die einschlägige Literatur angeführt.

Nr. 39. Confession orthodoxe de Pierre Moghila, métropolite de Kiev (1633—1646). Dieses wertvolle Buch ist bereits von mir in den Jahrbüchern angezeigt worden.

Beachtenswert sind auch die Bücherbesprechungen und Dokumentensammlungen in Nr. 16 (Sovetfamilie. Les Bolchevistes en Asie). Nr. 21 (Bibliographie). Nr. 26, Dokumente und Bücher (J. Schweigel, das Soveteheprojekt, der neue Ehe- und Familienkodex im Lichte der Gerichtspraxis und der Volksabstimmung, die registrierte und nicht registrierte Ehe, die Neuordnung der Vermögensverhältnisse zwischen den Eheleuten). Nr. 32, Dokumente und Bücher (J. S. behandelt den religiösen Abbau in Sovetrußland und gibt einen Überblick über die kommunistischen Kinderorganisationen). Ferner die Nr. 34 und 38: Bücherbesprechungen.

Aus anderen Zeitschriften verdienen folgende Artikel Beachtung:

Internationale kirchliche Zeitschrift 17 (1927). G. Trubetzkoj, Das Schisma in Sovetrußland, 11/27, 65/82 (Gründung der lebendigen Kirche, scharfe Kritik über Vvedenskij), N. v. Arsenjew, Die Lehre der russischen Slavophilen von der Kirche, 156/64

Una Sancta 3 (1927). K. Nötzel, Die russische Volksreligiosität und ihre Bedeutung für die christliche Ökumene, 38/49 (persönliche Eindrücke), N. v. Arsenjew, Vom Sinn der Geschichte, 9/13 (der Sinn der Geschichte und der Erscheinung Christi ist das Wachstum in Christus herein, Wachstum des Einzelnen und der Ganzheit, er ist mystische, gegenwärtige Realität des Leibes Christi, der Kirche Christi). St. Zankow, Die orthodoxe Kirche und die Bewegung für die Vereinigung der Kirchen, 290/96.

Religiöse Besinnung 1 (1928). N. v. Arsenjew, Vom inneren Leben, 109/112 (nach der Lehre des christlichen Ostens). Ders., Vom Kampf des Christentums in Rußland, 166/70 (ein Bericht über die neuesten Ereignisse, sehr optimistisch über die russische Frömmigkeit).

Historisches Jahrbuch 47 (1917). I. Pusino, Protopop Avakum, 735/46 (gibt einen kurzen Überblick über diesen Hauptgegner Nikons, der am 1. 4. 1681 hingerichtet wurde).

Stimmen der Zeit, 107 (1924). F. Wiercinski, Die russische Intelligenz und die katholische Kirche, 353/68 (Slavophilen, Čaadaev, Tolstoj, Solov'ev, Ikonnikov). 108 (1925). Ders., Der religiöse Unterricht in der russischen Staatskirche, 121/35 (Die wissenschaftliche Tätigkeit der vier russischen theologischen Akademien, der Religions-

unterricht in der Volksschule, Predigttätigkeit). H. Sierp, Der Kampf der Sovetregierung gegen die russische Staatskirche, 193/206 (nach dem Buche von Cullagh, the Bolshewik persecution 1924). 111 (1926). I. Kologrivov, Ehe und Ehescheidung in der Sovetgesetzgebung, 199/205. F. Wiercinski, Auf den steilen Pfaden zur russischen Union, 278/93 (Stellung der russischen Kirche zu Katholizismus und Protestantismus, geschichtliche Ausführungen und Gegenwart), 113 (1927). Ders., Bausteine für Rußlands katholische Zukunft, 268/77 (aus der Eigenart der russischen Volksseele, aus Geschichte und Gegenwart Rußlands will der Verfasser günstige Anzeichen für eine katholische Zukunft entnehmen). 14 (1928). Ders., Russische Theologie und Dogmenentwicklung, 335/49 (behandelt die Auffassung der russischen Theologen über Dogmenentwicklung, führt aber fast nur Gegner derselben an). 115 (1928). St. v. Dunin-Borkowski, Zur neurussischen Mystik, 1/14 (gibt einen guten Überblick über die Werke Berdjaevs, die Weltanschauung Dostoevskijs, (deutsch v. W. E. Groeger 1925), Problem des Idealismus 1902, Philosophie der Freiheit 1911, der Sinn des Schaffens 1927, der Sinn der Geschichte 1925, weist ferner auf die Vorzüge und Schattenseiten der Berdjaevschen Mystik hin sowie auf die verwandte polnische Mystik.

S t u d i o n. Bolletino delle chiese di rito bizantino. I (1923/4). E. Benedetti, Le Vicende di un decreto della Propaganda sul passegio dei Ruteni al rito latina 1624. 12/16, 41/45, 65/68, 129/35, 167/72. (Behandelt das besonders in der Gegenwart wichtige Dekret für den Übergang vom griechischen zum lateinischen Ritus.)

R i v i s t a D a l m a t i c a, A. Cronia, L'enigma del glagolismo in Dalmatia dalle origine all'epoca presente VI (1922/23, 42, 8/37; 3, 17/38; 4, 28/37; VII (1923/24) 1, 15/31; 2, 41/57; VIII (1925/26) 1, 17/28; 2, 21/31; 3 und 4 55/79. Behandelt das Problem der glagolitischen Sprache auf Grund der veralteten Behauptungen von Ranke und Gregorovius. Er schließt mit den Worten Brückners: Katholizismus und Papsttum sind durch die beiden Griechen nachhaltiger geschädigt worden als durch die Reformation. Bedeutend besser behandelt das Problem V. Kiselkov, Slavianskite prosvetiteli Kiril i Methodij, Sofia 1923: Am Hofe des Bulgarenfürsten Symeon († 927) wurde das Alphabet, das von Cyrill erfunden worden war, der griechischen Majuskel angenähert. Dies war die Cyrillica. Sie hat große Verbreitung bei Bulgaren, Serben und Russen gefunden. Das alte Alphabet erhielt sich noch einige Zeit im westlichen Mazedonien und in der Adria. Seit dem 12. Jahrhundert begrenzte es sich auf einige Diözesen in Kroatien; das alte Alphabet wurde als Kirchensprache der slavischen Liturgie von Innocenz IV. anerkannt, unter dem Einfluß der lateinischen Schrift änderte sich das Alphabet und erhielt im 14. Jahrhundert den Namen Glagolitica. Für dieses schwierige Problem, das von Jagić wohl am besten behandelt worden ist, wäre besonders heranzuziehen A. Lapôtre, L'Europe et le S. Siège à l'époque carolingienne, Le pape Jean VIII. (872/82). Paris 1895. Die verschiedenen Bestimmungen der Päpste über die Zulassung der slavischen

Sprache in der Liturgie sind wohl auch dadurch zu erklären, daß man in Rom über die slavischen Sprachen nicht völlige Klarheit hatte.

Zum Schluß sei noch genannt: Blagovêst sbornik Nr. 1. Russkoj Maticy 1925 (Aufruf (wörtlich: das Läuten zur Kirche) der russischen Matiza. Sammelheft Nr. 1.) Nowy Sad in Jugoslavien. Hier wird das Programm gegeben: Die russische Matiza ist eine kulturelle Gesellschaft mit der Bestimmung 1. das Nationalbewußtsein der Russen zu erhalten und zu pflegen, 2. an der nationalen Bildung mitzuarbeiten, 3. die Russen auf Grund der nationalen kulturellen Arbeit zu vereinigen. Die Matiza sorgt für Lesestoff, Vorträge, Konzerte, Bibliotheken und Buchhandlungen, sie verschafft Lehrbücher und Zeitungen, wacht über russische Kunst und Literatur. Das Ziel ist: Rückkehr zu den alten russischen Denkern, Schriftstellern und Dichtern.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Strunz, Franz: Johannes Huß, sein Leben und sein Werk. Mit einer Auswahl aus seinen pastoralen Schriften und Predigten — 1927, Verlag Otto Barth, München-Planegg. 144 S.

Die kirchlichen Ereignisse der Nachkriegszeit in der Čecho-Slovakei haben die Person des großen Reformators wieder in den Vordergrund gestellt. Unter den Schriften, die sich mit ihm befassen — ich nenne hier nur K. Kaspar, Huß und die Früchte seiner Wirksamkeit, Warnsdorf 1927 und die Todesgeschichte des Johannes Huß und des Hieronymus Prag. Geschildert in Sendbriefen des Poggius Florentinus. Konstanz 1926 — verdient die Schrift von Strunz besondere Beachtung. Unter Benutzung des gesamten Quellen- und Literaturmaterials gibt er einen Einblick in das religiös Problematische bei Huß; politische und polemische Ziele, die sich sehr oft mit der Hußforschung verbinden, liegen ihm fern. Er sagt klar, daß Huß kein großer Philosoph und Theologe war, daß er in seinen Werken, die durchweg Gelegenheitsschriften waren, nur agitatorisch das verkündete, was Johann von Wiklif gelehrt hatte. Dessen Polemik gegen Mönchtum, Papsttum und Kirche wurde auf böhmischen Boden übertragen und gab den religiösen Reformbestrebungen politisch nationale Richtungen. Erst nach seinem Tode flammte das Wort vom Laienkelch auf. St. hebt hervor, daß vor allem čechische Theologen das Ende Hussens beschleunigten (S. 39). Schon sechs Jahre nach seinem Tode wird in einem offiziellen Dokument der Prager der Todestag Hussens als der Tag eines Heiligen und Märtyrers anerkannt, beim Volke galt er schon zu Lebzeiten als der „fünfte Evangelist", der Apostel und Prophet. Der kurzen Lebensbeschreibung gibt Strunz eine Auswahl aus den pastoralen Schriften und Reden bei.

Die Hußforschung gehört zweifellos zu den aktuellsten Problemen der Kirchengeschichte. Es wird aber notwendig sein, noch viel eingehender die allgemeine religiöse, politische und volkswirtschaftliche Lage Böhmens, auch der vorhussitischen Zeit, zu erforschen. Es sei hier hingewiesen auf die Pramenyk dejinam duchovenstva v dobe predhusitske a Husove (Quellen zur Geschichte vor und zur Zeit Hussens) herausgegeben von A. Neumann, Olmütz 1926. Aus diesen in lateinischer Sprache edierten Akten ergibt sich, daß Novotny, Loserth und Tomek den Stand der Sittlichkeit zu allgemein und zu ungünstig beurteilt haben. Bei den Ordensleuten steht es viel besser, schlechter bei der Weltgeistlichkeit; bei diesen hatten 20% Konkubinen. Auch die kommunistischen Bestrebungen haben hier stets großen Widerhall gefunden; ich verweise auf die Schrift von L. Müller, Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer 1927 und auf das berühmte Werk Cheltschitzkis, Das Netz des Glaubens (aus dem Altčechischen ins Deutsche übertragen von C. Vogl. Dachau o. J.).

Breslau. F. Haase.

Joh. Schlenz: Das Kirchenpatronat in Böhmen. Beiträge zu seiner Geschichte und Rechtsentwicklung, — Prag 1928. Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die čechoslowakische Republik. Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg. 488 S.

Das Kirchenpatronat ist bei der Neuregelung des Verhältnisses von Staat und Kirche besonders akut geworden, denn in diesem Rechtsinstitut liegen die kompliziertesten Probleme. Auch das polnische Konkordat mit dem Heiligen Stuhle hat wegen der großen Schwierigkeiten das Patronatsrecht, sowohl das staatliche als auch das private bis zu einem neuen Übereinkommen in Kraft gelassen (Art. 21), obwohl bei den Sejmverhandlungen die Regelung der Patronatsverhältnisse gefordert worden war. Es genügen eben nicht nur juristische Kenntnisse und Voraussetzungen, um für beide Parteien eine befriedigende Lösung herbeizuführen. Denn wichtiger als juristische Kenntnisse und Voraussetzungen sind hier die geschichtlichen. Nur dann, wenn man die historischen Verhältnisse genau kennt und berücksichtigt, läßt sich ein gerechtes Verständnis erzielen. Gerade in Gebieten mit national gemischter Bevölkerung sind die Patronatsverhältnisse besonders schwierig. Der Verfasser des vorliegenden Werkes verfügt über die nötigen historischen Kenntnisse, um die Patronatsverhältnisse in Böhmen klarzustellen. Methodisch richtig ist er von vornherein von historischen Gesichtspunkten aus an die Arbeit herangetreten. Denn gerade in Böhmen hat sich, wie der Verfasser in der Einleitung richtig bemerkt, das Kirchenrecht vielfach anders als in den Nachbarländern entwickelt. Der Verfasser hat zahlreiche handschriftliche Quellen für sein Werk herangezogen, wohl aber auch die einschlägige Literatur vollständig benutzt. Gerade beim Studium der Anmerkungen fühlt man, welch ungeheure Mühe und Fleiß der Verfasser auf sein Werk verwendet hat. Das Buch wird Kirchen- und Profanhistorikern, wie auch den Kirchenrechtlern willkommen sein.

Ein kurzer Überblick soll die Reichhaltigkeit des Werkes zeigen. In Böhmen und Mähren waren für die rechtliche Stellung der Kirche bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts, zum Teil auch später noch, nicht die Kirchengesetze, sondern die Rechtsanschauungen des Eigenkirchenwesens maßgebend. Zum Eigenkirchenwesen trug in diesen Ländern besonders der Umstand viel bei, daß sie mehr als 100 Jahre nach Einführung des Christentums keinen eigenen Bischof hatten, sondern zu Regensburg gehörten. Die von den Landesfürsten und Grundherren gestifteten Kirchen und Klöster waren deren unbeschränktes Eigentum, sie hatten auch allein das Recht, Kirchen zu erbauen. Die Eigentümer der Kirchen konnten eigenmächtig die Geistlichen ein- und absetzen. Damit war vielfach die Simonie verbunden, wer das beste Angebot machte, den stellte der Kirchenherr an. Schon im 11. Jahrhundert begannen die Bischöfe in dieser Hinsicht Reformen, die aber im Klerus, der meist verheiratet war, ein großes Hindernis fanden. Auch die sogenannten absoluten Ordinationen traten hier störend ein. Einen Erfolg erlangte erst Bischof Andreas (1215/24) mit Hilfe des Apostolischen Stuhles, der nach langem Kampfe im Jahre 1221 die Anerkennung des Bischofs auf Ein- und Absetzung der Geistlichen unter Wahrung der Patronatsrechte durchsetzte. Trotzdem kamen noch vielfach die alten Mißbräuche vor. Der Bekämpfung des Eigenkirchenwesens dienten viele Synoden. Das Ziel der kirchlichen Reformen war die Geltendmachung der kanonischen Patronatsgesetze. Der Ausdruck Patronatsrecht kommt zuerst in einer Urkunde von 1213 vor. Aber der Begriff des Patronats und sein Verhältnis zu den Kirchen ist in den Urkunden des 13. Jahrhunderts noch unbestimmt. Das steigende Hervortreten des kirchlichen Einflusses im Patronatsrecht wird durch die Scheidung der spiritualia von den temporalia begründet. Als Inhaber von Patronatsrechten erscheinen kirchliche Institute und Laien. Als Rechte des Patrons werden neben dem Präsentationsrecht bestimmte Vermögensrechte geltend gemacht. Im Ursprung und Wesen des Kirchenpatronats ist die Schutz- und Schirmgerechtigkeit begründet, woraus ein Mitaufsichtsrecht über die Verwaltung der Kirchengüter floß. Das Kirchengut stammte von den Stiftern und den Naturallieferungen. Gegen Schädigung des Kirchengutes wurde der Kirchenbann streng durchgeführt. Aus der Einverleibung der den Klöstern gegebenen Kirchen entwickelte sich das Inkorporationsrecht mit seinen verschiedenen Formen.

Nach Errichtung des Erzbistums nimmt auch das Kirchenpatronat andere

Formen an. Der Verf. behandelt zunächst die Rechtsquellen dieser Zeit, wobei der Provinzialsynode v. J. 1349 besondere Bedeutung zukommt, das Patronatsrecht im allgemeinen, die Präsentationsrechte, Stiftungsbedingungen, Kirchenvermögen, Patronatspflichten.

Im 2. Abschnitt wird das Kirchenpatronat während der großen Glaubenskämpfe des 15. und 16. Jahrhunderts behandelt. Der erzbischöfliche Stuhl war lange Zeit verwaist, und so schlichen sich während der Administratorenzeit zahlreiche Mißbräuche ein. Auch der Husitismus und sein Kampf gegen jeden irdischen Besitz seitens der Geistlichkeit brachte tief eingreifende Veränderungen: In dem Kampfe verloren Erzbistum und Metropolitankapitel, die Klöster, die Pfarreien ganz oder teilweise ihren Besitz. Die Einführung des Protestantismus brachte dem Patronatsrecht eine tiefgreifende Umgestaltung, da die Grundherren nunmehr die schrankenlosen Rechte über Kirchen und Vermögensrechte erhielten, aus dem Präsentationsrecht wurde ein völliges Verleihungsrecht. Die Grundbesitzer übten auch über die Geistlichen eine Gewaltherrschaft aus. Durch gesetzliche Maßnahme suchte man vorzubeugen, aber die Macht des Königs war wegen der drohenden Türkengefahr im Verfall, die der Stände im Steigen. Mit der Einführung der Jesuiten und der Wiedererrichtung des Erzbistums beginnt die katholische Reformbewegung. Aber auch diese vermochte nicht, die Mißbräuche im Patronatswesen, besonders bei den akatholischen Patronen, abzustellen. Auch die erzbischöflichen Kollaturrechte blieben ohne besonderen Erfolg. Die Prager Synode v. J. 1605 hat neue gesetzliche Grundsätze für die Regelung der Patronatsverhältnisse aufgestellt.

Im 3. Abschnitt behandelt der Verf. das Kirchenpatronat im Zeitalter der sog. Gegenreformation. In der neuen Landesordnung v. J. 1627 wurden auch die Patronatsrechte behandelt. Trotzdem war die Lage des Patronatsklerus eine sehr bedrückte. Die Stellung der Pfarrer war geradezu eine rechtlose. Die Patronatsvertreter mischten sich auch in seelsorgerliche Amtspflichten ein. Erzbischof Harrach suchte auf Grund des Tridentinums neue Grundsätze im Patronatsrecht einzuführen. Die Prager Statthalter wirkten vielfach dagegen. Ausführlich wird dann die Stellung der Kollatoren zur Seelsorge, zum Kirchengut, zur Kirchenregierung, zur katholischen Reform behandelt.

Im 4. Abschnitt gibt der Verf. die Grundzüge der weiteren Entwicklung des Kirchenpatronats seit den letzten Jahrhunderten und weist auf die Mängel und Reformbedürftigkeit des böhmischen Patronatsrechtes hin.

Breslau. F. Haase.

Nikolaj Berdjaev: Der Sinn des Schaffens. Versuch einer Rechtfertigung des Menschen. Deutsch von Reinhold von Walter. — Verlag I. C. B. Mohr, Tübingen 1927, 339 S. M. 12.

Der Ausdruck Schaffen und Schöpfung (tvorčestvo) ist ein beliebter Ausdruck der russischen Philosophie. Er will zum Ausdruck bringen, daß es Aufgabe und Ziel der Philosophie sein muß, etwas Neues hervorzubringen. Im religions-philosophischen Sinne soll das schöpferische Schaffen eine Fortbildung, eine Blüte der Religion bringen. In diesem Sinne faßt Berdjaev die Philosophie auf. B., zweifellos der bedeutendste russische Religionsphilosoph der Gegenwart, der schon eine größere Anzahl anderer Werke verfaßt hat, sucht hier eine neue Auffassung des Menschen und seines Schaffens zu geben. Seine Werke erinnern in manchem an die Philosophie des Grafen Kayserlingk und die anthroposophischen Gedanken. Aber die Grundeinstellung Berdjaevs ist doch eine ganz andere. Es wäre dringend erwünscht, daß die Fachphilosophen des Westens sich mit Berdjaev auseinandersetzten, um festzustellen, inwieweit die westeuropäische Religionsphilosophie durch Berdjaev bereichert wird, oder ob er nur rein russisches Denken zum Ausdruck bringt, das eben nur für den Geist Rußlands paßt und dem westeuropäischen Geiste nicht gerecht wird. Ich will nur auf einige Gedanken des vorliegenden Werkes hinweisen, um das Interesse zu wecken.

B. lehnt das Bestreben der neueren Philosophie, wissenschaftlich oder wissenschaftsartig zu werden, ab. „Die Philosophen glauben an die Wissenschaft mehr als an die Philosophie, sie zweifeln an sich selber und an ihrem Werk und erheben diese Zweifel zum Prinzip, aber die Philosophie ist in gar keinem Sinne Wissenschaft und hat in gar keinem Sinne wissenschaftlich zu sein." Die Philosophie ist früher als die Wissenschaft, sie war schon da, als es noch keine Wissenschaft gab. Sie ist ein selbständiges Kulturgebiet, nicht aber ein selbständiges Gebiet der Wissenschaft. Wissenschaft ist die Erkenntnis der Notwendigkeit, ein Werkzeug der Orientierung im Gegebenen, der Beherrschung der Natur. Philosophie dagegen ist die Erkenntnis der Freiheit aus Freiheit. Die Wissenschaft ist Gehorsam gegenüber der Notwendigkeit, Philosophie ist freies Schöpfertum und daher Kunst. Die Philosophie muß intuitiv sein, die modernen Philosophen kennen nur Zweifel und Reflexionen, die schöpferische Philosophie ist nicht kritisch und praktisch. Nicht Systeme zu schaffen ist das Ziel der Philosophie, sondern die freie schöpferische Tat. Diese Philosophie muß sich von der mathematischen Naturwissenschaft befreien. Sie muß mit dem Mysterium des Menschen beginnen, während die kritische Philosophie sich von dem Menschen zu befreien sucht. Nur die Mystiker, vor allem Jakob Boehme und Franz von Baader, haben die kosmische Bedeutung des Menschen als Mikrokosmos erkannt. Die moderne Philosophie macht die Natur zu einem toten Mechanismus, für die Mystiker war sie stets ein lebendiger Organismus. Die wahre Anthropologie läßt sich nur auf die Offenbarung von Christus gründen. Nietzsche, die bedeutendste Erscheinung der neuen Geschichte, hat den Humanismus durch des Menschen eigene Kräfte überwunden und ist so zum Vorläufer einer neuen religiösen Anthropologie geworden. Die anthropologische Offenbarung ist eng verbunden mit dem Verhältnis vom Schöpfertum zur Erlösung. Der Mensch muß die Schöpfung Gottes fortsetzen. Es ist die dritte Offenbarung im Geist, die sich im Menschen vollziehen muß, die einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft. In diesem Mysterium wird die unendliche Natur des Menschen verwirklicht. Das echte Schöpfertum ist christliches Sein, Umgestaltung der Kultur zum Sein. Dieses Ziel muß frei sein, die Wege zu dieser Freiheit liegen auf religiösem Gebiete. Deshalb müssen Schaffen und Askese, Schöpfertum und Geschlecht, Schaffen und Liebe, Ehe und Familie, Schaffen und Kunst, Schöpfertum und Moral, Schöpfertum und Gesellschaftsbildung, Schöpfertum und Mystik behandelt werden (S. 166/342). In drei Epochen: Schöpfertum und Kultur, Schöpfertum und Kirche, Schöpfertum und Wiedergeburt des Christentums spielt sich der gezeichnete Werdegang ab. Bei der Darstellung dieser drei Epochen gibt Berdjaev eine interessante Charakteristik der slavischen, germanischen und lateinischen Kultur.

Es kann nur Aufgabe dieser Besprechung sein, eine Probe aus der reichen Gedankenfülle dieses Werks zu geben. Auch dem Übersetzer und dem Verlag gebührt Dank dafür, daß sie dieses Werk der deutschen Philosophie zugänglich gemacht haben.

Breslau. F. Haase.

W. Assur: Rußland und das Christentum. — 123 S., brosch. 1,90 M.

B. Harder: Die Religion in Rot-Rußland. — 95 S., brosch. 1,25 M.

W. Ph. Marzinkowskij: Gott-Erleben in Sowjet-Rußland. — 310 S., brosch. 4,50 M. Aus dem Russischen übertragen von W. L. Jack.. — Alle 3 Bücher sind o. J., erschienen im Missionsverlag „Licht im Osten", Wernigerode am Harz.

Dr. Carl Vogl: Sowjetrußland. Wie ein deutscher Pfarrer es sah und erlebte. — Verlag Oswald Mutz, Leipzig 1927, 72 S., 1,50 M.

Assur gibt einen guten Überblick über die religiöse Eigenart des russischen Christentums und die Geschichte der russischen Kirche bis 1917

sowie der russischen Intelligenz jener Zeit, ferner behandelt er die Geschichte der Russisch-Orthodoxen in Litauen und Polen und den Protestantismus. In Kürze wird die russische Kirchengeschichte seit 1917 und das Emigrantentum dargestellt. Harder befaßt sich mit der Weltanschauung des Bolševismus, die er in den Kapiteln: Sein Gedanke, seine Gestaltung, sein Ergebnis, seine Ursachen, seine Überwindung zur Darstellung bringt. Marzinkowskij, ein eifriger Vorkämpfer der russ. christlichen Studentenbewegung und des Baptismus in Rußland, gibt seine Erinnerungen aus der Freiheit und dem Gefängnis. Die Verfasser sind Russen bzw. ihr ganzes Leben lang bis zur Emigration in Rußland gewesen. Sie sind deshalb mit ihrem Stoff gut vertraut. Ihre Urteile geben sie von ihrem religiösen und kirchlichen Standpunkte aus. Da sie in erster Linie die evangelische Bewegung in Rußland ins Auge fassen, geraten andere und wichtigere kirchliche Ereignisse in Rußland etwas in den Hintergrund. Die anschaulichen Schilderungen der Verfasser werden aber sicher viele Leser finden. Als Gegenstück zu diesen Schriften, welche die religionsfeindliche Stellung der Sovetregierung beleuchten wollen, steht der Reisebericht des Pfarrers Vogl, der in Gesellschaft der proletarischen Freidenker Deutschlands im Herbst 1926 Rußland bereiste. In den Kapiteln: Der Arbeitsgenosse, die Verfassung, Arbeiter und Bauern, Kind, Schule und Erziehung, Gefängnisse und Gerichtswesen, Kirche und Religion, die nationalen Minderheiten, die Zukunft, gibt er seine Eindrücke wieder. Sein Standpunkt kommt in folgenden Worten zum Ausdruck: Was ich in Rußland gesehen und erlebt habe, hat mir in weitem Maße das Vertrauen zur Menschheit wiedergegeben, das ich beinahe verloren hatte.

Breslau. F. Haase.

Karl Nötzel: Ein deutscher Heiliger in Rußland, Friedrich Haas. — 3. Aufl. Eberhard Arnold Verlag, Brüderhof-Leipzig o. J. 37 S.

Der im Jahre 1780 in Köln geborene Haas kam im Alter von 22 Jahren nach Moskau als Arzt und hat sich hier bis zu seinem Tode i. J. 1853 durch seine Tätigkeit in den Kranken- und Armenhäusern, besonders aber in den Gefängnissen solche Verdienste erworben, daß er in weiten Kreisen als Heiliger verehrt wurde. Die Schrift gibt auch einen guten Einblick in die Geschichte der russischen Strafrechtspflege zur Zeit der Leibeigenschaft und ist dadurch ein Beitrag zur russ. Kulturgeschichte. Der Verf. hat die Quellen zu seiner interessanten Biographie nicht angegeben. Ich verweise auf A. Koni, Fedor Petrovič Gaaz, 2, izd. St. Petersburg 1902.

Breslau. F. Haase.

E. Dennert: Die Krisis der Gegenwart und die kommende Kultur. Eine Einführung in die Geschichtsphilosophie Berdjaevs, — 1928, Verlag Adolf Klein, Leipzig, S. 3. 97 S. RM. 3.

D. gibt einen guten Überblick über die Hauptwerke Berdjaevs zur Geschichtsphilosophie: der Sinn der Geschichte und der Sinn des Schaffens, ferner das neue Mittelalter. Der Zweck seiner Arbeit, die Philosophie Berdjaevs auch weiteren Kreisen zugänglich und verständlich zu machen, ist zweifellos zu begrüßen. D. stellt auf Seite 86 das Positive zusammen, das B. auf den verschiedenen Gebieten des philosophischen Denkens bietet, und weist auf die Aussichten hin, welche diese Gedanken für die Zukunft haben.

Breslau. F. Haase.

Die Ostkirche. Sonderheft der Vierteljahrschrift Una Sancta. Herausgegeben v. Nikolas v. Arseniew und Alfred v. Martin, — Stuttgart 1927, Frommanns Verlag, 128 S. RM. 3.

Interessante Beiträge zur Kenntnis der russischen Orthodoxie und des Glaubenslebens: N. Berdjaev: Orthodoxie und Ökumenizität, Florovskij: Des

Vaters Haus, Boulgakoff: Le ciel sur la terre, Tschetwerikoff: Das russische Starzentum, v. Arseniew: Glaubensverfolgungen der Gegenwart, Ehrenberg: Der Aufbruch der östlichen Kirche, v. Arseniew: Chomiakov und Möhler, V. Taube: Ein ökumenischer Freundschaftsbund vor 100 Jahren, Unruh: Ökumenische Erlebnisse in den deutschen Kolonien Rußlands. Die Aufsätze, die zum Teil schon in anderem Zusammenhange besprochen wurden, und eine umfangreiche Bücherschau am Schluß werden sicher Aufmerksamkeit bei denen, welche sich mit den russischen religiösen Fragen beschäftigen, finden.

Breslau. F. Haase.

W. I. Lenin, Sämtliche Werke. Bd. XIII, Materialismus und Empiriokritizismus. Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie. — Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin o. J. XXXI + 486 S.

Mit diesem Bande beginnt die Gesamtausgabe der Werke Lenins, die sich an die zweite russische Ausgabe hält. Wer die russische Philosophie kennt, weiß, daß es sich hier nicht um philosophische Untersuchungen im westeuropäischen Sinne handelt: Dem Russen ist die Philosophie höchst persönliches Bekenntnis, eine Weltanschauungsfrage. Bei Lenin ist es nun besonders interessant, zwei Weltanschauungen miteinander kämpfen zu sehen. Das Material, das Lenin zu behandeln hat, stammt aus der westeuropäischen Philosophie, die Methodik und Form ist dagegen spezifisch russisch. Für Lenin handelt es sich darum, eine philosophische Begründung des russischen Marxismus zu geben und zu zeigen, daß die westeuropäische Philosophie im Dienste des Kapitalismus steht. Der Inhalt des umfangreichen Werkes kann hier nur angedeutet werden. Der Verf. behandelt in den drei ersten Kapiteln die Erkenntnistheorie des Empiriokritizismus und des dialektischen Materialismus, im 4. Kapitel die philosophischen Idealisten als Mitstreiter und Nachfolger des Empiriokritizismus, im 5. Kapitel die neueste Revolution in der Naturwissenschaft und den philosophischen Idealismus, im 6. Kapitel den Empiriokritizismus und historischen Materialismus. S. 366/7 gibt er die Grundsätze, von denen aus ein Marxist an die Beurteilung des Empiriokritizismus herantreten muß. Erstens muß man die theoretischen Grundlagen dieser Philosophie mit denen des dialektischen Materialismus vergleichen. Nur bei absoluter Unwissenheit darüber, was philosophischer Materialismus überhaupt und was die dialektische Methode von Marx und Engels ist, kann man von einer Vereinigung des Empiriokritizismus mit dem Marxismus reden. Zweitens muß man den Platz des Empiriokritizismus als einer sehr kleinen Schule von Fachphilosophen unter den übrigen philosophischen Schulen der Gegenwart bestimmen. Die ganze Schule von Mach und Avenarius marschiert immer bestimmter zum Idealismus, in trauter Eintracht mit einer der reaktionärsten aller idealistischsten Schulen, mit der sogenannten immanenten Schule. Drittens muß in Betracht gezogen werden der unzweifelhafte Zusammenhang des Machismus mit einer Schule in einem Zweig der modernen Naturwissenschaft. Auf der Seite des Materialismus steht unverändert die erdrückende Mehrheit der Naturforscher sowohl im allgemeinen als auch auf dem betreffenden Spezialgebiet, nämlich in der Physik. Der modische physikalische Idealismus unserer Tage ist ein ebenso reaktionäres kurzlebiges Strohfeuer, wie der physiologische Idealismus der jüngsten Vergangenheit. Viertens kann man nicht umhin, hinter der erkenntnistheoretischen Scholastik des Empiriokritizismus den Parteienkampf in der Philosophie zu sehen, einen Kampf, der letzten Endes die Tendenzen und die Ideologie der einander feindlich gegenüberstehenden Klassen der modernen Gesellschaft zum Ausdruck bringt. Die neueste Philosophie ist genau so parteilich wie die vor 2000 Jahren.

Das Werk Lenins ist in erster Linie der Kritik gewidmet. Er zeigt eine ungeheure Belesenheit, wie das Verzeichnis der von Lenin zitierten Werke und Zeitschriften (403/83) beweist. Besondere Aufmerksamkeit verdient

auch noch der kurze Überblick über die philosophische Entwicklung Lenins S. XXXIV. Lenins Buch ist ein hervorragender Beitrag zur Parteigeschichte des russischen Marxismus, dessen philosophische Grundlagen hier begründet werden. Es wird deshalb auch in Westeuropa Beachtung finden.

Breslau. F. Haase.

Majer Bałaban: Studien und Quellen zur Geschichte der frankistischen Bewegung in Polen. — Sonderabdruck aus: Livre d'hommage à la mémoire du Dr. Samuel Poznański. Frankfurt a. M. J. Kauffmann, S. 51, Mk. 5.

B. stellt in den Mittelpunkt seiner Ausführungen die Untersuchung über die Doppelfrage: Wer hat die in Kamieniec Podolski 1757 und in Lemberg 1759 aufgestellten antitalmudistischen Thesen verfaßt? Hat Baal Schem, als Haupt der Chassiden, an dem in der Lemberger Kathedrale 1759 abgehaltenen Religionsgespräch teilgenommen? Auf Grund eingehender kritischer Auseinandersetzung mit den bisherigen Darstellungen, die die letztere Frage bejahten, weist B. überzeugend nach, daß die Verbindung Baal Schems mit den Lemberger Ereignissen in das Gebiet der Legende gehöre. Für die Klarstellung des Tatbestandes ist die Feststellung der Unechtheit der Briefe Baal Schems, auf die sich jene beriefen, wichtig. Hingegen erscheint die von B. ausgesprochene Vermutung, die gegen den Talmud gerichteten Thesen, bes. die siebente Lemberger, wonach die Talmudgläubigen Christenblut benötigen, seien von katholischen Geistlichen den Frankisten aufgezwungen worden, bedenklich. Diese Säße, einschließlich des siebenten, entsprechen durchaus der durch B. gekennzeichneten Einstellung der Frankisten. Einen größeren Trumpf hätten sie gegen ihre jüdischen Gegner gar nicht ausspielen können als These 7, zumal im Hinblick auf die Ritualmordprozesse in Żytomierz und Jampol. Die judaistisch gefärbten Glaubenssäße sind einem christlichen Theologen ebenfalls nicht aus der Feder geflossen.

Wien. Karl Völker.

Studja staropolskie. Księga ku czci Aleksandra Brücknera. — Kraków 1928. Staraniem komitetu nakładem Krakowskiej Spółki Wydawniczej przy pomocy Zakładu Narodowego im. Ossolińskich we Lwowie, Gebethnera i Wolffa w Warszawie i K. S. Jakubowskiego we Lwowie. gr. 8°. IX u. 793 Seiten.

Nach den Festschriften für Orzechowicz und Balzer (vgl. diese „Jahrbücher" N. F. Bd. IV, Heft 1 1928, Seite 91) kann sich dieser stattliche Band wohl sehen lassen. Er hat vor ähnlich angelegten Sammelwerken den Vorzug innerer Geschlossenheit; umfaßt er doch nur Studien zur Geistesgeschichte des alten Polen. 37 Autoren verbanden sich zur Huldigung. Ihre Beiträge halten gutes Niveau, das kraft literarischer Eigenschaften die Aufsäße von Łempicki, Hartleb, Sinko und Kleiner, wegen ihrer inhaltlichen Ergebnisse die von Grodecki, Kot und Chrzanowski überragen. Am meisten Aufmerksamkeit gebührt jedoch der Bibliographie, die in diesem Gedenkbuch Władysław Tadeusz Wisłocki über die selbständigen oder in Zeitschriften erschienenen Arbeiten Aleksander Brückners aufstellte.

Welch imponierende Leistung verkünden die 1204 Nummern einer fünfzig Jahre umfassenden wissenschaftlichen Tätigkeit! Wohl kein Gebiet der polnischen Kultur gibt es, das nicht dem vielseitigen Forscher verpflichtet wäre, der zudem in Rußland oder Böhmen so gut Bescheid weiß wie in seiner Heimat, in der grauen Vorzeit wie in jüngster Gegenwart. Brückner hat die beste polnische Literaturgeschichte verfaßt, die wir besißen. (Sie erschien zuerst deutsch in den Amelangschen „Literaturen des Ostens", Leipzig 1901, 2. Auflage 1922; dann polnisch als „Dzieje literatury polskiej", in 2 Bänden Warszawa 1903, 3. völlig umgearbeitete Auflage 1924, davon eine čechische

Übersetzung Prag 1905 f . . . Das Thema wurde in verkürzter Form noch zweimal deutsch und einmal polnisch von Brückner behandelt: in der „Sammlung Göschen" Nr. 789, 1920, in „Jedermanns Bücherei" 1922 bzw. als „Dzieje narodowej literatury polskiej", Warszawa 1924). Der polnische Gelehrte schenkte uns eine vortreffliche Einführung in die russische Literatur, ebenfalls in der Amelangschen Sammlung (Leipzig 1905, englisch 1908, verkürzt deutsch in „Jedermanns Bücherei" 1922), die in Deutschland nur von Luthers Handbuch übertroffen wird und in Polen als „Historja literatury rosyjskiej" (Lwów 1922 f., 2 Bde.) überhaupt kein Gegenstück hat.

Brückner verfaßte eine klassisch gewordene Geschichte der polnischen Sprache (Dzieje języka polskiego, Lwów 1906, 3. Auflage Warszawa 1925), mit der zusammen die deutsche Preisschrift der Jabłonowski-Gesellschaft „Geschichte der älteren polnischen Schriftsprache" (Leipzig 1922) zu nennen ist. Man kennt und schätzt ferner des Forschers Grundriß der slavischen und den der polnischen Mythologie, die „Mitologja słowiańska" (Kraków 1918, italienisch Bologna 1923) und die „Mitologja polska" (Warszawa 1924). Als das bedeutendste unter den großen synthetischen Werken betrachte ich aber das, in dem Brückner die Summe seines erfolggekrönten Gelehrtenlebens zog, das großartige Wörterbuch „Słownik etymologiczny języka polskiego" (Kraków 1927). Hier ist ein Schatz von philologischem, kulturgeschichtlichem, rechtshistorischem, literarischem Wissen geborgen, der noch in fernen Jahrhunderten den Namen seines Hüters und Entdeckers den Späteren überliefern wird.

Jedes der eben verzeichneten Bücher genügte, einem einzelnen ausgezeichneten Rang in der wissenschaftlichen Welt zu verbürgen. Doch es wäre weit gefehlt, damit Brückners Ernte geborgen zu wähnen. Ein halbes Hundert von Monographien reiht sich den zusammenfassenden Grundrissen an. Ich nenne die wichtigsten in chronologischer Ordnung: „Litu-slavische Studien" (Weimar 1877); „Średniowieczna poezja łacińska w Polsce" (in den Rozprawy Wydziału Filologicznego Akademji Umiejętności, fortan zitiert als RAU, Bd. 21—23, Kraków 1892—1894); „Kazania średniowieczne" (RAU Bd. 24, 25, Kraków 1895—1896); „Spuścizna rękopiśmienna po Wacławie Potockim" und „Język Wacława Potockiego" (RAU Bd. 27, 29, 31, Kraków 1898—1900); „Cywilizacja i język" (gesammelte Aufsätze aus der „Bibljoteka Warszawska", Warszawa 1901); „Literatura religijna w Polsce średniowiecznej" (3 Bde. Warszawa 1902—1904); „Z dziejów języka polskiego" (Aufsätze, Lwów 1903); „Starożytna Litwa" (Warszawa 1904); „Mikołaj Rej" (Kraków 1905); „Różnowiercy polscy" (Warszawa 1905); „Przyczynki do dziejów języka polskiego" (RAU Bd. 47, 49, 53, 54, 55, Kraków 1910—1917); „Jana Potockiego prace i zasługi naukowe" (Warszawa 1911); „Die Wahrheit über die Slavenapostel" (Tübingen 1913); „Studja nad literaturą wieku XVII" (RAU Bd. 56, 57, Kraków 1917—1919); „Walka o język" (Lwów 1917); „Adam Mickiewicz" (Złoczów 1927); „Juljusz Słowacki" (ib. 1927); „Zygmunt Krasiński" (ib. 1927).

Dazu kommen die umfangreicheren Beiträge zu Sammelwerken, wie der „Encyklopedja Akademji Umiejętności", in welcher Brückner zur Literaturgeschichte, dann zu den Bänden „Sprache" und „Kultur" das seine beisteuerte, in Pflugk-Hartungs „Weltgeschichte", der Teubnerschen „Kultur der Gegenwart", dem Buch „Litwa i Polska w dziejowym stosunku", weiter die Legion von Aufsätzen in Zeitschriften wie dem „Archiv für slavische Philologie", dem „Kwartalnik Historyczny", dem „Pamiętnik literacki", der „Reformacja w Polsce", dem „Przegląd Warszawski", „Przegląd Współczesny" und früher „Ateneum", „Bibljoteka Warszawska", „Przegląd Polski", „Kraj" usw. Endlich die Quelleneditionen, wie verschiedene Bände in der Sammlung „Bibljoteka Pisarzów Polskich" und neuerdings in der „Bibljoteka Narodowa", die Werke Wacław Potockis, Jakób Trembeckis „Wirydarz poetycki", eine Fülle mittelalterlicher Texte . . Welch imponierende Leistung, so wiederholen wir, in der sich Quantität und Qualität miteinander vereinen lassen!

So wie sich die Arbeiten Brückners auf die drei Hauptgebiete der

Kulturgeschichte, der Philologie und der Literaturgeschichte verteilen, so sind auch die Beiträge zu der ihn ehrenden Festschrift in drei Gruppen gesondert. Den Anfang machen vier Aufsäße zur polnischen Urgeschichte. Kazimierz Tymieniecki handelt von Sippe und Staat jener Zeit; teils polemisierend, teils anerkennend verzeichnet er, was Eduard Meyer, Below, Keutgen, Lippert und die Polen Potkański, Piekosiński, Balzer über dieses Thema lehren, ohne selbst etwas Neues beizutragen, es sei denn, den überflüssigen und verworrenen Hinweis auf Tierstaaten und Tiersippen.

Jan Dąbrowski verneint energisch die Hypothese, daß die polnische Kultur (und der polnische Staat) nur eine Wiege gehabt hätten. Er nimmt, im Einklang mit den meisten heutigen Forschern, zwei Zentren, in Großpolen um den Gopło-See, und in Kleinpolen bei Krakau, an. Seit dem 11. Jahrhundert erlangt Krakau faktisch, dann rechtlich den Rang und die Bedeutung als Residenz. Auch die kulturfördernde Rolle der geistlichen Magnaten verschiebt Dąbrowski bis ins 13. Jahrhundert.

Eugenjusz Kucharski bespricht die Abgrenzung und die Bedeutung Masowiens innerhalb des frühmittelalterlichen Polentums. Er operiert hauptsächlich mit der Namenkunde, um die wechselseitige Durchdringung Masowiens und der benachbarten litauischen Preußen aufzuzeigen. Den Namen Mazowien leitet er von der indogermanischen Wurzel ab, die im griechischen μαθ, im polnischen „mądry" erhalten ist, also das Land der Weisen!

Manche Ausführungen Kucharskis kommen einen bei der Lektüre des ihnen folgenden Artikels von Marceli Handelsman in Erinnerung, der warnt, zuviel den Fiktionen nachzuhängen. Sie seien philologisch (klingt es nicht als der Kucharskischen Konjektur über den Ursprung des Namens Masowien an den Rand geschrieben, wenn Handelsman meint: „die philologische Fiktion besteht darin, daß zur Erläuterung der Organisation des Gemeinschaftslebens, der Kultur, der Ortsnamen, der Namen von Völkern und Stämmen mit der ausschließlich philologischen Interpretation von Worten operiert wird"), genealogisch, geographisch, vorgeschichtlich oder — hier fragen wir uns, wieso diese fünfte sich den früheren Möglichkeiten anreiht — „vergleichend". Der Rat ist gut und die Warnung nicht überflüssig. Sie entbehrt jedoch in ihrer allgemeinen Fassung des Wertes. Welcher Gelehrte wird zugeben, daß er mit Fiktionen operiert? Nützlicher, als allgemein vor denen zu warnen, ist (was Handelsman in seinem Lehrbuch der „Geschichtswissenschaft" tat) den jungen Forschern zu zeigen, woran sie einen Irrweg von der geraden Straße der Wahrheit unterscheiden.

Nach den vier, im Grunde wenig fruchtbringenden Beiträgen über allgemeinere Themen, erfreut uns Roman Grodeckis Studie über den polnischen Fürsten Zbigniew. Es ist eine „Rettung", die wir da lesen. Aber sie ist geschickt ins Werk geseßt und maßvoll gehalten. Es gelingt Grodecki, uns davon zu überzeugen, daß Zbigniew in die lange Liste der Opfer dynastischer Streitigkeiten gehört, bei denen man nicht mit modernen sittlichen Maßstäben kommen darf. Ein ehrgeiziger Sohn aus späterer und mit einer vornehmeren Gattin geschlossenen Ehe, sucht den älteren Bruder auf Grund von dessen Herkunft aus weniger illustrer Verbindung, die womöglich kirchlich anfechtbar oder staatsrechtlich unebenbürtig war, der Thronrechte zu berauben. Gefällige Chronisten verbergen dann die Gewalttat des Erfolgreichen, indem sie den Unterlegenen mit allerlei Makeln behaften: ihn als Söldling des nationalen Feindes, als bösen Christen oder Bastard hinstellen. So ungefähr haben wir uns den Ursprung der üblen Meinung zu denken, die über Zbigniew, den Bruder Bolesław Schiefmauls bis heute geherrscht hat. Weniger überzeugend als die Grundthese Grodeckis ist sein Versuch, etwas Positives über die Mutter Zbigniews und deren angebliche masowisch-heidnische Abkunft aus den gar nicht vorhandenen Quellen herauszulesen. Die masowische Gegend ist eine wahre Gefahrenzone für mittelalterliche Geschichtsprobleme (s. Kucharski), und es tut gut, Warnungstafeln vor Fiktionen anzubringen (s. Handelsman).

Daß Laurenz, Pfarrer von Gołaczów weiland Seine Heiligkeit Papst Urban VI. nicht beleidigt hat und infolgedessen von der ihm gemachten Anklage der Majestätsbeleidigung wider den gedachten Pontifex freigesprochen wurde, steht in einer Abhandlung Władysław Abrahams zu lesen. Ob „die Persönlichkeit des Priesters Laurenz nicht deutlicher aus unseren Geschichtsquellen herausfließen wird", wer vermöchte es zu sagen oder als dringendes Bedürfnis zu empfinden. Mit Dank verbuchen wir den Hinweis auf unbekannte Texte von Magdeburgisches Recht verkündenden Urteilssprüchen, den Stanisław Estreicher gibt. Es handelt sich um Fragmente aus dem Posener Kapitelarchiv und aus der Jagellonischen Bibliothek zu Krakau. Die in der letztgenannten Bibliothek vorhandene Sammlung lateinischer „Ortyle" ist ganz unbekannt, auf die Posener hat u. a. Warschauer die Aufmerksamkeit gelenkt. Prälat Jan Fijałek handelt mit der bei ihm gewohnten souveränen Sachkenntnis von den Anfängen der Bücherzensur in der katholischen Kirche, dann besonders in Polen. Er schildert eingehender das Verfahren gegen den Krakauer, aus Deutschland stammenden Drucker Swajbold Fiol, der liturgische Bücher für die orientalische Kirche mit kyrillischen Lettern druckte und dadurch in den Geruch hussitischer Ketzerei kam.

Nach historischer Beleuchtung des Verhältnisses der Jagellonischen Bibliothek zu den Hochschulbehörden in polnischer und österreichischer Zeit gelangt Stanisław Kutrzeba zum Resultat, daß die Bücherei nie aufgehört hat, einen Bestandteil der Alma Mater zu bilden.

Ludwig Krzywicki berichtet von seinen durch viele Jahre mit großen Opfern fortgesetzten Lokalstudien über die sogenannten „Pilkalnie", Verschanzungen und Zufluchtsstätten, in welche sich zu Kriegszeiten im heidnischen Litauen die Bevölkerung unter den Schuß der wehrfähigen Männer flüchtete. Sie entstanden nach Krzywicki in der Zeit vom 8. bis zum 13. Jahrhundert, haben Raum für einige hundert Verteidiger und einige tausend Personen überhaupt. In ihrer Anlage und nach dem Zweck erinnern sie an die ur-arischen Ringburgen, die eine Stabilisierung und Umbildung der Wagenburgen aus der Nomadenzeit sind. Eine scharfsinnige Analyse der Tradition als Geschichtsquelle führt uns wieder vom Einzelfall zur allgemeinen Methodik der Geschichte. Kazimierz Chodynicki faßt die Tradition enger als Bernheim nur als von Geschichtsschreibern übermittelte Nachrichten über ferne Vorzeit auf, von welcher der betreffende Historiograph weder aus dem Mund von glaubwürdigen Zeugen, noch durch Autopsie, noch durch literarische Überlieferung etwas erfahren konnte. Diese echten Traditionen muß der moderne Kritiker streng von falschen unterscheiden, die zu irgendwelchen Zwecken bewußt ersonnen wurden. Es genügt da, an die Fabrikate der humanistischen Geschichtsschreiber zu mahnen. Chodynicki nennt als Arten dieser Pseudotraditionen: 1. Literarische Fiktionen. Zu den vom Autor verzeichneten älteren Beispielen kann man neuerdings in Polen die Nachrichten über den italienischen Ursprung der Poniatowski hinzufügen. 2. Erfindung von Personennamen durch die Chronisten: a) auf genealogischer, b) auf topographischer, c) auf historischer, d) auf rein phantastischer Basis. 3. Übertragung von Geschehnissen und Taten von einer Gestalt auf die andere. 4. Desgleichen von einer Epoche auf die andere. 5. Politische Zwecke verfolgende Traditionen. 6. Malereien als Quellen von Traditionen. In diesem Verzeichnis fehlt manches, z. B. die so häufige Erfindung von Überlieferungen auf Grund gewisser Terraineigentümlichkeiten oder nicht mehr begriffener prähistorischer Denkmale, die mythologischen und legendären Anlässe zur künstlichen Sagenbildung usw.

Sehr unterhaltsamerweise unterbrechen die folkloristischen Studien von Jan Stanisław Bystroń über „Kugelfeste" („Charakternicy") und Adam Fischer über den Teufel im polnischen Volksglauben den würdevollen Ernst, ohne dabei des wissenschaftlichen Ertrags zu darben. Unter den von Bystroń zitierten unverwundbaren Helden vermisse ich den Wundermönch P. Marek und die chinesischen „Boxer", deren Aufstand bekanntlich

von ihrem Glauben an ihre Unverletzbarkeit seine Kraft empfing. In Fischers liebenswürdiger Arbeit, die zeigt, daß es auch im polnischen Folklore nicht an gutmütigen, wahren „bons diables" mangelt, hätte ich gern den Hinweis auf den österreichischen „Krampus" gefunden, der sein Reich bis nach Polen erstreckt.

Von den abwechslungsreichen Aufsätzen des ersten Teils geht es nun zum etwas stiefmütterlich bedachten zweiten, philologischen. Ich kann mich nicht des Ausdrucks der Verwunderung über die vielen illustren Gäste enthalten, die man da, wo sie entschieden anwesend sein sollten, vermißt . . . Alexander Brückner hätte es wahrlich verdient, auch von denen geehrt zu werden, vor welchen er die Vielseitigkeit der Interessen voraus hat . . . So finden wir nur einige „Versuche ethymologischer Zusammenstellungen" von Jan Baudouin de Courtenay, denen (wie wir in einer eigentlich nicht ganz nötigen Einleitung erfahren) der „Język Polski" den Abdruck verweigert hatte. Adam Kleczkowski ergänzt das Ethymologische Wörterbuch Brückners durch neue Ableitungen der Ausdrücke harcerz, figiel, gzło, koszula, wędlik. Mikołaj Rudnicki untersucht den Flußnamen Drwęca, den er, anders als Rozwadowski, mit dem Stamm des slavisch-polnischen Wortes für Holz in Zusammenhang bringt.

Jan Łoś steuert einige Anmerkungen zur Ausgabe der „Vita Amandi" bei, die I. Polkowski im Jahre 1884 veröffentlicht hatte. Der Text sei nachlässig ediert. Das Polnisch Górnickis im „Dworzanin" lobt Roman Pollak, indem er zahlreiche Belege aus dem Text des gerühmten Werkes zitiert. Mieczysław Brahmer hält die Mannigfaltigkeit und den Reichtum der schmückenden Beiwörter für ein wesentliches Charakteristikum der „Roksolanki" des Zimorowicz. Im Lexikon dieser im Salon der Preziösen nicht unpassenden Epitheta findet Brahmer eine Ergänzung der beiden Grundmotive im Schaffen Zimorowiczs, des lebhaften Naturgefühls und der Liebesmelancholie. Sollen wir nicht lieber meinen, daß wir es eher mit romanischer als mit romantischer Dichtung zu tun haben?

Schon halten wir beim dritten Teil der Festschrift, zu dem uns Pollak und Brahmer mit ihren halb literargeschichtlichen Motiven hingelenkt haben. Stanisław Łempicki leitet ihn durch einen nach Form und Inhalt gleich ausgezeichneten Aufsatz über das kulturelle Mäzenatentum in Polen ein. Er behandelt zuerst das Problem der Förderung von Kunst und Wissenschaft durch die Träger von Macht und Reichtum: ganz allgemein und auf die anmutigste, geistreichste Art. Łempicki unterscheidet nach den Beweggründen ein ideales, ein auf gegenseitigem Nutzen beruhendes und ein vom Ehrgeiz des Spenders getragenes Mäzenatentum. Im Verhältnis zwischen Geber und Bedachten sondert er das „edle", auf Herablassung und Leutseligkeit beruhende vom hochmütigen, verachtenden und vom demokratischen, auf der Überzeugung von wechselseitiger Gleichberechtigung basierenden. Łempicki berührt dann das Motiv des Nachruhms, die Huldigung der Schützlinge an ihre Protektoren, die Stellungen, welche von Mäzenen ihren Lobrednern eingeräumt werden (Sekretär, Erzieher der Kinder, Geschichtsschreiber, Bibliothekare, Archivare, Hofpoeten), die Initiative des Beschützers als Anreger von Dichtwerken usw., die speziell mit dem Mäzenatentum verknüpften literarischen Gattungen (Panegyrik, genealogische Studien usw.), Verschiedenheit des Mäzenatentums nach Zeit und Ort; sein Verhältnis zur Universität und zur Schule überhaupt; zu den Fremden endlich die „Technik" des Mäzenseins. Hierauf entfaltet sich vor unseren Augen das Bild der Kulturfürsorge im alten Polen. Bischöfe erscheinen zuerst auf dem Plan, Oleśnicki, Ciołek, Łaski und so viele andere Prälaten des 15. und 16. Jahrhunderts (in den früheren Epochen sieht Łempicki noch keine Spur von echtem Mäzenatentum im antiken und modernen Sinn). Die Könige seit Jan Olbracht üben ihr Amt des Schirmers von Kunst und Wissenschaft. Beide Zygmunt, die Wasa, Sobieski und Stanisław August stehen da an erster Stelle. Es beginnt im 16. Jahrhundert die glänzende Reihe der weltlichen Magnaten, die vor allem die polnische Kultur zur Blüte gebracht haben. Namen wie Szydłowiecki, Kmita, Zamoyski, Łaski, Tarnowski, Górka,

Leszczyński, Radziwiłł, Tęczyński, Tomicki, Firlej, Zebrzydowski, Mniszech, Lubomirski, Ossoliński, Kostka, Sapieha, Ostrogski erfüllen die Zeit des polnischen Glanzes. Das reiche Bürgertum folgt. In Krakau vor allem, wo die Morstin, Boner, Turzon mit dem Hochadel wetteifern. Im 18. Jahrhundert treten die fremden, sächsischen Monarchen und das Bürgertum vollständig zurück. Die größten Verdienste gebühren einigen Geschlechtern, wie der Bischofsfamilie der Załuski, den gelehrten und wunderlichen Fürsten Jabłonowski, dann der „Familie", Czartoryski und Poniatowski. Unter Stanisław August besinnt sich die Krone noch einmal auf ihr edelstes Vorrecht. Der letzte und unglücklichste polnische Herrscher war zugleich der größte aller polnischen Mäzene. Ihm eifern nach und sekundieren wiederum die Czartoryski und Poniatowski, die Chreptowicz und Ogiński, Potocki und Sułkowski, Zamoyski und Lubomirski. Nach dem Untergang Polens nimmt das Mäzenatentum einen ganz anderen Charakter an. Es ist Dienst am geknechteten Volke, ein Opfer nicht nur an Gut, sondern auch an persönlicher Sicherheit gegenüber den Teilmächten. Die Czartoryski oder Zamoyski, welche aus der Ferne wirken, zeigen das weniger deutlich als etwa in Preußen die Raczyński und Działyński, in Österreich die Ossoliński und Lubomirski, deren Wirksamkeit ihnen die Ungnade ihrer Regierungen zuzieht. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesellen sich den historischen Familien immer mehr Glieder des mittleren Adels bei. Die Barczewski, Jerzmanowski, Orzechowicz, Pawlikowski, Piniński, Wróblewski stehen an Opferfreudigkeit kaum hinter den Fürstengeschlechtern zurück und übertreffen sie, weil hier nicht aus dem Vollen unergründlichen Überflusses geschöpft wurde. Das Bürgertum meldet sich wieder, Professoren und Gelehrte wie Małecki, Gloger, Finanzleute wie Kronenberg, Bloch, tragen das ihre zum allgemeinen Besten bei. Kaum wird man eine zweite unter den großen europäischen Kulturen finden, die so viel der Initiative und dem Opferwillen der einzelnen und so wenig den öffentlichen Korporationen verdankt als die polnische. Mit dem Entstehen des neuen Staates dürfte freilich die dominierende Rolle des Mäzenatentums ausgespielt sein.

Des unerwartet und früh verstorbenen Teodor Tyc Randbemerkungen zu dem lateinischen satirischen Epos „Antigamerata" (ein sonst wenig bekannter Frowin deutscher Herkunft hat es im 2. Drittel des 14. Jahrhunderts verfaßt), die Beiträge zur Kulturgeschichte des polnischen Mittelalters, welche Kazimierz Dobrowolski aus einer Handschrift des Klosters Szczyrzyc entnahm (darunter ein polnisches Sprachdenkmal von etwa 1455, eine Übersetzung von Versen über die 12 Monate) sind für weitere Leserkreise von geringem Interesse.

Dagegen hat Juljan Krzyżanowski ein Thema gewählt, das, nur zu knapp behandelt, der Aufmerksamkeit jedes Literaturforschers gewiß sein kann. Die Abhandlung über den moralisierenden Roman des 16. Jahrhunderts in Polen beschäftigt sich zwar nur mit der „Geschichte von den sieben Weisen" und ihrem Los, in der Welt und in der polnischen Bearbeitung; allein sie bringt sehr wertvolle Aufschlüsse über Wanderungen von Motiven, die schon dem klassischen und früher dem orientalischen Altertum vertraut waren. Für die fremden Länder wiederholt Krzyżanowski im wesentlichen, was Campbell, Gaston Paris, Murko in wohlbekannten Arbeiten festgestellt haben. Im 5. Jahrhundert n. Chr. ist in Indien der Zyklus von den sieben Weisen entstanden, über Persien und Arabien dringt er nach dem Westen. Jean de Haute-Seille gibt den Novellen die lateinische, klassisch gewordene Fassung. Sie liegt dem Druck von 1475 zugrunde, der wieder die Quelle der zahlreichen polnischen Ausgaben ist. Jan z Koszyczek, der Verfasser des „Marchołt" hat die „Historia septem sapientium", beziehungsweise den ihr verwandten „Pontianus" zuerst ins Polnische übertragen. Seit 1528 finden sich Drucke dieser Übersetzung. Darüber berichtet Krzyżanowski und zuletzt von der Wirkung auf das polnische Schrifttum. Dieser Teil des vorliegenden Aufsatzes befriedigt nur wenig. Eine gründliche Untersuchung müßte weit mehr Anklänge an Motive aus dem Pontianus

entdecken. Hat nicht erst jüngst z. B. Perzyński in der „Panna ze snu" den Inhalt der Novelle „Inclusa" variiert?

Bedeutsame Ergebnisse und vielfache Belehrung bringt Stanisław Kots Abhandlung über Kochanowskis ausländische Reisen. Bisher war darüber von den Biographen und Monographen mehr Verwirrung als Klarheit beschieden worden. Nach Kots ebenso sorgfältigen als überzeugenden Forschungen haben wir folgendes als wahrscheinlich anzunehmen: Kochanowski verläßt, nachdem er von 1544 bis 1547 in Krakau studiert und eine nicht genau zu bestimmende Zeit auf dem elterlichen Gut verbracht hatte, Polen um das Jahr 1550. Er besucht durch einige Zeit die Königsberger Universität. Ob er inzwischen, vielleicht von 1547/48 bis 1550, in Deutschland (zu dem man damals Preußen nicht zählte) andere Hochschulen frequentierte, das vermögen wir nicht zu sagen. Notizen bei alten Biographen des Dichters sprechen dafür, das Fehlen jeder Eintragung in den zeitgenössischen Universitätsmatrikeln ist ein Argument dagegen. Von Königsberg geht die Fahrt im April 1552 nach Italien, wo er in Padua studiert, Rom und Neapel kennen lernt. Im Sommer 1555 treiben Geldsorgen den Widerstrebenden heim nach Polen. Im August 1556 kehrt er, mit dem nötigen Kapital durch den ihm holden Herzog Albrecht von Preußen und den Oheim, Mikołaj Kochanowski, versehen, nach Italien zurück. Der Tod seiner Mutter ruft Kochanowski im Winter 1556/7 neuerlich nach dem Vaterland. Im Herbst 1557 ist er wieder in Padua. Ende 1558 reist er nach Frankreich, das er von Süden nach Norden durchfuhr. Kot hat den geheimnisvollen Begleiter des Poeten identifiziert, jenen Karl, den, nachdem einmal das Ei des Columbus auf den richtigen Fleck gestellt worden ist, wir ohne weiteres in dem vlamischen Dichter Karel van Utenhoven erkennen. Mit dem haben wir auch die Person, durch die Kochanowski mit Ronsard und der Pléjade in Berührung gelangen . . . konnte. Denn ob und inwieweit, wo und wann die Begegnung mit Ronsard stattfand, das bleibt kontrovers, wenn ich auch eher dazu neige, die Frage zu bejahen als sie, wie neuerdings Sinko, zu verneinen. Im Mai 1559 treffen wir Kochanowski wieder in Polen. Außer diesen chronologischen Feststellungen, die für das Werden von Kochanowskis Werken von größter Bedeutung sind, bringt uns Kot noch eine neue und einläßliche Untersuchung über des Dichters Verhältnis zur Reformation, das aus einem freundlichen langsam zu dem heftiger Gegnerschaft wurde. Der Arbeit ist ein Faksimile des Briefes beigegeben, den Jan Kochanowski am 6. April 1556 an Herzog Albrecht von Preußen richtete.

Wenn wir Tadeusz Sinko bei seiner scharfsinnigen und eleganten Polemik gegen verschiedene neuere Darsteller Mikołaj Sępschen Schaffens nicht mit derselben Anteilnahme folgen als Kot, so liegt die Ursache an der Verschiedenheit der Objekte. Trotz allem kann ich in Sęp, im Gegensatz zum genialen Autor der „Treny" und der „Odprawa posła greckiego", nur ein sehr mäßiges poetisches Ingenium erblicken, dessen Lebensschicksale uns ziemlich kalt lassen. Übrigens pflichte ich Sinko bei, daß die Sęp zugeschriebenen Gedichte aus der Bibljoteka Zamoyskich unmöglich von dem asketisch-gotischen Poeten herrühren können, der mit seiner Manier zwischen der mittelalterlichen Mönchsdichtung und dem heraufsteigenden spanischen Barock die nicht immer juste polnische Mitte hält. Wichtiger noch als die vorsichtige Identifizierung einzelner Sępscher Verse erschiene mir eine gründliche Revision der Stellung, die man ihm innerhalb des polnischen Schrifttums einräumt. Mieczysław Hartleb wäre (wie auch Sinko) gewiß berufen, kraft seines europäischen Horizonts diese lohnende Aufgabe durchzuführen, dem polnischen 17. Jahrhundert endlich einmal dauernden und nicht unsicher flackernden Umriß zu leihen. Während die reine Renaissance-Dichtung und die Romantik in ihrer Bewertung feststehen, ist zwischen diesen beiden goldenen Zeitaltern polnischer Geistigkeit alles im Fließen. Die Hierarchie der Schöpfer und ihrer Werke, die der Epochen und ihres künstlerischen Ertrags. Hartleb zeichnet ein glänzendes Bild der Barockdichtung in Polen und zunächst ihrer Anfänge. Sehr richtig hebt er hervor, daß die Barocke, anders als Renaissance, Aufklärung und

Romantik „rechtzeitig", das heißt sofort nach Polen kamen, und zwar auf Grund ihrer Wesensverwandtschaft mit dem polnischen Empfinden. Alles, was etwa Ermatinger, Gundolf, Weisbach, Cysarz an der Barocke finden, die Mischung von Realismus und Phantastik, die Vermengung des Lateinisch-Katholischen mit dem Volkstümlichen, die Freude am Abstrusen, an den Wortspielen, den Farbenreichtum und den sorgsamen Lokalkolorit, das Interesse am Aktuellen und Politischen, die Exotik, treffen wir im Charakterbild des polnischen Szlachcic wieder, dessen ewiges Ideal der barocke „wysokiej fantazji rycerz", die „bujność", die „zawadjacka krzepkość" blieb und bleiben mußte. Prunk und Bizarrerie, Betonung des Ich und doch Freude an Geselligkeit, Verbindung von Kunst und Leben, breite Grundlage der Kultur: die polnische Adelsdemokratie zeigt uns das alles, so wie im zutiefst dem Polentum verschwisterten Spanien. Und ist nicht die „rozterka", die Zerrissenheit, dem Barock und dem Polen gemeinsam? Hartleb hat das alles mit feinem Verständnis beachtet. Hernach die Hauptströmungen der Barock-Literatur seines Volkes geschildert. Gegen manche Behauptung geziemt Widerspruch. Ich vermag nicht einzusehen, daß die polnischen Humanisten die Wichtigkeit der Staatsangelegenheiten schwach empfunden hätten. Morsztyn als Barock-Dichter ist eine viel zu einfache Formel für diesen ganz unpolnischen komplizierten Europäer inmitten des Sarmatenreiches. Hartleb täte gut, für seine lebhaft zu begrüßenden weiteren Studien über die Barocke sich den Gegensatz des auf der Linie zur Romantik liegenden Stiles zu der starren Klassizistik des französischen Dix-Septième vorzuhalten. Dann wird ihm auch Morsztyn als eine Komposition von Grand Siècle und Barocke erscheinen. Nötig ist auch, daß, etwa in Hinblick auf F. Schneiders ausgezeichnete Schriften, der Zusammenhang von Barocke und Expressionismus bewußt werde. Studien wie die Hartlebs, denen ich in Polen sonst nur Łempickis Untersuchungen zur Seite wüßte, bedürfen des weiten Blicks, hinweg über den Ort, hinweg über die Zeit. Nur wenige können sie schreiben, Hartleb gehört zu ihnen. Und das verpflichtet. Mit Karol Badeckis „Arianischen Anekdoten" sind wir wieder im gewohnten Geleise der fleißig sich mühenden Fachforschung. Es wird uns der Abdruck einer läppischen und skabrösen Anekdotensammlung beschert, mit der die Feinde des polnischen Arianertums ihren Widersachern eins ans Zeug zu flicken glaubten. Sicherlich haben viele Szlachcicen über die grobkörnigen Witze auf Kosten der ketzerischen Prediger gelacht und sich über die Gottlosigkeit des Hetman Bekiesz entrüstet. Wir erfahren dann von Kazimierz Kolbuszewski, daß der Polyhistor Starowolski nüchtern auf das politische Leben geschaut hat und im übrigen, was der Autor nur gewunden zugesteht, brav seinen Skarga und Wolanus kopierte. Franciszek Bielak bekräftigt das für ein bestimmtes Werk Starowolskis, den „Prawy Rycerz".

Bronisław Gubrynowicz berichtet einiges über den ersten „Monitor" von 1763 und über dessen Nachfolger, das erste polnische Magazin, das dauernden Bestand hatte und, von P. Bohomolec geschickt redigiert, auf die Poniatowski-Epoche gewaltigen Einfluß gewann. Ludwik Bernacki schöpft aus dem Schatz seiner archivalischen und bibliothekarischen Entdeckungen, diesmal um über Krasicki Neues mitzuteilen. Am wichtigsten darunter das Fragment einer unbekannten Tragödie „Zygmunt August" (7. und 8. Szene des 2. Aktes) und der Plan zum „Pan Podstoli" (man verbessere auf S. 589 den störenden Druckfehler: richtig „vicieux" statt „vineux"). Der brillante Aufsatz Juljusz Kleiners über „Krasicki als Gegner der höfischen Literatur" führt einen irreleitenden Titel. Wir lesen nämlich fast nur über die Deutung der „Myszeis". Kleiner nimmt, wie Bernacki, zwei Redaktionen dieses satirischen Epos an, die erste habe starke politische Tendenz verraten, in der zweiten, uns überkommenen, seien die Spitzen gemildert, die Allusionen verwischt. Wertvolle Fingerzeige gibt der Hinweis auf den Spitznamen Krasickis, den Stanisław August „Minet" neckte. Man müßte nunmehr die Korrespondenz des Königs mit dem Bischof von Ermland sammeln und prüfen, die Beziehungen Krasickis

zum Berliner und Dresdner Hof, sowie zu den Barer Konföderierten systematisch erforschen. Erst dann käme man zur einwandfreien Deutung der „Myszeis“. Sicher ist, nach der schon jetzt aus den publizierten Quellen klaren Entwicklung des Verhältnisses zwischen Stanisław August und Krasicki, daß auf eine Periode heftiger Spannung eine Versöhnung folgte, die vermutlich mit der Umredigierung eines zwischen 1769 und 1773 anzusetzenden ersten Entwurfs der „Myszeis“ zusammenhängt. Schade, daß wir nicht die Korrespondenz Mostowskis und der Generalin Skórzewska haben; von den Briefen dieser beiden finden sich übrigens Überreste in irgendwelchen Privatarchiven. Ich lenke die Aufmerksamkeit der Literarhistoriker darauf hin.

Die „unbekannten Randbemerkungen“, von Teofil Emil Modelski aufgefunden und besprochen, was feststeht, und von Stanisław Trembecki verfaßt, woran ich mir noch zu zweifeln gestatte, gelten der aus dem Zusammensein mit Rousseau und der Erinnerung an die Wirksamkeit als Barer Konföderationsgesandter in Paris entstandenen Schrift Wielhorskis „Sur le rétablissement du gouvernement de la Pologne“. Die sehr abfällig und ersichtlich dem König Stanisław August zu Gefallen wie für dessen Ideen zur Apologie geschriebenen Anmerkungen lesen wir heute im Exemplar der Potockischen Bibliothek zu Łańcut. (In Parenthese: wann werden polnische Gelehrte von Rang aufhören, sich bei den Magnaten ehrerbietig zu bedanken, die ihnen unter tausend Kautelen Einblick in die ängstlich gehüteten Bibliotheken gewähren, welche längst der Allgemeinheit offen stehen müßten. Wann wird dieser Dank nicht mehr in Formen gekleidet sein, die dem 18. Jahrhundert geziemten. „Seine Hochwohlgeboren (wörtlich der leuchtend großmächtige) Herr Sekretär Władysław Starkel befaßte sich gnädigerweise mit dem Versenden des Buches und erteilte mir gerne die notwendigen Nachrichten.“ Ich muß einmal auf diese Dinge hindeuten!) Um aber auf die Autorschaft der Anmerkungen zurückzukommen: Es geht nicht an, sie Trembecki zuzuschreiben, wo ihr Autor ausdrücklich den Hl. Paulus als seinen Patron nennt, auch ist mir nicht bekannt, daß Trembecki mit Mably Beziehungen unterhalten habe. Meine Vermutung geht nach ganz anderer Richtung; ich werde sie begründen, wenn ich Beweise gesammelt habe, die ihr stärkeren Boden leihen.

Aureli Drogoszewski erkennt in der Geschichtsphilosophie des Bischofs Woronicz eine Anzahl charakteristischer Elemente der „Aufklärung“, Ignacy Chrzanowski widmet dem Autor der „Sybilla“ eine ungleich bedeutendere Abhandlung. Der ausgezeichnete Literaturhistoriker stellt fest, wie schon in Woronicz alle wesentlichen Ideen des Messianismus zu finden sind, der seinerseits zum „Königsgedanken der Romantik“ wurde. Im einzelnen lehrte Woronicz, daß die Polen das auserwählte Volk seien, für ihre Abkehr von Gott bestraft wurden und erst dann wieder glücklich und befreit, den anderen Nationen den Weg der Freiheit zeigen dürfen, wenn sie zurück zum verleugneten Schöpfer ihr Herz lenken. Aus der Synthese von Drogoszewskis und Chrzanowskis Aufsätzen tritt uns das Bild des Mannes hervor, der an der Scheide zweier Epochen, mit einem nassen Auge der romantischen Zukunft und mit einem trockenen der rationalistischen Vergangenheit sich zuwendet.

Stanisław Wędkiewiczs Mitteilungen über die wenig schmeichelhaften Traditionen, die sich in der rumänischen Überlieferung an den Namen Jan Sobieskis, des Türkenbesiegers, knüpfen, sind eine stets lehrreiche Illustration zu dem für jeden Historiker zu beherzigenden Spruch, daß, was dem einen seine Eule, dem anderen seine Nachtigall heißt. Mit dieser Einsicht wollen wir, während in der Festschrift nun noch die eingangs besprochene Bibliographie Brückners folgt, unser schon ungebührlich angewachsenes Referat schließen. Doch nicht ohne dem Ausschuß und den vier opferbereiten Verlegern, dem Ossolineum und Jakubowski zu Lemberg, Gebethner und Wolff zu Warschau, vor allem der Krakowska Spółka Wydawnicza in Krakau aufrichtig zu danken, daß sie dem ehrwürdigen Jubilar und uns mit ihm diese schöne, kostbare Gabe beschert haben.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Eugenjusz Kucharski: Aleksander Fredro, Komedje, Tom IV—VI. — Lwów-Warszawa-Kraków, 1926, Wydawnictwo zakładu narod. im. Ossolińskich.

In diesen „Jahrbüchern", N. F. III, Heft IV (1927), S. 519 f., habe ich bereits die ersten drei Bände dieser monumentalen Fredro-Ausgabe Kucharskis angezeigt. Der Inhalt der jetzt eingegangenen Bände ist dieser: Band 4: „Pan Jowialski", „Zemsta", „Ciotunia", „Dożywocie", „Rymond", darauf hier, wie in den bisherigen und folgenden Bänden „Odmiany tekstu" und die „Objaśnienia wydawcy". Band 5: „Dwie blizny", „Lita & Compagnie", „Wychowanka", „Co tu kłopotu", „Ożenić się nie mogę", „Pan Benet", „Rewolwer", „Z jakim się wdajesz, takim się stajesz", „Świeczka zgasła". Band 6: „Godzien litości", „Teraz", „Z Przemyśla do Przyszowa", „Wielki człowiek do małych interesów", „Jestem zabójcą", „Ostatnia wola", „Brytan Bryś".

Über die Richtlinien, die der Herausgeber sich für die Ausgabe der Werke Fredros gezogen hat, habe ich bereits a. a. O. gesprochen; sie sind auch in den hier behandelten Bänden unverändert beibehalten worden. Die Anmerkungen zur Textgestalt machen den Eindruck peinlichster und erschöpfender Genauigkeit, aber es ist die allgemeine Bemerkung des Herausgebers über das Problem der Textrekonstruktion bei Fredro, was ich l. c. erwähnt habe, gerade deshalb nicht außer acht zu lassen. Doch glaube ich jetzt, in gewissem Gegensatz zu dem, was ich früher l. c. gesagt habe, und zwar auf Grund nochmaliger Durchsicht der variae lectiones, daß auch der Philologe mit dem hier Gebotenen schon sich zufrieden geben kann. Den Herausgeber trifft ja an sich, nach Lage der Dinge, keine Schuld! Auch die Erläuterungen haben das breitere Niveau, wie in den ersten Bänden, festgehalten; wer sich also an der Erklärung von Ausdrücken wie „fanfara", „fizys twoja", „zefir" u. a. m. stößt, muß eben doch in Rechnung stellen, daß für die Kosten einer so groß angelegten Fredro-Ausgabe die Philologen das Wenigste aufbringen werden.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Cichócki, Marjan. Medjacja Francji w rozejmie altmarskim. — Kraków, Pol. Akademja Umiejętności. 1928, str. 186. (Rozprawy wydziału Histor. Filozoficznego P. A. U. S. II. T. XLII (67) Nr. 1.)

Der Frieden zu Altmark wurde i. J. 1629 zwischen Polen und Schweden durch die Vermittlung von Frankreich und England geschlossen. Dieser Vertrag übte eine katastrophale Wirkung auf den Kampf Polens um das „Dominium maris Baltici" aus, ein Kampf, der noch zur Zeit der Regierung von Sigismund August begann. Polen verlor Livland; die baltischen Häfen in Westpreußen wurden von Gustav Adolph okkupiert. Dadurch wurde dem polnischen Handel der Zugang zum Meere verschlossen. Die Niederlage Polens wurde durch die Kurzsichtigkeit der Szlachta verursacht, die nicht willens war, sich im Norden zu engagieren. Dabei darf man auch das Ganze der politischen Verhältnisse Europas nicht unerwähnt lassen: die Beteiligung Gustav Adolphs am Dreißigjährigen Kriege war ein Wunsch jener beiden Vermittler.

Dr. C. betrachtet die französische Mediation in Altmark im Lichte der damaligen Politik, des Antagonismus zwischen den Habsburgern und anderen Mächten, Frankreich an der Spitze. Bemerkenswert sind dabei die maritimen Expansionspläne Spaniens in der Ostsee, welche durch die Niederlage und den Tod Wallensteins, sowie durch die Unbeständigkeit der kaiserlichen Politik vernichtet wurden. Um jedoch eine solche Gefahr, wie die Fußfassung Spaniens im Norden Europas, auch in der Zukunft zu verhüten, wollte Richelieu den schwedischen König gegen den Kaiser wenden, und deshalb mußte jener vom polnischen Kriege befreit werden. Das waren

die Ursachen der Mission des Charnacé nach Polen und Schweden und seines Anteiles an den Verhandlungen in Altmark.

Breite Schilderung des politischen Momentes, die Benüßung der französischen Archive, bilden den eigentlichen Wert der Arbeit von Cichocki. Es fehlt uns eine weitergehende Berücksichtigung des Standpunktes der katholischen Partei, d. i. Polens, Roms und der Habsburger in dieser Frage, auch sind die inneren Zustände in der Republik zu wenig hervorgehoben, dieselben waren schon, allerdings vor Jahren, von Prof. Szelagowski berührt worden. Verf. hätte noch weitere Quellen benüßen können, z. B. die Codices des polnischen Kanzlers Jacob Zadzik, die jeßt aus Leningrad revindiziert wurden und in der Warschauer Universitätsbibliothek sich befinden, ebenso könnten die Korrespondenzen der litauischen kalvinistischen Partei (das fürstlich Radziwill'sche Archiv in Nieśwież) etwas Neues beitragen. Sonst ist aber die Abhandlung Dr. Cichocki's vortrefflich geschrieben, liefert viel neues Material und neue Beobachtungen über die Zeiten König Sigismunds III. und die Ostseepolitik im Dreißigjährigen Kriege.

Lemberg. K. Tyszkowski.

Drunin, V. S.: Pol'ša, Rossija i SSSR. Istor. očerki. — Moskau-Leningrad 1928. Gosud. izd. st. XII 219. (= Polen, Rußland und SSSR. Historische Skizzen.)

Die Publizistik und die Presse in Sovetrußland interessiert sich sehr intensiv für polnische Angelegenheiten; in kleineren und größeren Artikeln, ja sogar in ganzen Büchern versucht man Informationsmaterial über Polen zu sammeln. Eine Probe hiervon, die zugleich eine Zusammenfassung der polnisch-russischen Beziehungen auf historischem Grunde ist, haben wir in dem Buche von Drunin.

Verf. charakterisiert die staatliche und soziale Entwicklung Polens und des moskovitischen Rußlands mit besonderer Berücksichtigung der gegenseitigen Beziehungen der beiden Staaten. Alle Probleme betrachtet er vom Standpunkte des historischen Materialismus und des Klassenkampfes. Die Bearbeitung einzelner Epochen hängt von der mehr oder weniger gründlichen Besprechung dieser Dinge in der russischen Geschichtsliteratur ab. Deshalb weisen die urslavischen Zeiten, das Mittelalter, das Jagellonische Zeitalter und die Periode der Gründung des moskovitischen Reiches, dann das „Smutnoe vremja" eine prächtige Beleuchtung sowohl in monographischen Werken, wie auch in den synthetischen Handbüchern eines Solovev, Ključevskij, Platonov, Rožkov, vor allem: Pokrovskij auf. Von dem Werke des Leßtgenannten hat Drunin viel genommen.

Das XVIII. Jahrh. ist dagegen schlechter behandelt, da es an Beispielen und Material und vielleicht auch an Methode fehlte. Mehr Rücksicht wandte Drunin der sozialistischen Bewegung des XIX. Jahrh. und den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrh. zu, doch ist das nur eine Kompilation aus den Arbeiten von Kon, Marchlevskij, Kamieński u. a. m. Diese Probleme interessieren im hohen Grade die polnischen Kommunisten, welche eine polnische Abteilung von „Ist Part" gegründet haben, die eine eigene Zeitschrift „Z pola walki" (bis jeßt 4 Bände) publiziert.

Was den polnischen Sozialismus anbelangt, vermissen wir in dem Buche Drunins eine stärkere Betonung und Berücksichtigung des Verhältnisses der polnischen Revolutionskreise zur caristischen Regierung und der sozialistischen Opposition in Rußland. Die leßten Abschnitte stüßen sich auf offizielle Publikationen und Broschüren von Kon, Sochackij, Łańcucki u. a. m. und behandeln die heutigen Ereignisse, bringen aber wenig neues Material.

Es fällt uns schwer und ist unserer Ansicht nach zwecklos, eine Kritik der Einzelheiten dieses populären Grundrisses vorzunehmen. Man wird hier auf eine Unmenge von meritorischen Fehlern, Anachronismen, sogar auch tendenziöse Veränderungen treffen. Es wird uns genügen, das Buch Drunins als ein typisches Beispiel der politisch-publizistischen Literatur zu

bezeichnen, welche das wissenschaftliche Material für eigene Zwecke bearbeitet.

Lemberg. K. Tyszkowski.

Dr. A. Miller: Essai sur l'histoire des institutions agraires de la Russie Centrale du XVIe au XVIIIe siècles. Préface de G. L. Duprat. — Paris. Marcel Giard 1926.

In der von René Worms redigierten Serie: „Bibliothèque Sociologique internationale" ist ein neuer Band erschienen, der der Geschichte der Agrarverhältnisse Rußlands vom 16.—18. Jahrh. gewidmet ist.

Die Dissertation zerfällt in sieben Kapitel. Voraus geht ein Vorwort von G. L. Duprat, Professor für Soziologie an der Universität Genf, und die Einleitung des Autors. Als Anhang sind Denkmäler der russischen Gesetzgebung vom 15.—18. Jahrh. in französischer Übersetzung (SS. 370—380) und eine Bibliographie des behandelten Gegenstandes (SS. 381—384) beigegeben.

Die sechs Hauptkapitel verteilen sich annähernd gleich auf drei Themen. Am bedeutsamsten erscheint der Teil, der der Geschichte des russischen Leibeigenschaftsrechts gewidmet ist; er umfaßt beinahe ein Drittel der ganzen Arbeit (Kap. II und IV, SS. 83—157 und 267—316). Im übrigen wendet der Autor seine Aufmerksamkeit gleichmäßig der Geschichte der russischen Landgemeinde (Kap. III und VI) und der Geschichte der Gutsherrschaft (Kap. I und IV) zu.

Landschaftlich erstreckt sich die Untersuchung nur auf Großrußland, genauer: auf das alte Moskauer Reich in den Grenzen um die Mitte des 16. Jahrh.

Das Material für die Untersuchung schöpft der Autor aus den Denkmälern der russischen Gesetzgebung, aus den ländlichen Katastern und aus Aktenpublikationen (Polnoe Sobranie Zakonov, Denkmäler zur Geschichte der Bauern, von D'jakonov publizierte Akten, Akty juridičeskie; Piscovyja knigi aus Groß-Novgorod, dem Moskauer Bezirk usw.).

In der Hauptsache jedoch stützt sich M. bei allen seinen Aufstellungen auf die speziellen Arbeiten der russischen Historiker, vor allem von Ključevskij und Miljukov, nächst diesen beiden auf Čičerin, D'jakonov, Sergeevič, Nevolin, Semevskij, Efimenko, Kaufmann, Romanovič-Slavatinskij, Pavlov-Sil'vanskij u. a.

Im wesentlichen ist die Arbeit ein sorgfältig abgewogener und sehr gut abgefaßter Überblick über die russische Historiographie. Leider blieben viele bedeutsame Erscheinungen der russischen Geschichtsschreibung der letzten 15—20 Jahre außerhalb des Gesichtskreises des Autors. Von Veröffentlichungen nach dem Kriege berücksichtigte er nur den 5. Band von Ključevskij (1921), die Prager Veröffentlichung: „Opyt po social'noj istorii Ukrainy" von V. A. Mjakotin (1924—25), die Berliner und Prager Ausgaben von Arbeiten des Akademikers S. F. Platonov zur Geschichte des russischen Nordens, der Herrschaft von Ivan Groznyj und der Zeit der Wirren (1924).

Nach einigen Anzeichen kann man schließen, daß etwa mit den Jahren 1910—1912 die Vertrautheit des Autors mit der russischen historischen Literatur über die von ihm behandelten Fragen aufhört. Jedenfalls sind in seiner Dissertation die speziellen Aktenpublikationen der späteren Zeit nicht verwertet, wie die „Akty piscovogo dela", die „Arzamasskie pomestnye akty", der „Sbornik gramot Kollegii Ekonomii" usw.; ebensowenig die speziellen Untersuchungen von Ju. V. Gautier (1906), M. M. Bogoslovskij (1909—1912), S. P. Veselovskij (1916), P. G. Archangel'skij (1920), I. V. Černyšev (1918), M. A. D'jakonov (1915—1918) u. a. Nicht berücksichtigt ist ferner in den Untersuchungen Millers die marxistische Schule der russischen Historiographie. Den „Ökonomischen Materialismus" erwähnt Duprat in

seiner Vorrede nur flüchtig und in Anführungsstrichen, indem er hervorhebt, daß die von dem Autor dargelegten sozial-pathologischen Faktoren des 18. Jahrh. die Atmosphäre schufen, in der „le matérialisme économique pouvait aisément sévir en prenant une de ses formes les plus morbides". Infolge der Unvollständigkeit der Literaturbenußung ist die historiographische Behandlung einiger Fragen durch Miller unvollkommen; auch hat die Nichtbenußung russischer Archive und die Unmöglichkeit, selbständige Quellenuntersuchungen zu treiben, dazu geführt, daß der Autor einige fehlerhafte Aufstellungen in der russischen Geschichtsschreibung wiederholt. Der wissenschaftliche Wert des Buches wird dadurch nicht in Frage gestellt.

Bei seiner innigen Vertrautheit mit der klassischen Literatur, bei seiner vorsichtigen und tiefdringenden Interpretation derselben, bei der Klarheit, Schönheit und Einfachheit seiner Ausdrucksweise erscheint Millers Arbeit als ein vortreffliches Resumé der russischen Geschichtsschreibung im 19. und am Anfang des 20. Jahrh. über die Fragen der Gutsherrschaft, der Leibeigenschaft[1]) und der Landgemeinden im Rußland des 16.—18. Jahrh. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß es weder in französischer noch einer anderen Sprache derartige Übersichten gibt.

Paris. Professor Polosin.

Arthur Luther: Alexander Puschkin in seinen Briefen. — Quellen und Aufsäße zur russischen Geschichte, herausgegeben von Karl Stählin, 7. Heft, 1927, Ost-Europa-Verlag, Berlin und Königsberg.

Puškins Briefwechsel ist in der dreibändigen Ausgabe der Petersburger Akademie dem Fachgelehrten zugänglich gemacht, einzelne ergänzende Publikationen, wie etwa zuleßt noch seine Briefe an Frau Chitrovo (Pisma Puškina k Elizavete Michajlovne Chitrovo, aus d. J. 1827—1832, Leningrad. Akad.) sind noch inzwischen hinzugetreten. Aus der Fülle des Materials hat Luther es versucht, einem breiteren Interessentenkreise Deutschlands die Persönlichkeit des ersten großen echtrussischen Dichters aus diesen intimeren persönlichsten Dokumenten näher zu bringen.

Diese Aufgabe ist schwierig, wenn man in Rechnung stellt, daß selbst sonst hochgebildeten deutschen Kreisen elementarste Kenntnis slavischer Literatur, abgesehen von der oberflächlichen Bekanntschaft mit wenigen, gelegentlich „modischen" Schriftstellern (Turgenev, Tolstoj, Dostoevskij, Gorkij) abgeht. Der vorangeschickte Lebensabriß Puškins ist daher mit Recht sehr allgemein gehalten, die fortlaufenden Hinweise auf die sich anschließenden Briefe unterstüßen und vertiefen wirkungsvoll diese knappe Darstellung. Die Anmerkungen zu den Briefen sind sehr reichhaltig, das Register zuverlässig und durch seine biographischen Zusäße für den Benußer noch wertvoller gestaltet; wünschenswert wäre mir hier die Bezeichnung der Tonsilbe der (übrigens recht uneinheitlich transkribierten) russischen Wörter und Namen erschienen. Anlage und Auswahl ist dem Zweck des Buches voll entsprechend, wie das dem Können Luthers auch gemäß ist. Seinen Ruf als Herausgeber und Überseßer russischer Literatur und ihr verständnisvoller Referent rechtfertigt auch wiederum dieses neue Werk.

Breslau. Erdmann Hanisch.

---

[1]) Die Geschichte des Leibeigenenrechts in der Beleuchtung von Dr. A. Miller wird vom Rezensenten in einer besonderen Arbeit unter dem Titel „Die russische Leibeigenschaft und ihr Ursprung" in der „Revue internationale de Sociologie" behandelt werden.

Natalija Arsen'neva: Pad sinim nebom (Unter dem blauen Himmel). Weršy 1921/25, Wilna 1927, Wilenskae Wydawectwa B. Kleckina.

Natalija Arsen'neva ist zweifellos die stärkste lyrische Begabung West-Weißrußlands (Polnisch-Weißrußlands). An Kraft und Schönheit ihrer lyrischen Begabung folgt sie unmittelbar den beiden Koryphäen der weißrussischen Dichtung der Gegenwart — Janko Kupala und Kolas. Die Sammlung „Pad sinim nebom" enthält 73 Gedichte und zerfällt in fünf Teile. Die ersten vier Teile enthalten ausschließlich reine Lyrik, der fünfte Teil meisterhaft bearbeitete Volkslegenden, die durch eine Idee vereint sind. Die Dichtung der Arsenevna wird getragen von einem Kultus des blauen Himmels und der Sonne, so daß die weißrussische Kritik in ihrer Dichtung „die Wiedergeburt der alten primitiven slavischen Religion der Sonne" in der Seele des weißrussischen Volkes erblickt, das bisher, gedemütigt und unterdrückt, mehr dunklen, traurigen Motiven in seinem Schaffen sich hingab. In unserer rationalistischen Zeit überrascht das ungemein starke Naturgefühl in der Dichtung der Arsen'neva, wie es an Unmittelbarkeit und Aufrichtigkeit der Empfindung kaum bei irgendeinem Dichter der Gegenwart zu finden ist. Der naturalistischen Religion der Sonne steht im Schaffen der Dichterin das „Inferno" der im Kampf „unter dem blauen Himmel" Gescheiterten gegenüber, die ins Reich des Mondes hinüberwechseln, das Reich der Schatten und Geister, in dem sich die ganze poesieerfüllte Mystik weißrussischen Volksglaubens widerspiegelt.

Die Dichtung Arsen'neva's ist charakteristisch für die neuen Strömungen und Stimmungen der weißrussischen Volksseele. Sie tritt uns hier in ihrem pantheistisch-friedlichen, weiblichen Aspekt entgegen, im Gegensatz zu dem männlichen sozial-revolutionären Pathos der jungen weißrussischen Dichtergeneration der Gegenwart. Hier wirkt sich die Eigenart des halbkatholischen Polnisch-Weißrußlands aus. In der Dichtung Arsen'neva's findet man auch katholische, Rodenbachsche Motive. Indessen unterscheidet sie sich durch ihre absolute Lebensbejahung wiederum von der eigentlichen katholischen Dichtung der Askese und Resignation, deren bedeutendster Vertreter in Weißrußland der kürzlich verstorbene Dichter Svajak (Priester stepovič) gewesen ist.

Es ist interessant, daß Arsen'neva einer großrussischen Familie entstammt, die bereits der russischen Literatur einen großen Dichter geschenkt hat: Lermontov. Ihre Familie kam nach der russischen Revolution nach Wilna, und erst hier lernte Arsen'neva Weißrussisch und wurde von dem weißrussischen Milieu so erfaßt, daß ihre zweite, weißrussische Seele die erste, großrussische, gänzlich überwand und verdrängte.

Wilna. Vladimir Samojlo.

„Die Etappen der Entwicklung der weißrussischen Literatur" in: **„Belorusskaja Soveckaja Socialističeskaja respublika".** — Verlag: Rat der Volkskommissare der Weißrussischen Sozialistischen Sovetrepublik. Minsk, 1927.

Die vorliegende, gewissermaßen „amtliche" Geschichte der weißrussischen Literatur rückt naturgemäß politische und soziale Momente in den Vordergrund der Betrachtung. Sie geht davon aus, daß vor der Revolution zwischen dem Dorf und der Stadt Weißrußlands keine geistige Gemeinschaft bestand. Die Stadt, bevölkert von großrussischen Beamten und jüdischen Kaufleuten und Handwerkern, war dem platten Lande entfremdet. So mußte das platte Land zum Träger der weißrussischen Literatur werden, die vorzugsweise dem Bauernleben bzw. dem Leben des ländlichen Kleinadels ihre Sujets entnimmt. Dem ländlichen Kleinadel gehörten auch ihrer Abstammung nach die ersten weißrussischen Dichter an, die ideologisch den fortschrittlichen Kreisen der polnischen Öffentlichkeit nahestanden und

z. T. auch an den polnischen Aufständen teilnahmen: Jan Borščevski (1790 bis 1851), Jan Čečot (1747—1847), Dunin-Marcinkevič, Boguševič, Janka Lučina u. a. Um die Jahrhundertwende entsteht in Weißrußland eine sozialistische Bewegung, an die eine andere Dichtergeneration anknüpft. Dies ist die Übergangsperiode, in der die Dichter nicht mehr dem Kleinadel, aber noch nicht den werktätigen Massen entstammen. Die russische Revolution von 1905 bringt zahlreiche literarische Begabungen zur Entfaltung, von denen die bedeutendsten Janka Kupala und Jakub Kolas sind, die auch heute noch als die großen Volksdichter Weißrußlands gelten.

Von der weißrussischen Literatur der Gegenwart weiß die Darstellung zu sagen, daß sie im wesentlichen im Zeichen der literarischen Gruppe „Molodnjak" steht, von der sich eine Sondergruppe „Uzwyša" abgesplittert hat. Während die erste die „Dichter der Oktoberrevolution" umfaßt, frönt die zweite pessimistischen, individualistischen Motiven.

Von den weißrussischen Dichtern außerhalb der Sovetunion läßt die Darstellung Žilka und Natalija Arsen'neva gelten. Eine Sonderstellung nimmt der Darstellung zufolge der Dichter M. Bogdanovič ein, dem zwar Meisterschaft der Form bescheinigt wird, der aber durch langjährigen Aufenthalt im Auslande seinem Volk und seinem Lande entfremdet sein soll.

Berlin-Friedenau. Gregor Wirschubski.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

BULGARIEN

Enrico Damiano: L'Italia in Bulgaria. — L'Europa Orientale. 1927. Anno 7, 11—12. S. 509—518.

Im Laufe einer Studienreise durch Bulgarien hat Damiani, welcher als Slavist vorzugsweise sein Augenmerk auf Bulgarien gerichtet hat, feststellen können, wie gering der kulturelle Einfluß Italiens in Bulgarien von jeher war und es auch jetzt nach dem Kriege noch ist. Und doch wäre nach seiner Ansicht gerade Italien am ehesten befähigt gewesen, dem von allen Seiten bedrängten Bulgarien nach dem Kriege brüderlich zu Hilfe zu kommen. Es sind gewisse Gefühlsmomente, welche dafür besonders gesprochen hätten: die ersten bulgarischen Bücher wurden ehemals in Venedig gedruckt, an den italienischen Kriegsschulen, besonders in Turin, haben viele bulgarische Offiziere ihre Ausbildung erhalten, die italienischen Besatzungstruppen haben es verstanden, sich unter den Bulgaren Sympathien zu erwerben, wie die keiner anderen Nation. Er stellt demgegenüber fest, daß es den anderen Ententemächten gelungen ist, erfolgreiche Propaganda für sich zu treiben. Das Institut „l'Alliance Française" nimmt hier eine beherrschende Stellung ein, ein entsprechendes Institut für italienische Sprache und Kultur gibt es in Bulgarien nicht. Ebenso besteht kein Austausch an Büchern und Zeitschriften aus Italien mit bulgarischen Bibliotheken, während ein derartiger Austausch mit anderen Staaten im Gange ist. An der Sofioter Universität werden alle hauptsächlichsten Sprachen und Literaturen Europas gelehrt, ein italienischer Unterricht aber fehlt. Dabei ist unter den Gebildeten Bulgariens der lebhafte Wunsch vorhanden, in Sprache und Kultur Italiens einzudringen, es ist das aber nur auf dem Wege eines kostspieligen Privatunterrichts möglich. In Sofia, ebenso wie in Plovdiv, gibt es je eine italienische Elementarschule, und diese beiden Schulen stellen die einzigen Stätten italienischer Kultur in Bulgarien dar. Auch italienische Konvikte fehlen, während französische in reicher Anzahl vorhanden sind. Auch im Verlagswesen macht sich das Fehlen einer durch italienische staatliche Subvention gestützten Zentrale unangenehm bemerkbar. Frankreich, Polen, Rußland z. B. ermöglichen auf diese Weise die Verbreitung ihrer literarischen Produktion. Schließlich steht Italien auch im internationalen Verkehr Bulgariens sehr zurück, es besteht z. B. nur eine einzige italienische Bank in Bulgarien. Emmy Haertel.

SÜDSLAVIEN

Arturo Cronia: Ottone Župančić. 2. — Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 2. S. 264—286.

Cronia geht hier, nachdem in Heft 1 des Jahrgangs eine allgemeine Charakteristik von Župančić gegeben worden war, auf die chronologische Folge seiner einzelnen Dichtungen ein, welche sich nicht immer aus der chronologischen Reihenfolge ihres Erscheinens im Druck ersehen läßt. Eine Anmerkung zeigt, nach Jahren geordnet, an, wie viele Dichtungen von Župančić

in den drei slovenischen Zeitschriften: Angeljcek, Vrtec, Dom in Svet erschienen sind. Der innige Zusammenhang seiner Dichtungen mit der Volksdichtung, die Innigkeit seiner Kinderlieder, ihr Streben, in der Kinderseele eine seraphische Liebe zu aller Kreatur und Liebe für das eigene Volkstum zu erwecken, werden ebenso an der Hand von Zitaten zum Verständnis der Jugendepoche Župančič' hervorgehoben wie die Stimmungen, welche späterhin in den Dichtungen aus „Čaša opojnosti" vorherrschen und deutlich auf Beeinflussung durch die französische dekadente Dichtung hinweisen.

Emmy Haertel.

Župančič. — Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 3. S. 426—437.

Arturo Cronia: Ottone Župančič. 4, fährt fort in der Interpretation von Župančič' Dichtungen. Das erschütternde Seelendrama, welches die Dichtungen der Sammlung „Čez plan" Durch die Ebene (sie erschienen 1904 in Laibach) hervorgerufen hat, wird dem Leser nahegeführt: der Tod des besten Freundes, Josip Aleks. Murn, der selbst begabter Dichter gewesen, monatelang Erstarrung in verzweifelter Erkenntnis der Vergänglichkeit alles Lebenden, endliches Sich-zurück-Finden ins Leben zu neuen Taten und neuem Hoffen. Das alles in den Dichtungen ausgesprochen, die den Manen Murns gewidmet sind. Der ganze Gedichtband trägt das Motto „Vertraue Dich den Winden an, es gehe, wie es wolle . . . .!" Der Grundton dieser Dichtungen bleibt aber nicht einheitlich, sondern schillert in allen möglichen Farben, was teilweise von der Kritik tadelnd bemerkt worden ist. Cronia versucht es, die widerstreitenden Gefühle, die den Dichter durch den Weg von Verzweiflung zu neuem Leben begleiten, verständlich zu machen. Es war naheliegend, daß der Italiener hierbei sich der eigenen Dichter: Foscolo und Leopardi erinnerte, deren Gesänge von Tod, Grab und tiefstem Pessimismus den Stimmungsbildern von Župančič verwandt sind.

Emmy Haertel.

RUSSLAND

Frühslavische Sittengeschichte. — Slav. Rev. Juni 1927.

N. B. Jobson, Lektor für vergl. slav. Philologie a. d. Univ. London, bespricht in dem Artikel „Early slavonic funeral ceremonies" die Beerdigungsgebräuche der slavischen Stämme.

Schon im frühen Mittelalter hielt man als charakteristisch für die Slaven außer Freiheitsliebe, Gastfreundschaft, Abhärtung, körperliche Unsauberkeit, gerade auch die Treue der Frauen. Das erwähnt schon der hl. Bonifatius. Mas'udi, der arabische Herodotes des 10. Jahrh., der, ähnlich wie sein griechischer Vorgänger, interessante Reisen zu fremden Stämmen machte, erzählt, daß bei den Russen die Frauen nach dem Tode des Mannes verbrannt wurden. Er selbst vergleicht dazu die indische Sitte, meint aber, daß in Indien die Frauen mit ihre Zustimmung verbrannt wurden, bei den Slaven es aber nolens volens tun mußten.

Nach einem anderen arabischen Historiker Ibn-Fadlan wurden bei den Slaven sämtliche Frauen des Verstorbenen erst gefragt, welche von ihnen ihrem Gemahl im Tode folgen möchte. Falls aber eine sich für bereit erklärt hatte, konnte sie keinesfalls von ihrem Entschluß zurücktreten.

Jobson versucht psychologisch diese Treue der Slavinnen zu erklären. Er geht dabei aus von der traurigen sozialen Lage der Frauen nicht nur bei den Slaven, sondern überhaupt bei allen indo-europäischen Stämmen. Sie wurden nicht viel besser wie die Haustiere behandelt. Ihre Hauptaufgabe war das Gebären und das Ernähren der Kinder und die Verrichtung der schwersten Hausarbeiten. Die Töchter wurden vom Vater an denjenigen verkauft, der am meisten bot, und hatten nur eine Aufgabe, ihrem Manne treu zu dienen, ähnlich wie sein Hund oder sein Pferd. Ihr ganzes Leben

war an ihn gekettet. Entsetzlich war ihr Los, wenn der Mann starb. Das Wort „Witwe" („vidova" slavisch, „vidhava" Sanskrit) bedeutet „die Getrennte", vgl. lat. di-vid-ere. Getrennt war sie tatsächlich nicht nur von dem Verstorbenen, sondern auch von ihren eigenen und seinen Verwandten. Sie war nun eine Drohne, verhaßt und verachtet von den Verwandten des Mannes. Es war für sie eigentlich nur wünschenswert, ihm im Tode zu folgen.

Wenn der Verstorbene auf die Bahre gelegt wurde, wurden auch sein Pferd, sein Hund und seine Frau mit ihm begraben oder verbrannt. Ob die Slaven ihre Toten verbrannten oder begruben, ist bis jetzt nicht festgestellt. Der Autor gibt die bekannte Erzählung Ibn-Fadlans, die Niederle ins Čechische übersetzte, wieder. Ibn-Fadlan war Zeuge des Begräbnisses eines russischen Großen, der in seinem Boote verbrannt wurde. Die Witwe wurde mit Hilfe einer alten Frau, die man den Todesengel nannte, zuerst erdrosselt.

Nach der Beisetzung folgte die „Trizna", ein Tanz, oder ein mimischer Kampf der Verwandten des Verstorbenen, um seine Heldentaten in Erinnerung zu bringen. Dann kam die „strava" — das Festmahl zu Ehren des Verstorbenen. Wenn man ordentlich gegessen und getrunken hatte, schöpfte man Hoffnung, daß die Seele des Verstorbenen sich beruhigt habe, und die Feier nahm einen freieren und vergnügteren Charakter. Am 6. und 9. und am 40. Tage wiederholten sich die Gedenkfeiern. Nach dem 40. Tage glaubte man, die Seele habe mit den Wanderungen um die Erde aufgehört und finde die ewige Ruhe.

So, ähnlich wie bei vielen anderen europäischen Völkern, waren die Beisetzungsgebräuche der Slaven. Nadežda Jaffe.

Geschichte der russischen revolutionären Bewegung. — Slav. Rev. Juni 1927.

Anna Pedler, Verfasserin einer Dissertation: **„A Critical Survey of the Narodniki Movement (1861—1881)"**, mit der sie bei der Universität London promovierte, gibt in dem Artikel: „Going to the people" (Russian narodniki) 1874—75 ein ziemlich genaues Bild der im Auslande so wenig bekannten und verstandenen Bewegung der 70er Jahre.

Der Zug ins Volk war der erste Versuch, die Ideen des „Narodničestvo" ins Leben zu verwirklichen. Das „Narodničestvo" charakterisiert Verf. als einen nationalen Sozialismus, der auf einem naiven Glauben in den angeborenen Sozialismus der russischen Bauern basierte. Die Narodniki sahen die Formen des russischen Bauernlebens in den Dorfgemeinden (obščyny) und in den Arbeitsgemeinschaften (arteli) und glaubten daher, Rußland könne zum Kommunismus kommen, ohne erst kapitalistische Formen anzunehmen. Dieser Ansicht waren auch die beiden Propheten der Bewegung, Bakunin und Lavrov. Lavrov glaubte zwar, daß der Revolution eine eifrige Propaganda vorangehen müßte, Bakunin war aber Anhänger einer spontanen Revolte.

1874 zogen die Propagandisten der revolutionären Ideen ins Volk. Sie gingen an die Wolga, zum Don, dort, wo die großen Räuber Steńka Razin und Pugačev, die die Revolutionäre für ihre Vorgänger hielten, gewirkt hatten. Viele zogen in die eigene Heimat. Der Zug ins Volk vollzog sich ohne jeden gemeinsamen Plan. Aber, wie die Propagandisten selbst in zahlreichen Memoiren, so Dejč, Debagoriy-Mokrievič, Lukaševič, es schildern, legten die Narodniki zwar Bauernkleider an, kannten aber weder die Sitten, noch die Art der Bauern und erregten allgemeines Mißtrauen. Und die Bauern sahen auch ganz anders aus, wie es sich die Propagandisten vorgestellt hatten. Sie wollten zwar mehr Land haben, setzten aber ihre ganze Hoffnung auf den Caren. Sie hatten gar keine Sympathien für sozialistische Prinzipien und wollten in der Zukunft das Land, das sie zu erlangen hofften, nicht mit der Gemeinde, sondern individuell bearbeiten. Allgemeine Empörung riefen die Propagandisten hervor, wenn sie gegen den Caren

sprachen. Manche fürchteten zuletzt sich so vor den Bauern, daß sie sich an keine Propaganda trauten, nur still unter den Bauern lebten und sich an den Arbeiten beteiligten. Naivität, falsch angelegtes Vertrauen und Unvorsichtigkeit riefen bald zahlreiche Verhaftungen hervor, und die ganze Bewegung ging in die Brüche. Eine pessimistische Stimmung ergriff die revolutionären Kreise.

Axelrod und Plechanov, selbst ehemalige Narodniki, später Marxisten, sehen den Hauptirrtum der Bewegung im Fehlen jeder gemeinschaftlichen Organisation. Stefanovič, ein anderer aus ihrer Mitte, schrieb 1883, der Irrtum der Propagandisten wäre der Glauben an die revolutionäre Stimmung des Volkes gewesen.

Auch der Bedeutung der Bewegung der 70er Jahre optimistisch gestimmte Urteile deuten als einzigen Verdienst der Narodniki-Bewegung nur darauf hin, daß aus dieser Bewegung die russische Soc. Rev. Partei hervorging, die bis auf unsere Tage eine große Rolle spielte.

Der große Irrtum der Regierung war es, die Narodniki-Bewegung zu überschätzen und Märtyrer zu schaffen, wodurch die Popularität der Sache stieg.

Verf. bringt ein späteres Urteil eines der Propagandisten (Debagoriy-Mokrievič): „Die jungen Leute hätte man im Volke leben lassen sollen, und sie hätten alle ihre Theorien vergessen und sich dem praktischen Leben angepaßt." P. selbst sieht den Fehler der Narodniki, wie aller anderen russischen Revolutionäre, in dem Abgrund, der zwischen ihren Lehren und der damaligen russischen Wirklichkeit lag. Nadežda Jaffe.

Burcev V.: Police Provokation in Russia. — Slavonic Review. Dec. 1927.

Burcev, der bekannte russische Journalist und Spionenentdecker, erzählt hier von Spionen der bolševistischen und caristischen Zeit. Der bedeutendste unter den caristischen Polizeispionen war Azev. Schon als Gymnasiast trat er in den Dienst der Geheimpolizei. Es gelang ihm später im Auslande als Student, sich in sozialrevolutionäre Kreise einzuschleichen und dort eine bedeutende Rolle zu spielen. So wurde Azev Polizist und Terrorist zugleich. Er nahm Anteil an den Attentaten auf Pleve, Sipjagin, den Großfürsten Sergej Aleksandrovič. Die Täter und der ganze Plan wurden dann von ihm der Polizei ausgeliefert.

1906 begann Burcev seinen berühmten Kampf gegen Azev. Durch Angaben verschiedener Polizeiagenten, mit denen B. in Verbindung stand, und zuletzt durch die Aussage des Polizeidirektors Lopuchin selbst, gelang es B., Azev als Spitzel zu entlarven. Aber die sozialrevolutionäre Partei schenkte B. lange Zeit keinen Glauben. Zuletzt tagte in Paris ein Tribunal, zu dem Vera Figner, Krapotkin und Savinkov gehörten, und das über die Schuld Azevs entscheiden sollte. Es gelang B. an Hand von umfassenden Materialien und Beweisen, das Tribunal von der verbrecherischen Tätigkeit Azevs zu überzeugen. Azev wurde von den Sozialrevolutionären zum Tode verurteilt, aber es gelang ihm, zu fliehen und sich vor ihrer rächenden Hand zu verbergen. 1912 schrieb Azev an die Partei und verlangte einen öffentlichen Prozeß. Die Partei fürchtete sich vor seinen Vorschlägen, aber Burcev ging auf eine Begegnung mit Azev ein, die im August 1912 in Frankfurt (Main) stattfand. Azev erzählte B. verschiedene interessante Einzelheiten aus seiner Doppeltätigkeit als Revolutionär und Polizeiagent.

Ähnlich, wie die caristische Regierung, hat auch die bolševistische ein umfassendes Spionagesystem entwickelt. Aus Agenten der G. P. U. wurde der sog. „Trust" gebildet, eine Organisation, die in Emigrantenkreisen für eine antibolševistische galt. Chef dieser Organisation war ein gewisser Jakušev, in Emigrantenkreisen als Fedorov bekannt. Jakušev war seinerzeit von der G. P. U. verhaftet worden und hatte seine Freiheit durch das Versprechen erkauft, G. P. U.-Agent zu werden. Mit Hilfe eines gewissen Opperputs organisierte er nun den „Trust", eine Organisation, die mit den

Emigranten Fühlung nehmen sollte. Diese Organisation war es, die die Reise des bekannten konservativen Journalisten Šulgin veranstaltete, ihm eine umfangreiche antibolševistische Organisation vortäuschte und seine Eindrücke, „in Rußland sei alles genau wie früher, nur etwas schlechter", beeinflußte.

Tragisch ist der Fall Savinkov.

Ein von der G. P. U. verhafteter Oberst Pavlovskij wurde gezwungen, an Savinkov einen Brief zu richten und ihn aufzufordern, nach Rußland zu kommen, um Chef einer antibolševistischen Organisation zu werden. Savinkov schenkte diesem von der G. P. U. diktierten Brief Vertrauen. Ein gewisser Pavlov und Fedorov, die sich für Mitglieder der antibolševistischen Organisation in Rußland ausgaben, kamen nach Paris, um Savinkov nach Rußland zu geleiten. An der Grenze erklärten sich Pavlov und Fedorov für G. P. U.-Agenten und verhafteten Savinkov. Sein Prozeß endete mit einem Todesurteil, er wurde aber amnestiert. Schließlich versuchte man, ihn für die Sovetmacht zu gewinnen, indem man ihm bedeutete, der Bolševismus erlebe eine innere Wandlung, wobei die Mitarbeit ehrlicher Demokraten nicht unmöglich sei. Savinkov glaubte das zuerst, erlebte dann aber eine furchtbare Enttäuschung und endete durch Selbstmord.

Nadežda Jaffe.

Aus dem Merkbuch des Archivars. — Krasnyj Archiv Bd. 15, S. 214—240.

S. Valk veröffentlicht in diesen Miszellen (Iz zapisnoj knižki archivista) einen **Brief der Direktrice des Elisabethinstituts in Petersburg M. L. Kazim-Bek** vom 15. Juni 1906, der unmittelbar nach einem Empfang bei der Carin in Gatschina geschrieben worden ist und den panischen Schrecken widerspiegelt, unter dem die Carin damals lebte (S. 214). — Derselbe **S. Valk** veröffentlicht ferner einen **Brief des Großfürsten Nikolaj Michajlovič an die Fürstin E. Barjatinskaja in Marienbad** vom 10. August 1906 und einen **Brief, unterzeichnet „D", an die Gräfin Tolstoj in Bern,** in denen die Stellung der Großfürsten zu den Stolypinschen Agrarmaßnahmen vom Standpunkte ihrer materiellen Interessen an den Udelländereien zum Ausdruck kommt (S. 214 bis 216). — **M. Klevinskij bringt zwei Briefe des Generals N. N. Levašov im Petersburger Generalstab an Kuropatkin** vom 31. Oktober und 23. Dezember 1905, in denen er über die Oktoberereignisse und die Maßnahmen der Regierung referiert und seiner negativen Kritik den Lauf läßt. U. a. schreibt er über Witte. Witte, „avtor gosudarstvennogo perevorota", ist ihm im ersten Brief unverständlich, im zweiten (drei Wochen später) setzt ihn Witte, „tvorec liberal'noj konstitucii, stol' pospešno sostrjapannoj", in Erstaunen durch seine ultra-konservativen Ideen und als Fanatiker der allerschärfsten Maßnahmen (S. 216—222). — **A. S.** steuert **zwei Stücke zur Geschichte des Attentats A. I. Ul'janovs, Ševyrovs und Genossen auf Alexander III. im Jahre 1887** bei. Es sind das Notizen aus dem Tagebuch des Thronfolgers und der Bericht des „Cri du peuple" über die Hinrichtung der Attentäter, die durch die Grausamkeit ausgezeichnet war, daß Ul'janov und Ševyrov die Hinrichtung der Genossen mitansehen mußten, bevor sie an ihnen vollzogen wurde (S. 222—223). — **A. Popov** steuert (S. 223—229) einen Beitrag zur Geschichte der Entsendung Vivianis und Albert Thomas' nach Rußland im Mai 1916 bei, die man aus den Erinnerungen Paléologues (La Russie des Tsars. Bd. 2, S. 247 f., 258 ff. kennt. Er ergänzt Paléologue in manchem und belegt seine Ausführungen mit Zitaten aus bisher unbekannten Schriftstücken Izvol'skijs, Sazonovs, Alekseevs, Žilinskijs, Kudaševs, mit dem Schreiben Poincarés an den Caren vom 25. April und dem Bericht Bazilis über die Verhandlungen der Franzosen im Hauptquartier. Ein Vermerk des Caren vom 14./27. April auf der Mitteilung Paléologues über die Entsendung der beiden Franzosen vom 11./24. April: „Bin mit der Reise einverstanden, doch kann ich nichts über den Empfang sagen" bezeugt, daß es dem Caren nicht leicht geworden ist, die beiden Delegierten aus sozialistischen Lagern zu empfangen. Da sich in dem von Fr. Stieve herausgegebenen diplomatischen Schriftwechsel

Izvol'skijs 1914—1917 (Iswolski im Weltkriege. — Berlin: Dtsche. Verlagsges. f. Politik u. Gesch.) kein einziges Stück für das Jahr 1916 findet, so unterstreiche ich, daß 7 Zitate dieser Korrespondenz von 1916 entnommen sind. Anschließend lasse ich in Übersetzung aus dem Russischen das wichtigste Belegstück aus Izvol'skijs Telegrammen und die beiden vollständigen Dokumente folgen:

1. Aus dem Telegramm Izvol'skijs Nr. 278 vom 12./25. April 1916:

Cambon erklärte mir, daß die Mission der französischen Minister als Antwort auf den zweifachen Besuch unseres Finanzministers nach Paris gedacht ist. Der hiesige Minister Ribot ist zu alt, um die lange und schwere Reise zu unternehmen, und darum ist die Erwiderung des Besuchs Viviani auferlegt, dem wichtigsten Mann im Kabinett nach Herrn Briand. Was Albert Thomas betrifft, so hat seine Reise nach Petersburg nur den Zweck, sich über die Lage der so wichtigen Versorgung unserer Armee mit Geschützen und Geschossen bei uns im Lande bekanntzumachen und über die Hilfe, die Frankreich uns in dieser Hinsicht gewähren kann, zu unterrichten.

Ich habe Grund anzunehmen, daß die Entsendung der Minister z. T. im Alarm ihre Ursache hat, der hier durch den Eingang von Nachrichten aus verschiedenen Quellen über unsere innere Lage hervorgerufen ist, sowie durch das Mißtrauen den Berichten Paléologues gegenüber, dem die hiesigen politischen und parlamentarischen Kreise zur Last legen, daß er ausschließlich mit den Kreisen des Hofes und der großen Welt in nahem Verkehr stehe und seine Regierung über das innere politische Leben Rußlands ungenügend informiere.

2. Schreiben Poincarés an Nikolaj II. vom 25. April 1916:

Paris, den 25. April 1916.

Teurer hoher Freund.

Seit Beginn der militärischen Operationen haben die Mitglieder der Regierung der Republik vielfach Gelegenheit gehabt, sowohl in London als in Rom zu verweilen, ebenso sind auch Mitglieder der Regierungen Englands und Italiens nach Paris gekommen, um über die die alliierten Staaten interessierenden Fragen zu beraten. Die Entfernung und die Schwierigkeiten des Reiseverkehrs haben die französischen Minister bis jetzt der Möglichkeit beraubt, sich Euer Majestät vorzustellen und an Ort und Stelle mit ihren russischen Kollegen in Verkehr zu treten. Einzig und allein Herr Bark war vor einigen Monaten imstande, einige Tage in Frankreich und England zu verbringen. Seine Zusammenkünfte mit den Mitgliedern der Kabinette von London und Paris, seine zahlreichen Begegnungen mit den Vertretern der anderen verbündeten Nationen, die häufigen Konferenzen unter ihnen haben zu so erwünschten Resultaten geführt, daß die französische Regierung es, ungeachtet der Ferne des Reiseziels, für nützlich erachtet hat, zwei ihrer Mitglieder mit der gleichen Mission Euer Kaiserlichen Majestät gegenüber zu betrauen. Ich bringe Euer Kaiserlichen Majestät Dank dafür zum Ausdruck, daß Sie geruht haben, mit unerschütterlichem Wohlwollen diesem Projekt zuzustimmen.

Die enge Zusammenarbeit der verbündeten Regierungen ist, wie auch Sie das stets anerkannt haben, die unbedingte Voraussetzung für den Einklang und die Koordinierung der Methoden der Kriegführung. Wir haben uns gegenseitig verpflichtet, die Waffen nicht anders aus der Hand zu legen als mit der Zustimmung aller und nach endgültigem Sieg. Wir müssen daher bis dahin die Übereinstimmung unserer Handlungen sorgfältig pflegen, einander durch die von uns gewonnenen Erfahrungen stärken und nach Möglichkeit die zu unserer Verfügung stehenden Mittel wechselseitig ergänzen. Wenn es Euer Majestät gefallen wird, Herrn Viviani und Herrn Albert Thomas zu empfangen und ihnen zu gestatten, gemeinsam mit ihren

russischen Kollegen die Fragen zu beraten, deren Lösung durch allgemeinen Beschluß wichtig sein dürfte, so würden diese Unterhaltungen, zweifellos, schneller zu praktischen Resultaten führen, als das bei schriftlichem und telegraphischem Verkehr möglich wäre.

Euer Majestät ist Herr Viviani, der gegenwärtig Siegelbewahrer und Vizepräsident des Rats ist, bekannt; er war 1914 Minister des Äußeren und begleitete mich in dieser Eigenschaft nach Rußland, damals, als Euer Majestät und ich noch an die Festigkeit des europäischen Friedens glaubten, er hat vor und nach dem Beginn des Krieges an allen großen politischen und diplomatischen Fragen Anteil gehabt und ist imstande, deren Lösung im Namen der Regierung der Republik zusammen mit den Ministern Euer Majestät zu beschleunigen.

Herr Albert Thomas, Staatssekretär und Minister des Beschaffungswesens, hat mit bewunderungswürdigem Geschick und unermüdlicher Energie in Frankreich die Herstellung von Artilleriegeschossen und Granaten (für Haubitzen) geleitet. Ihm ist besser als irgendeinem anderen die entscheidende Rolle bekannt, die im gegenwärtigen Kriege neben der Feldartillerie die schwere Artillerie, die weittragende Artillerie (übergroßen Kalibers) und die Menge der Geschosse der großen Kaliber spielt. Er hat das Seine beigetragen (sodejstvoval) zur Verstärkung dieses Produktionszweiges in Frankreich, der bei unseren Verbündeten schwach entwickelt war und noch bis heute schwach entwickelt ist. Um dieses Ziel zu erreichen, hat er die staatliche und private Initiative miteinander verbunden und sich der treuen Mitarbeit sowohl der Unternehmer als auch der Arbeiter versichert. Im Laufe langer Monate wurden alle produktiven Kräfte des Landes zur Vermehrung unseres Kriegsmaterials verwandt, und trotzdem können wir in dieser Hinsicht noch immer nicht das Niveau der stets wachsenden Bedürfnisse erreichen. Herr Albert Thomas wird gewiß in der Lage sein, Euer Majestät und der kaiserlichen Regierung wertvolle Hinweise zu geben sowohl in bezug auf die Hindernisse, die uns auf diesem Wege entgegentraten, als auch in bezug auf die Methoden, unter deren Anwendung wir sie überwanden; ich werde glücklich sein, wenn die von uns andauernd gemachten Erfahrungen Rußland vor einigen derjenigen Verirrungen bewahren könnten, in die wir uns verstrickt hatten. Bei den kombinierten militärischen Handlungen, zu denen sich die verbündeten Staaten rüsten, wird der Erfolg nicht nur von der Tapferkeit der russischen, englischen, italienischen, serbischen, belgischen und französischen Truppen abhängen; in hohem Maße wird er bedingt sein von der Stärke der Artillerie und dem reichlichen Vorhandensein von Kriegsmaterial. Daher ist es für die Verbündeten um so notwendiger, die Produktion von Geschossen und Granaten zu vermehren, da dies der einzige Weg für Rußland und für Frankreich ist, die Leiden der feindlichen Invasion zu verkürzen, die Dauer des Krieges zu beschränken und den bevorstehenden Kämpfen entscheidenden Charakter zu geben. Frankreich ist heute mehr denn je von Entschlossenheit erfüllt, bis zum Ende zu kämpfen, aber die schreckliche Verheerung, die seine vom Feinde besetzten Gebiete betroffen hat, seine finanziellen Opfer, seine blutigen Verluste, die es Tag für Tag bei seiner relativ geringen Bevölkerung getragen hat und trägt, der stete Abgang eines bedeutenden Teiles seiner Jugend, die steigende Erschöpfung seiner gesündesten Generationen — alle diese Opfer veranlassen Frankreich, ohne sich den Mut nehmen zu lassen, dennoch zu wünschen, daß von den Verbündeten nichts ungetan bleibt, was die Stunde des Sieges näher bringen könnte. Es ist mir bekannt, daß Sie, Majestät, von dem Bewußtsein der Notwendigkeit durchdrungen sind, alles, aber auch alles zur Erreichung dieses Zieles zu tun. Angesichts dessen hoffe ich fest darauf, daß Euer Majestät den Herren Viviani und Albert Thomas einen wohlwollenden Empfang bereiten werden.

Gleichzeitig mit meinen heißen Wünschen für die Größe Rußlands und den Ruhm seiner Armee bitte ich Euer Majestät, den Ausdruck meiner ergebenen und unveränderlichen Freundschaft entgegenzunehmen.

(Gez.) Raimond Poincaré.

3. Bericht des Direktors der Diplomatischen Kanzlei im Hauptquartier Bazili an Sazonov vom 28. April/11. Mai 1916.

Hochverehrter Sergej Dmitrievič.

Die gestern im Hauptquartier eingetroffenen französischen Minister Viviani und Albert Thomas haben mit dem Chef des Stabes und dem Großfürsten Sergej Michajlovič konferiert. Die Verhandlungen betrafen zwei Gegenstände: die Entsendung russischer Truppen nach Frankreich und unsere Versorgung mit Artillerie und Geschossen aus Frankreich. Zum ersten Punkt haben Herr Viviani und Herr Thomas in allerdringendster Form die Bitte vorgetragen, eine Reihe von russischen Brigaden, möglichst zu bestimmten Terminen, nach Frankreich zu schicken. Sie verwiesen auf die dauernd wachsende Abnahme des Menschenmaterials in Frankreich, die um so fühlbarer ist, als ungefähr eine Million Menschen in den Fabriken beschäftigt wird, die die französische und die verbündeten Armeen beliefern. Sie bestanden darauf, daß wir, um der gemeinsamen Sachen willen, wenn der Mangel an Ausrüstung uns verbietet, alle verfügbaren Reserven auszunutzen, aus der Zahl des Menschenmaterials, das wir nicht imstande sind auszurüsten, ein möglichst großes Quantum zur Verwendung an anderen Fronten bereitzustellen. General Alekseev hielt es für möglich, die Franzosen zufriedenzustellen und seine Einwilligung zu geben, unseren Verbündeten noch einige Brigaden zu Hilfe zu senden, deren Gesamtzahl bis zum Ende des Jahres einschließlich der zum Abtransport nach Saloniki bereiten Brigaden sieben betragen soll. Da auf jede Brigade nicht mehr als 10 000 Mann kommen, so kommt es auf die relativ nicht sehr hohe Ziffer von 70 000 Mann heraus. Nach den Worten des Generals Beljaev sind die Forderungen der Herren Viviani und Thomas somit viel bescheidener, als die Wünsche des Herrn Doumer. Was die Versorgung mit Artillerie und Zubehör betrifft, so erklärten die Franzosen unter Berufung auf die Unmöglichkeit, die Produktion ihrer Industrie noch weiter zu steigern, und unter Berufung des gewaltigen Verbrauchs der Westfront es für unmöglich, die Hilfe zu leisten, die wir von ihnen erwarten. In diesem Punkte haben sich die Franzosen auf die Verpflichtung beschränkt, die uns bereits früher zugesagten 24 schweren Geschüße zu liefern. Albert Thomas und die ihn begleitenden Fachmänner haben nach Einsichtnahme in die Tätigkeit unserer Fabriken den bestimmten Eindruck gewonnen, daß wir mit den vorhandenen Produktionsmitteln bei uns im Lande noch in sehr hohem Maße die Herstellung von Artillerie und Geschossen steigern könnten. Sehr unangenehm berührt waren sie vom Fehlen einer einheitlichen Leitung auf dem Gebiete des Beschaffungswesens. Auf viele Fragen konnten sie von niemandem Auskunft erhalten: Die einen erklärten ihnen, daß die in Frage stehende Angelegenheit zur Kompetenz anderer gehöre, diese anderen aber verwiesen sie an die ersteren zurück u. dergl. m.; in einigen Fragen wurde man zum Bekenntnis genötigt, daß Rückfragen zu ihrer Beantwortung notwendig seien, und daß die Auskünfte durch General Žilinskij nach Frankreich nachgesandt werden würden. Die völlig ungenügende Beschaffenheit des gegenwärtigen Zustandes der Versorgung wird übrigens von allen klar erkannt: mit mir sprach hierüber in scharfen Ausdrücken der Großfürst Sergej Michajlovič, dasselbe tat General Beljaev. Sie stellen unserer Unentschlossenheit und unserem Mangel an Organisation die ständigen Hinweise des Thomas gegenüber, daß er diese oder jene komplizierte Frage durch persönlich von ihm allein ausgegangenen Befehl gelöst habe: mit den Worten „j'ai ordonné" begannen stets und immer seine Erklärungen auf Fragen, die an ihn gestellt wurden.

Ich bitte Sie zu glauben an die höchste Achtung des Ihnen aufrichtig ergebenen (gez.) I. Bazili. —

— S. L. berichtet die **Geschichte der nicht zustandegekommenen Ausgabe der posthumen Werke L. N. Tolstojs,** die seine Tochter Aleksandra L'vovna und V. G. Čertkov beabsichtigten und zu der sie die Zustimmung Nikolajs II. im Jahre 1910 erhalten hatten. Das Gesuch an den Caren ging durch die Hand des Barons Frederiks, und zum Zensor wurde vom Caren Hofmeister

Graf Goleniščev-Kutuzov, der Dichter, bestellt. Der Plan scheiterte an Stolypin und A. V. Bel'gard, dem Chef der Hauptpresseverwaltung. Sie begründeten ihren Protest mit den Pressegesetzen des Reiches; die Aufgabe Goleniščev-Kutuzovs repräsentiere eine Präventivzensur, die nicht mehr existiere, und die Protektion des Caren über das Werk erschwere eventuell notwendige gesetzliche Repressalien. Am 23. August 1911 meldete Frederiks Stolypin, daß die Manuskripte an die Herausgeber zurückgegangen und diese auf den vom Gesetz vorgesehenen Weg für den Druck und die Verbreitung von Schrifterzeugnissen verwiesen worden seien. Das auf den hier skizzierten Vorgang bezügliche Aktenmaterial wird im Wortlaut gegeben (S. 230—234). — Aus den **Aufsätzen N. A. Dobroljubov's in seiner Zeitschrift „Sluch"**, die dieser als Student des Hauptinstituts für Pädagogik in 19 Nummern vom 1. September—19. Dezember 1855 handschriftlich herausgab, sind alle bis auf drei in den vom Verlage Panafidina und dem Herausgeber Lemke und vom Verlag „Dejatel'" und dem Herausgeber Aničkov veranstalteten Ausgaben erschienen. Von diesen drei im alten Regime aus Zensurrücksichten nicht veröffentlichten Aufsätzen ist der eine unter dem Titel „Razvrat Nikolaja Pavloviča i ego približennych ljubimcev" 1922 in Nr. 1 des „Golos Minuvšego" zum Abdruck gelangt, die beiden anderen bringt hier **M. Cjavlovskij** zur Kenntnis der Öffentlichkeit. Der eine, ohne Titel, betrifft die Feier des Aleksandr-Nevskij-Tages durch Nikolaus I., und der andere, unter dem Titel „Nikolaj I.", ist Dobroljubov's Nekrolog für diesen Caren (S. 234—240). Harald Cosack.

Die politische Lage vor der Februarrevolution im Urteil der Gendarmerie. — Krasnyj Archiv, Bd. 17, S. 3—35.

Versehen mit einem kurzen Vorwort von M. N. Pokrovskij, wird hier von R. I. Gelis unter dem russischen Titel „Političeskoe položenie Rossii nakanune Fevral'skoj revoljucii v žandarmskom osveščenii" ein Geheimbericht der Petersburger Abteilung der Ochrana an das Polizeidepartement des Innenministeriums vom Oktober 1916 veröffentlicht. Die allgemeine Lage wird als katastrophal infolge der Zermürbung der Heimat und der Gärung unter den Massen und die Katastrophe als unmittelbar bevorstehend bezeichnet und die Stellung der einzelnen Parteien zur Krise geschildert.

Über die „legalen Parteien (die Oktobristen usw.)" wird schnell hinweggegangen. Die Oktobristen, die Partei der wohlhabendsten Schicht der Bevölkerung, besitze nicht mehr den allumfassenden Einfluß d. J. 1914, doch sei sie nach wie vor für die Fortsetzung des Krieges bis zum Siege, während die Leute rechts von ihr gegen den Krieg und gegen die Juden und für ein Bündnis der drei sich bekriegenden Monarchien seien.

Den „halblegalen" Kadetten schenkt der Bericht die größte Aufmerksamkeit und benutzt in ausgedehntem Maße das reiche Material der Kadetten über die Zustände im Reiche. Ausdrücklich attestiert der Bericht ihnen, daß sie „osobenno čutko otnosjatsja k tekuščemu momentu"; und macht dabei einige Bemerkungen, die es verdienen, hervorgehoben zu werden. Die Kadetten predigten wohl durch den Mund ihrer Führer die Fortsetzung des Krieges, die Mehrzahl sei jedoch für schnellsten Friedensschluß, um danach die innere Ordnung zu befestigen. Ihr Rezept für die Gesundung des Reiches sei nach wie vor die Einführung des parlamentarischen Regimes, doch enthielten sie sich zur Zeit von Vorstößen in dieser Richtung, weil sie wissen, daß die Regierung im gegenwärtigen Moment keine Konzessionen machen könne, um sich nicht zu einem schmachvollen Frieden gezwungen zu sehen. Im ganzen genommen, überschätzten die Kadetten ihre Macht für den Fall von Unruhen (S. 21—22).

Das „revoljucionnoe podpol'e", worunter die Sozialdemokraten der verschiedenen Richtungen, die Sozialrevolutionäre, die Anarchisten sowie die studierende Jugend verstanden werden, wird eingehend behandelt (S. 27—35). Trotz mehrfacher „Liquidationen" durch die Polizei verfügten

die Bolševiki über die größte Energie und die größte Popularität; die Menševiki werden dagegen im Bericht mit einer geringschätzenden Bemerkung abgetan. Die Sozialrevolutionäre seien durch die „Liquidation" ihrer Petersburger Organisation derzeit aktionsunfähig. Von pikantem Interesse ist der Passus über die Verhandlungen zwischen Sozialdemokraten und Sozialrevolutionären in der Wohnung Čcheidze's am 9. Oktober 1916 über die Bildung eines linken Blocks, insofern, als alle Teilnehmer, einschließlich Kerenskij's, sich für die Annahme der Resolutionen von Zimmerwald und Kiental erklärten — mit alleiniger Ausnahme des Rechtsanwalts N. D. Sokolcv. Die Anarchisten, deren vierte im Entstehen begriffene Organisation in Petersburg gesprengt sei, seien gefährlich, da sie den Beschluß gefaßt hätten, Terrorakte in großem Ausmaß durchzuführen. Eine geistige Unterstützung seitens der sozialistischen Parteien werde ihnen nicht gewährt. Was die studierende Jugend betrifft, so ist dem Auftreten der Studentin größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, seit dem Kriege sei sie aus ihrer Passivität herausgetreten; die Sozialrevolutionäre gewönnen keinen neuen Anhang unter den Studenten, die Menševiki hätten Einfluß, doch stieße ihre Zeitschrift „Živaja Sila" mit ihrer Kriegstendenz auf heftigen Protest, die Bolševiki seien dabei, ihre Organisationen auf diesem Felde auszubauen. Resümierend stellt der Bericht fest, daß alle revolutionären Führer der Ansicht sind, daß Unruhen im gegenwärtigen Zeitpunkt dem Proletariat nicht nützlich wären. (Gemeint ist der Streik vom 17.—20. Oktober, dessen Vorboten deutlich erkennbar waren.)

Zu erwähnen wäre noch, was der Bericht über die besitzenden Juden, „die gegenwärtig Petersburg überfüllen", sagt. Obgleich sie parteilos seien, seien sie alle regierungsfeindlich und folgten dem Programm der Kadetten. Den Barometerstand der Krise zeige die Tatsache am besten an, daß die jüdischen Händler, „die in Petersburg ausnahmslos den Handel in Händen haben", trotz der Riesengewinne ihre Geschäfte abbrächen. Harald Cosack.

Revolutionäre Propaganda im russischen Heere 1916—1917. — Krasnyj Archiv, Bd. 17, S. 36—50.

J. Gelis veröffentlicht aus dem Bestande des kriegsgeschichtlichen Archivs unter dem Titel „Revoljucionnaja propaganda v armii v 1916—1917 g. g." einen Brief eines bisher nicht identifizierten Mannes von der Front aus dem Juni 1916, der Gedanken über Organisation und Durchführung des kommenden Aufstandes der Armee behandelt und von der politischen Polizei aufgegriffen war, sowie je ein Schreiben des Kriegsministers Beljaev, des stellvertretenden Generalstabschefs im Hauptquartier der obersten Heeresleitung Klembovskij und des Kommandierenden an der Nordfront Ruzskij. Diese drei letzten Dokumente sind der Überrest der geheimen Aktion des Generals Beljaev, die der aufgegriffene Brief hervorrief und die den Zweck hatte, die Bekämpfung der revolutionären Bewegung im ganzen Heere einzuleiten. Über die Mittel war man sich nicht klar. General Klembovskij trat für eine Gegenpropaganda durch junge Offiziere und Geistliche ein und entwickelte in seinem Schreiben Richtlinien für die Diskussionen mit den Unteroffizieren und der Mannschaft, während sich General Ruzskij gegen jede Gegenpropaganda aussprach, weil es an geeignetem Personal fehle, und er alles Heil von einer gesicherten Versorgung des Heeres, insbesondere mit Lebensmitteln, erwartete. Das Programm Klembovskij's für die Veranstaltungen mit den Soldaten bewegt sich auf dem üblichen Niveau, nur ein Punkt ist bemerkenswert, und deshalb hebe ich ihn hervor: Klembovskij wünschte die Hetze gegen die Juden; die Revolution führe, sagt er, zum „toržestvo evreev, postavljajuščich v ětu vojnu mnogočislennych špionov protivniku" Harald Cosack.

Bericht des Finanzministers Bark an Nikolaus II. zum Staatshaushaltsplan für das Jahr 1917. — Krasnyj Archiv, Bd. 17, S. 51—69.

Der letzte Etatsbericht des letzten zarischen Finanzministers an Nikolaus II. bestand aus einem kurzen Text, einer vergleichenden Tabelle der

steuertechnischen Kriegsmaßnahmen Rußlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Deutschlands und Österreich-Ungarns, sowie aus Diagrammen zur Illustration der Budgetbewegung Rußlands von 1914—1917. Die letzteren befinden sich nicht mehr bei den Akten, und so kann B. Romanov hier im „Doklad P. L. Barka Nikolaju II o rospisi doclodov i raschodov na 1917 g." nur den Text (S. 53—59) und die vergleichende Tabelle (S. 60—69) veröffentlichen, denen er ein kurzes, zusammenfassendes Vorwort beigesellt (S. 51—53). Der Budgetentwurf rechnet mit einer Besserung der Finanzlage des Staates gegenüber den Vorjahren und erhielt am 21. Okt. 1916 den Marginalvermerk des Zaren „Otradnaja kartina".

Harald Cosack.

B. Šulgin: „How I was Hoodwinked by the Bolsheviks." — Slavonic Review. March 1928.

Der bekannte Journalist Šulgin erzählt in diesem Artikel, wie er auf seiner Reise nach Rußland von den Bolševisten hintergangen wurde. Im Januar 1927 erschien die erste russische Ausgabe von Šulgins Buch: „Drei Hauptstädte", das Š.'s Eindrücke von seiner Rußlandreise enthielt. Aber schon im April 1927 hörte Š. beunruhigende Gerüchte über die Organisation, die seine Reise veranlaßt hatte. Diese Gerüchte wurden im Mai 1927 bestätigt, und es erschienen die Enthüllungen Vladimir Burcevs über die Organisation: „Trust".

Š. erzählt nun folgendes: 1917—1920 war er Chef einer antibolševistischen Organisation „das Alphabet". 1920 ging die Gesellschaft ein, aber die Mitglieder unterhielten noch miteinander eine gewisse Gemeinschaft und versuchten Fühlung mit den antibolševistischen Elementen in Rußland zu nehmen. Im Frühjahr 1923 traten sie in Berlin mit einem gewissen Fedorov in Verbindung, der sich als Chef einer antibolševistischen Organisation in Rußland bezeichnete. Fedorov erregte allgemeines Vertrauen. Seine Organisation bezeichnete er als den „Trust". Er schlug verschiedenen Vertretern der Emigration vor, Rußland zu besuchen, um sich von den schöpferischen Kräften des Landes zu überzeugen. Die Emigranten unterhielten von nun an Beziehungen zum „Trust". Die Organisation schien über zahlreiche mutige Mitglieder, große Gelder und umfassende Beziehungen zu verfügen. Einerseits imponierte dieses den Emigranten, andererseits erweckte es auch leises Mißtrauen. Aber doch schenkte man der Organisation volles Vertrauen.

Nun beschloß Š. im Herbst 1925 eine Reise nach Rußland anzutreten, um seinen im Bürgerkriege verschollenen Sohn zu suchen und die Verhältnisse im Lande näher kennen zu lernen.

Die Reise wurde vom „Trust" organisiert, und Š. lernte sämtliche Führer der „Bewegung" kennen. Der „Trust" wurde ihm als eine enorme antibolševistische Organisation dargestellt. Auch einen gewissen Opperput, der später das Geheimnis des „Trust" verriet, lernte Š. als „Oscar Otlovič" in Moskau kennen. Er machte auf ihn den Eindruck eines lange in Rußland lebenden Ausländers. Fedorov schlug Š. vor, über seine Eindrücke in Rußland ein Buch zu schreiben. So entstand der Gedanke der: „Drei Hauptstädte". Nur müsse das Manuskript, verlangte Fedorov, den Führern des „Trust" vorgelegt werden, um zu beurteilen, ob es vorsichtig genug sei und nicht das Geheimnis der Existenz des „Trust" der Sovetregierung verraten könne. Š. verfuhr gemäß Verabredung, und sein Manuskript wurde vom „Trust" angeblich gebilligt.

Am 10. April 1927 ergriff aber Opperput, von Reue gefaßt, die Flucht ins Ausland. Ihn begleitete eine gewisse Zacharčenko, die als ehrliche Antibolševistin dem „Trust" angehört hatte, und der nun Opperput das Geheimnis offenbarte. Opperput gab auch das Zeichen zur Flucht verschiedenen Emigranten, die sich in diesem Augenblick auf Sovetboden befanden. Im Auslande gab Opperput ein Memorandum heraus, in dem er erklärte, er selbst und Fedorov, mit seinem wahren Namen Jakušev, wären

seit 1921 zuerst Čekisten, dann G. P. U.-Agenten gewesen, so auch die meisten anderen Mitglieder des „Trust". Die ganze Organisation sei auf Befehl der Sovetregierung entstanden, um die Geheimnisse der Emigranten-Organisationen zu erfahren und die Emigranten nach Rußland zu locken.

Nach Sovetangaben kehrten Opperput und die Zacharčenko aber nach Rußland zurück und wurden nach dem Versuch eines terroristischen Attentats bei der Gegenwehr getötet. Nadežda Jaffe.

Russische Revolution. — Katorga i Ssylka, 1927 Nov.

Die Antwort der allruss. Ges. polit. Sträflinge und Verbannter auf die Rundanfrage der französischen anarchistischen Zeitschrift „Libertaire" über die Frage des Terrors in der Sovetrepublik.

In dieser, dem Jubiläum der Novemberrevolution gewidmeten Nummer, antwortet im Namen der allruss. Ges. ehemaliger Sträflinge und Verbannter, deren Organ diese Zeitschrift ist, der Vorsitzende Jaroslavskij den französischen Anarchisten auf ihre Rundanfrage in der „Libertaire":

Die erste Anfrage lautete: „Ist es bekannt, daß in Rußland die Geheimpolizei (G. P. U.) das Recht hat, ohne Gericht, ohne Verteidiger, ohne Zeugen, ohne Veröffentlichung weder der Anklage noch des Urteils, Anarchisten und revolutionäre Arbeiter, die selbst für die Ideale der Oktoberrevolution kämpften, zu verurteilen?"

Darauf antwortet Jaroslavskij, daß seine Gesellschaft es nicht bestreite, daß die G. P. U. das Recht des Aburteilens habe und es für vollkommen richtig halte. Unrichtig sei die Behauptung, daß die G. P. U. Anarchisten und revolutionäre Arbeiter, die für die Ideale der Oktoberrevolution kämpfen, verfolge. Solche Fälle kämen gar nicht vor. Alle russischen Arbeiter und Bauern, alle gesellschaftlichen Organe im Bereiche des Sovetstaats seien ebenso, wie die Gesellschaft, die J. vertritt, der Ansicht, daß gegen Feinde des Sovetstaats keine Nachsicht geübt werden dürfe. Wäre die Sovetregierung nachsichtig gewesen, so hätte sie ihre Aufgabe nicht erfüllt.

Es sei falsch, daß die Urteile der G. P. U. nicht in die Öffentlichkeit kämen: sie würden meistens öffentlich verkündet. Was die Voruntersuchung anbeträfe, so müsse sie selbstverständlich geheim bleiben, denn sonst könnten die sich in Freiheit befindenden Helfershelfer des Verhafteten leicht entfliehen.

Der 2. Punkt der Rundanfrage behandelt die Frage des Nutzens eines solchen „Geheimgerichts" für die Sache der Revolution. J. erklärt die G. P. U. für nützlich und unentbehrlich.

Die 3. Frage lautet: „Ist es bekannt, daß die von der G. P. U. festgesetzten Strafen eigentlich fristlos sind, denn, falls die Straffrist abläuft, wird sie von der G. P. U. automatisch erneuert?" Darauf antwortet die Moskauer Gesellschaft: „Die G. P. U. ist berufen, den Sovetstaat zu behüten. Wenn die G. P. U. überzeugt und genau unterrichtet ist, daß irgendeine Person, die ihre Straffrist auch schon vielleicht verbüßt hat, nicht aufgehört hat, für den Sovetstaat gefährlich zu sein, so ist es die Pflicht der G. P. U., diese Person unschädlich zu machen.

Der letzte Punkt der Pariser Rundanfrage ist, ob diese gerichtslosen Maßnahmen jetzt, zehn Jahre nach der Revolution, noch irgendeine Berechtigung hätten? Ob man sie gutheißen könne? Darauf erklärt die Moskauer Gesellschaft, sie wäre mit allen Maßnahmen der Regierung in dieser Beziehung einverstanden. Sie weist darauf hin, daß ihre Mitglieder alle zusammen 13 000 Jahre in der Katorga verbüßt haben. Obwohl 60 Prozent der Mitglieder der Gesellschaft nicht Kommunisten seien, seien sie jedoch vollkommen mit der Politik der Sovetregierung einverstanden und sähen ein, daß die Ziele, die sich die russischen Revolutionäre immer gesteckt hätten, jetzt in Erfüllung gehen. Nadežda Jaffe.

Bylinen. — Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 3. S. 375—416.

Ettore Lo Gatto: La letteratura popolare russa, gibt mit Abschnitt 1 = Die Bylinen, ein Probekapitel seiner im Druck befindlichen „Storia della letteratura russa dalle origini a nostri giorni". — Es ist eine mit reichem Anmerkungsapparat und ausgiebigen bibliographischen Hinweisen ausgestattete Darstellung der Bylinenforschung in ihren einzelnen Phasen bis in die neueste Zeit hinein. Ebenso sind dann die typischen Gestalten der Bylinenpoesie eingehend besprochen. Emmy Haertel.

Dostoevskij. — Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 2. S. 240—250. 3. S. 417—425.

Evel Gasparini: Elementi della personalità di Dostojevskij. II. Um 1868 etwa führte Dostoevskij in seine Erzählungen eines der eigenartigsten Momente ein: eine vollständige Umkehrung der Zeit und eine seltene Klarheit in der Schilderung des psychologischen Konfliktes; G. nennt als Beispiele Djaduškin son und Selo Stepančikovo. Diese zwei originellen Züge wirken unmittelbar und direkt, während man ihrer Wirkung sich nur mittelbar und retrospektiv bewußt werden kann. Ein typischer Fall: unleugbar wird in dem Leser ein neuer Seelenzustand erregt, wenn Smerdjakov von der Schwelle des Karamazovschen Hauses seinem Bruder Ivan zulächelt. Man fühlt das verhängnisvolle Doppelgängertum heraus und eine Art dunklen Vorgefühls. Dostoevskij wirkt hier auf uns vermittelst eines unbewußten Prozesses. — Zur näheren Erklärung des Vorgangs wird in Erinnerung gebracht, daß es wohl einem jeden möglich sei, einen lästigen Gedanken loszuwerden, daß es aber unmöglich sei, die Gefühle zu unterdrücken, welche ihn begleitet haben. Jedes Geschick, gleich ob glücklich oder unglücklich, hat seine Ursache in den emotionellen Möglichkeiten des Individuums. Ivan Karamazov reist nach Deutschland, er wird sich aber erst (d. h. 400 Seiten nach Weitergang des Romans) bewußt, daß seine Abreise eigentlich eine Flucht gewesen ist, daß ihn das Dach des väterlichen Hauses bedrückt, daß er das Herannahen einer Familientragödie empfunden hat. — Das Doppelgängerlächeln des Smerdjakov scheint mit einer der Grundlagen des Romans verwachsen zu sein: Smerdjakov, der Epileptiker, vollführt den Mord des alten Pavel unter dem Wunsch und Willen Ivans, dem dieser unklar aufgedämmert war und ohne daß er sich seiner bewußt geworden wäre. Dostoevskij hatte Reife und Meisterschaft erreicht, als er den tragischen Charakter des Unbewußten in sein Schaffen einführte und damit zugleich auf das Unbewußtsein des Lesers wirkte. — Dostoevskijs Verhältnis zur Wirklichkeit und zu dem, was er in sein Schaffen hineinträgt, wird untersucht. Vielfach scheint der ungeheure Wortreichtum gewisser Szenen ein unmittelbares Abladen des innerlichen Dramas zu sein, kaum ist hierbei noch an die dichterisch geformten Gestalten gedacht. Dostoevskij ist kein Romanschriftsteller im eigentlichen Sinne des Wortes, seine Technik ist kunstlos, z. B. in Krotkaja. Er bringt neue Systeme des Eindringens in die Wahrheiten eines unsichtbaren Hintergrundes der Wirklichkeit. Vieles scheint sich bei ihm aus einem Delirium des Traumzustandes zu erklären.

IV.*) — Hauptgegenstand der Untersuchungen in diesem Abschnitt ist das Verhältnis zwischen Mann und Weib bei Dostoevskij. G. nennt es von seiten des Mannes ein erotisches Satellitentum, und doch ist eine Erotik im eigentlichen Sinne des Wortes im Schaffen Dostoevskijs nicht vorhanden. Es fehlt hier, fühlbar für den Leser, eine eigene Erfahrung; die erotischen Wechselfälle in den Romanen scheinen tumultuarisch deren Plan zu beherrschen, und doch fehlt in ihnen jedes sexuelle Moment. Oder, G. bezeichnet es späterhin als die typische Sinnlichkeit der Enthaltsamkeit. — Das Weib selbst scheint dabei ohne eigentliches Menschentum, es ist eine Art Frag-

*) In der Zählung liegt ein Irrtum vor. Heft 2 enthielt nur Kapitel II.

ment der reinen Natur. Die Frauengestalten Dostoevskijs haben nie ein autonomes Geschick, sie bewegen sich als eine Art Doppelgänger des Mannes. Die Sexualität Dostoevskijs entbehrt damit eigentlich des veredelnden Elements. Das Weib existiert für ihn nur „sub specie speciei". Letzten Endes wird man der Dostoevskijschen Erotik am ehesten gerecht, wenn man das Weib als Manifestation alles dessen betrachtet, was als Antagonismus des männlichen Willens gedacht werden muß. Aus diesem Umstand erklären sich für G. Szenen wie die zwischen Svidrigajlov und Avdotja Romanova. Hier zeigt sich das Geschick des Mannes in Frauengestalt, die zugleich hinweist auf den Weg zum Tode. Emmy Haertel.

Otto Cuzzer: Leone Tolstoj, apostolo ed uomo. 4. L'uomo. — Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 2. S. 251—263.

C. erklärt das Geheimnis der Psyche Tolstojs aus seinem unersättlichen Verlangen nach Glücksempfinden, das ihn durch alle Widersprüche seiner Lebensführung und auf allen Wegen durch sein Christentum und Apostelfum begleitet. Die Krisis bricht bei ihm erst aus, als sein physisches Glücksverlangen in der Ehe befriedigt worden war und das Streben nach einem Leben über die individuellen Grenzen hinaus nach Befriedigung verlangte. Auch das war ein Streben nach dem absoluten Glück oder nach Ewigkeit. Gerade die äußerlich glückliche Lage seines ganzen Hauses nach der Eheschließung mußte die Krisis herbeiführen, seine innerliche Tragödie stand in direktem Zusammenhang mit seinem, anscheinend, so großen äußerlichen Glück.

C. sieht auch den Hunger Tolstojs nach Glückseligkeit als Ursache für die vorübergehende Hinneigung zur Orthodoxie an, es war ein Verlangen nach einem Glauben ebenso stark, wie es sein Glücksverlangen war. Doch barg der rationalistische Untergrund dieses Tolstojschen Glaubens und seiner praktischen Religion von Anfang an den Keim der Auflösung in sich. — Den Konflikt zwischen Tolstoj und seiner Familie hält C. für unwesentlicher als den Konflikt zwischen den verschiedenen Naturen in ihm selbst, zwischen Verzichtenwollen auf materielle Annehmlichkeiten des Lebens und Nichtverzichtenkönnen. Die etwas logisch-frostige Natur seines Apostelfums legt den Gedanken nahe, daß Tolstoj sein individuelles Leben in gewissem Abstand gehalten hat von dem apostolischen Wirken. Ob er überhaupt einen absoluten Glauben in die Wahrheit dessen besaß, was er in den 40 Jahren seiner Apostelfätigkeit gepredigt hat? Auch hier glaubt C. einen Konflikt annehmen zu können zwischen dem Tolstoj, der an die Wahrheit der eigenen Lehre glaubt, und dem, der daran nicht glaubt. Er hat vielleicht weniger für die anderen gepredigt als für sich selbst. Jedenfalls hat seinem Predigen auch immer wieder das alte Glücksverlangen zugrunde gelegen, nämlich das Verlangen nach dem Glücksempfinden Leo Tolstojs. Er hat sein Leben lang durch seine Lehre ein Übereinstimmen gesucht mit den anderen; ihr, der anderen, Beispiel sollte ihn erneut anspornen und den eigenen Glauben stärken. Dabei aber hat er den Tolstojanern allgemein sehr skeptisch gegenübergestanden, er witterte bei den meisten den Snobismus der Intellektuellen. — Die Flucht aus dem Leben hat letzten Endes die Zweifel lösen sollen, die das Leben unerträglich werden ließen. Letztes Aufleuchten des großen Glücksverlangens, Streben nach der absoluten Wahrheit, zu Gott. Emmy Haertel.

Tolstoj. — Slav. Rev. 1927 Juni.

A. **Aldanov: „New light on Tolstoj"** bespricht die neuen Materialien über Tolstoj. Neues Material wird jetzt eifrig im Inlande wie im Auslande zur 100jährigen Geburtstagsfeier des großen Dichters gesammelt. Fürst Obolenskij, Tolstojs Schwiegersohn, beabsichtigt seine Memoiren zu veröffentlichen, die das intime Drama von Jasnaja Poljana beleuchten sollen. Die Memoiren existieren, sind aber nur einem engen Kreise bekannt und können,

da sie noch nicht veröffentlicht sind, nicht besprochen werden. Von den neuesten Veröffentlichungen sind unzweifelhaft die interessantesten die Jugendtagebücher T's, deren erster Band, den merkwürdigen russischen literarischen Verhältnissen zufolge, zuerst in französischer Übersetzung erschien. Jetzt erst werden die Tagebücher in der in Paris erscheinenden russischen historischen Zeitschrift „Golos Minuvšago" veröffentlicht.

Eine andere interessante Quelle ist das Buch Gusevs, eines intimen Freundes und Sekretärs des Dichters. Gusev behandelt in den 500 Seiten seines Werkes nur den jungen T.

Der zweite Band der Tagebücher T's ist aus den Jahren 1857/65. I. J. 1857 verließ T., enttäuscht durch eine unglückliche Liebe, Rußland und ging in die Lieblingsstadt der russischen Aristokratie — nach Paris. Er ist entzückt von der schönen Stadt, von den zahlreichen Vergnügungen, die sie bietet. In Paris ist er unzertrennlich mit Turgenev. Die Beziehungen der beiden russischen Dichter waren höchst kompliziert, drohten einst mit einem Duell und endeten mit einem rührenden Brief, den Turgenev an Tolstoj von seinem Sterbebett schrieb. 1857 waren die Gefühle T's zu Turgenev je nach der Stimmung. Er schrieb in seinem Tagebuch: „Turgenev ist eitel," an anderer Stelle: „Turgenev ist langweilig." Am 13. März schrieb er: „Turgenev hat nie jemand geliebt", und am 24. Juni sogar: „Turgenev ist unehrlich." Dabei schreibt er am 8. April, am Vorabend seiner Abreise, nach Paris: „Ich ging zu Turgenev. Ich war so traurig, mich von ihm zu verabschieden, daß ich Tränen in den Augen hatte. Ich liebe ihn sehr. Er hat aus mir einen neuen Menschen gemacht."

T. verließ Paris plötzlich. Einen Tag nach einem sehr enthusiastischen Briefe aus Frankreichs Hauptstadt besuchte T. eine öffentliche Hinrichtung und war durch diese so empört, daß ihm das ganze Land verhaßt wurde und er aus Frankreich nach der Schweiz floh.

Er schreibt im Tagebuch: „Ich stand früh morgens um 7 Uhr auf, obwohl ich mich krank fühlte. Ein entblößter Hals und eine entblößte Brust . . . er küßte die Bibel . . ., dann kam der Tod. Was für ein sinnloses Grauen!" Und er schrieb am selben Tage einen Brief an seinen Freund Botkin, in dem er ihm seine Entrüstung über die Hinrichtung ausspricht. Die Guillotine, diese „elegante Maschine", die in einem Augenblick ein gesundes blühendes Menschenleben zerstört, im Namen von Gesetzen, die die Menschen sich selbst schufen, empört T. tief. Und der zukünftige Anarchist schreibt weiter: „Das ist vollkommen wahr, daß der Staat eine Organisation nur zur Ausbeutung und sogar mehr — zur Demoralisation der Bürger bedeutet." Am 25. Mai 1857 schreibt T. schon aus der Schweizer Republik: „Alle Staaten sind gleich gut und gleich schlecht. Anarchie ist die beste Ordnung für die Gesellschaft."

T. geht nach Rußland zurück, obwohl er zweimal sogar im Tagebuche schreibt, daß ihm das Land mißfällt. Hier beginnt er das Leben eines Gutsbesitzers zu führen, versucht seinen Bauern zu helfen, geht auf Bärenjagden. Die feudalen Traditionen seiner Zeit (es ist noch die Zeit der Leibeigenschaft) sind in ihm noch sehr stark, und sein heftiger Charakter äußert sich oft. T. notiert am 27. November 1858, daß er durch die Lüge eines Leibeigenen in eine furchtbare Wut geriet und ihn körperlich zu bestrafen befahl. Er erlitt nachher furchtbare Gewissensbisse, gab dem Manne drei Rubel, bat ihn um Verzeihung, konnte sich aber von den Qualen des Gewissens nicht befreien. Er gab sich nun das Wort, mit jenen, die ihn erzürnten, erst nach zwei Stunden zu sprechen.

1860 machte T. seine zweite Reise ins Ausland. In Paris, in London, in Brüssel traf er Revolutionäre aller Länder: Proudhon, Lelevel, Herzen und deutsche Sozialisten. Aber nur zu Herzen konnte T. ein Verhältnis fassen und seine guten Eigenschaften anerkennen. „Er ist tief und glänzend zugleich," schrieb er von Herzen — „zwei Gaben, die sich selten in einem vereinen." In diesem Jahre stand er ganz unter dem Einflusse eines großen Unglücks — dem Tode seines Bruders Nikolaus und schrieb: „Was ist das Leben? Ich fühle, ich gehe denselben Weg. Wohin? Wahrscheinlich —

nirgends." — Aber in kurzer Zeit kommt Beruhigung, eine Fülle von Gedanken, das große Glück nach der Heirat und das Schaffen von „Krieg und Frieden".

Besonders erstaunlich in T's Tagebüchern und in den Schilderungen seiner Jugend, die uns Gusev bietet, sind die selbständigen und originellen Ansichten des jungen Mannes: „Racines Dramen sind eine Pest für die europäische Poesie." „Die Verehrung für diesen Verbrecher (Napoleon I.) ist abstoßend. Soldaten sind Tiere, die man zum Beißen anderer aufzieht. Wenn ihnen die Füße abgerissen werden, so haben sie es wohl verdient." Höchst kritisch äußert er sich über Goethe, dessen olympische Hoheit ihm kalter Egoismus schien. Auch für Shakespeare hatte er in seiner Jungend, wie später im Alter, kein Verständnis. Große Verehrung hatte er nur für Homer, Plato und Viktor Hugo.

Der Autor des Artikels sieht in den neuen Materialien noch einen Beweis dafür, daß Tolstoj überhaupt keine menschenfreundliche Natur hatte, daß er diesen seinen inneren Fehler wohl kannte und sein ganzes Leben seine Misanthropie bekämpfte. Diese Thesis hat Aldanov noch vor 12 Jahren in einem Buch „Das Rätsel T's" aufgestellt und will in den neuen Materialien nur noch einen Beweis dafür sehen. Nadežda Jaffe.

Sergjej Kulakovskij: Fiodor Sołogub. — Wiadomości Literackie. 1928, Nr. 2.

Kurzer und belangloser Nachruf auf den jüngst verstorbenen russischen Symbolisten. Otto Forst-Battaglia.

Wacław Lednicki: Borsuki. — Przegląd Współczesny. Bd. 25 (1928), S. 78—102.

Der bekannte Brüsseler Slavist, vordem als polnischer Vertreter in Rußland und noch früher als politischer Führer der innerrussischen Polen mit den Verhältnissen im einstigen Carenreich wohlvertraut, rühmt die literarischen und dokumentarischen Vorzüge der Dorferzählung „Borsuki" des jungen sovětrussischen Schriftstellers Leonev, eines heute 29jährigen Bauernsohnes aus Kaluga. Der Vergleich mit Reymont liegt nahe, und die Einflüsse von Tolstoj, Gogol, Dostoevskij, Soltykov-Ščedrin, Leskov werden gezeigt. Doch die zeitgenössische Note überwiegt. Ohne gerade zu den „Proletkult" betreibenden Sovětbarden zu zählen, schildert Leonev, in dem sich, wie bei den anderen Russen und auch bei Reymont der Realist und der Symbolist vermengen, den Sieg der Stadt, des Staates, der Kollektivität über den in Semen verkörperten Bauern. Animalische Sinnlichkeit und entwaffnende Naivität geben dem Buch den echt russischen Lokalkolorit. Lednicki weiß trotzdem das Gemeineuropäische in Stil und Denkensart herauszufinden. Eine ungemein feine, geistreiche Studie. Otto Forst-Battaglia.

UKRAINE

Dr. L. Čykalenko: „Die Ornamentationstechnik der Keramik in den neolithischen Wohnplätzen bei Mizyn". — „Praci Ukrajinškoho Istoryčno-filologičnoho Tovarystva", Bd. I, Prag 1926.

Dr. L. Čykalenko beschreibt in der so betitelten Abhandlung die von ihm 1910—1916 bei Mizyn (Gouv. Černyhiv, Nord-Ukraine) an den steinzeitlichen Wohnplätzen in großer Menge gefundene Keramik, welche jetzt im anthropologisch-ethnologischen Kabinett der Ukr. Ak. d. W. in Kyjiv aufbewahrt wird. Es werden auf Grund der Gefäßtechnik und Ornamentik die Schichten von verschiedenem Alter festgestellt und nur das Material aus der ältesten Periode einer gründlichen Analyse unterzogen. Die Ornamente an der Gefäßoberfläche weisen auf ein Ornierungssystem hin, bei welchem die Verzierungen mit gewissen Stempeln eingedrückt wurden. Es

ist möglich, daß damit auch praktische Ziele verfolgt wurden, was mit der in der Steinzeit allgemein angewendeten Gefäßtechnik, und zwar der Anfertigung der Tongefäße aus spiralisch übereinander geschichteten Tonrollen zusammenhängen konnte. Die Analyse der Verzierungen mit Hilfe der Abdrücke und der Lupe ermöglichte es dem Verfasser, die bei der Ausführung der Ornamente verwendeten technischen Hilfsmittel zu rekonstruieren und manche Hypothesen, wie z. B. die von J. Ailio (in „Fragen der russischen Steinzeit") aufgestellte Knotenschnurhypothese, endgültig in das rechte Licht zu stellen. K. Čechovyč.

Ukrainische Ornamentik. — Arbeiten der ukrainischen historisch-philologischen Gesellschaft in Prag. Bd. I, Prag 1926.

V. Ščerbakivškyj: „Die Grundelemente der Ornamentierung ukrainischer Ostereier und ihre Herkunft" zeigt in seiner ungemein wertvollen Studie, welche zweifellos auch die Aufmerksamkeit fremder Fachleute verdient, den Zusammenhang der Ornamentik ukrainischer Ostereier mit dem uralten Sonnenkult des Orientes. Die auf den Ostereiern vorkommenden Motive, wie Dreizack, Hakenkreuz, Rosette aus 8 Blättern, seltener Eichenblatt, sehr hübsch stilisiert und künstlerisch untereinander verbunden, spielen im Sonnenkult die Rolle bestimmter Symbole. Sie kamen nicht aus dem Osten, sondern direkt aus dem Orient in die Ukraine in der zweiten Hälfte des Bronze-Zeitalters, also zur Zeit der größten Ausbreitung des Sonnenkultes. Das Volk, welches diesen Kult und seine Symbole in die Ukraine oder, richtiger gesagt, in die Gegenden der rechtsseitigen Zuflüsse des Dnjepr brachte, waren die Hethiter, die mit der Bevölkerung dieser Gebiete lebhafte Beziehungen unterhielten. Die Symbolzeichen stammen keinesfalls von den Nomadenvölkern, wie Skythen und anderen, da bei diesen der Sonnenkult keine nennenswerte Rolle spielte, und auch die Ornamentierung hauptsächlich tierische. Motive bevorzugte. Die Tatsache, daß das ukrainische Volk, als einziges unter den slavischen Völkern, die Symbolik des Sonnenkultes, sowie eine ganze Reihe von Riten und Gebräuchen desselben in großer Reinheit aufbewahrte, läßt sich dadurch erklären, daß das ukrainische Volk nie die Waldgegenden zwischen dem Dnjepr und den Karpathen verließ. Das stimmt wieder mit der Theorie Niederle's überein, welcher die Wiege der Slaven, die slavische Urheimat, in die Wälder zwischen Dnjepr und Weichsel verlegt. J. Mirtschuk.

N i k o l a u s M a k a r e n k o: **„Die Borsenschen Emails und alte Emailarbeiten der Ukraine"** — Mitt. d. ukr. wiss. Ges. in Kiev, jetzt der hist. Sekt. d. ukr. Ak. d. W., Bd. XII (Černyhiv i pivnične liwoberežža), S. 80—100. 15 Abb. III. Taf.

Der Fund aus der Gegend von Borsna aus dem Gebiet von Černyhiv besteht aus durchbrochenen Fibeln und Schmuckgegenständen. Die Arbeiten gehören zu dem Typus der von Spižyn als „alanisch" bezeichneten Emailarbeiten.

In der vorliegenden Arbeit wird ein Versuch gemacht, verwandte Gegenstände dieser Emails sowohl aus ukrainischen als auch osteuropäischen und mitteleuropäischen Funden zu einer stilverwandten Gruppe zuzusammenzuschließen. Zwei bekannte Funde aus der Ukraine, und zwar Fibeln aus dem Fund von Moščyn und dem Schatz von Mežyhirje, werden dieser Gruppe von Emails zugerechnet. M. bestreitet die Behauptung Spižyns, daß es sich hier um Erzeugnisse der Alanen handelt. Es sind vielmehr Gegenstände, die sich hier, also in der Ukraine, lokalisieren lassen. Sie stammen aus der Völkerwanderungszeit, also aus dem 4. Jahrh., später wurden sie in der Ausführung verfeinert. Ihre koloristische Wirkung spricht dafür, daß ihre Herkunft von dem Völkerwanderungsstil abzuleiten ist.

Es wäre noch hervorzuheben, daß diese Emailarbeiten nicht nur auf Ost- und Mitteleuropa beschränkt sind, sondern in allen römischen Provinz-

gebieten auftreten. Die Durchbruchtechnik und die koloristische Wirkung, ferner spätantike Formen sprechen dafür, daß sie als Erzeugnisse der spätrömischen Kunstindustrie diese allgemeine Verbreitung erfahren haben. Daher ist ihr Ursprung kaum im Gebiet der Ukraine zu suchen.

W. Zaloziecky.

Nikolaus Makarenko: Das Starohoroder „Bethaus" und seine Malereien. — Mitteilungen d. ukr. wiss. Ges. in Kiev, jetzt der hist. Sekt. bei d. ukr. Ak. d. W., Bd. XII (Černyhiv i pivnične livoberežža), S. 205—223. 5 Abb., 1 Farbendruck.

Die Ortschaft, welche in den Chroniken als „Ostersky horodok" erwähnt wird, wurde vom Fürsten Vladimir Monomach 1098 gegründet, von seinem Sohne, dem suzdalschen Fürsten Georg, befestigt. Von der Anlage haben sich nur noch die Apsiden der Kirche aus der Fürstenperiode erhalten. Makarenko verlegt den Bau in die Jahre zwischen 1120—1152.

Die Studie ist den Fresken der Apsis gewidmet, die sich in einem bedauernswerten Zustand befinden und wahrscheinlich bald gänzlich verloren gehen werden. — Die Apsis war oben im Halbrund mit einer Muttergottes in der Form einer Orantin geschmückt, beiderseits von ihr standen Gabriel und Michael. Darunter befand sich die hl. Liturgie, in der für die byzantinische Kunst charakteristischen Darstellungsweise. Ganz unten Kirchenväter, Heilige und Propheten. Die übrigen Wände sind mit dekorativen Fresken geschmückt. M. stellt die ikonographische Verwandtschaft der Fresken fest und betont, daß sie Analogien in den byzantinischen Darstellungen in Čefalú und Ravenna besitzen. Obwohl die Anordnung der Fresken im allgemeinen denjenigen der Sophienkirche in Kiev entspricht, so ist der Stil ein anderer. Das Hieratische, Ruhige, Gemessene der Figuren in der Kiever Sophienkirche hat einer bewegteren, dynamischeren Art der Figurendarstellung in Starohorodka Platz gemacht.

W. Zaloziecky.

V. Šicynskyj: „Die Baukunst der Stadt Potylyč." — Mitt. d. Ševčenko-Ges. d. W. in Lemberg, Bd. CXLVII. Philol.-hist. Sekt. S. 103—130. XII. Taf.

Das Städtchen Potylyč in Ostgalizien ist dadurch bemerkenswert, daß es seine alte Holzarchitektur, die teilweise aus dem XVI. Jahrh. stammt, bis heute bewahrt hat. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die Holzkirchen Potylyčs, vor allem die hl. Geistkirche, welche nach den Ausführungen Š.'s im XVI. Jahrh. entstanden ist. Sie bildet heute eine zweikuppelige Anlage und ist eine Verquickung des basilikalen und zentralen Kirchenbautypus. Eine Ikone, die sich in der Kirche befunden hat, mit der Darstellung des Borys und Gleb, dürfte von einer noch älteren Kirche stammen und gehört zu den besten der hiesigen Ikonenmalerei.

Neben dem Ringplatz befindet sich die Dreieinigkeitskirche a. d. J. 1593, sie wurde jedoch im XVIII. Jahrh. gründlich umgestaltet. Es fällt die Regelmäßigkeit der ganzen Stadtanlage auf, sie legt sich zentral um den rechteckigen Ringplatz herum, ein Beweis, daß man sich auch hier an die typischen Stadtanlagen gehalten hat, obwohl alle älteren Hausanlagen in Holz ausgeführt worden sind. W. Zaloziecky.

Vladimir Drozdov: „Datiertes Kultsilber des XVII. Jahrh. im staatlichen Museum von Černyhiv. — Mitt. d. ukr. wiss. Ges. in Kiev, jetzt d. hist. Sekt. bei d. ukr. Ak. d. W., Bd. XII (Černyhiv i pivnične liwoberežža), S. 223—246.

Die Sammlung von Silberkultgeräten des Černyhover Staatsmuseums besitzt eine Reihe von wertvollen Gegenständen aus dem XVII. u. XVIII. Jahrh.

Sie besteht hauptsächlich aus Evangelienbuchdeckeln, Kelchen und Kreuzen. Die meisten Gegenstände sind datiert und mit Stifternamen versehen. Die Stifter waren hiesige Bischöfe oder Oberste der Černyhover oder Perejaslaver Kosakenregimenter.

Zu den hervorragendsten Silberarbeiten gehören die Evangeliensilberdeckel der Obersten: L. Polubotok aus d. J. 1683, Dunin-Borkovsky aus d. J. 1685, J. Lysohub aus d. J. 1692, des Erzbischofs Lazar Baranovyč aus d. J. 1746 und des Archimandriten M. Ležajskyj. Von den Kelchen ist hervorzuheben: der Kelch Dunin-Borkovsky's a. d. J. 1687 und aus dem Troïcky-Kloster a. d. XVII. Jahrh. W. Zaloziecky.

Ipolit Morhilevskyj: „Die Erlöserkathedrale in Černyhiv nach neuesten Forschungen." — Mitteilungen der ukrainischen wissenschaftlichen Gesellschaft in Kiev, jetzt der historischen Sektion bei der ukrain. Ak. d. W., Bd. XII (Černyhiv i pivnične liwoberežža), S. 169—183. Mit 5 Abb. und 4 Plänen.

Die topographische Durchforschung der ukrainischen Gebiete, welche von der Kiever Akad. d. W. geleitet wird, hat bereits den 2. Bd. folgen lassen, der die Stadt Černyhiv und ihre Umgebung umfaßt. Nebst prähistorischen, historischen, ethnographischen und kulturgeschichtlichen Forschungen, welche den reichen Band ausfüllen, besitzen einen besonderen Wert kunsthistorische Forschungen, da sie uns neues Material über hiesige Kunstdenkmäler bringen.

Überaus wertvoll sind nun die Feststellungen Ipolyt Morhilevskyj's in der obengenannten Arbeit über die Erlöserkathedrale in Černyhiv, welche anläßlich der Restaurierungsarbeiten gründlich durchforscht worden ist. Es wurde festgestellt, daß die Anlage ursprünglich nur einen nördlichen Fassadenturm besessen hat, wogegen der südliche Turm im XVII. Jahrh. errichtet worden ist, eine Feststellung, die wichtig ist, weil man sonst geneigt war, in den beiden Türmen romanische Einflüsse anzunehmen. Unter dem nördlichen Turm wurde ein dreiapsidialer Anbau gefunden, dessen Apsiden in die Mauer eingelassen worden sind. Es ist bezeichnend, daß wir dieselbe Anordnung eines dreiapsidialen Gebäudes und eines Fassadenturmes in mehreren Kirchenanlagen dieser Gebiete vorfinden, so z. B. in der Erlöserkirche bei Berestow, der Michaelerkirche und der Koimesiskirche der Lawra in Kiev. Es ist anzunehmen, daß der dreiapsidiale Anbau als Baptisterium diente. Alle Wölbungen der Černihover Kathedrale sind nicht ursprünglich, sondern wurden im XVII. Jahrh. nach dem alten Muster ergänzt. Die Nebenschiffe der Anlage besaßen ursprünglich Emporen, die sich gegen das Mittelschiff öffneten. Die Emporen waren nicht gewölbt, sondern besaßen eine Holzkonstruktion auf Balken, deren Spuren von M. festgestellt worden sind. Am Schluß werden wertvolle Angaben über die Mauertechnik der Kathedrale gegeben. Sie entspricht der Bauweise der großfürstlichen Epoche. W. Zaloziecky.

Nikolaus Makarenko: „Die Erlöserkathedrale in Černyhiv. Archäologische Forschungen im Jahre 1923." — Mitteilungen der ukrain. wiss. Ges. in Kiev, jetzt der hist. Sektion bei der Ak. d. W., Bd. XII (Černyhiv i pivnične liwoberežža), S. 184—196. 6 Abb.

Die Altkiever Chroniken erwähnen, daß sich an der Erlöserkathedrale in Černyhiv eine fürstliche Grabkammer (terem) befunden hat, in der eine Reihe von hervorragenden Černyhover und Kiever Fürsten ihre Ruhestätte gefunden hat. Die Ausgrabungen neben der Kathedrale, die Makarenko vorgenommen hat, bestätigen diese Nachrichten. An der nordöstlichen und nordwestlichen Ecke der Kathedrale stieß man auf zwei Anbauten, in denen Grabstätten vorgefunden worden sind. Die Anbauten sind rechteckig und

sind mit Apsiden gegen den Osten verbunden. Das Material bestätigt, daß sie ebenfalls aus der großfürstlichen Epoche stammen. Beide Anbauten sind nicht gleichzeitig, obwohl sie ebenfalls aus der großfürstlichen Bauperiode stammen. Es scheint sich auch zu bestätigen, daß die Anlagen nicht ursprünglich geplant waren, sondern tatsächlich erst nach der Errichtung der Kathedrale angebaut worden sind. In den Anbauten wurden Arkosolien, ein Steinsarkophag und eine Reihe von kunstgewerblichen Gegenständen gefunden. Außerdem wurde der, unter dem südlichen Turm sich befindende dreiapsidiale Bau bloßgelegt. Auch hier wurden Grabstätten vorgefunden. Makarenko neigt zur Annahme, daß die Form dieses Baptisteriums kleinasiatischen Ursprungs ist, obwohl wir diese Anlagen auch in der byzantinischen Kunst häufig vorfinden.

Die Untersuchungen im Innern des Domes führten zum Ergebnis, daß der ursprüngliche Fußboden der Kirche um einen Meter tiefer als der jeßige sich befunden hat. Dies hatte zur Folge, daß die Proportionen der ursprünglichen Kirche viel gestreckter, der ganze Innenbau viel leichter sich gestaltet haben muß. W. Zaloziecky.

Ipolit Morhilevskyj: „Die Koimesiskirche des Jelecky-Klosters in Černyhiv.“ — Mitteilungen d. ukrain. wiss. Ges. in Kiev, jeßt der hist. Sektion bei d. ukrain. Ak. d. W., Bd. XII (Černyhiv i pivnične liwoberežža), S. 195—205. 6 Abb.

Die Restaurierungsarbeiten an der Koimesiskirche des Jelecky-Klosters, die in den Jahren 1924 und 1925 gemacht worden sind, führten zum Ergebnis, daß sowohl stilgeschichtlich als auch bautechnisch die Kirche von der Gruppe der Erlöserkathedrale in Černyhiv sich unterscheidet. Ursprünglich war sie nur einkuppelig, die drei kleineren Kuppeln sind im XVII. Jahrh. zugebaut worden. Die südliche Nartexseite bildete ein Baptisterium, dessen Apsis in das rechte Nebenschiff hereinragte. Die Apsis ist von einem romanischen Bogenfries und Zahnornament geschmückt worden. Romanische Kapitelle schmückten ebenfalls die Pilaster der Fassade, romanisch ist auch der Bogenfries, der an den Außenwänden herumläuft.

Diese romanischen Details erlauben uns eine Datierung des Baudenkmals. Nach der Ansicht Morhilevskyj's muß die Anlage erst im XII. Jahrh. entstanden sein. W. Zaloziecky.

Der Tod Ivan Vyhovskyjs. — Festschrift zu Ehren M. Hruševskyjs. SS. 205—216. Kiev 1928.

Im vorliegenden Artikel befaßt sich Dr. I. Herasymčuk mit der noch wenig in der ukrainischen Geschichtsschreibung geklärten Frage der Hinrichtung des früheren Hetmans und späteren Kiever Vojevoden I. Vyhovskyjs durch die Polen. Die Hinrichtung Vyhovskyjs, Bohuns und anderer hervorragender Persönlichkeiten bedeutete, wie bekannt, einen harten Schlag für die unter der Hand des Hetmans B. Chmelnyckyjs zum selbständigen Leben erwachten Ukraine, von dem sie sich nicht mehr erholen konnte. Verf. gibt einen kurzen Überblick über die polnische Offensive gegen die linksufrige Ukraine v. J. 1663. Der Vorkämpfer Polens war dabei der auf polnische Veranlassung zum Hetman gewählte P. Teterja, dem es auch gelang, einige in der Ukraine populäre Persönlichkeiten, wie den Kosaken-Obersten Bohun, auf seine Seite zu bringen. Diese Tatsache hatte zur Folge, daß die Offensive anfangs gute Fortschritte machte, nachdem die meisten Städte zu Teterja übergingen. Als aber die Polen in dem beseßten Gebiet zu Gewalttaten griffen, begann die Stimmung sich zu ändern. Es kommt zu einem Aufstand gegen die Polen und ihren Verbündeten Teterja. Dabei richteten sich die Augen aller Aufständischen auf den ehemaligen Hetman Vyhovskyj, der jeßt das Amt des Kiever Vojevoden bekleidete. Dies aber genügte, um bei dem polnischen Kanzler Pražmovski und bei Teterja ein

Mißtrauen gegen Vyhovskyj zu wecken. Der letztere wird gezwungen, sich der Armee Teterjas anzuschließen. Als aber die gefangen genommenen Aufständischen erklären, daß sie alle Vyhovskyj als Hetman sehen möchten, wird dieser auf Veranlassung Teterjas festgenommen, des Hochverrats beschuldigt und am 26. März 1664 auf brutalste Weise hingerichtet. Verf. betont dabei, daß die Hauptschuld an diesem Verbrechen nicht, wie man früher glaubte, den Etappenkommandanten Machovskyj, sondern den Kanzler Pražmovski und Teterja trifft. I. Lossky.

Hetman Razumovskij. — Festschrift zu Ehren M. Hruševskyjs. SS. 253—257. Kiev 1928.

I. Čerkaskyj: „Ob G. N. Teplov auf die Regierungstätigkeit des Hetmans Razumovskyj in der Ukraine einwirkte", übt eine scharfe Kritik an der allgemein herrschenden Ansicht, daß Hetman Razumovskyj vollständig unter dem Einflusse seines Mentors G. Teplov stand, und daß der letztere statt Razumovskyj in der Ukraine regierte, obwohl seine Stellungnahme bei den Bestrebungen der Ukrainer, ihre politische Autonomie zu bewahren, durchaus feindlich war. Verf. räumt Teplov nur die bescheidene Rolle eines Haushalters ein, welcher das persönliche Vermögen des Hetmans verwaltete. Seine Stellungnahme rechtfertigt Č. durch die Tatsache, daß Razumovskyj während seiner Reisen nach Rußland nicht Teplov, sondern einige Personen aus der Kosakenobrigkeit begleiteten. Die Verwaltung der Ukraine in der Zeit seiner Abwesenheit überließ er ebenfalls niemals dem Teplov, sondern einem Kollegium aus den Mitgliedern der Kosakenobrigkeit.

Den noch wichtigeren Grund für seine Hypothese bieten dem V. die Reformen in dem Gerichtswesen, die unter Razumovskyj durchgeführt wurden. Diese Reformen entsprachen der alten ukrainischen Tradition und können deshalb keineswegs auf den Einfluß Teplovs zurückgeführt werden, da der letztere, wie gesagt, den ukrainischen Sitten und Traditionen durchaus feindlich gesinnt war. I. Lossky

Stepan Hajevškyj: „Olga Kobylanška und ihre literarische Tätigkeit". — „Ukrajina", Zweimonatsschrift d. hist. Sekt. der Ukrain. Ak. d. W. in Kyjiv. Staatsverlag der Ukraine 1928, Bd. I.

Das vierzigjährige Jubiläum der literarischen Tätigkeit von Olga Kobylanška wurde auch von der Ukr. Ak. d. W. in Kyjiv gefeiert. Dieser Vortrag, gehalten von S. Hajevškyj in einer feierlichen Sitzung der Akademie, bildet eine Übersicht der zahlreichen Mißverständnisse, welche von den ukrainischen Literarkritikern bei der Beurteilung der Werke der Schriftstellerin zutage getreten sind. Nach einer kurzen Biographie schildert der Verf. im 2. Teil seiner Studie jene eigentümlichen nationalen und sozialen Verhältnisse vor dem Kriege in der Bukowina, dem Heimatlande der Schriftstellerin, welche für die Entwicklung ihrer literarischen Tätigkeit von Bedeutung waren. Es wird vor allem hervorgehoben, daß das literarische Werden von Kobylanška unter ständigem Einflusse der deutschen Philosophie und Literatur vor sich ging. K. Čechovyč.

Dr. Łuka Łuciv: „O. Kobylanška und F. Nietzsche". — Sa. aus „Literaturno-Naukovyj Vistnyk" Jg. XXVI. Bd. XCV—XCVI. Lemberg 1928. S. 30.

Diese Arbeit von Dr. Łuka Łuciv ist der viel bestrittenen Frage über die Einflüsse des deutschen Philosophen auf die ukrainische Schriftstellerin Kobylanška gewidmet. Zuerst wird alles, was bis jetzt zu dieser Frage veröffentlicht wurde, kurz zusammengefaßt und kritisch beurteilt. Die Grundlage für die Auseinandersetzung mit den früheren Ansichten der Kritik bildet

ein Vergleich der Grundgedanken Nietzsches mit denen der ukrainischen Schriftstellerin. Die Aristokraten, welche von Kobylanśka dargestellt werden, erinnern in mancher Hinsicht an Nietzsches Übermenschen, ebenso wie auch viele andere Gedanken Nietzsches, vor allem die aus dem Werke: „Also sprach Zarathustra", in solchen Schriften von Kobylanśka, wie „Carivna", „Nioba", „Pokora" u. a. zu finden sind. Dennoch bleiben die „höheren Menschen" von Kobylanśka, von den „Übermenschen" Nietzsches weit entfernt. Es fehlt ihnen vor allem der Tatendrang, und im Vordergrunde erscheint nur das Streben nach der harmonischen Entwicklung der psychischen Kräfte, nach der inneren Vervollkommnung der Persönlichkeit, wobei die ästhetischen Motive am stärksten zum Vorschein kommen. Olga Kobylanśka ist keinesfalls als eine orthodoxe Anhängerin der Philosophie Nietzsches anzusehen. K. Čechovyč.

ČECHOSLOVAKEI

Ottomar Schiller: I viaggiatori cèchi in Italia. — Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 2, S. 182—201.

Erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts haben Italien bereisende Čechen in ihren Berichten mehr oder weniger wertvolle landkundliche Notizen niedergelegt, in älterer Zeit überwiegen Schilderungen historischer Zeitereignisse und erlebter Reiseabenteuer, wie z. B. in der Chronik des Kaplans Vincenzo aus Prag, welcher den Zug Friedrich Barbarossas gegen die italienischen Kommunen mitgemacht hat. Die erste Reisebeschreibung von landkundlicher Bedeutung verdankt man der Reise des Lev z Rožmitál, welcher mit reichem Gefolge i. J. 1465 zu einer Reise durch Holland, England, Frankreich, Spanien und Italien auszog, um für den Hussitenkönig Propaganda zu treiben. Schiller hat hier eine Reihe interessanter Einzelheiten aus den in lateinischer Übersetzung erhalten gebliebenen Berichten des Čechen Šašek wiedergegeben. Es folgen dann Ausschnitte aus Reiseberichten des 15. und 16. Jahrh., in denen Italien nur beiläufig berührt wird, das Reiseziel war in den meisten Fällen das Heilige Grab. Auffallend ist es, wie immer wieder Venedig das Hauptinteresse zufällt, man hält sich dort wochenlang auf und bewundert die märchenhafte Pracht der Stadt und ihre festlichen Gebräuche. Besonders ergebnisreich muß der Reisebericht des Krištof Harant bezeichnet werden, welcher wiederholt in čechischen Zeitschriften, wie Listy filologické, Časopis mus. Král. českého u. a. Gegenstand der Besprechung gewesen ist. Harant zählt unstreitig zu den Gebildetsten unter allen Italienreisenden čechischer Abstammung, sein Blick trifft daher nicht nur die auffallendsten curiosa, sondern betrachtet auch die staatsrechtlich, sozial und volkswirtschaftlich interessierenden Eigenheiten des venetianischen Staates. Die Reise fand 1598 statt und wurde erst zehn Jahre später von Harant zu Papier gebracht. Sie ist 1854 von K. J. Erben in Prag neu ediert worden. Das Staatswesen Venedigs hat auch in den Berichten des Čechen F. Donin, dessen Italienreisen in das letzte Jahrzehnt des 16. Jahrh. fallen, eine ganz besondere Beachtung gefunden, was nicht wundernehmen kann, da Donin, als Rat des Königs Matthias, in das Staatsgefüge mit den Augen des Fachmannes eindringen konnte. — Nach der Unglücksschlacht am Weißen Berge war die Zeit solcher Italienreisen auf lange vorüber wegen der Verfolgung, welcher das čechische Volkstum in allen seinen Schichten seitens der Gegenreformation ausgesetzt war und blieb. Erst zu Anfang des 19. Jahrh. lebt wieder die Sehnsucht nach fernen Landen in der čechischen Welt auf. Vor allem sind es die Dichter, welche zuerst wieder den Weg nach Italien finden. Schiller nennt M. Z. Polák, Jan Kollár, ebenso auch Reisebücher der vierziger Jahre. Als neuestes čechisches Reisehandbuch für Italien wird „Italie" von Jaroslav Marie (1925) genannt. — Der Aufsatz ist von W. Giusti aus dem Čechischen übersetzt.

Emmy Haertel.

1848. — Český časopis historický, Jahrg. XXXIV, Prag 1928, SS. 25—121.

Karel Kazbunda, „Die böhmische Bewegung i. J. 1848". Als die ersten Nachrichten von der Pariser Februar-Revolution nach Prag gelangten, lud Graf Albert Nostiz mehrere Vertreter der Stände zu sich. Auf dieser, unter dem Einfluß der Ereignisse im Westen stehenden Sitzung wurde beschlossen, im Landesausschuß ein Ansuchen um Ausschreibung eines Ständetages einzubringen, der die Erweiterung der Vertretung des bürgerlichen Elementes zu beschließen hätte. Dies war zu Beginn der Bewegung d. J. 1848. Am 11. März beschloß die in ihren Räumen am Wenzelsplatz versammelte Bürgerversammlung eine Petition an den „König von Böhmen". In dieser Petition (St. Wenzelsforderungen) forderten die vereinigten Länder der böhmischen Krone einen alljährlich tagenden gemeinsamen Landtag mit besonders verantwortlichen Verwaltungsbehörden in Prag. Der Ständetag sollte durch frei gewählte Abgesandte der Städte und Landgemeinden ergänzt werden. Mit dieser Forderung nach völliger Gleichberechtigung der čechischen mit der deutschen Nation in den Schulen und Ämtern hing auch der weitere Wunsch, daß die Beamtenschaft beider Landessprachen vollkommen mächtig sein solle, ferner die Forderung nach einer neuen Gerichtsordnung und allgemeinem Loskauf von der Robot zusammen. Mit dieser Petition begab sich eine Botschaft mit Faster an der Spitze nach Wien, wo sie am 22. März von Kaiser Ferdinand empfangen wurde. Der Kaiser richtete an diese Deputation einige besänftigende Worte in čechischer Sprache und verwies sie dann an den damaligen Regierungschef Grafen Kolovrat. Die Forderung auf Einberufung eines gemeinsamen alljährlichen Landtages für die böhmischen Länder wurde von der Regierung abgelehnt. Die Erfüllung der übrigen Forderungen wurde teils zugesagt, teils ausweichend beantwortet oder überhaupt verweigert. Dies hatte eine allgemeine Enttäuschung aller Bevölkerungskreise Prags zur Folge, weshalb eine zweite Deputation an den Kaiser mit der entschiedenen Forderung nach Erneuerung des unlösbaren Bundes der Länder der böhmischen Krone mit einer eigenen (nationalen) Gemeindevertretung und eigenen, dem besonders verantwortlichen Innenministerium untergeordneten Zentralämtern entsandt wurde. Die Petition erfolgte am 29. März, die Antwort darauf am 8. April, die infolge der Ablehnung der grundlegenden Forderungen eine noch größere Enttäuschung hervorrief. Eugen Perfeckij.

Wolfango Giusti: Il „poetismo" nella letteratura cèca contemporania. — Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 2, S. 202—213.

Kriegs- und Nachkriegszeit haben in der čechischen Literatur ein leidenschaftliches Verlangen nach neuen Formen und heftige Gärung im Reiche der Ideen hervorgerufen. Man will die čechische Literatur vor einen Horizont von Weltweite stellen. Während für die ältere Generation: Neruda, Vrchlický die Aneignung fremden, außerčechischen Stoffes nicht immer eine Bereicherung des dichterischen Schaffens bewirkt hat, ist der ausländische Einfluß in der čechischen Literatur der Gegenwart, nach der Meinung Giustis, ein notwendig gewordener Inspirationsquell geworden. Die beherrschende Figur der Nachkriegszeit ist zweifellos Jiři Wolker, in seiner Dichtung verwandelt sich der von Kinderzeiten her vertraute Volksgesang in etwas der Großstadt mit ihrem Fabrikleben Verwandtes, aber schon wenige Jahre nach seinem verfrühten Heimgang hat sich die sozial-revolutionäre čechische Dichtung neuen Formen und Ideen zugewandt. Der „Poetismus", teils als Reaktion gegen die dem Klassenkampf dienende Revolutionsdichtung zu verstehen und teils als aus ihr hervorgegangen, verrät auf den ersten Blick die Einwirkungen des französischen Superrealismus: Vereinigung einer äußerlich-realen Welt mit innerlicher Phantastik. Wie ist der Übergang hierzu aus der proletarischen Dichtung zu erklären? Die sog. proletarische Dichtung wollte die Welt von dem individuellen Romantizismus

befreien und an seine Stelle die kollektive Wirklichkeit stellen. Doch konnten marxistische Doktrinen nicht lange die Basis für eine Poetenschule abgeben, „politische und soziale Bestrebungen konnten unverändert bestehen bleiben, aber die Dichtung mußte, um Dichtung zu bleiben, neue Formen und Wege suchen". Der čechische Poetismus hat, ebenso wie moderne französische Einflüsse (Apollinaire und Cocteau), auch die Einwirkungen eines asiatischen Messianismus erfahren, welcher das neue Rußland wahrheitsgetreuer erfaßt, als es im „Untergang des Abendlandes" dargestellt worden ist, nämlich zur Hälfte amerikanisiert. Hieraus folgt der in die Augen springende Kontrast: der Kultus der Großstadt und kollektiver Disziplin auf der einen Seite, und individuelle Schwärmereien von fast romantischer Tendenz auf der anderen.

Vítěslav Nezval, aus dessen Dichtung zahlreiche Proben gebracht werden, zählt zu den am meisten typischen Vertretern des Poetismus. Bei Jaroslav Seifert versucht Giusti nachzuweisen, daß er nach vorübergehendem Aufgeben sozial-revolutionärer Ideen wieder zu ihnen zurückkehrt in der Sammlung „Na vlnách T. S. F.", besonders in „Město Leninovo". Für Konstantin Biebl bildet die Sucht nach dem Paradoxen ebenso eine Gefahr wie für Nezval und Seifert, es handelt sich bei ihm aber nur um vereinzelte Momente, die Schönheit der Verse bleibt gleich bezaubernd. Nezval, Seifert und Biebl sind die drei Hauptvertreter des Poetismus. An die Frage, ob diese Richtung lebensfähig bleiben wird, rührt Giusti absichtlich nicht. Vermutlich wird sie bald von einem anderen „Ismus" abgelöst werden, durch die jugendliche und aufrichtige Grundstimmung aber, welche ihr eigen ist, gewiß im Wechsel der Zeitströmungen nicht spurlos untergehen.

Emmy Haertel.

Die moderne čechische Prosa. Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 3. S. 309—323.

Miroslav Rutte: La prosa ceca moderna. Die wiedererwachende čechische Literatur hatte von Anfang an einen demokratischen Charakter, sie entstand in einem zugleich nationalen und sozialen Kampfe und konnte deshalb in bedeutend geringerem Grade als die übrigen europäischen Literaturen des 19. Jahrhunderts unter die Herrschaft des Konservatismus geraten. Andererseits hatte das späte Einsetzen des literarischen Schaffens in der Čechei die Folge, daß hier viele Ideen aus dem Ausland aufgenommen und verarbeitet wurden, ohne daß die eigene Erfahrung sie hätte ausreifen lassen können. Es war natürlich, daß unter diesen Umständen der historische Roman sich einer besonderen Blüte erfreute, bot doch die eigene Vergangenheit genug der charakteristischen Züge des Volkstums, besonders im Leben des weiten Landes, dessen Tradition nicht zerbrochen worden war. Es war der romantische Geist, welcher in diesen historischen Romanen sich auswirken konnte. Unter ihnen ist es besonders Alois Jiráseks „Temno" gewesen, dessen Schilderungen der Aufstände zur Erlangung der Freiheit den nationalen Sinn geradezu erzogen hatten und psychologisch viel beigetragen zur Erhebung von 1918; dieses Buch hat während des Weltkrieges fast die Rolle einer Bibel für das Volk gespielt. Jirásek ist einer der ersten unter den Čechen gewesen, welcher das historische Ereignis als Resultat großer Bewegungen begriff, er legt in seinen breitangelegten Epopöen den Hauptwert auf den kollektiven demokratischen Geist. Auch Zikmund Winter und sein „Mistr Kampanus" mit der Beschreibung der Schlacht am Weißen Berge wird hier in gleichem Sinne erwähnt. Jan Vrba trägt die Psychologie des čechischen Landmanns aus dem mittleren Böhmen hinein in sein Schaffen, der Impressionist Karel Sezima schildert den Einfluß des Milieus auf die Seelenbildung. Das Entstehen des sozialen Romans fällt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts; war er nach dem Beispiel der Franzosen entstanden, so gewann er bei den Čechen bald eine ausgesprochenere soziale Note. Vor dem Krieg hat hier J. K. Šlejhar den Höhepunkt erreicht, er bildet den Übergang zum modernen sozialen Roman. Auch der Bourgeois fand seinen Schilderer in Ignát

Herrmann. Rutte nennt die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die proletarische Intelligenz mit ihrem Hyperkritizismus in impressionistischer Weise schildernden Erzählungen eines Mrštík, Dik usw. „die Chronik einer Generation". Der erotische Roman vom Ende des 19. Jahrhunderts wird kurz gestreift. — Der moderne čechische Roman von sozialem Einschlag und Interesse für das Milieu ist während des Weltkrieges gereift, dessen ganzer Ablauf die schöpferischen Kräfte zu der Überzeugung bringen mußte, daß das menschliche Einzelschicksal durch unsichtbare Fäden mit dem Geschick aller verbunden ist. Hier steht Čapek-Chod an der Spitze mit seinen vier großartig angelegten Romanen: Turbina, Antonín Vondrejc, Jindra und Vilém Rozkoč. Die heutige Gesellschaft Prags wird hier in ihren einzelnen Schichtungen gezeigt. In Čapek-Chod vereinen sich Naturalismus und Romantik, so daß man hier tatsächlich von „romantischem Naturalismus" reden kann. Es erscheint wie ein Widerspruch, wenn Rutte gleich darauf gerade den ausgesprochenen „Nihilismus" in den Werken Čapek-Chods, die trostlose Auffassung von dem Verschlungenwerden des einzelnen durch die Mechanik des Lebens als charakteristisch für sein Denken anführt. — Die Nachfolger Čapek-Chods haben ihn in der Macht der künstlerischen Konzeption nicht erreicht: Těsnohlídek, Böhnel, Vachek und Schäfer. Anna Maria Tilschova, die in „Stará rodina" das düstere Bild einer stark dekadenten Bürgerfamilie gezeichnet hatte, sucht in den späteren Erzählungen und in dem Roman „Vykoupení" in Typen aus den Vororten der Großstadt und aus der Intelligenz des Proletariats Kämpfer für ein ethisches Ideal; sie finden Erlösung im Leiden und in der Liebe. Ähnliche Gedanken weist Rutte nach in Schriftstellern, deren Romane er geradezu „Erlösungsromane" nennt, er nennt hier Růžena Svobodová, F. X. Šalda und Božena Benešová, deren Roman „Úděr" die Einflüsse des Krieges auf das čechische Volk zeigt. Die Tiefe, mit welcher sie in die Hölle der menschlichen Seele einzudringen versteht, erinnert an Dostoevskij. — Der kommunistische Agitator Ivan Olbracht will die Erlösung in der Auflösung des Individuums im Kollektivismus finden, Jaroslav Durych betrachtet dieses Problem vom streng religiösen Standpunkt aus. Fraňa Šrámek hingegen versucht es, den Geist zu materialisieren, nicht Einheit in geistiger, sondern in leiblicher Hinsicht ist sein Streben. Er geht stilistisch völlig neue Wege. — Unter den Romanschriftstellern, welche als Haupttendenz soziale Forderungen aufstellen, nennt Rutte: Vladislav Vančura, E. Vachek u. a. — Ein ganz neues Motiv ist in die čechische Literatur eingedrungen durch die Schicksale der čechischen Legionäre in Sibirien und durch die čechische Revolution überhaupt. Hier muß an erster Stelle Rudolf Medek genannt werden mit seiner Tetralogie. — Um das Ende des Weltkriegs taucht der utopistische Roman auf; der Umsturz in politischer Hinsicht, wissenschaftliche Neuentdeckungen und ihr Widerspruch zu allen bisher geltenden Dogmen lassen groteske Vorstellungen sich zu utopistischen Romanen verdichten. Rutte verweilt hier eingehend bei Karel Čapeks „Továrna na absolutno". Er findet Nachahmung durch Jiří Hausmann. — In der Novellenliteratur der Vorkriegszeit hatte der Neoklassizismus deutliche Spuren zurückgelassen. František Khol und František Langer verlieren sich in erotischen Szenen und in Bildern von glänzender Farbenschönheit. Langer wird erst durch den Aufenthalt in Sibirien einem ganz eigenartigen Realismus zugeführt. Im Anschluß an die beiden zuletztgenannten Dichter nennt Rutte noch Vojtěch Mixa und František Kubka. Als Vertreter des Expressionismus gilt ihm Čestimír Jeřábek, in dessen Werken der Spiritualismus alles Materielle verdrängt zu haben scheint. Alles in allem wird die čechische Literatur der Gegenwart lebhaft mitbewegt durch die Geistesströmungen im übrigen Europa, sie hat aber in dieser Zusammenarbeit bereits ihren eigenen Ton gefunden. Es scheint jedoch das Einströmen neuer künstlerischer Impulse sich mehr noch als in der Prosa in der Poesie geltend zu machen, die recht eigentlich die Führung in der Literatur an sich gerissen hat. Sie soll in einem besonderen Aufsatz besprochen werden.

Emmy Haertel.

Slovakenverfolgung 1874. — Prúdy, Jahrg. XI, Nr. 9—10, Bratislava 1927, SS. 562—569.

Ján Ormis, „Malélerovská inkvizicia roku 1874 (in der Slovakei)", bezieht sich auf jene schwere Lage der slovakischen Intelligenz nach dem Zustandekommen der österreichisch-ungarischen Union Beust's, wo eine ganz unschuldige patriotische Äußerung von den Behörden schwer bestraft wurde. Hier wird von einem solchen Vorfall in der slovakischen Stadt Revuca gesprochen, wo ein Oktavaner für eine slovakische patriotische Aufschrift ganz unschuldig vom dortigen Gymnasium relegiert und eingesperrt, jedoch bald wieder freigelassen wurde, wobei das grobe Verfahren des Stuhlrichters Maleter mit diesem Jüngling beschrieben wird Hierüber wurden schon mehrere Artikel geschrieben, diesmal teilt uns aber der Autor den Namen des unschuldig bestraften Studenten mit.

Eugen Perfeckij.

Die slovakische Dichtung in der Nachkriegszeit. Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 3. S. 335—351.

Wolfango Giusti: La poesia slovacca nel dopo-guerra. — Die Jahre 1918—1919 bedeuten für die slovakische Literatur den Beginn einer neuen Generation. Während in der Čechei auch unter der österreichischen Herrschaft ein reges geistiges Leben geherrscht hat, war die Slovakei mit ihrer vorwiegend agraren Bevölkerung den geistigen Bewegungen fast ganz fern geblieben. In Schule und öffentlichem Leben führte das Magyarische die Herrschaft. Als nach dem Sturz der österreichisch-ungarischen Monarchie das Slovakische plötzlich Staatssprache wurde, trat in Schulen und öffentlichen Ämtern geradezu eine Revolution ein. Und die veränderte politische Lage machte sich auch in der Literatur geltend. Hatte bisher zu einem großen Teil ihr Zweck in der Erweckung des Nationalgefühls bestanden, so fiel diese Aufgabe nun fort, und die Kunst konnte sich frei entfalten. Außerdem machte sich auch von 1917 ab der Einfluß der russischen Revolution in der Slovakei geltend. Es ist für die Slovakei charakteristisch, daß sie auch schon im 19. Jahrhundert, bei Beginn der ersten Versuche nach einer Autonomie in kultureller Hinsicht, ihre Blicke nach dem slavischen Osten gerichtet hatte. Die Štúr, Hurban-Vajanský u. a. sahen nur Rußland als das Heil aller Slaven an, man hielt dort auch die Čechen immer gern für einen durch den westlerischen Rationalismus und Progressismus degenerierten slavischen Zweig. Dabei hat aber die čechische Literatur auf die Slovakei ebenso Einfluß gewonnen wie die deutsche und polnische, der deutsche Idealismus war auf dem Umweg über die russischen Slavophilen eingedrungen. Erklärlicherweise war hier der magyarische Einfluß besonders stark fühlbar gewesen.

Im Charakter des Landes liegt es, daß sich in der Slovakei gewisse lokale literarische Gruppen bilden konnten, und es sind vornehmlich drei Gruppen zu nennen, die hier voranstehen: die kleine Stadt Turčianský Svätý Martin, der Hauptort der östlichen Slovakei Košice und das von einer vorwiegend deutsch-magyarischen Bourgeoisie bewohnte Bratislava. Die besonders charakteristischen Dichter der ersten Gruppe sind: Emil Lukač, Ján Smrek und Štefan Krčméry. Das geistige Band, welches sie zusammenschließt, ist: Protestantismus und die Parole „slovakische politische Autonomie im Rahmen der čechischen Republik". Giusti bringt Proben aus den Dichtungen von Lukač und Smrek in italienischer Übersetzung. Krčméry zählt zu den unermüdlichen „Erweckern" seines Volkstums, er hat sich als ausgezeichneter Übersetzer aus fremden Literaturen hervorgetan. Unter den katholischen Dichtern dieser Gruppe nennt Giusti als die bedeutendsten: Žarnov, Borin und Jošo Nižnanský, aus deren Dichtungen er einzelne Proben bringt. — Die Gruppe von Bratislava, unter der Poničan, Okáli und Novomeský hervorragen, hat sich eng an die junge čechische Literatur angeschlossen, Novomeský ist sichtlich vom čechischen „Poetismus" inspiriert.

Wie sich der čechische Einfluß an den einzelnen Dichtungen der drei slovakischen Dichter verfolgen läßt, zeigt Giusti in längeren Proben aus ihren Dichtungen. — In gleicher Weise werden die Hauptvertreter der Gruppe Košice: Ján Bálent, Anton Prídavok und Emil Rusko besprochen. Um den Rahmen des Aufsatzes nicht allzu weit zu spannen, sind die aus der Vorkriegszeit bekannten Dichter, die einer anderen Generation zugezählt werden müssen, obgleich auch sie jetzt noch schöpferisch hervortreten, nicht mitgenannt. Emmy Haertel.

POLEN

Polen und der Weltkrieg. — L'Europa Orientale. Anno 7. 1—2, S. 42 bis 82. 3—4, S. 119—154. 5—6, S. 250—277.

Carlo Capasso: La Polonia e la guerra mondiale. 1. Il problema polacco. Der Verfasser, welchem Quellenmaterial in ungewöhnlich reichem Maße zur Hand gewesen sein muß, bringt in den Anmerkungen zum Text Hinweise auf vorwiegend aus polnischer und französischer Feder stammende Bücher und Aufsätze, die teils in den Kriegsjahren, teils in den Jahren darauf den polnischen Standpunkt vertreten oder wenigstens beleuchtet haben. Neben allgemein bekannten Namen wie Filasiewicz, Dmowski, Szpotański, Kumaniecki wird in Fülle Literatur herangezogen, welche weniger bekannt und schwerer zugänglich ist. Neben der ententefreundlichen Literatur ist auch der deutsche Standpunkt, oder auch der deutschfreundliche des Auslandes, nicht übersehen worden; Capasso zitiert Bethmann-Hollweg, Fr. Naumann, Cleinow, Erzberger, um nur die bekanntesten Namen zu nennen. Buch- wie Zeitschriftenliteratur, und zwar immer in der Originalsprache zitiert (leider aber nicht immer mit genauer Angabe des Druckorts!), füllen die Seiten oft mehr als der eigentliche Text und werden so ziemlich eine vollkommene Übersicht über das einschlägige Material gewähren. Capasso schildert zunächst die Versuche Rußlands und der Zentralmächte, die Stimmung Polens zu Beginn des Krieges für sich günstig zu stimmen. Die ganz eigenartige Natur der polnischen Frage brachte es mit sich, daß die Ententemächte des Westens, an und für sich polenfreundlich eingestellt, doch in bezug auf das polnische Programm sich anfänglich mit großer Reserve äußerten aus Rücksicht auf den russischen Bundesgenossen, während gleichzeitig die Einheit und Unabhängigkeit von Serbien, Montenegro, Böhmen usw. offen vertreten wurde. Augenscheinlich haben beide Mächtegruppen die polnische Frage in erster Linie nur den eigenen Interessen gemäß betrachtet, bis sie die Ereignisse zwangen, sich zur Erfüllung des alten Wunsches der Polen: Unabhängigkeit, zu bequemen. — Wie aber sah man in Polen selbst die Dinge an? Bei aller Verschiedenheit, die sich durch die Dreiteilung Polens herausgebildet hatte, lebte überall in gleicher Stärke der eine Wunsch: Unabhängigkeit. Man war sich nur nicht überall über den Weg dazu einig. Capasso zählt die bedeutendsten polnischen Namen auf, die auf der Liste der Parteigänger Deutschlands standen. Man hielt den Sieg der Zentralmächte für selbstverständlich und wollte es mit ihnen nicht verderben. Zudem kam bei vielen der antirussische Standpunkt in Betracht. Kucharzewski hatte auf die Gefahren des von russischer Seite drohenden Panslavismus aufmerksam gemacht. Sehr stark waren die austrophilen Strömungen. Die russische Orientierung der Narodowa Democracya bestand aus folgenden Gründen: wichtiger als Unabhängigkeit ist Vereinigung aller Polen unter ein Reich. Bei einem Sieg der Entente käme dafür Rußland in Frage. Ist erst Einigung erreicht, wird später auch Unabhängigkeit ermöglicht werden. Zu den wenigen, welche stets an den Ententesieg geglaubt haben, gehört Dmowski. Er hat sich weitsichtiger erwiesen als Kucharzewski. Dmowski war geschworener Feind Deutschlands, weniger aus Gründen der Rassenverschiedenheit, Religion oder Geistesrichtung, als aus politischen. Ohne einen festen Wall im Osten wird Deutschland die Slaven unterjochen. Der

Anschluß an Österreich wäre auch nur ein Vorschub für die deutsche Machtsteigerung und eine unabwendbare Germanisation Polens. Auch die wirtschaftlichen Interessen drängen Polen an die Seite Rußlands. Die polnische Industrie müsse ein Überschwemmen Rußlands durch die deutsche verhindern. Capasso stützt sich, um die Richtigkeit der Gedanken Dmowskis zu erhärten, auf einen Russen (G. Alexinsky: La Russie et la guerre. Paris 1915). Die Jahre vor dem Weltkriege hätten bewiesen, daß sich in Polen ein großer kapitalistischer Aufschwung mit ausgesprochener Neigung nach den russischen Märkten hin entwickelt hat und trotz der harten russischen Zollbestimmungen dazu geführt, daß zwei Drittel der polnischen Produktion in Rußland verbraucht worden sind. Capasso hält dafür, daß das Manifest des Großfürsten Nikolaj dem Gedankengang Dmowskis entsprochen habe. Der russophilen Strömung verhalf auch die Bildung des Nationalrats in Warschau im November 1914 zu größerer Ausbreitung. Nun vereinigten sich Demokraten und grundbesitzende Konservative. Doch wurde das Manifest Nikolajs schon aus dem Grunde, daß es nicht vom Zaren unterzeichnet war, von gegnerischer Seite ablehnend beurteilt. Indessen schien die austrophile Richtung zu Beginn des Krieges am meisten Widerhall zu finden. Das wurde z. T. bewirkt durch die absichtliche Hervorhebung aller Kundgebungen in Galizien durch die österreichische Regierung; es konnte scheinen, die Austrophilen seien das Sprachrohr für ganz Polen. Indessen war gerade die öffentliche Meinung in Russisch-Polen stark unterdrückt, um so mehr, als später die Okkupation durch die Zentralmächte begann. Man hat die erzwungene Zurückhaltung der Polen zu dieser Zeit verglichen mit einer Flucht in die Katakomben. Nach den Siegen der Zentralmächte 1915 zogen sich die Hauptvertreter der Russophilen nach Rußland zurück. Die durch das in Krakau errichtete Naczelny Komitet Narodowy vertretene austrophile Orientierung, mit dem Programm des Anschlusses aller Polen mit Ausnahme der zu Preußen gehörigen an Österreich, hat sicher durch Österreich selbst die größte Stärkung erfahren; freilich mußten hier die Wünsche Deutschlands berücksichtigt werden. Während Österreich etwas übereilt die polnische Frage bearbeitete, hielt sich Deutschland in den ersten Jahren stark zurück. Die Absichten eines Separatfriedens mit Rußland spielten hier eine große Rolle. Capasso widmet der deutschen Stellungnahme die größte Aufmerksamkeit und legt die ganz besonderen Schwierigkeiten eingehend dar, welche hier sowohl in bezug auf die Polen wie auf die Stimmen im eigenen Lande bestanden. Man wollte und konnte nicht ganz Polen annektieren und war sich bewußt, daß Polen ohne die bisher preußischen Landesteile schwer zu befriedigen sein wird. Dazu die Rücksichtnahme auf die Stimmung im eigenen Lande, und immer wieder Rücksichtnahme auf das eventuell zum Frieden geneigte Rußland. Auch die Schwierigkeiten, die sich aus der Rücksichtnahme auf Österreich und nötig gewordene Einschränkung der österreichischen Wünsche ergaben, finden ernste Beachtung. Industrie, Finanzwelt, alle wirtschaftlich interessierten Kreise Deutschlands mußten naturnotwendig gegen die österreichischen Wünsche sein, und ebenso gegen die polnischen. Nur nach Einsicht in die gesamte Lage Deutschlands ist eine schwankende Stellungnahme zu verstehen und die endliche Proklamierung des Königreichs Polen. Capasso widmet Naumanns „Mitteleuropa" besondere Aufmerksamkeit als symptomatisch für die in Deutschland wogenden Gedankengänge.

2. Die österreichisch-polnische Frage. Die eingangs in allgemeinen Zügen skizzierten Gesichtspunkte Österreichs werden hier eingehender besprochen und bei der komplizierten allgemeinen Lage begreiflicherweise auch immer wieder die deutschen mit einbezogen. Capasso zitiert Erzbergers: Souvenir de guerre (Paris 1921) mit Vorwort von M. Muret und spricht Bedenken aus, ob dessen Versicherung, er habe die klare Erkenntnis besessen, Deutschland müsse gleich zu Beginn des Krieges die Polen für sich zu gewinnen suchen, genau den Tatsachen entspräche. Bethmann-Hollwegs Unentschlossenheit und sein abschließendes Urteil, es wäre unmöglich gewesen, für die polnische Frage eine irgendwie befriedigende

Lösung zu finden, wird erklärlich befunden. Auch der magyarische Standpunkt wird besprochen.

3. Rußland und Deutschland gegenüber Polen. Das Ausscheiden Rußlands aus der Reihe der für Polen gefährlichen Nachbarstaaten hat nicht dazu beigetragen, dieses Land aus seiner Reserve aufzurütteln; die Politik Polens wurde mehr und mehr in den Ententeländern agitatorisch betrieben. Es war eine schwere Zeit für die im Lande gebliebenen Patrioten angesichts des Feindes im Lande und der geringen Möglichkeit, durch dessen Preßorgane den wirklichen Stand der Dinge zu erfahren. Die Haltung Rußlands ist ihrerseits auch unentschieden gewesen, das Manifest war Versprechen geblieben, und im eigenen Lande herrschte in vielen Kreisen der Wunsch vor, sich mit Deutschland zu verständigen. Dabei wurde das polnische Problem offen in offiziellen Kreisen und in der Presse besprochen, offener als das in der Ententepresse gestattet war; die Regierung ließ sich aber dadurch nicht bewegen und hat den Eindruck hervorgerufen, daß sie überhaupt nichts tun wolle, sehr zur Erbitterung der in den Ententeländern agitierenden Polen. — Damit verglichen war das Verhalten Deutschlands Polen gegenüber entschiedener geworden. Die Härten der Okkupation wurden gemildert, Polen in einflußreiche Ämter zugelassen, schließlich wurde auch die Selbständigkeit der Stadtverwaltung in Warschau zugelassen.

Den Deutschland so oft leichthin gemachten Vorwurf, es habe für Denken und Fühlen des Polentums kein Verständnis besessen, findet Capasso für ungerecht, das könne man viel eher von Rußland sagen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn da und dort unter den Polen ein Sichbescheiden mit dem von den Zentralmächten zu Erwartenden für ratsam gefunden wurde. In den Ententeländern suchte man dem entgegenzuarbeiten, Maurel in der Gazette de Lausanne warnte Polen vor Enttäuschungen und bedauerte die von Rußland begangenen Mißgriffe.

4. Die österreichisch-deutschen Vereinbarungen 1916. Die im Ausland agitatorisch wirkenden Polen, Dmowski an der Spitze, verfolgten die Aufgabe, Europa mit der internationalen Bedeutung der polnischen Frage bekannt zu machen, von der man seit vielen Jahrzehnten nicht mehr gesprochen und die man übrigens geneigt war, auch dort für eine interne Angelegenheit der drei an Polen interessierten Staaten anzusehen. So traf die gänzlich neue Aktion der Zentralmächte in einen Augenblick, wo von keiner anderen Seite mehr als Versprechungen — und auch diese meist vager Natur — gegeben worden waren. Die polnischen Preßbüros in der Schweiz und auch andererorts bezeugten das lebhafte Für und Wider der einzelnen polnischen Parteien. Die Verhandlungen zwischen Berlin und Wien im Juli 1916 wurden mit gespanntem Interesse verfolgt. Capasso übt Kritik an Bethmann-Hollwegs Behauptung, die Proklamation des polnischen Staates hätte nicht herausgeschoben werden dürfen, da auch die Entente die Schaffung eines solchen in Rußland im Auge gehabt hätte. Es waren aber seitens der Entente nur Ratschläge und Versuche, Rußland irgendwie zu drängen, erfolgt. Die Übereilung der deutschen Regierung in diesem Schritt wird von Helferich zugegeben. Ungeachtet der jetzt in autoritativen Kreisen Deutschlands zur Schau getragenen Anschauung, man sei ungern zur Bildung des neuen polnischen Staates geschritten, kann nicht bezweifelt werden, daß Deutschland damit seinen Wunsch, den Löwenanteil an Polen für sich zu gewinnen, verfolgt hat. Capasso vergleicht hier die Bismarckschen Pläne zur Bildung eines polnischen Pufferstaates mit denen v. J. 1916.

Emmy Haertel.

Carlo Capasso: La Polonia e la guerra mondiale. (Polen und der Weltkrieg.) — L'Europa Orientale. Anno 7. 1927. 7—8. S. 319 bis 337. 9—10. S. 409—423.

5. Die Proklamation des neuen „autonomen" Königreichs Polen vom 5. November 1916. — So bestechend für die große Masse das österreichisch-deutsche Manifest scheinen konnte, wurden doch gleich Bedenken dagegen

laut. Die verantwortlichen Minister hatten nicht gegengezeichnet, und sichtlich sollten dem neuen Staat nur die Rußland entrissenen Teile angehören. Die Zweideutigkeit der Versprechungen: Selbständigkeit und Unabhängigkeit machten stutzig; man würde sicher in Polen, soweit überhaupt Neigung für die Regelung der polnischen Verhältnisse durch die Zentralmächte bestand, lieber die von Wien gewollte Lösung vorgezogen haben, welche auch General Cramon für gut anerkannt hat. Man hat die Proklamation des neuen Staates allgemein für einen Schlag gegen Rußland angesehen, das für seine Nichtbereitschaft zum Separatfrieden bestraft werden sollte. Bethmann-Hollweg hat das in seinen Memoiren geleugnet, seine im Reichstag, wenige Tage nach der Proklamation, getanen Äußerungen scheinen es aber zu beweisen. Doch wenn man auch sicher die Absicht gehabt hat, Rußlands Stolz zu verletzen, so war wohl doch der Hauptzweck, auf polnisches Gebiet einen rechtmäßigen Anspruch zu gewinnen und für Friedensverhandlungen ein Pfand in der Hand zu haben. In der Meinung der Polen aber konnte es immer als eine Etappe auf die Freiheit zu gelten. Die Hoffnungen der Nation wurden vom Monitor Polski v. 15. Dezember 1916 kurz und klar ausgesprochen: das kleine neugeschaffene Reich langt nicht aus, es stellt weniger als ein Fünftel des alten polnischen Reiches dar. Im Ausland, in der Schweiz und in Amerika war die Aufnahme der Proklamation nichts weniger als günstig gewesen. Die eindrucksvollste Gegenerklärung ging von den Vertretern der national-demokratischen Partei in Warschau aus, auch hier wieder Dmowski an der Spitze. Sie verlangte ein wirkliches, großes und freies Polen. Das Vertrauen in Rußland hatte sie verloren, und ihr Appell galt den Verbündeten. Es konnte kein offizieller Protest sein, war aber eine Erklärung von moralischem Gewicht und die Darlegung eines Programms. In den Ländern der Entente erheben sich nun auch Stimmen zugunsten dieser polnischen Pläne. Die Wichtigkeit des polnischen Problems als eines von europäischer Bedeutung ist endlich erkannt. Es muß hervorgehoben werden, daß es die öffentliche Meinung in den Ententeländern gewesen ist, welche zuerst für die national-polnische Idee eingetreten ist. In Rußland war man auch jetzt nur zu Versprechungen geneigt, die keinen Schritt weiter gingen als die früheren. Bezeichnend für die russische Mentalität ist es, daß sie Haß nicht so sehr gegen Deutschland als gegen die Polen bekundete, denen man in den letzten Jahren so viel Konzessionen gemacht hatte. Hier tritt nun der Zwiespalt zwischen der Entente und Rußland klar zutage, Capasso zitiert als Beweis das Telegramm von Briand und Asquith an Stürmer v. 16. November 1916, in welchem sich die Entente als an der Seite Polens stehend zeigt.

7. Die russische Katastrophe und Polen. — Die Botschaft Woodrow Wilsons vom 22. Januar 1917, auch sie zum großen Teil das Verdienst der national-polnischen Propaganda, rückte dann endgültig die polnische Frage in den Brennpunkt der internationalen Interessen. Capasso entwirft in der Anmerkung ein Bild von der Zerrissenheit der in Amerika lebenden Polen, welche durch Russophobie oder Germanophobie, je nach ihrer engeren polnischen Heimat, denen in Europa glichen. Wilsons Pläne über den Zugang Polens zum Meer, welche die kühnsten Wünsche der polnischen Nationalisten übertrafen, feuerten in den konservativen und hakatistischen Kreisen Deutschlands die alten annexionistischen Träume wieder an. Die Antworten Deutschlands und Rußlands an Wilson wichen einer Erklärung über das neue polnische Programm aus, auch die Entente selbst war zu einer gewissen Reserve gezwungen. So konnten z. B. die italienischen Delegierten in Moskau, Petersburg und Kiew offen ihre Sympathien für Polen ausdrücken, während die französischen und englischen ein vorsichtiges Schweigen bewahrten. Diese Schwierigkeit machte sich auch in der Arbeit der Kabinette geltend, ebenso war die Haltung Dmowskis dadurch unsicher geworden. Für die Polen waren die politischen Organisationen in Lausanne ein wichtiges Mittel, Vorfragen offen zu besprechen, solange in Polen selbst Meinungsfreiheit noch nicht möglich war. — Die bürgerliche Revolution in Rußland wurde in England mit Vorsicht, in Frankreich mit

Enthusiasmus betrachtet, Dmowski hatte große Schwierigkeiten, dort seinen Standpunkt, das demokratische Rußland würde nicht von langer Dauer sein, klarzumachen. Die Versprechungen der Sowjets, wie die kurz darauffolgenden der provisorischen Regierung hatten imponiert, um so mehr, als gleichzeitig Kerenskij einen Ausschuß bildete zur Liquidation der polnischen Streitfragen. Die Aufnahme in Polen war besonders in Arbeiterkreisen begeistert. Emmy Haertel.

Wanda Bobkowska: Pestalozzi in Polen. — Pologne Littéraire Nr. 13.

Pestalozzi hat auf die Reform der polnischen Volksschule eingewirkt, die im damals preußischen Anteil Polens 1803 begann — der Inspektor Jeziorowski fuhr nach der Schweiz, um sich bei Pestalozzi Rat zu holen — zuerst mit der Errichtung des Posener Lehrerseminars (1804) in die Erscheinung trat und im Herzogtum Warschau ihre Fortsetzung fand. Unter der Russenherrschaft war den Pestalozzischen Ideen bald ein Ende beschieden. Andere Grundsätze herrschten im Elementarschulwesen als die der freien Schweiz und ihres menschenfreundlichen Lehrmeisters.

Otto Forst-Battaglia.

Zygmunt Zborucki: Euzebjusz Czerkawski i galicyjska ustawa szkolna z 1867 r. (Eusebius Czekalski und das Galizische Schulgesetz von 1867.) — Minerwa Polska Bd. 1 (1927), S. 371—387.

Der polonisierte Ruthene Czerkawski hatte am Zustandekommen des Gesetzes, durch den der galizische Landtag die polnische Sprache im Schulwesen zur herrschenden machte, eine wichtige Rolle. Zborucki schildert sie nach den stenographischen Protokollen. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Łempicki: Z dziejów szkolnictwa lekarskiego w Polsce. (Aus der Geschichte des medizinischen Schulwesens in Polen.) — Minerwa Polska Bd. 1 (1927), S. 174—182.

Inhaltsangabe und ausführliche Besprechung der fünf Bände des Archiwum Historji Filozofji Medycyny oraz Historji Nauk Przyrodniczych, die in Posen in den Jahren 1924 bis 1926 unter der Redaktion des Professors Adam Wzrosek erschienen sind und eine Fülle wertvollen Materials bergen.

Otto Forst-Battaglia.

Mickiewicz und Słowacki. — Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 3. S. 362—368.

Olga Pinto: Le poesie orientali di Mickiewicz e di Słowacki. — Die beiden polnischen Dichter zollten dem Geist ihrer Zeit Beifall, indem auch sie sich durch die orientalischen Neigungen der Romantik zu orientalischen Dichtungen haben anregen lassen; es ist aber nur eine sehr kleine Anzahl von Gedichten, welche hiervon Zeugnis ablegen. — Mickiewicz hat selbst den Orient nie bereist, wahrscheinlich haben ihn aber die zwei polnischen Orientalisten J. Sękowski und Alessandro Chodzko in Petersburg für ihr eigenes Studiengebiet zu interessieren gewußt und zu seinen drei orientalischen Dichtungen: Szanfary, Farys und Almotenabbi angeregt. Etwas vom Hauche des Orients war bereits in seinen Sonetten aus der Krim zu spüren. „Szanfary“ ist eine sehr gelungene Umschreibung einer arabischen, vorislamitischen Dichtung gleichen Namens, welche von dem Orientalisten Sylvestre de Sacy in seine „Cresthomatie arabe“ aufgenommen worden war. Es war für Mickiewicz eine Federprobe zu der in bewunderungswürdiger Weise dem arabischen Geist nachempfundenen Dichtung „Farys“. Sie ist von einem Freunde des Sohnes von Mickiewicz,

Gamali Effendi, ins Arabische übersetzt worden und macht in dieser Übersetzung ganz den Eindruck einer arabischen Originaldichtung. Das letzte der drei orientalischen Gedichte „Almotenabbi" ist das am wenigsten gelungene. Auch ist es einem französischen Text, und zwar einer der Dichtungen aus der „Anthologie arabe" von Grangeret de la Grange, nachgedichtet.

Słowackis orientalische Dichtungen lassen sich zwei bestimmt abgegrenzten Perioden zuweisen, die Gedichte: Szanfary, Arab und Mnich und kleinere Fragmente entstanden vor seinen eigenen Orientreisen, die Meisterdichtung „Ojciec zadżumionych" und die kleinen Gedichte „Piramidy" und „Pieśń na Nilu" nachher. In Szanfary, Arab und Mnich lebt Byrons Giaur wieder auf, es ist immer wieder derselbe misanthropische Grundtyp verkörpert, welcher durch ein Leben in wilder Freiheit sich von den Menschen entfernt. Olga Pinto zitiert die Worte Sigmund Kasińskis aus dem „Tygodnik literacki" vom Jahre 1841 über den „Ojciec zadżumionych" und schließt sich dessen Urteil an, daß diese Dichtung die ganze Größe Słowackis erkennen läßt. Emmy Haertel.

Die Słowackiliteratur des letzten Jahrzehnts. — Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 3. S. 352—361.

Giovanni Maver: Juljusz Słowacki nell' ultimo decennio. — Maver beabsichtigt nicht, einen Überblick über die gesamte Słowackiliteratur des letzten Jahrzehnts zu geben, sondern hat aus der Masse der Neuerscheinungen nur diejenigen ausgesucht zur Besprechung, welche die Słowackiforschung durch neues Material bereichert haben. Es wäre verfehlt, anzunehmen, daß das außerordentlich lebhafte Interesse für Słowacki, das sich in dieser Fülle von Literatur über ihn äußert, etwa eine neue romantische Welle in Polen andeute, eine Rückkehr zur Ideenwelt Słowackis, vielmehr kann man annehmen, daß der Słowackikult langsam zu ebben beginnt, während unverändert der von Mickiewicz auf der gleichen Höhe geblieben ist. Durch eine Reihe von Jahren hat noch die Jahrhundertfeier für Słowacki vom Jahre 1909 in der literarischen Welt nachgezittert, und die rätselhafte Natur einiger seiner Werke verlockt auch jetzt immer wieder zum Aufspüren der „Quellen" und zur Deutung symbolischer und allegorischer Textstellen. Durch die Forschungen der Kleiner, Pawlikowski, Grabowski, Kridl, Ujejski, Chrzanowski u. a. ist es gelungen, bis in die kleinsten Einzelheiten Licht zu tragen.

1. — Ausgaben.

Die erste Stelle unter den Słowackiausgaben nehmen die „Dzieła wszystkie" unter der Redaktion von J. Kleiner (Lwów, Wydawnictwo Zakładu Im. Ossolińskich, 1924—1925) ein, von denen bisher die Bände 1, 3, 4 und 10 erschienen sind. Diese Ausgabe verfolgt den Zweck, die Lücken der zehnbändigen kritischen Ausgabe der Werke Słowackis von Gubrynowicz und Hahn zu schließen durch Einbeziehung sämtlicher Forschungsergebnisse der letzten Jahre, und soll nach der Ansicht Kleiners eine „editio non varietur" darstellen. Obgleich nach der Meinung Mavers eine derartige Absicht an und für sich kaum zu verwirklichen ist, um so mehr als der chaotische Zustand der Słowackischen Manuskripte noch erschwerend hinzukommt, gibt er zu, daß allein das Vorwort der Ausgabe mit den Ausführungen über die bei der Herausgabe irgendwelcher gesammelten Werke überhaupt anzuwendenden Methoden vorbildlich ist, und daß man schwerlich, auch außerhalb Polens, eine Gesamtausgabe von gleicher Gediegenheit und Vollständigkeit antreffen wird.

Vielleicht ist sie sogar zu vollständig. Wenn nämlich Kleiner im Vorwort (S. XI) bemerkt, einer der Hauptzwecke dieser Ausgabe läge darin, in manchen der Werke eine größere Einheitlichkeit zu rekonstruieren, sowohl „da, wo der Dichter selbst sie wirklich bewahrt hat, wie auch da, wo sie von ihm nur geplant war", so scheint das in gewissem Widerspruch zu stehen mit der genialen Unordnung, die vielfach bei Słowacki herrscht. Jedenfalls hat Słowacki die eigene Absicht, ein philosophisches Werk von

organischer Struktur und klar gegliederter Komposition zu schaffen (S. XIII), nicht verwirklicht. Maver fände es für richtiger, wenn die Aufgabe der kritischen Forschung, welche bestrebt sein muß, in die mystische Philosophie Słowackis die dort fehlende Klarheit hineinzutragen, nicht zugleich auch als Aufgabe einer kritischen Ausgabe betrachtet worden wäre. — Gegenüber diesem Zuviel der Kleinerschen Ausgabe ist ein Mangel sehr zu beklagen, nämlich das Fehlen von Słowackis Briefwechsel und seinen Memoiren. Maver bedauert diese Lücke um so mehr, als die Ausgabe der Słowackibriefe von Meyet längst vergriffen ist. Dahingegen ist es zu billigen, daß Kleiner in seiner Ausgabe die von Słowacki bei Lebzeiten veröffentlichten Werke von den nach seinem Tode herausgegebenen getrennt hat, die letzten 9 Bände der Ausgabe sollen die posthumen Werke enthalten. Nach der Ansicht Mavers sind bei den kritischen Bemerkungen zu den einzelnen Werken, wo Kleiner die Professoren Ujejski und Czubek als Mitarbeiter gehabt hat, durch die Fülle der hineinbezogenen Quellenkritik, genetischer Studien usw. gelegentlich die Grenzen überschritten worden, innerhalb deren eine Gesamtausgabe zu denken ist. — Sehr wertvoll sind die von Hahn jedem Band beigegebenen bibliographischen Hinweise, welche nicht nur alle Veröffentlichungen, Bücher wie Zeitschriften- und Zeitungsartikel über Słowacki enthalten, sondern auch Angaben der Übersetzungen, Photographien usw. Es ist aber zu bedauern, daß man in den Angaben zu den Dramen Słowackis sehr wenig erfährt über ihr Schicksal auf ausländischen Bühnen. Es fehlen Auskünfte darüber, wenn Aufführungen, z. B. in Paris, Prag u. a. O., genannt werden, zu wie vielen Aufführungen es gekommen war. Alles in allem gewinnt man aus den vorhandenen Angaben den Eindruck, daß es den Dramen Słowackis nicht gelungen ist, sich auf den Bühnen des Auslands einen Platz zu erobern.

Eine Ausgabe von seltener Schönheit ist der von Jan Gw. Pawlikowski vollständig kommentierte „Król-Duch" (Lwów, Altenberg, 1924—1925, str. 608), der in typographischer Hinsicht ein Meisterwerk darstellt. Pawlikowski betätigt sich vorzugsweise exegetisch und läßt Fragen nach Entstehung und ästhetischem Wert beiseite. Eine enorme Arbeit muß die textkritische Sichtung erfordert haben bei den unzähligen Varianten zum Król-Duch und der Unleserlichkeit der Handschriften.

Kleiner hatte, noch vor Beginn der Gesamtausgabe, durch die Ausgabe des Beniowski (Kraków, Biblioteka Narodowa, Nr. 13/14, 1923) der Słowackiforschung einen wertvollen Beitrag gegeben; sie enthält ein Vorwort mit Ausführungen über Entstehung und Bedeutung des Beniowski und ein reiches Kommentar. Maver erwähnt lobend auch die anderen Einzelausgaben Słowackischer Werke in der von Kott redigierten Biblioteka Narodowa, welche sämtlich hinsichtlich des Textes vollkommen verläßlich und mit guten Vorbemerkungen und Kommentaren versehen sind, wenn auch da und dort der Gegenstand etwas trocken behandelt und der persönliche Geschmack des Herausgebers zu sehr betont ist.

Schließlich erwähnt er noch anerkennend die Veröffentlichung des französischen Originaltextes „Le roi de Ladawa" (Warszawa, Wydawnictwo towarzystwa naukowego warszawskiego, 1924) durch Manfred Kridl.

Emmy Haertel.

Stefan Kołaczkowski: Un grand publiciste politique Juljan Klaczko. — Pologne Littéraire Nr. 13.

Lebensabriß des außerhalb Polens schier vergessenen Publizisten, Gelehrten und Politikers, der einst in Paris Napoleons III., dann als Hofrat im k. u. k. Außenministerium, zuletzt als galizischer Politiker eine große Rolle in der Welt gespielt hatte. Der Mann ist so interessant wie sein Werk. Sproß einer Rabbinerfamilie aus Wilna, frühe zum Katholizismus bekehrt und von den Seinen gebannt, Schüler deutscher Universitäten, beinahe zum deutschen Professor geworden, Agent des Fürsten Czartoryski, Mitarbeiter an der „Revue des Deux-Mondes", Beusts Widersacher am Wiener Ball-

hausplaß, Abgeordneter; Kunstkritiker in den „Causeries florentines" (die neben den Werken eines zweiten Polen, Chlędowskis, ihren Rang behaupten), politischer Historiker in einer geistvollen Streitschrift gegen Bismarck: mit diesen Stichworten läßt sich der Lebenslauf Klaczkos nur andeuten. Kołaczkowski hätte gut getan, sich damit zu begnügen und nicht in einer internationalen Revue über polnische Literatur doppelt ungehörige Ausfälle gegen die deutsche Politik den Tatsachen anzureihen.

Otto Forst-Battaglia.

Mieczysław Smolarski: Artur Górski. — Tęcza 1928, Nr. 9.

Eine panegyrische Skizze über den einst berühmten, heute fast vergessenen Kritiker Górski, der vor zwei Jahrzehnten durch sein leidenschaftliches Mahnwort den Weg aus positivistischer Niederung ins Hochland der freien Seele zu finden, durch das wundervolle Buch „Montsalwat" die Gemüter erschüttert hatte, seither aber nichts Ebenbürtiges schrieb. Weder seine Untersuchungen über die Kultur „Na nowym progu", noch die Fragment gebliebene Geschichtsphilosophie von „Ku czemu Polska szła" haben den hinreißenden Rhythmus eines Jugendwerkes, das weniger kraft der — nicht vorhandenen — Originalität seiner Gedanken, als durch die künstlerische Form seinen Ruhm erwarb. Als Kritiker ist Górski ein nicht zu überschäßender und nicht überschäßter Epigone der Romantik. Dagegen wird man, mit Smolarski, die „Klechdy", Märchen für große Kinder, eine Lese aus der Welternte phantastischer Saat, als ein schönes Buch lieben und bewundern. Das Drama „Śluby" halte ich hinwiederum für verfehlt und für ein abklingendes Echo der Żeromskischen „Róża".

Otto Forst-Battaglia.

Henryk Elzenberg: Wacław Berent. — Enrico Damiani: Il capolavoro die Berent. — Rivista di letterature slave. Anno 2. 1927, 2. S. 214—219.

Berent nimmt, nach der Meinung Elzenbergs, bei weitem noch nicht die Stellung ein in der Schäßung seiner Landsleute, welche ihm gebührt. Einsam, wie ein Eremit, und unbekümmert um politischen Tageslärm, lebt und schafft er. Man hat ihn deshalb des öfteren mit Flaubert verglichen. Es ist zu verstehen, daß eine solche Persönlichkeit in einer von lebhaften politischen Instinkten bewegten Nation leicht übersehen werden kann, und doch schäßt ihn E. ein als den größten Prosaiker des modernen Polens und einen der tiefsten Denker und Beobachter. E. sieht in Berent den Dichter, welcher am tiefsten erfaßt ist von dem Tragismus der Dekadenz, wie sie sich am Ende des 19. Jahrh. seinen Blicken bietet. Seinen Roman „Próchno" nennt er die Iliade der Dekadenz. Neurose, eine erschlaffende Erotik, das Losgerissensein des Dichters aus dem kollektiven Leben, ein Hinsehnen zum Nirvana: das alles ist mit den Nerven eines Huysman oder Strindberg erlebt und in homerischer Ruhe und Plastizität wiedergegeben. Die 15 Jahre später geschriebenen „Żywe kamienie" sind im Grunde eine Wiederholung desselben Themas; auch hier treten Künstler auf, welche, von der menschlichen Gemeinsamkeit abgetrennt und ihrem eigenen Dämon überlassen, schaffen. E. bewundert die raffinierte Ausdrucksfähigkeit der Sprache, welche Berent hier erreicht hat. Die Rolle, welche die Lektüre der „Divina Commedia" in diesem Roman spielt, scheint E. einem Lichtstrahl gleich: die dekadente Dichtung sieht sich gegenübergestellt einer Kunst, welche von keinem Wurm im Innern angenagt ist.

Damiani weist auf eine Studie über Berent von Edward Porębowicz hin, die in der von Lam herausgegebenen „Polska Literatura współczesna" (Poznań, Warszawa usw. Księg. Św. Wojciecha. 1924) erschien und die einzige Quelle ist, aus der man für Berents „Żywe kamienie" einen wertvollen Kommentar gewinnen kann. D. hebt die künstlerische Form der Erzählung

hervor, in der abstrakte Ideen eingekleidet werden in Bilder, welche konkreten Erscheinungen gleich mit den feinsten Sinnen erfaßt sind.
Emmy Haertel.

Aurelja Wyleżyńska: Jan Parandowski et ses „Deux Printemps". — Pologne Littéraire Nr. 17.

Parandowski ist ein glanzvoller Essayist und eine der Koryphäen der neuen polnischen Prosa. Während andere Stenogramme stammeln, baut er, an klassischem Muster geschult, kunstvolle Perioden; formt er schlichte, eindringliche Säße. Seine „Mythologie" ist ein bemerkenswertes Kunstwerk, denen die Reiseeindrücke aus Hellas ebenbürtig zur Seite stehen. Wileżyńska spendet denen, nach kurzer Analyse des Inhalts und Hinweis auf die Meister Parandowskis in Polen (Zieliński, Witwicki, Przychodki) das übliche Lob. Nichts weiter. So muß hier nachgetragen werden, daß dieses wunderschöne Buch ohne Renan, Taine, Barrès nicht möglich gewesen wäre, deren griechischen Impressionen es viel dankt und daß es dem Buch des Abbé Bremond ähnelt. Otto Forst-Battaglia.

Stanisława Jarocińska-Malinowska: Lady Paradox des lettres polonaises. Marie Jehanne Wielopolska. — Pologne Littéraire Nr. 13.

Der Typus eines ästhetisch-kritischen Salongeredes, dem in einer Frauenzeitschrift eher der Plaß gebührte als in der „Pologne Littéraire". Die Wielopolska ist bei weitem überschäßt. Ihr portraitgetreues literarisches Bildnis unterscheidet sich von dem hier gezeichneten so sehr wie die Sprache, in dem es geschrieben wurde vom französischen Französisch.
Otto Forst-Battaglia.

zc.: Poduczonek Kallenbach czyli nauka i charakter. (Der gelehrte Kritikaster Kallenbach oder Wissenschaft und Charakter.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 1.

Geschmackloser und brutaler Angriff gegen den ehrwürdigen Literaturhistoriker Kallenbach, dessen Aufsaß über eine Urschrift der slowackischen „Balladyna" zum Anlaß dient, auf ein paar (sicherlich zutreffende und leicht zu vermehrende, doch durchaus nicht tragische) Versehen in Kallenbachs Mickiewicz-Biographie Anpöbelungen des ausgezeichneten Gelehrten und der beiden hervorragendsten polnischen Literaturgeschichtsforscher Chrzanowski und Kleiner folgen zu lassen. Das alles unter dem Schuß der Anonymität. Otto Forst-Battaglia.

Janusz Herlaine: Les œuvres traduites en français. — Pologne Littéraire Nr. 15.

Fragmentarische Übersicht der bereits erschienenen und noch vorbereiteten Überseßungen von wesentlichen Werken der polnischen Literatur ins Französische. Otto Forst-Battaglia.

SCHLESIEN

Alte Einkunftsregister des Breslauer Domkapitels. — Schlesische Geschichtsblätter 1927, Heft 1, S. 19—22.

Joseph Gottschalk weist darauf hin, daß die Einkünfte der Breslauer Bischöfe im 14. Jahrh. durch den Liber fundationis episcopatus

Vratislaviensis (edid. H. Markgraf u. W. Schulte 1889 als Bd. 14 des Cod. dipl. Sil.) genügend bekannt sind (vgl. auch Schulte in den „Quellen zur Gesch. der Besitzverhältnisse des Bistums Breslau" in den „Darstellungen und Quellen zur schles. Gesch." 1907, Bd. 3, S. 172—279). Es ist dort wohl auch nach den beiden päpstl. Schutzurkunden für das Bresl. Bistum v. 23. Aug. 1155 u. 9. Aug. 1245 der Eigenbesitz des Domkapitels verzeichnet, aber der sich über alle Teile des Bistums erstreckende Zehntbesitz ist nur summarisch erwähnt.

Es gibt aber Hinweise, daß auch das Domkapitel ein ähnliches Verzeichnis seiner Einkünfte besessen hat. So hat Bischof Heinrich in den Synodalstatuten v. 1. Sept. 1316 jedem Prälaten oder Domherrn die Anfertigung eines schriftlichen Verzeichnisses aller Besitzungen und Einkünfte auferlegt (vgl. Lib. fund. S. LXXXVI Anm. 2). In einem Vidimus v. 8. Nov. 1457 wird ein solches „antiquum registrum dicte ecclesie Wratislaviensis, eius fructus, redditus et proventus in se continens" erwähnt (ibid. Anm. 3) und auch sonst noch (Schulte l. c. S. 182, Anm. 5; Joh. Heyne: Gesch. d. Bistums u. Hochstifts Breslau, 1860, Bd. 1, S. 636, Anm. 1). Doch dieses alte Register der Domkapitels-Einkünfte ist bisher unauffindbar geblieben.

Von Bischof Thomas von Breslau (v. 15. Juli 1271, vgl. Reg. 1365 im Cod. dipl. Sil. VII, 2) erfahren wir, daß diese Einkünfte damals meist um Militsch und Pitschen lagen. Die alten Einkunftsregister hätten daher für die dortige Orts- und Siedlungsgeschichte besonderen Wert. Ein Bruchstück hat sich wenigstens für die Zehnteinkünfte um Kreuzburg und Pitschen erhalten: datiert v. 1488, scheint es auf ältere Verhältnisse zurückzugehen und ist anhangsweise am Schlusse des Lib. fund. mitgeteilt, dagegen enthält der Lib. fund. für Militsch nur die bischöfl. Einkünfte, sonst nur den allgemeinen Hinweis: „alias villas habet capitulum". Erst spät, aus dem 17. Jahrh., haben wir genauere Nachrichten in der Papierhs. IIIa 17 des Diözesanarchivs (vgl. Schulte l. c. S. 183). Schon der genannte Joh. Heyne hatte (l. c. Bd. I, S. 624—664) allerdings die Hs. benützt und inhaltlich mitgeteilt, doch versetzte er sie ins 14. Jahrh., während die auf ein „antiquum registrum" sich berufenden Angaben verschiedenen Zeiten entstammen. Die Zehntverzeichnisse geben anscheinend die älteste Form wieder, die Abgaben, Hufenzahl usw. bei den Eigendörfern aber gehen auf c. 1600. Oft ist dabei auf Zeitereignisse angespielt, so z. B. auf Sigismund II. (1569 bis 1579) als den Freiherrn von Kurzbach, in der Bemerkung, daß zur Dompropstei auch die Feldzehnten von 45 Dörfern und Städtchen um Militsch gehören, die der Freiherr von Kurzbach gewaltsam beschlagnahmt hätte. Doch waren diese 45 Orte nicht aufgezählt. Der Verf. hat nun eine Abschrift mit den Namen dieser Orte entdeckt, zurückgehend auf einen Prozeß zwischen Domkapitel bzw. dessen Lehnsträgern, den Gebrüdern von Werder, und dem Frh. v. Kurzbach in den Jahren 1574—1582, dessen Akten in einem Bande des Bresl. Staatsarchivs (Rep. 45, Standesherrschaft Militsch I, 1d) vorliegen. Hier spielt ein Teil des alten Einkunftsregisters nach dem Muster des Lib. fund., zweifellos ins 14. Jahrh. zurückgehend, eine im Prozeß umstrittene Rolle: hier sind die 45 Orte um Militsch verzeichnet. Die Veröffentlichung des Fragmentes soll später in größerem Zusammenhang erfolgen. „Falls in Urkunden oder Akten Hinweise auf ein solches Register gefunden werden, oder sogar Auszüge aus solchen, wird deshalb um gefl. Mitteilung an das Staatsarchiv Breslau XVI, Tiergartenstr. 13, gebeten."

Erdmann Hanisch.

Eine Doppelgängerin in der Stammtafel der Liegnitz-Brieger Piasten. — Schles. Geschichtsblätter 1927, Nr. 1, S. 1—6.

Adolf Schaube weist in dieser Abhandlung nach, daß die Angabe in der Ausgabe der Stamm- und Übersichtstafeln d. Schles. Fürsten von

zwei Enkelinnen Georgs II. (Grotefend X, 36 u. X, 35a):

„als Kind Joachim Friedrichs: Barbara * 1586 Febr. 18
† 1586 April 15"

und

„als Kind Johann Georgs: Barbara * 1584 oder 1585
† jung"

falsch ist. Auf Grund der Leichenpredigt David Hubers auf die Witwe Friedrichs IV. von Liegnitz († 1616) und zweier Schreiben (der Markgräfin Katharina v. Brandenburg, Gemahlin des Administrators zu Halle, v. 18. IV. 1586 an die Herzogin Barbara und des Kondolenzschreibens Herzogs Friedrichs IV. v. 23. IV. aus Liegnitz an den Vater Hans Georg) ergibt sich, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der verschiedenen Kalenderrechnung, daß das von Grotefend angenommene Töchterlein Joachim Friedrichs nicht existiert hat, sondern die eine Barbara die Tochter Johann Georgs war.

Erdmann Hanisch.

Oppeln-Ratiborer und Teschener Landesordnungen (16. Jahrh.) — Schlesische Geschichtsblätter 1928, Nr. 2, S. 44—48.

J. Pfitzner gibt hier dem deutschen Leser eine sehr dankenswerte Zusammenfassung der gleichnamigen Arbeit („Zemská zřízení opolsko-ratibořské a těšinské", Sonderabdruck aus „Sbornik věd právních a státních" 1922) des Prager Rechtshistorikers J. Kapras. Erdmann Hanisch.

OSTEUROPA-INSTITUT IN BRESLAU

JAHRBÜCHER FÜR KULTUR UND GESCHICHTE DER SLAVEN

IM AUFTRAGE DES OSTEUROPA-INSTITUTS
HERAUSGEGEBEN VON

PAUL DIELS-BRESLAU, FELIX HAASE-BRESLAU, ERDMANN HANISCH-BRESLAU, ROBERT HOLTZMANN-HALLE, JOSEF MATL-GRAZ, HEINRICH FELIX SCHMID-GRAZ, KARL STÄHLIN-BERLIN, KARL VÖLKER-WIEN, WILHELM WOSTRY-PRAG

SCHRIFTLEITUNG:

ERDMANN HANISCH

*

N. F. BAND IV, HEFT IV

1928

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU, RING 58, UND OPPELN

I
ABHANDLUNGEN

DIE DEKABRISTEN IN IHRER BEZIEHUNG ZU WESTEUROPA

(Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung des Dekabristenaufstandes vom 14./26. Dezember 1825.)

(Fortsetzung.)

Von

Dr. Eugenie Salkind (Berlin).

Drittes Kapitel.
Die Geheimbünde der Dekabristen.

I.

Hat das Verweilen in Westeuropa den geistigen Horizont der Dekabristen erweitert, so wurde jetzt, nach der Heimkehr der Garde, der Stumpfsinn des alten Kasernenlebens, die Enge der einheimischen Verhältnisse doppelt schwer empfunden[1]). Das öffentliche Leben in Petersburg nahm nach 1815 einen düsteren Charakter an. Es begannen die Jahre der Reaktion, die im Zeichen der fast unumschränkten Herrschaft des allmächtigen Arakčeev verliefen. Die liberalen Anfänge der ersten Regierungsjahre Alexanders I. schienen vergessen zu sein. Der Kaiser war seit dem Kriege von 1812 von einer mystisch-religiösen Stimmung ergriffen worden, aus der auch die Idee der Heiligen Allianz entsprungen war; mit dieser Stimmung verband er noch eine fast krankhafte Vorliebe für das Militärwesen, die zu einer an Paul I. erinnernden Parademanie ausartete. Die zehn letzten Jahre der Regierung Alexanders ließen eine tiefe Kluft aufgähnen zwischen ihm und den gebildeten russischen Gesellschaftskreisen, die im Zeichen des Liberalismus zum selbständigen Denken erwacht waren[2]).

Den Dekabristen konnte die Eintönigkeit des Militärdienstes nicht mehr genügen. Man sehnte sich nach einer anderen Tätigkeit: der Ausweg war zunächst auf dem Wege der Selbstbildung geboten. Die jungen Russen wurden sich in Westeuropa der Unzulänglichkeit ihrer Bildung bewußt. So griffen jetzt viele zur Feder und zum Buch, um

[1]) S. Jakuškin: „Das Leben der Jugend in Petersburg i. J. 1815 wurde unerträglich. Es fiel uns schwer, dem leeren Petersburger Treiben zuzusehen, das Geschwätz der Alten anzuhören, die die gute alte Zeit lobten... Wir waren ihnen um 100 Jahre voraus" (Jakuškin, a. a. O. 5).

[2]) Über die Epoche der Reaktion und ihre Auswirkungen auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens s. u. a. Semevskijs vorzügliche Arbeit „Die politischen und sozialen Ideen der Dekabristen" (russ.), Pet. 1909, 78—198, auch Schiemann, „Geschichte Rußlands unter Nikolaus I.", I. Bd., Kap. IX.

die Lücken auszufüllen[3]). Das veränderte Wesen der Gardeoffiziere lenkte bald die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf sich[4]). Der Kommandeur des Gardekorps, I. V. Vasil'čikov, schrieb an den Stabschef, Fürsten P. M. Volkonskij: „In unserer Zeit haben nur wenige Zeitungen gelesen, keiner sprach über Politik; man war morgens im Dienst, und man amüsierte sich abends; nun ist aber Petersburg zu einem Kloster geworden... Daher kommt es bei jungen Leuten zu politischen Betrachtungen und Träumereien von einer Verfassung" Man hatte den Eindruck, als sei die ganze Jugend zu einem neuen geistigen Leben erwacht[6]). „Statt der Theaterkarten bestellte man jetzt Karten für die Leihbibliothek," erzählt der Dekabrist Rosen[7]). Man wunderte sich über die Kühnheit, mit welcher die jungen Leute über alles ihr Urteil abgaben[8]). Unter den Offizieren zeichneten sich die des Semenovschen Garderegiments durch ihre Bildung und Vielseitigkeit ihrer Interessen aus[9]). I. J. 1815 wurde von diesen Offizieren eine Art Arbeitsgemeinschaft gegründet: man las gemeinsam ausländische Zeitungen und diskutierte über Zeitereignisse. Trotz des politisch vollkommen harmlosen Charakters dieser Versammlungen wurden sie dennoch nach einigen Monaten von dem mißtrauisch gewordenen Kaiser verboten[10]).

Ein liberaler Geist herrschte in diesem Regiment; die körperlichen Strafen, damals eine übliche Erscheinung, wurden dort niemals angewandt[11]). Als fünf Jahre darauf (1820) infolge einer Demonstration der Soldaten, die als eine gefährliche Revolte ausgelegt wurde, das Regiment aufgelöst und die Offiziere in andere Regimenter versetzt wurden[12]), brachten sie den liberalen Geist überall

---

[3]) Vgl. Jakuškin, a. a. O. 7. Der junge Offizier Fürst Ščerbatov beklagt sich in einem Briefe an seine Schwester (i. J. 1817): „Der ganze Tag von 3 Uhr morgens bis 6 Uhr abends wird mit Exerzitien ausgefüllt" (Melgunov, „Ereignisse und Leute der Alexandrinischen Zeit" (russ.), Berlin 1923, 45).

[4]) Früher waren die Gardeoffiziere als das „leichtsinnigste Element" der Hauptstadt bekannt. Volkonskij schreibt über das Jahr 1806: „Damals glich mein Leben dem meiner Kameraden — leerer Zeitvertreib, nichts Vernünftiges," „Aufzeichnungen", a. a. O. 61.

[6]) Turgenev „Rußland und die Russen" I, 56.

[7]) Baron Rosen „Aufzeichnungen eines Dekabristen" (russ.), Pet. 1907, S. 46. Diese Bemerkung bezieht sich auf das Jahr 1822.

[8]) Turgenev, a. a. O. I, 56. Der französische Gesandte, Graf de Noailles, berichtet an seine Regierung i. J. 1817: „Der russische Offizier, der Untertan seines Monarchen, spricht über die Volksrechte und über die Freiheit wie ein Bürger der Vereinigten Staaten." (Sbornik Imperatorskogo Istoričeskogo Obščestva, 119, S. 292.)

[9]) Semevskij: „Der Aufstand des Semenovschen Garderegiments", a. a. O. 3.

[10]) Jakuškin, a. a. O. 5. Der Kaiser sollte dabei gesagt haben: „Die Zusammenkünfte dieser Art gefallen mir gar nicht."

[11]) Jakuškin „Zapiski", M. 1905, 25. So war es auch in den 37. und 38. Jägerregimentern, die unter dem Befehle v. Von Wiesen standen.

[12]) Die Revolte wurde durch die rohe und grausame Behandlung der Soldaten durch den neuen Obersten Schwarz hervorgerufen. Die eingehende Schilderung des Aufstandes s. im zit. Aufsatz v. Semevskij in „Byloe" 1907, Nr. 2 u. 3. Vgl. den Aufsatz des Dekabristen Ryleev in „Bibl. Dekabristov", Bd. III.

mit sich hin. In diesem Regiment befanden sich auch viele Dekabristen: die Brüder Murav'ev-Apostol, Trubeckoj, Jakuškin, Michail Bestužev-Rjumin[13]) u. a.

Die Freiheitsideen und der Aufschwung der geistigen Interessen, die von den Offizierskreisen ausgingen, teilten sich allmählich auch weiteren Kreisen mit und steckten die gesamte junge Generation an[14]). So hat das Verweilen im Auslande die Offiziere zu Pionieren der liberal-aufklärerischen westlichen Einflüsse gemacht: sie rissen das gebildete junge Rußland mit sich.

II.

Es ist nicht die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung, die Geschichte der russischen politischen Geheimbünde in den Jahren 1816 bis 1825 darzustellen. Vielmehr soll hier der Versuch gemacht werden, den Charakter dieser Bünde und ihre politischen Ziele klarzulegen und auch den Einfluß, den die entsprechenden westeuropäischen Institutionen, wie z. B. das Freimaurertum und der Tugendbund, auf sie ausgeübt hatten, zu untersuchen. Die äußeren Geschehnisse sollen nur insofern berührt werden, als es für die weitere Darstellung notwendig ist[15]).

Kurz nach der Rückkehr der Garde aus den Freiheitsfeldzügen fand die Gründung des ersten geheimen Dekabristenbundes — des „Bundes der Rettung" (Sojuz spasenija) statt[16]). Im Jahre 1816 zu Petersburg gegründet[17]), besaß dieser Bund zunächst kein ge-

---

[13]) Nach dem Aufstand der Dekabristen schrieb der Großfürst Konstantin Pavlovič an seinen Bruder, den Kaiser Nikolaus: „C'est l'empereur lui-même qui a gangrené l'armée" (durch die Versetzung der Semenovschen Offiziere in andere Regimenter), N. K. Šilder, Nikolaus I., Bd. I, Petersburg 1903, 319.

[14]) Vgl. den Brief Kachovskijs an Gen.-Adjutant Levašev, einen der Untersuchungsrichter: „Bei uns studieren unbemittelte junge Leute mehr als anderswo; viele haben ihren Abschied genommen und leben in ihren bescheidenen Landhäusern, studieren und suchen für den Wohlstand und die Aufklärung ihrer Bauern, die das Los ihnen anvertraut hat, zu sorgen. Wie oft begegnet man auch weit entfernt von der Hauptstadt Leuten mit wirklicher Bildung des Herzens und des Verstandes... Mit welcher Sehnsucht, mit welchem Eifer zerreißt unsere Jugend die Schleier, die die Wahrheit verbergen, und dringt in ihre Tiefe ein". „Aus den Briefen u. Aussagen d. Dekabristen", Borozdin, a. a. O. 16.

[15]) In deutscher Sprache s. die Schilderung der Ereignisse des 14. Dezembers und ihre vorhergehende Geschichte b. Schiemann, a. a. O., Bd. 1, 446—50 und 475—87. Die Bedeutung des Dekabristenaufstandes für das geistige und politische Leben Rußlands wird allerdings von Schiemann unterschäßt.

[16]) Dieser Bund wurde ursprünglich auch „Bund der wirklichen und treuen Söhne des Vaterlandes" genannt. S. Pestels Aussagen, Mater. Bd. IV, 100.

[17]) S. Trubeckojs Aufzeichnungen (russ.) Pet. 1906, 13, sowie seine Aussagen: Materialien I, a. a. O. 9. Dagegen weist Nikita Murav'ev auf Februar 1817, Pestel auf Januar 1817 hin (Mat. I, 305, und IV, 100). Dies ist wohl so zu verstehen, daß der Bund de facto bereits 1816 existierte, die offizielle Gründung mit Statuten etc. erst Anfang 1817 stattfand. Laut Jakuškin wurden die Statuten bereits 1816 von Pestel ausgearbeitet.

schlossenes politisches Programm; als sein unmittelbares Ziel nennt Pestel die Bauernbefreiung, Nikita und S. Murav'ev die Proklamierung der konstitutionellen Monarchie, S. Trubeckoj u. a. den Kampf gegen die Bestechlichkeit der Beamten, und Jakuškin die Entfernung der Ausländer, die einen zu großen Einfluß im Staate hatten[18]. Wahrscheinlich war der Bund, wie die obenerwähnte Semenovsche Arbeitsgemeinschaft, hauptsächlich aus dem natürlichen Bedürfnis seiner Mitglieder entsprungen, sich im geschlossenen Freundeskreise über alle interessierenden politischen und sozialen Fragen frei aussprechen zu dürfen. Seine Gründer waren: Alexander N. und Nikita M. Murav'ev, Matvej und Sergej Murav'ev-Apostol, Fürst S. Trubeckoj und I. Jakuškin. Später gesellten sich zu ihnen Pestel, von Wiesen (Von-Vizin) u. a. In diesem ersten Dekabristenbund sehen wir also bereits einige bedeutende Vertreter der Dekabristenbewegung[19]. Im Laufe der Jahre 1816—17 hat der „Bund der Rettung" bestimmtere Formen angenommen. Eine fertige Form der äußeren Organisierung boten die zu dieser Zeit sehr verbreiteten Freimaurerlogen.

Die Freimaurerei, die von der 1717 in London gegründeten Großloge ausgegangen ist, hat bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. in Rußland Eingang gefunden[20]. Der Charakter des Freimaurertums wurde von den Prinzipien des Selbstvervollkommnungsstrebens und der höheren Menschenliebe idealistisch gefärbt[21]. Am Ende der Regierung Katharinas II., als die Reaktion und die Bekämpfung der westeuropäischen Einflüsse auf allen Gebieten eintraten, wurde auch die, eine rasche Entwicklung nehmende, russische Freimaurerei verboten, doch in den ersten Tagen Alexanders erlebte sie einen neuen Aufschwung[22]. Viele alten Logen lebten auf, viele wurden aufs neue ins Leben gerufen. Die 1815 gegründete Großloge Astrea zählte bereits 1817 zwölf Logen in ihrem Bunde, von diesen befand sich etwa die Hälfte in Petersburg[23].

Die Freimaurerlogen boten den russischen Gebildeten zu dieser

---

[18] S. die Aussagen von Pestel (Mater. Bd. IV, S. 80), Nikita Murav'ev (ib. Bd. I, S, 305), S. Murav'ev-Apostol (ib. Bd. IV, 256), Trubeckoj (ib. Bd. I, S. 9), Jakuškin (ib. Bd. III, 49).

[19] Die ausführliche Geschichte dieses Bundes s. in den Aussagen N. Murav'evs und Pestels (Mater., a. a. O., I, 305, und Mater. IV, S. 100 ff. Vgl. die Darstellung Semevskijs „Die soziale Bewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts", Pet. 1905, Bd. I (russ.).

[20] Nach Pypin i. J. 1731, s. seine „Materialien zur Geschichte der Freimaurerlogen", „Vestnik Evropy", 1872, Jan. (russ.).

[21] S. Wilh. Begemann, „Vorgeschichte und Anfänge der Freimaurerei in England", Berlin 1909, Einleitung 14—16. Nach B. trat der ideologische Inhalt der Freimaurerei erst viel später hinzu, ursprünglich hatten die Logen nur die Bedeutung von Klubs.

[22] Über die Freimaurerei in Rußland s. Pypin. „Materialien zur Geschichte etc.", a. a. O., und Semevskij „Dekabristy — masony" (Die Dekabristen — Freimaurer), „Minuvšie Gody", 1908, N. 2 u. 3.

[23] S. „Tableau général de la grande loge Astrée et de douze loges de sa dépendance". Pet. 1817, zit. von Pypin a. a. O. 312. Die Statuten der Loge Astrea sind von Bogdanovič, a. a. O., VI. Bd. Anhang S. 49, veröffentlicht worden.

Zeit fast die einzige legale Möglichkeit, sich selbständig, und sei es auch nur auf Gebieten der Wohltätigkeit, betätigen zu dürfen. Auch übte die ideelle Seite der Freimaurerei eine große Anziehungskraft aus: „Damals war die Freimaurerei sehr beliebt," erzählt Fürst Trubeckoj in seinen Aussagen, „Alexander Murav'ev (Mitglied des Bundes der Rettung) ..., ein Mensch mit feuriger Empfindungskraft, enthusiastischer Seele, sah in der Freimaurerei die höchste Errungenschaft des menschlichen Geistes; er schlug uns allen vor, Freimaurer zu werden[24])." In Wirklichkeit waren aber bereits die meisten Mitglieder des „Bundes der Rettung" — Pestel, Alexander und Nikita Murav'ev, S. Murav'ev-Apostol, Trubeckoj und Volkonskij — gerade in den Jahren 1816—18 Freimaurer[25]). Die Begeisterung für die Freimaurerei war aber nicht von langer Dauer: bereits i. J. 1818 haben die meisten Dekabristen die Freimaurerlogen verlassen[26]). Der Grund dafür ist in der Verschiedenheit der Weltanschauungen zu suchen.

Die politischen Anschauungen der Freimaurer trugen einen monarchistisch-loyalen Charakter. Stand es doch in den Statuten der Loge Astrea: „Der Freimaurer ist ein ergebener und treuer Untertan seines Fürsten und seines Vaterlandes"[27]). Auch waren die Freimaurerlogen von der Regierung viel zu streng überwacht, um eine weitreichende aufklärerische Arbeit leisten zu können[28]). Die Arbeit der Freimaurer auf dem Gebiete der Wohltätigkeit erschien den Dekabristen, die soziale und politische Reformen erstrebten, viel zu unbedeutend, um als wichtige Lebensaufgabe betrachtet zu werden. Endlich fühlten sich auch viele von dem dunklen Mystizismus und den komplizierten Riten, die mit dem Wesen des Freimaurertums eng verknüpft waren, abgestoßen. So verließen die Kühnsten und Talentvollsten diesen einst aufklärerisch tätigen, jetzt zur Spielerei der Müßigen entarteten Orden, um politische Geheimorganisationen zu gründen. Das Freimaurertum blieb aber nicht ohne Einfluß auf die

---

[24]) S. Trubeckojs Aussagen, Materialien I, a. a. O. 23—24.

[25]) Trubeckoj hat in der Untersuchungshaft sein Freimaurertum geleugnet Mater. I, 24); es steht jedoch fest, daß er von 1816—1819 in der Loge „Der 3 Tugenden" in Petersburg Mitglied war. (Dovnar-Zapolskij: „Memoiren der Dek.", a. a. O. 74, und Semevskij, a. a. O. 290.) Pestel war bereits 1812 Freimaurer in der Loge „Des amis réunis" und ging 1817 in die der „Drei Tugenden" über, weil dort die russische Sprache und nicht die französische gebräuchlich war (Pestels Aussagen, Mater. Bd. IV, 45—46). Über Volkonskij s. seine Memoiren a. a. O. 403. Über Murav'ev und Murav'ev-Apostol s. Semevskij, a. a. O. 289—290. Freimaurer waren auch Küchelbecker (in der Loge „Des gewählten Michael" der Großloge Astrea bis 1822), s. seine Aussagen: Mater. II, 145, Alexander N. Murav'ev in der Loge der „Drei Tugenden" in Petersburg (Murav'evs Aussagen Bd. 3, Mater. 20), Sachovskoj, Lopuchin etc. (Jakuškins Aufzeichnungen, Moskau 1905, 24—25), u. a.

[26]) S. die Materialien zur Geschichte der Freimaurerlogen, Pypin, a. a. O. 601—602.

[27]) Die Gesetzgebung der Großloge Astrea, Pet. 1815, Bd. II, 99. Zit. von Semevskijs, a. a. O. 323.

[28]) Vgl. Semevskij 352 und Jakuškin, „Aufzeichnungen", Moskau 1905, 63. Aber auch die im Grunde harmlose Tätigkeit der Freimaurer konnte von der Regierung, die jeder sozialen Arbeit der Gesellschaft mit Mißtrauen begegnete, nicht lange geduldet werden: 1822 wurden die Freimaurerlogen verboten.

Dekabristenbewegung. Dieser Einfluß machte sich zunächst rein äußerlich in den Freimaurersitten und -bräuchen bemerkbar, die in den „Bund der Rettung" mit übernommen wurden. Die Statuten des Bundes, deren Ausarbeitung P. Pestel unter Mitwirkung der Fürsten Trubeckoj, Dolgorukij und Šachovskoj[28*]) anvertraut wurde, waren im freimaurerischen Sinne verfaßt[29]): die Mitglieder wurden in „Bojaren", „Männer" und „Brüder" eingeteilt — eine Rangordnung, wie sie in den Logen üblich war. Die Männer und Brüder sollten den Bojaren einen blinden Gehorsam geloben, zahlreiche Schwüre und formelle Bräuche sollten eingeführt werden[29*]). Diese Statuten wurden aber von den übrigen Mitgliedern verworfen. Man fühlte sich bereits über das Freimaurertum hinausgewachsen. So erzählt Trubeckoj von der Entrüstung der Mitglieder, die keine Geheimtuerei haben wollten, und Nikita Murav'ev berichtet, daß diese Statuten, die „auf Gewaltsamkeit und Schwüren begründet waren", den Protest der meisten Mitglieder hervorriefen[30]). Deshalb wurde allgemein beschlossen, an den Statuten Pestels eine Änderung vorzunehmen[31]).

Inzwischen wurde der „Bund der Rettung" nach 3—4 Monaten seines Bestehens aufgelöst, um bald unter einem anderen Namen wieder aufzutauchen[32]). Der Einfluß der Freimaurerei auf die Dekabristenbünde beschränkte sich aber nicht nur auf rein äußerliche Nachahmung der Organisationsformen, die praktisch eine unbedeutende Rolle gespielt hatten — obgleich wir auch später, bei der Gründung des Bundes des Südens, an dessen Spitze Pestel stand, wieder den Prinzipien der Freimaurerorganisationen — blindem Gehorsam, Geheimnissen und feierlichen Schwüren — begegnen. Auch noch in einem tieferen Sinne bildet die politisch-harmlose Freimaurerloge die erste Stufe zu einem politischen Geheimbund: hier lernten die Dekabristen die gemeinschaftliche soziale Arbeit kennen, man gewöhnte sich hier an eine gewisse Vereinsdisziplin und, was nicht unwesentlich ist, man lernte auch einander kennen: in den Petersburger Freimaurerlogen, besonders in der Loge der „Drei Tugenden", wurden Mitglieder für die neuen politischen Gesellschaften geworben[33]).

[28*]) Pestels Aussagen, Mater. Bd. IV, 113.

[29]) S. die Erzählung von Nikita Murav'ev (Mater. Bd. 1, 305), Trubeckojs Aufzeichnungen (a. a. O. 13) und Aussagen (Mater. Bd. 1, 24) und Pestels Aussagen (Mater. Bd. IV, 154).

[29*]) Pestels Aussagen, Mater. Bd. 4, S. 154. Jede Schicht hatte ihren besonderen Eintrittseid. (Murav'ev, Mater. I, 305.) Diese Statuten sind verlorengegangen.

[30]) Murav'evs Aussagen, Mater. I., 306.

[31]) Murav'ev ibid. Trubeckoj, Mater. I., 24—25, und Aufzeichn., a. a. O. 13.

[32]) Ibid.

[33]) Von Wiesen (Vizin) erzählt, daß die beiden Petersburger Logen — „Des amis réunis" und der „Drei Tugenden" — von den Mitgliedern des Bundes zu Propagandazwecken gegründet und eifrig besucht wurden. Von Alexander N. Murav'ev, dem zweiten Meister der Loge, wird das bestätigt: „Ich gebe zu, daß ich die verbrecherische Absicht hatte, unter dem Schutz der Loge die Mitglieder in Sicherheit zu bringen" etc. (Mater. Bd. III, 20).

Der politische Charakter des „Bundes der Rettung“ läßt sich schwer definieren. Pestel bemerkt in seinen Aussagen, daß das geheime Ziel des Bundes die Einführung der konstitutionell-monarchischen Regierungsform in Rußland war. Dies sollte den meisten Mitgliedern aus Vorsicht vorenthalten und nur den Zuverlässigsten mitgeteilt werden. Ersteren wurde die Bauernbefreiung als das nächste und unmittelbare Ziel genannt[34]. Man kann jedoch nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß bereits zu dieser Zeit, i. J. 1816—17, die Dekabristen ein konkretes politisches Programm besaßen, besonders da wir wissen, daß auch der spätere „Wohlfahrtsbund“ zunächst keine regierungsfeindlichen Pläne hegte. Dagegen sagt Trubeckoj: „Das Ziel des Bundes war, für das Allgemeinwohl möglichst zu sorgen, den nützlichen Unternehmungen der Regierung und sogar der Privatleute mit der Tat behilflich zu sein..., mit dem Bösen zu kämpfen und alle Mißbräuche der Beamten ... bekanntzumachen ... Die Mitglieder sollten sich wie im Dienste, so auch im Privatleben so aufführen, daß man ihnen keinen Vorwurf machen könnte“ usw.[35]. Wir sehen also ein weitgedachtes idealistisch-reformatorisches Programm, in dem auch der Selbstvervollkommnung des einzelnen Mitglieds Rechnung getragen wird (was wiederum an das Freimaurertum erinnert). Dieses Programm konnte aber natürlich bei den russischen Verhältnissen und bei der kurzen Dauer des Bestehens des Bundes gar nicht verwirklicht werden[36].

III.

Im Herbst 1817 erwachte der Geheimbund wieder zum Leben, diesmal unter einem anderen Namen und mit anderen Statuten. Auch wurde das Ziel dieses Bundes in den Statuten klarer und bestimmter ausgesprochen. Eine ausschlaggebende Rolle hat bei der Gründung dieses Bundes der preußische Tugendbund gespielt. Ein Mitglied des Bundes der Rettung, Fürst Il'ja Dolgorukij[37], brachte i. J. 1817 die in den „Freimüthigen Blättern“ von 1815 veröffentlichten Statuten des Tugendbundes[38] nach Petersburg mit. Wie erwähnt, kannten bereits die Dekabristen den Tugendbund und seine Ziele und waren sogar geneigt, die politische Bedeutung dieses Bundes zu überschätzen. Die Statuten des Tugendbundes, die bald darauf von Petersburg nach Moskau, wo sich viele Mitglieder befanden, geschickt wurden, entsprachen in ihren Wesenszügen den Anschauungen und Absichten

[34] Pestels Aussagen, a. a. O. 154.

[35] Aussagen Trubeckojs, Mater., a. a. O. 24.

[36] Trubeckoj, Mater. I, 25, Murav'ev, ibid. 306.

[37] S. Von Wiesen, a. a. O. 90. Jakuškin, Memoiren 15, Trubeckoj, Materialien Bd. I, 25. Murav'ev nennt als einziger, wahrscheinlich irrtümlich, statt Dolgorukij: Lopuchin (Mater. I, 306). Vgl. Šachovskojs Aussagen, Mat. III, 98.

[38] „Freimüthige Blätter für Deutsche etc.“, Duncker & Humblot, Heft 4 und 5, 1815. Dies ist die erste Redaktion der Statuten, v. J. 1808, die zweite, bedeutend geänderte, ist von Lehmann („Tugendbund“, Berlin 1867), 149—92, veröffentlicht.

der Dekabristen: man beschloß, sie für den neuen Bund zu verwenden. Dennoch sollten nach dem Vorschlage einiger Mitglieder manche Änderungen an diesen Statuten vorgenommen werden, um sie den russischen Verhältnissen anzupassen[39]). Diese Arbeit wurde im Laufe von vier Monaten beendet, und ein neuer „Bund der Wohlfahrt" (Sojuz Blagodenstvija) begann von nun ab seine Tätigkeit zu entwickeln[40]).

Die Statuten des Tugendbundes sowie seine allgemeinen liberal-aufklärerischen und moralistischen Tendenzen wurden zunächst für den Charakter des russischen Geheimbundes bestimmend. Die Änderungen aber, die an den Statuten des Tugendbundes vorgenommen wurden, müssen hier noch erwähnt werden, da sie für die Stimmung der russischen Liberalen charakteristisch sind. So sind z. B. einige Paragraphen der preußischen Statuten, in denen den Gefühlen der Treue der regierenden Dynastie gegenüber Ausdruck verliehen wurde[41]), von den Dekabristen nicht übernommen worden: dies zeugt bereits von einer ausgesprochenen antimonarchistischen politischen Tendenz. Andererseits fehlt bei ihnen ein wichtiger Paragraph der preußischen Statuten, in dem von allen Mitgliedern des Tugendbundes verlangt wurde, ein Vierteljahr nach ihrer Aufnahme in den Bund ihre Leibeigenen, falls sie solche besaßen, zu entlassen[42]). Statt dieses Paragraphen wird den russischen Gutsbesitzern nur ans Herz gelegt, mit ihren Untertanen milde zu verfahren[43]). Die Dekabristen kannten die konservative Stellung der russischen Gutsbesitzerklasse zu dieser Frage: sie trauten sich deshalb noch nicht, von der Bauernbefreiung

---

[39]) Murav'evs Aussagen, Mater. 306. — Die Redaktion dieser Arbeit übernahmen Nikita und Michail Murav'ev und Trubeckoj (Jakuškins Aufzeichnungen, a. a. O. 17, Murav'evs Aussagen, a. a. O. 307). Interessant ist das Zeugnis von Jakuškin, daß auch noch im Bunde der Wohlfahrt Versuche gemacht wurden, Freimaurerbräuche und Schwüre einzuführen; diese Versuche gingen von den anwesenden Freimaurern aus. „Sachovskoj, Lopuchin, ja fast alle Anwesenden waren Freimaurer ... und daher gewöhnt, in den Logen sinnloses Spiel zu treiben" (Jakuškin, a. a. O. 24—25, Moskau 1905).

[40]) In der Zwischenzeit bestand ein provisorischer „Militärbund" (Voennyj Sojuz) in Moskau, dem die früheren Mitglieder des Bundes der Rettung beitraten. Murav'ev, Mater. Bd. I, 307, Von Wiesen, a. a. O. 87, Jakuškin, a. a. O. 11.

[41]) Die Statuten des „Wohlfahrtsbundes" sind von A. Pypin in „Soziale Bewegung" etc., a. a. O., Anhang, S. 547 ff., veröffentlicht. Die erwähnten Paragraphen des Tugendbundes s. i. „Freimüthige Blätter", Heft 4, Einleitung, Paragr. 11, 21, 22.

[42]) Ibid., Gesetz I, Par. 21 (bei Lehmann, a. a. O. S. 156, Gesetz 1, Par. 20.

[43]) An dieser Stelle ist der von I. Puščin Anfang 1825 in Moskau gegründete Bund zu erwähnen, dessen Mitglieder verpflichtet waren, ihre Leibeigenen — nicht die Fronbauern, sondern die im persönlichen Dienste des Gutsbesitzers stehenden „Dvorovye" — zu befreien. — Wenn das Mitglied sein Gut noch nicht selbständig verwaltete, so mußte es dennoch geloben, im Laufe von fünf Jahren nach der Übernahme des Gutes die Befreiung durchzuführen. (Mater., Bd. 2, 213.) — Obgleich dieser Bund viel später als der Bund der Wohlfahrt entstand, scheint doch der ihm zugrunde liegende Gedanke mit der obenerwähnten Regel des Tugendbundes im engen Zusammenhang zu stehen.

offen zu reden[44]. Im übrigen wurden aber die Statuten des Tugendbundes, bis auf einige unwesentliche Änderungen, die die lokalen Verhältnisse erforderten, von den Dekabristen übernommen.

Der Wohlfahrtsbund sollte, nach dem Plane seiner Gründer, eine weitreichende philanthropische und aufklärerisch-reformatorische Tätigkeit entwickeln, die alle Gebiete des sozialen Lebens zu berühren hatte. Es waren im ganzen 4 Gebiete — der Wohltätigkeit, der Aufklärung, der Justiz und der Volkswirtschaft, auf welche die Tätigkeit der Dekabristen sich vornehmlich erstrecken sollte[45]. Die Mitglieder hatten die Kranken- und Waisenhäuser zu besuchen, um von allen beobachteten Mißständen der Regierung Mitteilung zu machen; alle Erziehungsanstalten sollten unter die Aufsicht der Mitglieder gestellt werden, denn diese hatten besonders für die „tugendhafte Erziehung der Jugend" Sorge zu tragen; ferner war die Aufklärung durch das „Schreiben und Übersetzen guter Bücher", wie auch durch Bekämpfung des Analphabetismus zu verbreiten[46]. Auf dem Gebiete der Rechtsprechung sollten sich die Mitglieder in alle Rechtsstreitigkeiten Einblick verschaffen und dafür sorgen, daß alles gerecht geschlichtet werde, und schließlich auf dem Gebiete der Volkswirtschaft hatten sie ihre besondere Aufmerksamkeit auf das Gedeihen der Landwirtschaft zu richten, den „Außen- und Innenhandel zu bewachen", die „ehrlichen Kaufleute" auszuzeichnen, die unehrlichen zu bessern versuchen usw.[48]. Der idealistische Charakter des Bundes der Wohlfahrt, dem die Lehren „der reinen Liebe und Tugend" zugrunde lagen, übte eine starke Anziehungskraft auf die leicht entflammte Jugend aus[49]. Die Entwicklung des Bundes nahm einen raschen Gang. Einige „Upraven" hatten sich bald in

---

[44]) Pypin, a. a. O. 551. Pestel berichtet in seinen Aussagen, daß die Bauernbefreiung das ursprüngliche Ziel dieser Gesellschaft war; man beabsichtigte, den Adel zu bewegen, den Kaiser darum zu bitten. Jedoch sah man bald ein, daß dieser Plan an dem Konservatismus der Adligen scheitern würde (Mater. Bd. IV, 101).

[45]) Statuten des Wohlfahrtsbundes Par. 6—9, Pypin, a. a. O. 550 ff. Vgl. Trubeckoj, Mater. Bd. I, 26.

[46]) Statuten des Wohlfahrtsbundes, a. a. O. Bemerkenswert ist es, daß an dieser Stelle der Statuten auch auf den verderblichen Einfluß der Ausländer auf die Erziehung der Jugend hingewiesen wird. Abt. 2 Par. 8 und 38—46. Die Mitglieder sollten auch die russische Literatur pflegen. Ibid. Par. 9, S. 552, u. Par. 51, 54, S. 571. Es wird auch versucht, an die Bekämpfung der Leibeigenschaft heranzugehen: so sollte man z. B. dem Einzelverkauf der Bauern ein Ende machen (Abt. 3, Par. 62, 65).

[48]) Ibid. Abt. 4, Par. 11 u. 68—76, S. 553 ff.

[49]) Von den neu eintretenden Mitgliedern wurden hohe sittliche Eigenschaften verlangt (s. Statuten, Buch 2, Kap. 1, Par. 1—4). Vgl. Statuten des Tugendbundes, a. a. O., Ges. 1, Par. 3: „Nur wer den unbescholtenen Ruf eines tätigen und rechtlichen Mannes für sich hat, kann zur Wahl vorgeschlagen werden." Laut den Aussagen v. A. Bestužev-Marlinskij sollten die Mitglieder edel, uneigennützig, fest und tapfer sein. (Mater. Bd. I, a. a. O. 441.)

Petersburg, Moskau und Tulčin gebildet[50]). Allein bei der Ausarbeitung dieses vom Tugendbund einfach übernommenen Programms wurden die Hindernisse, die seiner Entwicklung im Wege standen, nicht genügend in Betracht gezogen. Bald mußte es aber klar zutage treten, daß diese so weitumfassend gedachte Tätigkeit von Privatpersonen auf allen Gebieten des sozialen Lebens im absolutistischen Rußland praktisch undurchführbar war, wenn auch die Statuten des Wohlfahrtsbundes eine durchaus regierungsfreundliche Stimmung zur Schau trugen — stand es doch in den Statuten: „Der Bund sucht alle Stämme und Stände zu versöhnen und zu vereinigen, um das von der Regierung erstrebte Ziel — das öffentliche Wohl in gemeinschaftlicher Arbeit zu verwirklichen"[51]). Auch hegten die Mitglieder ursprünglich die Absicht, sich an das Beispiel des Tugendbundes zweifellos anlehnend, bei der Regierung um die offizielle Unterstützung des Wohlfahrtsbundes nachzusuchen[52]).

Trotzdem erwies sich der Bund in dieser Form bald als lebensunfähig: die Tätigkeit der Mitglieder mußte sich lediglich auf die Selbstbildung und Propaganda beschränken. Der großartige Plan konnte bei den bestehenden Verhältnissen nicht verwirklicht werden[54]). Hier trat zum ersten Male der verhängnisvolle Fehler der Dekabristentätigkeit klar zutage: bei ihrer geistigen Abhängigkeit von den westeuropäischen Ideen, ihrem rationalistischen Glauben an die Macht dieser Ideen und der ungenügenden Beachtung der gegebenen Verhältnisse, versuchten sie die Erzeugnisse des westeuropäischen Geistes in den russischen Boden einfach zu verpflanzen; diese Erscheinung begleitet die Dekabristenbewegung in ihrem ganzen Verlauf. Durch den Mißerfolg des Wohlfahrtsbundes wurde aber die Stimmung der liberalgesinnten und tatbedürftigen Jugend keines-

---

[50]) Auf die Organisationen des Wohlfahrtsbundes, seine Einteilung in „Upraven", „Nebenupraven" und „Arbeitsupraven" gehen wir hier nicht näher ein, da diese Einteilung auch von keiner praktischen Bedeutung war: nach N. Murav'ev „existierten alle Regeln nur auf Papier" (Mater. Bd. 1, 306), vgl. Trubeckojs Angaben, Mater. Bd. 1, 26.

[51]) Statuten, a. a. O. S. 551, Par. 7.

[52]) S. die Erzählung Jakuškins, a. a. O. 24, Murav'evs Aussagen Mater. I. Bd., 307, Šachovskoj, Mater. Bd. II, S. 98. Murav'ev bemerkt auch, daß dieser Bund auch aus dem Grunde nicht lange bestehen konnte, weil seine Statuten von den Mitgliedern ihre ganze Zeit und Kraft erforderten, was praktisch undurchführbar war.

[54]) Allerdings wurden seitens einzelner Mitglieder Versuche gemacht, die Ideen des Wohlfahrtsbundes zu verwirklichen: so traten Ryleev und I. Puščin dem Gericht bei, um der Sache der Gerechtigkeit zu dienen (s. Bestuževs Aussagen, Mater. 444, a. a. O.); ihrem Beispiele folgten einige jungen Leute. Puščin wie auch Jakuškin befreiten ihre Leibeigenen (Jakuškin, Aufzeichnungen, Obolenskijs Aussagen, Mater. I, 280). Jakuškin entwarf auch ein Projekt der Bauernbefreiung, das mit einer Agrarreform verbunden war, versuchte aber vergeblich, dieses Projekt in Petersburg bei dem Ministerium für seine Bauern durchzuführen (Jakuškin, Aufzeichnungen 37 ff.). Ferner versuchten einige Mitglieder des Bundes während der 1821 ausgebrochenen Hungersnot eine Hilfsorganisation ins Leben zu rufen (Ibid. 57—60 ff.). Doch waren dies die Leistungen der Einzelmitglieder, nicht der erträumten mächtigen Organisation.

wegs abgekühlt. Vielmehr trug die verschärfte Reaktion wie die sie begleitende Mißwirtschaft[55]) viel dazu bei, diese Stimmung zu verstärken. So wurde zwar im Januar 1821 bei der Zusammenkunft vieler Mitglieder in Moskau[56]) beschlossen, den Wohlfahrtsbund aufzulösen; in Wirklichkeit aber schien das Gegenteil bezweckt zu sein. Laut den Aussagen Jakuškins hatten die Führer des Bundes vor, auf diese Weise die schwachen und unzuverlässigen Mitglieder zu entfernen, um dem Bunde einen radikaleren politischen Charakter zu verleihen[57]) und seine Ziele näher zu bestimmen. Man schien eingesehen zu haben, daß auf dem Wege der friedlichen kulturellen Arbeit im Sinne des Tugendbundes wenig erreicht werden konnte.

Fast unmittelbar nach der scheinbaren Auflösung des Wohlfahrtsbundes wurde die Tätigkeit der Dekabristen wieder aufgenommen; sie geriet aber jetzt in ein revolutionäres Fahrwasser. Sie entwickelt sich nun hauptsächlich an zwei Orten: in Petersburg, wo die 1822 oder 1823 gegründete „Uprava" (Verwaltung), später unter dem Namen des „Bundes des Nordens" („Severnoe Obščestvo") bekannt, sich befand[58]) und in Tulčin im „Bunde des Südens" („Južnoe Obščestvo"), der seit 1821 ununterbrochen tätig war und 1823 zwei untergeordnete „Upraven" in Vasilkov und Kamenka gründete[59]). Von diesen zwei Bünden war keiner dem anderen untergeordnet, und bald erwies es sich, daß nicht nur die äußere Organisation, sondern auch die politischen Ideale der beiden Bünde weit auseinandergingen. Der Petersburger Bund behielt noch lange seinen ursprünglichen friedlich-aufklärerischen Charakter. „Das Ziel unserer Gesellschaft," sagt Bestužev-Marlinskij, „war, den Begriff der Menschenrechte in Rußland zu verbreiten, um sie allmählich zu verwirklichen"[60]). Obgleich auf der allgemeinen Versammlung der Mitglieder des Wohlfahrtsbundes bereits im Jahre 1820 die Republik als die ersehnte zukünf-

---

[55]) Die Leibeigenschaft, die Greuel der Militärkolonien, das schwere Los der Soldaten, die verschärfte Zensur, die allgemeine Bestechlichkeit der Beamten waren es, die die Dekabristen besonders erregten. S. Briefe der Dekabristen bei Borozdin, a. a. O.

[56]) Soziale Bewegungen in der 1. Hälfte d. 19. Jahrh. (russ.). Semevskij, Bd. I, S. 29—35. Pet. 1905.

[57]) S. Jakuškin, Mater. Bd. III, 50. Von Pestel wird jedoch diese Absicht in Abrede gestellt (Mater. 4, S. 155). Murav'evs Aussagen 307 (Mater. I).

[58]) Gegründet von Trubeckoj, Murav'ev und Obolenskij, die an der Spitze standen und das Recht hatten, andere Mitglieder aufzunehmen (Trubeckoj, Mater. Bd. I, 34, Murav'ev ibid. 308), Trubeckoj nennt das Jahr 1823, Murav'ev den Herbst 1822. Bericht der Untersuchungskommission, a. a. O. 32.

[59]) Pestels Aussagen, a. a. O. 143 (Pavlov-Silvanskij), Murav'ev, Mater. I, 299.

[60]) S. Aussagen Mater. I, 433. Vgl. N. Murav'ev: auf die Frage der Untersuchungskommission: welche Gründe haben Sie bewogen, der Geheimen Gesellschaft beizutreten? antwortete er: Ich wurde von dem feurigen Wunsch geblendet, Rußland auf der höchsten Stufe des Wohlstandes zu erblicken mittelst Institutionen, die für Leute aller Stände gleich wohltuend wären, einer besseren Organisierung des Justizwesens in den niederen Instanzen und der Öffentlichkeit der Handlungen der Regierung, wie es in England üblich ist." Mater. I. Bd., 298.

tige Staatsform anerkannt wurde[61]), schwankten noch immer die an der Spitze des Nördlichen Bundes stehenden Mitglieder der „Duma" (Oberhäupter des Bundes), Murav'ev, Trubeckoj und Obolenskij, zwischen der Republik und der konstitutionellen Monarchie hin und her. Murav'ev entschied sich endlich in seinem Verfassungsprojekt für die zweite[62]).

Dagegen herrschte im Bunde des Südens, dessen Mitglieder nach dem Beispiele der Freimaurer und des Bundes der Rettung in drei Schichten — Bojaren, Männer und Brüder — eingeteilt wurden[63]), schon von Anfang an eine radikal-republikanische Stimmung. Hier war alles dem persönlichen Einflusse P. Pestels unterworfen, der als eigenmächtiger Diktator im Bunde des Südens waltete[64]). Die republikanischen Pläne dieses Bundes fanden in dem von Pestel verfaßten umfassenden Konstitutionsprojekt „Russkaja Pravda" („Das Russische Recht") ihren Ausdruck[65]). Sein Ziel erblickte der Südliche Bund in der Umwälzung der bestehenden Staatsordnung, die mit Hilfe eines Militäraufstandes durchgeführt werden sollte[66]) und in der Proklamierung einer demokratischen Republik. Um dies zu erreichen, hätte man sich auch nicht vor der Anwendung solcher Gewaltmittel, wie Carenmord und Militärdiktatur, gescheut[67]). Die Tätigkeit der Mitglieder beschränkte sich hier nicht nur auf die Werbung neuer Mitglieder und die allgemeine Verbreitung der Ideen der Freiheit und Menschenrechte; man trieb auch eifrig Propaganda unter den Soldaten und Offizieren der ersten und zweiten Armeen, die sich im Süden befanden[68]), um sie zum Aufstande vorzubereiten. Die reelle Macht des Bundes wurde ferner durch das Beitreten des i. J. 1825 von Sergej Murav'ev-Apostol und Bestužev-Rjumin entdeckten Geheim-

---

[61]) Pestel, a. a. O. 213 (b. Pavlov-Silvanskij), Murav'ev, Mater. I, 311.

[62]) S. Kapitel VI.

[63]) Pestel, Mater. Bd. IV, 111, Murav'ev I, 308.

[64]) S. in den Aussagen Murav'evs: „Im Bunde des Nordens besaß ein jeder das Recht, seine Meinung frei auszusprechen; im Bunde des Südens aber ... durfte den Meinungen Pestels nicht widersprochen werden (Mater. I, 308). Das herrische Wesen Pestels flößte den Mitgliedern des Bundes des Nordens tiefes Mißtrauen ein; man nannte ihn einen Jakobiner und warf ihm persönlichen Ehrgeiz vor. Als Trubeckoj im Sommer 1825 nach Kiev fuhr, beauftragte man ihn, Pestel genau zu beobachten. (Mater. I, 16, 27, 35.) Vgl. Volkonskij Mem. 417—18, a. a. O.

[65]) S. Kap. VI.

[66]) Dieser Gedanke ist wahrscheinlich erst 1821 unter dem Eindruck der Spanischen und Neapolitanischen Revolutionen entstanden. Vgl. Bericht der Untersuchungskommissionen, a. a. O. 36.

[67]) Pestel beabsichtigte nach dem Umsturz die geplanten Reformen gewaltsam durchzuführen, eine 10jährige Militärdiktatur zu errichten und alle öffentlichen Stellungen nur von den Mitgliedern des Bundes besetzen zu lassen, die somit eine führende und außerordentlich mächtige Partei im Lande bilden würden. Dieser Plan weist eine Ähnlichkeit mit dem 10jährigen Konsulat Bonapartes auf. (Pestels Aussagen, Pavlov-Sylvanskij 146.)

[68]) S. den Bericht der Untersuchungskommission, a. a. O. 36, Pestels Aussagen (a. a. O. 151) b. Pavlov-Silvanskij. Laut Pestel war der Geist der Unzufriedenheit besonders bei den Soldaten des früheren Semenovschen Regiments bemerkbar (Pestels Aussagen, ibid.).

bundes der „Vereinigten Slaven" („Soedinennye Slavjane"), der sein Ziel in einer föderativen Republik aller slavischen Stämme sah[69]), und durch die im Jahre vorher angeknüpften Beziehungen zu einer polnischen Geheimorganisation[70]) gesteigert. So harrte man im Bunde des Südens nur einer günstigen Gelegenheit, um den Umsturz herbeizuführen. Nach dem Plane Pestels sollte die Revolution in Petersburg ausbrechen, um dann vom Bunde des Südens unterstützt zu werden. Der Senat und die Synode müßten gezwungen werden, zwei Manifeste herauszugeben: das erste würde einen Aufruf an das russische Volk enthalten, der provisorischen Regierung den Eid der Treue zu leisten, im zweiten sollte die Republik und die freiheitliche Verfassung verkündet werden[71]).

Um dem Geheimbund ein einheitliches Programm zu verleihen und somit seine Macht und seinen Einfluß zu verstärken, machte Pestel während seines Aufenthaltes in Petersburg (wahrscheinlich Anfang 1824)[72]) den Versuch, die Mitglieder des Nördlichen Bundes zu überreden, sein Verfassungsprojekt[73]) und die Organisation seiner Gesellschaft anzunehmen. Allein dies gelang ihm nicht. Der Bund

---

[69]) S. Bericht der Untersuchungskommission, a. a. O., Pestels Aussagen, Mater. Bd. 4, 110, 136, S. Murav'ev, ibid., 279—80, 346, 356—357 etc. Wir besitzen nur eine ausführliche Schilderung der Geschichte dieses Bundes, die von Gorbačevskij, einem bedeutenden Mitglied dieses Bundes, verfaßt wurde. („Aufzeichnungen", Russkij Archiv 1882, Bd. 1.) Der Bund zählte nur 23 Mitglieder, vornehmlich junge Armeeoffiziere, und verfügte über keine bedeutenden Mittel. Die Aussagen der Mitglieder dieses Bundes sind im V. Band der „Materialien" veröffentlicht.

[70]) Über die Beziehungen des Bundes des Südens zu polnischen geheimen Gesellschaften s. Pestels Aussagen, a. a. O., Mater. Bd. IV, 116 ff., 164—65. Diese Beziehungen, die von Sergej Murav'ev-Apostol und Bestužev-Rjumin 1824 angeküpft, von Pestel 1825 fortgesetzt wurden, führten, laut dem Berichte der Untersuchungskommission, zu einem Abkommen, kraft welchem Polen beim Aufstande den russischen Verschwörern helfen sollte und im Falle des Gelingens des Aufstandes seine Unabhängigkeit und die bei der Teilung Polens an Rußland verlorenen Provinzen zurückbekommen sollte (a. a. O. 39—40). Dies wurde von Bestužev-Rjumin zugegeben. Pestel sagt, daß nur von der Unabhängigkeit „dumpf" die Rede war (Mater. Bd. 4, 116), auch Murav'ev-Apostol gibt nur das Versprechen der Unabhängigkeit zu. Bemerkenswert ist jedoch, daß Pestel nicht nur in seinem Verfassungsprojekt sich für die Unabhängigkeit Polens ausspricht, sondern auch auf einer von ihm gezeichneten Karte Rußlands die bei der Teilung Polens von Rußland gewonnenen Gouvernements Polen wieder zuteilt. (S. Pestels Aussagen, Mater. Bd. 4, Murav'ev-Apostols Mater. ibid., 257 ff. Vgl. Volkonskijs Aufzeichnungen, 416—417, a. a. O.)

[71]) Pestels Aussagen, a. a. O. (Pavlov-Silvanskij, 212, 268). Dieser Verfassung gedachte Pestel seine „Russkaja Pravda" zugrunde zu legen.

[72]) Das Datum steht nicht ganz fest. Trubeckoj nennt Ende 1823 (Mater., I. Bd., 14), Obolenskij Ende 1823 oder Anf. 1824 (ibid. 256), Murav'ev 1824 (ibid. 308) und Pestel selbst 1824 (Borozdin, a. a. O. 131).

[73]) S. die Angaben von Murav'ev, Trubeckoj, Obolenskij und Pestel, a. a. O. Das Verfassungsprojekt Pestels war damals noch nicht ausgearbeitet, aber in seinen Umrissen fertig. Durch den Mißerfolg seines Versuches wurde P. so enttäuscht, daß er zum Bunde des Nordens vollkommen erkaltete und sogar sein Versprechen, seine Verfassung zur Durchsicht nach Petersburg zu schicken, nicht einhalten wollte (Murav'ev, Mater. I, 308—309).

des Nordens wehrte sich gegen Pestels Vorschlag, alle streitigen Fragen durch Stimmenmehrheit zu entscheiden, gegen sein Prinzip der unbedingten Unterwerfung der Bojaren; auch im allgemeinen waren Pestels politische Ansichten den Mitgliedern des Nördlichen Bundes viel zu radikal[74]).

Später jedoch erwachte auch im Bunde des Nordens ein radikalerer politischer Geist, besonders als der energische und leidenschaftliche Dichter Ryleev Anfang 1825 den Platz des unschlüssigen Trubeckoj annahm[75]). Auch mehrte sich im Laufe der Zeit die Zahl der Unzufriedenen. So hat auch der Bund des Nordens, laut N. Murav'ev, einen konkreten Handlungsplan ausgearbeitet: zuerst mußte das konstitutionell-monarchistische Verfassungsprojekt von Nikita Murav'ev allgemein verbreitet werden; danach sollte ein Militäraufstand stattfinden; glückte er, so wäre die Verfassung zu veröffentlichen und eine Versammlung der Volksvertreter zusammenzuberufen; wenn aber die kaiserliche Familie dies ablehnen würde, so müßte sie Rußland verlassen und darauf die Republik verkündet werden[76]).

Die Ziele der beiden Bünde, die mit dem aufklärerisch-philanthropischen Charakter des Tugendbundes jetzt nichts Gemeinsames mehr hatten und direkt gegen die bestehende Staatsordnung gerichtet waren, verlangten eine streng durchgeführte Konspiration, auf die besonders im Bunde des Südens geachtet wurde[77]). Man vermied es, in den Briefen die Angelegenheiten der Gesellschaft auch nur entfernt zu berühren oder allzu zahlreiche Versammlungen zu veranstalten[78]). Die beiden Bünde hatten nicht einmal geschriebene Statuten, da auf einer Versammlung der Beschluß gefaßt wurde, keine schriftlichen Dokumente zu besitzen[79]). Auch innerhalb der Bünde herrschte strenge Konspiration: das einfache Mitglied durfte nur seinen unmittelbaren Vorgesetzten — denjenigen, der ihn in den Bund eingeführt hatte — kennen. Jedes Mitglied hatte das Recht, nur zwei neue Mitglieder aufzunehmen, die aber nicht miteinander bekannt gemacht werden durften; in die Ziele des Bundes und die Maßnahmen, die er zu ergreifen plante, wurden die neuen Mitglieder nur allmählich eingeweiht: die Pflicht des alten Mitglieds war, seine Adepten zuerst vorzubereiten und entsprechend zu „bearbeiten". Das neu beitretende Mitglied mußte ehrenwörtlich versprechen, alles, was es erfährt, geheim zu halten, in bezug auf andere Mitglieder keine Neugier zu zeigen und seinem Vorgesetzten — dem Mitglied, welches es in den Bund eingeführt

---

[74]) Die Aussagen Trubeckojs, Murav'evs und Obolenskijs, a. a. O.

[75]) S. Ryleevs Angaben 167, 174, Mater. Bd. I, a. a. O.

[76]) Murav'ev, a. a. O. 325. Außerdem wurde ein Manifest entworfen, das dem Volke die neuen Reformen verkünden sollte (s. Anhang I).

[77]) Murav'ev sagt sehr treffend: „Das lange Bestehen der Gesellschaft bei der bekannten Unzuverlässigkeit des russischen Charakters zeugt schon allein von der Vorsicht der Mitglieder." (Murav'evs Aussagen, Mater. I, 304.)

[78]) Bestužev-Marlinskijs Aussagen, Mater. I, 441. Kachovskijs Aussagen, ibid. 338, Murav'ev, 304.

[79]) Pestels Aussagen, Borozdin, a. a. O. 128.

hat — unbedingten Gehorsam zu schwören[60]). Im Bunde des Südens wurde den Mitgliedern, um „Diskussionen zu vermeiden", von einer geheimnisvollen höheren „Duma" erzählt, die über alle wichtigen Fragen der Organisation und des Aufstandsplanes längst Entscheidungen getroffen hätte[61]). Die wirkliche Entwicklung des Bundes, die Zahl seiner Mitglieder, die Namen der Führer sollten dem einfachen Mitglied vorenthalten werden. „Ich bin überzeugt, daß kein einziges Mitglied des Bundes die volle Wahrheit über ihn weiß" — schrieb Pestel in der Untersuchungshaft[62]).

Diese Konspiration, die dem Bunde seine Existenz sicherte, hatte auch ihre Nachteile: durch die Geheimtuerei wurden viele Mitglieder irregeführt und in den Bund nur deshalb gelockt, weil sie eine übertriebene Vorstellung von seiner Macht und Verbreitung besaßen[63]). So gärte in diesen beiden weit voneinander entlegenen Gegenden Rußlands die geheime revolutionäre Bewegung. Aus der Nachahmung der westeuropäischen, politisch harmlosen Organisationen, des Freimaurertums und des Tugendbundes, hervorgegangen, wurde sie bald durch die zeitgenössischen russischen Verhältnisse auf den Weg der Revolution gebracht. Doch hatten die beiden Flügel dieser Bewegung — der rechte Nördliche Bund, wie der linke Südliche — ein Endziel vor Augen: „Rußland auf die Höhe der europäischen Entwicklung zu bringen, auf die es nach seiner politischen Bedeutung in Europa ein Recht besitzt". Einen bedeutenden Einfluß auf die Steigerung der revolutionären Stimmung in Rußland hatten auch die Außenpolitik der russischen Regierung und die Ereignisse in Westeuropa in den Jahren 1819—23, denen wir uns jetzt zuwenden, ausgeübt.

---

[60]) A. Bestužev, Mater. Bd. I, 440—41, Küchelbecker, a. a. O. II, 163. Bestužev hat für die Untersuchungskommission in einer Federzeichnung das System der Entwicklung der Geheimgesellschaft anschaulich dargestellt (Mater. Bd. I, 440), eine ähnliche Zeichnung findet man in den Papieren von Odoevskij (Mat. II, 402). Interessant ist die Bemerkung von Michail F. Orlov in seinem Briefe an Nikolaus I.: „Sie (die Dekabristen) haben für ihre Gesellschaft das System des Illuminatenordens verwendet: jeder hatte ein Mitglied über sich und zwei Mitglieder unter sich, und auf diese Weise entwickelte sich die Gesellschaft weiter". (Popov, „M. F. Orlov und der 14. Dezember", Krasnyj Archiv XIII, S. 161, russ.). Aus diesem Zeugnis geht hervor, daß noch im Bunde des Nordens Spuren des freimaurerischen Einflusses bemerkt werden können.

[61]) Pestels Aussagen, Pavlov-Silvanskij 211, a. a. O.

[62]) Pestel, ibid. 149.

[63]) In seinem Briefe an den Kaiser Nikolaus vom 16. Dezember 1825 fleht Ryleev diesen an, zeitig Maßnahmen zu ergreifen, um ein neues Blutvergießen im Süden zu vermeiden: „Nach meinen Vermutungen ist Pestel der Führer der Südlichen Gesellschaft. Trubeckoj erzählte nach seiner Rückkehr aus Kiev, daß diese Gesellschaft recht stark sei, doch hat er nicht mitgeteilt, wer an derselben teilnimmt. Aus seinen Worten darf man schließen, daß er selbst eine bedeutende Rolle dort spiele" usw. (Mater. I, 154). Wenn Ryleev, der „Direktor" der Duma, so wenig über den Südlichen Bund unterrichtet war, so darf man annehmen, daß die einfachen Mitglieder ganz phantastische Vorstellungen von dieser Gesellschaft haben mußten.

Viertes Kapitel.

Die Wirkung der westeuropäischen Ereignisse nach 1815 auf die Dekabristen.

I.

Die reaktionäre Politik der Heiligen Allianz, welche die überall in Europa erwachten national-freiheitlichen Bewegungen im Namen der dynastischen Interessen zu unterdrücken suchte, mußte als unvermeidliche Folge eine Gegenbewegung ins Leben rufen. Es entstehen nach 1815 revolutionäre Geheimbünde, politische Verschwörungen; ihre äußere Organisation verdanken sie gewöhnlich dem Einflusse des Freimaurertums; auch die Ziele, die diese Gesellschaften verfolgen, sind die gleichen: Behauptung des nationalen Selbstbestimmungsrechtes und Verwirklichung freiheitlicher Verfassungen. Nationale Freiheit — ist das Schlagwort der Fpoche. Der Ursprung dieser Idee wurzelt in der französischen Revolution; von den Regierungen während der Befreiungskriege feierlich proklamiert, hat sie sich dem Gedächtnis der Völker tief eingeprägt[1]. Dieser allgemeine Freiheitsdrang, von den Regierungen nach dem Wiener Kongreß verfolgt und unterdrückt, findet seinen Ausdruck in der mächtigen Carbonariverschwörung, in der griechischen Hetärie, in den Militärverschwörungen in Frankreich[2], während sich die Stimmungen der deutschen Studentenschaft im Wartburgfest vom 18. Oktober 1817 offenbaren. Die gespannte Atmosphäre, in der Zeichen des kommenden Sturmes immer deutlicher werden, entlädt sich endlich: in den 20er Jahren des 19. Jahrh. wird die nur mit Mühe wiederhergestellte europäische Ruhe durch die Revolutionen in den romanischen Staaten und durch den Aufstand der Griechen schwer erschüttert.

Die Ereignisse in Westeuropa fanden einen lebhaften Nachklang in den russischen gebildeten Gesellschaftskreisen: fühlte sich doch die Dekabristengeneration durch ihre geistigen Interessen wie auch durch die gemeinsam erlebten historischen Schicksale mit dem fortschrittlichen Westeuropa eng verbunden. Das Netz der Geheimbünde, das in den 20er Jahren Europa fest umwoben hatte, flößte dem mißtrauisch gewordenen Kaiser Alexander eine fast mystische Angst ein; er wußte auch von dem Bestehen einer geheimen Organisation in seinem Offizierkorps und glaubte, die Verschwörer aller Länder Europas stünden mit den russischen Ver-

[1] Auf diese Zeit zurückblickend, sagt der Dekabrist Basargin in seinen Memoiren: „Unbegreiflich scheint es jetzt, daß die damaligen Herrscher es nicht voraussehen konnten, welchen Widerhall ihre liberalen Versprechen in den Volksmassen finden würden... Die Völker sahen aber bald ein, daß sie von den Regierungen nichts zu erwarten hätten, und beschlossen daher, auf eigene Faust zu handeln." Basargin, „Zapiski" bei Bartenev, Sammelband (Das neunzehnte Jahrhundert), „Devjatnadcatyj Vek" 1872, S. 68.

[2] S. Guillon, „Les complots militaires sous la restauration", Paris 1895.

schwörern in einem geheimen Kontakt[3]). Dieser Gedanke wurde nach dem mißlungenen Aufstand vom 14. Dez. 1825 wieder wach; bei Nikolaus I. und der von ihm eingesetzten Untersuchungskommission stieg der Verdacht, ja fast die feste Überzeugung auf, die Geheimbünde, besonders aber der „Südliche Bund", hätten geheime Beziehungen zu den revolutionären Bünden Westeuropas gepflegt. Man übertrug diesen Verdacht auch auf die fremden Regierungen und glaubte, die Höfe von London, Wien und Stockholm hätten die revolutionäre Bewegung mit Geld unterstützt[4]).

Um sich darüber Klarheit zu verschaffen, stellte die Untersuchungskommission an die bedeutendsten Mitglieder der Dekabristenbünde die Frage: „Seit wann . . . verhandelte der Südliche Bund mit den Geheimbünden von Warschau, Dresden, Paris und anderen ausländischen Bünden, sowie mit der englischen Regierung?"[5])

Dieser Verdacht wurde von den „Direktoren" der beiden Bünde — Nikita Murav'ev, Trubeckoj, Obolenskij, S. Murav'ev-Apostol und auch von Bestužev-Marlinskij — glatt in Abrede gestellt[6]), wobei N. Murav'ev auf die ihm vorgelegte Frage über die Geldsummen, die von der englischen Regierung erhalten sein sollten, mit Entrüstung erwiderte: „Der Bund des Nordens hat an einem so schändlichen Handel mit russischem Blute nicht teilgenommen[7])"; auch Trubeckoj, der von

---

[3]) Von dem Bestehen der Geheimen Gesellschaft wurde Alexander bereits 1821 durch den geheimen Bericht von Gribovskij (Russkij Archiv 1875, 420 ff., unterrichtet (vgl. Volkonskij, Aufzeichnungen 434, Jakuškin, a. a. O. 89), und aus den Berichten von Vasil'čikov und Gen.-Adjutant Benkendorff (i. J. 1821) wußte er sogar die Namen der Mitglieder etc. Šilder, „Kaiser Alexander I." (russ.) Bd. IV, 203—204, Pet. 1898. Aber bereits im Jahre vorher, 1820, schrieb Alexander an Arakčeev aus Troppau (bezüglich des bekannten Aufstandes des Semenovschen Regiments): „Ich muß gestehen, daß ich sie [die Revolte] dem Einflusse der Geheimbünde zuschreibe, die, nach den Beweisen, die wir haben, in enger Beziehung zueinander stehen und denen unsere hiesige Zusammenkunft und unsere gemeinsame Arbeit recht unangenehm ist. Das Ziel der Revolte war, wie es scheint, Furcht einzujagen" usw. Großfürst Nikolaj Michajlovič, „Kaiser Alexander I.", Pet. 1914 (2. Aufl.), S. 636. (Die Frage wurde von der Forschung oft aufgeworfen, warum Alexander denn die Bünde geduldet hätte; die Erklärung wird gewöhnlich psychologisch begründet: Alexander hätte es nicht über sich gebracht, die Jugend für die liberalen Bestrebungen zu bestrafen, denen er selbst früher gehuldigt habe. Vielleicht ist aber die Lösung des Rätsels in der charakteristischen Unentschlossenheit Alexanders und seiner Angst vor dem Eindruck, den in Europa die Verhaftung der Vertreter bester adliger Familien machen würde, zu suchen.)

[4]) Vgl. den Beitrag zum Bericht der Untersuchungskommission (russ.), Russkij Archiv 1875, 435. Man glaubte, England hätte den polnischen Bund unterstützt, um die Sonderung Polens von Rußland herbeizuführen; in den Absichten Schwedens sah man die Wirkung der „Intrigen der finnländischen Partei"; der Verdacht gegen Österreich war jedoch nur auf der Verwandtschaft Trubeckojs mit dem österreichischen Gesandten, Grafen Lebzeltern, begründet.

[5]) Z. B. Mater. Bd. I, a. a. O. 296.

[6]) Trubeckoj, Mater. Bd. I, 29, Bestužev ibid. 431, Obolenskij ibid. 268. S. Murav'ev-Apostol Bd. IV, 284.

[7]) Ibid. 301.

der Kommission gefragt wurde, ob er wirklich, wie es einige Dekabristen im Verhör ausgesagt hätten, während seines Aufenthaltes in Westeuropa die entworfenen Konstitutionsprojekte den bedeutendsten europäischen Publizisten gezeigt hätte, um ihr Urteil darüber zu hören[8]), verneinte dies hartnäckig: „Ich habe niemals geglaubt, daß ein Ausländer, der das Volk nicht kennt, für dasselbe eine Verfassung zusammenstellen könnte," fügte er in einer Anwandlung nationalen Stolzes hinzu[9]).

Die Frage über die Beziehungen der Dekabristen zu den westeuropäischen Geheimbünden wurde auch dem Direktor der südlichen Duma, Pestel, vorgelegt. Auch er gab eine verneinende Antwort, gestand aber, daß ein Franzose, der Oberst Graf Polignac, der in eigenen Angelegenheiten nach Frankreich reiste, von dem Südlichen Bund beauftragt wurde, zu erfahren, ob eine ähnliche Gesellschaft auch in Frankreich existierte. Er hätte aber darüber in dem einzigen Brief, den er an das Mitglied des Bundes, Wasilij Davydov, schrieb, nichts mitgeteilt[10]). Es ist die einzige Andeutung eines Versuches der Dekabristen, mit ausländischen Geheimbünden Beziehungen anzuknüpfen, die wir besitzen[11]). Im übrigen wird der Verdacht, mit ausländischen Bünden in Beziehungen gestanden zu haben, von den Dekabristen, wie wir gesehen haben, einstimmig abgelehnt[12]).

Allein, versucht man die Wesenszüge der italienischen Karbonarenorganisation mit denen der Dekabristenbünde zu vergleichen, so stößt man auf eine erstaunliche Ähnlichkeit. Die Karbonaren, die ihren Namen und teilweise auch ihre Riten von der französischen Freimaurergesellschaft der „Charbonniers" übernommen hatten[13]), entwickelten in Italien in den 20er Jahren des 19. Jahrh. eine weitreichende geheime politische Tätigkeit; ihre Mitgliederzahl betrug i. J.

---

[8]) Ibid. 57.

[9]) Ibid. 73. Dennoch wurde dieses Gerücht in der Tat in den beiden Bünden verbreitet, offenbar nur, um den wenig Eingeweihten Mut und Glauben an die Gesellschaft einzuflößen. So erzählt Gorbačevskij, daß Pestels „Russkaja Pravda" von den bekannten Publizisten Englands, Frankreichs und Deutschlands gebilligt wurde (Aufzeichnungen a. a. O. 439).

[10]) Pestels Aussagen, Mater. Bd. IV, 117. Sergej Murav'ev gibt an, daß es i. J. 1824 war (ibid. 284).

[11]) Die Verhandlungen des Bundes des Südens mit den polnischen Geheimbünden, die ihre Direktion in Dresden hatten, können nicht als Beziehungen zu ausländischen Bünden betrachtet werden und gehören deshalb nicht in das Gebiet dieser Untersuchung. S. darüber Pestels Aussagen, a. a. O. 248—256 (b. Pavlov-Sylvanskij), vgl. Schiemann, a. a. O. I. Bd.

[12]) Außer den obenerwähnten beantworteten diese Frage ablehnend auch die Dekabristen: Lunin (Bd. III, 127), Mit'kov (Mater. ibid. 199), Nikolaj Bestužev (Mater. Bd. II, 67) u. a.

[13]) „Société des bons cousins Charbonniers", seit dem 18. Jahrh. in Frankreich tätig. S. Bourguin, Contribution à l'histoire de la franc-maçonnerie, sous le premier Empire, T. 49, S. 60—63, 73. Vgl. Kloß, Bibliographie der Freimaurerei, 1844, S. 278. — Saint-Edme, Constitution et organisation des carbonari, Paris 1821, p. 22, 196.

1820 — 642 000. Ihr Ziel sahen sie in der politischen Auferstehung und Einigung Italiens[14]). Wendet man sich der inneren Organisation der Karbonarengesellschaft zu, so sieht man hier — wie in Rußland im Bunde der Rettung und später im Bunde des Südens — die Mitglieder in drei einander untergeordnete Schichten eingeteilt[15]). Auch hier wird, wie in den Dekabristengesellschaften, eine strenge Konspiration durchgeführt: jedes Mitglied darf nur seinen unmittelbaren Vorgesetzten (denjenigen, der ihn in den Bund aufgenommen hat) kennen; auch hier wird, wie im Bunde des Südens, um den Mitgliedern der untersten Schicht Mut und Achtung vor der Macht der Gesellschaft einzuflößen, von einem geheimnisvollen Zentralrat erzählt, der über das Schicksal Italiens wache. Die Karbonaren suchen, wie auch die Dekabristen, ihren Wirkungskreis zu erweitern: es wird deshalb den Mitgliedern empfohlen, öffentliche Stellungen im Lande einzunehmen[16]). Derselben Erscheinung begegnen wir im Bunde der Wohlfahrt: adlige Offiziere, wie Ryleev und Puščin, verlassen den Militärdienst und werden Beamte am Petersburger Gericht (Sudebnaja Palata), um die liberalen Prinzipien des Wohlfahrtsbundes leichter verwirklichen zu können[17]). Endlich wird von den Karbonaren die tiefe Religiosität des italienischen Volkes zu ihren politischen Propagandazwecken ausgenußt, — man braucht nur an den bekannten „Rechtgläubigen Katechismus", den S. Murav'ev-Apostol verfaßte, zu denken, um auch hier einen gemeinsamen Zug der beiden Organisationen zu erblicken[18]).

Darf man aus dieser unverkennbaren Wesensähnlichkeit auf geheime Beziehungen der beiden Bünde schließen und von einem direkten Einfluß der Karbonaren auf die Dekabristen sprechen? Oder soll nicht diese Ähnlichkeit vielmehr auf den gemeinsamen Ursprung, die Freimaurerei, auf die ähnlichen Zwecke und verwandte politische Verhältnisse, die eine strenge Konspiration verlangten, zurückgeführt werden? Die Frage über die wirklichen Beziehungen der Dekabristen zu den Karbonaren und ähnlichen westeuropäischen Organisationen bleibt offen — es ist bisher nicht gelungen, schriftliche Beweise solcher Beziehungen zu finden, auf Grund deren die

---

[14]) Saint-Edme, Kap. III.

[15]) Ibid. 197 ff.

[16]) Ibid.

[17]) Obolenskij, Aufzeichnungen (russ.), Biblioteka Dekabristov, a. a. O. Bd. 3, S. 22. Puščin trat 1823 in die Petersburger Strafkammer (Ugolovnaja Palata) ein, wurde dann Richter (nadvornyj sudja) in Moskau und darauf Kollegienassessor (1825), Mater. Bd. 2, 204. Auf den Eindruck, den die Handlungsweise von Puščin und Ryleev auf die anderen Mitglieder ausübten, weist u. a. Nikolaj Bestužev hin (Bd. 2, Mater. 66—67).

[18]) S. Edme, a. a. O. 202. Über Murav'evs Katechismus s. unten, Kap. VI, veröffentl. bei Schiemann, „Die Ermordung Pauls" etc., und auch im Bd. IV der Mater., S. 254—56.

Behauptungen der Dekabristen vor der Untersuchungskommission widerlegt werden könnten[19].

Wenn aber auch kein geheimnisvolles Verhältnis, wie die russische Regierung es befürchtete, zwischen den russischen und den ausländischen Geheimorganisationen bestand, so unterliegt ein ideeller Einfluß keinem Zweifel.

Der Dekabrist Beljaev erzählt in seinen Aufzeichnungen: „Außenpolitische Ereignisse, wie die Bewegung der Karbonaren, die Einkerkerung Silvio Pellicos[20] haben die Entwicklung unseres Liberalismus stark gefördert." In der Tat war der italienische Karbonarismus in Rußland nicht unbekannt: war doch sogar in weiteren Gesellschaftskreisen der Name „Carbonaro", gleichbedeutend mit „Freisinniger", verbreitet[21]. Einige, wie z. B. der Dekabrist Lappa, standen dem Bunde wirklich persönlich nahe: über Lappa weiß man, daß er durch seinen italienischen Lehrer Gigli in eine Karbonarenbrüderschaft eingeführt wurde[22]. Jedenfalls, abgesehen von jedem mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß war es für die Dekabristen von wesentlicher Bedeutung, daß sie sich durch die bloße Tatsache des Bestehens vieler Geheimbünde, deren Zielen sie eine leidenschaftliche Teilnahme entgegenbrachten, moralisch unterstützt fühlten. Einen noch stärkeren

---

[19]) Semevskij untersucht in seinem Werk „Politische und soziale Ideen der Dekabristen", a. a. O. 368 ff., die Beziehungen der schweizerischen Karbonaren-Venten, die in der ersten Hälfte der 20er Jahre unter der Leitung v. Laharpe (des früheren Erziehers Alexanders) in Lausanne tätig waren, zu den russischen revolutionären Kreisen, kommt aber zu keinen positiven Schlüssen. Vgl. Le comte d'Orrer, Études sur la Suisse, Les sociétés sécrètes, „Le Correspondant", Paris 1845, IX. Laut d'Orrer trugen die Pläne dieser Karbonaren einen radikal-revolutionären Charakter (885—886).

[20]) Der bekannte italienische Revolutionär, der 1822 zu einer 15jährigen Haft in d. Spielberg verurteilt wurde. S. „Le mei prigione". S. Pellico. — Beljaev, Russkaja Starina, 1881, XXX, 488, Aufzeichnungen.

[21]) Bemerkenswert ist die Erzählung des Dekabristen Jakuškin: i. J. 1822, während einer großen Manöverübung, rief der bekannte General Ermolov dem Dekabristen Von Wiesen zu: „Komm her, Du großer Carbonaro! ich will von euren Geheimnissen nichts wissen, weiß aber, daß „er" (Alexander) sich vor euch fürchtet" etc. Jakuškin 89, a. a. O. Vgl. Von Wiesen, Mater. 3, 74.

[22]) I. J. 1817. (Semevskij, Politische und soziale Ideen der Dekabristen, 364, vgl. „Dekabrist G. A. Peretc" (russ.), v. V. N. u. L. N. Peretc, Verl. d. Ak. d. Wiss. USSR., 1926, S. 60). Daß die Statuten der Karbonarengesellschaften in Rußland nicht unbekannt waren, geht bereits aus den Aussagen eines Beamten des Kollegiums des Auswärtigen, Reinecke, hervor, der bei der Untersuchung des Dekabristenprozesses angegeben hatte, Fürst Barataev, Führer des Adelsstandes und Meister der Loge „Der Tugendschlüssel" in Simbirsk, hätte ihm die „Gesetze des Karbonarenordens" gezeigt und behauptet, er wäre „der Großmeister dieses Ordens in Rußland". (Materialien, Bd. 2, 402.) Barataev hat die zweite Hälfte dieser Aussage in Abrede gestellt, die erste aber bestätigt. (Semevskij, a. a. O. 361—363.)

Einfluß allerdings übten auf sie die politischen Ereignisse in Westeuropa in diesen Jahren aus[23]).

II.

Die Bestimmungen des Karlsbader Kongresses vom August 1819, nach welchen die Pressefreiheit aufgehoben werden sollte, riefen in den Dekabristenkreisen eine große Entrüstung hervor. Turgenev notiert in seinem Tagebuche: „Der Kongreß hat zu einer dummen Inquisition und zu Sturdza geführt[24])... Wenn die deutschen Regierungen es nicht einmal zu büßen haben werden, was soll man da noch von den Deutschen halten[25])?" Auch ist er durch die Verhaftung Jahns und die Verfolgung Arndts tief bewegt[26]). Am 23. März 1819 wurde Kotzebue von Karl Sand getötet. N. Turgenev äußert sich mißbilligend darüber in seinem Tagebuche, er fürchtet, daß „dieses Ereignis der Sache der Aufklärung nur Schaden bringen werde... Was hat ein Dolch mit der Aufklärungstätigkeit zu tun?" Als gemäßigter Liberaler verhielt er sich ablehnend zu diesem Akt des politischen Fanatismus, wie er Sands Tat bezeichnete[27]). Dafür begrüßen aber die anderen Liberalen mit Begeisterung Sands Heldentat: „Kotzebue hat die wohlverdiente Strafe erhalten," schreibt Kachovskij aus seinem Gefängnis an General Levašev, den Untersuchungsrichter[28]), und Puškin, dessen Gedichte der damaligen öffentlichen Stimmung Ausdruck verliehen, widmet Sand die Zeilen:

O junger Märtyrer und Freiheitsheld,
O Sand! Dein Leben fand auf dem Schaffott sein Ende![29])

---

[23]) Jakuškin gibt in der Untersuchungshaft an, daß das Beispiel der Geheimgesellschaften, die besonders in Preußen und Schweden einen bedeutenden Einfluß ausübten, ihm die Hoffnung eingeflößt habe, ähnliche Gesellschaften in Rußland könnten auch erfolgreich wirken. (Mater. Bd. 3, S. 48.) Von der großen Wirkung dieses bloßen Bestehens spricht u. a. Beljaev a. a. O. 492. Ihrerseits hofften die Italiener auf die Hilfe der russischen Liberalen; diese Hoffnungen sollten auf Versprechungen einiger Russen, die „accredités ou non parcourent l'Italie", beruhen. St. Edme 211, a. a. O.

[24]) D. h. Bestimmungen im Sinne Sturdzas — des russischen Beamten, der 1818 einen Bericht über die zeitgenössische Lage Deutschlands (Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne) anfertigte und auf die Revolutionsgefahr, die von den deutschen Universitäten ausging, hinwies. Auch machte er den Vorschlag, die akademische und die Pressefreiheit zu beschränken. Auf den Vorschlag Alexanders I. wurde dieser Bericht dem Aachener Kongreß vorgelegt. (Das Memorandum Sturdzas ist im „Sbornik Obščestva drevnej i novoj Rossii", 1864, II., 285, veröffentlicht.) Die Petersburger Kreise waren über die Tätigkeit Sturdzas entrüstet. Im zeitgenössischen Bericht der Höheren Polizei (Russk. Starina, 1881, Nr. 11, 673 ff.) heißt es: „Alle, selbst die Gegner der Revolution, haben diesen Bericht verurteilt." Vgl. Kachovskij, b. Borozdin, a. a. O. 15.

[25]) Archiv der Brüder Turgenev, Tagebuch v. 9. Okt. 1819, a. a. O. 5, 212—213.

[26]) Ibid.

[27]) Archiv der Br. Turgenev, a. a. O. Bd. V, 191—193.

[28]) Borozdin, a. a. O. 15. Über die Tat von Sand sprach man auch im Bund des Südens. (Mater. 4, S. 28. Bericht von Majboroda.)

[29]) „Der Dolch" (Kinžal, 1821). — Laut Jakuškin gab es keinen Leutnant in der ganzen Armee, der dieses Gedicht nicht auswendig kannte. Jakuškin, a. a. O. (Ausg. Moskau 1905), S. 50.

In den 20er Jahren bricht die offene Empörung der unterdrückten europäischen Völker gegen den Absolutismus aus. Spanien beginnt diesen Kampf, es folgen Neapel, Piemont usw. Der Verlauf dieser Ereignisse wird von den Dekabristen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt. Die spanische Revolution vom 1. Januar 1820, die unter Führung von Riego und Quiroga losbrach und als ihr Ziel die Einführung der sog. Kortesverfassung v. 1812 gesetzt hatte, wurde zunächst mit einem unerwarteten Erfolg gekrönt: bereits am 7. März 1820 wurde im Erlaß des Königs Ferdinand VII. die Verfassung von 1812 mit Rücksicht auf den „allgemeinen Willen des Volkes" feierlich verkündet[30]). Die Nachricht von dem leichten Sieg der spanischen Revolutionäre wurde von den Dekabristen mit enthusiastischer Freude vernommen. „Gestern haben wir hier erfahren, daß der spanische König die Kortesverfassung angenommen hat," schreibt Turgenev am 24. März 1820 in seinem Tagebuch, „es lebe die ruhmreiche spanische Armee! Es lebe das spanische Volk! Zum zweiten Male hat hier Spanien bewiesen, was echte Vaterlandsliebe vermag . . ." Zaghaft spricht er die Hoffnung aus: „Vielleicht wird Spanien auch bei uns als Beispiel dienen für das, was man jetzt noch für unmöglich hält[31])."

Ein anderer überzeugter „Westler", P. J. Čaadaev, wird durch die spanischen Ereignisse auf ähnliche Gedanken gebracht: „In drei Monaten wurde die Revolution vollbracht und kein einziger Tropfen Blut dabei vergossen," schreibt er an seinen Bruder am 25. März 1820, „. . . Ein schönes Argument zugunsten der Revolutionen überhaupt. Es ist aber einiges darin, was uns sehr nah angeht. Soll ich es sagen? Soll ich mich diesem Blatt anvertrauen? Nein, ich ziehe es vor, lieber zu schweigen" . . .[32]). Riego und Quiroga wurden zu Idealgestalten der Freiheitskämpfer in den Augen der russischen Jugend. Die Bildnisse der beiden Helden wurden in vielen Schaufenstern Petersburgs ausgestellt[33]), obgleich die Regierung ihr ablehnendes Verhältnis zu den spanischen Ereignissen nicht verbarg[34]). Die zahlreichen Aussagen der Dekabristen zeugen von dem Eindruck, den diese Revolution, wie auch die von Neapel, Piemont und Portugal (1820—21), auf sie gemacht hat[35]). Die Wirkung läßt sich in kurze Worte fassen: der Glaube an den Erfolg eines Militäraufstandes er-

---

[30]) Gervinus, „Geschichte des 19. Jahrh.", Leipzig 1858, Bd. III, 345—61. Bemerkenswert ist, daß auch die spanische Verschwörung ursprünglich in den Freimaurerlogen genistet hat. (Ibid. 344.) Vgl. Baumgarten, Geschichte Spaniens, 1865, Bd. II, 244—285.

[31]) Archiv der Brüder Turgenev, a. a. O., Bd. 5, 225—226.

[32]) Zit. von Semevskij, a. a. O. 244.

[33]) Steinheils Brief an den Kaiser Nikolaus: Borozdin, a. a. O. 68.

[34]) Im Zirkular vom 20. Mai 1820 hieß es: „Spanien ist verpflichtet, vor den Augen der ganzen Welt die Schmach dieser Revolution wieder gutzumachen." (Bogdanovič, a. a. O., Bd. VI, 478, Anm. 85.)

[35]) S. die Aussagen Pestels, a. a. O. 138 (b. Pavlov-Silvanskij), Bestužev-Marlinskijs (Materialien, I. Bd., 433), Obolenskijs (ibid. 226), Kachovskijs (ibid. 343), Gorbačevskijs, a. a. O. 453, Steinheils (Borozdin 67), Gangeblov (Russkij Arch. 1886, Bd. II, 219), Kachovskijs Brief (Borozdin 12—13) usw.

wachte, der Mut wurde bestärkt. „Diese Ereignisse haben die Gemüter der Träumer entflammt," schreibt der Dekabrist Baron Steinheil[36]).

Doch haben sich die europäischen Herrscher der Entwicklung der freiheitlich-nationalen Bewegung widersetzt: von den Kongressen von Troppau, Laibach und Verona ging die grausam durchgeführte Unterdrückung der Aufstände aus. Im März 1821 brach die Revolution in Piemont aus; der Kaiser Alexander bot Österreich seine Hilfe an: ein italienischer Feldzug, an welchem 100 000 Russen teilnehmen sollten, wurde beschlossen; dies entsprach aber keineswegs der Stimmung der Offiziere, die mit den Revolutionären mitfühlten[37]). „Die Nachricht von der Revolution in Piemont," schrieb General Vasil'čikov an P. Volkonskij, „hat hier einen großen Eindruck gemacht ... Der größte Teil der Jugend ist begeistert und sucht es gar nicht zu verbergen ... Die Unzufriedenheit [mit dem Feldzuge] ist allgemein. Die Opfer, die dieser Krieg verlangen wird, dessen Notwendigkeit die gewöhnlichen Sterblichen nicht einsehen können, wird sicher einen schlechten Eindruck machen ... Die Soldaten sind zufrieden, aber man kann nicht dasselbe von den Offizieren sagen, die durch diesen Feldzug gegen die Neapolitaner geradezu erbittert sind ... Daraus können Sie schließen, wie verbreitet die liberalen Ideen bei uns sind. Antworten Sie mir bitte nicht darauf mit dem banalen Satz: »Nötigen Sie sie zum Schweigen« — die Zahl der Redner ist viel zu groß, ... die Revolution ist in den Gemütern bereits vollbracht[38])." Am 14. Mai 1821 brachen die ausgewählten Truppen, darunter auch die Garde, aus Petersburg auf[39]). Allein der italienische Feldzug fand in Wirklichkeit nicht statt. Die Garde verbrachte einen Winter in der Provinz; dies hatte nur zur Folge, daß die Offiziere, die hier miteinander freier verkehren durften, sich oft über politische Tagesfragen unterhielten: die Zahl der Mitglieder der Geheimbünde nahm daher bedeutend zu[40]).

Die Politik der Heiligen Allianz, deren Schöpfer und Leiter Alexander war, bildete den Gesprächsstoff. Einige Auszüge aus den Briefen Kachovskijs aus der Untersuchungshaft charakterisieren das Verhältnis der liberalen Jugend zu der Politik Alexanders und Metternichs. „... Die Heilige Allianz hat vergessen, daß es Spanien war, das als erstes Land der Gewaltherrschaft Napoleons entgegentrat ... jetzt hat sie das französische Heer gezwungen, Spanien ruhm-

---

[36]) Borozdin, a. a. O. 67.

[37]) Semevskij, a. a. O. 248.

[38]) Russkij Archiv 1875, III., 401.

[39]) Sbornik Imperatorsk. Istoričeskogo Obščestva, Bd. 78, 245.

[40]) Jakuškin, Aufzeichnungen, 66. Nach J. hat der Kaiser die Garde mit Absicht aus Petersburg entfernen wollen. (Ib.)

los zu überwältigen[41])". Er schildert in krassen Ausdrücken die verräterische Politik Ferdinands VII., den Heldentod des von Ferdinand betrogenen Riego und fügt hinzu: „Statt der versprochenen Freiheit sehen sich die europäischen Völker unterdrückt; die Aufklärung ist gehemmt; die Gefängnisse Piemonts, Sardiniens, Neapels, ganz Italiens und Deutschlands sind von gefesselten Bürgern überfüllt... Diese Ereignisse gaben allen Gemütern eine bestimmte Wendung: man hat erkannt, daß die Völker keine Verträge mit den Herrschern schließen dürfen[42])." Die letzten Worte sind nicht nur als Ausdruck einer subjektiven Stimmung zu betrachten: dies war vielmehr die Schlußfolgerung, die der gesamte Dekabristenkreis aus den westeuropäischen Ereignissen gezogen hatte. Der Glaube an den aufgeklärten Absolutismus und an die guten Absichten des Kaisers, den man nun an der Spitze der reaktionären Bewegung sah, war geschwunden[43]). Zur Verstärkung dieser Stimmung hat auch der griechische Aufstand viel beigetragen. Die Teilnahme, die man diesem Aufstande in den russischen liberalen Kreisen entgegentrug, hatte im Mitgefühl für das unterjochte Volk ihren Ursprung, war aber auch in der Glaubensgenossenschaft, die die beiden Völker verband, tief begründet[44]).

Alexander I. war sich über die Stellung, die er diesem Aufstande gegenüber einnehmen sollte, zunächst unschlüssig. Dank dem Einflusse seines Ministers, des Griechen Kapodistria, verhielt

---

[41]) Borozdin, a. a. O. 13. Vgl. die Bemerkung v. Graf Mamonov-Dmitriev, eines eifrigen Freimaurers, der mit M. F. Orlov eine freimaurerisch-politische „Gesellschaft der Russischen Ritter" gründen wollte (Semevskij, 398 ff), in einem Schreiben an Orlov: „Die Konstitution der spanischen Kortes ist sehr schön geschrieben, aber sie eignet sich nicht ganz für uns — und mein lieber Freund sieht hier ein trauriges Beispiel dafür, daß — épargner les tyrans c'est se préparer, se forger des fers plus pesants que ceux qu'on veut quitter. Was ist nun mit den Spaniern? Sie sind verbannt, gemartert, zu Tode verurteilt, und durch wen? Durch das Vieh, dem sie die Krone erhalten haben!" (Borozdin, a. a. O. 153.)

[42]) Ibid. 13.

[43]) Pestel sah in der Wiederherstellung des Absolutismus in Spanien einen „Grund, um an den Versprechungen der Fürsten zu zweifeln", vgl. Bestužev: „Spanien hat bewiesen, daß die erzwungene Zustimmung [der Fürsten] unbeständig ist" (Mater. I, 433). Auch Beljaev weist auf die Wirkung der russischen Politik in Westeuropa hin, a. a. O. 488. Zavališin wies besonders auf die spanischen Ereignisse hin, als er unter den Offizieren der Flotte Propaganda machte, und wiederholte, daß halbe Maßnahmen zu nichts führten. (Anspielung auf Carenmord.) Arbusovs Aussagen, Mater. II, 29. — Von dem Einfluß der europäischen „Ereignisse der letzten Jahre" spricht auch N. Bestužev (ibid. 65).

[44]) „Man begrüßte allgemein die nationale Auferstehung dieses Volkes, man erzählte mit Begeisterung von den Taten der neuen Helden, man wiederholte die Namen Ypsilantis, Bozaris, Kanaris" (Erinnerungen von Karolina Pavlova, Russkij Archiv 1875, III, S. 239). Puškin, der sich 1821 in Kišinev befand, schrieb an seinen Freund A. N. Raevskij: „Die Begeisterung hat den höchsten Grad erreicht: die Gedanken der Griechen sind nur auf die Unabhängigkeit des alten Vaterlandes gerichtet... Das Leben, das Gut der Griechen stehen zu seiner [Ypsilantis] Verfügung. Mein Freund, wie ist das herrlich!" (März 1821, Puškins Werke, Ausg. d. Ak. d. W., Briefwechsel, I., 24—27.)

er sich ursprünglich wohlwollend zu den griechischen Freiheitsbestrebungen. Einst hatte er sogar am Bunde der Hetäristen teilgenommen, in jenen Tagen, als er noch für liberale Prinzipien schwärmte[45]). Auch schienen die Interessen des russischen Reiches — die alte Sehnsucht des russischen Kaiserhauses nach dem Schlüssel zum Schwarzen Meer: Konstantinopel — für die aktive Unterstützung Ypsilantis zu sprechen[46]). Doch auch in dieser Frage trat die Unentschlossenheit Alexanders, die für seinen Charakter so bezeichnend war, klar zutage: in den russischen Kirchen wurde Geld für die Aufständischen gesammelt, die russische Regierung aber konnte sich zu keinem Handeln entschließen[47]). Und zuletzt haben die reaktionär-dynastischen Motive alle anderen Gründe aufgewogen: es ist wohl als konsequente Fortsetzung der russischen Politik nach 1815 zu betrachten, wenn Alexander nun auch die griechische Bewegung als eine antidynastische Revolte auffaßt und die Griechen trotz der Bitten und Erwartungen Ypsilantis im Stich zu lassen beschließt[48]). Diese Politik ruft in den liberalen russischen Kreisen stürmische Entrüstung hervor: „Unsere Glaubensgenossen, die Griechen, die von unserer Regierung oft gegen die türkische Tyrannei aufgehetzt wurden, ertrinken in ihrem Blut... — und die menschenfreundliche Heilige Allianz sieht dem Untergang der Menschheit ruhig zu!" ruft Kachovskij aus[49]). Das Motiv der Glaubensgenossenschaft spielte dabei eine große Rolle: man konnte es nicht fassen, daß dieses Band, das so lange aufrechterhalten wurde und die Pforte, wie die anderen europäischen Staaten beunruhigte, plötzlich gelöst werden sollte. Die hellenophilen Stimmungen wurden so lebhaft geäußert, daß dem

---

[45]) „Kaiser Al. I. und der Aufstand Ypsilantis", Pantschoff, Leipzig 1891. Alexander I. trat 1813, wie auch die Kronprinzen von Bayern und Württemberg, dem Bunde der Hetäristen bei und zahlte hohe Geldbeiträge (a. a. O. 13).

[46]) Kapodistria versuchte auf Al. besonders durch diesen Grund zu wirken; er selbst unterstützte die Gesellschaft aus eigenen Mitteln, ohne aber dabei öffentlich eine führende Rolle zu spielen (ibid. 13—22).

[47]) Zavališin, a. a. O. 113.

[48]) In einem Gespräch mit Chateaubriand, dem bekannten französischen Politiker und Schriftsteller, sagte Alexander: „C'est à moi à me montrer le premier convaincu des principes sur lequels j'ai fondé l'alliance. Une occasion c'est présentée: le soulèvement de la Grèce. Rien sans doute ne paraissait être plus dans mes intérêts, dans ceux de mes peuples, dans l'opinion de mon pays, qu'une guerre réligieuse avec la Turquie. Mais j'ai crus remarquer dans les troubles de Péloponèse le signe révolutionnaire. Dès lors, je me suis abstenu." (Chateaubriand, „Le congrès de Verone", zit. v. Großfürst Nikolaj Michajlovič, „Imperator Aleksandr I," a. a. O., S. 299.) Ypsilanti hat noch bis zum letzten Tage, dem Tag der für ihn verhängnisvollen Schlacht vom 26. Juni 1821, auf die russische Hilfe gewartet (Pantschoff, a. a. O. 66).

[49]) Borozdin, a. a. O. 15, vgl. Steinheils Brief, a. a. O. 67. Auch Vertreter gemäßigter politischer Anschauungen teilten diese Stimmung: der Kommandeur des 2. Armeekorps, Kiselev, schrieb an Zakrevskij (1821): „Was ist das für eine Zeit, in der wir leben, lieber Freund? Ypsilanti hat die Grenze überschritten und seinen Namen unsterblich gemacht... Gott helfe ihm in der heiligen Sache; ich möchte hinzufügen — auch Rußland!" (Sbornik Imperat. Ist. Obščestva, Bd. 78, S. 64).

kühl-überlegenen Beobachter N. J. Turgenev die Bemerkung entschlüpfte: „Haben unsere Bauern es etwa besser unter den Gutsbesitzern, als die Griechen unter den Türken?“[50]).

Turgenev tat aber seinen Zeitgenossen Unrecht, wenn er ihnen Gleichgültigkeit gegen die einheimischen Verhältnisse vorwarf: das Schicksal der griechischen Aufständischen, die Verletzung der Verfassung in Frankreich[51]), die Unterdrückung der Revolutionen in den romanischen Ländern, die politischen Repressalien in Deutschland bedeuteten für die Dekabristen mehr als nur außenpolitische Ereignisse. Die Gegenwart Europas warf einen dunklen Schatten auf die Gegenwart und Zukunft Rußlands. Hatte man bisher, trotz schlimmer innerer Verhältnisse — der Militärkolonien, der verschärften Zensur, der Verfolgung jedes freien Gedankens, — noch irgendwelche Hoffnungen auf den Liberalismus des Kaisers gesetzt, Hoffnungen, die durch die Einführung der polnischen Verfassung und die berühmte Rede Alexanders auf dem polnischen Sejm i. J. 1818 bestärkt wurden, so sah man sich jetzt, nach 1821, jeder Illusion beraubt[52]).

„... Der Kaiser Alexander ist die eigentliche Ursache des Aufstandes vom 14. Dezember,“ schreibt Kachovskij an Nikolaus I. „Hat er nicht früher die Leuchte der Freiheit in unseren Herzen errichtet? Hat er nicht selbst dann die Freiheit grausam unterdrückt — nicht nur in Rußland, sondern auch in ganz Europa“[53])? — Die Außenpolitik des Stifters der Heiligen Allianz vernichtete vollends den Eindruck der „schönen Anfänge der Tage Alexanders“[54]). Außerdem schien die Politik der Heiligen Allianz auch im Widerspruch zu den nationalen

---

[50]) Archiv der Brüder Turgenev a. a. O. V, 279. Als gemäßigter Liberaler war Turgenev im Gegensatz zu den anderen Dekabristen gegen die Einmischung Rußlands in die griechisch-türkischen Angelegenheiten. Über die russische Politik in der griechischen Frage vgl. Gervinus, a. a. O. Bd. 5, 365.

[51]) Darauf weist Kachovskij in seinem Briefe an General Levašev hin: „... Die Verfassung Frankreichs wurde in ihrem Wesen verletzt: Manuel, der Vertreter des Volkes, wurde von den Gendarmen aus der Deputiertenkammer befördert! Die Freiheit der Presse ist beschränkt worden, das französische Heer mußte gegen Frankreichs Willen die gesetzmäßige Freiheit Spaniens totschlagen“ usw. (Borozdin, a. a. O. 12—13).

[52]) Am 15./17. März 1818 hielt Alexander eine Rede bei der Eröffnung des polnischen Sejms, deren wichtigste Stelle lautete: „Die Aufklärung (Organisation), die in ihrem Lande herrschte, erlaubte mir ohne Verzögerung, die Regierung einzuführen, die ich ihnen hiermit verleihe ... und deren ... Einfluß ich mit Hilfe Gottes auch in den anderen mir von der Vorsehung anvertrauten Ländern einzuführen hoffe.“ Den französischen Text dieser Rede s. bei Angenberg, „Recueil des traites concernant la Pologne“, Paris 1862, 734—37. S. Bernhardi, Gesch. Rußlands, III, 693—95. Diese Rede hat in Rußland große Hoffnungen erweckt. S. den Brief von Karamzin in I. I. Dmitriev (April 1818) „Die Warschauer Reden haben in den jungen Herzen einen Widerhall gefunden: man träumt nur von der Verfassung etc.“ Briefe v. N. M. Karamzin an I. I. Dmitriev, 1866, 236—7.

[53]) Borozdin, a. a. O. 25. Bar. Steinheil bemerkt, daß der wirkliche Grund der republikanischen Bestrebungen in der Erziehung und Bildung zu suchen ist, die die Regierung selbst im Laufe von 24 Jahren der Jugend verliehen hat. (Ibid., S. 69.)

[54]) Puškins berühmter Vers.

Interessen zu stehen. Trotz der zerrütteten finanziellen Lage Rußlands wurden immer wieder neue Anleihen gemacht, eine zahlreiche Armee unterhalten, nur um die fremden Staaten von ihren Wirren zu befreien[55]. Man kitisierte immer schärfer und offener die Regierungsmaßnahmen auf dem Gebiete der Außenpolitik. Sprach man doch schon von einem offenen Verrat Alexanders an Rußland um Metternichs willen. Die Opfer des Krieges von 1812 erscheinen zwecklos. „Wen und wo haben wir gerettet?" fragte Kachovskij bitter, „... wozu hat unser Blut die Felder Europas überflutet[56]?" Laut dem Bericht des französischen Gesandten Graf Boilescompte gab die öffentliche Stimmung in Petersburg i. J. 1822 zu ernsten Befürchtungen Anlaß. Die Regierung suchte die Unzufriedenheit zu mildern, aber die offene Verletzung des nationalen Gefühls führte zu entgegengesetzten Resultaten. Reden über die Abhängigkeit von dem Einflusse Metternichs, über die Unangebrachtheit der häufigen Kongreßreisen des Kaisers wurden zu einer gewöhnlichen Erscheinung[57].

Die westeuropäischen Ereignisse in den Jahren 1819—23 und die Politik der Heiligen Allianz haben die russische revolutionäre Bewegung vertieft und bestärkt. Gleiche freiheitliche Bestrebungen und ähnliche nationale Empfindungen verbanden die Dekabristen mit den Karbonaren, mit den spanischen, deutschen und griechischen Freiheitskämpfern. Auch sahen die Dekabristen deutlich ein, daß von dem Kaiser Alexander, der um der Heiligen Allianz willen Rußland vernachlässigte, keine liberalen Reformen zu erwarten seien. Es blieb ihnen nichts übrig, als auf eigene Verantwortung für die Verwirklichung ihrer Ideale zu kämpfen

Fünftes Kapitel.

Die westeuropäischen literarischen Einflüsse.

I.

Um die Entstehung der politischen und sozialen Ideen der Dekabristen zu verfolgen, müssen wir hier noch einen Rückblick auf den Verlauf ihrer geistigen Entwicklung werfen und dabei besonders die westeuropäischen Einflüsse in Betracht ziehen: haben doch die philosophischen und national-ökonomischen Strömungen Westeuropas den ideellen Inhalt der Bestrebungen der Dekabristen gebildet.

Das Interesse für Geschichte und Nationalökonomie lag im Geiste der Zeit und wurde besonders durch die politischen Umwälzungen der Epoche hervorgerufen. Diese Wissenschaften bildeten auch den Schwerpunkt der Interessen der Dekabristen, als sie nach der Heimkehr aus dem Auslande i. J. 1814—15 um die Erweiterung ihrer

---

[55]) Zavališin a. a. O., I. Bd., 113.

[56]) Borozdin, a. a. O. 15.

[57]) Bericht des Grafen Boilescompte vom 22. August 1822. „Kaiser Alexander I." (russ.) von Großfürst Nikolaj Michajlovič. Petersburg 1912. II, 418.

Bildung bemüht waren[1]). Zwar hatten sich einige Dekabristen noch vor den Feldzügen mit nationalökonomischen Fragen befaßt: wir haben oben erwähnt, daß die Nationalökonomie in einigen russischen Erziehungsanstalten als obligatorisches Lehrfach eingeführt wurde[2]), dennoch hat für die meisten die Zeit des ernsten Studiums erst nach ihrer Heimkehr begonnen.

Die Vorlesungen über Nationalökonomie, von russischen und deutschen Professoren gehalten, kamen den Dekabristen dabei in erheblichem Maße zugute. Im Winter 1816 bildete sich in Petersburg ein enger Freundeskreis, um bei dem bekannten Universitätsprofessor Herrmann Vorlesungen über Nationalökonomie zu hören. Die Brüder Murav'ev-Apostol, Nikita Murav'ev, Trubeckoj und Pestel, die sich bald in einem noch engeren Kreise, dem des „Bundes der Rettung", treffen sollten, sind von den Teilnehmern dieses Kurses zu nennen[3]). Einige hörten Vorlesungen über Nationalökonomie und Statistik bei Schlözer in Moskau[4]), andere wieder bei den liberal gesinnten russischen Professoren Kunicyn, Galič und Arsen'ev[5]). A. P. Kunicyn, einer der populärsten Professoren seiner Zeit, ein ernster Wissenschaftler, besaß auch ein bedeutendes pädagogisches Talent[6]). Laut dem Zeugnisse des bekannten Anhängers der alten literarischen Schule, A. S. Šiškov[7]), erfreuten sich die Vorlesungen Kunicyns eines besonders regen Besuches. Die Gardeoffiziere hatten einen Saal

---

[1]) S. Obolenskijs Aussagen, Mater. Bd. 1, 226: „... Da ich mir meiner mangelhaften Kenntnisse der politischen Wissenschaften, die nach der Heimkehr der Garde i. J. 1814 das Thema aller Gespräche bildeten, bewußt wurde, fing ich zunächst an, neuere und alte Geschichte, politische Ökonomie und Rechte allein zu studieren." Trubeckoj gibt an, sich nach dem Kriege besonders mit der Geschichte, Geschichte der Gesetzgebung und der politischen Lage der europäischen Staaten befaßt zu haben (ibid. 8). Der Dekabrist Muchanov besuchte in der Moskauer Universität Vorlesungen über Geschichte, Statistik etc. (Mater. Bd. III, 180). Der Dekabrist Mit'kov war noch in d. J. 1824—25 in Paris und hörte dort Vorlesungen über Philosophie, Geschichte etc. (Mater. Bd. III, 192). Vgl. Ryleevs Aussagen, Mater., I. Bd., 156. Auch in den Statuten des Wohlfahrtsbundes wurde auf die Selbstbildung der Mitglieder großer Wert gelegt. (Pypin, a. a. O. 551, Abteilung 3, Paragraph 9.) Der Dekabrist Peretc studierte Statistik, Geschichte und Nationalökonomie u. d. Leitung seines Hauslehrers, Prof. Lorand aus Lausanne, der später Professor im Richelieu-Lyzeum von Odessa wurde. („Dekabrist Peretc" v. W. u. L. Peretc. Ak. d. Wiss. USSR. 1926, 57—58 und 111.)

[2]) S. Kapitel 1.

[3]) Trubeckojs Aussagen, Mater. 1. Bd., 8, Pestels, ibid. Bd. 4, 89, vgl. Semevskij („Polit. i soz. idei dekabristov", a. a. O. 204).

[4]) Wie z. B. Annenkov i. d. J. 1817—19 (Semevskij, a. a. O. 205). Fürst Šachovskoj gab an, bei Schlözer Vorlesungen über politische und diplomatische Wissenschaften gehört zu haben. (Mater. Bd. III, 97.)

[5]) Wie z. B. Obolenskij, der i. J. 1819 Vorlesungen über Nationalökonomie bei Kunicyn hörte (Mater. I. Bd., 226), desgl. Burcev (Mater. Bd. IV, 43).

[6]) S. Majkov, „Puškin" (russ.), Pet. 1899, 48 ff. Kunicyn unterrichtete auch im Lyzeum von Carskoe Selo. Vgl. Kap. 1.

[7]) Kämpfer für die Reinheit des alten russischen Stils, vertrat er konservative Ansichten auch auf allen anderen Gebieten. 1824—28 war Šiškov Minister für Volksaufklärung.

gemietet, damit Kunicyn dort seine Vorlesungen über „Naturrecht“[8]) vor ihnen halten konnte, und waren in großer Zahl herbeigeströmt. Nach Šiškovs Meinung sollen diese Vorlesungen besonders verderblich auf die Gemüter der Jugend gewirkt haben, denn Kunicyn las aus seinem gleichnamigen Buche, und dort kamen „regierungsfeindliche“ Säße vor, wie z. B.: „Die Freiheit zu erwerben und zu verteidigen ist das gemeinsame Ziel der Menschheit[9]).“

In seinen anderen nationalökonomischen Vorlesungen lehnte sich aber Kunicyn an das entsprechende Werk von J. B. Say und an die „Économie politique“ von Storch an[10]). Einige Auszüge aus dem leßteren Buch (Kapitel „Über den Einfluß der Sklaverei auf die Wirtschaft“) geben eine Vorstellung von den Ideen, die hier der Jugend vorgetragen wurden: „Das Zeitalter der vollkommenen Abschaffung der Sklaverei in Europa ist der Anfang der größten Entdeckungen, die dem Menschenverstand zur Ehre gereichen ... Alle Erfolge, die Europa auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, Regierungskunst und Industrie erzielt hat, sind auf diese große und wichtigste Reform zurückzuführen ... Wenn ... bei uns die Industrie noch so wenig Erfolge zu verzeichnen hat, wenn uns ... Handwerker für die gewöhnlichsten und wichtigsten Arbeiten fehlen, wenn unsere Arbeiter noch mit Hilfe unvollkommener Werkzeuge arbeiten müssen, wenn endlich ihre Erzeugnisse in bezug auf Qualität und Quantität den ausländischen nachstehen, so muß die Schuld daran hauptsächlich der Sklaverei zugeschrieben werden[11]).“ Wir sehen also, daß die nationalökonomischen Vorträge unmittelbar soziale Probleme berührten, deren Wichtigkeit die Dekabristen lebhaft empfanden.

Das Interesse der Offiziere für die Staatswissenschaften erregte das Mißtrauen der Regierung. Nach der Erzählung eines Zeitgenossen erkundigte sich der Car nach dem Betragen dieser Offiziere, und als er von ihren guten Zeugnissen hörte, bemerkte er nachdenklich: „Merkwürdig ... Sehr merkwürdig ... Was fällt den Leuten ein, plößlich das Studium anzufangen?“ Wenn aber diese Vorlesungen die Dekabristen mit den Wesenszügen der modernen liberalen Nationalökonomie auch vertraut machten, so befriedigten sie die erworbenen Kennnisse noch nicht. Man wollte auch zu der Urquelle dieses Wissens gelangen und griff daher zu den Werken der west-

---

[8]) S. das gleichnamige Werk von Kunicyn (russ.), Petersburg 1820.

[9]) S. „Memorandum über die Ränke der Feinde Rußlands“ (russ.) v. Šiškov, Russkij Archiv, 1868, 1378 ff. Das oben angeführte Zitat ist im „Naturrecht“ v. Kunicyn, Pet. 1820, S. 14, zu finden. Auf den „verderblichen“ Einfluß dieser Vorträge auf die Jugend weist auch Gribovskij, der Verfasser des Berichtes an den Caren v. J. 1821, hin: „Sie (die Offiziere) stürzten sich auf das Studium der politischen Wissenschaften und besuchten Vorlesungen, wo sie von dem oberflächlichen Glanz leerer Reden geblendet wurden.“ (Russkij Archiv 1875, 424.) Auf die Lektüre des „Naturrechts“ von Kunicyn weist u. a. der Dekabrist Sutgov hin. (Mater. 2, 124.)

[10]) Obolenskij, Materialien, 1. Bd., 226.

[11]) Storch, „Cours de l'économie politique“, Petersburg 1815. S. „Dekabristen“, Sammlung von Aufsäßen und Materialien (1825—1925). Red. von Strajch, russisch, Moskau 1925, 80 u. 83.

europäischen Denker. Trotz der sich immer verschärfenden Reaktion war noch die Möglichkeit da, die „revolutionierenden" Schriften kennenzulernen[13]).

II.

Das Pressegesetz v. 1804 war gleich den anderen ersten Regierungsmaßnahmen Alexanders freiheitlich gedacht und ermöglichte die Verbreitung der westeuropäischen Literatur in Rußland[14]). In diesen liberalen Jahren Alexanders wurde sogar für die Übersetzung einiger bedeutenden Schriften seitens der Regierung gesorgt. Auf Allerhöchsten Befehl wurden u. a. die Werke Benthams, James Stuarts und die „Économie politique" von Verri in russischer Sprache herausgegeben. Zu dieser Zeit erschienen auch Adam Smith (1803), Beccaria (1803), de Lolme[15]), „Esprit des lois" von Montesquieu, Kants „Metaphysik der Sitten" usw. Die Regierung schien im Publikum ein Interesse für die sozialen, ökonomischen und philosophischen Probleme erwecken zu wollen. Unter der wieder eingetretenen Reaktion blieb das alte Pressegesetz zwar de jure ungeändert, de facto aber bekam die Zensur heimliche Anweisungen, Bücher aus dem Auslande, die über Religion oder Staatsfragen handelten, nicht ohne strengste Prüfung durchzulassen[17]). Es erwies sich jedoch als unmöglich, die Nachwirkung der liberalen Anfänge völlig zu vernichten und der Verbreitung der ausländischen Literatur stärkeren Einhalt zu tun. „Vielmehr," laut der Bemerkung des Dekabristen Kachovskij, „genügte es, irgendein Buch zu verbieten, um dafür das allgemeine Interesse zu erwecken[18])." Dies galt von den Werken der einheimischen Literatur, um deren Manuskripte man sich riß[19]), wie

---

[13]) Auf die Lektüre, als eine der wichtigsten Quelle ihres „Freidenkertums", weisen hin: Sergej Murav'ev-Apostol, Mater. Bd. IV, 264—265, Mit'kov, ibid., Bd. III, 192, Obolenskij, Bd. I, 226, ibid. Trubeckoj, Bd. I, 9, Ryleev, ibid., Bd. I, 156, Kachovskij, ibid. 343, Al. Bestužev, ibid. 430, Arbusov, Bd. II, Materialien, 8, Panov, ibid. 106, N. Bestužev, ibid. 64, Puščin, ibid. 208, Pestel, Bd. IV, 89—90, 105, u. a.

[14]) Bogdanovič, a. a. O., Bd. V, 223.

[16]) Steinheils Brief, Borozdin, a. a. O. 64—65.

[17]) Auch für die einheimische Literatur waren die Zensurbedingungen sehr erschwert. Der Hang zum Bigotten, der sich der Regierung bemächtigt hatte, beeinflußte auch die Zensur: Ausdrücke, wie „engelhafte Schönheit", „Fatum" wurden verboten. Vgl. Steinheils Brief, Borozdin, a. a. O. 67.

[18]) Kachovskijs Brief, Borozdin, S. 16: „In Frankreich verbietet man ein Buch, in Rußland erscheint es sofort." Auf den Einfluß der verbotenen ausländischen Literatur weist auch Beljaev hin: s. Aufzeichnungen, Russkaja Starina 1881, XXX, 488.

[19]) Wie z. B. um die verbotenen Gedichte Puškins und um die berühmte Komödie Griboedovs. Küchelbecker bemerkt in seinen Aussagen in der Untersuchungshaft, daß es ausschließlich die Strenge der Zensur und die Willkür der Zensoren waren, die die Manuskriptenliteratur ins Leben gerufen haben. Diese sei aber schädlich für Religion und Sitten, gefährlich für die Regierung, denn sie erhält ihren Wert in den Augen des Publikums hauptsächlich durch den Umstand, daß sie verboten ist. Die Strenge der Zensur gibt Küchelbecker als einen der Gründe an, die ihn bewogen hätten, dem Geheimbund beizutreten. (Mater. Bd. II, 166—67.)

von den ausländischen Schriften, die mit Hilfe verschiedener Kniffe der Buchhändler das russische Publikum dennoch erreichten[20]). Die erste Etappe in der geistigen Entwicklung der Dekabristen bildete die Bekanntschaft mit der französischen Aufklärungsphilosophie, deren Einfluß ja bereits am Ende des 18. Jahrh. nach Rußland eingedrungen war. Zu den Namen der Enzyklopädisten und Voltaires, Rousseaus, Holbachs gesellten sich später noch die von Mably, Raynal, Volney u. a.[21]).

Die Prinzipien der individuellen Freiheit, die Begriffe der Menschenrechte und der allgemeinen Gleichheit hatten der geistigen Atmosphäre Rußlands am Ende des 18. Jahrh. bereits ein bestimmtes Gepräge verliehen. Allein bei der Katharinischen Generation hatte der Einfluß Voltaires nur die Form eines billigen, nicht tief empfundenen Skeptizismus angenommen. Die Begeisterung für die Schönheiten der Natur und die „schlichten Reize des bescheidenen Landlebens" führte sodann zu einer süßlichen Empfindsamkeit. Diese Stimmung hat in der von Karamzin vertretenen sentimentalen Schule ihren Ausdruck gefunden, und es ist recht bezeichnend, daß derselbe Karamzin, der das Schicksal seiner bäuerlichen Heldin, der „Bednaja Liza" rührselig beweint, sich nicht im mindesten gescheut hat, seine Bauern einzeln zu verkaufen[22]). Die Lehren der französischen Denker rüttelten nicht an dem Wesen dieser Generation; sie streiften nur die

---

[20]) Der Sekretär des Zensurkomitees an dem Ministerium des Auswärtigen mußte das Verzeichnis der aus dem Auslande kommenden Bücher durchsehen und die Titel der von der Zensur verbotenen rot anstreichen. Diese Bücher sollten dann zurückgeschickt werden. Die Listen enthielten aber nur die Titel der Bücher, nicht die Zahl der Exemplare. Daher war es für die Buchhändler ein leichtes, nur einen Teil der verbotenen Bücher zurückzusenden, die anderen aber heimlich zu verkaufen. (Semevskij, a. a. O. 183.) Über das Zensurwesen s. „Očerki istorii russkoj censury" (Umriß der Gesch. der russ. Zensur) v. Skabičevskij, Pet. 1892. Vgl. Kachovskij, Borozdin 16: „Der strengen Zensur gelingt es trotz aller Anstrengungen der Polizei nicht, die Einfuhr der verbotenen Bücher zu hemmen." Der Dekabrist Cebrikov gibt in der Untersuchung an, daß der Kapitän-Leutnant der Flotte Lermantov viele liberale Bücher als Konterbande aus Portsmouth nach Rußland eingeführt hätte. (Mater. Bd. II, 312.)

[21]) Semevskij, a. a. O. 20. Mably, französischer Publizist (1709—71), Verfasser v. „Entretiens de Phocion" (Amsterdam 1763), Moralphilosoph. Raynal, Verfasser v. „Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens" (Amsterdam 1770). Der Verfasser protestiert gegen die europäische Handelspolitik, besonders gegen den Negerhandel. In russischer Übersetzung erschien das Buch 1805 u. 1811. Volney (1757 bis 1820), Verfasser v. „Les ruines ou méditation sur les révolutions des Empires" (Paris 1791 u. 1822).

[22]) Karamzin schrieb i. J. 1800 an seinen Bruder: „Soll ich nicht Vukolka [einen Leibeigenen] zu einem Koch zur Ausbildung schicken? In einem Jahr könnten wir tauschen: Sie bekämen einen vorzüglichen Koch und ich einen Lakaien. Aber es ist jetzt schwer geworden, einen anständigen Koch zu erwerben: nur unausstehliche Diebe und Trunkenbolde werden verkauft" usw. Im selben Jahr entstehen aber solche Stilblüten: „Ein Landarbeiter, der mit seiner zärtlichen Freundin nach vollbrachter Arbeit auf dem Rasen ruht, braucht nicht den luxuriösen Satrapen um sein Glück zu beneiden" (Pypin, a. a. O. 241).

Oberfläche und verliehen der Bildung der Adligen einen äußeren Glanz. Selbst das plötzliche Gewitter der französischen Revolution hat es nicht vermocht, sie um ihre Ruhe zu bringen und in neue, wirklich liberale Bahnen zu leiten. Anders verhielt es sich mit der jungen Generation. Mit den Schlagworten der Aufklärungsphilosophie von ihren Jugendjahren an vertraut, war sie es, die als erste aus diesen Losungen alle Konsequenzen zu ziehen wagte. Der erste prüfende Blick, den sie auf die russischen Verhältnisse warf, überzeugte sie, daß die Ideen der Freiheit und Gleichheit in einem absolutistisch regierten Lande nicht zu verwirklichen waren. Die Dekabristen verkörperten als erste die für die spätere Zeit so typische Erscheinung des „reuigen Adligen", d. h. eines Adligen, der sich plötzlich seiner alten Schuld dem Volke gegenüber bewußt wird.

III.

Die Untersuchungskommission legte jedem von den Verhafteten die stereotype Frage vor: „Seit wann und woher besitzen Sie liberale (eigentlich „freie" — svobodnye) Anschauungen, d. h. stammen sie aus dem Verkehr oder Beeinflussung anderer Personen oder aus Büchern, bzw. Manuskripten, und zwar aus welchen? Wer hat die Wirkung dieser Ideen vertieft[23])?

Diese Frage beantwortend, nennen einige Dekabristen die Namen der Schriftsteller, deren Werke sie vor allen anderen beeinflußt hatten. Von den Aufklärungsphilosophen wird der Name Rousseaus am häufigsten genannt. Der Dekabrist Gangeblov erinnert sich an den Augenblick, wo ihm Rousseaus „Discours sur les arts et les sciences" zum erstenmal in die Hände fiel. „Dieses Buch," berichtet er in dem charakteristisch-pathetischen Stil seiner Epoche, „hat mich durch die Neuheit und Kühnheit der Gedanken, die es enthielt, einfach erschüttert: es zeigte mir den Grad der Entartung, zu welchem, wie Rousseau nachwies, der Mensch unter dem Einflusse der Zivilisation gelangt war . . . Rousseaus Ideen brannten in meinem Gehirn" usw.[24]). Allein das Verneinen der Zivilisation, das den Schwerpunkt dieses Werkes bildet, konnte im allgemeinen wenig Teilnahme in den Reihen der Dekabristen finden: die russische Kultur war noch zu jung, um als drückende Last empfunden zu werden. Man war im Gegenteil bestrebt, ihre Entwicklung zu fördern, ihr ein westeuropäisches Gepräge zu verleihen, keineswegs aber dachte man ernstlich daran, die Bedeutung der Kultur als solcher zu verneinen. Von viel tieferer Wirkung als das obengenannte Werk war daher die berühmteste Schrift Rousseaus, der „Contrat social". Vladimir Raevskij gibt an, „Contrat social" und „Esprit des lois" von Montesquieu auswendig gekannt zu haben[25]); Annenkov verdankte die erste Bekanntschaft mit diesem Werke dem Einflusse seines Lehrers, des

---

[23]) Mater., a. a. O., 1. Bd., S. 8, 156, 225 etc.

[24]) Russkij Archiv 1886, 193, Gangeblovs Aufzeichnungen (russ.).

[25]) Ščegolev, „Istoričeskie etjudy" (Histor. Studien) a. a. O. 167.

Schweizers Dubois. Der „Contrat social" brachte ihn zuerst auf liberale Gedanken[26]). Auf den Einfluß der Aufklärungsphilosophen weisen viele Vertreter der Dekabristengeneration, die 20jährigen Fähnriche, wie die Generäle, hin[27]). „Wenn ich an die Eindrücke meiner frühesten Jugend zurückdenke," berichtet der 38jährige General-Major Von-Wiesen in der Untersuchungshaft, „so glaube ich ..., daß ich meine liberalen Anschauungen aus der eifrigen Lektüre von Montesquieu, Raynal und Rousseau geschöpft habe" etc.[28]).

Die Aufklärungsphilosophie bildete die Grundlage des Liberalismus der Dekabristen, machte sie mit den Begriffen „Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte" vertraut. Zu der Entwicklung ihrer liberalen Anschauungen zu einem bestimmten politischen Programm haben die zeitgenössischen nationalökonomischen und publizistischen Schriften viel beigetragen. Von den westeuropäischen Nationalökonomen waren Adam Smith[29]) und J. B. Say[30]) in Rußland besonders gut bekannt. Wir haben den Einfluß, den Adam Smith, der Begründer der klassischen Nationalökonomie, auf Nikolaj Turgenev ausgeübt hatte, bereits erwähnt[31]). Unter diesem Einfluß hat Turgenev seinen „Versuch einer Steuertheorie" verfaßt, das erste russische Werk, das die Finanzwissenschaft behandelt[32]). Unter dem Einfluß von Smith wurde er auch zum überzeugten Anhänger des Freihändlertums. Er kannte ferner auch Say, den Popularisator Smiths, sowie Bentham und Sismondi[33]). Auch sein Verständnis für die Probleme der Geschichte war vom nationalökonomischen Geiste durchdrungen. Als die wichtigsten Ereignisse der neueren Geschichte bezeichnete er Gründung der Städte, Entwicklung des Handels und der Industrie, Gründung der Fabriken, die dadurch bestimmte Blüte der Landwirtschaft und die Bildung des bürgerlichen Mittelstandes, der im Leben des Staates

---

[26]) Semevskij, a. a. O. 222—3.

[27]) A. N. Murav'ev nennt in seinen Angaben Machiavelli, Montesquieu und Rousseau (Contrat social), Mater., III. Bd., 8. Von dem Einflusse der Aufklärungsphilosophen berichten u. a. Beljaev (Russkaja Starina 1880, Bd. XXIX, 834—36), von der Brüggen (Russkaja Starina 1903, III., 543), Bestužev-Rjumin (Bogdanovič Bd. VI, 450), Raevskij (Ščegolev, a. a. O. 167) usw.

[28]) Mater., Bd. III, 66.

[29]) Außer den Originalwerken von Smith, die 1803 in Rußland erschienen waren, konnte man mit den Grundzügen seiner Lehren auch aus dem erwähnten Buch des russischen Akademikers Storch „Cours de l'économie politique etc.", Pet. 1815, 10 ff., bekannt werden.

[30]) Einige Werke von Say erschienen in der russ. Übersetzung, wie z. B. die „Volkswirtschaftslehre" (Petersburg 1816).

[31]) S. oben, Kap. 1.

[32]) „Opyt teorii nalogov" (Petersburg 1818). Dieses Werk war von T. auch als ein Propagandamittel gedacht: so hat er dort die Leibeigenschaft „in kräftigen Ausdrücken gebrandmarkt" (Rußl. u. die Russen, a. a. O., Bd. I, 62—63).

[33]) „Le Traité de l'économie politique" von Say ruft bei T. die Bemerkung hervor: „von diesem Buche sehe ich wenig Nutzen" (Archiv der Brüder Turgenev, a. a. O. I, 26). Dennoch zitiert er es in der Einleitung zu seiner Steuertheorie, sowie Hume, Sismondi, Bentham u. a. (Versuch einer Steuertheorie, a. a. O. 6).

eine wichtige Rolle spielt, — d. h. die Entwicklung des Kapitalismus und der Bourgeosie[34]). Smith, Say, Bentham werden auch von anderen Dekabristen in ihren Aussagen genannt; Benthams Werk „Tactique des assemblées législatives" war besonders eine beliebte Lektüre[35]).

Bekannter noch — besonders im Bunde des Nordens — war „Constitution de l'Angleterre" von De-Lolme. Die Freiheit der Engländer beruht nach De-Lolme auf der persönlichen Freiheit, d. h. auf dem Eigentumsrecht, der Habeas-Corpus-Akte und der Freizügigkeit[36]). Der Schutz dieser persönlichen Rechte wird durch die Unabhängigkeit des Gerichtes und die Einführung des Geschworenengerichtes ermöglicht. Im englischen Königtum sieht De-Lolme ferner eine Schutzmacht des Volkes gegen die Aristokratie. Er erblickt einen großen Vorzug der englischen Verfassung darin, daß die exekutive Macht in den Händen des Königs liegt: deshalb hätten auch die englischen Revolutionen allen Volksschichten Nutzen gebracht, denn keine Partei im Lande war imstande, die ganze Macht an sich zu reißen[37]). Turgenev war mit diesen Ausführungen De-Lolmes vollkommen einverstanden: war er selbst doch eine Zeitlang geneigt, in der Monarchie einen Schutz des Volkes gegen die Aristokratie zu erblicken[38]). Die Bedeutung dieses Werkes für die Dekabristen lag auch darin, daß es sie mit der Verfassung, die als die vollkommenste in Europa galt, vertraut machte. So gibt Nikolaj Bestužev an, daß sein Wunsch, in Rußland eine andere Staatsordnung zu sehen, zuerst unter dem Einflusse dieses Buches entstand[39]). Auf den Einfluß De-Lolmes weist auch Steinheil in seinem Brief an den Caren hin[40]).

Die obengenannten Werke, durch die das Verzeichnis der Lektüre

---

[34]) „Versuch einer Steuertheorie", a. a. O., S. 6, zit. v. Šebunin, a. a. O. 199.

[35]) „Tactique des assemblées législatives", Paris 1791. Ryleev hat es studiert (Semevskij, a. a. O. 218). Bestužev (Alex.) nennt in seinen Aussagen die Namen Benthams und des Historikers Heeren, den auch Turgenev schätzte (Mater. Bd. 1, 430). Er kannte auch A. Smith (s. Kotljarevskij: Die Dekabristen Odoevskij u. Bestužev-Marlinskij, a. a. O. 124).

[36]) De-Lolme, „Constitution de l'Angleterre ou État du gouvernement anglais comparé avec la forme républicaine et avec les autres monarchies de l'Europe," O. J., p. 149. Turgenev notiert diese Stelle in seinem Tagebuch. (Arch. der Brüder T. 3, 336.)

[37]) De-Lolme, a. a. O., Bd. II, 102.

[38]) „De-Lolme bemerkt richtig, daß alle Revolutionen in England dem Volke Nutzen gebracht haben, denn die Volksvertreter konnten sich niemals manche Befugnisse der exekutiven Macht aneignen und wurden dadurch vom Volke nicht getrennt." (Archiv, a. a. O. 3, 337.)

[39]) Materialien Bd. 2, 64—65. Die russische Übersetzung dieses Buches war dem Kaiser Alexander gewidmet (ibid.). Bestužev nennt den Titel des Buches, erinnert sich aber nicht an den Namen des Verfassers.

[40]) Borozdin, a. a. O. 65.

der Dekabristen noch keineswegs erschöpft wird[41]), deuten bereits die Richtlinien ihrer ökonomischen Anschauungen an, die natürlich im engen Zusammenhang mit der politischen Gesinnung stehen mußten. Den Dekabristen, die unter der Wirkung dieser Lektüre zu Anhängern der Prinzipien der ökonomischen und persönlichen Freiheit wurden, mußte es einleuchten, daß in einem absolutistischen Staate, in dem alle Funktionen des wirtschaftlichen Lebens von der Regierung bestimmt wurden, wirtschaftliche Reformen ohne soziale und politische Umwälzung undenkbar waren. Außer den genannten Werken waren, besonders im Kreise der Dekabristen des Bundes des Nordens, die Schriften der zeitgenössischen französischen Publizisten verbreitet. Turgenev erzählt, daß um diese Zeit (Anfang der zwanziger Jahre) die Namen der berühmten französischen Publizisten, besonders aber Benjamin Constants, in Rußland ebensogut bekannt waren wie in ihrem eigenen Vaterlande. Er selbst schäßte die Bedeutung Constants als „politischen Erziehers" Europas sehr hoch: „Es ist Benjamin Constant, dem die Ehre dieser Epoche gebührt," schreibt er, ... ausgerüstet mit einem bewunderungswürdigen Talent, hat er das meiste zur politischen Erziehung nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europas beigetragen[42])." Constant habe, nach Turgenevs Meinung, die während der Kriegszeit vergessenen großen Ideen der französischen Revolution ins Gedächnis der Völker zurückgerufen[43]).

Turgenev übte dank seiner Bildung und seinen ausgezeichneten Fähigkeiten einen bedeutenden geistigen Einfluß auf die jüngeren Mitglieder des Petersburger Bundes aus[44]); er lenkte im gewissen Sinne ihre politischen Studien, u. a. empfahl er ihnen ein „vor kurzem (1822) erschienenes Buch", das, seiner Meinung nach, wie speziell dazu geschaffen war, den russischen Liberalen über verschiedene politische Fragen „vernünftige und richtige Begriffe beizubringen[45])". Das waren die „Commentaires sur l'ouvrage de Filangieri" von Benjamin Constant. Bei dieser heute vergessenen Broschüre, die von den Petersburger Mitgliedern viel gelesen wurde, wollen wir etwas

---

[41]) Muchanov nennt als das Werk, das ihn beeinflußte, „Économie politique de Stordi" (Materialien Bd. III, 180). Viele von den Dekabristen besaßen bedeutende Bibliotheken, die den ganzen Bücherschaß der ausländischen und russischen Literatur enthielten. So z. B. Pestel (Semevskij, 225), Šachovskoj (Semevskij a. a. O. 678), Norov (Russkij Arch. 1900, II., 293), Čaadaev (Rudakov, Istoričeskij Vestnik, 1907, 11), Lunin, der noch in der sibirischen Verbannung etwa 1000 Bände in lateinischer, griechischer, slavischer, französischer, englischer u. a. Sprachen besaß. S. Dekabrist M. S. Lunin, Sočinenija i pis'ma (Werke und Briefe), Red. v. S. J. Štraich, Petersburg 1923, S. 105.

[42]) Rußland und die Russen, a. a. O. I., 55.

[43]) Ibid.

[44]) Von dem Einflusse Turgenevs spricht auch Vigel in seinen Memoiren (a. a. O. Bd. V, 48). Der Dekabrist Mit'kov gibt im Verhör an: „Die freiheitlichen Gedanken, die so verderblich sind und mich zu solch schrecklichen Irrtümern geführt haben, verdanke ich der Lektüre und der Gesellschaft Nikolaj Turgenevs, der die Befestigung dieser Gedanken besonders gefördert hat." (Mater. III, 192.)

[45]) Rußland und die Russen, a. a. O. I., 70.

länger verweilen, weil die in diesem Buche gepredigten Ideen sich bis zu einem gewissen Grade mit dem politischen Programm der Dekabristen des Nordens deckten.

Den Kern der Anschauungen Constants bildet die Idee der individuellen Freiheit: das Schlagwort des klassischen Liberalismus. Die Funktionen des Staates müssen nach Constant eingeschränkt werden; er hat nur die Grenzen des Landes vor den Feinden zu schützen und über die innere Ruhe zu wachen[46]. Die Möglichkeit den Krieg zu erklären, soll aber der Regierung entzogen werden; denn „die Tendenz der heutigen Menschheit ist gegen den Krieg gerichtet", die gegenwärtige Epoche steht im Zeichen des Handels und der Industrie[47]. Die einzige Möglichkeit, den unnötigen Krieg zu vermeiden, liegt in einer repräsentativen Verfassung, die es den Volksvertretern ermöglichen würde, die zum Kriege nötigen Mittel der Regierung zu verweigern. Auch die Reformen sollen nicht von der Regierung, sondern von der öffentlichen Meinung ausgehen. „Le temps est passé ou on disoit qu'il falloit tóut faire pour le peuple, mais non par le peuple," sagt Constant[48]. Alle philantropischen Projekte und Reformen der Regierung sind trügerisch, sofern sie nicht in einer Verfassung begründet sind[49]. Auch über die Sittengesetze, die Pressefreiheit usw. hat die öffentliche Meinung zu entscheiden: „éteindre sur tous les objets la compétence des lois c'est organiser la tyrannie[50]." Wenn das Volk keine politische Freiheit besitzt, muß die Freiheit der Presse einen Ersatz dafür bieten. Sollte aber das Volk weder politische noch Pressefreiheit besitzen, so ist es tot: es hat dann kein Interesse an den Staatsangelegenheiten. Die Nation verliert ihre Vitalität und Kraft[51]. Die Zukunft Europas scheint ihm in den Händen der zwei Mächte — Rußlands und Englands — zu liegen. Aber — „dépendre de la Russie, c'est dépendre de l'individu". Jeder neue Kaiser kann alles vernichten, was sein autokratischer Vorgänger durchgeführt hat[52]. Auch das aristokratische Staatssystem Englands wird von Constant trotz seiner Vorzüge nicht gebilligt. Eine große Gefahr für das Leben dieses Staates erblickt er in der Armut der Arbeiterklassen und in der Höhe der Staatsschulden[53]. Die Unabhängigkeit des Staates in seinen inneren Angelegenheiten vor der Bevormundung der Regierung, die Freiheit der einzelnen Persönlichkeit, die Notwendigkeit einer repräsentativen Staatsordnung und einer liberalen Verfassung — dies sind, kurz gefaßt, die Ideen, die

---

[46]) „Commentaires sur l'ouvrage de Filangieri" v. Benj. Constant, Paris 1822, 9 ff.

[47]) Ibid. 20 ff.

[48]) Ibid. 4. Diese Broschüre ist, nach ihrem scharfen Ton zu urteilen, unter dem Eindruck der reaktionären Politik des Kabinetts von Villèle entstanden.

[49]) Ibid. 29.

[50]) Ibid. 41.

[51]) Ibid. 75.

[52]) Ibid. 90.

[53]) Ibid. 105.

Benjamin Constant in der ihm eigenen lebendigen und energischen Sprache in seinem Buch verkündet und verteidigt. Das Ganze ist dem Prinzip „laissez faire — laissez aller" untergeordnet. Das Ideal erblickt er in einer konstitutionellen Monarchie oder gemäßigten demokratischen Republik.

Nach der Lektüre der „Commentaires" notiert Turgenev in seinem Tagebuche: „Das Buch gefällt mir sehr: es bestimmt und klärt Ideen, an die ich in verschiedenen Fällen schon gedacht habe"[54]). In der Tat mußten dem Anhänger des ökonomischen Liberalismus die Anschauungen Constants über die führende Rolle der öffentlichen Meinung, sein Protest gegen die Einmischung der Regierung in alle Äußerungen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens[55]), seine Abneigung gegen den Absolutismus und die Herrschaft der Aristokratie sympathisch sein. Auch das gemäßigte politische Programm Constants, das von ihm vorgeschlagene Wahlsystem z. B., das auf dem Vermögenszensum begründet werden sollte, entsprach den Anschauungen Turgenevs[56]). Diese Broschüre Constants, wie auch seine anderen Werke, konnten ihn also in seinen konstitutionellen Sympathien nur befestigen. Die Schriften der französischen Publizisten (außer Constant wird von den Dekabristen der Name Bignons, und zwar sein Buch „Du Congrès de Troppau"[57]) häufig genannt) haben zu der Bildung der Ideen der Dekabristen von der Verfassung, dem Staatsapparat und seinen Funktionen und nicht zuletzt zur Ausarbeitung ihrer Reformpläne viel beigetragen[58]). Wir sehen in der Tat, daß das Reformprogramm der Dekabristen des Nordens eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Programm Constants aufweist. Die Forderungen dieses Bundes zielten auf eine gemäßigte konstitutionelle Verfassung, Prüfung der Gesetze, persönliche Frei-

---

[54]) Archiv der Brüder Turgenev, 5, 323 a. a. O.

[55]) Seinen früheren Glauben an den aufgeklärten Absolutismus hat Turgenev bald nach seiner Heimkehr verloren. Am 21. Juni 1819 schrieb er an seinen Bruder Sergej: „Der Absolutismus ist in seinem Wesen dem Glücke des Volkes feindlich: die größten Vorzüge der autokraten Herrscher bürgen doch für das Wohl des Staates nicht; dagegen können seine kleinsten menschlichen Schwächen mitunter sehr gefährlich sein" (s. Šebunin, a. a. O. 207).

[56]) In seinem Werk „Rußland und die Russen" tritt er als Verteidiger des aktiven Wahlrechts, das auf dem Vermögenszensus gegründet werden sollte, auf. (La Russie et les Russes, Paris 1847, III, p. 332.) Eine andere Broschüre von Constant „Les élections prochaines" (1817), die gegen die außerordentlichen Gesetze von 1815 gerichtet war, war auch Turgenev und den anderen Dekabristen bekannt.

[57]) Bignon, französischer Diplomat, Publizist und Historiker, 1771—1841.

[58]) Obolenskij nennt die Namen Constants und Bignons als diejenigen, die ihn in seinem Liberalismus bestärkt haben (Mater., 1. Bd., 226). Desgleichen Ryleev (Ibid. 156). Annenkov nennt Bignons „Congrès du Troppau" (Semevskij, a. a. O. 223). Von Wiesen weist auf die Lektüre der französischen und deutschen Publizisten, sowie Zeitschriften und Zeitungen verschiedener Richtungen hin (Mater., 3. Bd., 66). Nikolaj Bestužev gibt an, daß alle ausländischen Zeitschriften, historische Memoiren und sogar russische Zeitschriften und Zeitungen den aufmerksamen Leser auf den Nutzen der festen Gesetzgebung hinwiesen (Mater., Bd. 2, 65).

heit, Freiheit der Presse und des Gewissens etc. Ihren Ausdruck hat dieses Programm im Verfassungsprojekt von Nikita Murav'ev und auch in dem von Trubeckoj entworfenen Projekt des Manifestes gefunden[59]. Im großen und ganzen trug dieses Programm einen gemäßigt-liberalen Charakter und stand in manchen Beziehungen im Gegensatz zu den politischen Anschauungen des Bundes des Südens.

Den dominierenden Einfluß Benjamin Constants im Norden besaß im Bunde des Südens Destutt de Tracy. Der Führer der südlichen Verschwörer P. Pestel verdankte zum großen Teil seine radikalen politischen Anschauungen dem Studium der „Commentaire sur l'Esprit des lois de Montesquieu" von Destutt de Tracy[60].

Die Aussagen, die Pestel in der Haft der Untersuchungskommission vorlegte, enthalten die Geschichte der Entwicklung seiner republikanischen Anschauungen. Hier sagt er unter anderem: „Die Lektüre von politischen Werken hat diese (revolutionären) Ansichten, Gedanken und Vorstellungen vertieft und entwickelt... Das Buch von Destutt de Tracy... hat einen großen Einfluß auf mich ausgeübt. Es hat mir bewiesen, daß jede Regierung, an deren Spitze eine Person steht, besonders wenn dieses Amt erblich ist, unumgänglich zum Despotismus führen muß[61]." So wurde das Werk von Destutt de Tracy vor allen anderen zeitgenössischen Schriften zur Quelle der politischen Weisheit für Pestel, wie auch für andere Mitglieder des Südlichen Bundes: waren sie doch dem geistigen Einfluß ihres Führers vollkommen unterworfen[62]. Um den Einfluß de Tracys auf die Gesellschaft des Südens beurteilen zu können, müssen wir hier die Wesenszüge seiner Ideen klarzulegen versuchen.

Destutt de Tracy war ein überzeugter Anhänger der demokratischen Idee. Er unterscheidet nur zwei Regierungsformen: solche, die auf dem allgemeinen Volkswillen beruhen — diese nennt er „nationale Regierungen"[64] — und andere, die auf besonderen Rechten (dynastischen etc.) begründet zu sein glauben; die letzten werden von ihm „spezielle (spéciaux) Regierungen" genannt[65]. Er kann sich mit der Einteilung der Regierungsformen in Monarchie, Republik

---

[59]) S. Kapitel VI und Anhang I.

[60]) Destutt de Tracy „Commentaire sur l'esprit des lois de Montesquieu", Paris 1819.

[61]) Pestels Aussagen, Mater. Bd. 4, S. 91.

[62]) Vgl. Kap. III. Pestel empfahl den Mitgliedern dieses Bundes auch die Lektüre der Werke der Okonomisten Smith und Say, sowie von Voltaire, Helvetius, Beccaria u. a., um sich Kenntnisse in der Nationalökonomie, Jurisprudenz und Philosophie anzueignen, denn „ohne diese Kenntnisse könne man weder sich noch der Gesellschaft von Nutzen sein". (Dovnar-Zapolskij, Memoiry Dekabristov (Memoiren der Dekabristen), Kiev 1906, 28.) Auf den Einfluß von Destutt de Tracy, Filangieri, Montesquieu, Adam Smith und Say weist u. a. der Dekabrist Repin hin (Mater., Bd. 2, 361). Dekabrist Peretc, Mitglied des „Nördl. Bundes", weist auch auf den Eindruck der „politischen Werke" von Montesquieu, Rousseau, B. Constant und Volney hin. („Dekabrist G. A. Peretc", a. a. O. S. 112.)

[64]) „Commentaire", a. a. O. 12—13.

[65]) Ibid. 12—13.

und Despotismus, die Montesquieu vorschlägt, nicht einverstanden erklären[66]): denn jede Monarchie trägt in sich den Keim des Despotismus: „Le despotisme n'est que la monarchie avec des mœurs brutales[67]).“ Die „nationalen“ Regierungen sind auf dem Prinzip der Vernunft (raison) aufgebaut, behauptet de Tracy. Die vollkommenste Regierungsform, die man kennt, ist eine demokratische repräsentative Republik, die auf dem allgemeinen Wahlrecht begründet ist und eine Verfassung, „un acte consenti librement“, besitzt[68]). Er ist aber gegen die Föderation: „la féderation produit moins de force que l'union intime“ — sie schwächt den Staat[70]). Im Mittelpunkt des Werkes von de Tracy steht das von ihm entworfene Konstitutionsprojekt. Das Recht, die Verfassung zu ändern, gehört nach de Tracy der ganzen Nation[71]). Eine spezielle gewählte Versammlung (convention) soll zum Zwecke der Änderung der Verfassung zusammenberufen werden. De Tracy ist ein Gegner des Vermögenszensums, überhaupt aller Einschränkungen des Wahlrechts: ein allgemeines direktes Wahlrecht ist sein Ideal[72]). Die exekutive Macht muß einem aus wenigen Personen bestehenden Rat anvertraut werden; die gesetzgebende Macht aber gehört einer größeren Versammlung, die alljährlich zum Teil erneuert werden muß[73]). Die dritte Macht im Staate bildet ein „corps conservateur“, das über die Unverletzbarkeit der Verfassung wachen soll[74]). In dieser Staatsordnung sieht de Tracy die einzige mögliche Regierungsform, bei welcher sich die Nation ruhig und glücklich entwickeln kann. Seine Devise ist ferner die Freiheit der Persönlichkeit und der Presse. Im Reichtum, sowie in der Aristokratie und allen damit verbundenen Privilegien erblickt er die Quelle aller Übel[75]). Er ist auch Gegner jedes religiösen Einflusses und der Kirche als solcher: diese ist in seinen Augen eine Hilfsmacht des Absolutismus, der sich auf die Priester stützt. Dieser Gedanke findet eine folgende Formulierung: „moins les idées religieuses ont de force dans un pays, plus on y est vertueux, heureux, libre et paisible[76]).“ So wurden hier die Dekabristen auf die streng demokratische, von der Bevormundung des Absolutismus und der Kirche freie Republik als auf die beste Staatsform hingewiesen.

Die Ideen de Tracys fanden einen lebhaften Anklang im Geiste Pestels. De Tracys Abneigung gegen das föderative Staatensystem und den Vermögenszensus, gegen den Reichtum der einzelnen

---

66) Ibid. 7 ff.

67) „Commentaire“, a. a. O. 18. Wahrscheinlich ist es die Stelle, die Pestel in seinen Angaben erwähnt.

68) Ibid. 22.

70) Ibid. 120. Wir werden sehen, daß auch diese Ansicht in Pestel einen Anhänger gefunden hat (Kap. VI).

71) De Tracy protestiert gegen die französische Assemblée constituante und den Konvent, die diese Macht an sich gerissen haben. 167—168, ibid.

72) 170 ff. ibid.

73) 179 ibid.

74) 203 ff. ibid.

75) Ibid. 212 ff.

76) Ibid. 387.

Stände, sein Hang zur reinen Demokratie haben ihn tief beeinflußt. „Es schien mir, daß der Streit der Volksmassen gegen die Geld- und Erbaristokratie der charakteristischste Zug unseres Jahrhunderts sei," schrieb Pestel in der Untersuchungshaft. „Ich glaubte, daß diese Aristokratie zuletzt stärker als der Monarch sein wird, wie es in England der Fall war, daß sie das wichtigste Hindernis für den Wohlstand des Staates bildet und nur durch eine republikanische Gestaltung des Staates entfernt werden kann[77]." Seinen politischen Anschauungen im Geiste de Tracys hat Pestel in seinem Verfassungsprojekt „Russkaja Pravda" Ausdruck verliehen.

Die radikalen politischen Ansichten, die im Bunde des Südens herrschten, wurden in konsequenter Weise durch atheistische Ideen ergänzt: diese entstanden unter dem Einfluß der Philosophie des Materialismus.

V.

Ihre politischen Ideen verdankten die Dekabristen also eigentlich dem ausschließlichen Einflusse der französischen Denker. Dasselbe gilt auch von ihren philosophischen Anschauungen. Hier stießen die französischen materialistisch-sensualistischen Strömungen auf den deutschen Idealismus, und die französischen Ideen trugen den Sieg davon. Es war durchaus kein Zufall, der diesen Sieg bedingte. Von den Vertretern der deutschen Philosophie war der Name Schellings zu dieser Zeit in Rußland am besten bekannt; aber auch seine Ideen fanden wenig Verbreitung. Zwar hatte man damals versucht, das russische gebildete Publikum mit den Grundzügen des deutschen Idealismus vertraut zu machen: der bekannte Moskauer Professor Pavlov hielt in den Jahren 1822—23 Vorlesungen über Schelling an der Moskauer Universität[78].

Diese Vorlesungen übten einen bedeutenden Einfluß auf einen Teil der Zuhörer aus:[79]) einige Studenten vertieften sich in das Studium der deutschen Philosophie, besonders aber in das der Schrif-

---

[77]) Pestels Aussagen, a. a. O. Bd. IV., 91.

[78]) S. Pavlov-Silvanskij, „Materialisten der 20er Jahre" (russ.), Byloe, 1907, III, 89. Als andere bedeutenden Anhänger des deutschen Idealismus sind noch Vellanskij und Prof. Galič zu erwähnen. Der letztere hat in seiner „Geschichte der philosophischen Systeme" (1819, Pet., russ.) die Lehren Schellings populär dargestellt. Seine Tätigkeit wurde aber jählings unterbrochen: bei der Verfolgung der liberalen Professoren wurde auch ihm der philosophische Lehrstuhl entzogen (1821; die anderen drei Petersburger Professoren, die das gleiche Schicksal ereilte, waren Herrmann, Raupach und Arsen'ev. Bogdanovič, 6, a. a. O. 216 ff.). Diesen Fall erwähnt Kachovskij in seinem Briefe an Nikolaus I. (Borozdin, a. a. O. 21). Über Vellanskij, Pavlov und Galič vgl. Gustav Spett, „Istorija russkoj filosofii" („Geschichte der russischen Philosophie"), russ., Leningrad 1922, 286—299.

[79]) Vgl. das Zeugnis Al. Herzens, der später auch ein Schüler Pavlovs war: „Pavlov stand an der Schwelle der physisch-mathematischen Fakultät und fragte jeden Studenten: Du willst die Natur kennen? Aber was ist kennen? Was ist Natur? Als Antwort auf diese Frage legte er die Lehren Schellings und Okens mit einer ungewöhnlichen Anschaulichkeit klar." (Al. Herzens Werke, II. Bd., 309—10, russ.)

ten Schellings. Die gemeinsamen geistigen Interessen brachten sie näher zueinander, und so entstand 1824 eine kleine philosophische Gesellschaft der „Weisheitsliebenden“ (Ljubomudry), die nur fünf Mitglieder zählte[30]. Zu diesen jungen Leuten gehörte auch der Dekabrist und Dichter Wilhelm Küchelbecker; er war ein begeisterter Anhänger der deutschen Romantik, einer der wenigen, die sich von den Theorien der französischen literarischen Schule abwandten; wie er im Verhör aussagte, „hielt er sich vornehmlich an die Deutschen, besonders aber an Schelling, Schlegel und Lessing“[31]. Die kleine Gesellschaft hinterließ ein interessantes Denkmal dieser idealistisch-romantischen geistigen Bewegung: den Almanach „Mnemosina“, eine philosophisch-literarische Zeitschrift, deren Herausgeber Küchelbecker und Fürst Vl. F. Odoevskij waren[32], und in der Pavlov und seine Schüler einige Schellingsche Postulate entwickelten und Küchelbecker „die Freiheit der Phantasie und die Volkstümlichkeit des Romantismus“ pries[33]. Doch stand diese rein philosophische Bewegung, die sich zu den politischen Problemen der Zeit gleichgültig verhielt, im Gegensatz zu den Interessen der Mehrheit der Gesellschaft. Die „Mnemosina“ fand wenig Anklang in den breiteren Kreisen und ging bereits nach dem 4. Hefte ein[34].

Die Zeit der Begeisterung für die deutsche Philosophie war noch nicht gekommen. In der zweiten Hälfte der 30er Jahre sollten die Vertreter der Moskauer Jugend, der Kreis Belinskijs, die Lanze für und wider Hegel brechen; jetzt aber sehen wir von allen Dekabristen nur Küchelbecker im Kreise der Philosophen wirken. Eine Erklärung für diese Erscheinung ist leicht zu finden. Die politischen und sozialen Probleme, die aus den einheimischen Verhältnissen hervorgewachsen waren, haben das Hauptinteresse der Blüte der russischen Jugend, der Dekabristenkreise, in Anspruch genommen, so daß abstrakte, lebensfremde Theorien neben diesen

---

[30]) Pavlov-Silvanskij, a. a. O. 91. Vgl. die Aufzeichnungen Koševelevs, eines Mitglieds dieser Gesellschaft, Berlin 1884, 9—12.

[31]) Küchelbeckers Aussagen, Mater. a. a. O., Bd. II, 192. Eine Skizze über Küchelbecker, den romantischen Dichter und Lyzeumsfreund Puškins, von Kotljarevskij s. „Russkoe Bogactvo“, 1901, Nr. 3.

[32]) Küchelbeckers Aussagen a. a. O. 142. Vgl. Pavlov-Silvanskij a. a. O. 92.

[33]) Pavlov-Silvanskij, ibid. Die „Mnemosina“ erschien in Moskau in den Jahren 1824—25; heute ist sie eine bibliographische Seltenheit.

[34]) Pavlov-Silvanskij, „Materialisten der 20er Jahre“, a. a. O. 92. Ein anderer Anhänger Schellings aus dem Kreise des „Bundes des Nordens“ war Fürst E. P. Obolenskij; in einem Briefe an seinen Vetter S. N. Kaškin vom 7. Okt. 1825 verteidigt er sich gegen den Vorwurf, Schelling allen anderen vorzuziehen: „Es gibt einen Wissensdurst, der Befriedigung verlangt, um die Seele mit allem Hohen und Ethischen zu erfüllen. Bis zu dieser Zeit konnten mich die Wissenschaften nicht befriedigen: sie stellten einzelne Ideen dar, die ohne Plan und Ziel in meinem Kopfe herumirrten; das System von Schelling hat diese verschiedenartigen Ideen vereinigt und mein Verlangen bis zu einem gewissen Grade befriedigt.“ S. „Dekabristy“ (russ.), unveröff. Materialien u. Artikel, Red. v. B. L. Modzalevskij und J. G. Oksman, Moskau 1925, S. 243.

brennendsten Fragen keinen Platz fanden. Deshalb lag auch den Dekabristen die französische Philosophie viel näher.

Diese Philosophie der Aufklärung besaß eine ungeheure Wirkungskraft als Philosophie der Zerstörung des mittelalterlichen Staates und der mittelalterlichen Kirche. In ihr war der politische Radikalismus mit dem philosophischen Sensualismus verbunden. Unter dem Einflusse dieser Philosophie hat sich auch in einigen Dekabristenkreisen — besonders im Südlichen Bunde — die Lehre des Atheismus verbreitet.

Bei der „Beichte" eines solchen Atheisten aus dem Bunde des Südens, des jungen Dekabristen Krjukov, wollen wir hier einen Augenblick verweilen, da sein Bekenntnis für die Stimmung dieser Kreise charakteristisch ist. Die Schriften von Rousseau, Filangieri, Montesquieu erweckten in Krjukov den Wunsch, „den Menschen kennen zu lernen und alles, was ihn glücklich machen könnte[85])." Bei diesen Betrachtungen fing er an, an den Dogmen des christlichen Glaubens zu zweifeln. „Der Allmächtige, dachte ich, hat uns den Verstand verliehen, damit wir das Gute von dem Bösen unterscheiden lernen. Also sollen wir nur unserem Verstande folgen, um alle schädlichen Vorurteile von uns fernzuhalten . . . Ich habe Beccaria, de Tracy, Helvetius, Bentham, Holbach, Condillac, Smith, Say u. a. gelesen. Alles, was ich las, bestärkte mich in meinem Rationalismus . . ." Er glaubte in der Aufklärung ein Mittel, die Menschheit glücklich zu machen, gefunden zu haben, und bald erschien ihm die Religion als ein lästiges Hindernis in der Sache der Verbreitung der Aufklärung: „die Hoffnung auf das ewige Leben, dachte ich, nährt den Egoismus, fördert die Ungerechtigkeit, läßt glauben, daß man hier auf Erden nicht glücklich sein kann . . . Die Religion erschien mir eher schädlich als nützlich: ich habe lange nicht gewagt, Gott zu verneinen, bis ich endlich das Entstehen der Dinge dem Zufall zuzuschreiben mich entschloß, und so löschte ich das reine Licht der Religion vollkommen aus[86])."

Wir haben hier diese Aussagen des jungen russischen Atheisten fast vollständig wiedergegeben, weil sie, charakteristisch wie sie sind, uns eine deutliche Vorstellung von der Wirkung der französischen Philosophie des Materialismus auf einige Gruppen der Dekabristen geben. In den Aussagen Krjukovs begegnen wir denselben Namen der westeuropäischen Schriftsteller, denen wir schon früher begegnet waren; aber durch diese Lektüre werden nicht nur die ökonomischen und politischen Ansichten Krjukovs bestimmt; er geht tiefer, verlangt nach einer inneren Rechtfertigung seiner revolutionären Pläne und findet sie in den Prinzipien der materialistischen Philosophie. In den Papieren Krjukovs wurden einige Fragmente seiner Übersetzung des „Système de la nature" von Holbach ge-

---

[85]) Die Aussagen des Leutnants Krjukovs II wurden zum erstenmal bei Bogdanovič, a. a. O., Bd. VI, 468 ff. veröffentlicht.

[86]) Bogdanovič, ibid. 468—9.

funden[87]: der Gedanke liegt nahe, daß es eben diese berühmte „Bibel des Materialismus", die im 18. Jahrh. als eine der kühnsten und gefährlichsten Schriften galt, war, die Krjukovs Bekehrung zum Atheismus ausschlaggebend bestimmt hatte. Denn bereits in der Einleitung zu diesem Buche, die von Krjukov ins Russische übersetzt wurde, findet man Gedanken, die Krjukovs Weltanschauung zugrunde lagen[88].

Holbach sieht in der „Rückkehr zur Natur" und der unbedingten Herrschaft der Vernunft das wirksamste Mittel, allen Leiden der Menschheit ein Ende zu bereiten. Die Ursachen aller Leiden findet er in der Verirrung des menschlichen Geistes und in der Herrschaft der Vorurteile, die den Menschen gezwungen haben, sich der Macht der Priester und der Fürsten zu unterwerfen. „C'est à l'erreur que sont dues les chaînes accablantes, que les tyrans et les prêtres forgent partout aux nations[88]." — „Tâchons donc d'écarter les nuages, qui empèchent l'homme de marcher d'un pas sur dans le sentier de la vie[89]," ruft Holbach aus. Diese Predigt des reinen Materialismus hat wahrscheinlich auf Krjukovs atheistische Anschauungen besonders stark gewirkt[90]. Er ist aber nur e i n charakteristischer Vertreter der radikalen Gruppe der südlichen Gesellschaft; der religiöse Freisinn, der in den Lehren der materialistischen Philosophie lag, war im Bunde des Südens[91] und besonders im Bunde der „Vereinigten Slaven" verbreitet.

Jakuškin erzählt in seinen Aufzeichnungen, daß Peter Borisov, der Gründer dieses Bundes, als er sich einmal mit seinem Regiment auf dem Gute eines reichen polnischen Gutsbesitzers aufhielt, in dessen Bibliothek die Werke von Voltaire, Holbach, Helvetius etc. fand, die er eifrig studierte und die ihn zu einem „dogmatischen Gottesleugner" machten. Borisov übte aber, laut Jakuškin, auf die

---

[87]) Pavlov-Silvanskij, „Materialisten der 20er Jahre", a. a. O. 115.

[88]) „Système de la nature ou des lois du monde physique et du monde morale" von Baron Holbach, Londres 1774 (unter dem Pseudonym „M. Mirabaud" herausgegeben). Einleitung des Verf., 1—2.

[89]) Ibid. 3.

[90]) Außer Holbach war es noch Condillac (sein Buch „Traité des sensations", 1. Aufl. Paris 1754), der die Dekabristen mit der sensualistischen Lehre bekannt machte. In einer unvollendeten pädagogischen Arbeit von Krjukov findet man die Erklärung der Grundsätze der Theorie von der Wahrnehmung als Quelle und Ursprung des geistigen Lebens. (Zitiert v. Pavlov-Silvanskij, a. a. O. 102.) Vgl. Mater. Bd. IV, Geh. Bericht der Gen.-Ad. Černyšev u. Kiselev an den Kommandeur der 2. Armee, Gen. G. Vitgenstein (S. 42).

[91]) Unter den Papieren des Dekabristen Fürsten Barjatinskij (Bund des Südens) befindet sich ein von ihm verfaßtes französisches Gedicht, das mit folgenden kühnen Zeilen endet:

„Ah! brisons un autel qu'il n'a pas merité,
Il est bon sans puissance ou puissant sans bonté,
En voyant tant de mal couvrir le monde entier —
Si Dieu même existait — il faudrait le nier."

(Eine Paraphrase des bekannten Ausspruchs von Voltaire.) Zit. v. Pavlov-Silvanskij, a. a. O. 103. Vgl. Geh. Bericht, Mater. Bd. IV, S. 42.

anderen Mitglieder des „Bundes der Vereinigten Slaven“ einen bedeutenden geistigen Einfluß aus[92]). Ein anderes Mitglied dieses Bundes, Gorbačevskij, behauptete im Gespräch mit Sergej Murav'ev-Apostol, daß der Glaube „der Freiheit zuwider sei“[93]). Bemerkenswert ist hier die Leichtigkeit, mit welcher die atheistische Lehre den Sieg über die christlichen Dogmen der orthodoxen Landeskirche davontrug. Eine Erklärung dafür findet man vielleicht in der leichten Begeisterungsfähigkeit der russischen Jugend für alle neuen Theorien überhaupt, wie auch in der rein formalen, oberflächlichen Erfassung der christlichen Dogmen, sofern sie von der orthodoxen Kirche ausgingen. Von der gebildeten Gesellschaft wurde die orthodoxe Lehre oft als eine lebensfremde Scholastik aufgefaßt. „Alle möglichen Religionen, alle philosophischen Systeme, historische Ereignisse, wie physikalische Geseke — alles bildete die Grundlage für Behauptungen, Beweise und Vergleiche,“ erzählt der Dekabrist Zavališin, „in der orthodoxen Kirche allein hat man nicht nur nichts gesucht, sondern man wunderte sich, sobald jemand versuchte, sich auf diese zu beziehen; das Gespräch brach sofort ab: ja, das ist aber etwas ganz anderes; was soll man da noch darüber reden, hieß es dann“[94]).

In der russischen Dekabristenforschung ist die Ansicht verbreitet, daß die Dekabristen trotz ihres politischen Radikalismus in ihrer Masse gläubige Christen waren[95]), doch trifft dies eigentlich nur auf einzelne Persönlichkeiten zu, die eher als eine Ausnahme betrachtet werden dürfen. Zu solchen gehörte z. B. Fürst Evgenij Obolenskij, der die Ansicht vertrat, daß die Staatsordnung auf der Idee der

---

[92]) Jakuškin, Aufzeichnungen, 153. Moskau 1905. Vgl. die Aussagen von Peter Borisov, Materialien, Bd. V.

[93]) Mater., a. a. O., 4. Bd., 357. — Jakuškin erzählt u. a. von dem Dekabristen Repin, der schon in jungen Jahren die Werke der französischen Schriftsteller kennengelernt hat; diese hatten seine Weltanschauung bestimmt. In der Verbannung in Čita hat er bei Jakuškin die Geschichtsphilosophie von Buhle geliehen und sprach mit ihm dann über die verschiedensten philosophischen Systeme, für die er große Achtung bezeugte; nur von dem Christentum sprach er „ohne jede Achtung“ (Jakuškin, „Aufzeichnungen“, Moskau 1905).

[94]) Zavališin, Aufzeichnungen, I. Bd., Pet. 1908, 120. Charakteristisch ist es, daß einzelne Dekabristen, die in ihrem Wirken und ihrer Seele Christen waren, der orthodoxen Kirche völlig fremd gegenüberstanden: so z. B. Jakuškin, der in der Untersuchungshaft gestand, daß er seit 1812 nicht mehr zur Beichte ginge, weil er an die heil. Sakramente nicht glauben könne (Mater. Bd. 3, 48). Auch Sergej Murav'ev ging nicht zur Beichte seit 1821 (also auch in der Zeit seiner Tätigkeit im Bunde des Südens) (Mater. a. a. O., Bd. 4, 264). Die Frage, ob man alljährlich zur Beichte und Kommunion gegangen war, wurde übrigens allen Dekabristen in der Untersuchungshaft vorgelegt.

[95]) Fürst Sergej M. Volkonskij sagt sogar ohne weiteres in seinem Buch über seinen Großvater, den Dekabristen (O dekabristach, [„Die Dekabristen, Familienerinnerungen“], Petersb. 1922): „Die gemeinsame tiefe Religiosität brachte die Dekabristen näher zu den Slavophilen“ usw. (S. 117), und: „die Dekabristen waren tief religiös“ (S. 120). Es ist allerdings richtig, daß viele Dekabristen in den Zwangsarbeiten und der Verbannung in Sibirien zu ihrem Kinderglauben zurückkehrten und in der Religion Trost in ihrer schweren Lage suchten.

reinen Liebe gegründet werden sollte. Die Verkörperung dieser Idee erblickte er in der orthodoxen Kirche[96]. In ihrer Masse waren aber die Dekabristen wie in ihrer geistigen Entwicklung, so auch in bezug auf den religiösen Glauben dem nationalen Boden entwurzelt: die orthodoxe christliche Lehre, an der das Volk hing, spielte keine Rolle in ihrer Weltanschauung: die Dekabristen des Bundes des Nordens verhielten sich gleichgültig zu den religiösen Fragen und wollten in ihrem Manifest die Freiheit des Glaubens verkündigen[97]; der Bund des Südens lehnte aber die Religion mit Bestimmtheit ab. Der Katechismus und Aufruf von Sergej Murav'ev-Apostol scheint dazu im Widerspruch zu stehen; denn hier wird im Namen Gottes zur Freiheit und zum Sturze des Carentums aufgerufen und durch Beispiele aus der Bibel bewiesen, daß „die Erwählung des Caren dem Willen Gottes zuwider sei." — „Es sei uns allen im Himmel wie auf Erden ein einziger Car — Jesus Christus!" ruft Sergej Murav'ev-Apostol aus[98]. Allein laut dem Zeugnisse des Dekabristen Gorbačevskij hat Murav'ev zugegeben, daß er hier die religiösen Motive nur als sicheres Propagandamittel benußt habe. In Anbetracht der Religiosität des russischen Volkes war er überzeugt, daß man auf die Soldaten und auf das Volk am besten auf diese Weise wirken könne und daß die Lektüre der entsprechenden Bibelauszüge auf sie revolutionierend wirken werde[99].

Die Ablehnung der Religion und die atheistischen Stimmungen, denen wir im Bunde des Südens und der „Vereinigten Slaven" begegnen, sind als keine Zufallserscheinungen zu betrachten: vielmehr wurde dadurch die Weltanschauung der südlichen Dekabristen zu einem geschlossenen Gebilde ergänzt. Die Aufklärungsphilosophie richtete ihre Waffen gegen die Herrschaft des Absolutismus und der Kirche: auch in Rußland, wie im vorrevolutionären Frankreich, ja, der ganzen Einrichtung der östlichen Kirche gemäß hier noch mehr als dort, stand der Absolutismus mit der Kirche im engen Zusammenhang — der Car stüßte sich auf die Kirche, die Kirche sah im Caren ihren Schirmherrn. Indem sie sich gegen das Carentum auflehnten, an dessen göttlichen Ursprung das Volk glauben mußte, sahen sich die Dekabristen gezwungen, einen Schritt weiter zu gehen und auch der Religion und der Kirche den Krieg zu erklären. Die Aufklärungsphilosophie hat ihnen rationalistische und atheistische Anschauungen

---

[96]) S. Aufzeichnungen von Obolenskij, Biblioteka Dekabristov a. a. O., Bd. 3, 31 (russ.) (Französische Ausgabe „Mon exil en Siberie", Leipzig 1862, vollst. Redaktion b. Bartenev, „19. Jahrhundert" (russ. a. a. O.).

[97]) S. Anhang I.

[98]) „Kathechismus" u. Aufruf v. S. Murav'ev-Apostol bei Borozdin a. a. O. 85—88. Dieses Dokument der Dekabristenbewegung ist bei Schiemann „Die Ermordung Pauls und die Thronbesteigung Nikolaus", Berl. 1902, veröff. S. auch Mater., Bd. IV, S. 254—256.

[99]) „Aufzeichnungen" v. Gorbačevskij, Russkij Archiv 1882, I, 161. Murav'ev hat allerdings dieses Gespräch in der Untersuchung geleugnet (Mater., Bd. 4, 357). Inwieweit seine Aussagen durch die Lage, in der er sich befand, beeinflußt wurden, ist schwer zu beurteilen.

mitgeteilt: dadurch wurde für ihre revolutionären Pläne eine ethische Basis geschaffen. Das leidenschaftliche Streben nach dem Menschheitsglück hatte schon den Dekabristen des linken Flügels den Glauben ersetzt. Gleich den Aufklärungsphilosophen waren sie fest überzeugt, daß das Glück und die Rettung der Menschheit aus ihrer Not in der Aufklärung liege. In der Herrschaft des Absolutismus und der Kirche erblickten sie ein Hindernis für die Verbreitung der Aufklärung und waren bereit, gegen dieses Hindernis zu kämpfen. So fielen die westeuropäischen nationalökonomischen und philosophischen Lehren in Rußland auf fruchtbaren Boden: von den Dekabristen, wie wir sahen, recht kritiklos und sehr begeistert übernommen, haben sie den weiteren Verlauf dieser revolutionären Bewegung bestimmt: sie bildeten den ideellen Inhalt dieser Bewegung. Die politischen und sozialen Reformpläne der Dekabristen haben in den von Nikita Murav'ev und Pestel verfaßten Konstitutionsprojekten ihren Ausdruck gefunden.

Sechstes Kapitel.

Die Verfassungsprojekte der Dekabristen.

Den Dekabristen war es nicht beschieden, irgendeine der von ihnen erstrebten sozialen oder politischen Reformen zu verwirklichen. Die positiven Resultate ihrer freiheitlichen Tätigkeit beschränkten sich auf die Ausarbeitung von Verfassungsprojekten und auf die Propaganda ihrer Ideen. Die interessantesten Denkmäler dieser Bewegung sind die Verfassungsprojekte von Nikita M. Murav'ev und Pavel J. Pestel.

Wir sahen, daß die beiden Geheimbünde — der Südliche und der Nördliche — verschiedene politische Wege gingen und auch differenzierte politische Programme besaßen. Laut den Aussagen seiner Mitglieder[1]) war das Ziel des Petersburger Bundes, eine liberal-repräsentative Regierung in Rußland einzuführen. Man war sich aber noch nicht ganz einig, ob diese zukünftige Regierungsform einen konstitutionell-monarchistischen oder republikanischen Charakter tragen sollte. Die Entscheidung dieser Frage sollte der Versammlung der Volksvertreter (Konstituante) überlassen werden, denn nach Ryleevs Aussage, „liegt keiner Gesellschaft das Recht ob, in ihrem Vaterlande eine neue Regierungsform, wie vollkommen sie auch erscheinen mag, gewaltsam einzuführen“[2]). Die wesentlichsten

[1]) Die meisten Dekabristen des Bundes des Nordens nennen im Verhör die konstitutionelle Monarchie als das Ziel ihres Strebens. So Ryleev (Aussagen v. 14. Dez. 1825), Mater. Bd. 1, 152, Nik. Murav'ev (ibid. 293), Alexander Bestužev (ib. 433), Obolenskij (ib. 229). Jakuškin sagt: „Das Ziel aller Bünde war, Rußland zu einer repräsentativen Regierungsform vorzubereiten (Mater. Bd. 2, 49); Ryleev gesteht an einer anderen Stelle seiner Aussagen ein, daß er im Grunde seiner Seele immer ein Anhänger der Regierungsform der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika war (Mater. Bd. 1, 175).

[2]) Ryleevs Aussagen, Mater. Bd. 1, 175.

politischen, sozialen und wirtschaftlichen Reformen, die die Dekabristen des Nordens unverzüglich nach dem Umsturz verwirklichen wollten, sind in ihrem Manifest verkündet, das vom Dekabristen Fürst Trubeckoj entworfen. im Namen des Senats veröffentlicht werden sollte[3]).

Die Wesenszüge der geplanten Reformen sind (nach dem Manifest): Abschaffung der bestehenden, Einsetzung der provisorischen Regierung, Abschaffung der Leibeigenschaft, Gleichstellung aller Stände, Abschaffung der Militärkolonien und des stehenden Heeres, der Kopfsteuer und einiger Staatsmonopole, Einführung der Lokalverwaltungen, des Geschworenengerichts, Zusammenberufung der verfassunggebenden Volksversammlung, die über die zukünftige Regierungsform und Gesetzgebung entscheiden sollte usw.[4]). Die Reformpläne des Bundes des Nordens sind im Verfassungsprojekt von Nikita Murav'ev ziemlich eingehend dargestellt. Dieses Projekt, der einzige fast zur Vollendung gebrachte Versuch dieser Art, wurde im Kreise der Mitglieder des Bundes des Nordens lebhaft erörtert[5]). Einige haben auch Abschriften dieser „Konstitucija" gemacht, um sie in weiteren Kreisen zu verbreiten. Dadurch sind uns zwei Redaktionen dieses Projektes erhalten[6]): die eine, die in den Papieren Trubeckojs gefunden wurde, enthält eine sehr charakteristische Einleitung, 93 Artikel und eine kurze Abhandlung über die Staatsinstitutionen[7]); die andere, „Puščinsche" (die dem Dekabristen Puščin gehörte und von der Untersuchungskommission nicht entdeckt worden war), ist länger: sie enthält 134 Artikel[8]). Im Laufe unserer kurzen

[3]) Trubeckojs Aussagen (Mater. Bd. 1, 102). Der Plan der Dekabristen des Nordens war, im Falle des Gelingens des Militäraufstandes den Senat zu besetzen, die Senatoren zu veranlassen, das Manifest zu erlassen und die verfassunggebende Versammlung der Volksvertreter zu berufen; der Kaiser sollte gezwungen werden, die Verfassung anzuerkennen; andernfalls wollte man ihn ins Ausland befördern. Auch der Gedanke des Carenmordes wurde oft erwogen, obgleich er noch keineswegs feststand. (Die Aussagen Obolenskijs (Mater. Bd. 1, 232), Trubeckojs, ibid. 18, Ryleev 158, ibid., Bestužev-Marlinskij 433, ibid.).

[4]) S. das Projekt des Manifestes, Anhang 1; die gleichen Reformpläne nennt auch Alexander M. Murav'ev in seinen Aufzeichnungen (Schiemann, „Die Ermordung Pauls und die Thronbesteigung Nikolaus", Berlin 1902). In einer Versammlung der Mitglieder des Nördlichen Bundes sprach man über die provisorische Regierung. M. Murav'ev-Apostol machte den Vorschlag, diese aus den Direktoren der Bünde — Pestel, N. Turgenev oder Trubeckoj zu formen. Darauf entgegnete Trubeckoj, daß die provisorische Regierung aus bekannten hervorragenden Männern bestehen müßte, und schlug den Senator Mordvinov und Speranskij vor. Alle stimmten mit ihm überein (Ryleevs Aussagen, ibid. 176).

[5]) Aussagen von N. Murav'ev, ibid. 302, und Bestužev, ibid. 434.

[6]) Ibid. 314. Das Originalmanuskript wurde von Nikita Murav'ev aus Vorsicht verbrannt (ibid. 293).

[7]) Diese Redaktion ist in Materialien, Bd. 1, 108—132, veröffentlicht; auch b. Dovnar-Zapolskij, „Memoiry dekabristov", Kiev 1906, 96—108.

[8]) Der Gouvernementssekretär Kaškin hat angegeben, daß er die von Puščin erhaltene Kopie des Projektes in Moskau verbrannt hätte (Mater. Bd. 1, 331). Diese Kopie wurde später gefunden und im Moskauer Rumjancevschen Museum aufbewahrt. Sie ist veröffentlicht in „Biblioteka Dekabristov", Bd. 4, a. a. O. S. 127—163.

Darstellung dieses Projektes werden wir uns an die zweite Redaktion, als an die geschlossenere halten, jedoch auch die anderslautenden Stellen, die die erste Redaktion enthält, berücksichtigen.

Das Verfassungsprojekt Murav'evs, dem wir uns jetzt zuwenden, stellt Rußland als ein föderatives Staatensystem mit einem Kaiser als Machtinhaber der exekutiven Gewalt an der Spitze, einer Zentralvolksversammlung (Parlament) in der Hauptstadt, der die gesetzgebende Macht obliegt, und zahlreichen lokalen Versammlungen dar. Dieser Grundgedanke wird zunächst in der Einleitung klargelegt: „... Alle europäischen Völker erhalten ihre Gesetze und ihre Freiheit, sagt Murav'ev, das russische Volk hat die einen wie die andere mehr als alle anderen verdient. Welche Staatsform wäre aber die geeignetste für uns?" Murav'ev kommt zum Ergebnis, daß das föderative System Rußlands geographischer und ethnographischer Struktur besonders entspräche: in ihm sei „die Macht des Volkes mit der Freiheit der Bürger vereinigt". „Unter der Aufsicht des Fürsten befindet sich eine gesetzgebende Versammlung in der Hauptstadt; sie fällt allgemeine Beschlüsse über die Reichsangelegenheiten — die besonderen Beschlüsse, die die einzelnen Gebiete betreffen, werden den lokalen Gebietsversammlungen überlassen" usw. Auf diese Weise wird für das Wohlergehen des Ganzen und der einzelnen Gebiete gesorgt[9]. So wird der Plan und der Charakter der Verfassung bereits in der Einleitung angedeutet; im weiteren wird der hier zum Ausdruck gebrachte Grundgedanke ausführlich entwickelt.

In den ersten 3 Kapiteln des Murav'evschen Verfassungsprojektes werden die wesentlichsten politischen und sozialen Reformen verkündet. Das Prinzip der Autokratie wird von Murav'ev verurteilt: „Das russische Volk ist frei und unabhängig; es kann nicht als Eigentum einer Person oder einer Familie betrachtet werden", lautet der erste Paragraph des I. Kapitels[10]. Im II. Kapitel werden die Bürger-

---

[9]) Mater. Bd. 1, 109. Der Titel des Projektes in der ersten Redaktion lautet: „Entwurf zur Bildung einer Verfassung, für den Fall, wenn es Seiner Kais. Majestät gefallen wird, mit Gottes Hilfe eine Slavo-Reußische Monarchie zu gründen" (Mater. Bd. 1, 108). Dieser Titel war wahrscheinlich für den Fall vorgesehen, wenn das Projekt durch Zufall in fremde Hände fallen würde. Allein bereits der Einleitungssatz mutet wenig monarchistisch an: „Die Erfahrung aller Völker und aller Zeiten hat gezeigt, daß die autokrate Herrschaft für die Regierenden wie für die Gesellschaften gleich verderblich sei; daß sie den Grundsätzen unseres heiligen Glaubens und dem gesunden Menschenverstande widerspräche. Man kann nicht zur Grundlage der Regierung die W i l l k ü r eines Menschen machen, man kann sich damit nicht einverstanden erklären, daß alle Rechte auf der einen Seite liegen, alle Pflichten — auf der anderen" etc. (Ibid. 109). Auch hier übrigens ein Hinweis auf die Geschichte der westeuropäischen Staaten.

[10]) Die Randbemerkung auf dem Manuskript (1. Red.) lautet: „Dies — aus der spanischen Verfassung; NB. es darf nicht einmal die Möglichkeit solcher Zugehörigkeit zugelassen werden" (ibid. 109). In der Tat heißt es im II. Kapitel der berühmten spanischen Kortesverfassung (von 1812): „La nation éspagnole est libre et indépendable, elle n'est ni peut être le patrimoine d'aucune famille ni d'aucun individu" (Collection des constitutions" von Dufaut, Duvergier et Gaudet, Paris 1823, V., 85). Die spanische Verfassung war den Dekabristen, auch Nikita Murav'ev, gut bekannt.

rechte behandelt. Um diese zu genießen, muß der Bürger das Alter von 21 Jahren erreicht haben, einen ständigen Wohnort besitzen, persönlich unabhängig sein[11]), die öffentlichen Abgaben pünktlich bezahlen, unbefleckt vor dem Gesetze und auch des Lesens und des Schreibens kundig sein[12]). Im III. Kapitel wird die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze verkündet; die Leibeigenschaft, die ständischen Privilegien (auch die sog. Rangtabelle, die Einteilung der Adligen in 14 Klassen, die von Peter d. Gr. eingeführt wurde), die Zünfte, die Militärkolonien werden abgeschafft; die Pressefreiheit, die Freiheit des Gewissens, das Recht, jeden Beruf zu ergreifen, die Freizügigkeit werden verkündet, ein Geschworenengericht und Habeas-Corpus-Akte eingeführt[13]). Die Befreiung der Bauern wird hier ohne Landzuteilung gedacht; die Gutsbesitzer behalten ihre Güter; das Eigentumsrecht wird überhaupt für heilig und unantastbar erklärt[14]). Die Bauern werden verpflichtet, die Gutsbesitzer für ihre Verluste durch bestimmte Geldbeiträge zu entschädigen, falls sie ihren Wohnort verlassen wollten. Nur das Ackerland der Staatsbauern (ekonomičeskie) und der sogenannten „freien Landbearbeiter" (volnye chlebopašcy)[15]) wird als ihr Eigentum anerkannt und ihnen zur gemeinschaftlichen Benutzung freigegeben[16]). Auch das Kirchenland wird nicht angetastet[17]).

In dem folgenden Kapitel (4) wird die Einteilung Rußlands in ein föderatives Staatensystem (oder Union) klargelegt[18]). Murav'ev teilt Rußland in 13 Deržaven (= Reich) und 2 Oblasti (Gebiete) ein[19]). Jede der Deržaven erhält ihre eigene Hauptstadt. Als Hauptstadt des Gebietes „Slovenskij" und der gesamten Union und als Residenz der

---

[11]) 2. Redaktion, Bibl. Dekabristov Bd. 4, 128, Kap. II, § 5. Nach der ersten Redaktion wurde auch ein bestimmter Vermögenszensus in der Höhe von 500 Silberrubel Immobilien oder 1000 Rbl. Mobilien bei dem Bürger vorausgesetzt. (Mater., a. a. O. 110.) Dadurch wäre fast der gesamte Bauernstand von den Bürgerrechten ausgeschlossen.

[12]) 2. Red. Par. 8, Kap. II, 128 ibid. Es wird aber eine zwanzigjährige Frist (von dem Tage der Veröffentlichung der Verfassung) gewährt, während welcher alle Bürger das Lesen und Schreiben erlernen sollen.

[13]) Kap. III, Par. 10, 13, 15, 28, 29 und 14, 16, 42, a. a. O., auch 18—22. Unter dem Einflusse der englischen Verfassung entsteht der Satz: „Die Verletzung der Gesetze kann durch keinen Befehl der Obrigkeit gerechtfertigt werden" (Par. 35, S. 130, a. a. O.).

[14]) Par. 23—27, a. a. O.

[15]) Nach dem bekannten Gesetz v. 1803 hatten die Gutsbesitzer das Recht, ihre Leibeigenen zu befreien und ihnen das Ackerland unter bestimmten Bedingungen zu überlassen. Solche Bauern wurden als „freie Landarbeiter" (svobodnye chlebopašcy) bezeichnet. Während der Regierungszeit Alexanders wurden jedoch nur ca. 50 000 Bauern auf diese Weise befreit.

[16]) 1. Red., Mater. Bd. 1, S. 113—114.

[17]) Ibid. 113.

[18]) Kap. 4 der 2. Red., a. a. O. Im heutigen Sovetrußland sind die Föderationspläne Murav'evs in ihren Wesenszügen in Erfüllung gegangen.

[19]) Nach der 1. Redaktion in 14 Deržaven und 2 Gebiete (Mater. Bd. 1, 115).

Regierung wird nach der ersten Redaktion Nižnij-Novgorod erwählt, das den Namen Slavjansk erhält. Das andere selbständige Gebiet bildet das Dongebiet mit der Hauptstadt Novočerkassk. Alle Deržaven werden in Uezdy (Bezirke), diese in Volosti (Kreise) eingeteilt[31]).

Die übrigen Kapitel (5—13) behandeln die Zentral- und Lokalverwaltung Rußlands. An der Spitze der Reichsverwaltung steht als die höchste gesetzgebende Gewalt die Volksversammlung oder das Parlament (Narodnoe Veče), das aus zwei Kammern — der Oberen Duma und der Kammer der Volksvertreter — besteht[32]). Das „Veče" hat sehr weitgehende Befugnisse: ihm gehört das Recht der Gesetzgebung (die Verfassung kann aber von ihm nicht geändert werden); ferner darf es den Krieg erklären, die allgemeine Amnestie verkündigen, die Steuerhöhe bestimmen, die Finanzen und die Anleihen kontrollieren, über Heer und Flotte verfügen. Es überwacht auch Handel, Gewerbe, Industrie, Bankwesen, ernennt die Verwalter der Deržaven, fördert Wissenschaften und Künste usw. Seine Sitzungen sind öffentlich[33]). Die Obere Duma besteht aus je drei Bürgern von jeder Deržava, zweien aus dem Moskauer Gebiet und einem aus dem Dongebiet — im ganzen also aus 42 Mitgliedern; ein Drittel dieser Zahl wird alle 2 Jahre durch neue Wahlen erneuert. Die Kammer der Volksvertreter wird auf 2 Jahre gewählt. Auf je 50 000 Bürger männlichen Geschlechts kommt 1 Vertreter; es wurde beabsichtigt, in den ersten Jahren bis zur allgemeinen Volkszählung die Kammer der Volksvertreter aus 450 Mitgliedern zu bilden.

Die höchste exekutive Macht im Reiche gehört dem Kaiser; sie ist erblich; er ist der obere Heerführer und darf mit Zustimmung der Oberen Duma Friedensverträge schließen; er ernennt die Richter für die höheren Justizbehörden sowie auch die Minister[34]). Ferner werden die vom Veče gefällten Beschlüsse ihm zur Unterschrift vorgelegt; lehnt er sie ab, so müssen sie in den beiden Kammern nachgeprüft werden, im Falle der zweiten Ablehnung seitens des Kaisers

---

[31]) In der 1. Redaktion des Projektes folgen die ersten 5 Kap. in derselben Ordnung, wie in der 2., dann wird die Reihenfolge geändert. Die Kapitel 5—13 tragen nach der 2. Redaktion die Titel: 5. Über die innere Einrichtung etc.; 6. Über das Volksveče; 7. Über die Kammer der Volksvertreter, die Zahl und die Wahlordnung der Mitglieder; 8. Über die Obere Duma; 9. Über die Macht und die Privilegien der Volksveče und die Gesetzgebung; 10. Über die höhere exekutive Macht; 11. Über die inneren Verwaltungen und die Regierungen der Deržaven; 12. Über die Funktionen der Deržaven; 13. Über die exekutive Macht der Deržaven. Wir haben der Übersichtlichkeit wegen die Darstellung von den oberen Instanzen angefangen.

[32]) Kap. 6, Par. 59 ff., a. a. O., und 2. Red. Veče — ein altes Wort, mit dem die Volksversammlungen in Groß-Novgorod, Pskov etc. im 13., 14. und 15. Jahrh. bezeichnet werden; die Dekabristen schätzten die politischen Formen des russ. „Mittelalters" sehr hoch und waren auch geneigt, diese stark zu idealisieren.

[33]) Par. 73 u. 63, a. a. O. 2. Red.

[34]) Kap. X, Par. 101, 12, a. a. O. Die Ministerien erhalten die altrussische Bezeichnung „Prikaz".

erhält der Beschluß aber die Gesetzeskraft[25]. So ist die Macht des Kaisers, wenn auch durch das Veče eingeschränkt, dennoch nicht unbedeutend gedacht[26]. Das Recht, die Verfassung zu ändern wie auch eine andere Dynastie zu wählen, gehört der dritten oberen Institution im Reiche: dem Volks-Sobor (Narodnyj Sobor), der zu diesem Zwecke speziell zusammenberufen werden soll[27]. Nach dem Vorbilde der Zentralverwaltung, die ihren Sitz in der Hauptstadt hat, werden auch die einzelnen Gebiete verwaltet. An der Spitze der Deržaven und „Oblasti" stehen die lokalen Volksversammlungen, die ebenfalls aus einer Kammer der Deputierten und einer „Duma" bestehen. Ihnen wird im Projekte Murav'evs die gesetzgebende Macht verliehen[28].

Die selbständige Tätigkeit der „Deržaven"-Versammlungen erstreckt sich jedoch nur auf das Gebiet der ihnen unterstellten Deržaven. Sie haben kein Recht, eigenmächtig mit den anderen Deržaven, geschweige denn mit auswärtigen Mächten, Verträge und Traktate abzuschließen, Krieg zu erklären, die Höhe der Zölle zu bestimmen, Gesandte oder Deputationen ins Ausland zu senden etc.[30]. Die exekutive Macht wird in jeder Deržava und in den Oblasti einem Verwalter, seinem Vertreter und einem Rat anvertraut[31]. Der Vertreter des Verwalters und die Mitglieder des Deržavenrates werden von der Deržavenversammlung alle 3 Jahre neu gewählt[32].

Ein charakteristisches Merkmal dieses Verfassungsprojektes ist der hohe Vermögenszensus, auf welchem sein System der Wahlordnung aufgebaut ist. Die Listen der Wähler und der Wahlkandidaten werden in jedem Bezirk von einem alljährlich gewählten Beamten („Tysjackij", altruss.) zusammengestellt, der die administrative Macht im Bezirk darstellt. Auch der Tysjackij muß über ein Vermögen von 30 000 Rbl. Immobilien oder 60 000 beweglicher Habe verfügen[33]. Die bemittelten Bürger werden in 2 Kategorien eingeteilt: solche, die ein Vermögen von 5000 Rbl. in Immobilien oder 10 000 Rbl. beweglicher Habe ihr Eigen nennen, und solche, die nicht weniger als 30 000 Immobilien oder entsprechend 60 000 beweglicher Habe besitzen. Die ersten

---

[25]) Kap. IX, Par. 89, 90 (a. a. O. 144—45). Das Veče hat das Recht, im Falle einer Geisteskrankheit des Kaisers ihn abzusetzen und einen Regenten zu ernennen (Par. 107). Wahrscheinlich hat die Geisteskrankheit Pauls I. Murav'ev den Anlaß zu dieser Bestimmung gegeben. Auch darf der Kaiser sein Reich nicht verlassen, da dies „den Gang der Staatsangelegenheiten hemmen würde", widrigenfalls wird der Kaiser von dem Veče abgesetzt (ibid. Par. 106). (Diese Maßregel wurde wahrscheinlich durch die häufigen Kongreßfahrten Alexanders hervorgerufen.) Der Kais. Hof wird abgeschafft, aber der Kaiser darf aus eigenen Mitteln ein Gefolge unterhalten (Par. 104. S. 151).

[26]) In der 1. Redaktion findet man eine Randbemerkung: „es ist gefährlich, eine so große Macht (die Herrschaft über Heer und Flotte) einem Menschen anzuvertrauen, mit dem man beständig zu kämpfen hat" (a. a. O. 148)

[27]) Kap. XII, Par. 9, Anm. II (ibid. 159).

[28]) Kap. XI u. XII, a. a. O. 157—60.

[30]) Kap. XII, Par. 78 a. a. O.

[31]) Kap. XIII, Par. 120—121.

[32]) Ibid. Par. 124.

[33]) a. a. O. Kap. V, Par. 46.

können Wähler und Geschworene sein; aus den zweiten werden die Wahlkandidaten in die Deržavendumen, Deržavenverwaltung etc. ernannt[34]). Die Mitglieder der Oberen (Zentralen) Duma müssen ein Vermögen von 30 000 bzw. 60 000 Rbl. besitzen. Von den Wahlkandidaten in die Kammer der Volksvertreter wird die Hälfte verlangt[35]).

Eine besondere Stellung im Reiche nimmt bei Murav'ev die Justiz ein. In den beiden erwähnten Redaktionen des Verfassungsprojektes fehlen Angaben über das Justizwesen. Wir entnehmen sie den schriftlichen Aussagen Murav'evs in der Gerichtsverhandlung, in denen er auf Verlangen seiner Richter seine Verfassungsideen eingehend klarlegen mußte[36]). Die Zentralvolksversammlung (Narodnoe Večel wählt 5 oder 7 Obere Richter, die in ihrer Stellung bis zu ihrem 70. Lebensjahre verbleiben[37]). Sie bilden das Oberste Gericht, die höchste Gerichtsinstanz, der auch das Gericht über die oberen Beamten, wenn diese von der Duma angeklagt werden, obliegt. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich und wird unter Teilnahme von Geschworenen durchgeführt. Das Oberste Gericht erhält von den Gebieten- und Deržavenrichtern Berichte über ihr Handeln[38]). Desgleichen werden auch von den Deržaven- und Gebietsversammlungen Gebietsrichter (oblastnyj sudja) gewählt. In den Kreisen müssen außerdem „Gewissensrichter" (sovestnyj sudja) — je einer auf 4000 Mann — gewählt werden[39]). Alle 6 Monate wird ein öffentliches Gericht in einer Bezirksstadt abgehalten, an dem auch die Gewissensrichter teilnehmen müssen. Als Hilfsinstitutionen des Gerichtswesens nennt Murav'ev die Geschworenen, die Verteidiger und die Staatsanwälte[40]). Die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, die Unabsetzbarkeit der gewählten Richter — dies sind die charakteristischen Züge des Gerichtsverfahrens und des Justizwesens bei Murav'ev.

Murav'ev macht den Versuch, seinem Verfassungsprojekt durch Anwendung altrussischer Bezeichnungen, wie „Veče", „Prikaz", „Tysjackij", „Duma" etc., einen nationalen Charakter zu verleihen. Allein seine Verfassung wirkt dadurch keineswegs russischer, und

---

[34]) Kap. V, Par. 47 ff. In der ersten Redaktion sind die Vermögensbedingungen anders gegliedert.

[35]) Ibid. Dies ruft die Bemerkung des unbekannten Kritikers hervor: „Warum wird die Tüchtigkeit der Regierungsmitglieder durch den Reichtum bestimmt? Das steht im Widerspruch mit den moralischen Gesetzen."

[36]) Veröffentlicht in der „Biblioteka Dekabristov", a. a. O. Bd. 4, 164 ff.

[37]) Auch von den Richtern wird ein Vermögenszensus in Höhe von 15 000 bzw. 30 000 verlangt (ibid. S. 168).

[38]) Ibid. 168—170. Die Bezirksrichter müssen ca. 15 000 Rbl. besitzen.

[39]) Die Gewissensrichter müssen über ein Vermögen von 2000 Rbl. verfügen. Auch sie verbleiben in ihrem Amt bis zu ihrem 70. Lebensjahre. Das Gerichtsverfahren der Gewissensrichter ist öffentlich und mündlich. Alle 3 Monate findet in den Kreisstädten die Versammlung dieser Richter statt. Auf diesen Versammlungen werden die Appellationen entgegengenommen. Ihnen liegen nur die zivilrechtlichen, nicht die strafrechtlichen Fälle ob. Ibid. 164—165.

[40]) 166—167. Die Gebietsrichter urteilen auch über strafrechtliche Gerichtsfälle.

der Ursprung seiner Gedanken ist nicht in der politischen Struktur des altrussischen Lebens zu suchen (welches er, gleich vielen anderen Dekabristen stark zu idealisieren geneigt war)[42], sondern in den ausländischen Einflüssen, vor allem aber in den zeitgenössischen und älteren westeuropäischen und amerikanischen Verfassungen, in denen er das Vorbild seines Projektes erblickt hat. Wir wollen hier die wichtigsten Einflüsse, die seinen Gedankengang bestimmt haben, hervorheben.

Seinen Anschauungen über die allgemeine Gleichheit vor dem Gesetze, die individuelle Freiheit, die Freiheit des Gewissens, die Unantastbarkeit des Privateigentums liegen die Ideen der Großen Französischen Revolution, wie sie in der berühmten „Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte" verkündet worden waren, zugrunde. Seinen Grundgedanken — Rußland in ein föderatives Staatensystem zu verwandeln — verdankt er zweifellos dem Einfluß der Verfassung der Vereinigten Staaten v. 1787, die er gut gekannt und hochgeschätzt hat[43]. Sehr charakteristisch für die Verfassung Murav'evs ist der hohe Vermögenszensus, der als Bedingung bei der Ausübung des Wahlrechtes und des höheren Staatsdienstes gestellt wird. Dieser Gedanke, der von vielen Dekabristen mißbilligt wurde, ist wahrscheinlich auf den Einfluß mehrerer Quellen zurückzuführen. So mußten nach der französischen Verfassung von 1791, die ihm wahrscheinlich bekannt war, die indirekten Wähler eine Steuer in Höhe eines dreitägigen Arbeitslohnes entrichten; die direkten Wähler mußten über ein Einkommen in Höhe des festgesetzten Arbeitslohnes für 100—400 Tage verfügen können[44]. Murav'ev kannte wahrscheinlich auch die norwegische Verfassung von 1814, die im selben Jahre in der russischen Zeitschrift „Syn Otečestva" veröffentlicht worden war[45]. Nach dieser Verfassung wurde von den Wählern in den Städten ein Besitztum in Höhe von 300 Taler verlangt[46]. Nach der badischen Verfassung von 1818 mußten die Adligen, Wähler wie Wahlkandidaten, ein Erbgut, das nicht weniger als 60 000 Gulden wert war, besitzen[47]. Hieraus konnte Murav'ev seine Idee über den Vermögenszensus als Wahlrechtsbedingung geschöpft haben. Obgleich die Verfassung der Vereinigten Staaten, die für ihn in manchen an-

---

[42]) Auch in seinem Entwurf „Das bemerkenswerte Gespräch", der zu propagandistischen Zwecken verfaßt wurde, stellt Murav'ev die alte russische Ordnung in den Freistädten — Novgorod, Pskov etc. — als ein Idealgebilde der politischen Freiheit dar.

[43]) „Oft hat N. Murav'ev ... sein Verfassungsprojekt besprochen und es mit den Verfassungen der Nord-Amerikanischen Staaten verglichen" (Aufzeichnungen von Al. Murav'ev, des Bruders Nikitas, Leningrad 1922, 15). Auch die „Gesellschaft der Vereinigten Slaven" plante die Einführung des föderativen Staatensystems in Rußland. (S. Gorbačevskijs Aufzeichnungen.)

[44]) S. Tripier, „Constitutions de la France", Paris 1848. Das Merkmal dieser Verfassung bildete außerdem das Zweikammersystem.

[45]) „Syn Otečestva" (Sohn des Vaterlandes) v. 1814, Petersburg, Nr. XIV.

[46]) Dufau, Duvergier et Gaudet, a. a. O. T. III, 331—335 etc.

[47]) Ibid. T. II, 315—317. Auch diese Verfassung war in Rußland bekannt; sie war im „Duch Žurnalov", Petersburg 1818, XXXI, veröffentlicht.

deren Fragen vorbildlich war, diese Bedingung nicht aufweist, hielt er es vielleicht für angemessen, in Anbetracht der politischen Unreife und Unaufgeklärtheit des russischen Volkes, das im Prinzip allgemeine Wahlrecht durch diese Bedingung einzuschränken. Das Zweikammersystem, das von Murav'ev vorgeschlagen wird, kann u. a. auch auf den Einfluß der englischen Verfassung zurückgeführt werden; der Aristokratismus des englischen Oberhauses nimmt aber bei ihm eine andere Form an: die Standesprivilegien werden abgeschafft, dafür bekommt die Geldaristokratie die Oberhand[48]. Erwähnt man hier nochmals den Einfluß der französischen Verfassung von 1791, der sich in der Justizfrage besonders geltend macht[49], und dazu die berühmte Kortesverfassung von 1812[50], so scheint der Kreis der Einflüsse der Verfassungen, in welchem sich die Gedanken Murav'evs bewegt haben mochten, nahezu geschlossen.

Das Verfassungsprojekt Murav'evs wurde von den Mitgliedern des Bundes des Nordens lebhaft erörtert und einer scharfen Kritik unterworfen[50a]. Die meisten Einwände hat der hohe Vermögenszensus, durch welchen die Mehrheit der Bevölkerung — der gesamte Bauernstand — von den direkten Wahlen ausgeschlossen worden wäre[51], hervorgerufen. Ferner protestierte man im Bunde des Südens gegen die Erhaltung der Monarchie, wenn auch in einer durch die Verfassung beschränkten Form, sowie gegen das föderative System, „das an das alte Apanagensystem (udel'naja sistema) erinnerte und daher verderblich zu sein schien[52].“ Man kann allerdings nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß Murav'ev tatsächlich ein Anhänger der konstitutionellen Monarchie war. In einem Briefe an Pestel, dem er zugleich durch Volkonskij die Abschrift seines Verfassungsprojektes schickte, behauptete er, daß er seine Konstitution nur der neuen Mitglieder wegen im monarchistischen Sinne abgefaßt

---

[48]) Das Zweikammersystem war um diese Zeit (1820) in Frankreich, Baden, Württemberg, Bayern etc. eingeführt.

[49]) Nach der französischen Verfassung von 1791 sollten die Richter gewählt werden. Tripier, Les constitutions de la France, Paris 1848, 49—50.

[50]) Z. B. in der Einschränkung der kais. Macht — auch nach der spanischen Verfassung durfte der König nicht ins Ausland reisen. Dufaut Duvergier et Gaudet, a. a. O. Bd. V, 110.

[50a]) Wir besitzen ein interessantes Dokument — die Kritik eines unbekannten Verfassers auf das Projekt Murav'evs. Es ist in der „Biblioteka Dekabristov“, Bd. 4, 171—178, veröffentlicht. Der Verfasser, ein gebildeter und belesener Mann, der öfters die englische und französische Verfassung zum Vergleich heranzieht, protestiert besonders gegen den Vermögenszensus und die Ungleichheit der Rechte der beiden Kammern; er verlangt auch die Verantwortlichkeit der Minister.

[51]) Nach der I. Redaktion des Projektes dürfen die Bauern, die das Land im gemeinschaftlichen Besitz haben, nicht an den Wahlen teilnehmen. (Randbemerkung ibid.: „ungleiche Rechte, folglich Standesunterschiede“.) Die Dorfgemeinde darf aber einen Wähler bestimmen (einen auf je 500 Mann), der dann die allgemeinen Bürgerrechte genießt (Mater. Bd. 1, 115—116). Für unbemittelte Bauern kommen also nur *indirekte* Wahlen in Frage.

[52]) Pestel, Mater. Bd. IV, S. 86.

habe: „comme un rideau derrière lequel nous formerons nos colonnes“. Laut Pestel hat Murav'ev ihn auch während ihrer Zusammenkunft in Petersburg i. J. 1824 versichert, daß er nach wie vor ein Anhänger der Republik sei[53]). Diese gemäßigt-liberalen, sozialen und politischen Reformpläne Murav'evs entsprachen jedoch in ihren großen Zügen den Ansichten der anderen Mitglieder des Nördlichen Bundes. Dem linken Flügel der Dekabristenbewegung aber, dem Bunde des Südens, der von einem radikal-republikanischen Geiste beherrscht war, konnte diese Verfassung keineswegs genügen. Dem Projekt Murav'evs hat Pestel seine „Russkaja Pravda“ gegenübergestellt, ein Verfassungsentwurf, der in mancher Beziehung im direkten Gegensatz zu den Ideen Murav'evs stand.

II.

Seinem Verfassungsprojekt „Russkaja Pravda“ (Russisches Recht) hat Pestel einige Jahre angestrengter Arbeit gewidmet. Dennoch ist es ihm nicht gelungen, die Arbeit zu Ende zu bringen. Von 10 geplanten Kapiteln können nur 3 als vollendet betrachtet werden; 2 sind im halbfertigen Zustande, von den übrigen 5 sind nur Fragmente vorhanden[54]). Der Titel des Projektes lautet auf deutsch: „Russisches Recht oder die Urkunde des großen russischen Volkes“. Pestel schrieb seinem Verfassungsprojekt eine ungeheure Bedeutung zu: er beabsichtigte es unmittelbar nach dem Umsturze zu veröffentlichen. In diesem Werke sah er einen „Nakas“, d. h. eine Richtlinie für die provisorische Regierung, zugleich eine „Erklärung an das Volk“, was es von der neuen Regierung zu erwarten habe, und ein Pfand dafür, daß die provisorische Regierung allen ihren Pflichten nachkommen werde[55]). In der Einleitung setzt er die Begriffe „Volk“ und „Regierung“, sowie ihre gegenseitigen Beziehungen auseinander und weist darauf hin, daß das Volk das Recht habe, von der Regierung ein Streben nach dem öffentlichen Wohl zu erwarten und zu verlangen. Das eigentliche Ziel jeder Staatsordnung sei, „das größte Glück der Mehrheit

---

[53]) Mater. Bd. I, 317—318, und Bd. IV, 162.

[54]) Vgl. Pestels Aussagen, a. a. O. 207, 209—10 (Pavlov-Silvanskij). Nach der Verhaftung Pestels wurde das Manuskript der „Russkaja Pravda“, das er seinen Freunden in Verwahrung gegeben hatte, von den Dekabristen Brüdern Bobriščev-Puškin in der Erde vergraben. Dies kam während der Untersuchungshaft Pestels heraus; der Bruder des Dekabristen Zaikin, der die Stelle, wo das Werk Pestels versteckt war, kannte, mußte sie der Untersuchung zeigen. „Russkaja Pravda“ wurde nach Petersburg gebracht und jahrzehntelang versiegelt im Staatsarchiv geheimgehalten. (Mat. Bd. IV, S. 122—23, 127—34 und „Russkaja Pravda“, Pet. 1906, Einleitung, S. XIII.) Erst Ende der 80er Jahre wurde dem Akademiker Dubrovin die Erlaubnis erteilt, das Projekt Pestels zu wissenschaftlichen Zwecken zu studieren. 1906 wurde dieses Projekt zum ersten Male von dem bekannten Historiker Ščegolev veröffentlicht. Der Zentrarchiv bereitet eine neue Veröffentlichung dieses Projektes vor.

[55]) „Russkaja Pravda“, a. a. O., Einleitung des Verfassers, 10. Pestel zweifelte nicht daran, daß sein Projekt der zukünftigen Staatsordnung zugrunde liegen würde.

der Menschen zu erstreben", — wiederholt er das geflügelte Wort Benthams[56]. Ferner wird in der Einleitung auf die Mißstände, die im russischen Reich herrschen, hingewiesen, die zu den oben angeführten Prinzipien im Widerspruch stehen. Daraus ergeben sich folgende Maßnahmen: 1. Die russische Staatsordnung muß völlig reformiert und 2. ein neues Gesetzbuch herausgegeben werden[57].

Wie wir gesehen haben, wird im Verfassungsprojekt Murav'evs die politische Umgestaltung Rußlands auf dem Prinzip der Föderation gegründet; Pestel dagegen ist ein ausgesprochener Gegner der Föderation, in der er den Keim aller inneren Unruhen und Wirren erblickt[58]. Nach seiner Überzeugung ist Rußland seinem Wesen nach ein politisch einheitlicher und unteilbarer Staat. Daher spricht er in seinem Projekt allen Gebieten mit nichtrussischer Bevölkerung, wie Finnland, Estland, Kurland, Klein- und Weißrußland das Recht auf selbständiges nationales Dasein ab[59]. Die einzige Ausnahme wird für Polen gemacht, in welchem er einen natürlichen Verbündeten Rußlands erblickt: Polen soll dieselbe Staatsordnung wie Rußland erhalten[60]. So wird die Idee der Selbstbestimmung der Nationalitäten dem Prinzip der politischen Einheit rücksichtslos geopfert. Rußland wird von Pestel in 53 Gouvernements, diese in Bezirke (uezdy) und Kreise (volosti) eingeteilt. Zur Hauptstadt wird — wie bei Murav'ev — Nižnij Novgorod, das den Namen „Vladimir" erhält, auserkoren[61]. Das Prinzip der Russifizierung im Namen der Einheit des Staates wird im II. Kap., das die „Rußland bevölkernden Stämme" behandelt, eingehend auseinandergesetzt. Alle Staatsgesetze müssen auf dem gesamten Gebiet Rußlands die gleichen sein, denn dadurch wird ein festes Band zwischen allen Teilen des Reiches geschaffen[62]. Die provisorische Regierung hat vor allen Dingen e i n Ziel zu verfolgen: aus allen Rußland bewohnenden Volksstämmen ein einheitliches russisches Volk zu formen. Dies wird in erster Linie durch die Einführung der russischen Sprache als der offiziellen Staats- und Schulsprache in allen Gebieten Rußlands erreicht. Pestel schlägt sogar vor, die Namen der verschiedenen Stämme zu vernichten, damit sie alle den allgemeinen Namen „Russen" erhalten![63]

Diese radikalen Maßnahmen sind in ihrer theoretischen Gradlinigkeit für den „Jakobiner" Pestel sehr charakteristisch. Indem er die verschiedenen Volksstämme und ihre nationale Eigenart einer

---

[56]) Par. 6, S. 5, a. a. O.

[57]) Par. 10, ibid.

[58]) Kap. 3, Par. 4, ibid.

[59]) Kap. 1, Par. 2, a. a. O. Pestel begründet dies mit der Behauptung, diese Gebiete hätten nie ein selbständiges politisches Dasein geführt.

[60]) Die Selbständigkeit wird Polen gewährt, weil es jahrhundertelang ein „politisch unabhängiger Staat gewesen war" (ibid., Kap. 1, S. 18).

[61]) Pestel begründet diese Wahl durch die zentrale geographische Lage Nižnyj-Novgorods, sowie auch durch seine ruhmvolle historische Vergangenheit. Ibid. Kap. 1, 26.

[62]) S. Kap. II, Par. 2, 3 a. a. O.

[63]) Kap. II, Par. 16.

Betrachtung unterzieht, bleibt er unschlüssig vor der Judenfrage stehen: es entgeht ihm nicht, daß die Juden mehr als andere Nationalitäten an ihren religiösen und nationalen Bräuchen hängen und es daher schwer fallen würde, sie gewaltsam zu russifizieren. Um diese Aufgabe zu lösen, macht er zwei Vorschläge: 1. eine Versammlung der Rabbiner zusammenzuberufen, um in gemeinsamer Beratung Maßnahmen gegen die jüdische Abgesondertheit zu treffen; 2. die russischen Juden nach Kleinasien auswandern zu lassen, damit sie dort ihr eigenes Reich gründen[64]. So könnte man Pestel den ersten russischen Zionisten nennen! Freilich ist sein Zionismus besonderer Art: er verdankt seinen Ursprung nur dem Wunsche Pestels, die Juden loszuwerden, für die er in seinem Staatsgebilde keinen Platz findet. Er sieht aber ein, daß die Verwirklichung dieses Projektes auf große Schwierigkeiten stoßen würde[65].

Das III. Kapitel des „Russischen Rechtes" ist den „in Rußland vorhandenen Ständen" gewidmet. „Die Einteilung des Volkes in verschiedene Stände, von welchen jeder nur einem bestimmten Beruf nachgehen darf, ist von den nationalökonomischen Lehren verurteilt worden", sagt Pestel. „Die Nationalökonomie hat es bewiesen, daß ein jeder das Recht hat, sich mit dem zu beschäftigen, was seinen Neigungen am meisten entspricht[66]." Der Einfluß der liberalen Nationalökonomie mit ihrem alles umfassenden Prinzip „laissez faire — laissez aller" macht sich in diesen Worten geltend. Die Standesunterschiede werden also von Pestel abgeschafft und eine allgemeine Gleichheit proklamiert. Er schlägt auch die Abschaffung aller Adelsprivilegien vor, und zwar: 1. die Leibeigenschaft wird aufgehoben; 2. ebenso die Majorate, das Erbe der Eltern wird unter alle Kinder gleichmäßig verteilt; 3. die Adligen müssen die gleiche Steuerlast wie die übrigen Bürger tragen; 4. sie sind auch den gleichen Strafen ausgesetzt, auch der Körperstrafe, falls diese von der neuen Gesetzgebung beibehalten wird; die allgemeine Wehrpflicht, die nach dem Projekte Pestels eingeführt wird, gilt auch für sie[67]. Die Abschaffung

---

[64]) Kap. II, S. 50, ibid. Nach der französischen Revolution und in der Zeit der Befreiungskriege wurden den Juden in Frankreich und Deutschland die politischen Rechte verliehen (Goette: Zeitalter der deutschen Erhebung, 1891, 387). Dies durfte Pestel bekannt gewesen sein, dennoch läßt er sich in seinen Ideen von einem judenfeindlichen Gefühl leiten. Der einzige Dekabrist jüdischer Abstammung, G. A. Peretc, sprach mit F. Glinka, der ihn in den Bund des Nordens eingeführt hatte, über die Pflicht des Bundes, die Juden zu befreien und auswandern zu lassen. Dieser Vorschlag rief jedoch nur spöttische Bemerkungen hervor („Dekabrist Peretc", a. a. O., S. 26). Der Antisemitismus war auch in den gebildeten russischen Kreisen eine verbreitete Erscheinung.

[65]) Kap. II, Par. 50, ibid.

[66]) Kap. III, Par. 3, S. 58, ibid.

[67]) Kapitel III, Par. 6 ff. Diese Privilegien wurden dem Adel bekanntlich von Peter III. und Katharina II. verliehen, die im Adel die Stütze des Thrones erblickten. — Für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht waren, laut dem Zeugnisse Zavališins, auch andere Dekabristen (Zavališin, Aufzeichnungen, I., 170—171). Diese Reform wird auch im Manifeste des Bundes des Nordens angekündigt (s. Anhang I).

der Militärkolonien, die Erleichterung des Soldatenloses — dies sind die wichtigsten Reformen, die Pestel an dem Militärwesen vorzunehmen gedachte[68]. Durch die Abschaffung der Leibeigenschaft werden die Bauern in ihren politischen Rechten allen anderen Bürgern gleichgestellt[69]. Dem Problem der Bauernbefreiung legt Pestel eine umfassende Agrarreform zugrunde. Dieser Gedanke wird im III. Kapitel angedeutet und im folgenden eingehend beleuchtet.

Das IV. Kapitel: „Über das Volk in politischer Hinsicht" behandelt die politischen Rechte des Volkes. Pestel weist zunächst darauf hin, daß es im allgemeinen zwei Ansichten über die Agrarfrage gibt: die einen meinen, das Land sei das Eigentum der ganzen Menschheit, nicht der Privatpersonen, deshalb darf ein jeder einen Anspruch auf Landbesitz erheben; die andern sehen dagegen die Quelle jeden Besitztums in der Arbeit und behaupten, daß nur derjenige sich Landbesitzer nennen darf, der das Land selbst bearbeitet. Pestel glaubt, daß beide Ansichten viel Richtiges enthalten und schlägt deshalb eine Kompromißlösung vor: die gesamte Bevölkerung wird nach den Kreisen (Volosti) eingeteilt; auch jeder Grundbesitzer muß sich in dem Kreise eintragen lassen, wo sein Landbesitz liegt[70]. Ferner wird das Ackerland in jeder „Volost" in „Gemeindebesitz" und „Privatbesitz" eingeteilt. Der Gemeindebesitz steht allen Gemeindemitgliedern zur Verfügung, das „private Land" aber gehört dem Fiskus oder Privatpersonen, die es käuflich erworben haben[71]. Durch diese Agrarreform hofft Pestel allgemeines Glück und Wohlstand zu fördern: wird doch dadurch jeder Bürger zum Landbesitzer; auch der Städter erhält Land zur gemeinsamen Nutznießung. „Die Armut wird verschwinden, die Bevölkerung wachsen, Handel und Industrie aufblühen," prophezeit Pestel in froher Zuversicht[72]. Abstrakter, theoretischer Denker, läßt er die Verschiedenheiten der Bodenbeschaffenheit und die daraus bei der Verteilung erwachsenden Schwierigkeiten außer Acht.

Interessant ist aber der sozialistische Charakter dieser Reform: Pestel erkennt das Recht jedes Bürgers auf die Arbeit und auf den Landbesitz an[73]. In diesen kühnen Ideen ist er seinem Jahrhundert weit voraus. Die Frage der politischen Rechte des Volkes löst Pestel in einem streng demokratischen Sinne. Er ist ein Gegner aller Privilegien, die durch Stand oder Vermögen erworben werden; diese Privilegien haben nach seiner Meinung ihren Ur-

---

[68]) Auch in dieser Frage waren sich die beiden Bünde einig — vgl. die Verfassung Murav'evs und das Manifest (s. Anhang I).

[69]) III. Kapitel, Par. 11.

[70]) IV. Kapitel, ibid. Par. 1—7.

[71]) Ibid. Par. 9.

[72]) Ibid. Par. 12.

[73]) Der russische Historiker M. N. Pokrovskij bemerkt u. a. in einem Aufsatz über die Dekabristen: „Die Agrarreform der Dekabristen bildet einen Ausgangspunkt, aus dem die ganze Geschichte unserer revolutionären Bewegungen hervorgegangen ist — bis zum J. 1917, als das Dekret des Rates der Volkskommissare über die Agrarfrage verkündet wurde ... Wir alle gehen von der Agrarreform Pestels aus" etc. „Dekabristy", Sammlung von Aufsätzen und Materialien, red. von Strajch, a. a. O. 20—21.

sprung in der feudalistisch-aristokratischen Staatsordnung. So verkündet er ein allgemeines Wahlrecht, das von keinen Vermögensbedingungen gehemmt wird[74]. Die „Volksversammlungen" in den einzelnen Kreisen werden in Land- (zemskie) und Ort- (namestnyje) Versammlungen eingeteilt. Alle Mitglieder des Kreises dürfen an diesen Versammlungen teilnehmen; hier werden Kandidaten für die alljährlich stattfindende „Ortsversammlung" wie auch für die höheren „Gouvernementsversammlungen" gewählt[75]. So sind nach Pestels Plan die Wahlen in die höheren „Versammlungen"[76] indirekt. Die Mitglieder der Gouvernementsversammlungen haben das Recht, Kandidaten in das „Narodnoe Veče", das eigentliche Parlament, zu wählen[77].

Schließlich wird im V. Kapitel, das nur einen fragmentarischen Charakter trägt, den sozialen Rechten des Volkes besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In erster Linie wird hier die Unantastbarkeit des Eigentums und die persönliche Freiheit als das „erste und heiligste Recht jedes Bürgers" proklamiert: niemand darf in das Haus eines Bürgers ohne dessen Zustimmung eindringen; jedem, der verhaftet wird, müssen binnen 24 Stunden die Gründe der Verhaftung schriftlich mitgeteilt werden[78]. Diese Reformen tragen den liberalen Charakter der Zeit: der Einfluß der englischen Verfassung und der französischen Revolution tritt hier deutlich zutage. Allein manche andere Maßnahmen, die von Pestel vorgeschlagen werden, muten als Ausdruck persönlicher Anschauungen dieses „Jakobiners" an, der sich für die starke zentralistische Staatsgewalt und für ihr Recht, sich in alle inneren Angelegenheiten einzumischen, einsetzte. So sollen alle privaten Erziehungsanstalten geschlossen und die Erziehung der Jugend dem Staate anvertraut werden[79]. Eigentümlich wirkt bei dem Führer des Südlichen Bundes der Vorschlag, alle Verbindungen, geheime wie öffentliche, zu verbieten: „die ersten, weil sie schädlich, die zweiten, weil sie nutzlos sind[80]. Die Pressefreiheit wird verkündet; jedoch muß jeder „seinen Namen auf sein Buch setzen", auch ist der Schriftsteller für seine Meinungen und Behauptungen verantwortlich[81]. Sogar in der Frage der Gewissensfreiheit steht Pestel, im Gegensatz zu Murav'ev, die Idee der Einheit des Staates konsequent verfolgend, auf einem recht konservativen Standpunkt: als die herrschende Religion wird die orthodoxe griechisch-katholische Lehre verkündet. Alle anderen christlichen und nicht christlichen Bekenntnisse werden zwar geduldet, aber nur,

---

[74]) Ibid. Kap. IV, Par. 14, S. 214.

[75]) Ibid. Par. 15.

[76]) Auch Pestel, gleich Murav'ev, bezeichnet mit dem russischen Wort „sobranie" (Versammlung) den Begriff des Parlamentes.

[77]) Ibid. Kap. IV.

[78]) Kap. V, Par. 10, 11, ibid.

[79]) Kap. V, Par. 16, a. a. O.

[80]) Kap. V, Par. 17, a. a. O.

[81]) Ibid. Par. 18. Die Verfassung Murav'evs verkündet hingegen die unumschränkte Pressefreiheit (auch das Manifest). (S. oben u. Anhang I.)

sofern sie den kirchlichen und politischen Gesetzen Rußlands nicht widersprechen[82]).

Mit dieser kurzen Übersicht der sehr umfassenden Arbeit Pestels sind wir jetzt zu Ende[83]).

Auch Pestel war den westeuropäischen Einflüssen unterworfen. Allein der Ursprung seiner Reformpläne ist nicht in den westeuropäischen Verfassungen, sondern hauptsächlich in dem Einflusse der „Commentaires" von Destutt de Tracy zu suchen, dem Buche, das, wie erwähnt, die Entwicklung der radikalen politischen Ansichten Pestels gefördert hat[84]). Diesem Werke, das aus ihm einen Republikaner machte, weil es ihm bewies, daß „jede Monarchie unumgänglich zur Despotie führen muß", hat er offenbar seine Ideen über das allgemeine Wahlrecht[85]), seine Abneigung gegen das föderative Staatensystem[86]) und gegen die Geld- und Erbaristokratie[87]) sowie seine streng-demokratischen Prinzipien im allgemeinen zu verdanken. Der Verfasser der „Commentaires" entwirft, wie wir sahen[88]), ein Projekt einer streng-demokratischen Verfassung. Die Wesensähnlichkeit dieser Verfassung mit den Plänen Pestels läßt keinen Zweifel über den Ursprung der Ideen des russischen Republikaners aufkommen. Pestel hat seine „Russkaja Pravda" nicht zu Ende führen können; doch lernen wir aus einem kurzen Konspekt, welches er unter dem Namen „Staatsverfassung" (Gosudarstvennyj Zavet) unter den Mitgliedern der Gesellschaft der „Vereinigten Slaven" verbreiten ließ[89]), seine Ideen über die Struktur des Regierungsapparates kennen[90]).

Die erste gesetzgebende Macht gehört dem „Veče" (Parlament), die exekutive der Reichsduma (Deržavnaja Duma). Als dritte Staatsmacht tritt der Höchste Sobor hinzu. Das Veče besteht aus einer Kammer und wird von den Volksvertretern, die durch indirekte

---

[82]) Par. 19, Kap. V, a. a. O. Pestel selbst war evangelischer Konfession.

[83]) In seiner Arbeit geht Pestel auf alle Einzelheiten der zukünftigen Staatsordnung ein, er bestimmt sogar die Fasson der Uniform für das republikanische Heer, ja, er geht sogar so weit, daß er den Vorschlag macht, in der Kavallerie nur Pferde mit langen Schwänzen zu halten, die schwanzlosen Pferde aber zu verbieten! („Russkaja Pravda", 148 ff.). Pestel gestand in der Untersuchung, daß er seiner Verfassung weit mehr Aufmerksamkeit geschenkt habe, als dem Schicksal der revolutionären Bewegung (Pestels Aussagen, 200, a. a. O. Pavlov-Silvanskij).

[84]) Siehe Kap. V dieser Arbeit.

[85]) „Commentaire sur l'Esprit des lois de Montesquieu" v. Destutt de Tracy, a. a. O., Buch XI, S. 170.

[86]) Ibid. Buch IX, S. 120.

[87]) Buch XVIII, S. 301 ff. ibid.

[88]) S. Kap. V dieser Arbeit.

[89]) Gorbačevskij, Memoiren, Russkyj Archiv 1882, I., 452. Nach S. Murav'ev bekam nur Spiridov, ein Mitglied der „Vereinigten Slaven", diese Schrift von Bestužev-Rjumin (Mater. Bd. 4, S. 357).

[90]) Diese Arbeit Pestels ist von Dovnar-Zapolskyj in seinem Buch „Geheime Gesellschaften der Dekabristen" (Tajnye obščestva dekabristov) veröffentlicht worden. Da es mir leider unmöglich war, dieses Buch zu benutzen, entnehme ich den Inhalt der Arbeit Pestels der Darstellung von Semevskij, a. a. O., S. 543—45.

Wahlen auf 5 Jahre gewählt werden, gebildet. Der „Höchste Sobor" besteht aus 120 „Bojaren", die bis zu ihrem Lebensende in diesem Amt verbleiben. Die Aufgabe des „Höchsten Sobor" ist, das Veče und die Duma zu überwachen und in den Schranken der Verfassung zu halten. Die „Reichsduma", die an der Spitze der exekutiven Macht steht, wird aus nur 5 Mitgliedern (Direktoren), die auf 5 Jahre gewählt werden, gebildet[91]). Dieser Entwurf Pestels stellt eine Kopie der entsprechenden Stelle des Werkes de Tracy's dar, dessen Verfassungsprojekt dieselbe Verteilung der Staatsmacht zwischen der kleinen exekutiven Versammlung und der an Mitgliederzahl größeren Legislative aufweist; die Mitgliederschaft des „Veče" wird bei de Tracy, wie im Entwurfe Pestels alljährlich teilweise erneuert[92]). Auch der „Höchste Sobor", unter dem Namen „corps conservateur", und mit den gleichen Prärogativen ausgestattet, fehlt im Projekte de Tracy's nicht[93]). So sind die Reformpläne Pestels in ihren Wesenszügen auf den Einfluß de Tracy's zurückzuführen[94]), wenn auch die hier zum Ausdruck gebrachten persönlichen radikalen Ansichten dieses Dekabristen seinem Projekt den Charakter einer Originalarbeit verleihen; gleich Murav'ev, versucht auch Pestel durch Anwendung altrussischer Bezeichnungen[95]) seine Arbeit national erscheinen zu lassen.

Versucht man nun die beiden Verfassungsprojekte miteinander zu vergleichen, so tritt der Unterschied der beiden Weltanschauungen klar zutage. Bei Murav'ev ist die konstitutionell-monarchistische Idee vorherrschend; die allgemeine Gleichheit der politischen Rechte, die im Prinzip feststeht, wird durch den hohen Vermögenszensus gehemmt; die obere Duma stellt eigentlich eine auf Geldaristokratie basierte Institution dar. Dagegen ist Pestel in seiner Verfassung ein überzeugter Anhänger der demokratischen Republik; er stellt alle Bürger in ihren politischen Rechten gleich und vernichtet die Privilegien der Stände und des Reichtums. Er wird jedoch von der Idee der politischen Einheit des Staates geleitet: dies führt bei ihm zur Verherrlichung der Idee der zentralistischen Staatsmacht, die alle nationalen Regungen ersticken, die Freiheit der Presse und des Gewissens bedrohen und nach dem Prinzip der rücksichtslosen Russifizierung handeln muß. Dieselben Fragen werden von Murav'ev auf eine liberalere Art gelöst. Wollte man den Charakter der beiden Verfassungen und die Ideen der Verfasser mit einem Schlagwort bezeichnen, so würde man das Projekt von Murav'ev

---

[91]) Semevskij, ibid.

[92]) Commentaire, a. a. O., 179 ff., 192.

[93]) Commentaire, a. a. O., 203.

[94]) Vgl. die Aussagen des Dekabristen M. Orlov: „Das Buch Destutt de Tracy „Commentaire sur l'esprit des lois" war für sie die Quelle der höchsten Weisheit ...... Sie (die südlichen Mitglieder) haben anscheinend die Mitwirkung der Verhältnisse und die allmähliche Verleihung der Rechte verleugnen wollen" etc. Semevskij, a. a. O. 546.

[95]) Pestel ersetzt in seinem Projekt alle Fremdwörter durch selbstfabrizierte russische, die manchmal sehr unbeholfen wirken.

„liberal-aristokratisch", das von Pestel „diktatorisch-demokratisch" nennen. Ein Zug ist aber beiden eigen: die Neigung zum Theoretisieren, der feste rationalistische Glaube an die Heiligkeit der einmal angenommenen Theorie und die geringe Beachtung der aus den reellen Verhältnissen erwachsenden Schwierigkeiten, die der Verwirklichung dieser Theorien im Wege standen, — mit einem Wort ein gewisser Utopismus. In diesen Verfassungsprojekten haben die beiden Verfasser den Plan der zukünftigen Staatsordnung erblickt. Gleichzeitig sollten diese Arbeiten auch als Propagandamittel dienen — sie wurden aber nur im Kreise der Mitglieder verbreitet und besprochen[97]).

Zu Propagandazwecken wurden von den Mitgliedern der beiden Bünde auch noch andere Schriften verfaßt. So entstand z. B. das „Bemerkenswerte Gespräch" oder „Katechismus des freien Mannes" von Nikita Murav'ev, der dazu dienen sollte, in den Soldaten- und Volksmassen revolutionäre Ideen zu verbreiten. Hier wurde bewiesen, daß die Freiheit den Menschen von Gott gegeben sei, daß die autokraten Herrscher durch Betrug die Macht an sich gerissen hätten; auch wurden hier die Grundsätze der alten russischen Staatsordnung (die Institution des Veče) auseinandergesetzt[98]). Nach den Aussagen Trubeckojs[99]) hat Murav'ev das Vorbild dieser seiner unvollendeten Schrift in dem bekannten politischen „Katechismus" der spanischen Mönche gesehen. Dieser Katechismus wurde in Spanien während des Guerillakrieges in den Jahren 1808—09 verbreitet[100]). Diese Arbeit Murav'evs hat Nikolaus I. gelesen und sie mit der entrüsteten Bemerkung versehen: „Quelle infamie!!!"[101]). Murav'ev hat aber seinen Katechismus nicht beendet; er schickte ihn zur Ansicht an Sergej Murav'ev-Apostol[102]). Dieser verfaßte darauf seinen bekannten „Rechtgläubigen Katechismus" und einen Aufruf. In dem ersten, der in seinen Wesenszügen an den Entwurf von Nikita Murav'ev, noch mehr aber an den erwähnten spanischen Katechismus[103]) er-

---

[97]) Murav'evs Aussagen, Mater. Bd. 1, 302. Von Interesse ist ferner das kurze Verfassungsprojekt von Batenkov, eines Dekabristen der Gesellschaft des Nordens, der ein Anhänger der konstitutionellen Monarchie, die vom Kaiser und einem Parlament aus zwei Kammern regiert werden sollte, war. Der Titel des Mitgliedes des Oberhauses war wie in England erblich. (Brief Batenkovs an General Levašev v. 29. März 1826, Borozdin, 47—51 a. a. O.)

[98]) S. Anhang II. Diese Schrift wurde zum ersten Male 1925 im Bd. 1 der „Materialien", a. a. O. 321—322, veröffentlicht. In deutscher Sprache erscheint sie hier zum ersten Male. Vgl. die Aufzeichnungen Al. Murav'evs „Die Ermordung Pauls" etc. Schiemann, a. a. O. 165—166, und die Aussagen Murav'evs (Mater. Bd. 1, 320).

[99]) Mater. Bd. 1, a. a. O. 53.

[100]) Ein solcher Katechismus wurde in „Syn Otečestva" von 1812, Nr. 1, in russischer Sprache veröffentlicht. (S. Mater. Bd. 1, 519.)

[101]) Mater. Bd. 1, a. a. O., S. 322, 520.

[102]) Murav'evs Aussagen. Mater. Bd. 1, 320. Murav'ev hat diese Schrift auch den südlichen Mitgliedern vorgelesen, als er 1820 mit Lunin Tulčin besuchte. Pestel, Mat. IV, S. 115.

[103]) Vgl. den Aufsatz v. Ščegolev „Der Katechismus von Sergej M.-Apostol" (russ.). Zeitschr. „Minuvšie Gody", 1908, Nr. 11.

innert, wird im Namen Gottes zum Kampf für die Freiheit aufgerufen und durch Auszüge aus der Bibel bewiesen, daß die Carenmacht dem Willen Gottes zuwider sei[104]). Im Aufruf, der wahrscheinlich erst nach dem Aufstande verbreitet werden sollte, wird der „Tod des Tyrannen" bekanntgegeben und verkündet, daß nun das „russische Heer die Macht des Volkes, die auf dem Heiligen Geseße beruht, wiederherstellen werde"[105]). Diese Dokumente stellen recht interessante Denkmäler der Dekabristenbewegung dar[106]): wird hier doch der Versuch gemacht, zu dem Volke in seiner eigenen Sprache zu reden, um es für die Sache der Revolution zu gewinnen; ein Versuch, der an der politischen Unreife des Volkes scheitern mußte.

Aus den Verfassungsprojekten und Propagandaschriften lernt man das politische Credo dieser besten und gebildetsten Vertreter der Alexandrinischen Epoche kennen. Wäre die Verwirklichung ihrer kühnen Pläne möglich gewesen, so hätten sie, wie sie träumten, „Rußland auf eine Stufe mit den europäischen Völkern" gestellt.

III.

Eine geistreiche Charakteristik der Dekabristenbewegung hat der frühere Moskauer General-Gouverneur Graf F. Rastopčin geprägt: „Gewöhnlich werden die Revolutionen von Schustern gemacht, die Herrschaften werden wollen; bei uns aber waren es die Herren, die Schuster werden wollten[107]). Mit diesen Worten hat Rastopčin den eigentümlich uneigennüßigen Charakter dieser Revolution bezeichnen wollen. In der Tat begegnen wir hier einer in der Geschichte einzig dastehenden Erscheinung: der einzige privilegierte Stand im Lande, der Adel, bereitet die Revolution vor und beginnt sie, um die Abschaffung seiner Privilegien herbeizuführen.

---

[104]) Veröffentlicht in deutscher Sprache bei Schiemann, in „Die Ermordung Pauls" etc., a. a. O. 256 ff., russisch bei Borozdin, a. a. O. 85—87. Der „rechtgläubige Katechismus" wurde von S. Murav'ev-Apostol erst in den leßten Dezembertagen 1825 verfaßt. Mat. IV, S. 298.

[105]) Schiemann, a. a. O., Borozdin, S. 87—88.

[106]) Laut den Aussagen Obolenskijs wurde allen bedeutenden Mitgliedern ans Herz gelegt, Schriften zu Propagandazwecken zu verfassen: so sollte Turgenev über das Strafgericht und die Theorie des Strafrechts schreiben; Obolenskij selbst schrieb über die „Pflichten des Bürgers" — eine Arbeit, die verloren gegangen ist, nach den Aussagen von Obolenskij aber nichts „Geseßwidriges" enthalten sollte. Auch Ryleev mußte einen „Katechismus" schreiben, hat es aber nicht getan; dafür dichtete er Lieder in der Art der russischen Volkslieder, die „dem Volke die Augen öffnen" sollten (Mater. Bd. 1, 267). Eines dieser Lieder „Schwer ist's mir im Heimatlande" („Ach, tošno mne i v rodnoj storone") etc. ist von Borozdin, a. a. O. 195—6 veröffentlicht; ein anderes „Ach, wo sind die Inseln" („Ach, gde te ostrova" etc.) s. in der Sammlung von Strajch, a. a. O. 64. In den beiden Liedern werden die Mißstände und die Tyrannei der „Herrschaften" geschildert. Der Dekabrist Lunin hat für die Verbreitung der Propagandaschriften der Geheimen Gesellschaft eine lithographische Presse erworben (Mater. Bd. 3, 123).

[107]) Silder, a. a. O. Bd. IV, S. 479, Anm. („Ordinairement ce sont des cordonniers qui font des revolutions pour devenir grands seigneurs; mais chez nous ce sont des grands seigneurs qui ont voulu devenir cordonniers").

Dieser Zug der enthusiastischen Opferfreudigkeit ist für die Dekabristen charakteristisch[108]. In der Dekabristenbewegung hat die romantische Strömung, die aus dem Westen kam, vielleicht mehr als in irgendeiner Äußerung des russischen kulturellen Lebens Spuren hinterlassen[109]. Überall im Verlauf dieser Bewegung begegnen wir den typischen Zügen des Romantismus: der Schwärmerei für die idealisierte historische Vergangenheit; dem betonten Nationalbewußtsein[110], ein rationalistischer Zug kommt hinzu, der sich in dem Glauben an die heilvolle Wirkung der Reformen äußert, mit Hilfe welcher man das „dunkle" unaufgeklärte Volk sofort auf eine Stufe mit den westeuropäischen Völkern stellen wollte. Eine andere typisch russische Erscheinung verleiht dieser Stimmung ein nationales Gepräge: das eigentümliche Verhältnis zu Westeuropa.

Ich habe hier den Verlauf der geistigen und politischen Entwicklung der Dekabristengeneration verfolgt und gleichzeitig versucht, die Bedeutung des Einflusses Westeuropas auf die Dekabristenbewegung klarzulegen. Diese Bedeutung darf nicht unterschätzt werden: man wird keiner Etappe im äußeren oder im geistigen Leben der Dekabristen begegnen, die nicht von diesem Einflusse irgendwie berührt wäre.

Seine Wirkung beginnt mit der Erziehung der Dekabristen und gipfelt in ihren politischen und sozialen Reformplänen. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß die ganze Bewegung nur als Nachklang der westeuropäischen Ideen aufzufassen ist. Die Entstehung der revolutionären Gedanken und der propagandistischen Tätigkeit im Kreise der gebildeten Adligen, die dank ihrer Entwicklung uber die absolutistische Regierung hinausgewachsen waren, war in den Verhältnissen der letzten Regierungsjahre Alexanders I. durchaus begründet: die Leibeigenschaft, die Militärkolonien, das schwere Soldatenlos, die Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Justiz und Verwaltung, die Zerrüttung der Finanzen, der Verfall des Handels — alle Mißstände des Vaterlandes mußten in ihnen den Wunsch erwecken, diese Verhältnisse zu beseitigen[111]; aber der ideelle Inhalt ihrer Be-

[108]) Die Dekabristen haben den tragischen Ausgang ihres Aufstandes vorausgeahnt: s. die Aussagen von Trubeckoj (Mater. Bd. 1, 6—7), der junge Dichter Fürst Odoevskij wiederholte immer wieder bei der letzten Zusammenkunft der Verschwörer: „Wir werden sterben! Ach, wie ruhmvoll werden wir sterben!" (Mater. Bd. 1, 56.)

[109]) Es ist bezeichnend, daß 4 romantische Dichter Mitglieder der Gesellschaft des Nordens waren: Ryleev, Al. Bestužev-Marlinskij, A. Odoevskij und W. Küchelbecker.

[110]) Vgl. die Bemerkung des Dekabristen v. Wiesen in seinem Aufsatz „Über die Nachahmung der Ausländer": im Slavophilentum erblickte er „eine Wirkung und Nachahmung des deutschen Romantismus" (Bibl. Dekabristov, a. a. O. Bd. 4, 108).

[111]) Die Dekabristen Kachovskij, Jakubovič, Al. Bestužev, Steinheil, Batenkov weisen in ihren Briefen an den Kaiser Nikolaus I. und an den Untersuchungsrichter Gen. Levašev auf die Mängel der Regierung Alexanders I. hin, schildern ein ergreifendes Bild des Elends aller russischen Stände (außer dem Hochadel) und begründen damit die Notwendigkeit umgehender Reformen (Borozdin, „Briefe und Aussagen der Dekabristen", a. a. O. (russ.). Desgl. Küchelbecker (Mater. Bd. 2, 166—167).

strebungen, der Stoff für die Zukunftspläne kam aus Westeuropa. Hier liegt das Verhängnis der Dekabristenbewegung, nicht in den äußeren Gründen des Scheiterns ihres Aufstandes: ihre auf Westeuropa gerichteten Blicke konnten die historische Entwicklung des Heimatlandes und die dadurch bedingte politische Unreife des Volkes nicht voll erfassen.

Im Bereich der russischen Problematik nimmt das Verhältnis zu Westeuropa eine besondere Stellung ein: bedingt durch die geopolitische Lage Rußlands als eines Verbindungsglieds zwischen Europa und Asien, trägt es einen eigentümlich doppelten Charakter. In den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrh. wird die gebildete russische Gesellschaft in zwei Lager — der Westler und der Slavophilen, der Anhänger und Gegner der westeuropäischen kulturellen Strömungen geteilt. Aber auch die Slavophilen können die Anziehungskraft, die Westeuropa auf sie ausübt, letzten Endes nicht leugnen. „Europa — oh, das ist etwas Schreckliches und Heiliges. Wissen Sie, meine Herren, wie teuer uns, Träumern-Slavophilen, dieses Europa, dieses Land der heiligen Wunder ist?" Das sagt Dostoevskij in seinem „Tagebuche eines Schriftstellers", der doch zu den Slavophilen, Verkündern der großen heiligen Mission des russischen Volkes, gerechnet wird[112]). Dieses eigenartige, auf Anziehungs- und Abstoßungskraft aufgebaute Verhältnis zu Westeuropa tritt bei den Dekabristen besonders klar zutage: ihre Entwicklung, ihre politischen Ansichten verdankten sie ausschließlich dem Westen — und dennoch bäumten sie sich oft im Gefühl des nationalen Selbstbewußtseins gegen die Herrschaft der westeuropäischen Einflüsse auf. Diesen Empfindungen haben die Dekabristen in ihren Aussagen und Briefen, die in der Untersuchungshaft geschrieben wurden, Ausdruck verliehen[113]).

Trotz des unglücklichen Ausganges des Dezemberaufstandes, der bekanntlich mit dem Tode der Führer und dem politischen Tode fast sämtlicher Beteiligten endete[114]), ist der Einfluß der Dekabristen-

[112]) Den Gedanken von der großen Mission des russischen Volkes spricht bereits der Dekabrist Odoevskij aus. (S. „Die Dekabristen Odoevskij u. Bestužev-Marlinskij" von N. Kotljarevskij (russ.), a. a. O. 82). Überzeugte „Westler" im späteren Sinne dieses Wortes waren dagegen z. B. Čaadaev, N. Turgenev und M. Lunin.

[113]) In seinem Verfassungsprojekt schränkt Murav'ev die Rechte der Ausländer ein. (Bibl. Dekabristov Bd. 4, 128, Kap. II, Par. 6—7); die Statuten des Wohlfahrtsbundes protestieren gegen den Einfluß der Ausländer in der Erziehung (Pypin, a. a. O. 551, Statuten, Abt. II, Par. 8); Kachovskij protestiert gegen die Bevorzugung der ausländischen Gelehrten und Fachleute; (Borozdin, a. a. O. 20—21) hebt die sittlichen und geistigen Eigenschaften des russischen Volkes hervor (ibid. 17). Bestužev träumt vom „altrussischen Kleid und altrussischen Bezeichnungen" (Mater. Bd. 1, 444), desgl. Griboedov.

[114]) Pestel, Ryleev, Sergej Murav'ev-Apostol, Bestužev-Rjumin und Kachovskij wurden am 13. Juli 1826 gehängt. Interessant sind die Aufzeichnungen Nikolaus I., die erst 6 Jahre nach dem Aufstande geschrieben wurden (Krasnyj Archiv, 1925). Das Verzeichnis der Verurteilten s. im Berichte der Untersuchungskommission a. a. O. 115—124. Es wurden im ganzen 189 Personen in den Prozeß der Dekabristen verwickelt, darunter 121 dem Oberen Strafgericht übergeben, 57 zu „Verbesserungsstrafen" verurteilt und 11 — freigesprochen (Mater. Bd. 8, S. 5 ff.).

bewegung auf die folgenden Generationen von großer Bedeutung: denn hiermit wurde dem Absolutismus von den gebildeten Schichten der russischen Gesellschaft, der sogenannten „Intelligencia", der Krieg erklärt. Die Tätigkeit der Dekabristen war für A. Herzen und N. Ogarev ein leuchtendes Beispiel; Herzen hat eine revolutionäre Propaganda im wirklichen Sinne dieses Wortes begründet. Ein langer Kampf beginnt, der fast ein Jahrhundert dauert und in der Revolution von 1917 gipfelt. Die auf die Dekabristen folgenden Generationen der Revolutionäre haben den Fehler der Dekabristen, die mit dem Volke in keiner Berührung standen, erkannt: in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrh. gehen die bekannten „Narodniki" (der Kreis von Čajkovskij, die Partei „Land und Freiheit" etc.) ins Volk, um revolutionäre Propaganda zu machen; den Inhalt ihres politischen Programms bilden jedoch die westlichen sozialistischen Lehren, wie auch heute der Marxismus den Kern der Ideologie Sovetrußlands bildet.

Die Bedeutung der Dekabristenbewegung läßt sich vielleicht am besten durch die Worte eines ihrer hervorragendsten Vertreter, des Dekabristen Lunin, charakterisieren[115]): „In den Augen der Masse ist das ein mißlungener Versuch; in den Augen des Denkenden — ein Schritt auf der politischen Bahn . . . Die Wahrheit fordert den Kampf; der Kampf begann, er forderte Blut; Blut ist vergossen."

Anhang I.

Projekt des Manifestes, das im Namen des Senats vom Bunde des Nordens verkündet werden sollte. (Verfaßt von S. Trubeckoj.)

Erlöse, Herr, die Deinen und rette, was Dein ist!

Im Manifeste des Senats wird verkündet:

1. Absetzung der früheren Regierung.
2. Einführung der provisorischen Regierung bis zur Bildung einer dauernden (durch Wähler).
3. Freiheit der Presse und deshalb Abschaffung der Zensur.
4. Freie Ausübung aller Religionsbekenntnisse.
5. Abschaffung des Eigentumsrechts, das sich auf die Menschen erstreckt.
6. Gleichheit aller Stände vor dem Gesetze; deshalb Abschaffung der Militärgerichte und aller Gerichtskommissionen. Alle Gerichtsfälle werden von den unmittelbaren Zivilgerichten übernommen.
7. Allen Bürgern wird das Recht verkündet, jeden beliebigen Beruf zu ergreifen; die Adeligen, die Kaufleute, das Bürgertum, die Bauern, alle haben das gleiche Recht, in den Militär- und Zivildienst, wie auch in den geistlichen Stand zu treten und Groß- und Kleinhandel zu betreiben, wenn sie die festgesetzten Handelssteuern bezahlen. Jeder hat das Recht, Besitztümer jeder Art zu erwerben, wie z. B. Land und Häuser in Dörfern und Städten. Auch darf jeder Privatverträge schließen und vor dem Gericht Klage erheben.

---

[115]) „Dekabrist M. S. Lunin" (russ.), Schriften und Briefe, red. v. S. J. Straich. Pet. 1923, S. 74. Vgl. „Razbor donesenija sledstvennoj Komissii" (Kritik des Berichtes der Untersuchungskommission) v. Lunin u. Murav'ev. London 1862.

8. Die Kopfsteuern und die damit verbundenen Verschuldigkeiten (Nedoimki) werden abgeschafft.

9. Abschaffung der Monopole, wie z. B. der Salz- und Weinbrandmonopole und deshalb Einführung der freien Weinbrennerei und Salzgewinnung unter der Bedingung der Entrichtung einer Betriebssteuer, je nach der Menge des gewonnenen Salzes oder Weinbrandes.

10. Abschaffung des Rekrutenwesens und der Militärkolonien.

11. Herabsetzung der Militärdienstzeit für die Gemeinen und Festsetzung dieser Frist erfolgt nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

12. Verabschiedung aller Gemeinen ohne Ausnahme, die 15 Jahre im Dienste waren.

13. Einführung der Kreis- (Volost'), Bezirk- (uezd), Gouvernements- und Gebiet (Oblast') Behörden [oder Verwaltungen] und Bestimmung der Wahlordnung der Mitglieder dieser Behörden, die alle bis dahin von der Zivilregierung ernannten Beamten ersetzen werden.

14. Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens.

15. Einführung der Geschworenen in die Straf- und Zivilgerichte.

Eine Regierung aus 2 oder 3 Personen wird ernannt, welcher alle höheren Regierungsbehörden, d. h. alle Ministerien, der Rat, das Ministerialkomitee, die Armee, die Flotte, mit einem Wort die ganze höhere exekutive Gewalt, aber nicht die Gesetzgebung und die Rechtsprechung, unterstellt sind. Für diese letztere [Rechtsprechung] bleibt das der provisorischen Regierung unterstellte Justizministerium zuständig, doch für die Entscheidung sämtlicher Rechtsstreitigkeiten, die in den ersten Instanzen noch nicht durchgesehen sind, bleibt ein Departement für Strafrecht am Senat in Kraft, und ein neues zivilrechtliches Departement wird gegründet, gegen dessen Entscheidung kein Einspruch erhoben werden kann und dessen Mitglieder bis zur Einsetzung der ständigen Regierung in ihrem Amt bleiben.

Die provisorische Regierung wird beauftragt, folgende Reformen durchzuführen:

1. Die Gleichstellung der Rechte aller Stände.
2. Die Bildung der lokalen Kreis-, Bezirks-, Gouvernements- und Gebietsverwaltungen.
3. Die Einführung der Volksmiliz.
4. Bildung der Justiz mit Geschworenen.
5. Erstreckung der Wehrpflicht auf alle Stände.
6. Abschaffung des stehenden Heeres.
7. Einführung der Wahlordnung in die Kammer der Volksvertreter, denen es obliegen wird, die zukünftige Regierungsform und die Staatsgesetzgebung zu bestimmen[1]).

Anhang II.

Entwurf eines „Katechismus", verfaßt von Nikita Murav'ev.

Ein bemerkenswertes Gespräch.

Frage: Was ist Freiheit?

Antwort: Ein Leben nach dem eigenen Willen.

Fr.: Woher stammt die Freiheit?

Antw.: Alles Gute kommt von Gott. Er hat den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen, dem Guten den ewigen Lohn, dem Bösen die ewige Pein bestimmt und dadurch dem Menschen die Freiheit verliehen! Sonst wäre es ungerecht für das Gute, das unter dem Zwang vollbracht ist, zu belohnen, oder für das ungewollte Böse zu bestrafen.

Fr.: Bin ich frei, alles zu tun?

Antw.: Du bist frei, alles zu tun, was deinem Nächsten keinen Schaden zufügt. Dies ist dein Recht.

Fr.: Und wenn mich jemand hindern wollte?

---

[1]) „Vosstanie dekabristov" („Aufstand der Dekabristen"), Materialien. Leningrad 1925, Bd. I, S. 107—108.

Antw.: Dann ist es eine Gewalttat, der du dich widersetzen darfst.
Fr.: So müssen denn alle Menschen frei sein?
Antw.: Ohne Zweifel.
Fr.: Sind denn alle Menschen frei?
Antw.: Nein. Die Minderheit hat die Mehrheit der Menschen unterdrückt.
Fr.: Warum hat denn die Minderheit die Mehrheit unterdrückt?
Antw.: Die einen sind auf den ungerechten Gedanken gekommen, zu herrschen, und die anderen — auf den gemeinen Gedanken, auf die natürlichen, von Gott verliehenen Menschenrechte zu verzichten.
Fr.: Soll man die Freiheit erwerben?
Antw.: Ja, das soll man tun.
Fr.: Auf welche Weise?
Antw.: Indem man die unwandelbaren Rechte oder Gesetze, wie sie in den alten Zeiten in Rußland Sitte waren, wiederherstellt.
Fr.: Wie war es denn in den früheren Zeiten?
Antw.: Damals gab es keine autokraten Herrscher!
Fr.: Was ist ein autokrater Herrscher?
Antw.: Ein autokrater oder selbstherrlicher Herrscher ist derjenige, der über das Land selbständig herrscht, die Macht der Vernunft, der göttlichen oder menschlichen Gesetze nicht anerkennt; er herrscht eigenmächtig, d. h. ohne Grund, nur nach seiner Laune.
Fr.: Wer hat denn die autokraten Herrscher ernannt?
Antw.: Niemand. Unsere Väter haben gesagt: wollen wir uns einen Fürsten suchen, der über uns nach dem Recht, aber nicht selbstherrlich, nach seinem Eigenwillen und seinen Launen herrscht. Aber die Herrscher haben allmählich durch Betrug die unumschränkte Macht an sich gerissen, dem Beispiele der tatarischen Chane und des türkischen Sultans folgend.
Fr.: Hat denn nicht der Herr selbst die Autokratie eingeführt?
Antw.: Der Herr hat in seiner Güte nichts Böses eingeführt.
Fr.: Warum heißt es denn: es gibt keine Macht, die nicht von Gott wäre?
Antw.: Eine böse Macht kann nicht von Gott sein. Ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte ... doch ein jeglicher Baum, der keine guten Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Die bösen Wölfe in Lammfellen, die im Namen Gottes prophezeien, werden wir an die Worte des Heilandes erinnern: Ich kenne Euch nicht; geht weg von mir, die Ihr Unrechtes tut.
Fr.: Gibt es denn Selbstherrscher auch in anderen Ländern?
Antw.: Nein. Überall gilt die Selbstherrschaft als Wahnsinn und Gesetzlosigkeit, überall sind feste Regeln oder Gesetze eingeführt.
Fr.: Können nicht solche Gesetze auch unter den Selbstherrschern bestehen?
Antw.: Die Selbstherrlichkeit oder Autokratie wird sie nicht leiden. Sie braucht Unordnung und häufige Abwechslung.
Fr.: Warum kann denn die Autokratie die Gesetze nicht leiden?
Antw.: Weil der Herrscher alles tun darf, was ihm beliebt. Heute fällt ihm dieses ein, morgen das andere, um unseren Nutzen aber kümmert er sich nicht, daher stammt auch das Sprichwort: „Nahe dem Caren, nahe dem Tode."
Fr.: Wie wurde denn Rußland ohne Autokratie regiert?
Antw.: Es gab immer Volksveče [Versammlungen].
Fr.: Was heißt „Veče"?
Antw.: Versammlung des Volkes. In jeder Stadt kamen die Bürger oder ihre Beauftragten beim Läuten der Večeglocke zusammen, um die allgemeinen Gelegenheiten zu besprechen; sie stellten Forderungen, bestimmten die Gesetze, bestimmten, wo und wie viele Rekruten ausgehoben werden sollten; stellten mit allgemeiner Zustimmung die Steuern fest; forder-

ten die Statthalter zu ihrem Gericht, wenn jene unehrlich waren oder das Volk bedrängten. Solche Veče gab es in Kiev, in Podol, in Novgorod, Vladimir, Suzdal und in Moskau.

Fr.: Warum hörten diese Veče auf und wann geschah das?

Antw.: Der Grund dafür liegt in dem Einfall der Tataren, die unsere Vorfahren an einen unbedingten Gehorsam ihrer tyrannischen Macht gewöhnt haben.

Fr.: Welcher war der Grund der Siege und der Erfolge der Tataren?

Antw.: Die Vermehrung der Fürsten aus dem Hause Rjurik, ihre Eitelkeit und Streitsucht, die dem Vaterlande Verderben brachten.

Fr.: Warum hörte denn dieses Übel mit der Herrschaft der Tataren nicht auf?

Antw.: Weil die Überlieferungen der Sklaverei und die orientalischen Sitten sie den Waffen unterworfen und Rußland noch mehr Übel zugefügt haben. Das Volk, das das Joch eines Batyj und Sortan geduldig getragen hat, ertrug auf dieselbe Weise auch die Macht der Moskauer Fürsten, die diese Tyrannen in allem nachahmten[1]).

---

[1]) Am Anfang des Dokumentes steht die Bemerkung: „L'original a été remis à S. M. [Sergej Murav'ev-Apostol] le 23 de Mars 1822." — Unten schrieb Nikolaus I.: „quelle infamie!!!". Vosstanie dekabristov (Aufstand d. Dekabristen), Materialien, Len. 1925, Bd. I, S. 321—22, 519.

J. A. COMENIUS, SEINE ARBEITEN, SEINE ERFOLGE

(Vortrag, gehalten in den internationalen Hochschulkursen zu Wien.)

Von

Prof. Dr. Kvačala (Preßburg).

Folgenschwere Erlebnisse frommer Personen werden häufig von ihnen selbst überirdischer Einwirkung zugeschrieben. Sahen sie etwa, von der Wirklichkeit losgerissen, wie im Rausch oder im Traum in weite Ferne voraus, und haben sie das mit klarem Blick Erfaßte einfach oder beredt der Welt mitteilen können: so war die übernatürliche Erklärung um so mehr geboten, als ja ihre eigenen ferneren Anschauungen und Entschlüsse dauernd im Banne des Gesehenen blieben. — Jan Amos, nach seinem Geburtsort anfangs auch Nivanus genannt, später bekannt unter dem Namen Comenius, Komenský, war bereits 33 Jahre alt, als er im Verlaufe mehrerer Tage eine Wandlung erlebte, die nach seinem eigenen Bericht sein Geistesleben, wenn auch in bescheidenerem Maße und Umfange, befruchtete und bestimmte und seine Kräfte verdoppelte. Der Historiker muß zunächst versuchen — ungläubig im nicht aggressiven Sinne des Wortes — das Erlebnis im Zusammenhange mit der Individualität und den Schicksalen des Gewandelten zu verstehen.

Jung verwaist, hatte Jan Amos noch mehr als seine Genossen die Mutter in seiner Kirchengemeinschaft, der böhmischen Brüder. — Diese ursprünglich weltfremde Fraternität wurde durch Berührung mit Wittenberg, besonders mit dem wesensverwandten Genf, neubelebt. Nicht nur, daß sie sich der Welt erschloß, ihre vornehmen Mitglieder griffen seit dem Ausgang des XVI. Jahrhunderts in die Schicksale ihres Landes kraftvoll ein. In Comenius' Knabenjahren, noch Anfang des XVII. Jahrhunderts, wurde die Unität von Kaiser Rudolf verfolgt. — Der heranreifende Jüngling erlebte die großen Kämpfe innerhalb der Habsburger Dynastie unter Rudolf, sah die aufständischen ungarischen Scharen Bocskays bis in seine Heimat eindringen und mit dem Wiener Frieden auch die Freiheit für das Evangelium, zunächst in Ungarn, erwachsen. Als Gymnasiast in Prerau vernahm er (1609) vom Erringen des Majestätsbriefes; die noch vor kurzem verfolgte Unität wurde dadurch ein voll- und gleichberechtigtes Mitglied der Familie der christlichen Konfessionen Böhmens, später auch Mährens. Innerhalb weniger Jahre solche Wandlung!

Außerhalb seiner Heimat, die er im folgenden Jahre studienhalber verließ, mehrten die beiden gegnerischen Organisationen, die Liga und die Union, die allgemeine Spannung, der auch er wohl schon früher sich

nicht entziehen konnte. Seine Stimmung wurde eschatologisch, als er von seinem geschätztesten Lehrer in Herborn die wissenschaftliche Ansicht vernahm, Christi Erscheinen werde in nicht langer Zeit erfolgen, mit ihr werde eine Festzeit für die Kirche erblühen, die Seinen sollen ihn würdig erwarten und empfangen. Es war im Sinne der Unität und doch seine eigene Tat, wenn der junge Student, der noch nicht viel von den Wissenschaften gekostet hatte, ferne von der Heimat den Beruf eines Pädagogen für sein Volk ergriff. Er legte einen allseitigen Thesaurus seiner Muttersprache zu ihrer Ausbildung an; zur Hebung allgemeiner Kenntnisse im Volke sammelte er eine systematische Belehrung über das Weltall. Diese Gedanken des angehenden Literaten wurden belebt durch Nachrichten über die Ratkeschen Memoriale, deren Endziel doch Staats- und Religionseinheit war; vielleicht belebt auch durch die Nachrichten von der andersbeglückenden Rosenkreuzer-Fama. Als Präludium zu dem Endsabbatismus ertönte ihm in Heidelberg evangelisch-irenische Botschaft des mit dem Osten lebhafte Verbindung unterhaltenden Professors D. Pareus. Nehmen wir noch das früh sich bekundende Interesse für die Natur und die Naturwissenschaft hinzu: ein tiefbewegtes inneres Leben des 22jährigen Kandidaten erscheint als die Frucht seiner nunmehr geschlossenen Studienjahre.

Heimgekehrt, waltete J. Amos in stiller Zähigkeit seines Schul- und Kirchenamtes, während die Begebenheiten mit großer Wucht einsetzten; es kamen nacheinander der böhmische Aufstand, die Absetzung Ferdinands, die Wahl Friedrichs von der Pfalz, und, da ihm der Schwiegervater, Jakob von England, nicht helfen wollte, die Niederlage am Weißen Berge, das Gericht und die Hinrichtungen auf öffentlichem Platz Prags . . . Tiefe Trauer zieht in die Brust des in dem allgemeinen Unglück auch noch seine junge Frau verlierenden Seelenhirten, aber obwohl die eschatologische Stimmung wächst, bleibt er, der junge Autor mehrerer Trostschriften, der die zahlreichen neueren Propheten zurückweist, ruhig in Gott, fest im Streben nach christlicher Vollkommenheit, gewappnet mit Verachtung der Welt. Von seiner Pfarre vertrieben, irrt er dann herum, muß gar seine engere Heimat verlassen und vor der besonderen Wut der Gegner im Verborgenen herumirren. Unter mehreren in dieser Zeit abgefaßten Schriften bezeugt diese Stimmung der Sicherheit und des zuweilen auch nicht ohne innere Kämpfe errungenen Trostes besonders das fast in alle Sprachen übersetzte „Labyrinth der Welt". — Aus diesem ist die Rettung zu finden im Paradies des Herzens, in Gott, dem Zentrum der Sicherheit. — Sie bleibt auch nach dem großen Schlag, mit dem die Sieger 1624 gegen alle evangelischen Prediger des Landes vorgingen. Es galt, für sie außerhalb eine geeignete Zuflucht suchen, und die Aufgabe wurde auch Comenius zugewiesen. Unterwegs, in der Vaterstadt des philosophischen Schusters Jac. Böhme, sandten ihn teilnehmende Freunde, Trostworte zu vernehmen, in die benachbarte Stadt Sprottau. Einem Gerber, Chr. Kotter, hat daselbst Gott in mehreren Erscheinungen offenbart: das Ende des Unglücks stehe

unmittelbar bevor, eigentlich sollten schon bis 1624 alle Gegner vernichtet werden, die Vertriebenen kehren heim, bis 1630 treten den Unterlegenen orientalische Völker hilfreich bei, sie bekehren sich dabei alle zum Christentum. Christi Evangelium erglänzt im endgültigen Siegesruhme, ein goldenes Zeitalter stehe der ganzen Welt in Bälde bevor. Der Geistliche von Sprottau, ein Schulgenosse des Comenius aus Herborn, war für den Gerberpropheten, und in sein Haus ziehend, nahm auch der Wanderer die frohe Botschaft in seine durstende Seele allmählich voll auf. In einer Stimmung, die der Ekstase nahe kam, wurde er umgewandelt, als wie berührt vom Jenseits: nirgends in seinem Leben, erzählte er später, habe er einen größeren Vorgeschmack des ewigen Lebens gefühlt als hier. Das Frohlocken über die Siegesbotschaft (über die direkte Verbindung mit dem Himmel) ließ ihn auf Speise, Getränke und Schlaf verzichten. — Es hieß dann auf der fortgesetzten Reise sich der Sache zu vergewissern, dann aber den Trost den Leidensgenossen mitzuteilen. So wurden Kotters Offenbarungen ins Čechische übersetzt, mit der Eröffnung im Vorwort, daß Gott in Zeiten besonderer Katastrophen die Seinigen vor Verzweiflung durch besondere Botschaft warne. Gegen die Zweifel, die an der Echtheit solcher Botschaft entstehen könnten — und es wurden solche laut —, berufe man sich auf das Zeugnis des H. Geistes. — Ihm hat es an jenem Zeugnis offenbar nicht gemangelt, wer konnte, wer kann solches widerlegen? Aus dem Betrübten wurde ein Frohlockender. Und nicht nur das.

Auf weiten Reisen bestätigten ihm angesehene Männer die Richtigkeit seines Vertrauens an die neuen Offenbarungen. In einer neuen Schrift hat 1627 sein Lieblingslehrer J. H. Alsted nachgewiesen, daß bis zur Parusie nur mehr einige Dezennien übrig seien. Also frisch an die Arbeit, nicht wie bisher ab von der Welt, sondern in die Welt — vorzubereiten die Heimkehr, dann aber auch vorbereiten einen würdigen Empfang Christi. — Die Stimmung wurde genährt durch Nachrichten über mannigfaltige, fast durchwegs geheime Sozietäten, die zu Diensten, namentlich zur Belebung der evangelischen Sache bereits früher entstanden waren. Denn was vermag ein einzelner? Secta heroica, Antilia, Dextra amoris porrecta und wer weiß, wie noch die anderen hießen. In ihnen wurde erstrebt eine Vervollkommnung bzw. Ergänzung der Reformation des XVI. Jahrh., die täuferische „Restitution" konnte hier vielfachen Sinn aufweisen; doch war auch die Stimmung in manchen, z. B. in der Secta heroica, kampfesfroh, so war sie doch, ohne die täuferische schwärmerische Abtönung, ernst und würdig. Wieviel Comenius von der Secta heroica, von alchim.-reform. Vereinigungen bereits damals erfahren, steht dahin, über seine Anknüpfungsversuche an einen der eifrigsten Vorkämpfer dieses Sozietätswesens, an J. V. Andreae, berichtet er selbst. Auf seine Bitte um Nachricht über dessen christliche Gesellschaft erfolgte die Antwort, der Krieg habe deren vielversprechenden Anfänge zerstört, der Stifter selbst ist müde geworden. Das Ziel sei gewesen, Christum über die Idole zu setzen. Aber, als wollte Andreae

die Überflüssigkeit des Unternehmens bezeugen, fügt er hinzu: Christus werde sich bald selbst wieder einsetzen („ipse se restituet"). Als wäre dies eine immanente Restitutio, im Leben der Menschen, die dritte, neben der ersten, der Heimkehr, und der zweiten, der Parusie. Alles klingt an an das Wallensteinische Restitutionsedikt von 1627; fast wie Spott über seine zeitweilige Geltung im Deutschen Reiche, eine Scheingeltung.

A. Die Arbeiten.

Die weltfremde entsagende Stimmung des Verfolgten wich einer tatenfrohen, aber nach heiligen Zielen trachtenden Aufregung. Die Zeit schien zu kurz, zu tun gab es viel. Comenius hat Tag und Nacht gearbeitet, eine Übersicht seiner Arbeiten folgt am besten diesen Zeilen nach.

I.

Die kleine Restitution.

a) Das erste, auch zeitlich, war begreiflich Vorbereitung der Heimkehr, die kleine restitutio. Seine äußere Stellung, die eines Schulmannes, führte ihn zu der Arbeit, zu der auch seine Neigung und Begabung; ältere, bereits erwähnte Versuche schon aus der Studentenzeit, und etwas von Unterrichtsreform aus den ersten Amtsjahren lag bereits weit hinter ihm: dazu sollte er in seinen letzten Tagen in Böhmen Anweisungen für einen jungen Freund abfassen, der in einem adeligen Hause Erzieher werden sollte. — Seitdem hat sich sein Horizont erweitert, Arbeiten der Renaissance und der Reformation, Erasmus, Vives, Melanchthon, der Gegenref. Campanella, Scioppius, Neuerer wie Ratke, I. V. Andreae, Elias Bodinus deutsch abgefaßte Didaktik, und zahlreiche Sprachmethodiker wurden befragt und benutzt: aber belebend und leitend war die Aussicht auf baldige Heimkehr, und so entstand, wie er selbst sagt, etwas ganz Neues, sein heute bekanntestes und berühmtestes Werk, die große Didaktik, abgefaßt in der Muttersprache, mit dem Nebentitel: Paradies der neu ergrünenden Kirche. — Des Verfassers Gedanken überflogen das Tatsächliche und bauten in dem zuvor reingemachten, restituierten Gebiet, und zwar bauten sie mit der gebotenen eiligen Zuversicht, daß die Arbeit trotz ihrer Größe rasch und erfolgreich beendet werden müsse, denn der kleinen werde bald die große Restitution folgen. Im Zusammenhange damit steht das Zielsetzen für die Erziehung: Vorbereitung für die Ewigkeit, die ersten Kapitel stellen den Zusammenhang mit der praktischen Philosophie bzw. Theologie her, das Ganze schafft der patriotische Politiker, der mit um sein Volkstum arbeitet. In seinem einfachen und klaren Gang, durch überströmende Gedanken und Bilder belebt, hat das Werk zunächst die Aufgabe theoretisch gelöst, und zwar erklärt sich der Verfasser entschieden für den Schulunterricht. Dementsprechend wurde die Schrift durch eine kurze Anweisung ergänzt, wie des Königreichs Böhmen Schulwesen von

neuem aufgerichtet werden könne. Im Setzen des Ideals (Vorbereitung zur Ewigkeit), im Weisen der Methode (im ganzen verlangt der Verfasser Folgen der Natur, und zwar vorzüglich der äußeren) und im Schaffen der Organisation (bis 24 Jahre 4 Schulen von je 6 Jahren) hat der verbannte Lissaer Schulmann die Frage von der Erziehung im großen Zusammenhang beantwortet und für die Einzelheiten eine Fundgrube pädagogischer Weisheit geöffnet, heutzutage jedermann leicht zugänglich, da das Werk nunmehr in alle Sprachen übersetzt, in der deutschen in fünf Bearbeitungen und zahlreichen Ausgaben vorliegt. Dann begann er, die in der Didaktik geforderten Schulbücher abzufassen. So entstand für die erste, die Mutterschule, das mustergültige Informatorium, für die zweite die Volksschulbücher, sie sind uns nur in ihren Titeln erhalten. Auf diesen beiden Stufen wandte der Verfasser die beiden großen Gedanken seiner neuen Methode an: das Interesse für alles zu wecken und den anfangs gelegten Kern im fortlaufenden Unterricht zur wachsenden Entfaltung zu bringen. Enzyklopädischer Umfang und konzentrischer Fortgang, sie sollten in allen Jahrgängen die Leitmotive bleiben. Zur dritten, zur Lateinschule gelangend, fand er die Aufgabe kompliziert. Zwei Jahre mühte er sich mit einem Buche ab, das mit dem Latein das Wissen in kunstvoller Verbindung biete. Hier sollte eine neue Sprache mit angeeignet werden. Der spanischen Jesuiten Janua und des Konvertiten Scioppius Lateinbücher gaben manchen Fingerzeig; immerhin genügten sie nicht. Jedes Wort, jeden Satz hat er in den Text so eingeordnet, daß sich im ganzen (in 100 kleinen Kapiteln in 1000 Perioden) nicht nur das lateinische Lexikon erschöpfte, sondern auch das Wichtigste der Natur und der Menschenwelt: ein Seminarium Linguarum, aber auch Scientiarum omnium. Als er das Büchlein auf Drängen anderer unter dem Titel Janua linguarum veröffentlichte, wurde er über die Grenzen Polens und Deutschlands mit einem Schlage berühmt. Neben dem Was war dabei das Wie der Arbeit mitentscheidend.

Es war in dem Jahre, wo Gustav Adolf nahe an die böhmische Grenze gelangt war. Gleichzeitig hatte er im eigenen Unterricht Vorträge über die Physik zu halten. Von Alsted hatte er den Gedanken einer „mosaischen, d. h. biblischen Physik" geerbt; er lernte aber auch von den Westländlern, Vives, besonders aber von Campanella, Baco, den beiden Restauratoren der Wissenschaften. In schöner, rationeller Stufenfolge bringt seine Physik den Zusammenhang in der Welt und ihren Kräften leicht faßlich zur Anschauung. Überall in dem Buch setzt sich alchymisch-theosophische Weisheit durch. Der Lehrer kämpft den Kampf der Naturwissenschaft seiner Zeit mit, ist aber orientiert über alles. Dies ist deutlich auch daraus, daß er sich gleichzeitig (1632) an die Lösung der Aufgabe des perpetuum mobile gewandt und dabei zehn Jahre lang, bis zur vermeintlichen Lösung, ausgeharrt hat, zu ersehen.

Nach dem Tode Gustav Adolfs, besonders nach der Schlacht bei Nördlingen, preßte die kleine Restitution nicht mehr. Der Schwung,

den die Sprottauer Tage gegeben, dauerte wohl an, und die Richtung, in der sich die Arbeit bewegen sollte, war gegeben, aber eine neue Periode des Schaffens hebt an, die Didaktik, die Mutter-, die Volksschule blieben beiseite, sie fanden ja kaum Verwendung. Die pädagogische Arbeit der folgenden Jahre ist fast ausschließlich der Sprach-, namentlich der Lateinmethode, gewidmet. Es werden jetzt, zum Teil auf Bestellung, Abhandlungen und Leitsätze, Lehrbücher und Schuldramen, alles lateinisch, abgefaßt. Zwar wird für Schweden die Didaktik umgearbeitet und ins Lateinische übersetzt. In dieser Übersetzung der Didaktik bleibt der Titel ohne den ursprünglichen Bezug auf die kirchliche Restitution, statt dessen steht die Apposition: omnes omnia docendi artificium. Statt biblischer werden rationelle Gründe benutzt; die einzelnen 4 Schulen werden eingehend beschrieben und so die neue Organisation gehörig verdeutlicht. — Es wurden im Anschluß an diese Arbeiten pädagogische Kongresse geplant. Aber die lateinische Übersetzung wird nicht gedruckt, und die pädagogischen Kongresse kommen nicht zustande, vermutlich infolge des Krieges nicht. Als er dann in den vierziger Jahren mit Rücksicht auf die unentwegt erhoffte Rückkehr einwilligte, ein Reformator des schwedischen Schulwesens zu werden, d. h. die Schulbücher nach seiner Methode für schwedische Schulen umzuarbeiten, entstand im Kampf mit höheren Zielgedanken eine nähere Begründung und Darlegung der von der dritten Stufe an verwendeten sprach-didaktischen Prinzipien. Diese bietet die infolge der sie beherrschenden Dialektik bewundernswerte Meth. linguarum, die jedoch zur vollen Würdigung nie gelangte. Zur Zeit ihrer Abfassung nicht, weil die allgemeinen Bedingungen zu ihrer Befolgung fehlten; später nicht, weil der Lateinunterricht seine frühere Bedeutung einbüßte.

Aber Schweden hat im Westfälischen Frieden die böhmische Emigration fallen lassen! Als wären alle Hoffnungen begraben, verteilt der inzwischen zum Bischof erwählte Schulmann im Testament seiner Glaubensgemeinschaft die Schätze, die sie gehütet hatte, an die Nation in der Hoffnung, daß die Macht einst doch zu ihr zurückkehren werde, es sind: die Liebe zur Wahrheit Gottes, wie sie Hus gepredigt, Ordnung, Kirchenzucht, dabei wohl zu beachten: die Vervollkommnung der Muttersprache, zuletzt, aber nicht als Letztes die Sorgen um die Ausbildung der Jugend, als sei es ein Schatz der Unität gewesen. Bei ihrem einbrechenden Untergang tröstete man sich nur noch mit dem Philonischen Spruch: Wo die menschliche Hilfe aufhört, fängt die göttliche an. An Comenius selbst trat wiederum ein Ruf nach auswärts heran. Aber als wollte er diesen nunmehr fast ein Vierteljahrhundert eingehaltenen Weg der Arbeit verlassen, gedachte er, den ihn zu einer Schulreform einladenden Rákóczyern abzusagen. Da hat ihn zum zweiten Male eine vermeintlich göttliche Stimme aufgefordert, den Geist, den Vorsatz zu ändern, den Ruf anzunehmen. Denn die Rákóczyer werden Herrscher Ungarns, — das übrige verstand sich von selbst. Das verkündete ihm sein einstiger Schulfreund, jetzt Exulant, bei unverhoffter Begegnung, auf Grund seiner

Visionen! Die Berechnungen der prophetischen Chronologie der zeitgenössischen Gelehrten deuten auf unmittelbares Bevorstehen der großen Restitution, ihr werde die kleine, wohl durch Rákóczyer vorangehen. Die Schulreform, ursprünglich als eine Pflicht der Restituierten gedacht, sollte wie bei den Schweden auch hier ein Mittel werden, die Hilfe an der Heimkehr zu erarbeiten: Obwohl ihn bei den Rákóczyern über alles die Weltlage fesselte, aus der doch die Katastrophe eintreten sollte (worin ihm einflußreiche Freunde beistimmten), hat er doch die Reform der Schule in Sáros Patak bald ernst in Angriff genommen.

Die kühnen Pläne mußten freilich auch hier, wie vorhin zusammenschrumpfen, aus der 7klassig entworfenen schola pansoph. wurde die triclassis; die Hauptaufgabe: die Umarbeitung (die dritte) der Lateinbücher. Wichtiger als sie sind zwei dort abgefaßte Werke, die den Gang des Unterrichts beleben sollten; nicht Bestandteile, sondern nur Hilfsmittel der Methode. Das eine: die Schule ein Spiel, dramatisierte nach seiner Janua das Weltall und war bereits daselbst mit großem Erfolg aufgeführt worden. Schulschauspiele waren ja damals üblich, er selbst hatte solche schon vor 20 Jahren abgefaßt, nur waren sie hier als Verkörperung der Lehrbücherbuchstaben. Im Stücke waltet wirkliches, durch stete Abwechslung der Gegenstände beherrschtes Leben, auch des Verfassers mannigfaltige Reformgedanken (päd. Realien, Anschauung, Selbsttätigkeit), und zwar in dem fast künstlerischen inhaltsreichen Bilde der Zeit und des Landes. — Der Erfolg war durchschlagend, blieb aber wohl auch deshalb auf Ort und Zeit beschränkt. Einen noch größeren erlebte das zweite, genannt die Welt in Bildern (O. P.), mit der darin erfüllten Forderung, die Sinne der Kleinen mehr zu berücksichtigen, ein elementares Bilderbuch, zur Ergänzung der bereits zum dritten Male umgearbeiteten Lateinbücher. Die ursprüngliche, anfängliche Erkenntnis sollte durch Sinnenpflege zur festen Grundlage der Bildung erhoben, die Kenntnis der Muttersprache mitgefördert, der Lateinunterricht erleichtert werden. Das Buch wurde bekanntlich mehr als das, sein Titel bis auf heute ein Programm. Die auf die Rákóczyer gesetzten Hoffnungen gingen während der so ängstlich erwarteten, 1656 verwirklichten schwedisch-siebenbürgischen Allianz in Flammen auf, mit ihnen auch die neue, nunmehr fast 30jährige Heimat, die rasch aufgeblühte Stadt Lissa, vieles vom bereits weiter Erarbeiteten ward zerstört, der Schulreformator fast aller Länder Europas heimatlos. Er fand die letzte Zuflucht in der ruhmreichen Residenz der Niederlande. Auch dort wurde er wohl als Lehrer begrüßt, unterstützt, auch zum Druck seiner Op. Did. Omnia bewogen, auch zur Herausgabe anderer seiner Schulbücher. Die dort neu abgefaßten Schriften atmen wohl die Frömmigkeit der vor 30 Jahren abgefaßten ursprünglichen Didaktik, wichtiger als sie war, daß sich dort Männer einfanden, seine Methode zu erlernen, die sich, freilich in dem geringen Teil, in dem sie damals brauchbar war, nach vielen Seiten hin rasch ausbreitete. Noch im 77. Lebensjahre wurde er durch Nachrichten vom Fort-

schreiten seiner Schulreform erfreut, — vor allem in Deutschland, über das der berühmte Nürnberger Buchhändler bezeugt, daß es die Schriften des Comenius, des Princeps und Architectus der Erudition, gierig erwarte und begehre. In einer zweibändigen Publikation versuchte ich es zu zeigen, wie Comenius das pädagogische Leben Deutschlands im XVII. Jahrhundert beeinflußte, fast sagte man: beherrschte. Das Geheimnis dieser seiner pädagogischen Erfolge liegt zunächst in der uns bereits bekannten Weise gesteigerter Erziehergaben, dann aber in einer fast kindischen Liebe zu Christo, er wollte ihm (wohl dem neu Erscheinenden) diese seine Kleinen in leiblicher und noch mehr in geistiger Blüte vor die Augen führen. Wer denkt dabei nicht an das bekannte Bild Pestalozzis, sein Haupt, sein Hals umfaßt von Kindern, denen er seine Liebe geweiht hat.

Hier wäre es zu ergänzen: Die Kinder und der Lehrer vor Christo — als vor dem Herrn der Seele und der Ewigkeit.

b) Eine zweite Aufgabe, die die nahende Heimkehr stellte, war die kirchliche. Zunächst die irenische; die beiden evangelischen Konfessionen Böhmens sollen ja ihr Zusammenleben fortsetzen, aber die Lösung dieser Aufgabe forderte auch: die große Restitution, der wiederkehrende Herr soll seine Herde gesammelt vorfinden. Dieser irenische Gedanke hat ja die Gemüter in ganz Europa und auch in Böhmen schon im XVI. Jahrh. beschäftigt, im XVII. Jahrh. ward er nicht minder zeitgemäß. Die Unität hatte an dem vielgenannten Konsens zu Sendomir ihren Anteil und schloß nach dem Erlangen des Majestätsbriefes eine Vereinbarung mit den lutherisch gesinnten Utraquisten des Landes. Dieser irenische Gedanke hatte besonders in England warmherzige Vertreter, sein unermüdlicher Apostel, der Schotte John Dury, hat im Jahre 1638 Schweden auf Oxenstiernas Einladung aufgesucht und fast im ganzen Westen dafür gewirkt. In evang.-theol. Kreisen stand ihm Georg Calixt mit seinem Helmstätter Synkretismus bei. Die Saat wurde reichlich ausgestreut. Comenius sprach sich für freundliches Zusammenleben der beiden großen evangelischen Kirchen, außerdem aber auch für die Erhaltung der Zucht der Unität aus. Die Ernte blieb aus. Ja es kam zur Polemik mit den Lutheranern wegen der Kollekte. — Näher schien der Erfolg, als die polnischen Jesuiten in den vierziger Jahren Comenius in ihre Pläne einzogen, danach Polen mitten des im Westen wütenden Religionskrieges durch Aussöhnung der christlichen Hauptparteien den übrigen ein Vorbild werden sollte. Comenius ließ sich bereden, zu dem Zwecke eine Ermahnung an seine Glaubensgenossen zu richten, „Hypomnemata", und wurde so zu einem der Urheber des Colloquium charitativum zu Thorn (1645), des einzigen, das zwischen Vertretern der drei christlichen Kirchen des Abendlandes überhaupt zustande kam. Trotz des Verbots Schwedens, in dessen Diensten er stand, beteiligte er sich amtlich an den Verhandlungen mit den Katholiken, aber nicht einmal die Lutheraner gelang es ihm zu erweichen. Als man auseinanderging, appellierte er in einer besonderen Schrift an Christum, in dem sich doch die Christen zusammenfinden müssen. —

Diese Arbeiten taten seiner Hirtentätigkeit keinen Abbruch, in historischen, polemischen, biblischen, erbaulichen Arbeiten blieb er seines Bischofsamtes eingedenk. Auch nach dem Scheitern der schwedisch-siebenbürgischen Allianz und Lissas Fall blieb er dem irenischen Gedanken treu. Nur Weniges hat sich von den späteren Arbeiten erhalten. Als dann im Jahre 1667 gar die beiden reformierten Mächte Holland und England in Krieg geraten waren und 1667 wegen des Friedens verhandelten, erschien er in Breda mit einer Gelegenheitsschrift „Angelus pacis" und der Aufforderung, sie mögen das Urteil über ihren Streit dem nahenden Heiland überlassen. So wächst die Friedensarbeit wie in ihrem letzten Grunde auch die Schularbeit lokalen Ursprungs, in die Mühen um die große universale Restitution. Sie waren seit Jahren bereits parallel mit den bisher erörterten wirksam.

II.

Die große Restitution.

Die Schularbeiten, wie auch die um den Kirchenfrieden, von Comenius ursprünglich wegen der Heimkehr in Angriff genommenen, gehörten mit noch anderen, verwandten Charakters auch in den Rahmen einer allgemeinen Reform, wie sie auch von anderen, und zwar nicht nur auf dem Kontinent, ins Auge gefaßt wurde. Diesem breiteren Arbeiten-Komplex gibt Comenius, nach seinem eigenen Bericht, auf Anlaß des Erscheinens eines luther.-theol. Buches den Namen Pansophie; es steht aber fest, daß dieser Name schon früher in Kreisen der Reformer heimisch ist und auch bei Jac. Böhme vorkommt. Allen Menschen soll in allen Verhältnissen alles zum Wissen geordnet geboten werden. Die volkspädagogische Seite des Unternehmens, das Werk sollte in Volkssprachen, und zwar so abgefaßt werden, daß es achtjährige Kinder verstehen, war nicht neu, wir haben ja bereits in seinen Studienjahren Ähnliches vorgefunden. Es ist beachtenswert, daß Comenius gerade von seinen englischen Freunden zu der Arbeit ermuntert wurde, daß seine erste Programmschrift, der Prodromus Pansophiae in England, und zwar mit der Zensur der Oxforder Universität, sogar ohne seine Zustimmung zum Druck befördert wurde. Hartlib, Pell, Hübner, Dury sind die leitenden Personen dabei. Nach dieser Programmschrift (Prod. Pans.) sind die Normen oder Leitsätze der Pansophie, 18 an der Zahl, der Vernunft entnommen, aber auf Angriffe hin erklärte Comenius, daß christliche, aber nicht konfessionelle, sondern allgemein-christliche, universell-christliche Wahrheiten maßgebend werden, denn, so der Beweis, nach den Prophezeiungen soll das Licht der letzten Zeiten ein allgemeines werden. So liegt die große Restitution als zielsetzend klar vor dem Leser.

Aber nicht nur das ist klar. Es ist auch das kosmologische Prinzip der Comeniusschen Gedankengänge, das uns seinen Zusammenhang sowohl mit Böhmescher Spekulation, als auch mit den orientalisierenden Theorien der italienischen Naturphilosophie und deren älteren

Quellen verrät. Dies Prinzip ist das Licht. Schon in der Physik war es im Gegensatz zur Materie das ordnende Prinzip — aus dem Wettstreit der beiden schuf der Weltgeist allerwärts den Einklang. Im Seelenleben leistet der Intellekt dasselbe: durch eine Janua rerum erhält man Zutritt zu allen Wissenschaften und Künsten, als πάνσοφος wird man nicht nur für jetzt, für die Ewigkeit weise. — Wir werden es begreiflich finden, daß die englischen Freunde, die, wie Durys Platform zeigt, ähnliche Gedanken hegten, die Aufgabe für einen Menschen zu groß hielten und, als bald eine neue Ausgabe des Prodromus notwendig geworden, für das Unternehmen Mitarbeiter warben; sie haben den Umfang des Unternehmens schon dadurch beträchtlich erweitert. Aber auch des Autors gedachten sie. Zur Zeit des Duryschen Aufenthaltes in Schweden taucht zum ersten Male der Gedanke auf, Comenius nach Schweden zu rufen, er ging damals wohl aus Rücksichten auf seine Gemeinde nicht hin. Daß aber die beiden Namen und ihre Träger, Comenius und Dury, zusammengehörten, zeigt der Beschluß des kurzen Parliaments, mit dem beide nach London berufen wurden; Dury als Werkmeister des Friedens, Comenius der der Wahrheit. Auf dringende Schreiben Hartlibs ist Comenius hingefahren; wie allgemein bekannt, haben kriegerische Unruhen die hohen Pläne vereitelt. Zahlreiche, zum Teil hochgestellte Freunde haben ihn in London halten wollen, aber es war vergeblich. Zum Abschied faßte er für sie die Schrift „Der Weg des Lichtes" ab. Sie nimmt den pädagogischen Gedanken der Jugendzeit auf, dies Leben sei eine Schule der Ewigkeit; dort war es sein Volk, hier die Menschheit, um deren Wohl es sich handle; insofern ist berechtigt die in neuerer Zeit aufkommende Benennung des Autors als: praeceptor mundi. Aus der Not, die die Menschheit betroffen, kann eine Reform herausführen, die eine universelle sein müsse, ein universelles Licht, das das gesamte Wissen sammelte, ordnete und allen zugänglich bereitete. Solches Licht ist in der Vergangenheit durch sechs Stufen vorgedrungen; die fünfte war die Buchdruckerkunst, die sechste die Schiffahrt. „Was noch übrig bleibt, ist das Geschenk der Panharmonie, das alles Nötige allen in universeller Weise böte." Viererlei ist dazu nötig: universelle Bücher, universelle Schulen, universelles Kollegium und eine universelle Sprache. Durch solche Bücher geleitet, werden die Menschen die göttlichen Geheimnisse nicht nur glauben, sondern auch verstehen. Durch die Schulen wird das Licht überallhin ausgebreitet. Durch das Kollegium wird das Licht fortdauernd erhalten und die Finsternis entfernt. Durch die Einheit der Sprachen entsteht ein tiefes Einvernehmen unter den Völkern. Alle werden sein wie ein Stamm, ein Volk, ein Haus und eine Schule Gottes: so wird erreicht die letzte Stufe, die Seligkeit im Schauen Gottes. Ein Licht fällt hiervon auch auf die Gesinnung und Stimmungen des genannten Parliaments. — Diese Schrift vom Wege des Lichtes, nur handschriftlich verbreitet, fand doch ihren Weg zu Oxenstierna, der Comenius zur Besprechung über die geplante schwedische Schulreform nach Stockholm geladen hatte,

allein Oxenstierna war anderer Meinung. Er äußerte Zweifel darüber, ob so ein universelles Licht in den letzten Tagen der Welt, die er auch anzunehmen schien, wirklich angezündet werden wird, und nahm die Arbeit an der Pansophie in des Comenius' schwedisches Schulreform-Programm nicht auf. — Trotzdem hat Comenius neben anderen obligaten Arbeiten auch die Pansophie im Auge behalten, um so mehr, als die polnischen irenischen Versuche mit dem Colloquium zu Thorn in den pansophisch-eschatologischen Rahmen paßten. Aus jenem Anlaß hat er unter dem Namen Panegersia einen Weckruf zur Teilnahme an seinem Vorhaben in Angriff genommen. — Man gelangt zur Besserung der menschlichen Zustände durch Befolgung der Losungsworte: Einheit, Freiheit, Frieden. Das bereits bekannte Mittel dazu, das universelle Licht, ist äußerlich, innerlich und ewig. Das ewige Licht ist Gottes Wort, als solches würde der Verfasser unter gewissen Voraussetzungen auch den Koran anerkennen. In den Prinzipien des Seins, der Ideen, erkennt Comenius „einen Stempel der Weisheit Gottes, der allen Werken der Natur aufgeprägt ist und allen Werken der Kunst aufgeprägt sein muß".

Wie Comenius in seinen ferneren Arbeiten diesen Rationalismus im Einklang mit der Theosophie zu verwerten trachtet, ist minder beachtenswert als die praktischen Forderungen der Pansophie. Ein Teil davon sollte das universelle Unterrichtswesen darlegen, die Pampaedia, sie ist nicht auf uns gekommen, dürfte aber an der Didaktik nicht wesentlich geändert haben. Besonders zu bedauern ist der Verlust der Panglottia, über die Einheit der Sprachen. Dafür haben wir wenigstens eine Skizze der Panorthosia, enthaltend die Einrichtungen für die Besserung der Religion und Politik. Über das durch die reformatorische Arbeit bereits Erreichte soll wachen je ein Kollegium des Lichts, ein Konsistorium der Heiligkeit und ein Gericht des Friedens — für einzelne Familien, Schulen, Staaten; das Wohl der ganzen Menschheit hätte ein allgemeines Konzil ständig vor den Augen zu halten, so könnte sie als wahres Christentum vor ihren Herrn treten.

III.

Innere Restitution.

Infolge persönlichen Verkehrs mit zahlreichen nach Holland flüchtigen Separatisten ist Comenius in seinen letzten Jahren das Licht des Intellekts doch unzureichend und die Gefahr, neben den Arbeiten für andere sich selbst zu vernachlässigen, drohend erschienen. Ein anderes sei über alles notwendig — es ist die Wiedergeburt.

Eine Gelegenheitsschrift, seine letzte erbauliche Arbeit, knüpft in ihrem Titel an das bekannte Haus in Bethanien und Jesu Mahnung an Martha: „Eins ist not" an. Alles Unheil im Menschenleben kommt daher, daß man zwischen Nötigem und Unnötigem nicht unterscheidet, man habe die Regel Christi vor Augen zu halten und, das Unnötige meidend, sein Leben einfach zu gestalten; dies erhellt bei Betrach-

tung des gemeinschaftlichen Lebens, und zwar der Philosophie, Politik und Religion. Der Verfasser wirft einen Blick auch auf sein eigenes Leben, mit freimütiger Beurteilung seiner Arbeiten und Erfolge, wie sie ja seit Augustins Retractationen in der christlichen Literatur nichts Neues war. Den Kernpunkt dieser Betrachtung scheinen die Worte zu enthalten, wo er erklärt, jetzt erst gelange er zum Ziel alles seines Verlangens: „indem ich erkenne, wie all mein Tun bishero entweder ein bloßes hin- und wiederlaufen der Martha (doch um des Herrn und seiner Jünger willen aus Liebe) oder Abwechselungen des Laufens und der Ruhe gewesen sei; ich aber nunmehro durch festen Vorsatz zu den Füßen Christi mit Maria geführet werde, daß ich fröhlich mit David ausrufe: Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte (Ps. 73. 28)." Ein Resultat, ähnlich dem der Augustinschen Confessiones: Unsere Seele ist unruhig usw. Hat er damit die Arbeiten an den beiden ersten Restitutionen preisgegeben? Fast schiene es so — es war nur ein Kampf wie bei Augustin.

Etwas früher hatte er an seinen Freund Serarius über Descartes Philosophie, als der Frömmigkeit schädlich, geschrieben; jetzt sendet er die endlich dem Druck übergebene, uns bereits bekannte Schrift „Licht des Weges" an die Königl. Gesellschaft in London, die an der Stätte entstand, wo sein Lichtkolleg hätte erstehen sollen, mit der Mahnung, sie möge nicht bei der Physik bleiben, sondern durch Metaphysik hindurch nach Hyperphysik trachten. Also das eine Notwendige genügte doch nicht, die emsige Arbeit wurde fortgesetzt. — In der asketisch-mystischen Atmosphäre plante er noch die Vereinigung all seiner Schriften für die große Restitution unter dem Titel „Aurora", wohl im Anklang an die gleichbetitelte Schrift Jac. Böhmes, als wollte er das Licht, das ihm offenkundig schwand, für ihn selbst an Bedeutung einbüßte, anderen als die einzig notwendige Erbschaft übermitteln.

Nicht ein neues Werk war damit gemeint, nur eine neue Gruppierung des Materials, das sich nunmehr seit einem halben Jahrhundert angehäuft hatte. Der erste Teil dieser Morgenröte, der die geheime Quelle seiner unerschöpflichen Kraft und Mühen enthüllt, war bereits besonders erschienen und trägt den Titel „Licht in Finsternis". Es ist die Sammlung jener Offenbarungen, an die er sich in der wachsenden Verderbnis der ihm teuren Güter klammerte, um an Gott nicht verzweifeln zu müssen.

An der Spitze der Sammlung stehen die Kotterschen Prophezeiungen, die einst die von mir eingangs geschilderte innere Wandlung seines Geistes bewirkten, mit dem Winterkönig als dem erhofften Retter; den bedeutendsten Teil bildeten die Visionen Drábiks, die schließlich bei Ludwig XIV. als Messias der Welt anlangten, der, die kleine Restitution mit der großen vereinend, ein Weltkonzil einberufen sollte. Während es bei den früheren Prophezeiungen ziemlich glatt abgelaufen war, haben die Drábikschen von Anfang an auf viele Widersprüche gestoßen, und zwar auch von seiten solcher, die neue Weissagungen zuließen. Sowohl die Weissagungen selbst, die

fehlschlugen, als auch der Wandel des Propheten ließen viele Angriffspunkte offen. Besonders heftig waren die teilweise berechtigten Vorwürfe, als man ihn für Ereignisse verantwortlich machte, die großen gemeinschaftlichen Schaden bedeuteten. Comenius wehrte sich, sowohl betreffs der Ereignisse selbst, aber auch prinzipiell und namentlich in betreff seiner Motive, die gewiß nichts anderes als die Ehre Gottes bezweckten. Gegen Maresius, Professor in Gröningen, erklärte er gar, wahres Christentum sei chiliastisch, wohl Anspielung an die klugen Jungfrauen der Parabel.

Im „Unum necess." nennt er seine Verbindungen mit den Apokalyptikern ein Labyrinth, er bespricht die Argumente pro und contra: Warum sollte man Gott nicht auch des ferneren gewähren lassen: seinen Dienern alles, was er tun will, zu offenbaren (Amos 3, 7), und erklärt, er werde verstummen, seinen Mund nicht öffnen, so oft er sehe, daß Gott etwas tut oder spricht, was er nicht verstehe. Trotz dieses Bekenntnisses harrte er in seiner Freundschaft mit Drábik bis zum Ende seines Lebens aus.

Ein Jahr nach des Comenius' Tode wurde Drábik in Preßburg, nachdem er gar zur Konversion überlistet worden, schimpflich hingerichtet. Vielleicht hätte die Nachricht hierüber schließlich doch ernüchternd gewirkt, auch auf den Herausgeber der Lux in u. e tenebris. Jedenfalls hat diese Publikation viele und dichte Finsternis auf seinen Ruf gewälzt, nicht ohne Grund.

Sollten wir vom Erfolge sprechen, so genügt es gewiß nicht, die Absurdität dieses Verzweiflungs-Trostes zu belächeln. Denn die so törichte Botschaft von der Bündnisfähigkeit, dann aber auch der Bekehrung der Türken fand doch ihre Apostel, die sie nicht nur nach Paris und London, sondern auch nach Konstantinopel und Moskau unter Lebensgefahr trugen. Will man einem Pierre Bayle Glauben schenken, so wäre im Jahre 1683, als Kara Mustafa Wien belagerte, der Prophet Drabicius in Paris bekannter gewesen als der türkische Feldherr selbst. Durch die Rákóczy-Kriege gegen die Habsburger hindurch bis zu den Schlesischen Kriegen leuchtete noch hier und da dieses immer mehr verblassende Licht in der Finsternis auf, die noch die Gegenreformation bis ins XVIII. Jahrhundert hinein bedeutete. Aber alle Hoffnungen einer, wenn auch nur teilweisen Restitution zerstoben, und die dürftigen Reste des Evangeliums in Böhmen hatten eine zeitweilige Rettung in Friedrichs des Großen Berlin gefunden. Wie klein dieser Erfolg, so großer Mißerfolg war die Kehrseite: das Emporblühen der Macht der Sieger am Weißen Berge durch das XVII. und XVIII. Jahrhundert.

B. Die Erfolge.

Die zweite Hälfte der großen „Aurora" ist nicht fertig geworden — aber was er im einzelnen bereits geschaffen hatte, genügte, daß es auch für die folgende Zeit helfe, Licht auszubreiten. Ich bin besonders und ausdrücklich aufgefordert worden, auch über dies Fortleben des Verstorbenen zu berichten.

1. Die die Schulbücher benutzten, fragten gar nicht und wußten vielfach gar nicht, wo ihre beste Quelle lag, und sie wurden weiter bis ins XVIII. Jahrhundert neu herausgegeben und benutzt. Umgekehrt war's mit dem Geständnis, dem Buch vom Einzigen Notwendigen. Es hat, wie in neuester Zeit Hugo Lehmann nachweist, mit den Anstoß gegeben zu einer die christliche Welt so tief befruchtenden Bewegung des Pietismus. Das kam so. Spizel und Leibniz haben im Auftrage des Kurmainzischen Kanzlers Boyneburg an einem Gelehrtenstatut und Ideal gearbeitet, das statt der üblichen Geselligkeit und des mechanischen Wissensbetriebes der gelehrten Welt ernstere Dinge zur Beschäftigung empfiehlt. Im entscheidenden Jahre Speners 1669 war gerade diese Schrift des Comenius Gegenstand seines eifrigen Studiums, zweimal hat er sie durchgelesen. Der Autor Spizel sandte die Schrift an Comenius nach Amsterdam mit einem erst von H. Lehmann ans Licht gezogenen Brief, worin unter anderem zu lesen ist: „Ich habe in dem Ideal frommer Zurückgezogenheit völlig das gleiche Ziel vor Augen gehabt, als Du es in Deinem „Einzigen Nothwendigen" der Welt seit kaum zwei Jahren so glücklich dargelegt hast." Er empfiehlt sein Ideal einem gütigen Urteil mit Worten, die er schließt: „Größter Mann in dem Herrn! Einige uns in der Art, in der Du anderen zu dienen pflegst."

Es ist bekannt, daß Spener auch ein Verehrer des J. V. Andreae gewesen, und außer diesem noch andere dem Pietismus vorgearbeitet haben, und daß der Pietismus auch sonst nicht eine zufällige Erscheinung ist; aber Lehmanns Mitteilung ist wertvoll durch den Nachweis eines konkreten Anstoßes für das Offenwerden des seit langem latenten Bestrebens. Gerade das Unum necessarium wurde später von Pietisten öfters, gar mit Anmerkungen, von neuem herausgegeben.

2. Auch die comenianische Pädagogik, Physik, Reformfreudigkeit wird vom Pietismus geschätzt und benutzt, auch die Apokalyptik konnte dem nicht hinderlich sein, da nicht nur viele Extreme, sondern auch Spener selbst der Verbindung mit ihr nicht abhold waren. — Dieser indirekte Zusammenhang der pietistischen Bewegung mit Comenius ist wie ein Vorzeichen der späteren faktischen Verschmelzung der zu Hause gebliebenen Reste der mährischen Unität mit dem Herrnhuter Werke des Grafen Zinzendorf. Dadurch wurden auch die kirchlichen, namentlich die historischen Arbeiten des Comenius von neuem wirksam.

3. Mit dem Pietismus war anfangs verbündet die Aufklärung durch ihre vielen im XVII. Jahrhundert liegenden Wurzeln: Ihr Intellektualismus, die zum Synkretismus neigende Irenik, der Geistesrichtung des Comenius wesensverwandt, fanden einen grundlegenden, einflußreichen Vertreter in Leibniz, der mit Comenius persönlich bekannt, seine Hochachtung zu ihm in einer Nänie aus Anlaß seiner Todesnachricht schwungvoll bekundete. Wie vieles er sonst noch von Comenius oder mit Comenius gemeinsam verhandelt, ist längst dargetan, wird aber neuer, allseitiger und tieferer Untersuchung überlassen. Nicht nur das; im Briefwechsel mit des Comenius' Enkelkind, D. E.

Jablonski, bereitete Leibniz sowohl der preußischen Union die Wege als auch der Gründung der Berliner Akademie, all das war im Sinne des Comenius. — Auch in England blieb Comenius, wie zum Teil aus Gesagtem ersichtlich, bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts Gegenstand der Verehrung (Pell, Boyle, Oldenburg, Dalgarno, zahlr. Pädagogen, im XVIII. Jahrhundert sein Enkel D. E. Jablonski), und so ist denn die Frage der Entstehung der humanitären Organisation der Aufklärung, des Freimaurerbundes, vielfach mit des Comenius' Pansophie in Zusammenhang gebracht worden. Möge der äußere Zusammenhang von gründlichen Forschern, wie Begemann, geleugnet werden, die Ablehnung des inneren Zusammenhanges ist, wie zuletzt Lyon erwiesen hat, nicht motiviert; Comenius bleibt ein Heiliger auch dieser Organisation.

4. Auch außerhalb des Pietismus lebte noch die comenianische Pädagogik im XVIII. Jahrhundert nach, Hähn, Layritz treten warm für sie ein, und die Philanthropinisten, wenn auch in Spuren Rousseaus wandelnd, beleben auch in Schulen das Andenken des Verfassers des Orbis Pictus u. a.; eine schwungvolle, vielfach beachtete Würdigung des letzten Bischofs der Unität bot in seinen Briefen zur Förderung der Humanität G. Herder. Es war ein nötiges Gegengewicht gegen die geringschätzige, fast höhnische Art, mit der der Skeptiker Bayle, dann Adelung — in seiner Geschichte der menschlichen Narrheit — und andere, die die Apokalyptik nicht verstanden und nicht verziehen, über Comenius sprachen.

5. In seine eigene Heimat in Böhmen öffnete ihm erst das Erwachen des nationalen Bewußtseins seit dem XIX. Jahrhundert die Wege. Als Sprachkenner, Literat, berühmter Schulmann wurden sein Leben und seine Schriften im XIX. Jahrhundert immer gründlicher bekannt und zur Neubelebung der bedeutenden geistigen Vergangenheit verwendet, mit wachsendem Erfolg, als es bekannt wurde, daß die Didaktik, das Informatorium, ursprünglich in der čechischen Sprache abgefaßt und die Janua ihr angepaßt wurde. Dann erlebte auch die, übrigens um Mitte des XVIII. Jahrhunderts in der Berliner čechischen Kolonie reich verwendete kirchliche Literatur eine Auferstehung, wie sehr auch der Anhängerkreis zusammenschrumpfte.

6. Das Aufkommen der Geschichte der Erziehung und der Pädagogik im XIX. Jahrhundert hat ihm überall zu immer wachsender Berühmtheit verholfen, und das zweihundertjährige Jubiläum seines Todes wurde von der Lehrerwelt einmütig ohne nationalen Unterschied gefeiert, die Leipziger Lehrerschaft nannte nach ihm ihre pädagogische Bibliothek eine Comenius-Stiftung. Es folgten Übersetzungen der großen Didaktik fast in alle Sprachen, mit mehr oder weniger gründlichen Einleitungen, tiefgehenden Anmerkungen in deutscher Sprache von mehreren Autoren in zahlreichen Auflagen. Man sieht aus diesen Bearbeitungen, ich nenne besonders den Engländer Keating und den Italiener Catalano, den Reichtum des Inhalts. — Eine allseitigere Erkenntnis seines Lebenswerkes fand ihre Hindernisse an der Seltenheit seiner Werke und der Verborgenheit seines

sehr zerstreuten und vielfach anonymen Nachlasses. Das wurde anders am Ende des XIX. Jahrhunderts.

7. Die dritte Jahrhundertwende von Comenius' Geburt hat der deutsche Historiker Dr. L. Keller zum internationalen Ereignis gestaltet durch Gründung einer Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung, als eines Sammelpunkts historischer Forschung und sozialpädagogischer Tätigkeit. Es sammelten sich um ihn, die an Comenius etwas hatten, es war ihrer eine recht ansehnliche Zahl. Nicht alle hielten beim Begründer aus, denn es zeigte sich bald, daß der Leiter der Gesellschaft des Comenius' angeblichen, jedenfalls nur teilweisen Widerspruch zum offiziellen Kirchtum, dann aber dessen ebenfalls nur angeblichen Zusammenhang mit dem Freimaurertum als maßgebend für die Gesellschaft betrachtete, also jedenfalls nur einen Teil seiner Persönlichkeit und Tätigkeit, der, herausgerissen aus dem Ganzen, dem gefeierten Manne nicht gerecht wurde. Immerhin gelangten in der Gesellschaft die großen Gedanken des Lichtweges und der allgemeinen Erweckung zu vielfach anerkannter Verwendung, und man erkannte und feierte in ihm gerade in Berlin einen der größten soziologischen Reformatoren, „einen der wahrhaft großen Erzieher des Menschengeschlechts". Wenn ich, so sagt Ferd. Jacob Schmidt, neben ihm und Pestalozzi noch einen dritten von gleich hoher Bedeutung angeben sollte, so würde ich doch in einige Verlegenheit geraten. Er meint, er könnte da nur noch den größeren Apostel Paulus nennen. Mehr als 30 Bände der Schriften der Gesellschaft sprechen an und für sich. — Die Kaiser-Franz-Josef-Akademie in Prag, die Ges. f. d. E. u. SchG. folgten mit umfangreichen Quellenpublikationen, schließlich erhob sich die mährische Lehrerschaft zur Herausgabe der Opera Omnia.

8. Mit großer Verspätung kam durch den letzten Krieg auch das unmittelbare Ziel der kleinen Restitution, jener wie Hoffnung lautende Teil des Testaments der Unität zur Verwirklichung, daß das čechische Volk die Gewalt über seine Angelegenheiten wiedererhalten möge. Der durch seine auswärtige Propaganda an diesem Ereignis einen Löwenanteil hat, der jetzige Präsident der čecho-slovakischen Republik, sagt in seinem jüngst erschienenen Buch über die Weltrevolution, des Comenius' Testament habe ihn bei seinen Schritten erleuchtet, in seinen Mühen gestärkt. Aber schon früher erblickte man in der Entstehung des neuen Staates eine Erfüllung der comenianischen Arbeitsziele. Eine nähere Beleuchtung der Sachlage, die leicht in das Gebiet der Tagespolitik führen könnte, will ich hier unterlassen.

9. Es war fast natürlich dann, daß die in Comenius ausgestorbene Unität der böhmischen Brüder neu auflebte: zu ihr vereinten sich die čechischen Mitglieder der bis dahin evangelischen und reformierten Kirche Böhmens. Des Comenius' Gedanke rückt jedoch in die gehörige historische, aber auch sachliche Beleuchtung e r s t ein durch die historische Auffassung des Verhältnisses zur politischen Freiheit

und Bildung. Weil das čechische Volk zurückgeblieben war, so lehrte sein verbannter Sohn, konnten Fremde, genannt werden auch Spanier, Herrschaft darüber erlangen. — Als zweites ist zu beachten die enge Verbindung des Nationalen mit dem Religiösen, so daß es fast zweifelhaft erscheinen könnte, welches sei das Wesentliche. Es ist außer Zweifel: die scharf-oppositionelle nationale Stellung der husitischen Bewegung ist im Laufe des XVI. Jahrhunderts wohl unter dem Eindruck der deutschen Reformation erblaßt, war doch Friedrich v. d. Pfalz der König der husitischen Erben. Aber die Zusammenhänge mit dem XV. Jahrhundert bleiben im Vordergrund: die jetzigen Kämpfe, meint Comenius in einer seiner Trostschriften, sind nur Fortsetzung jener, die vor 200 Jahren begonnen, Gott stützte nur allzuoft die čechischen Kämpfer; daß er sie, darunter auch die Unität, jetzt so hart straft, beweist ihre höhere Bestimmung.

Es ist eine stattliche Reihe großer Erfolge, die dem Wirken des heimat- und machtlosen Exulanten entsprangen, ohne daß er die Saat hätte sprießen sehen. Als wären die allmählich durchdringenden Ideen den übernatürlichen Visionen eines durch Verzückung hervorgerufenen Traumes entnommen. — Das Leben wird ja nicht ohne tieferen Sinn ein Traum genannt; welcher Verzauberung Comenius verfallen war, habe ich eingangs dargelegt. Hatte er recht getan, dem vermeintlichen Zeugnis des Heiligen Geistes, trotz des Hohnes der Welt zu folgen? Gottes Wege und Gedanken sind nicht wie unsere Gedanken. Leibniz, der Comenius in seinem Trauergedicht auf die Zukunft vertröstet, sagt über sein Streben: was die Götter versprachen, das halten sie auch. Danach wäre es also ein heiliger Traum gewesen. Wir verfolgen die Frage weiter nicht; knüpfen aber in den Schlußworten noch weiter an Leibniz und sein Trauergedicht an.

Schon Leibniz wußte von Materialien, die Comenius in seinen letzten Tagen in seiner Pansophie in čechischer Sprache anlegte und sammelte. Unter diesen finden wir eine besondere Erwähnung eines Collegium Lucis, wie es Comenius Anfang der vierziger Jahre in London geplant hatte. In der Mitte Europas, heißt es in der Notiz, dessen Herz Deutschland, dessen Zentrum Böhmen, in Prag soll es neu aufgerichtet werden, auf daß von dort das Licht der Wahrheit, die Aufklärung, alle Differenzen der Sprachen und Nationen, der Staaten und Konfessionen in eine brüderliche Einheit auflöse. In der Panegersie hatte er gesagt: „Wir sind alle Bürger einer Welt, ja alle ein Blut. Einen Menschen hassen, weil er anderswo geboren ist, weil er eine andere Sprache spricht, weil er anders über die Dinge denkt, weil er mehr oder weniger als du versteht, welche Gedankenlosigkeit!" Zu seinen letzten Worten gehören die vermächtnisartigen: „Die kleine Unität hört auf," gemeint ist unter ihr seine Glaubensgemeinschaft, „es beginnt die große."

Diesen Gedanken hat sein bereits erwähnter Elegist in seiner Nänie, ohne den darin enthaltenen Provenzialismus sich angeeignet. Wenn wir unsere Taten vereinen, so setzt der junge Dichter fort, dürfen wir gemeinsam glücklich werden:

Was du gesät hast, birgt treulich der Acker im Schoß.
Späteren winket der Ernte Geschenk, schon wogen die Halme;
Was sie versprachen, lösen die Himmlischen ein.
Langsam erschließt die Natur sich; das Glück der Gemeinschaft
zu finden
Wird uns gewährt, doch nur, wenn wir vereint uns bemühn.

(Übersetzung von L. Keller.)

Dieser Traum vom Collegium Lucis — wenn man vom Orte absieht — ist fast wie eine Weissagung auf die internationalen Hochschulkurse, besonders auch mit Hinsicht auf ihr Ziel: Annäherung der Nationen. Ob er auch ein Programm zu ihrer Erweiterung und Ausgestaltung werden könnte — das zu erörtern kann nicht meine Aufgabe sein.

MISCELLEN

ZYGMUNT KRASINSKI

Von

Dr. Otto Forst-Battaglia.

Ehe noch des Knaben Krasiński empfängliche Seele zum Bewußtsein heranreifte, lastete auf ihr das Erbe, das Vermächtnis einer langen Ahnenreihe. Die Familie des Dichters zählte zu den vornehmsten und reichsten Geschlechtern seines Vaterlandes. In ihr wurden die hohen Ehrenstellen als schuldiger Tribut an den überkommenen hohen Rang empfunden. Vier Jahrhunderte saßen die Krasiński auf Bischofstühlen und als weltliche Senatoren. Der Urgroßvater Zygmunts lieh der letzten großen nationalen Erhebung wider den russischen Zwingherren, jener heroisch-tollen Konföderation von Bar, den Glanz erlauchten Namens, und dieses Marschalls Bruder, Bischof Adam Krasiński von Kamieniec, war der diplomatische Drahtzieher des regellosen, zum Scheitern verdammten Aufstandes. Des Poeten Vater, mütterlicherseits ein Enkel des berühmten Staatsmannes und Soziologen Czacki, brauchte nicht weit zu suchen, woher ihm die glänzenden Gaben des Mutes und des Verstandes kamen. Wincenty Krasiński — dies sein Name — wußte sich in der Armee Napoleons durch seine tollkühne Bravour hervorzutun und durch militärische Ruhmestaten noch einmal zu erobern, was ihm sonst kraft seiner Abkunft mühelos zuteil geworden wäre. Er diente dem Kaiser als Reiteroffizier, hernach als General, bis zum bitteren Ende. Dann kehrte er nach Polen zurück, um auf den wohlerworbenen Lorbeeren in den Schlössern seiner Ahnen auszuruhen, keineswegs, um des adeligen Nichtstuns zu pflegen. Krasiński war voll regen Interesses für die geistigen Strömungen seiner Epoche. In seinem Warschauer Salon gaben sich die Künstler, die Dichter, die Politiker, die Männer der Wissenschaft und die Blüte der Aristokratie Stelldichein. Dort wurden die ersten Scharmützel zwischen den Anhängern des in Polen noch regierenden Klassizismus und der aufsteigenden Romantik ausgetragen. Indes trotz aller Weite des literarischen Horizontes, trotz aller Glut des Temperamentes, gehörte der General politisch und sozial entschieden ins konservative Lager. Er wußte, was er seinem Hause schuldete, und befand sich, hierin ein echter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, sehr wohl dabei, für sich die Freiheit zu fordern, doch der bestehenden Ordnung im Staate die Treue zu wahren. So große Standhaftigkeit war auf erotischem Gebiet nicht seine Sache. Das erfuhr schmerzlich seine Gattin, eine zarte, holde, stille Frau, die neben dem glänzenden Helden in den Hintergrund trat, ob sie auch aus dem fast königliches Ansehen genießenden Geschlechte der Fürsten Radziwill stammte. Jung ist die Gräfin Krasińska gestorben. Der General beklagte sie, aufrichtig und zu spät.

Dem Sohne, Zygmunt, blieb sie nur ein undeutlicher Schemen, ein wehmütiger Traum von Mutterliebe. Des Knaben Jugend war auch nach ihrem Tode von behutsamer Fürsorge umhegt. Gleichsam zur Sühne für die der

Dahingeschiedenen zugefügte Unbill häuften sich auf das Kind die Beweise inniger Zuneigung. In Pracht und Überfluß wuchs es heran. Nach den verdämmerten Jahren des frühesten Aufenthaltes im Ausland — der Dichter hat in Paris im Jahre 1812 das Licht der Welt erblickt und erst geraume Zeit nachher mit seiner Mutter die Reise nach Polen angetreten — verbrachte er glückliche Tage in Warschau und Podolien. Vortreffliche Lehrer, darunter Józef Korzeniowski, später ein ausgezeichneter Romancier, bildeten den frühreifen Geist. Das Wunderkind nahm an den geselligen Zusammenkünften der Großen teil, verblüffte durch seine Antworten und gewann im Verkehr mit der literarischen Zunft bald literarische Neigungen. Wir wissen, daß er als Dreizehnjähriger ganz artige Reime schrieb und im sechzehnten Lebensjahre seinen ersten, historischen, Roman vollendete. Walter Scott ist der Patron dieser jugendlichen Versuche mit noch untauglichen Mitteln, der allerdings nicht ungestraften Versuche, die romantische Prosa-Erzählung nach Polen zu importieren. Lord Byron betritt alsbald Krasińskis Gesichtskreis. Es hat den Anschein, als sollte der Sohn des Generals im Schatten der beiden Briten zum geschmackvollen Nachahmer fremder Muster, zum Mittler fremden Geistesgutes werden: Revolutionär in den von der Bequemlichkeit und der Geburt gezogenen Schranken, Dichter im gesellschaftlich erlaubten Ausmaß.

Da erhebt sich zum ersten Male ein Sturm, dessen Gewalt die andere, verborgene Natur in dem Magnatensprossen entfesselt. Polens kommende Generation brannte danach, die gar nicht so drückende russische Oberherrschaft abzuschütteln. Im „Königreich", das formell seit dem Wiener Kongreß mit dem Carenreich durch Realunion verbunden war, mit Rußland den Monarchen, ein paar Institutionen teilte, sonst aber seinen eigenen Reichstag, seine Armee, seine nationale Selbständigkeit besaß, gewannen die Elemente an Einfluß, denen auch dieses bescheidene Maß russischer Ingerenz als überflüssig und demütigend erschien. Eine Reihe von Verschwörungen wurde angezettelt, die mit den russischen Neuerern, den Dekabristen, der aristokratischen Opposition in Zusammenhang standen. Dem Caren Nikolaus, einem finsteren Despoten, war die Autonomie der von Alexander I. herzlich geliebten Polen ein Dorn im Auge. Als sich das polnische Reichstagsgericht weigerte, ein paar ihm zur Bestrafung überwiesene „Rebellen" zu verurteilen, schickte er sich zum Kampf gegen die unbotmäßigen Aufrührer an. Es fehlte nur der Anlaß zum blutigen Konflikt. In der damals herrschenden, mit Pulver geladenen Atmosphäre, brachte General Krasiński die ganze Nation gegen sich auf, deren Liebling er vordem gewesen war. Er allein hatte für die Bestrafung der „Hochverräter" gestimmt. Wider seinen Sohn, den siebzehnjährigen Studenten der Warschauer Universität, kehrte sich, um den Vater zu treffen, die Rache der noch aus anderen Gründen erbitterten Jugend. Man riß ihm die Studentenabzeichen herunter und jagte ihn schmählich aus den Hörsälen.

Dieses Erlebnis wurde von schicksalshafter Folge. Krasiński, in dessen Seele sich polnischer Patriotismus und Fügsamkeit an den verehrten Vater, Solidarität mit der um den Thron, sei es auch um den des Caren, gescharten Aristokratie stritten, durchlitt, nach dem kaum bewußten Schmerz um die als Kind verlorene Mutter, den ersten tiefen Kummer. Es kündete sich ihm die Tragik an, unter der er fortan leiden mußte. Äußerlich aber bewirkte der Zwischenfall, daß er für eine Weile den Kontakt mit der Heimat einbüßte. Um den Skandal zu begraben, schickte der General den Jüngling nach dem Ausland, in die Schweiz. Hier, in Genf, schaute Zygmunt nun Europa unmittelbar ins Antliß. Wovon nur dunkle Botschaft nach Warschau gedrungen war, die machtvoll erblühte Romantik der Chateaubriand und Lamartine, Vigny und Hugo trat ihm sogar leibhaftig in der Person des greisen Autors von „René", entgegen. Er schloß Freundschaft mit dem Engländer Henry Reeve, dessen Gestalt einem Poem der Präraffaeliten entstiegen scheint (während in ihm allerdings nie der britische common sens und die nüchterne Ehrenhaftigkeit des Gentleman erstarben). Zwischen Exzessen in Baccho et Venere meldete sich die erste, als große betrach-

tete, Liebe zu einer Landsmännin Reeves. Verschwunden sind, so könnten wir meinen, die unsichtbaren Fesseln, mit denen Krasiński an seine Kaste und an seine Tradition gebunden war. Der ferne Vater bittet, droht, fleht und verzweifelt. In welche Hände ist sein folgsamer, hoffnungsvoller Sohn geraten! Briefe und lyrische Fragmente zeigen uns einen polnischen Werther, René, Lara. Da, auf einer vergilbten Seite, der Satz, welcher alles wieder aufhebt. Dieser Werther gibt seiner Lotte auf Erden den Laufpaß, weil sie zur Ehe mit dem erlauchten Grafen zu niedriger Abkunft ist; er tröstet sie und sich mit der Gemeinschaft in einem besseren Jenseits.

Wir werden uns, nach dieser Probe nüchternsten Erwägens, nicht wundern, daß Krasiński der Weisung seines Vaters, Genf mit Italien zu vertauschen, ohne viel Widerspruch nachkam. In Paris war die Juli-Revolution ausgebrochen, und Papa-General wünschte den Sohn fort aus der gefährlichen Nähe des Aufruhrs. In Rom, dem neuen Aufenthaltsort, durfte der gräfliche Poet die Lehren des schon längst berühmten Oberhauptes der polnischen Romantik vernehmen, Adam Mickiewiczs, der zuerst in Genf mit Krasiński bekannt geworden war. Das Barometer deutete, nicht ohne den Einfluß Mickiewiczs, auf Windstille. Die klassische Luft der ewigen Stadt schläferte die revolutionären Energien des Magnatensohnes langsam ein und erfüllte ihn mit den Idealen antiker Ruhe und Harmonie. Da störte wiederum ein unerwarteter Ausbruch der Volksleidenschaft den kaum errungenen Frieden. Diesmal war es zu Warschau, daß der Umsturz sein Haupt erhob. Eine neuerliche, zunächst vom Erfolg gekrönte Konspiration, vertrieb den russischen Statthalter, Großfürsten Konstantin, und zeitigte den in seinem Ausgang klaren russisch-polnischen Krieg von 1830/1831. General Krasiński gehörte auch jetzt zu den wenigen, die bei Rußland aushielten. Er tat damit sicherlich, was ihm die Pflicht gebot, wie er sie auffaßte; er hielt es mit den Russen, weil die Warschauer Revolution den eingefleischten Konservativen weniger national als sozial dünkte. Mit knapper Not entkam er dem Lynchgericht der Volkswut. Das berichtete er an Zygmunt in pathetischen Briefen. Sollte der Sohn im Vater den Verräter oder den klugen Beurteiler verdammenswürdiger Exzesse sehen? Zum zweiten Male lieferten die beiden Naturen einander die heftigste Schlacht: der Dichter berauschte sich an dem in Europa so oft vernommenen Worte der Freiheit und verlangte nach Waffen, um den Verteidigern des Polentums zu Hilfe zu eilen. Der Mensch, der glücklich besitzende Feudalherr Krasiński erinnerte sich an die Schmach, durch die er seinem Vater gegen die Rebellen verbunden war, an die Aussichtslosigkeit der Erhebung gegen die übermächtige Russenherrschaft, und — warum soll denn darüber schamhaft ein Schleier gebreitet sein — daß es in Rom sicherer und angenehmer sei als im polnischen Heere. Der Poet schrieb die von den Umständen gebotenen Briefe an den schier verzweifelten Vater und an den sehr kaltes Blut bewahrenden Freund Reeve. Der Mensch widerstand der Versuchung zum Heldentod. Der Dichter nannte sich in effektvoller Drapierung „Adam, den Rasenden", verkündete feierlich, daß sich der Wahnsinn seiner nach allen Regeln der Byroner Kunst bemächtige. Der Mensch besaß so viel Vernunft, daß er dem englischen Freund, der ihm der Reihe nach die Möglichkeit eröffnete, die Geliebte zu freien und die noch mehr geliebte Heimat befreien zu helfen, in die der Poesie vom Leben gewiesenen Schranken zurückwies.

Der Poet nahm dafür seine Revanche. „Alles für dieses Land: mein Leben und mein Mühen, meine Tage und Nächte, Trauer und Freude. Alles für es: meinen Säbel und meine Laute." So schwor er voller Rührung. Der Säbel blieb ein ungezogener Liebling von Krasińskis poetischen Grazien. Die Laute begann zu tönen. Sie erklang zum ersten der literarischen Werke, von denen die Nachwelt einige Notiz nehmen soll (frühere Erzählungen, auch der über Gebühr gefeierte „Władysław Hermann und sein Hof" verdienen keine Beachtung). In „Agaj-Han" ist der Haß wider Moskau, um den schönen modischen Ausdruck zu gebrauchen, abreagiert. Wir lesen da die Geschichte Marja Mniszechs, der Wojwodentochter und Carin: nach ihrem ersten Fall, als sie in der Gewalt des Kosaken Zarucki sich befindet und, liebreizend,

entwaffnend, bewaffnend, durchs Unglück doppelt begehrenswert gemacht, die Sinne des Tataren Agaj-Han aufstachelt, der ihr Page ist. Das war zugleich poetische Verkleidung einer glühenden Episode von Krasińskis erotischen Lehrjahren, da er, gleichsam als Page, vergeblich um die Gunst seiner Tante Załuska buhlte. Dem literarischen Zeitgeschmack entsprach der orientalische Kolorit (Mickiewicz mit den „Krymschen Sonetten", Zaleski, Goszczyński, Słowacki, sämtliche Koryphäen der polnischen Romantik haben dieser Mode, nach dem Vorbild Byrons, Chateaubriands, Victor Hugos gehuldigt). In Agaj-Han zeigte sich dem polnischen Schrifttum zum ersten Male die Gestalt des unseligen, liebestollen Tataren, die mit der des „Asja" im „Herrn Wołodyjowski" Sienkiewiczs in die Weltliteratur übergehen sollte. Mehr als dokumentarischen Wert für die Entwicklung Krasińskis können wir dieser „poetischen Erzählung" nicht beimessen, so viel Scharfsinn man auch seither an ihre „Rettung" verwandte. Eine ungeheure Distanz trennt sie von dem nächsten Werk des plötzlich zur Meisterschaft Gereiften, von der „Ungöttlichen Komödie".

Das dritte Zusammentreffen, das dritte Treffen zwischen Poesie und Wirklichkeit stand bevor. Von Vorwürfen gequält, die gewiß ehrlich waren, doch so leicht gegenstandslos geworden wären, trat Krasiński, dem Ruf des Vaters folgend, im Jahre 1832 die Rückreise nach Polen an. Körperliche Leiden, die sich bereits aufs störendste fühlbar machten, kamen hinzu. Ein ererbtes und wohl auch durch die Jugendexzesse verschlimmertes Augenübel, das mit der Erkrankung seines Nervensystems in Konnex war, zwang den Dichter, wochenlang zu erst unfreiwilliger und allmählich zum Bedürfnis gewordener Einsamkeit. Endlich stand er dem General gegenüber. Das Wiedersehen brachte alle etwa gehegten Vorsätze zum Schweigen. Wer sollte sich dem Zauber des noch immer Unwiderstehlichen, den Argumenten der herzlichsten Elternliebe und den reichen Gaben entziehen? Zygmunt läßt sich überreden, den Vater auf einer Reise nach Petersburg zu begleiten. Indes die Hofluft wirkt auf den bis dahin schmiegsam-weichen Charakter so kräftig ein, wie es die Schweizer Atmosphäre nie vermocht hatte. Hier, im Hause des Henkers, wo es gefährlich war, vom Strick, von den polnischen Fesseln zu sprechen, besann sich Krasiński auf seine Pflicht, nicht nur seinem Geschlechte, sondern auch seinem Volke die Treue zu wahren. Er weigerte sich, was der General gewünscht hatte, in den Dienst des Caren zu treten. Aus diesem Akt nationalen Bekennermutes schöpfte Krasiński die Kraft und die Berechtigung, auch für seine Standesgenossen in die Schranken zu eilen. Weniger um sie zu verteidigen, als um ihre Gegner zu brandmarken. Die Umstände, an sich wenig für den Dichter erfreulich, erneute Krankheit, Zimmerruhe beschleunigten die Vollendung des gewaltigen Werkes, in dem der kaum Einundzwanzigjährige das Kernproblem seiner und noch mehr der kommenden Zeit gestaltete, den Kampf der Klassen. Mit der „Ungöttlichen Komödie" hat er sich den Platz in der Reihe der größten Dichter aller Zeiten und aller Völker errungen.

Man kennt — von wieviel Schöpfungen der polnischen Literatur dürfte man das noch behaupten — auch im Ausland den Inhalt dieses dramatischen Poems, das trotz mancher epischer Breiten und zuförderst kraft der zahlreichen eingestreuten lyrischen Episoden starke Bühnenwirkung übt: Der letzte echte Grand Seigneur, ein Aristokrat der Geburt und des Geistes, ein Führer und ein Künstler, hat in seiner Jugend der Chimäre des Glücks nachgejagt. In der Person seiner liebenden, opferbereiten Gattin ist ihm das wahre Glück genaht. Doch der Dämon in Henryk, dem „Manne" — so hieß anfänglich um seiner typischen Bedeutung halber der Held des Dramas —, der böse Geist litt es nicht, daß Friede und Freude in einer edlen Seele herrschten. „Warum in die Ferne schweifen, sieh', das Gute liegt so nah": Der Poet zieht es vor, dem Phantom des Schönen, dem Gaukelspiel der Illusionen nachzuhasten, die sich ihm in lockender Mädchengestalt verkörpern. Indessen verzweifelt daheim die stille, die duldende Frau. Wahnsinn umdüstert ihre traurigen Tage der Einsamkeit. Der Tod entrückt sie

ihren Leiden. Zu spät ist Henryks, des Heimgekehrten, Reue. Ein Trost und ein Vermächtnis der Dahingeschiedenen ist ihm geblieben, Orcio, der wunderzarte, feinfühlige Sohn: des Vaters mahnendes Gewissen und die traumhaft unter den Menschen wandelnde Poesie. Und Henryk wird, wie er das Verderben der Gattin gewesen war, auch das Verhängnis des geliebten Kindes. Die Poesie hat ihre Macht über ihn verloren; der stachelnde Ehrgeiz nimmt ihre Stelle ein. Auf den Schanzen der Dreifaltigkeit wehren sich die Überreste der einst gebietenden Aristokratie gegen den Ansturm des Pöbels. Henryk wird zum Führer der von ihm zu tiefst verachteten, entarteten Verteidiger der Tradition. Sein Gegenspieler ist Pankracy, das Urbild der rasch auf den Schultern der Menge zur Tyrannis emporsteigenden Demagogen, Lenin und Kleon in einer Person. Henryk und Pankracy gleichen einander in ihrem Egoismus und in ihrem hemmungslosen Herrentum weit mehr als ihrem kläglichen Gefolge. Der Adel, der sich an die Fetzen einstiger Herrlichkeit klammert und um sie zankt; der nach den niedrigsten Genüssen lüsterne Mob, den es an die vollbesetzten Tische der Satten verlangt: Herden, die von bösen Hirten getrieben werden, wohin es diese wollen oder . . . wohin es das Schicksal will. Denn eine höhere Macht waltet noch über den Übermenschen. Mord und Streit bringen Henryk und Pankracy einander, bringen sie jeden dem Ziele nahe. Durch ein Dantesches Pandämonium hindurch folgen wir ihnen auf dem Weg zur Herrschaft. Die Feste des Adels fällt. Henryk stürzt sich in den Abgrund, verdammt hienieden und ewig verdammt. Pankracy aber, den Sieger, blendet im Augenblick des höchsten Triumphes ein lichter Schein. Wie Julian, der die alten Götter schirmte, endet dieser, der dem neuen Götzen, der Revolte huldigte, mit der Erkenntnis und mit dem Ausruf: Galilee vicisti.

In diese Handlung, der nur scheinbar Duplizität vorzuwerfen ist — der erste Teil, Henryks Ichsucht als Zerstörer des individuellen Glückes, bildet die logische Voraussetzung zum zweiten, Henryk und dann Pankracy als die skrupellosen Führer der Massen und als deren Verderber —, sind eine Menge Szenen eingeflochten, die von poetischer Schönheit, von politischer Weisheit, von philosophischer Nachdenklichkeit, von flammender Leidenschaft erfüllt, in ihrer Gesamtheit Krasińskis Meinung von den wesentlichen Fragen seiner Epoche mit suggestiver Kraft uns berichten. Das Drama wird zum hinreißenden, mitreißenden Pamphlet, zur grimmigen Satire, zur pathetischen Anklage. Halb Weltgeschichte ist es und halb Weltgericht, was wir da betrachten. Ein Panorama, das durch dunkle Brillen beschaut wird, doch getreu die Figuren und die Szenerie zeigt. Ereignisse jener Jahre haben den Anstoß gegeben und fast bei jeder Szene des zweiten Teiles der Tragödie den Gang der Handlung diktiert. Vor allem bekommen wir die Erbitterung des jungen Magnatensprossen zu spüren, der die eben niedergeworfene Revolution seiner Landsleute von demokratischen Führern und Verführern, von den Klubs heraufbeschworen und dem Untergang zugedrängt sieht. Über den polnischen Bereich hinaus erweitert sich der Anlaß und die Predigt. Von den englischen sozialen Wirren der Dreißigerjahre, besonders von den Lyoner Seidenweber-Krawallen hat Krasiński nachhaltigen Eindruck empfangen. Auch aus ihnen schloß er auf die furchtbare, mit elementarer Gewalt die kulturellen Werte zerstörende Wirkung des unvermeidlichen Zusammenstoßes der altersschwachen Welt von gestern und der rohen, barbarischen von morgen. Eine Unterredung, die der Zufall dem Grafen bescherte — in der Schweiz schrie ihm eine Kellnerin wild den Haß und die Begierde der enterbten Klassen ins Gesicht, zu lange schon hätten die Vornehmen alle Freuden des Daseins gehabt, nun sei es an den Proletariern, sich dafür schadlos zu halten —, ein an sich recht banales Gespräch, scheint als Leitmotiv durch das ganze Werk mitzuklingen. Es verbindet sich mit der hoffnungslos pessimistischen Auffassung Krasińskis vom wahren Charakter der sozialen Kämpfe. Er erblickt in der Politik nur den Widerstreit der verschiedenen einander rücksichtslos befehdenden Egoismen, der klugen, veredelten der ehrgeizigen Führer, der tierischen, brutalen der stumpfen Massen. Dem stärksten gehört der Sieg (das ist ungefähr die

letzte Weisheit, die in dem zweiten genialen Theaterstück, das die soziale Frage behandelt, in Curels „Repas du Lion" verkündet wird). Doch darin weicht Krasiński von der reinen Lehre des Struggle for life ab, daß er über der irdischen eine höhere Macht weiß, die den Triumph der Gewalt zu hemmen und dem sonst sinnlosen Treiben der entfesselten Instinkte einen Sinn zu verleihen imstande ist. Diese Idee nicht in künstlerisch ganz befriedigender Weise durchgeführt zu haben, ist der empfindlichste und wahrscheinlich der einzige Mangel des grandiosen Dramas, das es wagen durfte, durch den Titel schon den Vergleich mit Dante herauszufordern. Die Schluß-Szene: allzu kurz, wenig motiviert, gleicht zu sehr dem Auftreten des Deus ex machina. Sie deutet nur an, was meines Erachtens Krasiński nicht recht verstand, mit der übrigen Handlung harmonisch zu verschmelzen: das Eingreifen des Göttlichen, vor dem der Sieg zur Schmach, die Weisheit zur Torheit wird.

Müßig erscheint mir der Disput, ob sich der Dichter auf die Seite seiner Standesgenossen oder auf die der Revolution stellte. Kein Zweifel kann obwalten, daß seine Sympathien völlig der Tradition gehörten. Er hat bloß die unwürdigen Vertreter des Überlieferten verhöhnt (denen er mit die Schuld beimaß, daß die Demokraten den polnischen Aufruhr entfesselten und zum Scheitern verdammten). Dem Pöbel aber begegnete er mit Verachtung und Haß. Selbst der beste, der einzige gute Anhänger der demokratischen Sache ist ein ehrenwehrter, törichter Fanatiker. Am fesselndsten ist die Figur des Henryk. In ihm hat sich der Autor porträtiert. Anfangs als Gefangenen der Chimären und Illusionen, dann in der vergebens erhofften Rolle des Führers im politischen Kampf; als Dichter und Streiter, als innerlich „zerrissenen" Egoisten. Der Poet erscheint indes noch ein zweites Mal, in der Maske des Knaben Orcio. Dann haben wir im General Krasiński für eine Weile Henryk wiederzuerkennen. Die Szenen, da der Reuige zur verlassenen Gattin zurückkehrt, dem Sohne die poetischen Sehnsüchte verweist: sie sind aus Motiven des eigenen Jugenderinnerns entlehnt. Orcios Blindheit wäre beinahe das Los des stets an den Augen laborierenden Zygmunt geworden. Die „Ungöttliche Komödie" ist jedenfalls ein durchaus originelles, ganz aus dem eigensten Erlebnis erwachsenes Werk, das vom Ich seines Schöpfers den Ausgang, vom polnischen Geschehen den Anfang nahm und der gesamten Menschheit geschrieben ward. Originell, trotz des vorher und nachher oft wiederholten Themas und der auf die verschiedensten romantischen Muster zurückgehenden Form (Goethe, Byron, Mickiewicz, Shakespeare und Mérimée, Victor Hugo und Puškin haben Krasiński als Anreger gedient, man wird aber bei genauer Forschung noch manche ungeahnte Entdeckung vornehmen). Der ungemein belesene Krasiński schöpfte aus den entlegensten Quellen. So hat m. W. noch niemand erkannt, daß die beiden ratgebenden Engel offenbar auf Bürgers Ballade „Der wilde Jäger" zurückgehen; die Schilderung der hadernden Aristokratie in den Schanzen der Dreifaltigkeit erinnert an Krasiński wohlbekannte Berichte aus den Zeiten der Barer Konföderation, in deren Geschichte übrigens die „Okopy Troicy" eine gewisse Rolle spielten. Es war dieses Drama des vom Dämon zur Hölle gepeitschten Ehrgeizes ein Mahnruf zugleich, die heiligsten Güter zu schirmen vor den Barbaren, die nicht in Asien, sondern in den Vorstädten hausen, und eine Beichte, eine schreckhafte Vision von des Dichters zweiten, schlimmeren Ich. Romantisch in seiner Phantastik, realistisch kraft der Wirklichkeit und Lebensechtheit aller Grundmotive, bedeutet die „Ungöttliche Komödie" den Höhepunkt und die Summe von Krasińskis Schaffen.

Nie mehr ist ihm so Vollkommenes gelungen. Auch nicht im „Irydion", der zugleich mit der „Ungöttlichen Komödie" am Horizont Krasińskis auftauchte. Ihrer polnischen Einkleidung ungeachtet ist die Tragödie Henryks, des im elfenbeinernen Turm sich versperrenden Egoisten, dann des vom Ehrgeiz gepeitschten Lenkers und stets des Verächters der Menge, allgemein menschlich. Die Idee, daß in der Begabung, in der Macht, in der Führerschaft der Fluch und der Keim des Untergangs liege — fast wie im „Rheingold" auf

dem Schatz Alberichs —, ist großartig ersonnen und durchgeführt. Beim „Irydion" dagegen hält das Thema nicht, was die auch hier ungelähmte hohe Schwungkraft des Poeten verheißt. Es birgt sich ein spezifisch nationales Problem zusamt den beklemmenden Lebenserfahrungen des Dichters in scheinbar universeller, dem klassischen Altertum entlehnter Fassung. Die psychologische Genesis des schmerzlichen Werkes ist klar. Gewissenszweifel, Reue ob der zur Zeit des letzten Polenaufstandes bekundeten Schwäche, der Versuch einer Selbstrechtfertigung; Nachklänge des Petersburger Aufenthalts und Mickiewiczs „Wallenrode", in dem der Verrat als die Waffe des Sklaven gepriesen wurde: das zusammen diktierte dem Sohn des Generals Krasiński, da zu Taten die Gelegenheit fehlte, das dramatische Wort. Im Griechen Irydion, der, um die verlorene Freiheit der Hellenen an Rom zu rächen, die Ewige Stadt zerstören will, den Herrscher Heliogabal listig umgarnt, mit allen Mächten der Unterwelt sich verbündet, wenn die oberen Götter versagen; in Irydion, dem die Liebe zur Qual und die Qual zur Wollust wird, den das heilige Ziel zu satanischer Tücke verleitet und der leibhaftige Böse in der Gestalt Massinissas Berater ist, hat sich Krasiński selbst gezeichnet. Diesmal ohne vom besonderen Anlaß zum zeitlosen Typus sich zu erheben. Zu sehr gleicht Irydion dem polnischen Magnatensprossen, der diesem Helden Irydion so wenig glich. Ringsumher glanzvoll geschaute Personifikationen, erschütternd echte Figuren aus des Dichters Wirklichkeit: Massinissa, der zur Vergeltung hetzt, Metella in ihrer morbiden Lieblichkeit das Abbild von Krasińskis unglückseliger Gefährtin Joanna Bobrowa. Dann aber blasse Schemen, historische Personen, wie Heliogabal und Alexander Severus, denen weder die Quellenforschung des sehr belesenen Poeten noch der beträchtliche Aufwand an pathetischen, an Greuel häufenden und menschenwimmelnden Szenen ein glaubwürdiges, zeitechtes Milieu schafft. Erinnerung an Stefan Georges „Elagabal", und schon ist die Römerwelt Krasińskis in nichts versunken. Erinnerung an Sienkiewiczs „Quo vadis", das unleugbar wesentliche Anregungen von Krasiński empfing (Nero-Elagabal; Elsinoe-Akte; die pseudorömische Umhülle des polnischen Kampfes gegen Rußland), und wir müssen den Schüler vor dem Meister loben. Überhaupt ist im „Irydion" nur wenig von der alles bezwingenden Genialität zu spüren, die uns in der „Ungöttlichen Komödie" über die Frage der Originalität hinwegblicken läßt. Die antiquarische Gelehrsamkeit, die auf Schritt und Tritt bemerkbare Anlehnung an sorgsam erlesene Motive („Martyrs", „Faust", „Wallenrode", „Fiesco", Shakespeare, Byron und zahlreiche dii minores) berühren mitunter peinlich. Aber die lyrische Schönheit der nicht in Haupt- und Staatsaktionen gipfelnden Szenen entschädigt uns für alle Einwände. Noch hat der Künstler in Krasiński den Vorrang vor dem Polemiker und vor dem Moralisten.

Das ändert sich in den folgenden Jahren. Seit seiner Petersburger Reise verweilte der rasch berühmt gewordene Dichter der „Ungöttlichen Komödie" und des „Irydion" — die Anonymität hat längst in überflüssige Fiktion sich gewandelt — im Ausland. Italien, Frankreich, zu wiederholten Malen auch der deutsche Westen, Bayern, Baden, die Rheinlande waren die häufig wechselnden Orte seines Aufenthaltes. Eine nie gestillte Begierde nach Erfüllung, nach Ruhe trieb den Gefangenen seiner überreizten, erzitternden Nerven rastlos umher: von Stadt zu Stadt, von einer Quelle der philosophischen Erkenntnis zur anderen, aus den Armen der eben erst glühend umworbenen in die der schon harrenden nächsten Geliebten; von Qual zu Qual, von Genuß zu Genuß, dem Dämon zur Beute. Die dichterische Produktion Krasińskis hat unter dieser Hetzjagd gelitten. Wohl kam von der stets erhitzten Einbildungskraft vielfältige Anregung zu immer neuen Schöpfungen. Indes es fehlte die Muße, die Sammlung, um alle die großartigen Gedanken harmonisch auszudrücken. Mehrfach setzte die Poesie mit vollklingenden Akkorden ein, sie erlahmte hernach und endete in schmerzliches Stöhnen oder sie verhallte in leises Flüstern, wenn nicht gar in ein paar die künstlerischen Gewissensbisse betäubende Schlagermelodien. Die erotischen Zwischenspiele im Drama dieses Künsterlebens waren weit entfernt davon,

befreiend zu wirken. Zwei Frauen sind für Krasiński, und einer von ihnen ist er zum Verhängnis geworden. Die arme, sanfte, duldende Joanna Bobrowa fiel dem stürmischen Begehren des Leidenschaftlichen zum Opfer. Nur wenig Glück, nicht einmal völlige Befriedigung der Sinne ist den beiden Partnern eines tieftraurigen Liebesspieles beschert. Joanna schleppt als Erinnerung den Fluch ihrer Hingebung mit sich in eine lange, düstere, zerbrochene Existenz. Krasiński wendet sich unschwer, ein wenig theatralisch von der allzu demütigen Sklavin seiner Gelüste; dem Vater gehorsam, der mit schroffer Rücksichtslosigkeit seinen Zygmunt aus den Händen der willenlosen Sieglinde reißt. Und gerät sogleich in die Netze der raffinierten Kokette Delfina Potocka. Ist Frau Bobrowa nur insofern ein Hemmnis, daß sie der Muse Nebenbuhlerin war, so drängt, in ungesunder Treibhausatmosphäre, die echt romantische Grande Amoureuse das Genie Krasińskis in verderbliche Bahnen. Der Rausch, zu dem sie die Sinne des leicht entzündlichen Mannes aufstachelte, entfesselte weder die lyrische Urkraft erotischer Dichtung, noch irgendein anderes verborgenes Ventil, daß aus ihm Poesie strömte. Dafür verwandelte Delfina Potocka ihren Ritter in den reimenden Pamphletisten der Reaktion, der Krasiński fortan mit kurzer Unterbrechung geblieben ist. Für seine praktisch bekundete Revolte im täglichen Liebesleben tat der Poet durch um so schärferes Bekenntnis zum Überlieferten in Staat und Kirche Buße. Seiner Religiosität und seinem Konservatismus haftet etwas von der Verlogenheit, von der perversen Mengnis von irdischer und himmlischer Liebe an, die uns Frauen vom Schlag der Mme. de Warens oder der Delfina Potocka so abstoßend, den Zeitgenossen aber so anziehend machte. Was Krasiński zwischen 1834 und 1843, in den Jahren seines Verhältnisses zur Bobrowa und zu Delfina, geschrieben hat, trägt den Stempel des Hastens durch Modebäder und Salons, durch Boudoirs, die sich bald in einen Venustempel, bald in eine Stätte pietistischer Andacht verwandeln. Das Genie des Lyrikers blitzt am sonst häufig umwölkten Himmel mitunter auf. Doch kein einziges der in jener Periode entstandenen Werke ist vollkommen oder auch nur des Autors der „Ungöttlichen Komödie" würdig. Das gilt, meines Erachtens, sogar für die oft überschätzten philosophischen Gesichte, zu denen die Hegelsche Lehre, der aus wachsender körperlicher Gebrechlichkeit, aus Sehnsucht nach ewiger und zeitlicher Befriedigung quellende Mystizismus den zwischen holden und wüsten Träumen durchs Leben Schreitenden beseelten.

Drei Jahre poetischer Gnade und dann nochmals ein lyrisches Credo, das den Gipfelpunkt in Krasińskis Laufbahn bezeichnet, im übrigen ganz vereinzelt aus weitem Flachland aufragt, waren dem früh Erschöpften beschieden. Die drei Jahre fallen mit den trübsten, das dichterische Glaubensbekenntnis mit den wenigen von reiner, lichter Freude erfüllten Augenblicken eines inmitten allen Glanzes jammervollen Daseins zusammen. Einunddreißigjährig, neigt sich der fügsame Sohn vor dem tyrannischen Willen des ach so zärtlichen, von den besten Absichten geleiteten Vaters. Der General Krasiński führt seinem Erben die schönste und reichste Erbin Polens zu, Eliza Branicka. Wie gespornt durch das ihm verhängte Los (das anderen beneidenswert erschienen wäre und an der Seite der engelsguten, liebenden, reizvollen Gattin auch beneidenswert war), gewinnt Zygmunt der unfruchtbaren Gemeinschaft mit Delfina die dritte seiner meisterlichen Schöpfungen ab, den „Przedświt" („Frühdämmerung"). In einer gewaltigen Vision schildert er, wie Polen — und also geschah des Ewigen Willen — erst leidend, dann verherrlicht und wieder erhöht wird: wenn sich die Zeiten erfüllt und die Völker Europens zur Freiheit bekehrt haben. Den Anlaß zu dieser Dichtung hatte ein prächtiges Naturschauspiel am Comer See gebildet. Mit Delfina zusammen erblickte Krasiński dort seltsam geformte Wolken, in denen die beiden romantischen Schwarmgeister die Gestalten teurer Verstorbener erkennen wollten. — Daß in den Wolken Gespenster einherziehen, ist im Osten Polens weitverbreitete Volksmeinung. — Langsam formte sich vor den Augen des für alle visuellen Eindrücke fein empfindlichen Poeten (seine geschwächte Sehschärfe ging mit ungemeinem malerischen Sinn

parallel) das Bild einer Heerschau über die erhabenen Toten der polnischen Geschichte, des jüngsten Gerichtes über die Epoche der nach göttlichem Heilsplan nötigen Unfreiheit. Die prachtvollen, majestätischen und wundersüßen Strophen der „Frühdämmerung" errangen Krasiński auch jenseits der literarischen Zirkel Bewunderung, Popularität und den Platz im Herzen der Nation, gleich neben Mickiewicz, dem Dichter des „Pan Tadeusz".

Sie zeigen ihn uns ferner als Weggenossen Mickiewiczs, des Propheten der „Księgi Pielgrzymstwa Polskiego" („Bücher der polnischen Pilgerschaft") und Słowackis, des geheimnisvollen Künders verborgener Wahrheit im „Zborowski" und im „König-Geist". Frucht der erlittenen Enttäuschungen, Quelle und Ergebnis der Hoffnungen, die hart geprüfte Emigranten noch am Grabe ihrer Staatlichkeit aufpflanzten, hat die Ansicht, Polen sei schuldlos gemartert und vernichtet worden, es büße für die anderen Völker und werde einst glorreich von den Toten auferstehen, damit den Nationen des Erdkreises die Freiheit bringen; hatte der sogenannte „Messianismus" in den Jahren nach 1830 die Mehrheit der Vertriebenen, der Schiffbrüchigen des letzten Aufstandes für sich. Politiker und Geschichtsschreiber suchen diese bequeme, tröstende, erhebende Doktrin zu beweisen. Für die Poeten ist sie ohne weiteres höhere Offenbarung. Mickiewicz, Słowacki waren durch ihr Temperament dem Messianismus zu Aposteln bestimmt. Krasiński mußte zuvor durch die Schule der Liebestorheit bei Delfina gehen, dann das zermürbende Dilemma zwischen Gattin und Freundin erdulden, ehe seinen an sich nüchternen, realen Verstand das süße Narkotikum einlullte. Auch dann noch muckte die kaum gebändigte Vernunft auf, so daß mitunter der an sich unzutreffende Eindruck entsteht, dem Dichter des „Przedświt" sei es mit seiner Predigt von Polens Heilandtum nicht Ernst gewesen oder er habe diesen Glauben als Opium für das unglückliche polnische Volk verbreitet.

Jedenfalls hat Krasiński nie dem abgefeimten Charlatan Towiański sich verschrieben, dessen wahnwitzige, entnervende Phantastereien von Mickiewicz und Słowacki als die Krönung des Messianismus angesehen wurden. Statt, wie diese beiden, die Logik auf dem Altar der reinen Unvernunft zu Ehren des Vaterlandes zu opfern, hat der Dichter der „Ungöttlichen Komödie" bis in sein Prophetentum das Denken nicht verlernt. Enthält der „Przedświt" inmitten der poetischen Einkleidung ein sehr reales geschichtsphilosophisches Lehrgebäude, so finden wir in den „Psalmen der Zukunft", die sich zeitlich an ihn anschließen, ein klar umrissenes Programm, das sich auf zwar einseitig, doch einheitlich gedeuteter Betrachtung von Vergangenheit und Gegenwart aufbaut, und in drei didaktischen Poemen — den schönsten der polnischen Literatur — harmonischen Ausdruck findet. Zwei darunter sind sprachlich und der Idee nach vollkommen, der „Psalm des Glaubens" und der „Psalm der Hoffnung". Im dritten, dem „Psalm der Liebe", paart sich die zweckstrebige Konzision klarer und treffender Formeln mit gereimten Plattheiten. Der Weisheit letzter Schluß: Ohne seine geborenen und erprobten Führer ist Polen verloren, darum „Mit Polens Adel Polens Volk". Der Kampf um das nationale Dasein darf nicht auf Sklavenart heimtückisch ausgefochten werden: „Wer Ketten zu Messern umschmiedet und nicht zu Säbeln, der sei verflucht", und „Werft von Euch die Hajdamakenmesser".

Im furchtbaren Aufruhr der galizischen Bauern (1846) sieht Krasiński nur zu bald seine Befürchtungen, sein warnendes Mahnen gerechtfertigt. Von Blut bis an den Rand gefüllt, klafft zwischen den Herren und den Bauern, deren plumpe Hände sich von den Unterdrückern Polens hatten bewaffnen lassen, ein Abgrund, den nichts überbrückt. Ein Werk des Hasses und des Unglaubens sind jene Schlächtereien gewesen, an denen das Metternichsche System sein Wohlgefallen hatte. Es stürzt, und im Jahre des Völkerfrühlings, 1848, erhebt Krasiński wieder die Stimme. Wie Orgelton und Glockenklang braust der „Psalm des Guten Willens", der mit dem demütig-stolzen Dank an Gott beginnt: „Was Du nur geben konntest, hast, o Herr, Du uns gegeben" und zum Leitmotiv hat: „Gib, daß, o Herr, wir selbst uns durch

heilige Taten... Am Tage des Gerichts zu neuem Leben wecken." Aus der Reinheit des Wollens und der Kampfesmittel, im Geiste des Glaubens und der Liebe möge dereinst und es wird die polnische Hoffnung zur Wahrheit werden.

In diesem Credo, das den Demokraten, den Exaltados und den Kleinmütigen gleich absurd schien, hat der Lyriker uns sein Höchstes geschenkt, der Politiker kluge und edle Grundsäße verkündet, der Mensch von seiner Läuterung Zeugnis abgelegt. Doch es war die poetische Urkunde völliger Umkehr zur christlichen Moral, im Bereich des Individuums und der Gemeinschaften; zugleich der Schwanengesang des Dichters.

Von den leßten zehn Jahren des rasch zum Greis gewordenen siechen Mannes können wir nur berichten, daß er sich wie mit seiner Bresthaftigkeit des Leibes so auch mit den versagenden künstlerischen Fähigkeiten vergeblich abquälte. Poet des christlichen Staatsgedankens war Krasiński damals in den tollen Jugendjahren gewesen, als er, in seinem Handeln noch Rebell gegen jeden Zwang, die „Ungöttliche Komödie" und hernach den „Irydion" schuf. Nun blieb er bloß der Polemiker und Publizist, dessen erlahmende Feder mit immer größerem Mißmut den Zeitgeist befehdete, das soziale Beharren zum Rang eines religiösen Dogmas erhob. Von Delfina hatte sich der Kranke innerlich und äußerlich getrennt. Er suchte und er beschritt den Weg zur treulich seiner harrenden und ihn wartenden Gattin. Im Familienkreis, zur Seite der holden, seraphischen Eliza und inmitten der heranblühenden Kinder genoß er kärglich bemessene Stunden, vielleicht die ersten eines wahren, herzlichen Glückes. Indes die zerrütteten Nerven verwehrten jede dauernde Freude. Verbittert wandte sich Krasiński gegen die Fremden und gegen die einstigen Freunde, Gefährten. Mit Słowacki hatte er über die Philosophie der „Psalmen" einen heftigen poetischen Streit bestanden, in dem der künstlerische Sieg ebenso entschieden auf Seiten des auch schon vom Tode gestreiften Słowacki wie der gesunde politische Menschenverstand auf der Krasińskis war. Zwischen dem und Mickiewicz war besonders seit dem Jahre 1848, als der Autor des „Pan Tadeusz" in Italien Legionen gegen Österreich warb und mit dem „Jungen Italien" paktierte, der Bruch offenbar geworden. Troßdem hat Krasiński die beiden Großen, die vor ihm dahinschieden, aufrichtig beklagt. Seine Menschenscheu und seine Menschenverachtung galten in stets noch steigendem Maße den Unbeträchtlichen, den Pigmäen, denen er so gerne in einer zweiten „Ungöttlichen Komödie" literarisch den Garaus gemacht hätte. Doch alle schriftstellerischen Entwürfe sind nur Fragment und, was mehr oder weniger ist, unzulänglich geblieben. Das „Unvollendete Poem", geplant als Vorspiel zur „Ungöttlichen", von zahlreichen Versuchen der fesselndste, hat einzig durch seinen Charakter als Schlüsseldrama für uns Interesse. Der Dichter, wir wiederholen es, ist mit dem „Psalm des guten Willens" zu Grabe getragen worden. Der Mensch Krasiński ist ihm, kurz nach dem Tod des bis zuleßt gefürchteten, verehrten und geliebten Vaters, am 23. Februar 1859 gefolgt: In der Fremde, zu Paris, wo er geboren war.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Literaturgeschichte. Bewunderung und Tadel galten freilich öfters seiner Gesinnung als seiner Künstlerschaft, so sehr sich auch die politischen Beweggründe hinter ästhetischer Maske bargen. Denen, die von Krasiński durch die Zeit und durch den Ort so weit getrennt sind, daß keinerlei Leidenschaft das Urteil irrt, wird es nicht schwer fallen, ihm und seinem Werk Gerechtigkeit zu zollen. Der Dichter der „Ungöttlichen Komödie" gehört in die tragische Reihe der „Poètes maudits", die, dem Dämon verfallen, ihre Sende als Fluch oder als Hauch des Göttlichen empfanden, Engel oder Teufel waren, gar häufig beides zugleich. Die Dopplung der Persönlichkeit in den nach Ordnung, Ruhe, Tugend verlangenden Magnaten und den rebellischen, unsteten, jenseits der Grenzen beschränkender und als beschränkt verachteter Moral weilenden Künstler hinterließ im Werk ihre tiefe Spur. Dieser Zwiespalt erklärt uns nicht nur die Widersprüche, sondern auch das Fragmentarische einer Leistung, die, bei glücklicheren Umständen,

auch dem Ausmaß nach hätte hervorragen müssen. Dieser Zwiespalt, letztlich von den verschiedenen Erbmassen der väterlichen und der mütterlichen Ahnen bestimmt, durch die Zerrüttung der Nerven verschärft und dieser seinerseits Ursache, kommt in der religiösen, in der politischen, in der künstlerischen Sphäre zum Vorschein. Deshalb konnte, durfte, ja mußte Krasiński Katholik sein und pantheistischer Schwärmer, Aufrührer und des Bestehenden Lobredner, Romantiker und Realist. Vernunft lenkte sein Denken zur Autorität. Empfindsamkeit und Sinnenglut verwarf die Schranken. Zwiespältig war endlich der Charakter, in dem sich aufopfernde Güte, Treue, Edelmut mit rücksichtslosem Egoismus, Härte, Flatterhaftigkeit vermengten. Immer wieder müssen wir da, statt anzuklagen, auf die schwächende Kränklichkeit hinweisen. Wozu mit der ganzen Wahrheit hintanhalten, Krasiński hat, wie so manche seiner Art, den Wahnsinn nahe gestreift. Seine andere, die niedrigere, grob irdische Natur rettete ihn davor, völlig in die Nacht zu versinken, die eines Hölderlin oder Blake Schicksal war. Beides ist er gewesen, Don Quijote und Sancho, der seinen Herrn durch alle Abenteuer heil geleitete. So nannte er sich „Adam, den Rasenden", und versicherte ein anderes Mal, daß er „Verzweiflung" heiße (wer denkt da nicht an den sinnreichen Junker von der Mancha?). Doch darüber, und über noch manchen melancholischen Ausruf, vergaß er nicht, sein Äußeres sorgsam zu pflegen, nach schönen Frauen auszuschauen... Mit seinen Träumen schweifte er in uferlose Weiten; ihnen entquollen in reicher Fülle die Allegorien und Gesichte. Doch schnell war der prüfende Verstand zur Stelle, das Sinnbildliche klar und begreifbar zu machen. Seine irdische Laufbahn gestaltete er als Drama, und das Drama zum wahren, blutvollen Leben. Der Zwiespalt, wir wollen ihn noch ein letztes Mal heraufbeschwören, hat gewiß auch dichterische Frucht getragen: im wesentlichen war er vernichtendes Verhängnis.

Krasiński wußte es und vermochte nichts zu ändern. Er fühlte das Daimonion in sich, als Schlange, die ihn umstrickte, und als „Gott, der mich mit sich fortreißt". Der Schlange gehören die vielen Schlacken, die von dem dann auf geringen Umfang reduzierten Werk abfallen. Des Gottes aber ist, was übrig bleibt, die erhabene, in Weisheit und Pracht erstrahlende Lyrik der „Psalmen" und der „Frühdämmerung", die erschütternde Tragik des „Irydion" und jener Gipfel, das zeitlose Drama unserer Zeit, die „Ungöttliche Komödie". Des Gottes, um der Griechen Wort zu gebrauchen, und unseres, des Dreieinigen Gottes, dem Zygmunt Krasiński ein oft irrender, ein getreuer Künder war. Und Gottes ist, in, mit diesem Werk, das Dichtung und Gebet bedeutet: das Reich, die Macht und die Herrlichkeit.

Anmerkung.

Unter den im folgenden verzeichneten Arbeiten über Krasiński, deren Ergebnisse ich in diesem Aufsatz verwertet, indes nicht blind übernommen habe, gebührt zunächst den allgemeinen von Brückner, Chlebowski, Chrzanowski, Kallenbach, Kleiner, Pini, Tarnowski Beachtung. Tarnowski und Kallenbach verkörpern die katholisch-konservative Richtung, bemühen sich den Dichter als Idealbild eines christlichen Poeten zu erweisen und die Unvollkommenheiten seines Lebens, seines Werks zu entschuldigen. Sie urteilen, der eine als Politiker, der andere allerdings als Literarhistoriker im alten Sinne. Chrzanowski und ihm nahe Kridl — der ausgezeichnete Sonderaufsätze gab, ohne eine Gesamtdarstellung zu veröffentlichen — teilen im Grund die Auffassung der beiden Vorgenannten, entscheiden aber nach ästhetischen Wertmaßstäben. Sie fordern für die Spätwerke Krasińskis Gerechtigkeit, erblicken das Tragische nicht im Zwiespalt von Tat und Wort, das Verhängnis nicht in Delfina Potocka, sondern in der lastenden Gewalt des Vaters über seinen Sohn. Pini zerstört die Legende und hat so ein großes Verdienst. Freilich sündigt er nach der entgegengesetzten Richtung und moralisiert troß einem Tarnowski. Brückners populäres Werkchen, selbständig im Urteil, ist vielleicht die beste Synthese über Krasiński.

Kleiner bewegt sich, im Bewußtsein dieser Beschränkung aufs Reich der Idee, auf den Höhen der Gedankenwelt. Anekdotisches, Menschliches, Allzumenschliches bei F. Hoesick.

Zu einzelnen Perioden, Fragen wertvoll: Kallenbachs Arbeiten über den Towianismus (Krasiński und Mickiewicz, Delfina), über Krasiński und den Kommunismus (Kr. kein Reaktionär), Kleiners „Słowacki" (Kr. und Słowacki, politische Gesinnung Kr.'s, Psalmen), desselben Essai über die messianistische Philosophie Kr.'s, Zdziechowskis Studie zum gleichen Thema, Bruchnalskis Untersuchung über des Dichters Visionen, die Abhandlungen von Życzyński zur Ästhetik, von A. Brodzicki und B. Chlebowski über die Sprache Kr.'s. Kobzdaj und Černobaev beschäftigen sich mit den deutschen, Drogoszewski mit den englischen Einflüssen auf Kr., Windakiewicz, negativ, mit den italienischen.

Zu den einzelnen Werken vergleiche man Chlebowski, Dobrzycki, Kleiner (Ungöttliche Komödie), Sinko, Pini, Hahn (Irydion), Kleiner (Frühdämmerung), Kridl (Psalmen). Wichtigste Quellen, außer den Werken, die in der Jubiläumsausgabe von 1912 benutzt werden, und von denen die vier bedeutendsten (Ungöttliche, Irydion, Frühdämmerung, Psalmen) in der Bibljoteka Narodowa vortrefflich ediert sind (I 18, 24, 42, 107): Korrespondenz mit Cieszkowski, Gaszyński, Jaroszyński, Małachowski, jede als Buch erschienen, Briefwechsel mit der Joanna Bobrowa, mit Delfina Potocka, mit dem Vater nur sehr fragmentarisch in den Büchern von Kallenbach, bzw. in einem Aufsatz von Meyet.

A. Brodnicki: Język Krasińskiego, Sprawozdania d. Gymn. zu Drohobycz 1912/4.

W. Bruchnalski: Wizja Krasińskiego, Pamiętnik Literacki 1913.

A. Brückner: Zygmunt Krasiński, Złoczów 1927.

Br. Chlebowski: Zygmunt Krasiński, Wiek XIX, Bd. 5, Warszawa o. J.; Nieboska i Irydjon, Pisma, Warszawa 1912; Usterki językowe w „Nieboskiej" i „Irydjonie", Sfinks 1912.

P. Chmielowski: Tragiczność w zyciu Krasińskiego, Studja i szkice, Warszawa 1886.

I. Chrzanowski: Poezja Krasińskiego, Pamiętnik Literacki 1928; Rezension von T. Pini (s. u.), Myśl Narodowa 1928.

V. Černobaev: Der „Irydion" und Schillers „Fiesco", Zeitschrift für slavische Philologie 1928.

St. Dobrzycki: Nieboska Komedja, Kraków 1907.

A. Drogoszewski: Krasiński i Osjan. Pamiętnik Literacki 1905.

M. Gardner: The anonymous poet of Poland, London 1919.

W. Hahn: Tło historyczne w Irydjonie, Lwów 1898.

F. Hoesick: Miłość w zyciu Krasińskiego, Kraków 1909.

J. Kallenbach: Zygmunt Krasiński, Lwów 1904; Krasiński wobec komunizmu, Przegląd Powszechny 1920; Towianizm na tle historycznem, Kraków 1926.

J. Kleiner: Zygmunt Krasiński, Lwów 1912; Juljusz Słowacki, Bd. 1, 2, 3. Aufl., Lwów 1925, Bd. 3, 2. Aufl., und Bd. 4, Lwów 1927; Mesjanizm narodowy Krasińskiego, Studja z zakresu literatury i filozofji, Warszawa 1925; Einleitung zu den Ausgaben der Nieboska Komedja und des Przedświt in der Bibljoteka Narodowa, Kraków, 4. bzw. 3. Aufl., 1927.

Z. Krasiński: Pisma, Wydanie jubileuszowe, Lwów 1912; Listy, Lwów 1882; Wybór listów, Paris 1860; Correspondance de S. Krasiński et de H. Reeve, Paris 1902; Listy do Cieszkowskiego, Kraków 1912, Listy do Gaszyńskiego, Lwów 1882, Listy do Jaroszyńskiego, Kraków 1871, Listy do Koźmiana, Kraków 1912, Listy do Małachowskiego, Kraków 1885; Korrespondenz mit Joanna Bobrowa, ediert von L. Meyet, Przewodnik naukowy i literacki 1905.

M. Kridl, Einleitung zur Ausgabe der Psalmy przyszłości in der Bibljoteka Narodowa, Kraków 1928.

Księga pamiątkowa ku uczczeniu setnej rocznicy Krasińskiego, Lwów 1912.

Lambro (A. Niemojewski): Proroctwo rzezi galicyjskiej, Kraków 1902.

N. Nucci: Gli ultimi anni di un poeta, Roma 1926.

T. Pini: Zygmunt Krasiński, Poznań 1928; Studjum nad genezą Irydjona, Lwów 1899.

T. Sinko: Rzym pogański w Irydjonie, Pamiętnik Literacki 1912; Einleitung zum „Irydjon" in der Bibljoteka Narodowa, 3. Aufl., Kraków 1927.

St. Tarnowski: Zygmunt Krasiński, 2. Aufl., Kraków 1912.

J. Tretiak: Tragiczność w życiu Krasińskiego, Przewodnik naukowy i literacki 1884.

J. Ujejski: Główne problemy „Nieboskiej Komedji", Bibljoteka Warszawska 1912.

M. Zdziechowski: Filozofja Krasińskiego, Pamiętnik Literacki 1907.

H. Życzyński: Estetyka Krasińskiego, Pamiętnik Literacki 1920; Studia estetyczno-literackie, Cieszyn 1924.

UNVERÖFFENTLICHTE BRIEFE AUS DER GRÜNDUNGSZEIT DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU LENINGRAD

Herausgegeben von

Dr. Joseph Becker, erst. Bibliotheksrat d. Staats- u. Univ.-Bibl. Breslau.

Seit Pekarskijs[1] grundlegender Geschichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg und der Schrift von Tolstoi[2] über Gymnasium und Universität daselbst ist die Gründungsgeschichte der Leningrader Akademie erst anläßlich ihres 200jährigen Jubiläums wieder Gegenstand eindringlicher Forschung geworden, und auch jetzt sind es eigentlich nur zwei deutsche Arbeiten, die sich in eingehenderer Weise damit beschäftigen. Karl Stählin[3]) hat die Biographie des 1734 nach Petersburg berufenen, der dortigen Akademie ein halbes Jahrhundert angehörenden Jakob von Stählin in glänzender Weise in die Zeit- und Entwicklungsgeschichte der jungen Akademie hineingestellt, und in dieser Zeitschrift hat Wilhelm Stieda[4] in einem aufschlußreichen, das verschiedenartige Quellenmaterial geschickt zusammenfassenden Aufsatz die Anfänge der Akademie behandelt. Das Interesse der deutschen Forschung wendet sich naturgemäß der älteren Zeit der Akademie mit besonderer Liebe zu. Hat doch schon Jakob von Stählin in späteren Lebensjahren geurteilt[5]: „Den ersten Grund der auf so hohe Stuffen gediehenen Kayserlichen Academie der Wiszenschafften zu Peterburg legten fast lauter Schwaben und Schweizer ... Ehre genug für unser Vaterland." Wenn man einen Blick auf den unten mitzuteilenden Lektionskatalog wirft, kann man den überragenden Anteil des deutschen Gelehrtenelements im ersten Jahrzehnt nicht verkennen. Um so merkwürdiger ist es, daß das erhaltene briefliche Quellenmaterial im Verhältnis zur großen Zahl der berufenen Deutschen nicht sehr umfangreich ist. Man wird daher jegliche Vermehrung derartiger unmittelbarer Zeugnisse willkommen heißen müssen. So habe ich denn von den Forschungen Stählins und Stiedas mich bestimmen lassen, die nachstehenden Briefe, die ich schon vor Jahren aus der Handschrift der Göttinger Universitätsbibliothek abgeschrieben hatte, nun zu veröffentlichen.

---

[1]) Petr. Petrovič Pekarskij: Istorija Imperatorskoj Akademii Nauk v Peterburgě. T. 1. 2. Sanktpeterburg 1870—73.

[2]) D. A. Tolstoi: Das akademische Gymnasium und die Akademische Universität im 18. Jahrhundert. Aus dem Russischen von P. von Kügelgen (Beiträge zur Kenntnis des russischen Reiches, 3. Folge, Bd. 1), St. Petersburg 1886.

[3]) Karl Stählin: Aus den Papieren Jacob von Stählins. Ein biographischer Versuch zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Königsberg und Berlin 1926.

[4]) Wilhelm Stieda: Die Anfänge der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, in diesen „Jahrbüchern" N. F. Bd. 2, S. 133 ff.

[5]) Karl Stählin, a. a. O. S. 45.

Der vorliegende Briefwechsel, den allerersten Anfängen der Akademie angehörend, gibt eine gute Illustration zu Stiedas aktenmäßiger Darstellung. Als Stimmungsbild zeugt er insbesondere von dem Enthusiasmus, mit dem die Neuberufenen sich der von Peter d. Großen auf Leibnizens Anregung hin inaugurierten und von seiner Nachfolgerin Katharina I. verwirklichten großen wissenschaftlichen Schöpfung gewidmet haben. Christoph Friedrich Groß[6]), aus Liebenstein im Württembergischen stammend, machte seine Studien zu Blaubeuern, Maulbronn und Tübingen, wo er 1718 die Magisterwürde erwarb. Er nahm den üblichen Werdegang, wurde Informator und Hofmeister und machte seine peregrinatio academica. 1725 ging er zunächst ohne Berufung studienhalber nach Petersburg. Bereits am 29. Januar 1726 wurde er zum a. o. Prof. der Moralphilosophie ernannt. 1731 nahm er seinen Abschied und trat bei der Braunschweigisch-Wolfenbüttelischen Gesandtschaft in Petersburg in den diplomatischen Dienst über, wo er 1742 starb. Gelegentlich der Ausreise nach Rußland war er mit seinem württembergischen, nach Petersburg berufenen Landsmann Georg Bernhard Bilfinger durch Frankfurt a. M. gekommen und stattete den Brüdern von Uffenbach[7]), den berühmten Frankfurter Ratsherren und gelehrten Bibliophilen, seinen Besuch ab. Die Beziehungen von Groß zu ihnen hatten ihren Ursprung in der bekannten Liberalität, mit der der ältere Zacharias Konrad von Uffenbach (1683—1734) seine reichhaltige, glänzende Büchersammlung, eine der größten Privatbibliotheken der Zeit, dem jungen Magister wie so vielen anderen geöffnet hatte. Zum Danke widmete Groß ihm seine 1724 zu Frankfurt a. M. erschienene deutsche Ausgabe von Pierre Daniel Huets Schrift de la faiblesse de l'esprit humain, und in der Widmungsadresse schreibt er, daß er die meisten der darin zitierten Bücher von seinem Gönner nicht nur gelehnet, sondern öffters gar geschickt bekommen habe. Der jüngere Bruder, Joh. Friedr. Armand von Uffenbach (1687—1769), gleichfalls Ratsherr der alten Reichsstadt, war von gleicher Liebe zu den Wissenschaften und Künsten beseelt. Vorzugsweise war sein Interesse der Architektur, der Mathematik und den Naturwissenschaften zugewandt. Wie Goethe[8]) erzählt, war er auch ein großer Musikfreund. Im November 1725 begründete er in Frankfurt in kleinerem Kreis zur Pflege der Naturwissenschaften und Technik eine gelehrte Gesellschaft[9]), deren Sekretär er wurde, und 1751 wurde er selbst Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. So ist es begreiflich, daß dieser vielseitig gebildete, weltmännische Frankfurter Patrizier für die neugegründete Petersburger Akademie regstes Interesse bekundete und den durchreisenden Groß um Berichte ersuchte. Er hat auch der Muse der Dichtkunst gehuldigt und seine poetischen Erzeugnisse[10]) als „Gesammelte Nebenarbeit in gebundener Rede“, Hamburg 1733, veröffentlicht. Das Gedicht, mit dem er die Gründung der Petersburger Akademie besingt und das Groß der Carin zu übermitteln versuchen sollte, ist leider nicht erhalten. Seinen Briefwechsel aber mit seinem Petersburger Korrespondenten hat er seinem umfangreichen Commercium epistolicum einverleibt, das den Inhalt der Handschrift[11]) Uffenbach 20 der Göttinger Universitätsbibliothek bildet. Das Blatt 92b enthält den Entwurf eines Schreibens an Groß, die Blätter 93—97 vier Originalbriefe desselben, adressiert an Mon-

---

[6]) Vgl. Jöcher-Adelung, Gelehrtenlex. II, 1198.

[7]) Vgl. Allgem. Deutsche Biogr. 39, 132 ff., und jetzt Max Arnim in der Einleit. z. Ausgabe von Joh. Friedr. v. Uffenbachs Tagbuch einer Spazierfarth durch die Hessische in die Braunschweig-Lüneburgischen Lande. Göttingen 1928.

[8]) Dichtung und Wahrheit, T. 1, Buch 2, Weimarer Ausg. Bd. 26, S. 114.

[9]) Ihre Sitzungsberichte enthält die Göttinger Hs. Uffenbach 20.

[10]) Vgl. darüber Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, III², S. 337.

[11]) Vgl. die Beschreibung im Verzeichnis der Handschriften der Universitätsbibliothek Göttingen, III, 285 ff.

sieur Jean Frideric d'Ouffenbach à Francfort, Auff dem kleinen Hirschgraben wohnhafft. Die nachfolgende Edition behält die Rechtschreibung der Handschrift bei; wo ausnahmsweise davon abgewichen wird, wird die Lesart der Hs. in der Anmerkung mitgeteilt. Die Zeichensetzung ist verschiedentlich modernisiert

1.

Monsieur et tres cher Amy[12]).

So offte ich bißher gewünschet habe, deßelben glückliche überkunfft sowohl als eine kurße abschilderung des angetroffenen Zustandes der neuen academie Ihrem gütigen versprechen nach zu erhalten, so offte habe ich auch hin und her gesonnen, wie mir eine schrifftliche erinnerung daran, ohne Sie mit ohnnöthigen unkosten dießfalls zu beschwehren, übermachen könte. Es zeiget mir aber der hießige banquier Herr Balsar Münch ohnvermuthet den weg dazu und erbiethet sich, sowohl dießes als künfftig mehrere schreiben auf dieße von mir lang gewünschte art einhändigen zu laßen, welche also mit vergnügen ergreiffe, ob mir gleich dabey einfällt, daß vieleicht dadurch mehr belästig als angenehm seyn könne, welchen zweiffel aber nur etliche dero geEhrteste Zeilen mir benehmen und mich behutsamer machen werden; inzwischen erkühne mich in der ungewißheit meiner ehemahligen mündlichen und hier oben angeführten Bitte nicht nur hiermit abzustatten, sondern auch etwas beyzulegen, das mir so zu reden schier wieder willen entrißen wird. Es befremdete mich nehmlich dero genommener entschluß (sowohl als der übrigen hochgeEhrtesten Herren reißgefährten, welchen mich, insonderheit Herr prof. Bülffingern, gehors. empfehle, bey Ihrem unvermutheten, jedoch höchst angenehmen zuspruch dergestalt, daß ich durch sonderlichen Trieb inliegende gedanken zu meinem einsamen Zeitvertreib, wie ich mehr gepflogen, entwurffe. Kurze Zeit hernach besuchte mich ein in regensburg sich aufhaltender Freund, welchem Dero durchreiße nicht allein, sondern auch meine geringe einfälle darüber erzehlete und der wieder meine Hoffnung eine abschrifft davon begehrte, mir aber vor einigen tagen von dort aus drohet, solche durch den truck bekannt zu machen, ob ich nun dieses zwar wie billig anfänglich vor scherz gehalten, so hat mich doch sein beharrendes vorhaben ein anders gelehret und bewogen, gegenwärtige Freyheit zu unternehmen, umb solche nehmlich Ihnen zu übersenden und mehr erwehnten Freund auf einen moscowitischen truck derselben scherzhaffterweiße zu vertrösten, durch welche vorstellung er mir versprochen, so lange einzuhalten, biß mir dero gutachten darüber durch eine beliebige antwort, welche mir inständig ausbitte, worden ist. Ich bin also gezwungen, mich auf eine lächerliche weiße Ihnen und nach Deren reiffen überlegung vieleicht mehreren darzustellen und zu ersuchen, mit mehrerwehnten inliegenden poetischen grillen nach eignem gefallen zu schalten und zu walten, mir aber davon nur mit etlichen worten nachricht zu geben, darmit den vorgemeldeten regensburger in den gewünschten schrancken zu halten verhoffe. Sie werden sich übrigens mit recht verwundern, daß mit meinen kleinigkeiten Sie einen so weiten weg verfolge und wie der senff nach dem eßen damit angestochen komme, dann wie ich dießes mein verfahren ohne obigen vorfall ohnmöglich selbsten billigen könte, so muß ich dennoch gestehen, daß es mir nicht unangenehm seyn solte, wenn meine geringe arbeit auf eine stille und schickliche art ad manus Augustissimi befördert werden könte, sie müßte, weiß ich wohl, in einem ganz andern kleide und zwar in demselben, in welchem vor einigen jahren etliche meiner gedanken unserm kayßer darzustellen gewürdigt worden, erscheinen, dieweilen aber im billigen zweiffel, ob man damit willkommen seyn möge, gewesen, so habe es unterlassen und auch dieses der gütigen Fürsorge anheimstellen wollen, wofür allenfalß nicht nur die auslage danckbahrlich, wie Sie ordoniren werden, erstatten, sondern auch die

---

[12]) Der Text ist das Konzept des Briefes. Daraus erklären sich manche Flüchtigkeiten und das Fehlen der Unterschrift.

kosten eines so weit reisenden brieffwechsels, der hierdurch veruhrsacht wird, gerne und billig tragen werde. Insonderheit aber bitte mir hierbey auf das feyerlichste aus, daß niemand in meinem geliebten vaterlande, alwo nicht gerne vor einen reimenschmiedt ausgeschriehen werden mögte, von diesen meinen träumen wissenschafft bekomme, als wovon auch gegen meinen Bruder, der sich ebenfalß gehors. empfiehlt, niehmahlen etwas zu gedenken, inständig ersuche. Wollen Sie schließlich den inhalt meiner poesie wißen, so werden Sie hoffentlich keinen andern darin finden, als daß Ihnen zu dem gegenwärtigen Auffenthalt alles glück, heyl und vergnügen anwünsche und hiervon durch etliche zeilen nachricht und mich darüber zu erfreuen ausbitte. Können Sie also dieses darumb lesen, so ergeßt es mich mehr als alle andere mir noch zweifelhafte Ehre. Deßwegen es auch, wo es in dem geringsten anstößig oder Ihnen bedenklich fürkommen solte, augenblicklich dem vulcano zu opfern und keinesweges zu glauben bitte, daß mir damit ein verdruß geschähe, ich im gegentheil Ihnen alles vergnügen und ersprieslichkeit anwünsche und mit großer begierde, sowohl von derselben wohlstand benachrichtigt zu werden als auch meine bereitwilligkeit zu allen beliebigen diensten und gefälligkeiten zu zeigen, immerhin ergebenst verharre.

den 18. novemb. 1725.

Den Herrn magister gross nach petersburg.

2.

St. Petersburg, den 7. Jan. St. n. 1726.

HochEdelgebohrner, hochgeEhrter Herr, Hochgeneigter Gönner,

Die angenehme Gelegenheit, welche Ew. HochEdelgeb. mir durch Dero geEhrtestes, so den 4. Jan. 1726 St. n. allhier erhalten, machen wollen, künfftig mit meinen brieffen auffzuwarten, nehme ich mit vieler freude an. Ich werde um so viel mit größerem fleiß dero gütigen ordre durch öfftere nachrichten von unsern hiesigen merckwürdigkeiten nachzuleben suchen, als mir die vielfältige obligation, die sowohl Ew. HochEdelgeb. als dem Herrn Bruder[13]) von alters her habe, noch stets in frischem angedencken schwebet. Weßwegen auch dermahlen nicht warten wollen, biß wegen Dero gütigst communicirten Sinnreichen Gedancken über das etablissement der Wissenschafften in Rußland einen vollkommenen bericht, wie der succeß davon seyn werde, abstatten können: Sondern hierdurch sogleich mit der nächsten Post wenigstens so viel berichten, daß nicht nur selbige richtig erhalten, sondern auch jemand von den Hauptpersonen unserer Academie unter nöthiger praecaution zu lesen communiciret, der sich nicht nur über die besondere Humanität Ew. HochEdelgeb., daß Sie sowohl die Rayß einiger frembden, die Sie besuchet, als auch dem endzweck ihrer rayß so vieler gütiger betrachtung würdigen mögen, sondern auch über die poesie selbsten mit vieler Hochachtung verwundert. Weßwegen Ihm auch alsdann erst alle umstände eröffnet, da er dann geglaubet, wann man es so richten könnte, daß dieses carmen etwan just auf die Inauguration unserer Academie, die wohl nach ein paar Monat[14]) geschehen dörffte, gedruckt presentirt würde, es bei Hoff selbsten überauß wohl auffgenommen werden dörffte als ein Zeugnuß, daß auch in frembden ländern hiesige anstalten Petri und Catharinae große Hochachtung erwecken, sonderlich wann in einigen strophen nach dem jezigen Gout des Hoffs alles könnte eingerichtet werden. Diese seynd die Bedencken, welche Herr Prof. Bulfinger bey dieser Sach gehabt, über welche, wann vielleicht Ew. HochEdelgeb. gegen ihn selbst dero gütige Sentiments nur mit 3 Linien zu eröffnen, belieben wollten, ihm eine sonderliche Ehre

[13]) Zacharias Konrad von Uffenbach, Mäzen gelehrter Studien, stellte seine in ganz Europa berühmte Bibliothek auf das liberalste jedermann zur Verfügung.

[14]) Sie fand am 12. Aug. 1726 statt. Vgl. Stieda, a. a. O. S. 147.

wiederführe. Der Weg zur Correspondenz ist zwar etwas weit, doch kan man allezeit auffs längst in 3 Wochen brieff von Franckfurt hier erhalten. Zudessen biß Dero gütige Antwort zurückkommt, werde alles nach Dero gütigem Verlangen, wie Sie solches schon in GeEhrtem leßterem declarirt, zu treiben, auch mit nächster Post, so ich in der Sach avancire, weitläuffigern rapport zu erstatten suchen. — Unsern übrigen Zustand hier betreffend, so haben wir überhaupt in allem die sonderbahre Gnade von Ihro May., von Ihro Durchl. dem Herßog von Hollstein[15]), dem Fürst Menzikoff[16]) und allen Großen hiesigen Hoffs, wie auch die allgemeine leutseligkeit, mit deren man uns hier auffgenommen und bißher tractirt, mit vielem unterthän. Danck zu rühmen. Wir sind hier zu anfang Augusti glücklich angelangt, haben unser logis samt allen nöthigen meubles alle beysammen in einem schönen palais[17]) schon wohl präparirt gefunden, seynd 3 Wochen in Speyß und Geträncken magnifique[18]) auf Ihro kayßerl. May. Unkosten freygehalten worden. Die Assemblées unserer Academie nach art derjenigen, so die Academie des Sciences zu Paris hält. haben zu anfang deß Septembers angefangen. Es seynd zwar damahlen noch nicht so viele von denen Herrn Profess. angekommen gewesen als anjezo, doch war die anzahl schon genugsam. Es werden auch einige noch erwartet. Herr De l'Isle, Herr Bayer und Beckenstein aus Königsberg und Herr Burger aus Mietau. Die nahmen aller Herren Prof. stehen in beygehendem kleinen catalogo. Bald nach unserer ankunfft hatten wir das erste mahl die Gnade, bei Hoff unsere aufwartung zu machen und allergnädigst zum Handkuß von Ihro May. admittirt[19]) zu werden, da der ganze Hoff, ihre Königl. Hoheit[20]) und seine Gemahlin samt der Prinzessin Elisabeth[21]) zugegen waren. Ihr. Durchl. Fürst Menzikoff hatte die Gnade gehabt, uns vor der Audienz die Raritäten des Kayß. Gartens zu weisen und weisen zu lassen. Das andere mahl hat unsere Academie am vergangenen Catharinaetag[22]) die Gnade gehabt, en corps ihre Gratulation abzulegen, da wir dann auch alle bey der taffel behalten wurden. Das dritte mahl, da uns gestern Ihr. Königl. Hoheit der Herzog von Hollstein samt dem ganzen Senat, Synod und der Generalität die gnad gethan, unsere 1. assemblée publique[23]) zu besuchen, da Herr Prof. Bulfinger de ortu Academiarum perorirt und eine Memoire verlesen de Longitudine in Mari nondum inventa, höchstermeldt Ihro Königl. Hoheit uns an seine Taffel invitirt und da tractirt samt allen Ambassadeurs und hiesigen Ministris. Das, was ich an der Taffel Ihr. Kayßerl. Hoheit die Gemahlin des Herzogs Deutsch, Französisch, Russisch sprechen hören, hat mich von dem großen Verstand derselben, der allenthalben gerühmet wird, selbsten überzeugt. Wann nicht besorgt, Ew. Hochwohlgeb. allzugroßen unkosten zu machen, hätte das Programma[24]), so zu diesem Actu lateinisch

---

[15]) Karl Friedrich, Herzog von Holstein, Gemahl der Anna Petrovna, der Tochter Peters d. Großen und Katharinas.

[16]) Alexander Danilovitch Menchikov. Vgl. (G. A. W. v. Helbig:) Russische Günstlinge (Tübingen 1809), S. 12 ff.

[17]) Dem im nächsten Brief genannten Bojarenpalast.

[18]) Ähnliche hochbefriedigte Äußerungen im „Extract eines Schreibens eines neulich in Petersburg angekommenen Professoris" in den Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen 1726, S. 382.

[19]) Am 15. Aug.

[20]) Der Herzog von Holstein.

[21]) Elisabeth Petrovna, die spätere Kaiserin.

[22]) 25. Nov. Vgl. dazu Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen 1726, S. 177.

[23]) Am 27. Dez. 1725. Bericht darüber in den Neuen Zeitungen 1726, S. 114 f. Vgl. dazu Stieda, a. a. O. S. 147, und Sermones in primo solenni Acad. Scient. Imp. conventu d. 27. Dez. 1725 publice recitati. Petropoli (1726).

[24]) Sermones in primo solenni Academiae Scientiarum Imperialis conventu. Petropoli (1726): S. 1—62 de ortu Academiarum, S. 62 ff.: de invenienda locorum terrae marisque longitudine.

und russisch gedruckt worden, beylegen können. Es hat zwar die Academie selbsten noch keine eigene buchdruckerey, sondern muß mit vieler Bemühung erhalten, daß in der Kayßerl. oder Senatsbuchdruckerey dergl. etwas gedruckt werde. Doch hoffen wir nächstens die verschriebene Schrifftgießer, Schrifftschneider, Buchdrucker etc. werden ankommen und uns eine eigene druckerey[25]) instand sezen. Vielleicht werden auch einige von denen Merckwürdigkeiten, welche Rußland in rebus naturalibus und Mineraliens besizet, inskünfftig wieder mehr bekandt, weilen Ihro Königl. May. von Polen[26]), nachdem sie in ihrem Dreßdnischen Cabinet die neu aus dem Würtembergischen angekommene petrificirte Stellas marinas[27]) gesehen, Ihro hiesige Kayßerl. May. ersuchet, von denen Stellis marinis, so man allhier in Natura auß der Caspischen See hat, einige zu überschicken, und I. Kayß. May. befohlen, an gedachten König ein ganzes Cabinet von allen curiositäten, so in dem russischen großen reich ex Regno Minerali et Animali gefunden, in hiesiger kostbarer kunstkammer auch behalten werden, zusammenzunehmen und zu überschicken. Ubrigens bitte ganz geh. Ew. HochEdelgeb. dem Herrn Bruder meine gehors. Empf. zu machen und zu melden, daß Herr Schumacher der Bibliotheque[28]) wegen biß anjezo sich nicht declarirt, vielleicht, weil die hiesige schon sehr complet ist, womit in geh. respect verharre

Ew. HochEdelgeb. Gehors. Diener Chr. Friedr. Groß.
Prof. dans l'Ac. des Sciences.

P. S. Die gütige Offerte, daß Ew. HochEdelgeb. wollen in dero Brieff die außwärtige Nova literaria, so ihnen bekannt werden, mit einfließen lassen, nehme mit gehors. Dank an und hoffe solche dadurch nicht nur bälder, sondern auch sicherer als in Journalen zu vernehmen.

Von[29]) Franckf. an der Oder 1. Hermann, Prof. Mathem.[30])
Von Tübingen 2. Bulfinger, Prof. Phys.[31])
Von Baßel 3. Bernoulli, Prof. Mathem.[32])
Von Königsberg 4. Goldbach, Prof. Mathem.[33])
Von Baßel 5. Bernoulli, Prof. Physiolog.[34])
Von Mietau 6. Bruker, Prof. Chymie[35])
Von Tübingen 7. Du Verney, Prof. Anatom.[36])
Von Straßburg 8. Honinger, Prof. Medic.[37])

---

[25]) Vgl. dazu Neue Zeitungen 1726, S. 182.

[26]) August II., der Starke.

[27]) Über die damals noch wenig bekannte Klasse der Seesterne schrieb Joh. Heinr. Linck mit seinem Buch de stellis marinis (Lips. 1733) ein bahnbrechendes Werk.

[28]) Zacharias Konrad von Uffenbach sah sich genötigt, mit Rücksicht auf seine Familie seine kostbare Bibliothek zu verkaufen. Unter dem 13. 9. 1726 bietet er sie auch dem Prinzen Eugen von Savoyen zum Kauf an. Vgl. seinen Brief an dessen Bibliothekar Boyet in Uffenbachs Commercium epistol. ed. Joh. Gg. Schelhorn IV (Ulmae 1755), 414 f.

[29]) Der nachfolgende catalogus ist auf ein besonderes Blatt geschrieben. Vgl. dazu Pekarskij a. a. O., Band I, und Stieda a. a. O. in zahlreichen Anmerkungen.

[30]) Hermann, Jakob (1678—1733).

[31]) Bilfinger (Bülfinger), Georg Bernhard (1693—1750).

[32]) Bernoulli, Nikolaus (1695—1726), gest. 29. Juli.

[33]) Goldbach, Christian (1690—1764).

[34]) Bernoulli, Daniel (1700—1782), Bruder des obengenannten.

[35]) Burger (Bürger), Michael, gest. 2. Aug. 1726.

[36]) Duvernoy, Jean-George (1691—1759).

[37]) Henninger, Joh. Konrad (gest. 1763).

Von Wittenberg 9. Martini, Prof. Philos.[38]
Von Tübingen 10. Majer, Prof. Philos.[39]
Von Leipzig, Kiel 11. Kohl, Prof. Eloqu.[40]
Von Königsberg 12. Bayer, Prof. Hist. antiqu.[41]
Von Königsberg 13. Beckenstein, Prof. Jur. publ.[42]
Von Pariß 14. De l'Isle, Prof. Astronom.[43]
Nahe bey Wittenberg 15. Leutmann, Prof. Mechan.[44]
bißher Pfarrer

Präsident von der Academie ist Herr Leibmed. Blumentrost.[45]
Bibliothecaire und Secretaire von der Academie ist Herr Schuhmacher.[46]

3.

HochEdelgebohrner, HochgeEhrter Herr, Hochgeschäzter Patron.

Ob mir schon lezthin die Freyheit genommen, auff Dero Geehrtestes mit einer Antwort auffzuwarten, so habe doch auch diese Gelegenheit nicht wollen vorbey lassen, damit meine Schuldigkeit gegen Dero sonderbahrene Humanität um so viel sicherer bezeugen könnte, in diesen linien nicht nur von gedachter antwort, die ich vor 8 Tagen dem Herrn Kaschen allhier als dem Correspondenten Herrn München und Ohlenschlagers einhändigen lassen, meldung zu thun, sondern auch von unsern hiesigen Neuigkeiten weiteren Bericht zu erstatten. Zwar will der lezteren Solennität, da die erste Assemblée publique der Academie Montag nach dem Christtag gehalten worden, nichts weiter erwehnen, weil davon schon in meinem vorigen außführliche meldung zu thun die Ehre gehabt, und weil sonderlich die Oration, so gehalten worden, und Memoire, so verlesen worden, schon würcklich nach Königsberg zum Druck geschickt ist, von da sie ehestens in ganz teutschland wird zu haben seyn. Unsere Druckerey[47] ist noch nicht völlig zustandgebracht, doch solle sie bald fertig und in vollkommenen stand gesezet werden, daß die Memoiren auff den November oder December in Form derer zu Paris darin können gedruckt werden. Vergangenen Neujahrstag nach hiesigem Calender wurde ein kostbares Feuerwerk[48] auf dem gefrorenen Neva-Fluß vor dem Kayßerl. Winter-Pallast angestecket, welches wohl 3 Viertelstund von viel 1000 Menschen mit angesehen worden. Die Gemeine Russen freuten sich und sagten: „Siehest du[49], das haben unsere Brüder selbst gemacht," andeutend, daß ihre Nation doch so weit in diesen Künsten nun gekommen wäre[50]. An dem Hl. Dreikönigstag als vergangenen

---

[38]) Martini, Christian (1699—1739).

[39]) Mayer, Friedr. Christoph (1697—1729).

[40]) Kohl, Joh. Peter (1698—1778), hatte in Kiel und Rostock (Groß schreibt irrtümlich Leipzig) studiert.

[41]) Bayer, Theophil Siegfried (1694—1738).

[42]) Beckenstein, Joh. Simon, 1724—25 Dozent der Rechte in Königsberg, verließ Rußland 1735.

[43]) Delisle, Joseph-Nicolas (1688—1768).

[44]) Leutmann, Joh. Georg, Prediger in Dabrunn bei Wittenberg (1667 bis 1736).

[45]) Blumentrost, Laurentius d. Jüngere (1692—1755), Sohn des aus Mühlhausen in Thüringen stammenden Leibarztes L. Blumentrost d. Ält.; er war Hofmedikus und Direktor des Naturalienkabinetts, der sogenannten Kunstkammer.

[46]) Schuhmacher (Schumacher), Joh. Daniel, geb. 1690 in Kolmar i. Elsaß, seit 1714 in russ. Diensten. Vgl. Gustav Adde: Carl Reinhold Berchs anteckningar om Ryska Vetenskaps — Academiens Bibliothek i Petersburg 1735, Nordisk Tidskrift for Bok- och Biblioteksväsen 11 (1924), S. 58.

[47]) Vgl. Anm. 25.

[48]) Über die Lustfeuerwerke am Russ. Hof vgl. K. Stählin a. a. O., S. 57 ff.

[49]) siehestu *Ms.*

[50]) wären *Ms.*

Donnerstag hat sie ihr grosses Fest und solenne cerimonien auff dem Fluß, da sie das Wasser geweyhet. Man hatte nämlich einen Himmel wie einen Triumphbogen vor Ihro May. der Kayßerin mitten auff dem Fluß auffgerichtet, darunter auff der einen seiten ein viereckigt grosses Loch in das Eiß gehauen war, etwan eines Tisches breit und lang, dabey stunden ein becken, lichter, ampeln etc.; die Subsellia daherum waren mit rothem Scharlach behangen und übrigens auff dem Fluß daherum über 12000 Mann sehr schön montirt und regulirte Soldaten rangirt samt sehr vielen Feldstücken. Da nun Ihro Kayß. May. nach 12 Uhr aus der Kirch fuhren, tratten sie auff den vor sie zubereiteten plaz, hörten das, was von denen Geistlichen verlesen wurde, an und hebten, wie man sagt, einige Kinder zur tauff, machten das Creuz zulezt mit dem dargereichten Flußwasser über sich her und fuhren alsdann wieder nach hauß. Indessen gaben die 12000 Mann eine sehr ordentliche 3 mahlige Salve in Lauffeuern, und jedermann segnete sich mit dem Wasser auff besagte art. Denn der alte Brauch der Russen, sich ganz nackend ins wasser zu werfen, ist hier verbotten. Es haben sich hierbey viele von unsern Neuangekommenen bey der Academie am meisten über die schön regulirte Milice verwundert, die uns im Gesicht gestanden, weil wir wohnen, wo auf der Carten[51]) von Petersburg es heißt Bojaren Palläst d. i. eben herüben von ihr May. Sommerhauß, da der Fluß wenigstens 4 mahl so breit als der Mayn zu Frankfurt, wo er am breitesten. Gestern wurde in unserer Conferenz oder Assemblée die außtheilung der Lectionen gemacht, davon der Catalogus[52]) Lectionum Academicarum bald wird auß dem Druck kommen, nemlich Herr Prof. Hermann über die Analysin, davon er seine eigene Theses geben wird, Herr Bulfinger über Gravesands[53]) Physic in 8° 1723, Herrn Bernoulli und Majer unterschiedliche partes Matheseos, Herr Kohl Eloquentiam, Herr Martini Logic und Metaphysic des Herrn Thummigs[54]), Herr Duvernoy über Boerhaven[55]) und wird auch einen cursum Anatomicum und Chirurgicum alle Jahr halten. Mir aber ist über Pufendorf de officiis hominis et civis[56]) zu lesen zugefallen. Bey welcher Versammlung Herr Prof. Goldbach zugleich die erste (sogenannte) Histoire de l'Academie, nemlich was bey der ersten Assemblée publique passiret, wer zugegen gewesen etc., verlesen, auch bey dieser occasion dem Herrn Präsidenten die Dancksagung vor seine grosse bißherige sorgfalt gemacht, wie nicht weniger dem Herrn bibliothecario Schumacher, dem man vor die meiste äusserliche gute Anstallten höchst verbunden ist, mit welchem auch täglich von der bewusten Sach[57]) zu sprechen und bey guter gelegenheit sein Sentiment zu vernehmen trachte, davon ich zu andrer Zeit mit mehrerer angenehmer Nachricht auffzuwarten hoffe. Wenigstens ist man hier sehr sensible gegen denjenigen estime, den man in der Frembde vor hiesige Anstallten bezeugt, und lassen Ihre May. würcklich an schönen güldenen Medaillen und anderen presenten arbeiten, welche sie denen Academicis Parisiensibus schicken werden, darunter ohne zweiffel Herr Fontenelle vor sein Eloge[58]), so er dem vorigen Gottseel. Kayßer gemacht, besonders wird

---

[51]) Der Petersburger Stadtplan von 1738 bei Karl Stählin a. a. O., S. 38.

[52]) Der catalogus ist abgedruckt in den Neuen Zeitungen 1726, S. 177 ff. Gross gibt einige Ergänzungen.

[53]) 's Gravesande, Willem Jacob: Philosophiae Newtonianae institutiones. Leidae 1723 oder Physices elementa tom. 1, 2. Lugd. Bat. 1720—21.

[54]) Thümmig, Ludw. Phil.: Institutiones philosophiae Wolffianae. Frankf. u. Lpz. 1725—26.

[55]) Herm. Boerhaave, Prof. med. zu Leyden.

[56]) Erste Ausg. Lund 1673.

[57]) Es kann das Angebot der Bibliothek des Zach. Konr. v. Uffenbach gemeint sein oder auch das die Akademiegründung betreffende Gedicht Joh. Friedr. v. Uffenbach.

[58]) Abgedruckt in Eloges des Académiciens de l'Acad. Royale des Sciences II (La Haye 1731), 223 ff., und in den Oeuvres de Bernard Le Bouyer de Fontenelle VII (Paris 1792), 163 ff.

distinguirt werden. Hier in unserer Academie siehet man auch dergl. Medaillen, die noch von dem vorigen Herrn seynd zu schlagen befohlen worden. Da auf der einen Seiten der Gottseel. Herr in denen Wolcken representirt wird, auff seine jetzt regierende Mayest. weisend, samt denen Russischen worten: Vide quam Te reliqui.

Vielleicht geht nächstens ein buchführersdiener, so hieher beschrieben worden, durch Franckfurt, da dann Ew. HochEdelgeb. ihme Dero Befehle an mich committiren können, wovon nächstens auch mehreres zu melden hoffe. Von Herrn Pfarrer Geissen[59]) habe gestern einen Brieff vom 28. octobr. erhalten, deme auch zu antworten die Ehre haben werde. Indessen aber unter meiner gehors. Empf. sowohl an Ihn als Herrn Bruder verharre Ew. HochEdelgeb. Gehors. Diener C. F. Gross.

St. Petersburg den 19 (St. n.) Jan. 1726.

4.

Petersburg, den 28. Apr. St. n. 1726.

HochEdelgebohrner Herr, Hochgeneigter Gönner.

Die angenehme Gelegenheit, so ich dermahlen finde, auf Dero GeEhrtestes letztere, so mir erst vor weniger Zeit eingelieffert worden, zu antworten, nehme so viel lieber an, als bißher darnach getrachtet, mit einigen Linien auf Dero geneigte Fragen unsern Academiezustand betreffend auffwarten zu können. Die Einrichtung derselben kommt in allweeg der Königl. Französischen am allernächsten; dahero man auch mit vieler Freude alle diejenigen piecen, so von frembden Händen kommen und Physica, Mathematica, Mechanica und dergl. betreffen, annehmen und ohne zweiffel auch davon einige in die heraußkommende Memoiren ad modum der Französischen mit einrücken wird. Es wird in unsern privat conventibus, so Dienstag und Freytag Nachmittags geschehen, alles in lateinischer sprach proponirt, welcher sprach man sich auch in denen Memoiren bedienen wird. Doch ist es auch geschehen, daß in diesen conferenzien von denen, die mit der Baukunst und Fortification umgehen, ihre piecen seynd deutsch vorgetragen worden, von andern zuweilen Französisch, welches auch alle verstehen. Was aber in die gedruckte Memoiren kommt, wird wohl Lateinisch seyn, welche in Ordnung zu bringen und die Histoire de l'Academie und dessen, was in denen Conferenzien vorkommt, zu schreiben, dem Herrn Prof. Goldbach auffgetragen worden, der in allen Disciplinen sehr versirt ist und schon vor einigen Jahren mit einigen Mathematischen Piecen sich in denen Actis Eruditorum[60]) bekannt gemacht hat. Es werden auch einige, doch sehr wenige Membra honoraria auff frembden Academien in hiesige Societät erbetten werden, darunter vielleicht Herr Boerhaven, Bernoulli[61]), Morgagni[62]), Gravesand und dergl. Präsident von hiesiger Academie ist Herr Blumentrost, Leibmedicus, der in Moscau gebohren, dessen Herr Vater daselbst auch Leibmedicus gewesen. Er versteht die meiste Europäische sprachen, so en vogue, vollkommen, wie nicht weniger Herr Bibliothecaire Schuchmacher, der aus dem Elsaß gebürtig[63]) und schon lang in hiesigen landen ist. Ihre Meriten seynd einigermaßen berührt in der gedruckten Oration Herrn Prof. Bulfingers, so bey dem ersten conventu gehalten worden und nun

---

[59]) Joh. Mich. Geiss, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Vgl. Jöcher, Gelehrtenlexikon II, 905 f., und Max Wieser: Der sentimentale Mensch (Gotha 1924), S. 96, 266.

[60]) Jahrg. 1720, S. 27 ff., u. Suppl. tom. 6 (1717), S. 471 ff.

[61]) Joh. Bernoulli I (1667—1748) in Basel.

[62]) Giovanni Battista Mortgagni, seit 1711 Prof. d. Anatomie zu Padua.

[63]) Geb. 1690 in Kolmar, seit 1714 in russischen Diensten. Vgl. Pekarskij a. a. O. I, 15 ff.

schon allenthalben in Deutschland wird zu haben seyn, wenigstens von Herrn Gleditsch[64]) in Leipzig journirt werden. Und gleichwie man auß dieser Oration nähere nachricht von denen Umständen unserer Academie wird erhalten, also werden auß einer andern gedruckten lateinischen Rede des Herrn Erzbischoffs von Novogrod noch viele wichtigere Dinge erkannt werden, welche sowohl unsers Hochseel. Kayßers unsterbliche Meriten als auch die Succession und ganz Rußland betreffen. Der Titul von derselbigen ist: Lachrymae Roxolanae seu de obitu Petri Magni totius Russiae Imperatoris' brevis Narratio duaeque de laudibus eiusdem Divi Principis orationes. Auctore Theophane Archi-Episcopo Novo-Grodensi 1726[65]). Es ist dieser Herr Erzbischoff[66]) ein sehr humaner, gelehrter und kluger Herr, der neulich seine schon mehrmalen gegen die Academie bezeugte geneigtheit auch darin erwiesen, daß er die Membra derselben sämtlich solenn tractirt. Es waren noch einige Bischöffe und andere Russische vornehme Geistliche zugegen, und wurde nichts als Lateinisch, selten Italienisch gesprochen. Man wird auß gedachter piece (welche vielleicht in kurzem in dem Würtembergischen wird nachgedruckt werden oder wovon wenigstens bei meinem Bruder in Stuttgart abschrifft zu bekommen) dasjenige erkennen, was man hier auß denen Discursen des Herrn Autoris noch mehr überzeugt wird, daß auß solcher leut händen auch dergleichen Geistliche Reglement kommen können, welche man wie das schon lang in Teutschland bekannte Russische zu bewundern ursach hat. — Sonsten finden wir hier, daß die Anstallten, die Anatomie zu excoliren, denen zu Paris nichts nachgeben. Denn seitdem Herr Prof. Du Vernoy von Tübingen nach außgestandener vieler gefahr auff der See glücklich hier angelangt, hat er diese 3 Monat über stets so viel cadavera haben können, als er nur gewollt, so daß schon über 12 secirt worden und darunter ein sehr rares, da ein foetus ex utero materno genommen und alle rare und wichtige observationes dabey gemacht worden. Ich bin versichert, wann mehrere von teutschen Medicinae Studiosis diese Gelegenheit (selber, so viel sie belieben, Hand an die Anatomie zu legen) wüsten, es würden auch einige (statt vormahlen auff Amsterdam zu Ruyschio[67]) oder auff Paris zu rayßen) über lübeck mit geringen kosten inskünfftig hierher kommen. Herr Prof. Du Vernoy hat bisher den so schwehr zu finden gewesenen Ductum Thoracicum[68]) vortrefflich gezeigt und mit Mercurio injicirt. Er hat auch gestern einen Chat-pard auß dem Kayßerl. Garten, da er crepirt, zu anatomiren bekommen, dergleichen ein einiger in der Französischen Academie secirt und sehr seltsam beschrieben worden[69]). — Übrigens habe von Prof. Bulfinger, der selbsten nach gelegenheit trachtet, auch nächstens zu antworten, und von Herrn Prof. Majer, der unser Rayß Compagnon war und allhier über den Cursum Mathematicum lieset, Dero Compliment zu machen. Schließlich in geziem. Hochachtung verharrend Ew. HochEdelgebohrn. Gehors. Diener Chr. Fr. Gross.

---

[64]) 1694 errichtete Joh. Friedr. Gleditsch die rasch emporblühende Buchhandelsfirma.

[65]) Erste Ausgabe Riga 1725 = Sopikov, Opyt rossyskoj bibliografii I, Nr. 1122.

[66]) Vgl. J. Čistovič: Theophanes Prokopovič. St. Petersburg 1868.

[67]) Frederik Ruysch (1638—1731); sein anatomisches Kabinett hat Peter d. Gr. 1717 für 30 000 Gulden erworben.

[68]) Über die Entdeckung des Ductus Thoracicus, des Hauptlymphgefäßes, vgl. Handbuch d. Gesch. d. Medizin II (1903), S. 260, 313. Joh. Georg Duvernoy berichtet darüber in den Commentarii Acad. Scient. Imp. Petropolitanae I (Petropoli 1728), 342 ff.

[69]) Jean-Baptiste Du Hamel: Regiae scientiarum Academiae historia (Parisiis 1698), S. 180, berichtet von der 1679 von Jos. Guichard Duverney vorgenommenen Sektion eines Panthers. Der ausführliche Bericht in den Mémoires de l'Acad. Royale des Sciences contenant les ouvrages adoptez par cette Acad. avant son renouvellement en 1699, tom. I (Amsterdam 1736), 97 ff.

Es muß mit Dero GeEhrtestem letzteren bey denen Domestiquen deß Herrn Limborch u. Boethlingk ein fehler vorgegangen seyn, indem dasselbige, wie mir der Überbringer selbst gemeldet, lang bei Ihnen herumgefahren, auch mir nichts, wie sonst gewöhnlich, gemeldet worden, daß ich eine Antwort durch diese Correspondenten zurückschicken könne.

5.

Petersburg, den 23. Jul. St. n. 1726.

HochEdelgebohrner, HochgeEhrter Patron.

Dasjenige, so vor einigen wochen durch Addresse hiesigen Kauffmann Herrn Rollfinck in einem Einschluß an Herrn Urlsperger[70]), Seniorem Ministerii zu Augsburg an Ew. HochEdelgeb. zu erlassen die Ehre gehabt, wird ohne Zweiffel indessen richtig zu Handen gekommen seyn, worinnen dann mit denen erlangten Nachrichten nach damahligem Vermögen zu dienen gesucht. Indessen habe ferner von Herrn Bibliothecaire Schumacher, von dem zugleich sein Compliment zu machen, vernommen, daß der Catalogus Bibliothecae Uffenbachianae Manuscriptorum[71]) würcklich hier bei der Hand seye, und wann nicht von Hoher Hand Befehl ertheilt worden, die Bibliotheque allhier nur mit denen noch mangelnden vornehmsten zu ergänzen und denen neu heraußkommenden zu versehen, so würde man vor allen andern reflexion auff ermeldete Bibliotheque Ihres HochEdelgeb. Herrn Bruders gemacht haben, besonders da man einmahlen sich mit Herrn Hoffrath Mencken[72]) in Tractaten eingelassen. Es soll nun unsere Bibliotheque bald an ihren Plaz und damit in ein viel schöneres ansehen gebracht werden, sintemalen die dazu neugebaute Häuser[73]) so sehr magnifique und von stein, mit kupffer bedeckt seynd, nächstens in vollkommenen stand werden gestellet seyn, in welchen oben die Bibliotheque, unten das Ruyschische[74]) samt andern kostbaren Naturalien Cabineten werden placirt werden. Zwischen beyden häußern ist das schon vormahls erwehnte kostbare große Observatorium, in welchen man würcklich den großen Gottorpischen Globum[75]) zu transportiren beschäfftiget ist. Ein prächtigeres ansehen als diese unsere Academiegebäu hat der schöne grosse Pallast, welcher ein theil ist von dem nah an Petersburg angefangenen magnifiquen Closter St. Alexandri Nevski, allwo wir neulich gewesen und von dem Herrn Abt daselbst, der auß Servien gebürtig und vormahlen auch in Teutschland gewesen, sehr gütig empfangen worden. Der Ort hat einen vortrefflichen Prospect über die Neva und gegen Petersburg, so daß er dem vortrefflichen Closter, das vor Maynz[76]) am Rhein liegt, wie mich deucht, nichts nachgibt, ja in der neuen kostbaren bauart noch vorzuziehen ist. Es leben da zwar etlich und 40 Mönch unter ihrem Abt, es werden aber zugleich daselbst über 50 à 60 junge leute in dasiger wohleingerichteten schul in einigen sprachen, sonderlich Lat., Griech., Sclavonisch und einigen wissenschafften unterwiesen. Der vornehmste in dem hiesigen geistlichen Stand ist der Herr Erzbischoff von Novogrod als

---

[70]) Samuel Urlsperger (1685—1772), seit 1723 Senior und Prediger an der Hauptkirche St. Annen.

[71]) Halae Hermundurorum 1720.

[72]) Joh. Burkh. Mencke (1674—1732).

[73]) Über diese Baulichkeiten vgl. Stählin a. a. O., S. 46 ff., wo auch Abbildungen.

[74]) Vgl. Anm. 67.

[75]) Diesen berühmten, seit 1713 in Petersburg befindlichen Globus des 17. Jahrh. ließ Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp 1656—64 anfertigen. Vgl. Fiorini, Erd- u. Himmelsgloben, ihre Geschichte und Konstruktion, deutsch bearb. von Siegm. Günther (Lpz. 1895), S. 83.

[76]) Die Karthaus.

Vicepräsident von dem Synod, von dem schon neulich einige meldung gethan. Er ist vor der Zeit zu Kiov bey dem Academischen Collegio gewesen, welches erlesen aus einem Panegyrico de Victoria, quam Petrus I 1709 d. 27. Junii de Suecis reportavit, dicto Kiovice in Ecclesia cathedrali S. Sophiae in conventu publico suaeque ipsius Sacr. Majestatis praesentia, welches in Kiov gedruckt und worinn ich ein sehr elegantes Latein finde, da er sich unterschrieben Theophanes Prokopowicz, Collegii Kijoviensis Praefectus. Und von ihm haben wir die hierbeykommende 2 orationes samt der Narratione de obitu Petri Magni totius Russiae Imperat. Welche bey dieser guten gelegenheit zu übersenden um so weniger unterlassen wollen, als ungewiß bin, ob das bey meinem bruder, Kanzley Advokaten in Stuttgardt angewiesene Exemplar Ihm richtig eingelauffen und von da aus Ew. HochEdelgeb. hat communicirt werden können. Besonders da der innhalt desselben von solcher wichtigkeit ist und gleichsam die ganze Suite der nach und nach allhier gemachten weisen einrichtungen in allen ständen klärlich zeiget, ja zugleich als ein glaubensbekanntnuß der Russischen Kirchen angesehen werden kann, indem von vielen Hauptpunckten erhellet, was vor einer meynung man ist. Die Orationes seynd zwar in Russischer oder vielmehr Sclavonischer sprach gehalten und anfänglich gedruckt worden, nachgehends aber von dem Herrn Autore selbsten auf diese Art Lateinisch herausgegeben worden. Man hat noch unter andern auch ein Russisches Buch von Ihm, welches soviel hier ist als bey uns die gewöhnliche sogenannte Kinderlehr[77]. Selbiges aber ist, soviel wir wissend, noch in keine andere spraach übersezt. Gegen unsere[78] Academie hat selbiger bey allen Gelegenheiten sich sehr geneigt bezeugt. Selbige ist nun complet beysammen, indem lezthin nicht nur Herr Beckenstein von Königsberg, sondern auch Herr Leutmann von Wittenberg, der nahe 60 Jahre alt, aber noch sehr veget ist, glücklich hier angekommen. Lezterer ging auff der Elbe von Wittenberg in 12 tagen sehr commod zu Schiff biß beuzenburg[79] und dann in 8 tagen von Lübeck über die Ostsee biß Cronstatt, so daß dessen Raiße viel bequemlicher und glücklicher gewesen als vor einem halben Jahr Herrn Prof. Du Vernoy. Man dringt nun sehr starck darauff, alle zur Academie destinirte Häußer in vollkommenen stand zu stellen. Sonderlich die Bibliothec, das Ruyschische und andere Naturalien Cabinete[80] werden nächstens in ihre magnifique neue logis gebracht werden. Es soll dieses zu dem Lustre der neuen statt, welche man auff Wasiliosterow zustandzubringen sich bemühet, nicht wenig beytragen; die schöne, gleiche steinerne Häußer, gassen, canäle, so täglich zunehmen, geben nicht geringe Hoffnung dazu. Und ob man schon einigen Kauffleuten, wie ich höre, erlaubet, wieder auff Archangel zu ziehen, und man daselbst die Handlung wieder frey geben will, so seynd doch die übrige meiste verbunden, hier zu bleiben. Die gedruckte nachricht, die man auch hier in Russische sprach hat, daß sich die vornehmste Dugestanische[81] Fürsten bei St. André und Derbent ergeben und in die neue Festung zum Heil. Kreuz gebracht worden, welche sonsten bißher sich wiederspenstig erwiesen und zuweilen schaden gethan hatten, wird ohne zweiffel auch bald in die Französische Zeitungen kommen. Der Englischen Kauffmannschaft hat man hier durch ein gedrucktes patent die Versicherung gegeben, daß nicht leicht Krieg zu befürchten, doch bei allen vorfallenden conjuncturen sie außer schaden und gefahr seyn sollen. An das Schiff, womit Herr Prof. Leutmann gekommen, haben zwar einige von der Englischen Flotte Abgeschickte sich aussezen lassen, und nachdem sie

---

[77]) = Sopikov a. a. O. I, Nr. 174.

[78]) unserer *Ms.*

[79]) Boizenburg an der unteren Elbe.

[80]) Vgl. dazu Jean Bacmeister: Essai sur la bibliothèque et le cabinet des curiosités et d'histoire naturelle de l'Académie des sciences de St. Petersbourg (o. O. 1776), S. 150 ff.

[81]) Daghestan, Landschaft im östl. Kaukasus mit den Hauptorten Derbent und Petrowsk.

sich ein und anders wegen der ladung und passagers erkundiget und gefragt, was man von ihrer Flott zu lübeck sage, auch der Schiffer ihnen geantwortet, man könte daselbsten nicht begreiffen, warum sie da seyen, haben sie geantwortet, eben dieses wüsten sie auch nicht, worauf sie ihrer weeg gefahren und das schiff seinen cours fortgesezet. — Gedachten Herrn Leutmanns Beyrath wird man sich nun wohl auch in der neuen Antlia Pneumatica bedienen, die man hier machen zu lassen vor hat. Sie soll etliche Vortheil sowohl vor der Mussenbrockischen[82], Gravesandischen als auch Haeksbiischen[83] Art haben und continuo motu circulari damit nach belieben der Aër exhauriret und comprimiret werden können. Herr Prof. Bulfinger hat neulich in einer Memoire den völligen Plan davon vorgestellet. Die erste Gelegenheit soll ihm der hiesige sehr geschickte Russische Dreher Nardof, der bey hoff sonderlich vormahlen in grossem ansehen seiner kunst wegen gewesen, gegeben haben, indem er versprochen, dergleichen Machine von denen Ihm untergebenen leuten arbeiten zu lassen. Eben dieser Herr Nardof[84] hat einen helfenbeinernen Globum terrestrem unter der Arbeit, der seiner schönheit und accuratesse halben in allen gemachten abzeichnungen so wohl auff dem Globo als Horizont sehr pretieux seyn und Ihro Kayß. May. präsentirt werden soll. Sonsten würde mir noch die Ehre gegeben haben, einige curiöse piecen zu communiciren, welche als Reliquiae von denenjenigen Observationen übrig geblieben, so der verstorbene Fürst Cantimir[85], vormahliger Moldauischer Gospodar auf der Expedition mit dem Hochseel. Kayßer zu Derbent[86] und unterwegs gemacht. Indem die Ehre habe, daß dessen jüngerer Herr Sohn täglich einige stunden privatim bey mir hat, seynd mir diese pappier von ihm communicirt worden, um solche durchzusehen. Es befindet sich darunter nicht nur eine accurate Verzeichnus und Riß auf etliche Meil weit von der grossen Mauer[87], die von Derbent anfängt und, wie alte und neue Historici berichten, biß an das Schwarze Meer auf denen Caucasischen Gebürgen fortgehet, sondern auch einige fragmenta von Griechischen, Arabischen, Türckischen, auch mit literis Kiofi (wie er sie nennet[88]) gezeichneten Inscriptionen, so auf Monumentis von Gräbern, Thürmen, Stattporten und an der Stattmauer an unsäglich grossen steinen hin und her seynd gefunden worden. Weilen aber gestern das ganze Paquet dieser stücke unserm Herrn De l'Isle, Astron. Prof., auff sein inständig begehren communiciret, so will mir auf ein andermahl vorbehalten haben, einige piecen davon in copie zu übersenden, sonderlich wann die favorable Gelegenheit wieder sollte erhalten, die mir Überbringer dieses, Herr Daniel Busch, dermahlen gemacht, der vielleicht von seinen und unsern umständen Ew. HochEdelgeb. ein mehreres zu erzählen selbsten Ehre haben wird. Er will seinen angefangenen vorteilhafften Handel auf hieher continuiren und verspricht, auf künfftigen Herbst entweder selbst wieder über Frankfurt hieher zu kommen oder doch seine Waaren hieher zu schicken, in beyden Fällen aber Ew. HochEdelgeb. fernere Befehle an mich sicher zu bestellen, und offeriret sich dazu auch noch auf künfftige Zeiten. Wie er sagt, so logirt er allzeit in Franckfurt in der Kornblumengaß bei Herrn Käß,

[82]) Johann van Musschenbroek (1687—1748), Mechanicus in Leyden; vgl. J. Bacmeister a. a. O., S. 156.

[83]) Francis Hawksbee, Curator of experience der Royal Society, gest. etwa 1713.

[84]) Andr. Konst. Nartof, Leiter der Instrumentenwerkstätte der Akademie, vgl. Pekarskij I, 33 ff.

[85]) Dimitrij Kantemir, der gelehrte Gospodar der Wallachei (1673—1722).

[86]) Über die Expedition nach Derbent vgl. K. Waliszewski: Pierre Le Grand (Paris 1897), S. 385.

[87]) Die Mauer von Derbent an der Westküste des Kaspischen Meeres schreibt man Justinian I. oder dem Kosru-Nuschirwan zu; ihr Ursprung ist völlig unbekannt. Vgl. Emil Hübner, Römische Herrschaft in Westeuropa (Berlin 1890), S. 72.

[88]) Alte südrussische Schrift.

Wein- und Bierschenck, da er also zu erfragen. Das von Ihm hiebey an meinen Bruder auff Stuttgardt überbrachte werde mir die Freyheit nehmen dürffen, Dero gütigen Vorsorge gehors. anzubefehlen, womit in gebührendem Respect verharre

Ew. HochEdelgeb. Gehorsamer Diener

Chr. Fr. Groß.

P. S. Ew. HochEdelgeb. Herrn Bruder bitte gehors. mein compl. zu machen wie auch Sr. HochEhrw. Herrn Pfarrer Geißen und Ihnen obgemeldete orationes ohnschwer zu communiciren.

II
LITERATURBERICHTE

POLENS SCHÖNE LITERATUR IN DEN JAHREN 1927 UND 1928[1])

Von

O. Forst-Battaglia.

Vorbemerkung: Den Autoren und Verlegern, die mir bereitwillig neuerschienene Bücher zur Verfügung gestellt haben, sage ich geziemenden Dank. Durch die Übersendung vieler Hunderte von Werken der Schönen Literatur wurde ich in die Lage versetzt, über alles Wesentliche auf Grund von Autopsie zu urteilen.

Verwendete Abkürzungen: A. = Auflage — Bd. (Bde.) = Band, Bände — BP. = Bibljoteka Polska, Instytut Wydawniczy — BT. = Berliner Tageblatt — FZ. = Frankfurter Zeitung — GW. = Gebethner i Wolff — H. = Ferdynand Hoesick — Jb. = Jahrbuch für Kultur und Geschichte der Slaven — K. = Kraków — KS. = Krakowska Spółka Wydawnicza — KW. = Księgarnia św. Wojciecha — L. = Lwów — LH. = Literarischer Handweiser — LW. = Literarische Welt — M. = Jakób Mortkowicz — P. = Poznań — PL. = Pologne Littéraire — PP. = Przegląd Powszechny — PPr. = Prager Presse — PW. = Przegląd Współczesny — Ren. = Renaissance, Instytut Wydawniczy — S. = Seite(n) — T. = Tęcza — W. = Warszawa — WL. = Wiadomości Literackie — WP. = Wydawnictwo Polskie — ŻL. = Życie Literackie — ZO. = Zakład Narodowy im. Ossolińskich.

In den beiden Jahren, von denen ich hier, an meine letzte Übersicht in diesen „Jahrbüchern“ anknüpfend[2]), berichten werde, hat sich die Literatur in Polen kräftig zu Worte gemeldet. Es sind nicht so sehr die Quantität und die Qualität des geschriebenen, gedruckten und kunstvoll gefügten Wortes, die Beweis für das berechtigte Selbstbewußtsein der polnischen Literatur und der polnischen Autoren ablegen, als die emsigen Bestrebungen, zu organisieren, wo

---

[1]) In diesem Bericht werden nur Bücher berücksichtigt, die als Erscheinungsjahr 1927 oder 1928 zeigen. Ich verweise dabei auf die bereits erschienenen Übersichten über die belletristische Produktion größerer Abschnitte des hier behandelten Zeitraumes: J. Birkenmajer, Czartak 1928, 173 ff.; O. Forst-Battaglia, LH. 63, 491 ff., 64, 415 ff.; Jaarlijksche Boekenschouw 8, 89 ff.; LW. 28/1, 16/9 1928; FZ. 29/5, 6/11 1927, 12., 26/8 1928; BT. 9/10 1927; Nouvelles Littéraires 19/11 1927, 2/6 1928. K. Górski, Slovanský Přehled 1927, 1928. H. Sternbach, Die Literatur 1927, 1928.

Zu den allgemein orientierenden Aufsätzen über die polnische Literatur der Gegenwart sind seit O. Forst-Battaglias Studien im Euphorion 37, 534 ff., im Hochland 24, 316 ff., im Gral 20, 568 ff. hinzugetreten: Zdz. Dębicki, Portrety. W. 1927; Dziesięć lat w literaturze. Kurjer Warszawski 1928, 313. O. Forst-Battaglia, Polnische Literatur. Neue Schweizer Rundschau 1928, 691 ff.; Die polnische Schöne Literatur der Nachkriegszeit. Jb. NF. 3, 369 ff. K. Irzykowski, Die geistige Lage Polens. Der Querschnitt 7, 357 ff.; Polska literatura powojenna. WL. 1928, 35, deutsch im Völkermagazin 1928, Polennummer 18 ff. J. Kaden-Bandrowski,

vordem ein ungeregeltes Chaos wogte, zwischen Gesamtnation und ihren Dichtern ein würdiges Verhältnis herzustellen, das für die gedeihliche kommende Entwicklung wesentlich erscheint.

Die mit elementarer Kraft zur Organisation drängende Zeitstimmung finden wir in dem Bemühen des Staates und der Schriftsteller, eine allgemein anerkannte Autorität auf dem Parnaß, sei es eine Akademie, sei es ein Autoren-Parlament zu errichten; wir finden sie in der Munifizenz der Städte, die durch große Preise den Schaffenden mehr als platonische Anerkennung bieten wollen; wir finden sie im Verzweiflungskampf der guten Zeitschriften um ihre der Literatur nötige Existenz.

Die „Polnische Akademie“, als Gegenstück zur „Académie Française“, zu den Akademien in Deutschland, Spanien, Schweden gedacht, war das Um und Auf von leidenschaftlichen Diskussionen. Die Gruppen und Schulen zerfielen über diese Frage. Freund stand auf wider Freund, und die extremsten Gegner berührten sich in der Begeisterung für, im Haß gegen die Akademie. Schließlich zog die Regierung den bereits zugebilligten Fonds für die geplante Institution zurück, und der Streit verebbt in grimmige Preßfehden. Statt der Akademie als höchster Exekutiven redeten andere einem Dichter-Parlament als höchster gesetzgebender Gewalt das Wort[3]). Ansätze zu diesem Reichstag des schaffenden Geistes erblicken wir im Kongreß der Lyriker, der sich, unbeschadet der Gegensätze zwischen Urbanisten und Regionalisten, auf dem Gut des Grafen Morstin, selbst

---

Pióro ulękło się walki. Głos Prawdy tyg. 271. St. Kolbuszewski, Dziesięciolecie literatury polskiej. T. 1928, 45. J. Lorentowicz, Literatura w ostatniem dziesięcioleciu. Prawda 1928, 47. L. Pomirowski, Doktryna a twórczość. W. 1928; Literatura piękna odrodzonej Polski. Polska Zbrojna 1928, 314a. Z. Wasilewski, Dziesięciolecie literatury. Kurjer Poznański 1928, 520.

Man möge außerdem die wichtigeren Rezensionen berücksichtigen, die in den maßgebenden Zeitschriften erschienen sind, und zwar in WL., PL., T., PW., PP., RL., ZL. (für die Kritik), Myśl Narodowa, Świat, Tygodnik Illustrowany, im Jahrbuch des Czartak. Der Rezensionsteil der Zeitungen ist im allgemeinen auf sehr niedriger Stufe. Rühmliche Ausnahmen machen: Głos Prawdy, Czas, Kurjer Poznański, Dziennik Poznański. Außerhalb Polens findet man eingehendere Rezensionen der wichtigsten polnischen Belletristik nur in der PPr. (meist von M(á)gr.); in der FZ., im BT., in der Germania von O. Forst-Battaglia.

[2]) Jb. NF. 3, 241 ff.

[3]) Wichtigste Aufsätze zum Streit um die Akademie: T. Boy-Żeleński, Kurjer Poranny 1927, 104. E. Breiter, Głos Prawdy 1927, 295. I. Chrzanowski, Gazeta Warszawska 1927, 316. F. Goetel, Kurjer Warszawski 1927, 291. J. Herlaine, Echo Tyg. 1928, 4. K. Irzykowski, WL. 1927, 38, 44, 1928, 13, 26; Robotnik 1927, 294, 1928, 89, 98, 99, 110, 118, 131, 174, 179, 180; Głos Prawdy tyg. 252. J. Kaden-Bandrowski, Głos Prawdy 1927, 187; Głos Prawdy tyg. 234, 250. J. Lechoń, Kurjer Poranny 1927, 294, 299, 1928, 69. A. Nowaczyński, Gazeta Warszawska 1927, 298, 1928, 79. A. Siedlecki, Kurjer Warszawski 1928, 108, 188. W. Sieroszewski, Głos Prawdy 1928, 63. A. Świętochowski, Gazeta Warszawska 1927, 312. A. Wat, WL. 1927, 43. M. J. Wielopolska, Głos Prawdy 1928, 94, 101; WL. 1927, 44. J. Wołoszynowski, Epoka 1927, 312.

eines feinen Poeten, im Sommer 1928 versammelt hatte[4]); den nächsten Schritt bildete die Zusammenkunft von Wilna im November 1928[5]), an der die meisten polnischen Autoren teilnahmen und der gewichtige Beschlüsse in organisatorischen Dingen faßte. Die Solidarität und, nennen wir das Kind beim rechten Namen, die gewerkschaftliche Vereinigung der Schriftsteller ist nötig, um ihnen die materielle Grundlage des täglichen Lebens zu sichern. Davon unzertrennlich aber drängt sich das Problem der Umstellung des Buchhandels, sowohl des Verlags als des Sortimentes, auf. Man muß von derlei sprechen, weil materielle Fragen für die Literaturgeschichte von mindestens ebenso großer Bedeutung sind wie die nach den Liebesabenteuern oder den gelehrten Studien eines prominenten Helden künftiger „Vies romancées" und „Beiträge".

Das polnische Buch ist billig und wird wenig gekauft. Das Sortiment erfüllt, schlecht eingerichtet und ohne Rückhalt an einem interessierten Publikum, nur unzureichend seine Aufgabe. Resultat: ein guter Roman „geht", wenn er von einem beliebten Autor herrührt, in drei- bis fünftausend, sonst in tausend Exemplaren. Lyrik erreicht kaum das erste Tausend, Dramen sind so gut wie unverkäuflich. Nun vernimmt man ja ähnliche Klagen in sämtlichen Ländern. Indes die Zahlen sind für Polen besonders betrüblich. Von den Erzeugnissen der übelsten Graphomanie eines German und Konsorten abgesehen, nach Beseitigung der literarisch auch nur halb zu rechnenden Sensationsromane, die augenblicklichen politischen Konstellationen oder dem ewigen Hang des Publikums zum Exotisch-Ungewöhnlichen ihren Erfolg schulden, waren in Polen die größten Auflagen Kaden-Bandrowski und Makuszyński beschieden, dem einen, trotz der hohen Qualität seiner Kindheitsbücher, dem anderen, einem platten Witzbold und sehr durchschnittlichen Feuilletonisten, weil er die noch erträgliche Dosis von nicht weiter störender Kritik der Zustände in wenig Beschwerden verursachender Form bringt. Und diese „bestseller" erreichen für ihre gelesensten Romane, Novellen 5000 Bände in einem Jahr[6])! In Frankreich, das gegenüber rund 20 Millionen polnisch Redenden in Polen und 5 Millionen jenseits der Staatsgrenzen (die Sovětgebiete abgerechnet), das Doppelte, 50 Millionen französischer Leser im Hauptland, in Kanada, den französischen Kolonien, Belgien und der Schweiz aufweist, rechnet man für einen „Prix Goncourt" mit 200 000 Exemplaren. Ein normaler Romanerfolg beziffert sich mit 20 000 Bänden!

Kein Wunder, daß auch die auf Niveau haltenden Zeitschriften und Zeitungen einen harten Kampf ums Dasein zu führen haben.

---

4) Vgl. J. Iwaszkiewicz, WL. 1928, 27. Z. Morstinowa, Czas 1928, 137.

5) Vgl. F. Goetel, WL. 1928, 46.... A. Słonimski, WL. 1928, 47. Berichte im Dziennik Wileński 1928, 252 ff., Głos Prawdy tyg. 271.

6) Vgl. F. Goetel, O prawa społeczne literatury, W. 1929. J. Kaden-Bandrowski, Literatura a państwo, Głos Prawdy tyg. 245, 246, 247. Zdz. Dębicki, Rozmowy o literaturze. W. 1927.

Und gerade von ihnen kann, muß die Besserung ausgehen. Sie erziehen die Massen zur guten Lektüre, unterstützen durch einen sorgfältigen Rezensionsteil die Arbeit von Autor und Verleger. Darum zähle ich zu den wichtigen Ereignissen der im Zug befindlichen Organisation des polnischen Schrifttums, daß die „Wiadomości Literackie" sich unter tausend Schwierigkeiten am Leben behaupten, daß die „Pologne Littéraire" offenbar ihre Krisen hinter sich hat, und als notwendiges Gegenstück zum Organ der literarischen, politischen Linken, zu den „Wiadomości", eine ganz vorzügliche Zeitschrift konservativer Färbung, die „Tęcza" getreten ist. Deshalb begrüße ich die mit den großen Literaturblättern wetteifernden Wortführer der Jugend wie den „Głos Literacki", die „Kwadryga", das Posner „Życie Literackie", die Lemberger „Wiadomości Muzyczne i Literackie".

Wir haben hernach, ob auch des sehr beschränkten Wertes bewußt, den diese offiziellen Krönungen vor dem Forum der Geistesgeschichte haben, von den Preisen zu berichten, die an verdiente Schriftsteller verliehen wurden. Der Staat bezeichnete im Jahre 1927 Leopold Staffs Versband „Ucho igielne" als das hervorragendste Buch eines Lebenden, das während des letzten Trienniums publiziert wurde. Das Urteil läßt sich vor allem negativ damit begründen, daß kein überragendes Werk vorhanden war und positiv mit der Gesamtleistung des also Gefeierten. Für 1928 fiel der polnische Staatspreis auf Grund einstimmiger und allseits begrüßter Entscheidung an Juljusz Kaden-Bandrowski für dessen Zyklus der „Stadt meiner Mutter". Die polnischen Städte verteilten ihre Ehrengaben an allgekannte und einwandfreie Vertreter der älteren und der nicht mehr ganz jungen, jüngsten Generation. An Świętochowski und Tetmajer, an Tuwim, doch leider auch, aus durchsichtigen politischen Gründen, an Dmowski, statt an den damals noch lebenden Przybyszewski oder Zegadłowicz... Über die kuriose Lemberger Entscheidung sei lieber geschwiegen. Sehr erfreulich scheint mir die Preiserteilung an Boy, Borowy und Irzykowski, die als beste Literaturkritiker unserer Epoche bezeichnet wurden. Vollständig befriedigt weiters das Ergebnis des Krakauer Wettbewerbs um ein Niveau haltendes Drama, bei dem Rostworowski, Goetel und Nowaczyński als Sieger hervorgingen[7].

Die Chronik der beiden Jahre muß weiters der Verstorbenen gedenken. In erster Linie Przybyszewskis, der sich und seinen Ruhm um ein Vierteljahrhundert überlebt hat, in geistigem und materiellem Elend starb. Schicksalsgenosse des begabten Niezabitowski, der, bevor er den Ruhm kannte, ein jammervolles Ende nahm[8]. Dann der stillen und feinen Poetin Bronisława

[7] Das Protokoll der Beratungen über den Staatspreis von 1927: WL. 1927, 52; zum Staatspreis von 1928 vgl. WL. 1928, 52. Zur Diskussion über den Krakauer dramatischen Preis vgl. WL. 1929, 2, Naprzód 1928, 299 f.

[8] Nekrologe auf Przybyszewski u. a. von Zdz. Dębicki, Kurjer Warszawski 1927, 323. W. Grubiński, ib. 333. J. Kaden-Bandrow-

Ostrowska, die von uns scheiden mußte, damit sie wieder der heutigen Generation in Erinnerung kam. Auch der Lyriker Jan Mieczysławski hinterließ nur in engen Kreisen mehr als flüchtiges Bedauern[9]). Gustav Daniłowski aber, einst eine der Hoffnungen der polnischen Literatur, war ihr schon vor seinem Tode verloren[10]).

So viel aus der Chronik. Mit den literarischen Fehden nähern wir uns dem eigentlichen Bericht von Leistungen und Werken. Die Fehde um den Universalismus, durch Millers Buch „Zaraza w Grenadzie" lodernd entfacht, mündete in einen prinzipiellen Kampf um die Grundlagen der Dichtung. In seinem Mittelpunkt steht das Problem der „proletarischen Kunst". Hauptsächlich in den Spalten der „Wiadomości Literackie" wurde er ausgefochten. Kritiker wie Miller, Słonimski, Stern, Hulka-Laskowski, Broniewski äußerten ihr Pro und Contra. Stimmen von außen mengten sich ein. Viel Positives ist dabei, wie zu erwarten, nicht herausgekommen[11]).

Man stritt um Słowacki — dessen Heimkehr und königliches Prunkbegräbnis zur Krakauer Herrschergruft auf dem Wawel den Dichter „aktuell" machte, ohne die goldenen Zeiten des Słowacki-Kultus von anno Fin de Siècle zu beleben....[12]) Man streitet um Przybyszewskis Ehetragödie, die Boy ans Licht des Tages gezerrt hat[13]). Es gab kleine Skandale: wegen einer sehr unpassenden und geschmacklosen Poesie, die von den Katholiken als Gotteslästerung bezeichnet, von den Freidenkern mit großem Eifer verteidigt wurde

---

ski, Głos Prawdy 1927, 323. E. Zegadłowicz, Dziennik Poznański 1927, 279. Sondernummern für Przybyszewski der WL. 1928, 18; des Tygodnik Illustrowany 1927, 50. Etwas später die Aufsätze von J. Lemański, RL. 3, 1 ff.; K. Klein, ib. 200 ff.; K. Czachowski, ib. 215 ff.; A. Zahorska, PP. 177, 297 ff.; K. Kolbuszewski, Strażnica Zachodnia 1928, 1. Über die durch T. Boy-Żeleński entfesselte Polemik s. u. Anm. 13. Niezabitowski: ŻL. 1928, 5, 6.

[9]) Vgl. M. Dąbrowska, WL. 1928, 24. J. Lorentowicz, Świat 1928, 23. A. S., WL. 1927, 34.

[10]) Vgl. J. Kaden-Bandrowski, Głos Prawdy 1927, 291.

[11]) Wichtigste Aufsätze zum Streit über die Proletarische Dichtung: P. Hulka-Laskowski, WL. 1928, 1, 7, 1929, 3. Wł. Broniewski, ib. 4. A. Słonimski, ib. 7. St. Higier, ib. 10. Br. Jasieński, ib. 16. J. Miller, ib. 19. St. Wygodzki, ib. 28, 29. A. Stern, ib. 31. Daran sich knüpfende Polemik mit dem Świat, mit dem Kurjer Warszawski usw. in WL. 1928, 29, 31, 32.

Vgl. noch K. Irzykowski, Robotnik 1928, 71. E. Schürer und J. Jodłowski, Głos Lit. 1928, 22. St. Flukowski und M. Bibrowski, Kwadryga 1928, 2.

[12]) Die Literatur zur Słowacki-Feier verzeichnen und besprechen L. Płoszewski, RL. 3, 219 ff., 285 ff.; M. Kridl, PW. 23, 336 ff.

[13]) J. Boy-Żeleński, Blaski i nędze mowy polskiej. WL. 1928, 30; Kłamstwo Przybyszewskiego, ib. 39; O „kłamstwo" i prawdę Przybyszewskiego, ib. 45; Smutny szatan, ib. 52/53. Dazu M. Siedlecki, ib. 43; A. Wysocki, ib. 42. Dagegen J. Geszwind, Kłamstwo Przybyszewskiego, L. 1928; J. Wroczyński, Rzeczpospolita 1928, 295.

und des Lärmes nicht wert war, der um sie entbrannte[14]). Gegen Zegadłowicz und Tuwim wurden Attacken geritten, die den wackeren Angreifern wenig Ehre machen, und einer hat es sogar gewagt, Żeromski in die Sprachschule zu schicken[15]). Eine richtige, mit Temperament um ein großes Werk tobende Schlacht hat diesen zwei Jahren gefehlt. Vielleicht weil die Aufmerksamkeit sich anderwärts konzentrierte? Gewiß, weil es an allzu markanten Schöpfungen mangelte. Keine „Wiosna" in der Lyrik, und schon gar kein „Przedwiośnie" in der erzählenden Prosa ließen Frühlings- und Vorfrühlingsstürme über das polnische Land erbrausen. Erst um Kaden-Bandrowskis „Lenora" ist, so scheint mir, ein rasch anschwellendes Gefecht in Aussicht.

Nun aber zu den Büchern der Kritik — sofern sie nicht ihres wissenschaftlichen Charakters oder ihrer historischen Betrachtensweise halber meinem Referat über die Geschichtsschreibung vorbehalten sind —. Dies vorweg: keine neue Schule ist begründet worden, und kein Buch hat so viel Staub aufgewirbelt, als im Jahr zuvor Millers „Zaraza w Grenadzie". Zdzisław Dębicki lud uns zu feinkultivierten „Unterhaltungen über die Literatur", die sich mit den zu Beginn unseres Berichts gestreiften Grundlagen des dichterischen Schaffens beschäftigen. Auflagenhöhe und Honorar, Gleichgültigkeit der Profanen und Esoterik der Eingeweihten, das Verhältnis zum Judentum, die Art und die Nützlichkeit künstlerischer Auslandspropaganda werden in vornehmer Form erörtert. Debicki deckt sich in seinen Meinungen und berührt sich bei seinem Thema, zumal mit der Forderung nach sorgfältiger Komposition, mit Józef Weyssenhoff, der in dem wunderschönen Essai „Von Paul Cazins schriftstellerischer Kunst" auf den feinen französischen Novellisten und seine Selbstdisziplin als Muster polnischer Prosa hinweist. Von einem anderen Standpunkt aus bekämpft Stanisław Baczyński die „Mißachtung der schriftstellerischen Technik und die Nachäfferei" in der glänzenden Überschau über „Die Schicksale des Romans" (in Polen). Immerhin wendet auch er sich in der Hauptsache gegen die „vom Veitstanz und vom Verbalismus Besessenen". Manches erscheint mir ungerecht, zumal im Urteil über Kaden-Bandrowski, das Programmatische verdient Beifall. Leon Pomirowski rückt auf dem Wege durch die Kritik der zeitgenössischen Kritik den Dichtern zu Leibe („Doktrin und Schaffen"). Baczyński in der Wertung Kaden-Bandrowskis diametral entgegengesetzt, begegnet er sich doch mit jenem in vielem, in der Forderung nach klassischer Bändigung und europäischer Durchdringung der nie versiegenden

---

[14]) Das Gedicht „Madonna nędzarzy" erschien im Głos Prawdy tyg. 1927, 225. Polemik darüber verzeichnet RL. 3, 62.

[15]) J. Herlaine, Echo Tyg. 1928, 6, 11, Kurjer Polski 1928, 264. Dagegen T. Pini, Kurjer Polski 1928, 159, 266. Vgl. noch die Polemik in der T. 1928, 19, 22. Leon Pomirowski, Doktryna a twórczość. W. M. 1928, 210 S. Vgl. WL. 1928, 37, PL. 25, ŻL. 1928, 2, PPr. 1928, 202, Świat Książki 1928, 1/3.

polnischen Romantik, dann in der Auswahl jüngerer Autoren, an die sich die weitere Entwicklung der polnischen Literatur knüpft. Es ist interessant zu sehen, wie von rechts und links da die gleichen Namen genannt werden: die Dąbrowska, Kuncewiczowa, Melcer-Rutkowska, neben den schon der Diskussion entrückten Rygier-Nałkowska und Kossak-Szczucka unter den Frauen; Goetel, Wołoszynowski, Słonimski, Iwaszkiewicz, Wat unter den Männern für die erzählende Prosa, Witkiewicz auf dem Theater. (Von der Lyrik war weniger die Rede.)[16])

Kritik in Form eines die geschichtliche Sendung des polnischen Schrifttums verherrlichenden Vortrags ist Juljusz Kaden-Bandrowskis Berliner Vorlesung „Die Römer des Ostens" (deutsch als „Polnische Literatur" in ausgezeichneter Übertragung Guttrys erschienen). Kritik, wieder in anderer, in Polen sonst seltener Form, die Muller-Reboux und Nordau nachahmende, doch nicht so sehr als etwa Robert Neumanns „Mit fremden Federn" gelungene „Anthologie der polnischen literarischen Parodie". Vor allem unterschieden die Herausgeber nicht zwischen den Gattungen der Parodie und der Travestie. Dann mengten sie historische Reminiszenzen, „Parodien" (meist Travestien) Krasickis, Słowackis mit den an sich meist vortrefflichen Verulkungen von Zeitgenossen durch Zeitgenossen. Wenn schon auf Älteres zurückgegriffen wurde, hätte z. B. die „Elegie auf den Tod des Kämmerers" nicht fehlen dürfen (wohl die beste polnische Parodie überhaupt), Krasicki, Zabłocki, Niemcewicz, Fredro wären reichlicher zu berücksichtigen. Unter den modernen Beiträgen ragen die Słonimskis hervor durch ihre Vielseitigkeit und treffende Sicherheit, die Boys aber („O tem co w Polszcze dzieiopis mieć winien") ist... eine großartige stilkritische Leistung. Boy stammt wirklich irgendwie von Jan Kochanowski (und Rey): die ganzen Papas[17]).

Zdzisław Dębicki müssen wir nochmals mit den — mitunter verschwommenen — „Portraits" neuerer Schriftsteller nennen. Die Gesellschaft ist etwas gemischt: Bartkiewicz, die Rodziewiczówna, Or-Ot neben Berent, Kasprowicz, Tetmajer, Staff vertragen wir nicht in einem Gruppenbild, das sich, ungeschrieben, „Die polnische Literatur der Gegenwart in ihren führenden Gestalten" betitelt. Im zweiten Band, der hauptsächlich der heute auf der Höhe stehenden Generation gewidmet ist, scheint mir die Auslese besser. Man vermißt aber noch immer die führenden Dramatiker und Lyriker, Wit-

[16]) Zdz. Dębicki, Rozmowy o literaturze. W. GW. 1927, 242 S. Vgl. PL. 15, PP. 178, 102. J. Weyssenhoff, O sztuce pisarskiej Pawla Cazin. W. GW. 1928, 137 S. Vgl. RL. 3, 243 ff., PP. 179, 157 f., T. 1928, 26. Stanisław Baczyński, Losy romansu. W. Rój 1927, 159 S. Vgl. PPr. 1927, 249.

[17]) Juljusz Kaden-Bandrowski, Rzymianie Wschodu. W. Sekcja bibljofilów Koła Polonistów U. W. 1928, 54 S., deutsch: Polnische Literatur, Berlin-Grunewald, Horen-Verlag 1928, 32 S. Vgl. WL. 1928, 27. Antologja polskiej parodji literackiej. W. M. 1927, 86 S. Vgl. WL. 1927, 37.

kiewicz und Rostworowski, Zegadłowicz und Tuwim, die Iłłakowicz und Lechoń.

Des Mangels an Distanz wegen mehr ästhetisch-kritisch als historisch sind die Schriften von Kazimierz Bukowski über Reymont, Julian Krzyżanowski über Orkan und Stanislaw Pazurkiewicz über Kasprowicz, alle drei populär gehalten, die erste ziemlich eilig hingeworfen, die zweite gut und die dritte ausgezeichnet. Stefan Papées Studium über die „Balladen-Mysterien von Emil Zegadłowicz" blieb einziges Beispiel einer sorgfältigen kritischen, wenn auch enthusiastischen Würdigung zeitgenössischer Dichtung am einzelnen Fall und in Buchform. Zygmunt Wasilewskis „Erinnerungen an Jan Kasprowicz und Stefan Żeromski" führen ihren Titel nicht zu Recht. Es handelt sich um eine Sammlung von Artikeln, bald kritischen Charakters, bald Beiträge zur Biographie, bald um den Abdruck von Dokumenten. Die Broschüre von Jakób Geszwind bemüht sich, das durch Boys Enthüllungen kompromittierte Andenken Przybyszewskis vor den Beschuldigungen des Verrats an seiner Überzeugung zu retten. Kaum mit Erfolg. Ästhetischen Problemen im allgemeinen ist Michał Sobeskis, des Posener Professors der Ästhetik, „Aus dem Grenzgebiet von Kunst und Philosophie" gewidmet. Das Blickfeld Sobeskis reicht von Spanien über Frankreich und Italien bis in seine Heimat. Die verschiedenen, hier vereinten Essais beschäftigen sich mit den mannigfaltigsten Gegenständen, mit Dantes Esoterik und Przybyszewski, mit der französischen Philosophie des Nachkriegs und mit dem italienischen Futurismus. Die Qualität ging nicht auf Kosten der Quantität verloren. Den Standpunkt Sobeskis kennzeichnet dieser Satz: „Den denkenden Menschen kann nicht die auf Grund der Intuition gewonnene Überzeugung befriedigen, ... nur das, was er kraft logischer Notwendigkeit erkennt". Dabei steht Sobeski, durchaus kein Materialist, nur ein Gegner der Romantik, auf dem Boden christlicher Überzeugung[18]).

Die weltanschaulichen Auseinandersetzungen sind bei Sobeski nicht verpönt. Sie erfüllen, teils in Anwendung aufs Philosophische, teils aufs Politische, teils auf die Kunst den köstlichen Band von konzentrierter Weisheit, Władysław Leopold Jaworskis „Notizen", und die etwas anspruchsvollen, zu jugendlichen, prätentiösen

---

[18]) Zdz. Dębicki, Portrety W. GW., Bd. 1, 1927, 324 S., Bd. 2, 1928, 367 S. K. Bukowski, Wł. St. Reymont. L. ZO. 1927, 103 S., vgl. RL. 2, 308 ff., WL. 1928, 10. J. Krzyżanowski, Pieśniarz krainy kęp i wiecznej nędzy. Zakopane, Muzeum im. Chałubińskiego 1927, 70 S., vgl. RL. 3, 213 ff. St. Pazurkiewicz, Jan Kasprowicz. Częstochowa. Towarzystwo Oświaty Narodowej 1928, 61 S., vgl. PPr. 1928, 7. St. Papée, Mysterja balladowe Zegadłowicza. P. Drukarnia Poznańska 1927, 48 S., vgl. RL. 2, 214, WL. 1928, 38, PPr. 1927, 147. Z. Wasilewski, Wspomnienia o Żeromskim i Kasprowiczu. W. GW. 1927, 186 S., vgl. RL. 3, 55 ff., PL. 15, dann die Polemik mit A. Drogoszewski, WL. 1928, 39, Myśl Narodowa 1928, 21. J. Geszwind, Kłamstwo Przybyszewskiego i kłamstwa o Przybyszewskim. L. Selbstverlag 1928, 34 S., vgl. WL. 1928, 46. M. Sobeski, Z pogranicza sztuki i filozofji. P. Fiszer-Majewski 1928, 270 S., vgl. WL. 1928, 37, PL. 25, PP. 179, 325 ff., PPr. 1928, 241.

Maximen Stefan Napierskis „Schatten im Winde". Noch mehr zum Journalismus, zum Wiener Feuilleton und zum Pariser Entrefilet hinüber gleitet Juljan Ejsmonds „Kunst zu schmähen", witzig, sehr witzig, zu witzig, funkelnd wie ein Saphir, der bei der „Neuwert"ung aller literarischen Werte der polnischen Welt einen teils gereimten, teils ungereimten Satzspiegel vorhält. Journalismus, der gute Absichten und Ansichten in die Form von alles wissenden und sogar besser wissenden Leitartikeln kleidet: Józef Wasowskis „Große Zeiten" (die wir noch so klein gekannt haben)[19].

Verbleiben, dauerhafter Struktur, die hervorragendsten unter den von Wacław Borowy gesammelten nachgelassenen (fast ausnahmslos bereits in Zeitschriften abgedruckten) Artikeln Stefan Żeromskis „Elegien" und die von hohem Schwung getragenen, prachtvollen Streitschriften des Geistlichen Feliks Mieszkis: „Nacht über Europa", „Revolution", „Der Untergang des Bürgertums" und „Krieg". Auf dieses großartige Talent muß mit um so stärkerem Nachdruck die Aufmerksamkeit gelenkt werden, als auch der apostolische Eifer dieses Priesters und Anklägers wider die bestehende Ordnung eine außergewöhnliche Individualität ankündet. Ich sage nicht zuviel, wenn ich Mieszkis, den Schriftsteller und Prediger, mit dem Vergleich charakterisiere (der zugleich über seine Ideenrichtung Aufschluß erteilt): Polens Lamennais. Von den Höhen dieser das Ewige streifenden Publizistik finden wir den Rückweg zu den durchwegs literarisch sehr zu rühmenden Reisebüchern, die im weitesten Sinne Tagesschriftstellerei sind[20]. Boy-Żeleński läßt uns die Eindrücke seiner Triumph-Fahrt durch Frankreich von anno 1927 in dem geistsprühenden Band „In der Sorbonne und anderwärts" miterleben. Daß er da in seinem Element ist, wenn er mit vergnügtem Augenzwinkern seine innere Emotion des heimlichen Dichters unter der Maske des unheimlich boshaften Spötters verbirgt, und als Kritiker ganz handfeste politische Progaganda zum Thema „France-Pologne, toujours amies" betreibt, versteht sich von selbst. Erstaunlich ist die Eleganz des Französisch seiner anhangsweise abgedruckten Rede in der Sorbonne, aus der eine Anekdote wohl sich dem Schatz unsterblicher Geschichtlchen gesellen wird, wie Boy, um der polnischen Übersetzung des „Discours de la méthode" einen Buchhändlererfolg zu verschaffen, das Werk des Descartes mit der

---

[19]) Wł. L. Jaworski, Notatki. K. Selbstverlag 1927, 36 S., vgl. WL. 1928, 16, PL. 16. St. Napierski, Cienie na wietrze. W. H. 1928, 187 S., vgl. WL. 1928, 24, PL. 21. J. Eismond, Sztuka wymyślania. W. Rój 1927, 125 S., vgl. WL. 1927, 32. J. Wasowski, Wielkie czasy. W. H. 1928, 180 S., vgl. WL. 1928, 28, PL. 16, PPr. 1927, 342. Auch in den Sammlungen politischer Aufsätze, wie in der von J. Bobrzyński, Na drodze walki. W. H. 1928, 132 S., findet sich mancher Essai.

[20]) St. Żeromski, Elegje. W. M. 1928, 425 S., vgl. WL. 1928, 1, PL. 18, RL. 3, 116 f., Myśl Narodowa 1928, 4, Pamiętnik Literacki 25, 344 f. F. Mieszkis, Noc nad Europą. Mielnik, Selbstverlag 1927, 71 S.; Upadek mieszczaństwa, ib., 94 S. Wojna, ib., 100 S.; Rewolucja, ib. 1928, 264 S., vgl. WL. 1928, 1, 9, 1929, 5, PL. 17, 29.

Schleife versehen ließ: „Nur für Erwachsene". Im übrigen handelt Boy hier und in dem zweiten Essaiband „Tratsch, nichts als Tratsch" gegenüber den vom faszinierenden Esprit wehrlos bezwungenen Leser nach dem Spruch: à cochon cochon et demi. Władysław Orkan, wie Boy, Dichter und Journalist dazu, reist im eigenen Lande, schreibt „Briefe aus dem Dorf" und schildert die polnischen Bauern so prächtig, so wahr, so ungeschminkt, daß es eine Freude und manchmal ein Jammer ist, der zum Jubelruf der Chłopomanen im begreiflichen Gegensatz steht. Das Kapitel „Liebe und Ehe" (unter guten das beste) sollte jeder Historiker und Literaturhistoriker mit Muße lesen. Es ersetzt eine Bibliothek folkloristischer gelehrter Schriften[21]).

Reisebücher ohne wissenschaftliche Prätentionen ferner: Von Melchior Wańkowicz „In den Kirchen Mexicos", beiden Parteien nicht vergnügliche Wahrheiten aus und über das Reich von Huerta und Calles, vorzüglich beobachtet, lässig geschrieben und, wie man einst gesagt hätte, „ganß nußlich zu lesen". Amerika, du hast es schlechter, auch als Motto über der Brasilienfahrt Mieczysław Lepeckis, die man nur neben die läppische Exkursion der acht Yankees, welches Opus Brockhaus leider auf deutsch publizierte, halten muß, um die Einfühlung des dieselben Strecken durcheilenden Polen in die primitiven Seelen zu loben („Im Herzen des roten Kontinentes").

Eine Fähigkeit des Begreifens, die meiner Meinung nach die Polen zur Reiseschriftstellerei prädestiniert. Wie schön ist nicht, trotz der geringen wissenschaftlichen Vorbildung, des Kunsthandwerkers Stefan Łubieński „Zwischen Osten und Westen", eine Studie über japanische Seelenheit! Nur Lafcadio Hearn ist von Europäern so tief in die Psyche des Japaners eingedrungen, und Paul Claudel übertrifft die beiden, den Angelsachsen und den Polen, durch das Genie des profunden Dichters. Łubieński aber wird genug geehrt, wenn ich ihn in diese Nähe stelle. Er sieht Japan als das Reich, in dem die Sonne der Schönheit nie untergeht, als ein Land der harmonischen Ausgleichung von Realismus und Idealismus, von Heldentum und Handelsgeist. Die Leistung eines feinfühligen Dilettanten ist um so mehr bewundernswürdig, als das Literaturverzeichnis, mit dem Łubieński zu Unrecht seiner Schrift gelehrten Charakter geben will, gewaltige Lücken enthüllt. Er kennt nicht: Nachod, Florenz, Münsterberg, Haushofer, die Sammelschrift „Unser Vaterland Japan", von den japanischerseits geschriebenen belletristischen Werken z. B. Kikou Yamata, von denen fremder Autoren über Japan Raucat, Ossendowski, ja Farrère. Tut nichts. Der Weg war anfechtbar, das Ziel ward erreicht[22]).

---

[21]) T. Boy-Żeleński, W Sorbonie i gdzieindziej. W. H. 1927, 163 S., vgl. WL. 1928, 14, 28, PL. 16; Plotki, plotki. W. BP. 1927, 208 S., vgl. WL. 1928, 14, PL. 16. Wł. Orkan, Listy ze wsi. Bd. 2. W. GW. 1927, 188 S., vgl. WL. 1927, 36, PP. 175, 291, PPr. 1927, 167.

[22]) M. Wańkowicz, W kościołach Meksyku. W. Rój 1927, 180 S., vgl. WL. 1927, 30, PP. 175, 170 ff., PPr. 1927, 255, Reichspost 13/5 1928. M. Le-

So auch in dem Łubieński durch Schlichtheit und wahre Humanität verwandten Afrikabuch „Moienzi Nzadi" Tadeusz Dębickis, eines Polen, der im Kongo Dienste tat und also den Spuren seines großen Landsmannes Joseph Conrads in das „Herz der Finsternis" folgte. Die schmucklose Erzählung von der hoffnungslosen Trauer jener Landschaft und vom traurigen Los ihrer Bewohner rührt uns tief. Wir vergleichen sie unwillkürlich mit Gides „Voyage au Congo". Und dann mit Ferdynand Antoni Ossendowskis neuem Afrikawerk, den „Sklaven der Sonne", das die geographische Tragik der Gefangenen brennender Gluthitze schildert, nur gegenüber den weißen Kolonisatoren milder gestimmt ist. Derlei Gedanken werden wir in des Grafen Henryk Potocki kindischem Jagdbuch „Im Lande der Massaja" vergeblich suchen. Wodurch unterscheidet sich der afrikanische Nimrod von dem aristokratischen Polen, dem als höchstes Glück auf Erden gilt, möglichst viel Tiere exotischer Namen im fernen Afrika zu töten? Durch nichts, es sei denn durch die geringere Resistenz gegenüber dem Klima, durch bessere Waffen, mehr Geld, mehr Komfort und eine Leichtgläubigkeit, die grotesk schiene, wäre sie nicht traurig zu nennen. (Heiter die ernsthaft erzählte Geschichte vom Malthusianismus bei den Affen!). Erfreulicherweise erhielt Afrika auch den Besuch weniger hochgeborener und höher begabter polnischer Autoren, Ferdynand Goetel, ein Schriftsteller von Rasse, brutalem Wirklichkeitssinn und einem Gemisch von angelsächsischem Realismus, deutscher Tüchtigkeit, polnisch derbem Humor, welche Tugenden er erfahren, erlernt, ererbt hat, weiß zum Thema „Ägypten", ohne Neues zu bringen, doch Neues zu sagen und aus einem Nichts an positiven Mitteilungen ein literarisches Etwas zu gestalten. Dann, in einem Bericht von der Fahrt nach dem frierenden, nach „Der Insel im nebligen Norden", ein zauberisches und doch greifbar nahes Gemälde der unpoetisch-poetischen unschönen Schönheit Islands zu zeichnen[23]).

Jan Parandowski aber ist nach dem lachenden Hellas gepilgert und nahm die Eindrücke für sein herrliches, gehaltvolles Buch

---

pecki, W sercu czerwonego lądu. W. BP. 1928, 290 S., vgl. WL. 1928, 6, PL. 16, PP. 178, 251. St. Łubieński, Między Wschodem i Zachodem. W. GW. 1927, 216 S., vgl. WL. 1928, 13, PL. 16, PPr. 1928, 6. Als kurioses Gegenstück hierzu die fiktiven Briefe eines Japaners aus Polen: L. Caro, Listy Japończyka o Polsce. L. ZO. 1927, 145 S., vgl. WL. 1927, 38, PPr. 1926, 357, Reichspost 23/1 1927.

[23]) T. Dębicki, Moienzi Nzadi. W. GW. 1928, 123 S., vgl. WL. 1928, 24, PL. 21, PP. 180, 97 f.

F. A. Ossendowski, Niewolnicy słońca. P. WP. 1928, 504 S., vgl. WL. 1928, 29, PL. 21. Diesem Werke waren desselben Autors Reisebriefe: Wśród Czarnych. L. ZO. 1927, 252 S., vorausgegangen, vgl. PW. 22, 342 ff., WL. 1927, 23, PL. 15. H. Potocki, W krainie Massajów. W. GW. 1928, 142 S. F. Goetel, Egipt. L. ZO. 1927, 234 S., vgl. WL. 1927, 51, PL. 15, PW. 22, 157 ff., PP. 177, 363, PPr. 1927, 172; Wyspa na chmurnej północy. W. GW. 1928, 198 S., vgl. WL. 1928, 43, PL. 25. Ein zweites polnisches Werk über Ägypten ist gründlicher, aber weit weniger gut geschrieben: W. T. Dobrzyński, Egypt współczesny. W. BP. 1927, 239 S., vgl. WL. 1927, 15, PW. 24, 335 f., PP. 177, 362.

„Zwei Frühlinge" heim. Der Franzose heißt Ähnliches „un pur charme", und der Abbé Bremond würde nicht anstehen, dieser wunderbaren, vollendeten Prosa einen Raum in der „poésie pure" einzuräumen. Ich entzücke mich über die Kadenz der Säte, über die visionäre suggestive Kraft der Bilder. Tadeusz Sinkos „Vom Olympos nach Olympia" hat neben Parandowski einen schweren Stand. Als Kunstwerk ist es jenem ersten nicht ebenbürtig, an informativem Wert dagegen reicher. Wir haben vor uns die Reise eines schon gereiften Anacharsis, dessen fromme Pilgerfahrt zum heiligen Griechenland durch einen Tropfen Skepsis getrübt wird, einen Pausanias, der sich rechtzeitig erinnert, Abouts „Roi des Montagnes" gelesen zu haben, einen grundgelehrten Philologen, der sich bemüht, von wissenschaftlichen Problemen zu plaudern, ohne zu langweilen. Hauptstationen: der Olympos, Athen, Olympia. Viel interessante, unabhängige Urteile: über die Politik der Entente gegen Konstantin, gegen Fallmerayers Theorien und für das Hellenentum der heutigen Griechen, die Ansicht, daß die Genialität der Athener durch keinen geopolitischen Rationalismus zu erklären ist, Polemik mit Renans (und indirekt mit Zielińskis) Gleichung: Religion = Schönheit. Wo die hellenisch-philologischen Heerstraßen verlassen werden, verirrt sich und strauchelt mitunter des Wanderers schreibende Hand. Sophus Bugge ist kein Holländer, das Urteil über Barrès scheint mir verfehlt. Unter den benutzten Werken fehlen Gerhart Hauptmanns Griechenlandfahrt, Albert Schäffer, Spittelers „Olympischer Frühling", Tharaud, Croiset, Taine.

Parandowski und Sinko enden mit der Abfahrt nach Ausoniens Gefilden. In Sizilien spielt, was Stanisław Kozicki seinen staatsphilosophischen Dialogen zur Rahmenerzählung wählte. Ein Politiker und ein Dichter, Tatmensch und Träumer würde Dromard sagen, unterhalten sich über die beste aller politischen Welten. Über Hellas, Karthago und Rom. Und über Moskau, den Fascismus. Aut Caesar, aut Nihilismus, lautet des Dilemma, und welches der Politiker — Kozicki — wählt, ist nicht schwer zu erraten. Eia, eia, allalla[24])!

Wird auch auf dem Gebiet des Dramas in Polen der Streit so energisch zu ungunsten des radikalen Umsturzes entschieden? Krieg mit Moskau? Eine Menge Sapiehas widersetzt sich dem und stellt Dekorationen auf die Bühne, die jedem Meyerhold und Granovskij Ehre machten. Um diese Dekoration herum begeben sich freilich recht konservative Dinge. Eine Vereinigung von Routiniers, die sich einer zugkräftigen Handlung befleißen, also ein Syndikat von Handlungsbeflissenen, beherrscht die Szene und hat sie wenigstens bis vor kurzem beherrscht. Kaum daß sich in Krakau oder Posen ein

---

[24]) J. Parandowski, Dwie wiosny. L. ZO. 1927, 175 S., vgl. WL. 1928, 3, PL. 17, T. 1928, 7, PPr. 1927, 340. T. Sinko, Od Olimpu do Olimpii. L. Atlas 1928, 432 S., vgl. WL. 1928, 40, PL. 25. St. Kozicki, Na Sycylji. W. GW. 1928, 125 S., vgl. WL. 1928, 41.

Dichtwerk auf die Bretter wagte. Ein Jammer, wie in Warschau das unvergleichliche Schauspielermaterial, die Kamiński — der im Oktober 1928 dem polnischen Theater wegstarb —, Solski, Frenkiel, Junosza-Stępowski, Jaracz, Węgrzyn, Przybyłko-Potocka, Kamińska ihre Kunst an mittelmäßige Farcen und Reißer verschwendeten. Ein Blick auf die gesammelten Theaterkritiken des durchaus nicht den praktischen Bühnenerfolgen feindlichen Boy-Żeleński „Flirt mit Melpomene" (Bd. 7) zeigt uns die gähnende Leere des Repertoires, die mit flüssigem Schwatz angefüllt wurde, aus dem als rarus in gurgite vasto der einzige Witkiewicz erscheint. In ihm und in Zegadłowicz erschöpft sich, was vom polnischen Theater den Durchschnitt für europäische Begriffe überragt[29]).

Bei aller Hochachtung vor dem originellen und grotesken Talent des einen, vor der tief poetischen Begabung des anderen darf man ihre Bedeutung auch nur als relative anerkennen. Witkiewicz ist ein mystischer und mystifizierender Pirandello, der sich fortwährend auf der Suche nach Personen befindet, in denen er seine Einfälle verkörpert. Zegadłowicz und der ihm formal wesenfremde, klassizistische, doch in der Stoffwahl und in der Geisteshaltung ähnliche Morstin sind als Dramatiker typische Epigonen Wyspiańskis, Fortsetzer, wenn man will, doch keine Erfüller.

Immerhin, das Wertvolle der dramatischen Produktion von zwei Jahren, einer ungemein sterilen Ernte knüpft sich an die Namen Zegadłowicz, Morstin, Słonimski (als Dramatiker ebenfalls ein Epigone, diesmal der „großen" Romantik), Witkiewicz. Von Emil Zegadłowicz empfingen wir zunächst die wundervolle „Faust"-Nachdichtung, von der ich in diesen Jahrbüchern ausführlich berichtet habe[30]), eine wohlgelungene „Turandot" in polnischem Gewand, das Krippenspiel „Da Christus geboren ward" (in Posen mit großem Erfolg aufgeführt) und die Druckausgaben von „Bet-Saba" (einer biblischen Tragödie über das bekannte Motiv), „Vigilien". Ludwik Hieronym Morstins „Geschenk der Weichsel", ganz im Bann von Wyspiańskis „Legende", zum Teil von Reymonts „Bauern" (die Personifizierung von Naturkräften, der Parallelismus eines bäuer-

---

[29]) Über das polnische Theater der beiden letzten Jahre und seine Krisis vgl. außer T. Boy-Żeleński, Flirt z Melpomeną, Bd. 7. W. H. 1928, 333 S. und dazu WL. 1928, 14 besonders: St. Kolbuszewski, Dzisiejszy kryzys teatralny. T. 1928, 19. M. Kriwoszejew, Organizacja teatrów Rzpltej. W. H. 1928, 43 S. (Großzügiges Reformprojekt.) J. Lorentowicz, Nasz teatr po wojnie. Prawda 1928, 24. St. Papée, Teatry 1918—1928. T. 1928, 45. K. Zawodziński, Dziesięciolecie teatru w Polsce niepodległej. Polska Zbrojna 1928, 314a. Einzelne Städte. Krakau: M. Szukiewicz, Głos Narodu 1928, 245. Posen: L. P. Tęcza 1928, 28. Warschau: die beißenden Kritiken A. Słonimskis in den WL. sind, trotz ihrer maßlosen Schärfe, das wertvollste Hilfsmittel zur Orientierung über die Theaterverhältnisse der Hauptstadt, vgl. außerdem die Akten des Prozesses gegen M. Grydzewski, A. Słonimski in WL. 1928, 1. A. Grzymała-Siedlecki, Kurjer Warszawski 1928, 13. A. Szyfman, Polska Zbrojna 1928, 314a. W. Zawistowski, Droga 1927, 12. Wilna: S. Srebrny, Źródła Mocy 1928, 3.

[30]) Jb. NF. 3, 487 ff.

lichen Liebesdramas und elementarer Naturgewalten) entzückte einen kleinen Kreis durch seine Bildhaftigkeit, fand aber in Krakau nur Achtungserfolg.

Im dichtungsfeindlichen Warschau setzte Słonimski, der gefürchtete Kritiker Antoni Słonimski, mit Mühe die Aufführung seines symbolistischen „Babylonischen Turmes" durch. Der Titel wurde zum Omen. Das Publikum verstand nur wenig von dem, was der Dichter meinte. Die Kritik beschäftigte sich mehr mit der Tendenz als mit den ästhetischen Seiten des Werkes. Uneingeschränkt ist der klingende, leichte Vers, die edle Sprache zu preisen. Über die Psychologie des Helden, einer Kopie von Krasińskis „Mąż" und des Baumeisters Solneß, der Heldin, einer umgekehrten Hilde Wangel und wiedererstandenen „Gattin" aus der „Ungöttlichen Komödie", läßt sich streiten, oder vielmehr die Papiergebundenheit ihres Wesens ist dem Zweifel entrückt. Die Grundidee, es möge sich die Menschheit einträchtig zum aufbauenden Beginnen unter die Führung der erlesensten Geister begeben (die, Nachhall des Positivismus, natürlich Ingenieure, Erfinder sind), ist, was der Franzose ein „bateau" nennt. Mußte sie dramatisch gestaltet werden? Navigare necesse est, meint Słonimski, und das bleibt seine Privatangelegenheit. Doch darf der Kritiker an die fortwährenden Anklänge an Mickiewicz („Razem, razem, młodzi przyjaciele"), an Krasiński (nur, daß die Welt optimistisch und von der anderen Seite her betrachtet wird), an Żeromski erinnern. Dieser Schrei des Helden Thompson aber „Do mnie synowie nieba" (— wdowy —) stammt er aus den „Popioły" nur so von ungefähr oder sollte gar? ... Ein Turm, Maurer, der große Baumeister, Hammer und Kelle an der Arbeit ... Ich muß wohl nicht fortfahren. Auf das Pathos der die Welt umspannenden Tragödie folgte die ingrimmige Selbstironie einer bösen Satire „Der Neger von Warschau"; jüdische Selbstzerfleischung, an der sich polnische Antisemiten und Semiten beim Anblick ihrer erschreckend ähnlichen Doppelgänger auf der Szene ergötzten[27]).

Stanisław Ignacy Witkiewicz hat wieder mit einer Reihe von tragischen Farcen die Bürger in Erstaunen und Entrüstung versetzt und, während Słonimski die Sozialisierung betreibt, die Dissoziation der Persönlichkeiten vorgenommen, die sich zu skurrilen Gebärden auf der Schaubühne ergehen. Einmal heißt derlei „Persy

---

[27]) E. Zegadłowicz, Faust Goethego. Wadowice. Fr. Foltin 1927, 2 Bde., 238, 356 S., vgl. PPr. 1927, 57, Reichspost 22/5 1927, FZ. 4/8 1927. W. Hulewicz, Pół-Faust. W. 1926. Die Buchausgaben der drei anderen Stücke Zegadłowiczs sind mir nicht zur Hand. Ich zitiere nach Berichten der Presse. Zum gesamten dramatischen Schaffen Zegadłowiczs vgl. T. G(rabowski), Teatr Zegadłowicza, Przegląd Poranny 1927, 71. St. Papée, Mysterja balladowe Zegadłowicza. P. 1927. L. Morstins „Dar Wisły" kenne ich auch nur aus der Inhaltsangabe WL. 1926, 48 und aus den Berichten über die Krakauer Aufführung, Czas 1928, 67, Głos Narodu 1928, 80. Über Morstin vgl. Kurjer Poznański 1928, 492. A. Słonimski, Wieża Babel. W. H. 1927, 118 S., vgl. WL. 1927, 23; Murzyn warszawski, aufgeführt 1928, vgl. T. 1928, 52, Głos Prawdy 1928, 332, Kurjer Poranny 1928, 333, Kurjer Warszawski 1928, 331.

Zwierzontkowskaja", ein anderes Mal „Die Metaphysik des zweiköpfigen Kalbes", und stets bekommen der „gesunde Menschenverstand", die Psychiater als Wärter des kranken Menschenverstands ihre Prügel im übertragenen oder wörtlichen Sinn des Wortes. Fließend sind die Grenzen zwischen noch im verzerrten Scherz ernsthafter Satire des als wirklich Betrachteten, Verabscheuten und der metaphysischen „blague". Doch dieses Schwanken von uns nahenden Gestalten hat seinen Reiz, des Stanisław Przybyszewskis unfreiwillig komischer „Rächer", der aus den Knochen so um 1900 lebendiger Figuren entstanden ist, völlig ermangelt. Ein betrüblicher Epilog, dieses Konglomerat von Kraszewskis „Morituri", Feuillet und dem früheren Przybyszewski. Eine betrübliche Variation über die an sich schon wenig wonnige „Rose" Żeromskis, Artur Górskis ekstatische „Gelübde", in denen man den verschiedensten „Heimatlosen Menschen" begegnet zusamt ihrem Autor, Gespenstern, die es sein wollen und anderen, die es noch Zeit ihres vermeinten dramatischen Lebens sind[30]).

Zum „Theater der Dichtung": ein sonderbarer Versuch Jarosław Iwaszkiewiczs, „Romeo und Julie" vollkommen zu modernisieren. Nicht bloß, wie es englische und deutsche Bühnenleiter taten, die Shakespeareschen Gestalten in heutige Trachten zu hüllen, sondern das Geschehnis zwischen Montecchi und Capuletti unter neuzeitlich fühlenden Menschen sich abspielen zu lassen. Julia also ist psycho-analytisch und abreaktionär; Capuletti debitiert frisch an der Universität Bologna erlernte Weisheiten, trägt einen schwarzen Anzug und bei feierlichem Anlaß das Schwarzhemd des Fascisten, entgeht dem Revolver Julias und fällt in ihre Arme, nachdem besagte junge Dame unmittelbar vor seinem Erscheinen einen Monolog auf sehr alte Weise, doch im jüngsten Wołoszynowskischen Stil gehalten hat. Eine glühende, wahrhaft poetische Diktion der beiden Liebenden entschädigt für das Gewagte eines Vorwurfs, der an sich keiner wäre.

Theater der Dichtung endlich: Stanisław Miłaszewskis in gepflegter Rede einherwandelnde und dramatisierte Abschnitte aus der Weltliteratur-Geschichte, „Farys" und „Don Quijote". Das erste Stück teilt sich mit dem Caren in die Freude, endlich den Emir Rzewuski eingefangen zu haben, der alsdann zwischen arabischen Zelten und römischen Salons zwar der Liebe nachgeht, doch stets das Vaterland vorgehen läßt, denn:

„In der Steppe, in Stambul, auf sämtlichen Spuren:
Ein Pole strebt stets nach den polnischen Fluren."

Sogar wenn er den „Don Quijote" mit den Zügen eines polnischen

---

[30]) St. I. Witkiewicz, Tumor Muzgowicz. K. Fala 1927, 90 S.: Persy Zwierzontkowskaja, mir als Buchausgabe unbekannt, zitiert nach PPr. 1927, 154; Metafizyka dwugłowego cielęcia, mir bekannt aus zahlreichen Artikeln, so T. 1928, 23. Über das gesamte Theater dieses Autors vgl. T. Boy-Żeleński, PL. 18; W. Nitecki, ŻL. 1928, 5, 6. A. Górski, Śluby P. KW. 1927, 166 S., vgl. Tęcza 1928, 9. St. Przybyszewski, Mściciel. W. GW. 1927, 73 S., vgl. WL. 1927, 12.

Szlachcic und Sancho mit denen des zu knechtischem Stand degradierten Herrn Jowialski versieht[29]).

Waclaw Grubińskis „Prinzessin von Judäa" und Adolf Nowaczyńskis „Krieg dem Kriege" leiten sanft von der dramatischen Dichtung zu Schöpfungen einer fröhlichen Laune, an denen das P. T. Publikum sein Wohlgefallen hat. Grubiński präsentiert also die weltbekannte Tochter der Wilde-nis, Salome. Prophete rechts und hellenischer Epikuräer links, das Weltkind in der Mitten. Es hat seinen und will den Kopf des Jochanan. Stirbt hernach in Schönheit. Herodes und seine Herod-Baba, Pilatus, der die Hände in Schuld wäscht, jüdische Priester, sonstige Akzessorien, Tänzer, Musik, Sklaven. Kurz das ganze schon klassische Altertum, mit einem Stich in romantische Gegenwart. Und Eros, der lose Knabe, sitzt an der Quelle, Blumen windet er sich zum Offenbach. Dem Adolf Nowaczyński in „Krieg dem Kriege" nacheifert. O Aristophanes und ihr, o „Ritter", ihr lockeren „Vögel", und du, Maurice Donnay, nebst „Lysistrata", der anmutig grazilen. Wie freuen wir uns der neuerlichen Begegnung! Die zeitgemäßen Anspielungen würzen das Mahl. Die verulkten Figuren des Athener politischen Lebens springen bald bacchisch munter, bald schreiten sie im „Pas de sanateur". Doch das Ganze ermangelt eines nicht auszudrückenden Etwas. Wird nicht den Tag, den Abend überdauern, an dem es die Warschauer belustigte, und zählt, trotz allen Witzes, im beträchtlichen Werk Nowaczyńskis kaum mit[30]).

Thesenstück, Unterhaltungsstück, also Fabrikware, was noch die Bretter betrat. Am saubersten und feinsten die Komödien Włodzimierz Perzyńskis. Sie beginnen immer vortrefflich, ermatten dann und enden, ohne zu enden. Tänzeln um Probleme, die ernst anzufassen sie sich scheuen, versöhnen uns aber durch den ausgezeichneten Dialog, durch köstliche Charakteristik und mitunter nachdenkliche Sätze. Das „Lächeln des Schicksals" stellt die Not des Intellektuellen zur Schau und verspottet den Kult der trainierten Muskeln, den Erfolg der bedenkenfreien Tüchtigkeit. Auf jene Art, die den außerhalb des Theatersaals vor Geld und Kraft sich verneigenden Zusehern behagt. Der „Liebesarzt" heftet sich dem unzerstörbaren Minister samt seinen den Staat melkenden Freunden, Bekannten, Gegnern an die Fersen, vermengt damit das Ewig-Weibliche und sündigt durch eine entsetzliche Exposition (Schema: du weißt, liebe Schwester, wie unser Vater . . .) Am besten geriet „Ich kündige meinen Dienst". Unter den Händen eines Curel wäre

---

[29]) J. Iwaszkiewicz, Kochankowie z Werony. W. Skamander 1928, 47 S. St. Miłaszewski, Farys. W. GW. 1928, 178 S., vgl. WL. 1928, 17, PP. 178, 366 f.; Don Kiszot. W. H. 1928, 182 S., vgl. WL. 1928, 15, PL. 22, PP. 178, 367, Myśl Narodowa 1928, 11, Kurjer Poznański 1928, 177. Ein weiteres Don Quijote-Drama hat T. Łopalewski in Wilna 1928 aufführen lassen: „Rycerz z Lamanczy".

[30]) W. Grubiński, Księżniczka żydowska. W. H. 1927, 108 S., vgl. WL. 1926, 13. A. Nowaczyński, Wojna wojnie. W. H. 1928, 257 S., vgl. WL. 1927, 46, 50, Myśl Narodowa 1927, 24.

das ein Meisterwerk geworden, so erblicken wir eine handfeste Gesellschaftssatire der Jugend von heute im Hause eines egoistischen Gelehrten und einer charakterschwachen, in ihrem Recht, sagen wir lieber weniger pathetisch, in ihrer Hoffnung auf erotische Befriedigung gekränkten Mutter. Die Aussprachen und Einsprachen sind brillant. Der Schluß läßt sich verteidigen. Er ist unlogisch, aber Unlogik ist gerade die echt weibliche Logik der traurigen Heldin Anna, die mit Grazie ins infinitum zum Getäuschtsein bestimmt ist. In Perzyńskis Manier schilderte die Marquise Marie-Jehanne Wielopolska sehr boshaft die „Neuen Armen". Recht lustig. Als Vorbild dienten willig, dienten gern von Robert de Flers die „Neuen Herrn"[31]).

Stefan Krzywoszewski (die mit Gartenlaubenromantik verzierte Haupt- und Staatsaktion aus dem Jahre 1830 „Kampf", das Unsittenstück „Schauspielerinnen"), Stefan Kiedrzyński („Man darf sich über nichts wundern", „Rückkehr zur Sünde", beides Juvenalia, die sehr turpia sind, dann eine Renaissance-Schauertragödie, halb Maeterlinck und halb Fulda, „Florentiner Roman"), Kazimierz Wroczyńskis „Um zu leben" (oder von den verderblichen Wirkungen der Inflation) sind kaufmännische Angelegenheiten: etwas paradox, nicht vom frierenden Nord, sondern vom behaglichen Westen (um dessen sanftere Schwingen, ach, wie sehr, das französische Theater zu beneiden ist), nehmen sie den Bernstein, den Sinn[32]).

Ein Trost für die nahe Zukunft, daß der Krakauer dramatische Konkurs, den, welchen das polnische Drama anzumelden schien, abzuwenden verheißt. Indes von den drei vortrefflichen Stücken, die gekrönt wurden: Karol Hubert Rostworowskis „Überraschung" (die er selbst uns mit seiner Rückkehr zur Literatur bereitet), Adolf Nowaczýńskis dramatischer Chronik des Krakauer Völkerfrühlings, Ferdynand Goetels mächtiger „Zborowski"-Tragödie, kann erst der künftige Rückblick auf 1929 melden.

Ist die Ausbeute beim Drama nur sehr bescheiden, so erreicht sie bei der Lyrik ein annehmbares Durchschnittsmaß. Es waren diese

---

[31]) Wł. Perzyński, Uśmiech losu. W. GW. 1927, 188 S., vgl. PP. 174, 259; Lekarz z miłości. W. GW. 1928, 127 S., vgl. T. 1928, 6; Dziękuję za służbę. W. H. 1928, 139 S., vgl. WL. 1928, 40, PL. 28. M. J. Wielopolska, Nowopowrzy. P. Drukarnia Poznańska 1927, 52 S.

[32]) St. Krzywoszewski, Walka. W. H. 1928, 175 S., vgl. WL. 1928, 13, PL. 21, T. 1928, 13; Aktorki, aufgeführt 1927, mir nur aus Rezensionen bekannt. Desselben Autors gesammeltes „Teatr" erschien W. H. 1928, 294 S. St. Kiedrzyński, Nie trzeba się niczemu dziwić. W. Bibljoteka domu polskiego 1927, 160 S.; Powrót do grzechu, aufgeführt 1928, vgl. WL. 1928, 6, PPr. 1928, 26; Romans floreneki. W. Bibljoteka Teatralna 1928, 192 S., vgl. T. 1928, 8. K. Wroczyński, Aby żyć, aufgeführt 1927, vgl. WL. 1927, 51.

beiden Jahre allerdings vorwiegend eine Zeit der Besinnung und der Rechenschaft, die Polens führende Lyriker sich selbst und ihren Lesern abgestattet haben. Zegadłowicz, Tuwim, Słonimski, Wierzyński, Lechoń haben ihre bisherigen Verse gesammelt und herausgegeben. Und nur wenige neue Werke können da neben dem so zur Schau gestellten Ertrag eines der Reife nahen Menschenlebens sich sehen lassen. Wenige, doch sie bedeuten viel. Ich nenne sie an der Spitze einer etwas eingehenderen Einzelübersicht: Leopold Staffs „Nadelöhr", der Iłłakowicz „Weinender Vogel", „Aus der Tiefe des Herzens", „Spiegel der Nacht", Zegadłowiczs „Elegien", Wierzyńskis „Olympischer Lorbeer", Gałuszkas „Menschen ohne Antlitz" und Brauns „Gewerbe". (Ich will mit dieser Reihenfolge ungefähr andeuten, wie ich mir die Rangordnung der also aus der Gesamtproduktion hervorgehobenen Dichtungen vorstelle.)[33])

Gruppieren wir die polnischen Lyriker in ein Parlament der Poeten, so erscheint auf der äußersten Rechten die gute alte Romantik, die man in Deutschland als Butzenscheibendichtung bezeichnet. Da reimt sich alles schön säuberlich, die Gedanken fliegen so hoch, wie es von der literarischen Polizei erlaubt ist, verbrennen sich nicht die Flügel und nicht den Mund, wissen Bescheid um Herz und Schmerz, wollen fürs Vaterland, das teure, sterben und verderben, die Mädchen haben rote Wangen und stehn im holden Frühlingsprangen, ein Jüngling ist da, um zu wagen, worauf ihm minniglich die Jungfrauenherzen entgegenschlagen. Ein Greis, ehe er fromm sich legt auf die Bahre, hat ehrwürdige und weiße Haare. Und wer es mit Polen übel meint, ist ein tückischer, ein böser Feind: Man liebt, man seufzt, man erblaßt, und man singt. Es rauscht, es schäumt, es zittert, es klingt. Niemand hat davon Schaden, und er hat den Spott: Gedichte von Oppman (in Klammer: Or-Ot).

Eine sehr harmlose Neuromantik orthodoxer Färbung bringt zahlreiche Bände hervor, die man schreiben müßte, um zu erklären, warum sie geschrieben werden. Zum Beispiel. Doch wozu Namen nennen? Schwieriger liegt der Fall bei unbezweifelbaren Talenten, die aber von ihren Bewunderern maßlos überschätzt werden. Ich kann beim besten Willen nicht zugeben, daß Marja Grossek-Korycka mehr als eine virtuose Fortsetzerin der aus der Mode gekommenen „Młoda Polska" ist, und daß sie verdient, vor vollkommener Vergessenheit bewahrt zu bleiben. Wie sie vor höheren Aufgaben schon im Formalen versagt, das beweisen ihre Unfähigkeit, ein korrektes Sonett zu schreiben und der falsche Ton ihrer „volkstümlichen" Lyrik. Ihr „Lyrisches Merkbuch" wird so zum kulturgeschichtlichen

---

[33]) Über den augenblicklichen Stand der polnischen Lyrik vorzüglich: K. W. Zawodziński, Poezja Polski odrodzonej. Świat Książki 1928, 19 ff. J. K., Współczesna poezja polska. Głos Narodu 1928, 99. M. Toporowski, Rewolucja słów. WL. 1928, 38. P. Hulka-Laskowski, Uśmiechy i grymasy anarchji, ib. 24; Anarchja w dzisiejszej poezji polskiej. Głos Prawdy 1928, 260, dann die Aufsatzreihe von R. Bergel, Kurjer Poznański 1928.

Dokument einer im Ästhetischen versunkenen Epoche, die zwischen dem „Mów do mnie jeszcze" Tetmajers und dem „Nie mów nic" der Grossek-Korycka unschlüssig nach Symbolen suchte. Ein Nachhall von Asnyk und der Konopnicka: man möge ihm lauschen, ehe er verklingt.

Diese beiden: Bronislawa Ostrowska und Maria Czerkawska leiten vom Symbolismus zur Schule des „Czartak" hinüber. Die jüngst verstorbene Ostrowska war ein großes Talent, dem nur die günstigen Vorbedingungen zur völligen Reife abgingen. Die Lyrik der „Sägemühle im Sonnenglanz" ist dem innigsten Naturgefühl entquollen. Die geschauten Landschaften sind Wirklichkeit und Traum, sie selbst und das Symbol. Die Dichterin ringt mit sich und ihrer Unrast. Ehe der Sieg kam, mußte sie von dannen. Bei der Czerkawska überrascht sofort die Sicherheit des Verses und des Ausdrucks. Menschen und Dinge sind auch bei ihr Sinnbilder, sie nimmt Partei für die Natur gegen die Zivilisation. Mit den Bäumen steht sie auf du und du. Ganz selig ist ihr zumute, und ganz Liebliches gelingt ihr im Schatten der grünen Titanen[34]).

Aber es ist ein weiter Weg von der Ostrowska und Czerkawska bis zu Kazimiera Iłłakowicz. Es genügt nicht, daß dort und hier der Grundton gleich erscheint. Jene hatten Begabung, diese entfaltet immer glanzvoller ihr Genie. Vier Bände in zwei Jahren. Einer davon „Erzählung vom Moskauer Martyrium", bei jedem anderen schon eine markante Leistung, hier der Tiefpunkt, von dem sich leuchtend die drei abheben: „Der weinende Vogel", „Spiegel der Nacht", „Aus des Herzens Tiefe". Wer sich an Themen wie „Glauben und Heimat" wagt, für den gibt es nur das Dilemma: Lesebuchlyrik, Banalität oder ewig-gültige Dichtung. Bei der Iłłakowicz bejahe ich entschieden das zweite. In ihrer Skala hat die eindrucksgesättigte Frauenseele der Poetin noch andere, bald schmerzlich, bald triumphierend klingende Akkorde: keinen falschen. Gieriges Greifen nach dem flüchtigen Genuß berauscht auf Stunden und betrübt, enttäuscht oder nicht befriedigt, auf Tage. Das Empfinden fürs Vaterland erfüllt jedoch die Zeitlichkeit, und innige Gottes-Sehnsucht verbindet mit der Ewigkeit. Tragisch zerrissen mag uns oft das Gemüt der Poetin dünken, Stürme brausen über Tiefen und Untiefen. Doch letztlich glätten sich die Wogen, und der Geist Gottes schwebt über dem Abgrund. Es überrascht, freilich nur im ersten Augenblick, daß die komplizierte Wesenheit der Iłłakowicz dabei das liebevollste Verständnis den Kindern entgegenbringt. Aus dem Kranz der letzten Verse bewundere ich vor allem die grandiose Fieberphantasie vom „Weinenden Vogel", die prächtig komponierte „Ballade von der bösen

---

[34]) Or-Ot, Poezje, Bd. 3. W. GW. 1927, 221 S., vgl. WL. 1927, 35, PP. 175, 292 f. M. Grossek-Korycka, Pamiętnik lyriczny. W. H. 1927, 158 S., vgl. WL. 1928, 46, T. 1928, 32, PP. 180, 88, ŻL. 1928, 3. Br. Ostrowska, Tartak słoneczny. W. H. 1928, 74 S., vgl. WL. 1928, 24, 46, T. 1928, 32, PP. 180, 86 f. M. Czerkawska, Zielony cień. K. KS. 1928, 61 S., vgl. WL. 1928, 47, PP. 178, 369.

Mutter“, die holden „Kinderreime“ (zumal „Die Kinder und die Theosophin“, die „Wilde Puppe“), im „Spiegel der Nacht“, die „Sommerfrische“, das „Morgengebet“ in „Aus des Herzens Tiefe“. Wer diese Verse schrieb (denen eine Übersetzung nur unvollkommen gerecht wird): „Und täglich muß ich, einem neuen David gleich, erfüllen, was aus meinem Herzen und hoch über mein Haupt emporragt“, der gehorcht einem heiligen Muß, dem Dämon, der — gottgesandt oder teuflisch, „Ich weiß nicht, ob ich in Satans Bannkreis weile oder im Schatten des Kreuzes“, gesteht die Iłłakowicz — drinnen haust, in einer großen und gequälten Seele[35]).

Religiös, dem Land und mehr noch der Landschaft verhaftet ist das Schaffen Zegadłowiczs und derer vom „Czartak“. Zweierlei trennt die Dichter der Beskiden von der litauischen Poetin: geringere Fügsamkeit an die strenge Metrik überlieferter Versmaße, dann das Musikalische als Dominante gegenüber der wesentlich malerischen Inspiration der Iłłakowicz. Jede Seite in den beiden Bänden, die Emil Zegadłowiczs Balladen und andere lyrische Dichtungen aus den Jahren 1919 bis 1926 umfassen, gibt davon Zeugnis. Man darf die „Dziewanny“ und das „Wachholderhaus“ nur kraft ihrer Neuordnung zur Produktion unserer Berichtsperiode rechnen. Neu und wunderschön sind die Elegien, die bei Zegadłowicz immer mehr neben der Ballade zur Lieblingsgattung seiner Lyrik werden. „Gespenstische Wegweiser“ enthalten die herrlichen „Eisschollen“. Nächste europäische Vergleichsmöglichkeiten, die mich einer längeren Abhandlung über diese vollendeten Kleinkunstwerke der Stimmungslyrik entheben: Rilke, Jammes und zum Teil Paul Fort. Unter den Gedichten Zegadlowiczs sind sie am untadeligsten in der Form, am meisten frei von der Wunderlichkeit der Interpunktion (Hypertrophie von Gedankenstrichen), am stärksten malerisch empfunden. Sie und die Dreiheit von „Flora, Caritas, Sofia“ (mir weniger wert als die „Gespenstischen Wegweiser“), dann die ans Herz greifenden „Sieben Grabgesänge auf Jan Kasprowicz“. Erste Stationen auf dem Weg Zegadłowiczs, der von Kasprowicz berufener Erbe ist, zu neuen lichten Höhen? Die hinter der Schwelle des ungekannten Tages liegen, vor der er sich in seiner poetischen Beichte jüngst als harrend bekannte? Ich glaube es wohl und kann darum mich den so überwundenen Schwächen des früheren Werks gegenüber der Einwendungen entschlagen[36]).

---

[35]) K. Iłłakowiczówna, Opowieść o moskiewskiem męczeństwie. W. H. 1927, 108 S., vgl. WL. 1927, 1; Płaczący ptak. W. H. 1927, 168 S., vgl. WL. 1927, 34, PP. 175, 294, zu beiden Bden. PL. 13; Z głębi serca. W. GW. 1928, 205 S., vgl. PL. 26, ŻL. 1928, 3, PP. 180, 88 f.; Zwierciadło nocy. W. M. 1928, 90 S., vgl. PP. 178, 368 f., T. 1928, 6, zu den letzten zwei Bden. vgl. WL. 1928, 48, T. 1929, 6, Myśl Narodowa 1928, 19, Kurjer Poznański 1928, 318.

[36]) E. Zegadłowicz, Dziewanny. W. M. 1927, 485 + 19 S.; Dom jałowcowy. W. H. 1927, 338 S., über beide Sammelbde. vgl. WL. 1927, 5, 36, PP. 175, 293 f., Kurjer Poznański 1927, 93, 221, 1928, 93, Głos Prawdy 1927, 29, 125. Separatausgaben einzelner Lyrik: Ballada o świątkarzu. P. Towarzystwo Bibljofilów 1928, 16 S.; Flora, Caritas, Sofia. P. Fiszer-Majewski 1928,

Der Kreis des „Czartak“ schenkte uns, im Zeichen Zegadłowiczs, einen weiteren Band seines Jahrbuches, von dem uns hier nur der lyrische Teil angeht. — Auch von dieser Publikation war in dieser Zeitschrift schon die Rede —[87]. Sonst heischt Józef Birkenmajer für seine sich mehrenden Gedichte eine zunächst nur bedingt gerechtfertigte Aufmerksamkeit. In „Auf der Straße und auf dem Weg“ zeigt sich, meines Erachtens, die noch unselbständige Art des als Kritiker und Literarhistoriker mit scharfem Urteil und schon deutlichem Profil Begabten. Der Reihe nach sind die Pawlikowska, Słonimski, Wittlin, Gałuszka, Karpiński nachempfunden worden. Selten nur, wie im „Häßlichen Mädchen“, ein Blitzstrahl origineller Erfindung. Nicht unmittelbar zum „Czartak“ gehörig, doch dessen Ideenwelt verwandt, ist die Lyrik Józef Aleksander Gałuszkas, bei dem die unmittelbare Verknüpftheit mit der „großen“ Romantik noch fühlbarer und gleichzeitig auch die „Modernität“ der Ausdrucksmittel weit häufiger ist beim eigentlichen „Czartak“. Gałuszkas „Menschen ohne Antlitz“ enthüllt, wie schon frühere Bände, eine recht individuelle Eigenart, die sich bis auf gewisse Kunstgriffe, Lieblingsthemen erstreckt. Der Reim nicht immer rein. Die Inspiration musikalisch, städtefeindlich. Häufige Kryptomnesien (z. B. im „Siebenten Tag“ ein Vers fast wörtlich aus den „Krymschen Sonetten“ Mickiewiczs!).

Stanisław Bąkowski, sachlich zur Gemeinschaft mit dem „Czartak“ bestimmt, hat diese energisch, offenbar aus persönlichen Gründen, abgelehnt. Man kann noch schwer beurteilen, ob damit die Gruppe Zegadłowiczs viel verlor. Die „Augen der Stunden“ hatten Erwartungen erregt, die der „Standhafte Pilot“ kaum rechtfertigt, ein philosophisches Lehrgedicht, so langweilig, wie die gleichfalls aëronautische Angelegenheit weiland Sully-Prudhommes, so exotisch wie nur je ein Cendrars, mit Anklängen an den Schillerschen „Alpenjäger“ und im Tempo an den Bersaglieri-Marsch. Religiös dernier cri, der aus den Höhen dem Allerhöchsten blasphemisch entgegentönt und seinerzeit von Lord Byron, Słowacki nebst anderen illustren Vorfahren erhoben wurde. Eine Verirrung des zu Land weit gefechtstüchtigeren Talentes, das seine Helden weder die Ehe, noch den Hals, noch mit dem „Czartak“ brechen lassen und an schleunigste Heimkehr aus dem auf dem Luftweg nicht ohne Kollisionen mit dem Sitten- und Strafgesetz erreichten Jerusalem denken sollte[88].

---

49 S.; Siedem pieśni zgrzebnych o Janie Kasprowiczu. K. Towarzystwo Miłośników książki 1927, 62 S.; Widma wskazówek, ohne Verlagsangabe, 46 S. Über Zegadłowiczs Poesie im allgemeinen vgl. O. Forst-Battaglia, Emil Zegadłowicz. Der Gral 22, 94 ff., St Papée, Kwiaty na ugorze, P. 1929, 169 ff., PL. 11, WL. 1927, 14 (Interview mit Z.), Czas 1927, 52 (Erklärung Z.'s), Kurjer Poznański 1927, 536, 582, 1928, 93, dann die Polemik, hervorgerufen durch einen unpassenden Angriff K. Zawodzińskis, WL. 1928, 10, ib. 20, T. 1928, 12.

[87]) Jb. NF. 4, 303 ff., vgl. noch T. 1928, 15, Głos Prawdy tyg. 243, PPr. 1928, 99.

[88]) J. Birkenmajer, Poszumy Bajkału. Zakopane, L. Zwoliński 1928, 160 S.; Ulicą i drogą. W. H. 1928, 62 S., vgl. T. 1928, 7, Myśl Narodowa 1928, 8.

Da stehen wir nun mitten im mondänen Getriebe der lyrischen Reisen, jener Poesie, die zur Madonna im Sleeping-Car betet. An sich wäre gegen die Ausübung des poetischen Gewerbes im Umherziehen nichts einzuwenden. Wacław Denhoff-Czarnomski zum Beispiel will ich um seines „Vagabunden" halber loben und Stanisław Balińskis Einladung zu einem „Abend im Osten" (betrachtet durchs Perskie Oko) gerne annehmen. Doch von den übrigen Rundfahrten, und wären es die nach Kythera und nach Laputa, ins luftige Reich der Weisheit, möchte ich mich fernhalten. Das gilt von Kazimiera Albertis „Mein Film" und dem ungefährlichen „Aufstand der Lawinen", von Ksawery Kmitas „El Džezireh", von Roman Kołonieckis „Aufgängen und Untergängen". Von den das Geographische mit dem Philosophischen vereinenden Versen Stefan Napierskis „Brief an den Freund" und „Abreise", von Marja Kasterskas äußerstem Angebot „9/10 gegen 1/10". Die beiden letztgenannten Autoren bieten mir Anlaß zu einigen grundsätzlichen Bemerkungen. Beide sind nicht ohne Talent. Die Gefahr, der sie erliegen, besteht in einem zuviel Wissen um literarische Muster, das sie, einen Spruch der Heiligen Schrift anzuwenden, irre gemacht hat, irre an einer unleugbaren, wenn auch begrenzten lyrischen Sendung. Mit dem Heißhunger nach englischen, französischen Mode-Vorbildern wird der Durst nach ewiger Wahrheit verwechselt. Es ist schön, Anatole France, Larbaud, Storm, Whitman nur so aus dem Ärmel zu schütteln. Diese Kenntnisse aber bewähren sich besser im Essai als in der peinlich nachahmenden Poesie. Mir war es ein amüsantes Spiel, hier — in den Schlußzeilen von „Narcyz" — die Grundidee der „Danse devant le Miroir" wiederzufinden, dort Tuwim, Hulewicz, Fredro, Jan Kochanowski, den buntesten Reigen. Aber es ist nur ein Spiel, 's ist alles nur Spiel, keine Dichtung. In der „Abreise" sind manche Prosagedichte wie Parodien Tuwimscher Talmud-Exegesen. „Was machen wir mit den Geheimnissen der grauen Kuhwimpern?", fragt Napierski. In diesem Augenblick begreift man, warum die Wasilewski und Dębicki so energisch die Sonderart einer rassisch abgeschlossenen Gruppe polnischer Dichter betonen. Frau Kasterska lebt in Paris, schwört also auf Freud und erklärt 9/10 unseres Schaffens als dem Unterbewußtsein entstammend. Soll das eine Rechtfertigung für die zahllosen Kryptomnesien ihres Sonetten-Zyklus bedeuten? Die zweite Strophe schon ist eine kaum veränderte Variation eines „Krymschen Sonetts" . . .[39]).

J. A. Gałuszka, Ludzie bez twarzy. W. GW. 1927, 62 S., vgl. T. 1928, 11, Kurjer Poznański 1927, 211, 1928, 104, Lit. i Sztuka 1928, 7, Głos Narodu 1927, 103. St. Bąkowski, Oczy godzin. P. Spółka pedagogiczna 1927, 82 S., vgl. WL. 1927, 48; Lotnik niezłomny. W. H. 1928, 183 S., vgl. PP. 178, 367 f., Myśl Narodowa 1928, 18. Über Bąkowski vgl. St. Papée, Kwiaty na ugorze, P. 1929, 149 ff.

[39]) W. Denhoff-Czarnomski, Włoczęga. W. H. 1927, 62 S., vgl. WL. 1927, 5. St. Baliński, Wieczór na Wschodzie. W. M. 1928, 63 S., vgl. WL. 1928, 7, PL. 18, T. 1928, 10, PP. 177, 223, PPr. 1928, 127. K. Alberti,

Wir retten uns vor den Tönen, die Bronisław Iwanowski dem „Herzen des Grammophons" entlockt — o Zeit, in der die künstliche der echten Nachtigall den Platz streitig macht und das Grammophon alles niederbrüllt — zu Witold Hulewiczs „Instrumental-Sonetten" und sind wieder im Bereich der Poesie. Abgesehen von dem Widerspruch, der zwischen dem Geist des Sonetts als Genre und dem im Grund humoristischen Einfall liegt, die Instrumente ihre Selbstcharakteristik deklamieren zu lassen, habe ich das hübsche Büchlein nur zu loben. Es erinnert manchmal an die „Namens-Orakel" der Iłłakowicz und in seiner tief-empfundenen Musikalität an den „Czartak", dem ja Hulewicz befreundet ist. Hören wir an, was als Leitmotiv der Instrumente und hernach von allerhand natürlichen Stimmen erklingt! Hernach die Stille, die Pause, der vielleicht das schönste dieser Sonette gewidmet ward.

Das ist freilich nicht die „Waldesstille" der Marja Pawlikowska. In dieser mondän-gelehrten Waldesstille denkt man an Rimbaud und Leśmian („Der Erschlagene in den Bergen"), der Geschmack verirrt sich zur taktlosen Metapher, welche Helden, die verschollen sind, mit einem Überseebrief gleichsetzt. Lieber zurück ins „Dancing", in das der Pawlikowska vertraute Element. Einmal ließ man sich die amourösen Chinoiserien (honny soit qui mal y pense, und man kann eben das gar nicht anders, nur französisch sagen) gerne gefallen, ließe sie sich nochmals vom „Fächer" zufächeln. Immerhin (wie es in den „Jadąmośki Literackie" heißt, eine Parodie, die ins Herz und ins Wesen trifft):

„Hatte man etwas und hat es nicht mehr,
Obzwar man schon soviel Verse hat geschrieben,
Und ist man dazu noch geistig blutleer,
Da, da ist wirklich wenig dageblieben."**)

Während so von den Weggefährten des „Skamander" manche auf halber Strecke ihre Kraft einbüßen, bewähren die Triarier, Lechoń, Tuwim, Słonimski, Wierzyński, Iwaszkiewicz jenen Fortschritt, der den erfreulichsten Kontrast zum Stillstand bildet. Zwar haben die beiden Jahre 1927 und 1928 nur wenig Neues vom „Skamander" in Buchform gebracht. (Die Zeitschrift ist, nach momentaner Stockung, wieder in Flor.) Indes dem einen, schmalen Band Kazimierz Wierzyńskis „Olympischer Lorbeer" ist die internationale Auszeichnung des ersten Preises für Poesie auf den Olympischen Spielen zuteil geworden, und

---

Mój film. W. H. 1927, 59 S., vgl. WL. 1927, 47; Bunt lawin. W. H. 1927, 32 S., vgl. PP. 178, 370. Ks. Kmita, El Dżezireh. W. Arct 1927, 122 S. R. Kołoniecki, Wschody i Zachody. W. H. 1927, 90 S., vgl. WL. 1927, 41, PL. 18. St. Napierski, Odjazd, W. H. 1927, 79 S., vgl. WL. 1928, 14, PW. 24, 163 ff.; List do przyjaciela. W. H. 1928, 70 S., vgl. PL. 26.

**) Br. Iwanowski, Serce gramofonu. W. H. 1927, 55 S., vgl. WL. 1927, 21. W. Hulewicz, Sonety instrumentalne. W. H. 1928, vgl. WL. 1928, 35, PL. 21, T. 1928, 5, PP. 177, 223. M. Pawlikowska, Cisza leśna. W. H. 1928, 37 S., vgl. WL. 1928, 31, PL. 18, PP. 177, 223; Dancing. W. H. 1927, 41 S.; Wachlarz. W. H. 1927, 109 S., vgl. WL. 1927, 14.

der deutsche Leser mag sich aus der im „Horen"-Verlag erschienenen deutschen Übertragung durch Josef Heinz Mischel überzeugen, wie sehr verdient dieser Triumph war. Alsdann sind noch die „Gesammelten Schöpfungen" des Dichters herausgekommen, und Julian Tuwims „Gesammelte Verse", Antoni Słonimskis „Gesammelte Verse". Wenn noch die vorbereiteten „Werke" Jan Lechońs und Jarosław Iwaszkiewiczs vorliegen, dann wird man ermessen, wie gewaltig die Ernte des Schaffens der fünf Leute vom „Skamander" bereits ist, die eben erst des Lebens Höhe erreichen. Sonst noch zu preisen: Tuwims kongeniale Übertragung der russischen „Mär' von Igors Heerfahrt", und, mit einigen Vorbehalten, Słonimskis „Aug' in Aug'"[41]).

Leopold Staff, eben fünfzigjährig und, wie wir schon berichteten, der Träger des Staatspreises wurde, kann mit Stolz auf die Lyrik des „Skamander" blicken, deren Vertreter von sich, wie einst die Romantiker in bezug auf Mickiewicz, sagen dürfen: „My wszyscy z niego". Mit um so größerem Stolz, als er selbst noch rüstig und ohne irgendwelches Nachlassen seiner Kräfte, den Schatz polnischer Dichtung mehrt. Das „Nadelöhr", dem ein ähnlicher Platz zukommt, wie in Kasprowiczs Spätlyrik dem Buche „Meine Welt", ist ein ruhig dahinfließender Strom, noch genährt von den wilden Bächen, die in den „Träumen von der Macht" ihren Ursprung hatten, ein Strom, bald lieblich und heiter, bald düster majestätisch, und wer aus ihm trinkt, dem wird der Durst nach Schönheit, Wahrheit, Größe gestillt[42]).

Wie anders die hastende Gier nach dem metaphysischen Zielpunkt, Anatol Sterns „Lauf zum Pol". Der Dichter, ein wenig oder schon sehr dem Franz Blei in Karl Kraus' „Literatur" ähnlich, Abt der roten Garde, stürzt mit dem Ruf: „Es lebe der Sozialismus und die katholische Kirche" falsche Idole von den angemaßten

---

[41]) K. Wierzyński, Utwory zebrane. W. H. 1928, 321 S., vgl. Epoka 1928, 192, Kurjer Warszawski 1928, 290; Laur Olympijski. W. M. 1927, 36 S., vgl. WL. 1927, 23, PL. 19, ŻL. 1928, 3, deutsch als Olympischer Lorbeer. Berlin-Grunewald, Horenverlag 1928, 31 S. Zu Wierzyńskis Olympiadenerfolg vgl. das Interview Epoka 1928, 213, Czas 1928, 182. Juljan Tuwim, Wiersze zebrane. W. H. 1928, 378 S., vgl. Czas 1928, 167, Prawda 1928, 25; Słowo o wyprawie Igora. K. KS. 1927 (Bibljoteka Narodowa II, 50), 17 + 43 S., vgl. RL. 3, 121 f., WL. 1928, 15. Über Tuwim vgl. noch PW. 24, 152 ff., ŻL. 1928, 3, Myśl Narodowa 1927, 17, Dziennik Wileński 1928, 105, WL. 1928, 20. A. Słonimski, Wiersze zebrane. W. H. 1928, 372 S., den Band „Oko w oko", W. Selbstverlag 1928, 63 S., vgl. WL. 1928, 44, habe ich, als einzigen der wichtigen lyrischen Werke des Jahres, noch nicht erhalten. Mein, unter Einschränkung, anerkennendes, Urteil muß ich auf die in den WL. abgedruckten Proben stützen.

Über den „Skamander" und seine Stellung in der Dichtung von heute vgl. L. Pomirowski, Rola Skamandra, Echo Tygodn. 1928, 12, T. Peiper, Poeci bez idei poetyckiej. Wiek XX. 1928, 4; E. Schürer, Narcyzy poezji polskiej. Głos Lit. 1928, 11. St. Dobrowolski, Oko w oko. Kurjer Poranny 1928, 118.

[42]) L. Staff, Ucho igielne. W. M. 1927, 108 S., vgl. WL. 1927, 49, PP. 177, 221 f., Myśl Narodowa 1928, 4, T. 1928, 5, Kurjer Poznański 1928, 88, s. auch Anm. 7.

Thronen und selbst aufgeregt umher. Ereifert sich, daß die Anstifter des Attentats auf die Sofioter Kathedrale von Zigeunern hingerichtet wurden, nennt den Herrgott einen heiligen Athleten, den mystischen Methodologen der Härte und Liebe (früher waren die Könige „Athleten Christi", wie die Inschrift am Grabe Bolesław Chrobrys lehrt). Dazwischen redet die neue Unsachlichkeit ein kurioses Französisch, wie „La femme est toujours varie"

„Bien fol y est qui s'y fie"

(Fie donc! Vor Tische las man's anders, nämlich: Souvent femme varie, bien fol qui s'y fie). Doch es gibt zwei Stellen, an denen man Beifall klatscht. Wenn, nachdem „man irgendwo A-A geschluchzt hat" — das andere, das zeitgemäße Schluchzen, nicht das veraltete der Nachtigallen und Sentimentalen — „du weißt, ich bin in Aachen gewesen" — wer soll diese Kaiserpracht ahnen? — Eine Pause. Weiter: „Ein Langer, aus dem Hirn gesogen wie ein Knochen" (z mózgu wyssany jak kość), nicht den sehnlichst erwarteten Reim „Psiakość" auf sich macht, sondern: „die Hände ringt und schreit: O dość.". Genug des mitleidigen Spiels. Und alle Welt rufe, wie der Autor, wenn er sich am Schluß, wie ein Diamant, der sich, in reines Wasser geworfen, auflöst und vergeht, in Christus auflösen und vergehen will (Hat man je Ähnliches in der Chemie erhört?): Amen.

Ich kann mir ersparen, die Kritik des politischen, des häßlichen Liedes an verschiedenen anderen Beispielen zu wiederholen, die aus den bolševikischen und sonstigen Zellen der lyrischen Linken zu schöpfen wären. Es gibt da eine Gruppe der „Quadriga", die Europa mit ihrem französischen Patriarchen begeistert „Merde" zuruft. Eine andere Garde ergibt sich nicht den mildesten der hergebrachten Regeln, schwelgt in der Vergottung der Maschinen, baut, „Mit beiden Händen" aus Eisen eine Brücke, statt aus Perlen, wird von Juljusz Przyboś geführt, doch wenige schauen ihren Paraden zu. In Krakau, in Lemberg, in Posen, in Wilna regt sich das poetische Schaffen der Jugend. Welche der Namen, die uns da häufig begegnen, werden sich endgültig behaupten? Słobodnik? Stępowski? Brzękowski? Janta-Połczyński?

Drei Poeten möchte ich von ihren proletkultischen Mitdienern am rhythmischen Wort trennen und als Poeten ohne Beisatz erklären, begrüßen. Zunächst Mieczysław Braun, in den „Gewerben" wiederum liebenswürdig und liebenswert. Unanimist und humanitärer Romantiker, Herr über ein erstaunlich reiches Lexikon, Maler in zahlreichen Nuancen. Etwas häufig variiert er das Motiv vom Parallelismus physischer und poetischer Arbeit. (Der Fromme bevorzugt dafür die Gleichung „Poésie et Prière"). Die vielseitige literarische Kultur zeigt sich in den bei ähnlichen Talenten unvermeidlichen Reminiszenzen: an Leśmian zum Beispiel. Bewußt verwertet, hat die Einfühlung in fremde Stile sehr hübschen Effekt erzielt, so in den Versen über Żeromski, Słowacki. Peinlicher die Erinnerung an einen französischen Graphomanen und... an Gautier in „Von der

Geburt des Brotes". Für Liebhaber der Einflußkunde: die Apostrophe an den „Großen Baumeister". „Do mnie, synowie wdowy!" Und die Kelle hervor. Beachtlich ferner: Witold Broniewski und seine „Dünste ob der Stadt", des formgewandten Tytus Czyżewski „Robespierre", eine Rhapsodie im Stile von Klabund und Wołoszynowski, dem großen französischen Umstürzler zu Ehren, nachdem früher Czyżewskis Genosse Jasieński den Führer der polnischen Jacquerie, Szela, poetisch verherrlicht hatte[44]).

Wenn in der polnischen Lyrik sowohl von großer Vielseitigkeit der Autoren und Werke als auch von einer, mitunter nur zu großen, Anpassung an fremde Muster, von rascher Verbindung mit den gemein-europäischen Strömungen gesprochen werden kann, konzentriert sich das Schaffen der Erzähler um ganz wenige Stoffe, und es ist so sehr an den polnischen Raum geknüpft, daß darin, wie ich schon öfters bemerkte, das Haupthindernis gegen die weite Verbreitung des polnischen Romans liegt. Der Krieg und die danach erfolgte Neuerrichtung des polnischen Staatswesens beherrscht zu sehr die erzählende Prosa — die in Polen in noch stärkerem Maße als anderwärts das einzige literarische Gebiet darstellt, das vom profanen Publikum beachtet wird —: in dreierlei Gestalt, als soziales Zeitgemälde satirischen, anklagenden, utopischen oder einfach beschreibenden Charakters; als Rückerinnerung an die Jahre von 1914—1920, an das Völkerringen, die polnische Auferstehung, den Kampf wider die Russen und die bolševikische Revolution; endlich als psychologischer Roman, der meist die erotischen Schicksale einer vom Umsturz entwurzelten, früh gereiften, verdorbenen oder ge-

---

[44]) A. Stern, Bieg do bieguna. W.H. 1927, 106 S., vgl. WL. 1927, 36, PL. 15, PPr. 1927, 29. J. Przyboś, Oburącz. W. 1927, vgl. PPr. 1927, 29. M. Braun, Przemysły. W.H. 1928, 77 S., vgl. PL. 22, PP. 178, 369 f. W. Broniewski, Dymy nad miastem. W. Książka 1927, 63 S., vgl. WL. 1927, 25, PL. 15. T. Czyżewski, Robespierre. W. 1927, 43 S., vgl. WL. 1928, 16, Kurjer Poznański 1928, 288. Über die „Quadriga" vgl. z. B. M. Bibrowski (ihren Theoretiker), Wiek XX., 3; J. Herlaine, Kurjer Poranny 1928, 137 (contra). Hier seien noch anhangsweise einige Versbände angeführt, die, ohne von größerer Bedeutung zu sein, vielleicht der künftigen Entwicklung ihrer Autoren halber zu notieren wären: R. Brandstetter, Jarzma. K. 1928, 37 S., vgl. WL. 1928, 27. J. Gamska, Przechodniom. L. ZO. 1927, 120, vgl. WL. 1927, 44. F. Kruszewska, Siano 1927, 20 S., vgl. WL. 1927, 44 (von derselben Autorin ein hübsches Theaterstück, Sen, W. Bluszcz 1928, 101 S.). T. Łopalewski, Piękna podróż. W. H. 1928, 115 S., vgl. PP, 177, 223. A. Maliszewski und Wł. Sebiła, Poezje, W. H. 1927, 30 S., vgl. WL. 1927, 40, PW. 24, 159 ff. W. Milaszewska, Rok Boży. W. H. 1927, 29 S. Z. Rościszewska, Wstęgi. W.H. 1928, 114 S., vgl. WL. 1928, 46, PL. 26. M. Szpyrkówna, Poezje. W.H. 1927, 115 S., vgl. WL. 1927, 37, Myśl Narodowa 1928, 6. Schließlich Lyrik von bekannten und anerkannten Autoren: K. Wroczyński, Samolot. W. Hoesick 1928, 127 S. K. Makuszyński, Pieśń o Ojczyźnie. W. 1928, Neuauflage, 203 S., und, da ich sie im Text nirgends passend unterbringen konnte, die reizenden Fabeln von J. Ejsmond, Bajki. W. Selbstverlag 1927, 127 S., vgl. WL. 1927, 16. (Eine aus tiefster Überzeugung und höchster Sachkenntnis geschöpfte Verhöhnung der Ronds-de-cuir.)

stählten Jugend zum Kern hat. Wir finden ferner, neben der ersten, etwa neun Zehntel der Gesamtheit umfassenden Gruppe, die ums polnische Geschehen kreist und nur mit ein paar überragenden Werken exportwürdig ist, den exotischen Roman nach westlichem, sowohl nach älterem angloSächsischen als nach neuem, verfeinerten französischen Muster. Dabei werden das soziale und das exotische Thema bald mehr psychologisch für den anspruchsvollen und kleineren Kreis der Literaten, bald grobkörnig, sensationell, naiv für die lesehungrigen Massen behandelt. Fast völlig verkümmert sind zwei Gattungen, die vor dem Krieg in Polen das Feld regierten, die Bauerngeschichte und der historische Roman. Der letztere hat noch nicht von der westlichen Mode profitiert, die den „Vies romancées" gewogen ist, und es zeigen sich eben erst Ansätze vom Eindringen dieser Spezies in Polen, wo ihr, wenn nicht alles täuscht, der glänzendste Triumph beschieden sein wird. So gut wie nicht vorhanden die religiösen, philosophischen Erzählungen. Sehr schwach vertreten die Tier- und auch die Kindergeschichten, die autobiographischen Romane — bei denen allerdings ein paar ungewöhnliche Bücher für die geringe Zahl entschädigen[44]).

Wir beginnen beim sozialen Roman sofort mit dem bedeutendsten Werk nicht nur dieser Gattung, sondern überhaupt der beiden Berichtsjahre. Juljusz Kaden-Bandrowskis „Lenora" vereint in sich alles: die vortreffliche Komposition mit der virtuosen Darstellung, die mitreißende Wucht der Handlung mit der zartesten Poesie, die glänzendste Charakteristik mit der Überzeugungskraft für die vertretenen Ideen. Das Buch ist der erste große Roman des polnischen Arbeiters und seiner tragischen Zerrissenheit zwischen dem Gestern, das ihn mit der polnischen Scholle verkettet, und dem unbekannten Morgen, das ihn den fremden Mächten preisgibt, Kapitalismus des Westens und Anarchie aus dem Osten. Dazwischen spielt, die gefährlichen Klippen des Kitsches vermeidend, die ergreifende Geschichte des Liebespaares, das sich über die Klassengegensätze hinweg zum Bund die Hände reicht. Die Episoden jagen einander, und von Problemen, von Konflikten zwischen den Rassen, Klassen, Parteien, Generationen und Nationen ist die trübe Luft im polnischen Kohlenrevier gesättigt, in dem die Fronknechte der Erdschätze nach ewiger und zeitlicher Nahrung hungern. Kaden-Bandrowski ist kein Optimist im Sinne der humanitären Ideologen nach Art Victor Hugos — an den er sonst in vielem erinnert —. Er sieht dem Entsetzlichen, dem Leben der Vielen, Allzuvielen kühn ins Antlitz und weiß darum, daß die „drei buddhistischen Minuten" der Einkehr uns furchtbare Erkenntnis über das Wesen der Dinge bringen.

---

[44]) Die gegenwärtige Lage des polnischen Romans besprechen zunächst die Bücher von St. Baczyński, Losy romansu. W. 1927 und L. Pomirowski, Doktryna i twórczość. W. 1928, weiter L. Piwiński, Powieść 1918—1928. Świat Książki 1928, 26 ff. Z. Rygier-Nałkowska, O formie powieści. Głos Prawdy 1927, 180. A. Lange, O powieści współczesnej. Kurjer Warszawski 1927, 107.

Dennoch glaubt er an die Menschheit, an die Menschlichkeit und an die Zukunft. Wie an teuere Fiktionen, ohne die, wie Chantecler von der Sonne lobsingt, „les choses ne seraient que ce qu'elles sont". Ein rationell nicht zu erfassendes Geheimnis, wie die düsteren Bilder Kaden-Bandrowskis letztlich doch nicht denselben trostlosen Nachgeschmack hinterlassen als Żeromskis im Grund gleichgestimmte Geschichten von heimatlosen Menschen und Sisiphusarbeiten, vom Kampf mit dem Satan und zahllosen Sünden. Wie trotz der unleugbaren Brutalität noch Charme und Anmut in diesen Seiten wohnt, den Mädchenblüten gleich, die mitten im Schmutz des Proletarierelends heranblühen ... Seit dem „Przedwiośnie" hat kein zweites Buch in Polen so viel Staub aufgewirbelt. Seit den „Żywe kamienie" Berents ist kein ebenbürtiges geschrieben worden[48]).

Der Abstand, welcher Kaden-Bandrowskis Meisterwerk von den übrigen Versuchen trennt, die Polens Nachkriegs-Gesellschaft gestalten, ist ungeheuer. An den besten können wir nur, von Mängeln und Schwächen fast verdeckt, einzelne Vorzüge loben. Stanisław Ignacy Witkiewiczs pudelnärrische und stolz ihr Kopro-Lalenbürgerrecht in der Literatur behauptender „Abschied vom Frühling" verstreut ein paar geistreiche Einfälle und den grimmigsten Hohn gegen die Warschauer Snobs aller Riten und Meriten auf ein halbes tausend Seiten, die sonst mit inhaltsloser Druckerschwärze bedeckt sind und je nachdem als einfaches Schlaf- oder als Beischlafmittel eingenommen werden können. Es genügt nicht, daß Witkiewicz Rezepte oder Namen nicht vorhandener Speisen statt des vorhandenen Romans komponiert. Auch nicht, daß er, um zu beweisen, einen Roman geschrieben zu haben, einleitend versichert, keinen geschrieben zu haben. Er hat wirklich keinen geschrieben und sollte, Schuster bleib' bei deinen Leistungen, bei der Schaubühne als amoralischer Anstalt bleiben.

Andrzej Strugs „Vermögen des Kassiers Śpiewankiewicz" übt eine besonders peinliche Wirkung. Schon die Art, mit der — halb „Doktor Mabuse", halb Georg Kaiser — das widerwärtige Milieu der Warschauer Inflationszeit geschildert wird, ist abstoßend. Wäre es nun der unerbittliche Naturalismus, der hier sich äußerte, wir könnten das als künstlerische Notwendigkeit zugestehen. So aber verdirbt nebelhafte Symbolik das ursprüngliche unerquickliche Konzept. Das große Talent des Autors von „Geld" und „Der Grabhügel des Unbekannten Soldaten" erstickt im Schlamm. Die Perversitäten und Bestialitäten, die bei Strug und Kaden-Bandrowski sonst zum unvermeidlichen, doch sekundären Beiwerk gehören, rücken in den Vordergrund. Es bleibt ein wahres Document inhumain, das nur als dieses seinen Wert hat. Kassier Śpiewankiewicz, Patriot und Familienvater, gerät in die Hände einer jüdischen Dirne, schreitet von

---

[48]) J. Kaden-Bandrowski, Lenora. L. ZO. 1928, 444 S., vgl. WL 1928, 47, 1929, 1, 2, T. 1929, 1, Świat Książki 1928, 1/3, Epoka 1928, 334, Głos Prawdy 1928, 335, Polonia 1928, 354, BT. 3/2 1929, Hamb. Fremdenblatt 17/1 1929, Germania 24/11 1928.

Verbrechen zu Verbrechen, unterschlägt Depots seiner Arbeitgeber, flüchtet hinaus und begegnet einem geheimnisvollen vermummten Herrn — dem Leben? seinem Gewissen? —, kehrt zurück, um amende honorable zu tun, wird aber, welch eine Wendung durch des Teufels Fügung, durch eine Verkettung von Umständen bei seinem unrechten Gut erhalten: es wachse und gedeihe zu des Vaterlandes Ehre. Die Moral ist zweifelhaft, die literarische Geltung zweifellos Null. Kolportage, Kriminalerzählung, die nur durch den Namen Strugs Beachtung gewann[**]).

Mehrere Żeromskiaden Zygmunt Kisielewskis sind von kindlicher Unbeholfenheit im Technischen, errichten gläserne Häuser — aus dem „Vorfrühling", die sich dann als Châteaux d'Espagne entpuppen, imitieren recht unverhüllt, heute die „Geschichte einer Sünde" („Ein Irrtum"), morgen die Rodziewiczówna („Die Amerikanerin"). Ein Kisielewski der Rechten, Jan Rogala, bringt in der prätentiösen Trilogie „Die Feuerprobe" auch nichts Besseres zustande, als uns das Gemälde einer eleganten Verderbtheit und Trägheit zu zeigen, wie wir es aus Perzyński so gut kennen. Sein Held, der zwischen verspäteten Spasmen den Staat sanierende und die soziale Frage lösende Gelehrte, Ministerialdirektor und gutrassige Szlachcic, kommt den Frauen und den groben Instinkten der Leser zart entgegen, gewinnt aber, auf mein Wort, keineswegs bei näherer Bekanntschaft mit seinen Ansichten und Absichten. Aber er schreibt grobe Briefe an Ministerpräsidenten.

Und das ist schon etwas, woraus man literarisches Kapital schlagen, worauf man viele Kapitel aufbauen kann. So z. B., wenn Edward Ligocki einen Absagebrief an Piłsudski, datiert aus dem schönen Südfrankreich — vor einigen Jahren hat derselbe Autor noch Huldigungspoeme auf den Marschall verfaßt — in die Form eines politischen Sensationsromans kleidet. Böse Bolševiken gefährden die Tugend braver polnischer Kavallerieoffiziere, untadeliger Herkunft. Juden, als Abbati verkleidet, konspirieren in Italien mit Deutschen und Franzosen gegen Polen. Mérimées Geist erscheint und diktiert den Anfang der Geschichte, wird aber, zu unserem Bedauern, bei deren weiterem Verlauf vermißt. Das heißt „Das Recht des Degens und des Blutes".

Während Tadeusz Ulanowskis, von der anderen, sanatorischen Fakultät und dazu von anderer Fähigkeit, satirische Zeitglossen des „Doktor Filou" auch den Titel „Das Recht des Degens und des Mutes" führen könnten. Piłsudski, oder kurzwegs „ON", LUI, ER, ist der Held, und Zwerge stolpern ihm, während er die Stufen zur Unsterblichkeit emporschreitet, vor den Füßen herum. Zwerge, die mit Namen genannt werden oder in durchsichtiger Vermummung erscheinen. Sehr, sehr viel Advokatensuada, unleugbarer Witz, anti-

---

[**]) St. I. Witkiewicz, Pożegnanie jesieni. W. H. 1927, 449 S., vgl. WL. 1927, 30, PW. 23, 330 ff., Kwadryga 1928, 2. A. Strug, Fortuna kasjera Śpiewankiewicza W. M. 1928, 376 S., vgl. WL. 1928, 19, PL. 25, PP. 178, 372 f., ŻL. 1928, 4, PPr. 1928, 196, Robotnik 1928, 168.

romantische Romantik und im Stil Anleihen bei Boy, Nowaczyński. Jawohl, bei Adolf Nowaczyński, dem heftigen Widersacher des herrschenden Systems, der diesem sein „System Dr. Caros" einen Zukunftsroman mit starker Gegenwartsbedeutung entgegensetzt, der im einzelnen amüsiert, als Ganzes enttäuscht[47]).

Über die als soziale Romane verkleideten, im Feuilleton gesungenen Weisen der verschiedenen Rattenfänger, die so ein kindlich-genußfrohes Publikum hinter sich herlocken, hinweg — Wacław Grubiński, Zdzisław Kleszczyński verstehen derlei in anständiger Form und stilistisch einwandfrei und aus dem FF wirklich in feinster Ausführung, Leo Belmont, Alfred Konar wenden sich an die, denen ein radikales Herz im Busen schlägt —[48]) zu einer literarisch sehr bedeutsamen Gruppe des sozialen Romans, der den Krieg und die russische Revolution zum Thema hat. Hier ist zwar kein Werk vom Format der „Lenora", dafür mehr an überdurchschnittlichen Leistungen relativen Wertes: der Nałkowska „Choucas", Żyznowskis „Blutige Faser", die Bücher von Kossowski, Brzęczkowski, der Kuncewiczowa. Zofja Rygier-Nałkowskas „Choucas" erinnert im Stoff an den „Zauberberg" von Thomas Mann und an französische Bücher von Kessel, Galzy. Mit den Schweizer Alpen als Hintergrund erblicken wir eine sonderbare, abgesonderte Welt von Kranken und Todgeweihten im Sanatorium. Ringsumher, jenseits der neutralen Grenzen, Unfriede und überall Jammer. Es erliegt und verdirbt, wer sich der unholden Außenwelt gefangen gibt und nicht, wie einzelne Auserkorene, in sich den Willen und die übers Irdische erhabene Willenskraft zum Guten mit sich trägt. Wirft hier der Krieg nur indirekt seine Schatten auf die Seelen der armen, heroischen Armenierin, die alles verloren hat, nur nicht ihr engelgutes Herz, auf die aus der Bahn geworfenen Franzosen, Rumänen, Russen, so führt Jan Żyznowskis „Blutige Faser" mitten in die Greuel des Kampfes. Die Heldenepopöe der „Bayonner", deren einer Żyznowski selbst gewesen ist, die ganze Romantik des noch einmal im russischen Chaos erstandenen polnischen Ulanen lebt auf. Wir beklagen es, daß Żyznowski, wie zuvor der Größere, sein Kamerad

---

[47]) Z. Kisielewski, Błąd. W. H. 1927, 236 S., vgl. WL. 1927, 34, PW. 21, 156 f.; Amerykanka. W. GW. 1928, 193 S., vgl. WL. 1928, 21, T. 1928, 29. J. Rogala, Próba ognia. I. Zarzewie. W. GW. 1927, 290 S., II. Płomień. W. GW. 1928, 284 S., vgl. WL. 1927, 39, PW. 23, 335, PP. 175, 295. E. Ligocki, Prawo szpady i krwi. P. KW. 1927, 225 S., vgl. PP. 181, 93; Zwid złego ducha. W. GW. 1928, 174 S. T. Ulanowski, Doktór Filut. W. H. 1928, 444 S., vgl. WL. 1928, 39, PL. 25, T. 1928, 35, Świat Książki 1928, 1/3. Gazeta Warszawska 1928, 218 ff., Głos Prawdy tyg. 266. A. Nowaczyński, System dra. Caro. W. H. 1927, 170 S., vgl. WL. 1927, 23, ŻL. 1928, 4.

[48]) W. Grubiński, Człowiek z klarnetem. W. GW. 1927, 235 S., vgl. WL. 1928, 15, PW. 24, 517. Zdz. Kleszczyński, Romans na wsi. W. GW. 1927, 156 S., vgl. WL. 1927, 30, PW. 23, 334; Cleo. W. GW. 1928, 178 S., vgl. WL. 1928, 16. L. Belmonts ein Dutzend in zwei Jahren publizierter zeitgeschichtlicher und historischer Schöpfungen aufzuzählen, erscheint mir überflüssige Mühe. A. Konar, W pogoni za szczęście. W. H. 1927, 2 Bde., 190, 224 S., vgl. WL. 1927, 52, ŻL. 1928, 5, T. 1929, 5.

und Vorbild Małaczewski, so früh von uns gehen mußte. — Dieses ist das letzte Werk des in Paris von seiner Braut erschossenen Dichters. — Auch Jerzy Kossowski war „dabei". Freilich nicht in der polnischen Armee, sondern im verhaßten österreichischen Heer. Deshalb spricht aus seinen Büchern, den Romanen „Das grüne Kader" und „Der Lügner", aus mehreren Novellen, wie dem meisterhaften „Signum laudis" ein ganz anderer Geist, der grimmiger Auflehnung wider das Unentrinnbare und Zwecklose. Im „Grünen Kader" schildert er die Zersetzung der österreichisch-ungarischen Front an den Karpathen, die Organisation der Deserteure, die Anarchie im Großen und Kleinen, die sich zuletzt — so erbarmungslos ist der Fluch, der auf allem Militärischen lastet — selbst organisieren muß und den Antimilitarismus militarisieren. Der „Lügner" bietet ein ausgezeichnetes Studium der verhängnisvollen Wirkung, die der Krieg auf einen Willensschwachen, mit Pseudologia phantastica behafteten jungen Menschen ausübt. Es ist die erste in einer Reihe von vortrefflichen Erzählungen, die das Morden umher nur als schauerliche Dekoration für die Schilderung der umtobten, hin und her gerissenen Einzelschicksale von „Menschen im Kriege" wählt[40]).

Jerzy Brzęczkowski zeigte den moralischen Zusammenbruch eines weiblichen Gegenstücks zum „Lügner" Kossowskis, eines Gegenstückes in allem, schon darin, daß es an der übergroßen Aufrichtigkeit gegen sich selbst, am hemmungslosen Gehorsam gegenüber dem Trieb, zugrunde geht. Das polnische Mädchen in den „Menschen der Legende", haltlos an die Küste des Schwarzen Meeres von den Wogen des historischen Geschehens hingeschleudert, wird zuletzt mitleidig von den Wellen der See ans Ufer gespült: eines der Opfer, die hinter den Fronten fielen und wider den inneren Feind, im Kampf gegen sich selbst. „Asza" hat mit dem Krieg keinerlei ersichtlichen Zusammenhang. Die Geschichte einer kaukasischen Tänzerin und ihres fügsamen Hörigen, des willenlosen Riesen, nahm jedoch ersichtlich von dem Kriegsaufenthalt des Autors an den Gestaden des Schwarzen Meeres und von eigener Erfahrung den Ausgang. Beide Bücher Brzęczkowskis sind von beträchtlichem Kaliber, weit über dem Niveau von Debütanten.

Noch ein zweiter Name hat sich sofort aufs glücklichste in die erzählende Prosa eingeführt, der von Marja Kuncewiczowa. Im „Antlitz des Mannes" und im „Bündnis mit dem Kinde" ist wieder vom Krieg nur nebenbei die Rede. Allein wir fühlen es, wie sich der Charakter der neuen Frau, den niemand so ins Wesen blickend bisher geschildert hat als die Verfasserin, unter der Wucht der gewal-

---

[40]) Z. Rygier-Nałkowska, Choucas. W. GW. 1927, 233 S., vgl. WL. 1927, 6, 15, PL. 8, PW. 20, 351 f., PP. 172, 260, PPr. 1927, 54, LH. 64, 419. J. Żyznowski, Krwawy strzęp. W. Bibljot. dzieł wyborowych 1927, 150 S., vgl. WL. 1928, 1. J. Kossowski, Zielona kadra. W. GW. 1927, 303 S., vgl. WL. 1928, 13, T. 1928, 27, PW. 24, 516 f., FZ. 26/8 1928; Kłamca W. GW. 1928, 208 S., vgl. WL. 1929, 6, T. 1928, 33, PP. 180, 91, Myśl Narodowa 1928, 8, ŻL. 1928, 1, Świat Książki 1928, 1/3.

tigen Ereignisse bildet, im Kampfe stählt. Diese neue Frau, aus der wohligen, umhegten, beschränkten und beschränkenden Beschaulichkeit vertrieben, unterdrückt, anders als die im struggle for life untaugliche Heldin von „Menschen der Legende", was in ihr vom naivhingebenden Mädchen der guten alten Zeit noch sich regt, und erkämpft sich erst das verstandesmäßig erkorene Eheglück, dann ein ebenso rationales Verhältnis zum Kinde[50]).

Hinter den, wie man sieht, an Zahl nicht geringen und durchaus gelungenen Gestaltungen des Krieges und der seelischen Umwälzung, zumal im Erotischen und bei der Jugend, erscheinen, ein Vielfaches, die guten Durchschnittsleistungen. Mehr im traditionellen Geist, und die Umwertung aller Werte als eine eben unvermeidliche Katastrophe betrachtend: Wanda Miłaszewskas „Entchen" — Kinder, die ihrer Tante und den Idealen einer versinkenden Epoche entgleiten, wie die Entchen ihrer Ziehmutter, der Henne, davonschwimmen. Tadeusz Brudzewskis „Vergiftete Quelle" — der Krieg, welcher die Seele eines dem Vater kindlich ergebenen Mädchens überflutete und mit Schlamm umzog; viel Anklänge an Strugs „Grabhügel des Unbekannten Soldaten" —. Dann, in der Form und der Gesinnung nach eher dem Neuen geneigt: Janusz Korczaks „Kind des Salons" — rebellische „Jugend von heute", die aber verteufelt an die „Karikaturen" aus der Zeit, da die Młoda Polska noch jung war, erinnert —, Hanna Mortkowiczównas „Frühlingsbitternis", Ewa Szelburgs „Mädchen mit dem Eisvogel", Stefan Godlewskis „Grabinka" — durch die Novelle vom Knaben, der sich ans „Vaterunser" nicht mehr besinnen kann; ein Orcio wider Willen! —. Ganz anspruchslos, darum sympathisch und weder Roman, noch überhaupt zur Schönen Literatur im eigentlichen Sinne zu rechnen: Kazimierz Leczyckis „Miniaturreich" — eine getreue Rekonstruktion polnischer nationaler Kämpfe und Strebungen im Gebiet von Mińsk — Józef Gardeckis „Unser waren drei" — nämlich Lehrlinge in einer Kunstwerkstatt, die zu tüchtigen Menschen heranwuchsen[51]).

Keine Kriegserzählung mehr. Ehe wir indes endgültig zum

---

[50]) J. Brzęczkowski, Ludzie legendy. W. Rój 1928, 238 S., vgl. WL. 1928, 44; Asza. W. Rój 1927, 264 S., vgl. FZ. 26/8 1928. M. Kuncewiczowa, Przymierze z dzieckiem. W. M. 1927, 135 S., vgl. W. L. 1927, 5, 16, PW. 20, 352, PL. 15, LH. 64, 420; Twarz mężczyzny. W. M. 1928, 159 S., vgl. PL. 18, T. 1928, 16, Głos Prawdy tyg. 230, Kurjer Pozn. 1928, 185. Über diese Autorin vgl. die Polemik WL. 1928, 42, 44—46.

[51]) W. Miłaszewska, Kaczęta. P. KW. 1928, 261 S., vgl. T. 1928, 17; Pierwsza miłość. (Novellen) W. H. 1928, 302 S., vgl. WL. 1927, 52, PP. 177, 225, PW. 25, 351, T. 1928, 31. T. Brudzewski, Zatrute źródło. W. GW. 1927, 157 S., vgl. WL. 1927, 47, PW. 24, 519. J. Korczak, Dziecko salonu. W. M. 1927, 234 S. H. Mortkowiczówna, Gorycz wiośniana. W. M. 1928, 223 S., vgl. WL. 1928, 29. E. Szelburg, Dziewczyna z zimorodkiem. W. M. 1928, 144 S., vgl. PL. 22. St. Godlewski, Grabinka. W. H. 1927, 147 S., vgl. WL. 1927, 18, PP. 175, 294 f. K. Leczycki, Państewko. W. GW. 1928, 330 S., vgl. PP. 180, 92, T. 1928, 31. J. Gardecki, Było nas trzech. W. GW. 1928, 259 S., vgl. WL. 1928, 8, PW. 24, 518 f.

psychologischen Roman hinüberlenken, von dem zum sozialen die bisher besprochenen Werke den Übergang bilden, haben wir vorher die dritte und vierte Qualität von literarischen Erzeugnissen sozialer Färbung zu erledigen. Einmal die Kriegsbücher. Die einen, noch ganz anständig, für bescheidene Leser aus der reifen und überreifen Jugend Zofja Żurakowskas „Abschied vom Hause", Ignacy Nikorowiczs „Weltbrand". Die leider mißratenen Versuche zweier sonst achtbarer Autorinnen, ihre Sorge um das von den Bolševiken gefährdete polnische Kulturerbe im Osten durch Tendenzromane politisch und künstlerisch wirksam zu machen, erreichen statt des beabsichtigten Zwecks nur das Gegenteil. Ihre historische Perspektive ist verfehlt, und literarisch bleiben sie Zwitter zwischen Pamphlet, Autobiographie, „Fiktion". Ich spreche da von Marja Dunin-Kozickas „Durchpflügten Spuren" — die Ukraina, Podolien, Volhynien im Jahre 1917! ... —, von Anna Zahorskas „Giften" — die in Weißrußland die Anpassung der bodenständigen Bevölkerung an Polen hindern —. Mit der Einschränkung auf ein nur seichte Lektüre suchendes Publikum der Leihbibliotheken will ich noch, peinlich auf eigene Physiognomie verzichtende, ihren Vorbildern getreu ein sklavisch befolgtes Muster nachzeichnende Surrogate des psychologischen Kriegsromans nennen. Etwa Tadeusz Łopalewskis „Doppelschatten", Jan Sławińskis „Weißen Federbusch", Jan Augustynowiczs „Hölle" — alle mit der russischen Revolution als Hintergrund, Kopien nach Goetel, bzw. Choynowski („Jugend, Liebe, Abenteuer") und Żeromski („Der Reiz des Lebens"), Jan Meissners „Eskader", Henryk Łubieńskis „Sieger" („Luft"romane in der Sphäre von Joseph Kessels „Equipage"), Juljusz Germans „Mund zur Dämmerstunde" (sehr frei nach und zugleich gebunden an Małaczewski)[52]).

Wo anders als beim sozialen Roman soll man ferner die eigentlichen, die typischen Gesellschaftsromane einreihen, in denen, vor einem die Welt als Rührstück aus der Gartenlaube beschauenden Menge von höheren und niederen Töchtern, feine Leute standesgemäße, durch Hindernisse bloß verzögerte Partien machen oder auch gelegentlich entsprechend physisch ausgestattete Kinder des Volks in mit Scheckbuch, Champagner und Auto gesegnete lichtere Regionen aufsteigen? Das sieht manchmal der Literatur ähnlich, wenn Schriftsteller, die Besseres vermöchten, ihre Talente an dergleichen verschwenden. Oder aber wir haben einen polnischen

[52]) Z. Żurakowska, Pożegnanie domu. W. M. 1927, 185 S. I. Nikorowicz, Pożar ziemi. P. KW. 1927, 94 S. M. Dunin-Kozicka, Przeorane szlaki. L. ZO. 1928, 326 S., vgl. PPr. 1928, 127. A. Zahorska, Trucizny. W. Dom książki polskiej. 1928, 266 S., vgl. WL. 1928, 35, T. 1928, 35, PP. 178, 101, Głos Lit. 1928, 10. T. Łopalewski, Podwójny cień. W. H. 1928, 184 S., vgl. WL. 1927, 25, PL. 18, PW. 22, 153. J. Sławiński, Biały pióropusz. W. Rój 1928, 203 S. J. Augustynowicz, Piekło. W. Dom książki polskiej. 1928, 328 S. J. Meissner, Eskadra. W. Rój 1928, 166 S. Łubieński, Zwycięzca. W. GW. 1927, 238 S., vgl. WL. 1928, 3, PP. 177, 225. J. German, Usta o zmroku. W. Rój 1927, 190 S., vgl. WL. 1927, 45.

Samarov vor uns, der seine Saxoborussen polnisch schön zu tanzen anfangen läßt und nach Riga verlegt — Wojciech Baranowski „Gaudeamus" —, einen Conan Doyle, der sich bald als Strug, bald als Przybyszewski, bald als Carco kostümiert — Jan Mar „Jagd" —, eine männliche Luise Mühlfeld, die Secrets du polichinelle ausplaudert, nämlich eine Version zum Bisping-Prozeß, die in Polen viele Gläubige fand — Ireneusz Plater „Ein Staatsgeheimnis" — oder gar die polnische Courths-Mahler, die das Zepter der Helena Mniszek zu erben sich anschickt, Irena Zarzycka. Ihr „Wildfang", ihre „Öffentliche Sünderin" bilden mit Juljusz Germans „Iwonka" ein allerliebstes Trio von paraliterarischen Larven, die das Antlitz der polnischen Literatur vor den Augen der Profanen, des großen Publikums, schützen. Die Mieczysław Smolarski, Zusanna Rabska, Maciej Wierzbiński, Eugenjusz Czekalski sind, innerhalb der Lesekabinette, eine Elite, die den Vorzug hat, wenigstens korrekt schreiben zu können und eine annehmbare Fabel zu konstruieren[53]).

Zwei Autoren muß ich dabei ganz abgesondert behandeln. Den einen, Antoni Marczyński, weil ich ihn wirklich für ein starkes Talent, auch nach der literarischen Seite hin, ansehe. Er schreibt, sind es sechs, sind es zehn dicke Bände grob-sensationellen Inhalts im Jahr, und zeigt dabei erstaunliche Qualitäten im Aufbau und im Stil, die sich auch an höheren Gattungen des Romans bewähren müßten. Und welche Phantasie! Schier so unheimlich wie die Vielseitigkeit der Themen, die nur eines gemeinsam haben, daß sie der Masse schmeicheln, ohne zuviel Konzessionen an die niedrigsten Instinkte zu machen. Titel aufzuzählen, hätte wenig Zweck. Allenfalls gebe ich der subjektiven Ansicht Ausdruck, daß die „Schwarze Dame" das schlechteste und die „Welt in Flammen" das beste von Marczyńskis Büchern ist[54]).

Reiht man diesen Autor zu denen, die man sich offen zu begrüßen schämt und verstohlen liest, so waltet bei Kornel Makuszyń-

[53]) W. Baranowski, Gaudeamus. W. GW. 1927, 350 S., vgl. WL. 1928, 8, PW. 24, 518. J. Mar, Łów. W. H. 1927, 303 S., vgl. PW. 25, 351. I. Plater-Zyberk, Tajemnica stanu. Łódź, L. Fiszer 1927, 2 Bde., 162, 159 S., vgl. WL. 1927, 35. I. Zarzycka, Jawnogrzesznica. W. Rój 1928, 197 S.; Dzikuska. W. Rój 1928, 5. Aufl., 159 S. J. German, Iwonka, Białystok, Polska Drukarnia 1927, 3. Aufl., 144 S. M. Smolarski, Poszukiwacze złota. P. KW. 1927, 173 S. Z. Rabska, Grzech Markizy. W. GW. 1927, 272 S., vgl. WL. 1927, 47, PW. 24, 518. M. Wierzbiński, Wielka gra. W. GW. 1927, 307 S., vgl. WL. 1927, 45, PW. 24, 519; Wolność. P. KW. 1927, 498 S. E. Czekalski, Milczące młyny. W. GW. 1928, 194 S., vgl. T. 1928, 27.

[54]) A. Marczyński, Czarna pani. W. Rój 1928, 259 S., vgl. WL. 1928, 6; Perła Shang-haju. Stanisławów, R., 1928, 2 Bde., 223, 212 S., vgl. WL. 1928, 40; W podziemiach Kartaginy. W. Rój 1928, 249 S.; Świat w płomieniach. W. Rój 1928, 308 S. Noch andere Erzählungen, die mir jedoch nicht vorlagen. Über M. vgl. R. Bergel, Polonia 1928, 136. Ähnlicher Art wie die Marczyńskis sind die Sensationsromane von A. Błażejowski, Waliska P. Z. P. WP. 1928, 192 S.; Tajemnica dra. Hiwi. P. WP. 1928, 169 S., und B. Żarnowiecki, Rok 1974. Toruń, Pomorska Drukarnia Polnicza 1927, 351 S., vgl. PW. 23, 335.

skis das umgekehrte Mißverständnis ob. Man findet bei den verschiedensten Kritikern die Ansicht, daß man es hier mit einer humoristischen Leuchte der Literatur zu tun habe, die im Feuilleton etwa die Rolle von Bolesław Prus beim „Kurjer" zu spielen berufen sei. Ich habe noch keines seiner zahlreichen und erfolgreichen Bücher ohne inneren Protest beendet. Diese erzwungene Lustigkeit geht auf die Nerven. Nehmen wir, um die Angelegenheit vor den Lesern der „Jahrbücher" auch für künftige Zeiten zu bereinigen, Makuszyńskis in den beiden letzten Jahren erschienene Novellensammlungen. Sie heißen „Dunkle Funken" und „Komische Menschen". Als Paradigma für den guten Geschmack diene, daß im zweitgenannten Buch, in dem man etwa schnurrige Anekdoten von Spitzwegschen Figuren erwartete, die grauenhafte Tragödie einer Frau erzählt wird, die, von ihrem Mann zu Tode gequält, sich in der Sterbestunde durch Verrat mittels Telepathie rächt. Komisch, was? Zum Totlachen! Oder „die gescheitesten Menschen haben Momente geistiger Umnachtung, unerklärlicher wundersamer Stumpfheit. Dadurch erklärt sich, daß Herr Leński, ein Mensch von hervorragender Intelligenz und ungewöhnlicher Klugheit, sich verheiratete. Dieser Fall besaß übrigens seine Präzedenzen in der Geschichte, und bis heute zerbrechen sich die Menschen den Kopf, warum sich der Klügste aller Zeiten — Sokrates — ebenfalls verehelichte." Oder: „Ein junger Mensch, Tadeusz Bąkiewicz, ob auch aus einer allgemein geschätzten und durch ihre löblichen Sitten bekannten Familie stammend, setzte sich in den Kopf, er müsse Schriftsteller werden, weshalb seine gute Mutter täglich eine heiße Novenne betete, Gott möge ihm die Vernunft wiedergeben." Oder: „Jeder Szlachcic hat seinen Juden, jede Therese ihre In-teressen und jeder Literat seinen Korrektor." Jeder, nur Makuszyński nicht, denn sonst würden kaum diese Sätze stehen bleiben. Aber die Warschauer lachen, und der Autor lacht, und der Verleger kann lachen, denn es regnet Auflagen. Und der Kritiker: wer wird denn weinen, wenn man in den Ansichten über Humor und Literatur auseinandergeht?[55])

Drei vorzügliche psychologische Erzählungen mit breitem sozialen Hintergrund habe ich mir aufgehoben, um sie am Ende der „Lenora" gegenüberzustellen, die meine Überschau über die herrschende Form des polnischen Romans abschließen. Włodzimierz Perzyńskis „Zwei Menschen" faßt die ganze polnische Wirklichkeit zu einem eindringlichen Bild zusammen, das hier die Hauptstadt, dort das flache Land enthält und zwei, eigentlich fünf Menschen, ihren tragischen Weg durch die so gegebene geographische und historische Bedingtheit schreiten läßt. Wieder ist das Problem der berufstätigen Frau, der „neuen" Weiblichkeit, erörtert. Das Thema weitet sich

---

[55]) K. Makuszyński, Ponure igraszki. W. GW. 1927, 283 S., vgl. PW. 22, 152; Perły i wieprze. W. Tygodnik Illustrowany 1928, 2 Bde., 11, 116 S.; Śmieszni ludzie. W. GW. 1928, 211 S. Über und gegen Mak. vgl. J. Zahradnik, Kornel Makuszyński we wklęzłem zwierciedle. L. Ateneum 1927.

zum allgemeineren vom Sieg der skrupellosen Tüchtigkeit über die herzensgute Schwäche. Daß sich zuletzt die beiden „Schlemihle“, Dołgucki und seine Stasieńka, doch noch „bekommen“, ist sehr geschickt mit einer Art „Galeotto“-Handlung motiviert, trotzdem, bei genauem Zusehen, ein im Leben seltenes Happy End. Des Romans Grundthese wird in der besten Novelle des Bandes „Ein Mal“ aufgenommen, in dem ferner die brillante Analyse einer ehe sie Liebe wurde zerflatternden sinnlichen Neigung aufs äußerste gelungen ist.

So tragisch, animalisch, in die trostlose Leere mündet auch die „Ungute Liebe“, Paul Blizbors, des Herzensbrechers und Musterbeamten zu seiner glänzenden Gattin, der Ministerstochter, Salonkönigin und zuletzt an ihrer erotischen Sendung verzweifelnden Agnieszka. Wird ohne Zweifel dereinst die heiße Brunst enden, in der besagter Don Juan aus einem ins 20. Jahrhundert und ins freie Polen transponiertem Pipidówka für die sanfte, wohltemperierte und bodenständige Gans entbrennt. „Die Liebe von Zigeunern stammt,“ auch im bureaukratischsten Sarmatien, und sie fragt nicht nach Recht, noch nach Gesetz und Macht. Wollst du mich nicht, bin ich entflammt, und wenn ich lieb', nimm dich in acht! Übrigens stammt d i e s e ungute Liebe nicht bloß von Zigeunern, sondern auch aus dem Bereich der Bohême und deren Überzeugung vom Triumph der Venus. Beinahe hätte ich unterlassen hinzuzufügen: und unmittelbar von Z o f j a R y g i e r - N a ł k o w s k a, die in der Schilderung des Unglücks im polnischen Krähwinkel viele Vorgänger und sich selbst übertroffen hat. Es tut dem Wert des fast dokumentarischen Romans keinen Abbruch, wenn wir ihn von Lam und Sewer, von Reymont und Żeromski herleiten, ihm, zu unsrem Ergötzen und ihm zur Ehre, den kläglichen stoffverwandten Versuchen der unterschiedlichen Rogala gegenüberstellen und daran erinnern, daß eine der Grundthesen („im Verhältnis zu jedem Menschen sind wir jeweils ein anderer“) von Morand in der besten Novelle der „Europa galante“ meisterlich gestaltet wurde.

Verwandte Qualitäten, nicht zum mindesten die vortreffliche Komposition und den zweckstrebigen, prächtigen Stil zeichnen W a n d a M e l c e r - R u t k o w s k a s „Braut aus Angora“ aus. Die Hauptperson, ein von jedem Gefühlsüberschwang durch die traurigen Lebenserfahrungen geheiltes Mädchen, das sich selbst, seine Reize sparend und nur als geschäftliches Lockmittel auswerfend, durch die Welt bringt, ist eine der besten Schöpfungen der polnischen Erzählkunst. Ebensogut wußte die Autorin die Mithandelnden — Mithandelnden in jedem Sinn des Wortes — zu gestalten. Hernach die Szenerie: Angora, Stambul, die neue Türkei, die unsichtbar hinter der Kulisse agierende Person Mustafa Kemals.

Das Werk der Melcer-Rutkowska, ein bedeutendes und dauerndes, könnten wir bereits zum exotischen Roman rechnen, bei dem die fremdartige Umwelt dem Buch den Stempel aufdrückt. Auch Brzęczkowskis „Asza“ wäre da mit zu erwähnen. Typische Repräsentanten der so beliebten Gattung sind indes die Erzählungen von

Sieroszewski, Ossendowski, Goetel, Siedlecki, Guranowski, Jerzy Bandrowski, die das feste Land, von Rychliński, Saliński, Dębicki und wieder Ossendowski, die das Meer zum Schauplatz sich ersahen[56]).

Wacław Sieroszewskis „Dalai-Lama" ist im Werk des berühmten Dichters eine offenkundige Niete. Wenn am vorhergehenden Ostasienbuch, der „Liebe des Samurai", befreundete man sich einmal mit der Räuberromantik und gewissen japanischen Chinoiserien, die vorbildliche Technik, die straffe Gedrungenheit der Handlung und ein harmonisches Maß auch in der Beschreibung des Entsetzlichen zu preisen waren, kann man der blutrünstigen, von sadistischer Wollust an der Qual durchsetzten und dabei mit recht naiver Kindlichkeit der Psychologie gepaarten Aktion des „Dalai-Lama" keine gute Seite, wirklich keine gute Seite abgewinnen. Da hat Sieroszewskis Schüler Ossendowski, von dem der Lehrer wiederum sehr viele Einzelheiten dieses Romans entlehnte, seinerzeit den Baron Ungern-Sternberg mit geringerem Aufwand an Greueln geschildert, obzwar es doch in den „Tieren, Menschen, Göttern" am Grusligen nicht mangelte. Antoni Ferdynand Ossendowski tritt auch jetzt, in hübschen japanischen Novellen, „Die scharlachfarbene Kamelienblüte" mit dem Meister in Wettbewerb, und siegt. Das Talent des unglaublich vielgewandten Weltenfahrers ist deutlich in einer neuen Periode des Aufstiegs, die seine Rückkehr zur reinen Literatur erhoffen macht. Von Ferdynand Goetel liegt an Belletristik nur die nach Morandschen „Nächten" duftende Novelle „Mein Mann stirbt", die einzige erträgliche in einem sonst unlesbaren Band „Humoresken", vor. Sehr schön sind die „Malaischen Erzählungen" des großen Gelehrten Michał Siedlecki. Wir befinden uns in einer Conradschen Atmosphäre, bei Lord Jim und Almayer, bei Heyst und ihren Indonesiern. Doch die Selbständigkeit eines echten Talentes überwindet die Gefahren, die der naheliegende Vergleich mit dem Genius seines Landsmannes heraufbeschwört. Manche der kleinen Skizzen, wie die vom „Waringin", dem todbringenden Wunderbaum, sind Conrads nicht unwürdig. Jerzy Bandrowskis Begabung verflacht, seit sie sich fast nur mehr journalistisch betätigt. Journalismus sind leider auch seine erzählenden Bücher, wie die Abenteuergeschichte „Um den regenbogenfarbigen Reif". Mieczysław Guranowskis „Sirat" bekam ich nicht zu Gesicht. Es wurde mir gerühmt[57]).

---

[56]) Wł. Perzyński, Dwoje ludzi. W. GW. 1928, 286 S., vgl. PP. 180, 92, FZ. 26/8 1928, Germania 24/11 1928; Znamię. W. GW. 1927, 231 S., vgl. WL. 1928, 20, PW. 24, 517, PP. 177, 225. Außerdem: Panna ze snu. P. KW. 1927, 76 S.; Łut szczęścia. W. Bibljot. Nowości 1928, 176 S.; Sławny człowiek. W. Bibljot. Nowości 1928, 278 S. Über Perzyński vgl. noch O. Forst-Battaglia, PL. 5. W. Melcer-Rutkowska, Narzeczona z Angory. W. Rój 1928, 170 S., vgl. WL. 1927, 47, PW. 25, 347 ff., FZ. 26/8 1928, Germania 24/11 1928. Z. Rygier-Nałkowska, Niedobra miłość. W. GW. 1928, 276 S., vgl. WL. 1929, 2, PP. 181, 94.

[57]) W. Sieroszewski, Dalaj-Lama. W. BP. 1927, 2 Bde., 211, 207 S., vgl. WL. 1927, 35, Kurjer Poznański 1927, 474, Gazeta Warszawska 1927, 347;

Jerzy Bogdan Rychlińskis „Rose des Korsaren“, Stanisław Marja Saliński und seine „Meeres-Erzählungen“ verheißen gute Surrogate des anglo-amerikanischen Imports. Beide Autoren bringen aus ihrer früheren Laufbahn literarische Kultur und reiche Erfahrung aus fremden Zonen als Rüstzeug mit. Wie Tadeusz Dębicki, der einen hübschen Roman „Von Ufer zu Ufer“ veröffentlichte. Ferdynand Antoni Ossendowski bekundet im „Weißen Kapitän“ sein gewohntes narratives Talent, leider auch eine gewisse Lässigkeit der Komposition: auf einen faszinierenden Anfang folgt ein unbefriedigender Schluß. Alle diese Schriften erfüllen eine wichtige kulturelle und sprachliche Mission. Sie bringen dem Binnenvolk der Polen das Meer näher, als es politische Agitation oder gelehrte Propaganda vermöchten, verbreiten die Kenntnis seemännischer Fachausdrücke und sind freiwillige Helfer der polnischen Küstenpolitik.

Das wird ganz klar an den beiden Büchern Bandrowskis und Grabińskis. Jerzy Bandrowskis „Zolojka“ wäre als Roman, troß einiger lustiger Episoden und der köstlichen Figuren des Schusterehepaares, verfehlt, verdiente nicht die Schilderung des Fischertums an den baltischen Gestaden, die Schilderung der Meereslandschaft unser Interesse. Stefan Grabińskis „Kloster und Meer“ enthält nur nebenbei aktuelle Anspielungen. Aber es wirkt durch die gesamte Atmosphäre, in der sich die halb-okkulte Handlung begibt. Die Geschichte des schlimmen Mönches, der in neuer Inkarnation sein Verbrechen an der geschändeten Nonne büßt, gehört der Vierten Dimension an. Das Rauschen der See vermischt sich mit dem Stöhnen der Gespenster, die uns mit Schrecken erfüllen wollen[58].

Erfüllen sollen, würde Józef Jankowski hinzufügen, denn der schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn, und toller Wahn, was wir von den geheimnisvollen Dingen zwischen Himmel und Erde faseln. So lehren es die Novellen zum physikalischen Ge-

---

deutsche Ausgabe, Leipzig, Hesse und Becker, 1928, 399 S., vgl. Köln. Volkszeit. 6/9 1928. F. A. Ossendowski, Cień ponurego Wschodu. W. Bibljot. dzieł wyborowych 1927, 153 S.; Orlica. P. WP. 1928, 221 S.; Szkarłatny kwiat kamelji. P. WP. 1928, 221 S. Alle drei ins Deutsche und in andere Weltsprachen überseßt. F. Goetel, Humoreski. W. GW. 1927, 249 S., vgl. WL. 1928, 4, PW. 23, 334. Von Goetel erschienen deutsch: Der Flüchtling von Taschkent, Berlin, Neufeld 1927, 160 S.; Menschheit (zwei Novellen), Berlin-Grunewald, Horen-Verlag 1928, 185 S. Über Goetel zusammenfassend: S. Kolbuszewski, Myśl Narodowa 1928, 20. M. Siedlecki, Opowieści malajskie. W. M. 1927, 157 S. J. Bandrowski, Po tęczowei obręczy. W. Rój 1927, 286 S., vgl. WL. 1927, 45; Krwawa chmura, P. WP. 1928, 218 S., vgl. PP. 180, 95, T. 1928, 49. M. Guranowski, Sirat. W. BP. 1928, 199 S.

[58]) J. B. Rychliński, Róża korsarska. P. WP. 1928, 213 S., vgl. PP. 180, 94 f. St. M. Saliński, Opowieści morskie. W. GW. 1928, 147 S. vgl. WL. 1928, 42, Świat Książki 1928, 1/3, PP. 180, 94. T. Dębicki, Od brzegu do brzegu. W. GW. 1928, 190 S., vgl. PP. 180, 372 f. F. A. Ossendowski, Biały kapitan. P. WP. 1928, 315 S. J. Bandrowski, Zolojka. P. KW. 1928, 342 S., vgl. T. 1928, 30. St. Grabiński, Klasztor i morze. W. H. 1928, 222 S., vgl. WL. 1928, 37, PP. 180, 95, Myśl Narodowa 1928, 28.

sebbuch, die „Ungewöhnlichen Geschichten“, die sich aufs gewöhnlichste erklären und durch die pedantisch-rationalistischen Kommentare ihres Verfassers das bißchen Poesie zerstören, das in ihnen unfreiwillig sich versteckt.

Wacław Rogowicz, ebenso „aufgeklärt“, entpuppt sich erfreulicherweise als viel feinerer Schriftsteller denn Jankowski. Er kopiert Voltaire bis ins Orientalische seiner philosophischen Contes, der troß ihres präpotenten Titels keineswegs „Keiner anderen ähnlichen Geschichten“. „Der Einsiedler am Diamantenquell“ erinnert an den besten Gobineau. „Derwische und Chirstus-Dandys“ begegnen uns seit den italienischen Novellisten in der mannigfaltigsten Gestalt und bis in die modernsten Lehrbücher der Psychiatrie, mit ihren Doktrinen vom Zusammenhang der erogenen und religiösen Geisteszonen.

Jerzy Braun, Jerzy Szaniawski, zwei Poeten, ergreifen entschieden Partei für das Geheimnis gegen seine nüchternen Deuter und Bekrittler. Der eine im reichlich dunklen „Hôtel an der Plage“, das von symbolischen Personen zu symbolischen Handlungen symbolisch bevölkert, von Stürmen umtost und von sonstigen transzendentalen Naturphänomenen heimgesucht wird. Ich möchte nicht drinnen wohnen. Doch gerne mit den Figuren aus „Den Lügnern vom Goldenen Anker“ Gemeinschaft pflegen. Einmal den hold lächelnden Schwestern begegnen, die den „Tag der Heiterkeit“ verschönen; mit dem alten General den Wahn von der edel gebrauchten Macht teilen und dem beseelten Spiel von Vater und Sohn „Beim Klavier“ lauschen. Im Bereich Szaniawskis ist uns so wohl, wie bei einer lieblichen Jugendeselei. Ganz warm, wie im Sonnenschein.

Doch eisige intellektuelle Kälte weht uns aus den mit großer, zielbewußter Kunst geschriebenen Novellen von Aleksander Wat entgegen. „Der arbeitslose Lucifer“ erinnert nach jeder Hinsicht an Guillaume Apollinaire, zumal an den Band „Hérésiarque et Cie.“. Manche Einfälle sind aber ganz originell und in ihrer konträren Umkehrung der vermeinten Tatsachen so glaubwürdig wie das Absurde. Die Phantasie von der Massenbekehrung der polnischen Juden zum Katholizismus und ihrer Umwandlung in eine erbliche Priesterschaft, während die Arier sich zur Religion des Mosaismus bekennen, hat etwas vom kosmischen Humor, der — augenblicklich — nur bei den Vertretern der künftigen Priesterkaste mit so erbarmungsloser Selbstgeislung gepaart ist. Sehr wibig, nur nicht tief, scheint mir die Satire der „Königsinsel“. Brillant sind Persiflagen verschiedener Modetorheiten, wie die der Psychoanalyse im Gallimathias des Kunsthändlers der „Taubenstraße“[80]).

---

80) J. Jankowski, Historje niezwykle. W. GW. 1928, 184 S. W. Rogowicz, Historje do niczego niepodobne. W. Rola 1928, 180 S., vgl. WL. 1928, 38, T. 1928, 34. J. Braun, Hotel na plaży. W. H. 1927, 262 S., vgl. WL. 1927, 33, PL. 15. J. Szaniawski, Łgarze pod „Złotą Kotwicą“. W. H. 1928, 217 S., vgl. WL. 1928, 9, PP. 177, 225, T. 1928, 10, 18, PPr. 1928, 74. A. Wat, Bezrobotny Lucyfer. W. H. 1927, 206 S., vgl. WL. 1927, 10, PL. 15, PW. 21, 155, FZ. 6/11 1927.

Phantastik, Utopie, Satire in Roman und Erzähler außerdem: Hermine Naglerowas „Mond-Motiv" — wenn auch die Voraussetzung vom Konnex zwischen Schlafwandel und Mond irrig bleibt, eine feine psychologische Studie; eine allzu „feine", denn die mondäne Szenerie beeinträchtigt den Reiz der unnötig durch Beiwerk komplizierten Handlung. Die dritte Novelle der Sammlung ist sichtbar von „Eugen Aram" beeinflußt. Die Verfasserin ist in ihrer Technik noch unbeholfen, verspricht aber viel für ihr ferneres Schaffen. Dann Wacław Niezabitowskis „Letzter auf Erden" oder die, ziemlich banale, Geschichte der unwiderruflich letzten Tage einer Menschheit, die im Begriff stand, sich durch einen neuen Adam und zwei neue Evas zu verjüngen; Jerzy Hulewiczs „Geschichte Utans", des von der Wissenschaft erzeugten Bastards aus Mensch und Orang-Utang und seiner ungewollt komischen Tragik, Misch-Masch von Tarzan, „Nouvelle Idole" und Kaspar Hauser. Noch wunderlicher Jalu Kureks „S. O. S.", welcher Hilferuf aus einem übersymbolistischen Überhotel der Über-Plage ertönt und trotz der Anwesenheit von Charlie Chaplin, Ossendowski, ungehört, ungelesen verhallen dürfte[60]).

Was bleibt an erzählender Prosa nunmehr, nach beendeter Heerschau über den sozialen und exotisch-phantastischen Roman noch übrig? Nicht viel. Die regionalistische Erzählung hat in den beiden Berichtsjahren, vom autobiographischen Werk Zegadłowiczs abgesehen, nichts von Betracht hervorgebracht. Es handelt sich bei ihr zumeist um belletristisch verkleidete politische Pamphlete, wie das schon erwähnte der Anna Zahorska, wie die Bücher von Jerzy Konrad Maciejowski, Antoni Miller, Edmund Zalewski, die sich sämtlich mit dem Ostmarkproblem beschäftigen Eine besondere Gruppe bilden die Hochgebirgsromane, die aber nicht an die Tradition von Tetmajer, Orkan, anknüpfen, sondern sich von der Warschauer Unterhaltungsliteratur herleiten, so Rafał Malczewskis „Narkotikum der Berge" und Kazimiera Albertis „Tatra, Schlittschuhe, Liebe". Sehr spärlich gesät ist ferner die von Reymont zu so hoher Blüte gehobene Bauernerzählung. Weder die psychologisierte Art, in der sie von Ewa Szelburg, noch die mehr an ältere Tradition sich haltende, in der sie von dem neu aufgetauchten Schlesier Gustaw Morcinek gepflegt wird, vermag uns wirklich zu fesseln[61]).

---

[60]) H. Naglerowa, Motyw księżyca. W. M. 1928, 142 S., vgl. WL. 1928, 36, T. 1928, 31, PPr. 1928, 144. W. Niezabitowski, Ostatni na ziemi. W. Główna księgarnia wojskowa 1928, 516 S., vgl. WL. 1928, 48. J. Hulewicz, Dzieje Utana. W. H. 1928, 247 S. J. Kurek, S. O. S. Zbaw nasze dusze. K. Zwrotnica 1927, 128 S., vgl. PW. 25, 349 f.

[61]) J. K. Maciejowski, Pograniczne ogniska. W. GW. 1928, 312 S., vgl. PP. 180, 93, T. 1928, 31. A. Miller, Powołanie. Wilno 1928, 242 S., vgl. WL. 1927, 51. E. Zalewski, U progu odrodzenia. W. 1928, 220 S. R. Malczewski, Narkotyk gór. W. GW. 1928, 182 S., vgl. WL. 1928, 25, PP. 178, 372, T. 1928, 19. K. Alberti, Tatry, narty, miłość. W. Hyperion 1928,

Wenig Gutes habe ich auch von der Jagdliteratur und den ihr verschwisterten Tierbüchern zu melden. Die Naturbegeisterung der Jagdschriftsteller reizt mich immer zum Vergleich mit den gutmütigen Anekdoten des seinen Opfern zärtlich zugetanen Wiener Henkers Lang, der sein goldnes Herz den von ihm hingerichteten armen Sündern schenkte. Julian Ejsmonds „In der Waldeinsamkeit" bewährt, davon abgesehen, die Fähigkeit des Autors, eines der wenigen Weyssenhoff-Schüler, sich im eleganten Polnisch kernig auszudrücken. Seine Rührung dringt uns freilich nicht ins Herz, selbst wenn er vom traurigen Schicksal des Zöglings der Radziwillschen Bärenakademie fabuliert, von Meister Petz, der, wie die Ziege des Herrn Segouin, der Freiheit nicht froh wird und stirbt, durch ihn, durch ihn, den fürstlichen Herrn, zu seinen Füßen doch. Weyssenhoff erzeugte und bevorwortete den Ejsmond. Ejsmond aber den Aleksander Janta-Połczýński und sein Geschlecht („Ums Morgengrauen"). Nochmals Jagd, elegantes Polnisch. Henkerszähren über das erlegte Wild. Eine vornehme Galerie von weiteren Bildern von frischer, fröhlicher Pirsch reiht sich an. Teilweise greifen wir damit zurück auf die Reisebücher, wie das des Grafen Potocki. Ich weiß aber nie, wo das Jägerlatein anhebt und wo das Jägerpolnisch anfängt. So setze ich zwei charakteristische Blutzeugen, Zeugen des vergossenen Tierbluts, hierher: Stefan Krzywoszewskis „Aus Jagderlebnissen und Jagdeindrücken", Kamil Giżyckis „Exotische Jagden".

Ins andere Extrem verfallen die Tierfreunde, die mit Jan Wiktor, einem ebenso ausgezeichneten Prosaiker wie Ejsmond, in grob anthropomorphistische Verherrlichung der Tierwelt enden, den Hunden religiöse Mystik zuschreiben, stoische Moral und womöglich ästhetische Kunsturteile. („Der strenge Hund und der sentimentale Hase", die Novelle im „Czartak"). Von derlei Extremen frei ist das reizende und kluge Büchlein „Von den Freunden" der Zofja Rygier-Nałkowska. Geschmackvoll, angenehm lesbar, eine Art polnischer Colette, polnischer „Dialogues de bêtes". Im gleichen Band kam auch Marja Jehanne Wielopolska zu Wort. Es war ihr der so heraufbeschworene Vergleich mit der Rygier-Nałkowska nicht förderlich[**]).

Jetzt Kinderbücher. Über Kinder; zum Teil für Kinder. Durch die

---

161 S., vgl. WL. 1928, 40, T. 1928, 22. E. Szelburg, Polne grusze. L. Połaniecki 1927, 263 S., vgl. PW. 22, 153 f. G. Morcinek, W kwietniową noc. T. 1928, 16—21.

[**]) J. Ejsmond, W puszczy. W. GW. 1927, 129 S., vgl. WL. 1928, 2, PW. 24, 518. A. Janta-Połczyński, O świcie. P. Fiszer-Majewski 1928, 107 S., vgl. T. 1928, 47, ŻL. 1928, 2. St. Krzywoszewski, Z przeżyć i wrażeń myśliwych. W. GW. 1927, 124 S. K. Giżycki, Polowania egzotyczne. L. ZO. 1927, 74 S. L. Sapieha, Lasy Ituri. W. GW. 1928, 201 S. J. Wiktor, Srogi pies i sentymentalny zając. W. GW. 1928, 169 S., vgl. WL. 1928, 26, T. 1928, 37, PP. 178, 372. Z. Rygier-Nałkowska und M. J. Wielopolska, Księga o przyjacielach. W. GW. 1927, 178 S., vgl. WL. 1927, 31, PW. 22, 151.

bekannten Vorzüge ihres Stils sogleich hervorstechend, die Erzählung Marja Dąbrowskas „Freundschaft". Meiner Ansicht nach das Muster eines diskret zum Altruismus mahnenden, edlen und schönen Buchs für die Jugend, ein wenig Solidarismus in der Knabenwestentasche. Sehr lieb Janina Mortkowiczowas „Anulka", die Schilderung der acht ersten Lebensjahre eines kleinen Mädchens. Ich hege gelinde Zweifel gegenüber der wissenschaftlichen Exaktheit der Daten, die von der Verfasserin beansprucht wird. Wäre es erwiesen, daß dieses Kind wirklich so erstaunliche Zeichnungen in so zartem Alter hinwarf, es müßte heute eine große Künstlerin sein, ein Mozart der Malerei. Nun, es wurde wenigstens die anmutige Heldin einer Kindergeschichte, ein wenig Wahrheit, viel Dichtung[63]).

Darf ich nun endlich Emil Zegadłowicz mit den beiden vorliegenden Bänden seiner poetisch verklärten Selbstbiographie folgen lassen? Es ist schwer, dieses wundervolle Buch irgendwo anzureihen. Es könnte als — das einzig dastehende — große Werk der regionalistischen Erzählung gelten. Auch als historischer Roman, denn es eröffnet uns die intimste Einsicht in die Kulturgeschichte Galiziens seit den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Wir dürften es dann als psychologische Epik betrachten, als Proustsche „Recherche du temps perdu". Wesenhaft scheint mir doch, daß es Gestaltung einer Kindheit ist, meisterliche, kunstvolle, bildhafte, herzliche Rekonstruktion der Voraussetzungen eines hernach durchkosteten reichen, innerlichen Erdenwallens. „Das Leben Mikołaj Srebrempisanys", Emil Zegadłowiczs, in seinem alten Gutshof zu Gorzeń Górny, hat den Reiz der ursprünglichen, echten Poesie und die guten Eigenschaften des peinlichsten Realismus. Es freut sich an den kleinsten Details. Wie ein holländischer Maler des 17. Jahrhunderts hält der Autor nichts seines Gedenkens, seines Griffels für unwert. Wir träumen bald mit dem versonnenen Knaben und neiden ihm fast die selige Frühzeit, das einst und noch immer kraft poetischer Gnade besessene Land der Kindheit[64]).

Nun hat Polen zwei herrliche Dichtungen dieser Art in kurzem Intervall empfangen. Die Zegadłowiczs und zuvor „Die Stadt meiner Mutter" Juljusz Kaden-Bandrowskis. Beide sind voneinander nicht so verschieden, als es manche und die Autoren selbst glauben. Die Grundstimmung ist dieselbe, auch der feine Humor, die innige Anhänglichkeit an die Familie sind dieselben. Nur daß Zegadłowicz mehr Kunst an sich gibt, und Kaden-Bandrowski straffer komponiert. In dem Epilog zu seinen zwei Kindheitsbüchern „Am Ufer eines großen Flusses" hat die Verve Kaden-Bandrowskis etwas nach-

[63]) M. Dąbrowska, Przyjaźń. W. M. 1928, 81 S. J. Mortkowiczówna, Anulka. W. M. 1928, 184 S.

[64]) E. Zegadłowicz, Życie Mikolaja Srebrempisanego. P. KW. Bd. 1, 1927, 378 S., Bd. 2, 1928, 335 S., vgl. PW. 23, 332 ff., T. 1928, 6, 47, Kurjer Poznański 1928, 432, PPr. 1927, 154, 1928, 245. Hier sei auch auf den Sammelband hingewiesen, der kleinere Prosastücke, Gedächtnisreden usw. E. Zegadłowiczs enthält: W obliczu gór i kulis. P. Fiszer-Majewski 1928, 195 S., vgl. WL. 1928, 16, PL. 19, T. 1928, 7, PPr. 1928, 8.

gelassen. Die pädagogische Tendenz tritt hier störender hervor als bisher. Doch für einen Geringeren wären diese Skizzen, vor allem die wunderschöne von der Bärin Basia — die schon Małaczewski in die Literatur eingeführt hatte — der Stolz einer literarischen Laufbahn[65]).

Wie ein Kaden-Bandrowski der guten Qualität aussieht, das zeigt uns ein Werk, das ich nicht seiner Form halber bei den Reiseschilderungen verzeichnen wollte, vielmehr als autobiographisches, als seelisches Bekenntnis: „Europa erntet Heu". Daß von einer Autoreise durch den Kontinent, von Warschau durch Deutschland nach Paris und über Wien wieder zurück, berichtet wird, bietet nur den Anlaß, um den Autor als Prediger einer als innere Notwendigkeit gefühlten Humanität zu zeigen. Was da ein Pole, in den Tagen der Ruhrbesetzung, beim Passieren der Grenze des besetzten Gebiets empfand und zu sagen wagte, das sollte in Deutschland gelesen und dankbar vermerkt sein. Desto mehr, als es sich nicht um einen geschlechtslosen Pazifisten, sondern um einen glühenden Patrioten und um den ersten Prosadichter seiner Nation handelt. Um einen Beobachter, der jedem das Seine läßt und niemandem das Seine aufzwingt. Wie schön Kaden-Bandrowski von Weimar und von Paris, von Wien und vom Rhein zu schwärmen weiß. Da muß ich geschwind ein Versehen gutmachen und hinzufügen, daß auch eine Frau, Aurelja Wyleżyńska ganz allerliebst über Paris geplaudert hat, ohne aus irgendeiner Schule zu schwätzen, mit ein wenig Naivität und sehr viel Charme, Grazie und Klugheit: „Die zauberische Stadt"[66]).

Nicht jede französisch-polnische Verbindung endet so gut. Geographisch ließen wir uns das France et Pologne, toujours amies gefallen. Historisch erzeugte es den ganz mißglückten Roman „Die Söhne der Niederlage" von Stanisław Szpotański. Ein ehrenwerter Held, Ożegowski, der emigrierte, von einer französischen Handelsherrntochter geliebte, gerettete, geheiratete, fahrende Ritter, der — ein zweiter Ladislas Bolski — einmal aus der Not befreit, dem Abenteuer nachläuft, die bürgerliche Gattin verachtet, romanciert und leider Romane inspiriert, von denen er am Schluß versichert: „So ist das Leben." Ich hoffe nicht, lieber Vater, würde Wildes „Idealer Gatte" protestieren. Bloß die historischen Romane der Sienkiewicz-Epigonen sind so, doch es sind beider, der Epigonen und der Romane, nur noch wenig.

---

[65]) J. Kaden-Bandrowski, Europa zbiera siano. L. ZO. 1927, 248 S., vgl. WL. 1927, 23, PW. 22, 151 f., FZ. 21/8 1927, BT. 9/10 1927, LH. 64, 415 f. Nad brzegiem wielkiej rzeki. L. ZO. 1927, 55 S., vgl. PL. 18, PP. 177, 223, Głos Prawdy tyg. 233, Gazeta Warszawska 1928, 75. Über J. Kaden-Bandrowski als Erzähler vgl. noch O. Forst-Battaglia, BT. 17/12 1927, LW. 16/12 1927, E. Breiter, WL. 1927, 23, PL. 14, E. Damiani, Rivista di letterature slave 3, 1. L. Pomirowski, Doktryna i twórczość. W. 1928. Zum Stil: St. Papée, T. 1928, 39. Heftig gegen die pädagogischen Tendenzen dieses Autors J. Rembieliński, Myśl Narodowa 1927, 11.

[66]) A. Wyleżyńska, Czarodziejskie miasto. W. Dom książki polskiej 1928, 147 S.

Piotr Choynowskis kernige altpolnische Novellen, zumal ihre gelungensten, die den Titel des Bandes führende „Von den fünf Herren Sulerzycki" und die „Vigilie des Herrn Wojwoden" stammen eher von Pasek, Kitowicz, Henryk Rzewuski. Der Zofja Kossak-Szczucka „Große und Kleine" haben vollends ihr individuelles Gepräge. Die grausam wahre Chronik aus der Reformationszeit entspricht ganz den besten Werken der Handel-Mazzetti. Vortrefflich sind die Anekdoten aus dem schlesischen Barock, die sich dann mit der Räuberromantik eines Verbrechers aus verlorener Ehre paaren. In der Mär von Imko Wiselkas Minne und ihrem prosaischen Ende beruht die Wirkung auf der inhärenten Komik des Widereinanderprallens zweier Denkensweisen, zweier Kulturkreise, raffinierter Romantik und primitiver Barbarei. Was sich in den historischen Novellen wie Steine zu einem Mosaik zum Gesamtbild fügt, Zivilisation und Wildheit, Frömmigkeit und brutale Lebensgier, Träumerei von jenseitiger und hastende Sucht nach irdischer Seligkeit, Erhabenes und Geringes, Heiterkeit und Trauer, das drängt sich im grandiosen Gemälde der „Goldenen Freiheit" auf ein paar Jahre zusammen, die den Höhepunkt und den beginnenden Verfall der polnischen Adelsrepublik bezeichnen. Diese Erzählung spielt in den Jahren nach 1604; umfaßt den Kampf gegen die Schweden, den Aufruhr Zebrzydowskis, das Ende der Socinianer, die Feldzüge gegen Moskau. Hier scheint Sienkiewiczs Beispiel öfter befolgt. Gestalten wie die der Hetmane Żółkiewski und Chodkiewicz, Szenen wie die Schlachten von Kircholm und Smoleńsk, das Bankett der Bojaren könnten in der „Trilogie" stehen, und Übelwollende werden behaupten, daß sie auch zum Teil in der „Trilogie" gestanden sind (man beachte nur die Einzelheiten der Flucht des schwedischen Usurpators, den Seelenkampf Chodkiewiczs). Auch der Einfluß Żeromskis (in der Figur Żółkiewskis, bei den Tatraepisoden!) ist beträchtlich. Die Komposition, nur lose und nicht konsequent durchgeführt, verstand nicht das schwierige Problem der Verquickung des individuellen Loses erfundener Gestalten mit den geschichtlichen Ereignissen befriedigend zu lösen. Trotzdem erstrahlt das originelle Talent der Kossak-Szczucka im hellsten Licht, wenn sie ihre Domäne betritt, den Glauben und den Aberglauben vergangener Zeiten in ihrer Wirkung auf das tägliche Leben schildert.

Immerhin, die Ernte des historischen Romans war dürftig, selbst wenn wir ihm die Vorboten der „Vie romancée" zuzählen[67],

---

[67]) Zur gegenwärtigen Lage des historischen Romans vgl. W. Dobrowolska, Głos Narodu 1928, 242 ff. St. Szpotański, Synowie klęski. W. GW. 1928, 298 S., vgl. WL. 1928, 40, T. 1928, 19, PP. 178, 371 f.; Przysięga. W. GW. 1927, 233 S. (aus der jüngsten Vergangenheit, Schlüsselroman, Polen auf der Friedenskonferenz). P. Choynowski, O pięciu panach Sulerzyckich. W. GW. 1928, 208 S., vgl. WL. 1928, 39, T. 1928, 39, Świat Książki 1928, 1/3, PP. 180, 93 f. Z. Kossak-Szczucka, Złota wolność. K. KS. 1928, 2 Bde., 283, 283 S., vgl. PP. 181, 92, f.; T. 1929, 3. Wielcy i mali. K. KS. 1927, 225 S., vgl. WL. 1927, 10, PW. 21, 150 ff., Język Polski 12, 1, LH. 64, 418.

die in Polen nunmehr auch erscheinen. Witold Hulewiczs Beethoven-Roman „Der göttliche Irrer" hat unleugbare Qualitäten, Rhythmus und Musikalität, ebenso unleugbare Schwächen in der Auswahl und Anordnung des Stoffs. Sehr verheißungsvoll kündete sich Juljan Wołoszynowski mit dem legendären Leben des polnischen Faust, „Von Twardowski, dem Sohn einer irdischen Mutter, Höllenbewohner und heute Mondinsassen" an. Eine Vie romancée besonderer Art. Ganz prachtvoll im Kolorit, mit ihrem Galgenhumor. Märchenstimmung, brutale Kraft, verstohlene Poesie. Leider noch viel Unausgeglichenes im Stil, der abgehackt, mit Neigung zum Schüttelreim, sehr persönlich und sehr affektiert ist. Hernach in „Gewalt des Traums" böse Orgien der Expression feiert. Die Mutter Gottes, Jeanne d'Arc und Beatrice nach Delteilschen Rezepten biographiert, nun aber die Krankheiten einer reifen und wissenden Kindheit abgestreift und im „Słowacki", der aber bereits die Jahreszahl 1929 trägt, sich fast völlig geläutert hat[79]).

Noch einmal sei jetzt die Summe der Produktion einer literarischen Gattung gezogen, die der erzählenden Prosa. Ich betrachte als den Ertrag der beiden letzten Jahre — die Hierarchie der Werte beruht hier weniger auf meinem subjektiven Ermessen als bei der Lyrik —: Kaden-Bandrowskis „Lenora", Zegadłowiczs „Srebrempisany", Kaden-Bandrowskis „Europa erntet Heu", der Kossak-Szczucka „Goldene Freiheit", der Rygier-Nałkowska „Ungute Liebe" und „Choucas", die „Braut von Angora" der Melcer-Rutkowska, das „Bündnis mit dem Kinde" und das „Antlitz des Mannes" der Kuncewiczowa, Wołoszynowskis „Herr Twardowski", Perzyńskis „Zwei Menschen", Kossowskis „Grünes Kader", Wats „Arbeitsloser Lucifer", Brzęczkowskis „Menschen der Legende", Szaniawskis „Lügner vom Goldenen Anker", der Rygier-Nałkowska „Buch von den Freunden" und Kossowskis „Lügner"[80]).

Wie man sieht, war diesmal die Ernte der Schönen Literatur nicht gering. Zu den herausgehobenen Werken der Lyrik und des Romans, beziehungsweise der Novelle, kommen noch die Schriften des Pfarrer Mieszkis, Boy-Żeleńskis „In der Sorbonne", Goetels „Insel im nebligen Norden", Parandowskis „Zwei Frühlinge". Zwar nicht in Aeonen Jahren, doch eine geraume Zeit lang wird die Spur der Jahre 1927 und

[79]) W. Hulewicz, Przybłęda Boży. P. KW. 1927, 385 S., vgl. WL. 1927, 16, PPr. 1927, 123. J. Wołoszynowski, O Twardowskim. W. M. 1927, 2 Bde., 140, 129 S., vgl. WL. 1927, 6, 20, PW. 21, 157 ff.; Potęga snu. W. M. 1928, 81 S., vgl. WL. 1928, 17, PP. 178, 373 f. Über Wołoszynowski im allgemeinen vgl. St. Baczyński, Wiek XX. 1928, 10, P. Laskowski, PL. 26.

[80]) Am Schluß dieser Übersicht über den Roman und die Novelle will ich nur nochmals hervorheben, daß zwar Ausführlichkeit, keineswegs aber Vollständigkeit im bibliographischen Sinn mein Streben war. Alle guten und alle charakteristischen Werke wurden genannt. Manche anständige Durchschnittsleistung aber blieb neben der schlechteren, doch mehr typischen unerwähnt.

1928 in der polnischen Literatur nicht untergehen. Sie haben die religiöse Lyrik bereichert, dem psychologischen Roman in der Anwendung aufs individuelle und aufs Gruppenerlebnis Wesentliches geschenkt. Auf das trübe Wetter von 1926 folgte milder Sonnenschein. Wann wird sein Strahlen glühend, sengend werden?

Abgeschlossen 31. Dezember 1928.

NEUE LITERATUR
ZUR SÜDSLAVISCHEN VOLKSKUNDE

Von

Josef Matl.

Seitdem mit der Romantik in der ersten Hälfte des 19. Jhs. das Interesse an den Erscheinungen des slavischen Volkslebens und den Erzeugnissen der Volkskunst wachgerufen und durch den genialsten slavischen Ethnographen Vuk Karadžić die systematische Sammlung, Aufzeichnung, Beschreibung und Untersuchung der für die Erkenntnis dieses Wissenszweiges in Betracht kommenden Tatsachen und Erscheinungen eingeleitet worden war, finden wir volkskundliches Material und volkskundliche Untersuchungen fast in allen jugoslavischen allgemein kulturellen und geisteswissenschaftlichen periodischen Publikationen; ganz abgesehen von dem Material in der schönen Literatur, in der Erzählungsliteratur, die Jahrzehnte hindurch, vielfach bis in die neueste Zeit hinein, in dem Fahrwasser der sogenannten ethnographischen Romantik bzw. des ethnographischen Realismus sich bewegte. Mit dem Fortschritte und der Vertiefung der wissenschaftlichen Tätigkeit und der Schaffung rein wissenschaftlicher Institutionen (Universitäten, Akademien) in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. wurde die bisherige vielfach dilettantische Sammeltätigkeit auf eine streng wissenschaftliche Basis gebracht und die bisherigen, vielfach unkritischen, romantischen und phantastischen Erklärungsversuche, die vor allem an der mangelhaften Heranziehung von Vergleichsmaterial aus der Volkskunde anderer Völker krankten, durch systematische vergleichende Untersuchungen ersetzt. So zeigen die Studien von I. D. Šišmanov, T. R. Djordjević, Čajkanović, Schneeweis, Matasović, Tkalčić u. a. einen ganz wesentlichen Fortschritt. Diese systematische, organisierte Forschungstätigkeit fand ihren Mittelpunkt einerseits in den Veröffentlichungen des Srpski Etnografski Zbornik 1894 — der Serbischen Akademie (vorher schon im Glasnik Srpskog Učenog Društva), im Zbornik za Narodni Život i Običaje Južnih Slavena 1896 — der Jugoslavischen Akademie in Agram, und im Sbornik za Narodni Umotvorenija, Nauka i Knjižnina 1889 — des bulgarischen Unterrichtsministeriums, ab 1913 Sbornik za Narodni Umotvorenija i Narodopis der Bulgarischen Akademie, andererseits in der Schaffung ethnographischer Museen in allen größeren Kulturzentren.

In neuerer Zeit begannen auch einige dieser Museen mit der

Herausgabe periodischer Publikationen neue Sammelstellen ethnographischer Materialsammlung und Forschung zu schaffen. Den Anfang dazu hat bereits lange vor dem Weltkrieg das von Österreich geschaffene bosnische Landesmuseum mit der Herausgabe seiner „Mitteilungen" und des „Glasnik..." gemacht. So beschloß nun auch die Verwaltung des Ethnographischen Museums in Belgrad anläßlich der Feier des 25jährigen Bestandes 1926 die Herausgabe eines Glasnik Etnografskog Muzeja u Beogradu, von dem bisher zwei reichhaltige Hefte erschienen sind: Knjiga I, Tom I, Beograd 1926, 121 S.; knjiga II, tom II, Beograd 1927, 90 S. Die Redaktion liegt in den Händen des uns aus den Naselja der Serbischen Akademie durch zahlreiche wertvolle Untersuchungen bekannten Direktors des Museums Bor. M. Drobnjaković. Unter den Mitarbeitern finden wir die führenden jugoslavischen Volkskundler aus den einzelnen jugoslavischen Provinzen und auch den derzeit in Prag als Dozenten für slavische Volkskunde wirkenden E. Schneeweis.

Im einzelnen finden wir, systematisch aufgezählt, folgende Beiträge: E. Cvetić gibt eine kurze Darstellung des Lebens und Wirkens des serbischen Kulturförderers und Mäzens Stefan Mihailović auf Grund seiner hinterlassenen Memoiren, die interessantes Material zur serbischen inneren Geschichte der vierziger bis siebziger Jahre des 19. Jhs. sowie interessante volkskundliche Angaben enthalten (Stevan Mihailović. Knj. I, S. 1—10). Es folgen die Darstellungen der Entwicklung der einzelnen ethnographischen Museen in Jugoslavien. So die des Belgrader Museums 1901—26 von Bor. M. Drobnjaković (Etnografski Muzej u Beogradu. Knj. I, S. 11—26), die des Sarajevoer Landesmuseums von M. Karanović (Sarajevski Etnografski Muzej. Knj. I, S. 26—32), die Entwicklung des Agramer Museums von Vlad. Tkalčić (Etnografski Muzej u Zagrebu. Knj. I, S. 33—39), die des Kgl. Ethnographischen Museums in Laibach von N. Županič (Kraljevski Etnografski Muzej u Ljubljani. Knj. I, S. 40—44). Bor. M. Drobnjaković gibt noch einen Bericht über die Tätigkeit und die Neuerwerbungen des Ethnographischen Museums in Belgrad im Jahre 1927 mit einer Reihe technisch gut ausgeführter Trachtenbilder (Etnografski Muzej u Beogradu u 1927 godini. Knj. II, S. 86—90). Die Verbindung von Museum und Universität ihrer wissenschaftlich-pädagogisch-organisatorischen Seite nach behandelt J. Erdeljanović in einem kurzen Aufsatz (Muzej i univerzitet. Knj. I, S. 54—56). Einen sehr wertvollen Gesamtüberblick über die ethnographische Erforschung der Kroaten und Serben mit reichen bibliographischen Angaben gibt der Nestor der serbischen historisch-volkskundlichen Forschung, T. R. Djordjević (Kratki pregled kolektivnoga rada na etnografskom proučavanju našega naroda. Knj. I, S. 45—53). Neben diesem Forschungsbericht finden wir vom gleichen Verfasser noch eine serbische Übersetzung einer kurzen französischen Beschreibung des ethnographischen Museums in Göttingen aus dem Jahre 1819 zur Illustrierung der Entwicklung der volkskundlichen Museen in Westeuropa zu Beginn des vorigen Jahrhunderts (Etnografski

Muzej u Getingenu 1819 g. Knj. II, S. 81—82). Zu diesen, dem Museumswesen und allgemein volkskundlichen Fragen gewidmeten Aufsätzen wären noch zwei bibliographische Beiträge zu erwähnen. P. Ž. Petrović bietet eine wertvolle Bibliographie der jugoslavischen volkskundlichen Literatur der Jahre 1925 und 1926 (Bibliografija za 1925 i 1926 godinu. Knj. I, S. 109—21). Der Slovene J. Glaser gibt eine bibliographische Übersicht über die ethnographischen Aufsätze im slovenischen Časopis za Zgodovino in Narodopisje, dem Organ des Historischen Vereins in Marburg a. Drau (Pregled etnografskih članaka u „Glasilu Zgodovinskega Drustva v Mariboru". Knj. II, S. 83—85). Aus den einzelnen Gebieten volkskundlicher Forschung finden wir folgende Studien: Hauseinrichtung, Werkzeuge, Volkstracht: N. Zega berichtet unter Beigabe von Bildmaterial über mehrere Formen von Kopfschmuck der Braut, der außer Brauch gekommen ist (Izobičajene mladine kape u Srbiji. Knj. I, S. 68—75). Eine kurze Darstellung der Volkstracht in der Gebirgsgegend Stari Vlah bei Ivanjica bringt Rad. Usković (Narodna nošnja po starovlaškim selima oko Ivanjice. Knj. I, S. 94—98). In das Gebiet des volkstümlichen Kunstgewerbes führen die Berichte von Vlad. M. Nikolić über die Art der Teppichweberei in Knjaževac in Ostserbien (Ćilimarstvo u Knjaževcu. Knj. II, S. 55—58) und von R. N. Kazimirović über die volkstümliche Gewebefärbung (O starom narodnom bojenju. Knj. II, S. 59—62). Eine kurze Übersicht über die einzelnen Stücke der volkstümlichen Fußbekleidung gibt auf Grund der alten Inventare des Ethnographischen Museums in Beograd M. Ž. Pavlović (Naša narodna obuća. Knj. II, S. 63—71).

Nahrung, Leben und Gebräuche: S. Trojanović legt in seinem Aufsatze über die Hauptmerkmale des serbischen Volkes (Glavna obeležja srpskog naroda. Knj. I, S. 57—67) skizzenhaft eine Reihe zeremonieller symbolischer Gebräuche aus dem serbischen Volksleben dar: das Durchstechen der Ohrläppchen bei Kindern, das Tragen metallenen Ohrschmuckes (minćuta, obodac, nauška), das erste Haarscheren bei den Kindern, die Bedeutung des Begriffes kum (Vetter, Pate usw.), die Bedeutung der einzelnen Ausdrücke für die Jugend (dete, momče usw.), die verschiedenen Gebräuche und Zeichen, durch die das Eintreten der Burschen und Mädchen ins heiratsfähige Alter zum Ausdruck gebracht wird, die Bedeutung des Ringes; dann einzelne Totengebräuche, die Verwendung des Gerichtsstabes, schließlich symbolische Handlungen bei der Installierung der Igumane, der Klostervorsteher, und bei der seinerzeitigen Herzogeinsetzung bei den Kärntnerslovenen. — Über zwei interessante Fälle von Asylrecht im Zusammenhang mit der Blutrache in Nordalbanien und Montenegro berichtet auf Grund des Materials, das der serbische Volksrechtshistoriker M. Jelić in seinem Buche über die Blutrache (Beograd 1926) gebracht hatte, Vesel. Čajkanović (Dva starinska slučaja asilije. Knj. I, S. 76—79). Über Hochzeitsgebräuche in Galičnik in Südserbien berichtet K. P. Mano-

jlović (Svadbeni običaji u Galičniku. Knj. I, S. 84—93) und bringt dabei auch die Melodien der bei diesen Gebräuchen üblichen Lieder. Neues interessantes Material zur Kenntnis der Slava-Feier, der Feier des Hauspatrons (krsno ime), in Veles in Südserbien bzw. Mazedonien, bringt M. S. Filipović (Porodična, lična i esnafska slava u Velesu. Knj. II, S. 28—33). Über die gemeinsamen Zusammenkünfte der Dorfbewohner in den langen Herbst- und Winterabenden (sêlo, prelo) und die dabei gespielten Volksspiele im Popovo Polje in der Hercegovina berichtet J. Holub (Nešto o sêlima, prelima i narodnim igrama u Popovu Polju. Knj. II, S. 35—42). Einige Resultate der ethnologischen Forschung (Entstehung der lang- und kurzschädeligen Typen) und eine Darstellung der in Serbien üblichen Deformierung der Kinderschädel bringt S. Trojanović (Neki problemi o srpskom narodu. Knj. II, S. 43—54). In das Gebiet der Rechtsgebräuche führt die Studie von J. M. Jelić (Krvna osveta i umir kod starih kulturnih naroda. Knj. II, S. 72—80), in der das Vorkommen der Blutrache und der Friedensschließung (umir) bei den alten Kulturvölkern, bei den Hebräern, Babyloniern, Indern, Griechen, Römern, untersucht wird.

Volksaberglauben: Über die weit verbreiteten Gebräuche, genannt lila und olalija, die als ein Resultat des Volksglaubens an die reinigenden Kräfte des Feuers gewertet werden, berichtet P. Ž. Petrović (Lila, olalija i srodni običaji. Knj. II, S. 4—17) und zeigt unter Heranziehung slavischer und indogermanischer Parallelen, daß diese in das Gebiet der Dämonenabwehr gehenden Gebräuche auf die indogermanische Urzeit zurückgehen. In das gleiche Gebiet fällt auch der kurze Beitrag von N. Zega (Volovska Bogomolja. Knj. II, S. 18—20). Auf eine breite vergleichende Grundlage gestellt ist die Studie von E. Schneeweis über die apotropäischen Elemente (Abwehr gegen bösen Blick und feindliche Dämonen) in den Hochzeitsgebräuchen der Serben und Kroaten (Apotropejski elementi u svadbenim običajima kod Srba i Hrvata. Knj. II, S. 21—27). Die Studie zeigt, daß die meisten der gebräuchlichen Abwehrmittel sich bis in die urslavische, vielfach sogar bis in die indogermanische Zeit zurück verfolgen lassen.

Volkskundliches Material in Poesie und Prosa: E. Schneeweis gibt einen neuen Erklärungsversuch eines serbischen Koleda-Liedes, in dem er sich gegen die bisherige romantische Auffassung wendet, wonach die Gottheiten, der alte Badnjak und der junge Božić, heidnischen Ursprungs seien, und sie als Abstrahierung aus den Namen dieser Feiertage ansieht (Novo objašnjenje jedne srpske koledske pesme. Knj. I, S. 80—83). T. R. Djordjević veröffentlicht die Antworten auf die ausgeschickten Fragebogen über den Volksgesang in Gacko und Jajce in Bosnien (O narodnom pevanju u Gackom i Jajcu. Knj. I, S. 99—108). Einen kurzen Beitrag über das Motiv des Überschüttens mit Dukaten beim Brautloskauf bringt mit Heranziehung germanischer Parallelen V. Čajkanović (Presipanje dukatima. Knj. II, S. 1—3).

Izvestija na Narodnija Etnografski Muzej v

Sofija, God. VI, Knižka I—IV, Sofija 1926, 189 S.; God. VII, Knižka I—IV, Sofija 1927, 313 S.

Der bekannte bulgarische Geograph und Ethnograph A. Iširkov legt in einer gut fundierten Studie die Bedeutung der Bezeichnung Bulgarien in den einzelnen Phasen der geschichtlichen Entwicklung dar (Imeto Blgarija. VI, S. 1—6). Die Arbeit ist eine bulgarische Übersetzung eines Beitrages des Verfassers in der Švamber-Festschrift (Sborník zeměpisných prací, věnovaných Prof. Václavu Švamberovi. Praha 1926). A. P. Stoilov, der Direktor des Ethnographischen Museums in Sofia und einer der Hauptmitarbeiter an den Izvestija gibt eine detaillierte Übersicht über das folkloristische Material in dem seinerzeitigen Organ „Marica" (1878—85), das während der achtjährigen Selbstverwaltung Südbulgariens als halboffiziöses Regierungsorgan in Philippopel (Plovdiv) erschienen war und ziemlich viel volkskundliches Material, vor allem aus dem Gebiete der geistigen Volkskultur (Volkslieder, Volksaberglauben und Volksgebräuche) gebracht hatte (Folklor v v. „Marica" 1878—85. VI, S. 27—47). Von demselben Autor finden wir auch ein kulturgeschichtlich interessantes Verzeichnis der Subskribenten aus Mazedonien für bulgarische Bücher in der Zeit 1814—77 (Spomoščnici ot Makedonija na blgarski pečatani knigi 1814—77, VI, S. 129—56), ferner eine eingehende detaillierte Würdigung der großen Verdienste des großen bulgarischen Dichters P. R. Slavejkov, der jahrzehntelang bulgarische Volkslieder, Volkserzählungen, Anekdoten und Sprichwörter sammelte — ein Großteil ist ihm vernichtet worden — und dadurch wesentlich zu dem Fortschritte der bulgarischen Volkskunde beigetragen hat (Petko R. Slavejkov i blgarskijat folklor, VII, S. 1—13). Eine scharfe kritische Stellungnahme gegen die großserbische These von dem serbischen national-ethnischen Charakter Mazedoniens, die von dem bekannten Balkangeographen J. Cvijić und dem Philologen Belić im Zusammenhang mit dem Anwachsen der politisch-wirtschaftlichen Interessen Serbiens an diesem Gebiete aufgestellt und seither von den serbischen wissenschaftlichen Kreisen vertreten wird, bedeutet der Aufsatz des Sprachforschers St. Mladenov über das Bulgarische in Mazedonien (Blgarščinata v Makedonija i najnovitě poplznovenija na velikosrbskitě učeni, VII, S. 35 bis 59). In einer eingehenden Besprechung des Inhaltes der beiden neuen jugoslavischen Zeitschriften: Glasnik Skopskog Naučnog Društva. Knjiga II, 1927, und Etnolog. Glasnik Kr. Etnografskog Muzeja v Ljubljani. Leto I, Ljubljana 1926/27 unterzieht Mladenov vor allem die Studie des Romanisten P. Skok „Lingvističke beleške s puta po Južnoj Srbiji" im obenerwähnten Glasnik mit Heranziehung eines reichen dialektologischen Beweismaterials einer geradezu vernichtenden Kritik, in der er Skok eine Reihe Deutungsfehler und sonstige Fehler nachweist. Ebenso wird die Studie von S. Trojanović im Etnolog („Mijačko pleme") einer eingehenden philologischen Kritik unterzogen. Bei der Wiedergabe des wesentlichen Inhaltes der übrigen Studien in den beiden Zeitschriften stellt Mladenov

immerhin fest, daß sich neben den politisch-tendenziös gefärbten, einseitigen Beiträgen auch eine Reihe guter, objektiver Studien finden.

Neben diesen Beiträgen mehr allgemeiner Natur enthalten die beiden Bände der Izvestija eine Reihe Studien, die volkskundlichen Spezialgebieten gewidmet sind: So liefert B. Penev einen Beitrag zur Kunde der Siedlungsverhältnisse in den bulgarischen Städten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Grund der Beschreibungen, die I. A. Bogorov in seinem 1868 in Bukarest erschienenen, wenig bekannten Buche Několko dena rashodka po blgarskytě města gegeben hat (Pǎtnitě beležki na Bogorova, VI, S. 48—58). Die Resultate einer ethnographischen Exkursion in die albanischen Dörfer um Prištin, Prizren, Debr und Ochrid im Jahre 1916, die P. Čilev veröffentlicht (Obikolka iz albanski selišča v Priščinsko, Prizrensko, Debrsko i Obridsko, VI, S. 107—12) enthalten interessante Angaben über die Verbreitung, das Leben, die Siedlung, Sprache, nationale und religiöse Verhältnisse der Albanesen bzw. Arnauten (Skipetaren) in diesen Gebieten. — Materielle Kultur: Wohnung, Werkzeug, Volkstracht: St. L. Kostov bietet illustriert mit reichem Bildermaterial und Grundrißzeichnungen eine Beschreibung alter Häuser in dem Gebirgsort Bansko, die unter den bulgarischen Gebirgshäusern einen besonderen Typus darstellen. Vom gleichen Verfasser stammt eine mit schönen Reproduktionen und Zeichnungen illustrierte detaillierte Darstellung der männlichen und weiblichen Volkstracht in Sofija (Sofijska nosija VII, S. 14—26). Die Nachrichten über die geistige und materielle Kultur der Bulgaren unter der Türkenherrschaft sind — wie schon seinerzeit K. Jireček feststellt — außerordentlich spärlich. Auf Grund einer dieser Nachrichten, eines englischen Reiseberichtes von Ed. Braun (London 1673), der mit Zeichnungen ausgestattet ist, gibt V. Sarenkov unter Heranziehung anderer für die Kenntnis bulgarischer Geschichte wichtiger Reiseberichte interessante Angaben über die bulgarische Frauentracht im 17. Jh. (Blgarska ženska nosija ot XVII v. VII, S. 27—34). Eine reich illustrierte, ausführliche Darstellung der bulgarischen volkstümlichen Schmuckgegenstände (Ringe, Halsketten usw.), wie sie junge Mädchen und Frauen zu tragen pflegen, damit einen Beitrag zur Kenntnis der bulgarischen Volkskunst, liefert E. Petava (Blgarski narodni nakiti, VI, S. 59—80, VII, S. 69—106).

Leben und Gebräuche: Allgemein geschichtliches Interesse verdient die Studie des um die Aufhellung der Kultur der Protobulgaren verdienten G. Fejér über das gewaltige Denkmal altbulgarischer Kultur, über das Reiterbild von Madara in Pliska und über die Begräbnisgebräuche der Protobulgaren (Madarskijat konnik. Pogrebalni običai na prablgaritě, VI, S. 81—106), in der in weit ausgreifender Untersuchung gegen die herrschende Meinung, daß die Protobulgaren ein mehr oder minder kulturloser Nomadenstamm waren, die These aufgestellt wird, daß die Protobulgaren ein seßhaftes Volk waren, das sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigte

und durch eine relativ hohe Kultur (Zentren Pliska und Madara) imstande war, einen dauernden Staat in einem so schwierigen Gebiet zu gründen, wie es das bulgarische als Kreuzungspunkt der Völkerwanderungsstraßen war. — Chr. Vakarelski bringt einen Beitrag zu den bulgarischen Hochzeitsgebräuchen, die Antworten auf eine Enquete über die Hochzeitsgebräuche in Bulgarien (Narodni običai. Izvadki iz anketa po svatbenitě običai v Blgarija, VII, S. 135—43; „Kanósvane", običaj iz blgarskata svatba, VII, S. 107—14). — Volkskundliches Material in Poesie und Prosa: A. P. Stoilov veröffentlicht mit Angabe der Varianten und mit erklärenden sprachlichen Bemerkungen eine Reihe Volkslieder und mehrere Volkserzählungen, aufgezeichnet an verschiedenen bulgarischen Orten (Štip, Kratovo, Veles u. a.), teils in den 80er und 90er Jahren, teils zu Beginn unseres Jahrhunderts (Narodni pěsni i b. narodni prikazki, VI, S. 113 bis 28; Narodni pěsni ot Gornodžumajsko, Štip, Kratovo, Veles, VII, S. 121—34). St. Mladenov verweist aus Anlaß der in Veröffentlichungen der Polnischen Akademie in Krakau erschienenen, von T. Kowalski herausgegebenen türkischen Volksmärchen (Zagadki ludowe tureckie 1919) auf Parallelen zwischen bulgarischen und türkischen Märchen (Tursko-blgarski usporednici v oblast'ta na gatankitě, VII, S. 115—20).

Eine Bibliographie der bulgarischen Ethnographie in den Jahren 1926, 1927 gibt A. P. Stoilov (VI, S. 187—89, VII, S. 197—200). Besonders hinzuweisen ist noch auf den umfangreichen detaillierten Sach- und Personenindex zu den bisherigen Jahrgängen der Izvestija I—VII (VII, S. 209—13). Der Abschnitt: Rezensionen und kleinere Mitteilungen ist in beiden Jahrgängen außerordentlich reichhaltig, bringt eingehende Besprechungen volkskundlicher und verwandter Literatur bei den übrigen slavischen Völkern und in Mittel- und Westeuropa.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Kucharzewski, Jan: Od białego Caratu do czerwonego. — Warszawa, Mianowskistiftung. Band I, 1923, 432 Seiten. Band II, 1925, 455 Seiten. Band III, 750 Seiten.

Wer dem Rußland von heute, gestern, von morgen und immerdar ins Antlitz zu schauen begehrt, der greift zum tiefschürfenden, dem russischen Wesen kongenialen und doch ihm kritisch gegenüberstehenden Meisterwerk des Präsidenten Masaryk, das in seinem Titel verspricht, was sein Inhalt hält, zu „Rußland und Europa". Neben diesem Buch tritt selbst gewissenhafte deutsche Gelehrtenarbeit wie Hötzschs kluges „Rußland" zurück; verblaßt der nach Impressionen haschende Reisebericht gehässiger, dann wieder aus politischen Gründen schönmalender Franzosen; verblaßt die dem Russisch-Geistigen abgekehrte nüchterne englische politische Journalistik. Masaryk und für die jüngste Vergangenheit sein Landsmann, Weggefährte und Gegner Kramář erschließen in ihren ins Deutsche übertragenen Büchern dem Deutschen die fremdartige, halb anziehende, halb abstoßende Welt im Osten. Indes über diese beiden Čechen soll nicht der Polen vergessen werden, die auch ihr gewichtiges Wort zur Rußlandkunde beizusteuern haben.

Unter ihnen war kaum ein zweiter so sehr berufen, ein Bild des heutigen Rußland und seiner historischen Voraussetzungen zu geben wie Jan Kucharzewski, der als Ministerpräsident zur Zeit der deutschen Okkupation häufige Proben seiner leidenschaftslosen Denkensart gegenüber dem deutschen Nachbarn gegeben hatte und zudem mit russischer Sprache, Geschichte, Literatur nicht weniger vertraut ist wie ein gebürtiger Moskowiter.

Seiner ungeheuren Belesenheit, seinem klaren Urteil und seiner ungewöhnlichen schriftstellerischen Begabung danken wir ein Buch, das bis nun zum dritten Band gediehen, das polnische standard work über Rußland werden muß und, sowie es einmal durch Übertragung dem westlichen Leser zugänglich gemacht sein wird, auch im übrigen Europa Beachtung heischt. Obwohl es im Titel mehr verspricht, andeutet vom „weißen zum roten Carat" zu führen, betrachtet es freilich die russische Entwicklung sub specie der Gegenwart und des steten Vergleiches mit polnischen Dingen. Das beeinträchtigt den Wert eines Unterfangens, das sonst vollständig geglückt wäre, wenn der vorurteilslose Verfasser sich selbst die freiwillig auferlegten Scheuklappen abgenommen hätte. Wie uns diese Vorgeschichte der Sovětherrschaft und des bolschewistischen Gedankens vorliegt, bringt sie unendliche Belehrung, viel und man darf ruhig sagen: lauter Wahrheit, doch nicht die ganze Wahrheit. Sie ist ein mit raffiniertem Geschick geschriebenes und, weil unwiderlegbar, doppelt gefährliches Pamphlet (Pamphlet im besten, edleren Sinne; wie Tacitus sein Pamphlet gegen das kaiserliche Rom schrieb, sine ira et studio und mit kochendem Haß, eindeutigem Zweck).

Was Kucharzewski zunächst erweisen will, das verkündet der Titel, das Titelbild des ersten Bandes nicht minder. Nikolaus Pavlevič, von Gottes Gnaden Car aller Reußen, und Lejba Bronstein, durch eigene Gnaden Lev Trockij, Volkskommissär etc. etc., sehen aus zwei untereinander abgedruckten Photographien in identischer Haltung, gleich strengen Blickes, mit gleich herrisch gegen den Himmel ragender Helmspitze, gleich stolz kommandierenden Mundwinkeln und in gleich offiziell die Verehrung der misera plebs

befehlender Obrigkeitspose auf den Beschauer. Plus que cela change, plus c'est la même chose. Damit könnte man das Buch schließen. Allein es verlohnt sich, die 1600 tatsachengespickten Seiten zu genießen, in denen Kucharzewski aus der Geschichte, vor allem aus jener Nikolaus' I., Belege sammelt, die Identität des weißen und roten Carats zu erhärten. Die Analogien im Geist und Ungeist des Systems, der Doktrin sind verblüffend und überzeugend.

Zweite These: Rußland ist Asien, war es und wird es immer bleiben. Deshalb sein unüberbrückbarer Gegensatz zum lateinisch-europäischen Polen. Auch hier wieder, nicht immer im selben Grade überzeugend, der Beweis durch die Geschichte. Was Kucharzewskis beide Bände schätzbar macht und ihnen nach Masaryk einen hohen Rang in der Literatur über Rußland anweist, sind nicht diese beiden Thesen, die letzten Endes doch nur als Glaubensartikel angenommen oder verdammt werden. Vielmehr die unübersehbare Reihe von Charakterzügen, Anekdoten, feinen Bemerkungen über russische Vergangenheit und Gegenwart. Diese Skizzen zur Kulturgeschichte Rußlands unter Nikolaus I., mit Ausblicken, Rückblicken bis zurück in die Mongolenzeit und vorwärts zum Weltkrieg.

Der glanzvolle Essayist schildert uns im ersten Band das Wesen des Russentums. Imperialismus neben politischer Apathie; äußerliche Religiosität neben atheistischen Untertönen; Traditionslosigkeit und Neigung zum mechanischen Beharren. Er skizziert in der „Pyramide der Unfreiheit" das System des bureaukratisch-militaristischen Zwangstaates; dann den Car als Gipfel der Pyramide, d e n Car vor allem, Nikolaus I., und seine Stützen des Thrones. Das Gift, mit dem sie die Besten der Nation unheilbar moralischem Siechtum weihen. Das wahre Antlitz des caristischen Rußlands, Roheit, Unwissenheit, Indifferenz hinter der schlecht täuschenden Maske europäischer Sitte und Gesittung. Den wesenhaften Gegensatz des russischen Empfindens und des russischen Geistes gegen den Westen. Zuletzt das Streben der Opfer und zum Teil Mitschuldigen des Systems, an die Stelle des Furchtbaren, Verhaßten ein Neues, noch Ungekanntes zu setzen. Sie streben nach „dem anderen Ufer", nicht wissend, was jenes für Zukunft berge.

Im zweiten Band zeigt uns der Autor, aus welchen Voraussetzungen die Lehre und der Sieg des Maximalismus, des Bolschewismus, erwachsen mußte. Das tierhafte Sein des Bauern, dem keine Scheinreform, keine Veränderung der Rechtslage abhalf. Die Passivität, das geschäftige Nichtstun der meisten und das gefährliche Abirren einiger abseits stehender Glieder der besitzenden, wohlgeborenen, gebildeten Schichten. Die Emigration nach dem Westen und jene trotz allem unverwüstbar fortwurzelnde antieuropäische Denkensart der dem Carenjoch Entflohenen, die sich in Bakunin verkörpert. In dessen Zeichen ein Halt. Und dann fünf dem Nichtpolen weniger interessante Kapitel über die Verschiedenheit zwischen Polen und Russen, polnischer und russischer Freiheit, polnischer und russischer Revolution. Auf den jüngsten, dritten Band werde ich erst später genauer eingehen, bis das gesamte Werk abgeschlossen vorliegt.

Besonders erwähnenswert neben der guten Literaturkenntnis die häufige Benutzung ungedruckter Quellen aus dem Wiener Staatsarchiv, sowie Warschauer Akten; das wertvolle unbekannte Material über Bakunin, dann den berüchtigten Autor der „Europäischen Pentarchie" Goldmann; über die unnationale Haltung der polnischen Bauern während des im Keim erstickten Aufstandes von 1846. Einwände: von jenem allgemeinen Vorbehalt abgesehen, daß hier nur die Anklage gegen das System des weiß-roten Carismus erhoben wurde, zunächst dieses: Kucharzewski urteilt, verurteilt, ohne nach den Gründen zu fragen, aus denen jene von ihm beklagten Phänomene naturnotwendig herrühren. Wir erfahren nichts von den geographischen und ethnographischen Grundlagen des russischen Volkes. Und nichts davon, daß Rußland zwar der Welt die Geisel des Carentums verhängte, doch auch die reichste Anregung in Kunst und Schrifttum, die aus denselben Quellen floß wie jene Flut politischen Unheils.

Das Wesen des polnisch-russischen Gegensatzes ist nicht erkannt: Daß hier westlich-feudale, ritterliche Ideen den Begriff der Ehre schufen; dazu

im Katholizismus die erlaubte und mit der Religiosität vereinbarte Weltfreude. Während dort Byzanz und die Tatarenhorde Ehre und gesunde Sinnlichkeit ertöteten; Brutalität, tierische Gier und Heuchelei züchteten. (Jabłonowski und in einem knappen Aufsatz Kutrzeba sahen da tiefer.) Im einzelnen wäre die falsche und nach Merežkovskij kaum mehr zu rechtfertigende Verhimmelung der unfähig-haltlosen Dekabristen zu beanstanden. Häufige Wiederholungen stören. Bei einer Übertragung ließe sich das bisher Publizierte, straff gefaßt, in einen Band zusammendrängen, der durch Prägnanz an Wert gewänne.

Die Form des Buches sollte dabei freilich unangetastet bleiben. Sie ist meisterlich. Wie dieser Satz statt unendlich vieler beweisen möge: „Die Wissenschaft betrachtete man als wildes Tier, das unbezähmbar blieb. Uvarov gestattete ihm, ein wenig ins heilige Rußland einzudringen; emsig hinter ihm her mit wehrendem Knüppel. Nikolaus beschloß, es in einen Käfig zu sperren." In diesem Käfig haust, nur selten unter knüppelbewachter Obhut ins Freie blickend, das Rußland von heute, wie jenes von gestern und immerdar. Kucharzewski lieh uns mit seinem Buch ein wenig schwarzgefärbte Gläser, dem Russen in sein Heim, in sein Herz zu schauen.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Władysław Sikorski: Nad Wisłą i nad Wkrą. — Lwów, Zakład Ossolińskich 1928. 275 S.

Über den Verlauf des Russisch-Polnischen Krieges von 1920 ist man im Ausland nur wenig unterrichtet. Als er noch leidenschaftlich miterlebte Gegenwart bedeutete, drangen kaum authentische Nachrichten über die Grenzen. Man war auf die, nach den Erfahrungen des Weltkrieges und auch sonst nicht mit Unrecht, skeptisch hingenommenen offiziellen Depeschen angewiesen. Seither ist der Kampf um Warschau schnell in Vergessenheit geraten. Wer erinnert sich noch daran, daß vor knapp acht Jahren die Bolschewisierung Europas bis an den Rhein eine Frage von einigen Wochen schien?

Die Polen haben freilich die tragischen Tage nicht aus dem Gedächtnis gelöscht, die über das Bestehen ihres jungen Staates entschieden. Indes von einer vollständigen diplomatischen und militärischen Geschichte der Begebenheiten war man bis vor kurzem recht weit entfernt. Was an Schriften vorlag, waren nur unmittelbaren politischen Zwecken dienende, memoirenhafte Beiträge der großen Hauptakteure, Piłsudskis, Dmowskis auf der einen, Tuchačevskijs, Budennyjs auf der anderen Seite. Langsam öffnen sich die Archive der Generalstäbe. Die Russen haben ein Generalstabswerk publiziert, dessen Autoren Kakurin und Melikov, bei aller ihrer bolschewistischen Gesinnungstüchtigkeit dennoch das Angenehme politischer Propaganda mit dem Nützlichen kriegsgeschichtlicher Darstellung verbinden. Ja, man kann nicht leugnen, daß die Ereignisse mit ziemlicher Treue und an der Hand eines umfangreichen aktenmäßigen Materials geschildert werden. Nunmehr hat, nachdem Piłsudski schon früher sich mit seinem russischen Gegner Tuchačevskij auseinandergesetzt hatte, General Sikorski eine ungemein lebendige und klare Erzählung der entscheidenden Kämpfe an der Weichsel und Wkra veröffentlicht.

Er kommandierte im August des Jahres 1920 die 5. polnische Armee, die am polnischen Erfolg einen wesentlichen Anteil hatte. Seine spätere Ministerpräsidentschaft dürfte noch in Erinnerung haften. Ebenso, daß er, mit seinem einstigen Gönner Piłsudski überworfen, vor einiger Zeit die Stelle eines Korpskommandanten in Lemberg niederlegte. Sikorski erweist sich in seinem Buch als ausgezeichneter Schriftsteller. Die einzelnen Kapitel des schicksalkündenden Werkes lesen sich wie die eines glanzvollen historischen Romans, den sie durch die furchtbare Wirklichkeit der berichteten Geschehnisse überragen.

Wir erleben es mit, wie in den ersten Augusttagen die polnische Armee dezimiert und demoralisiert vor den Toren der Hauptstadt angelangt war,

und die Russen sich zum entscheidenden Stoß anschickten. Sikorski beschönigt weder die Lage des eigenen Heeres: die Unfähigkeit eines Teils der Führer, die Panik unter den Fliehenden, den Verrat unter einem Teil der nichtpolnischen Bevölkerung, noch leugnet er die Talente der gegnerischen Befehlshaber, vor allem Tuchačevskijs und Budennyjs. Allerdings bekommt Kamenev, der russische Oberkommandant ebensoviel offene Vorwürfe zu hören, wie sich gegen General Haller, den unmittelbaren Vorgesetzten Sikorskis, versteckte Nadelstiche richten.

Die Russen standen am 11. August im Vorfeld von Warschau und längs der Weichsel bis zum Wieprz. Nördlich der Weichsel hasteten ihre Reiter in Richtung Thorn, um das polnische Heer von der Verbindung mit Danzig und damit von der Nachfuhr an Munition, die über das Baltische Meer herankam, abzuschneiden. In diesem Augenblick der Not zeigten sich, nur dem, der Polen nicht kannte, unerwartet, zweierlei Tugenden der Nation: die Einigkeit vor dem Feind und der Heroismus einer gleichsam aus dem Boden gestampften Armee, die wirklich das Volk in Waffen war. 165 000 Freiwillige haben sich in kurzer Zeit gemeldet. 700 000 Mann Rekruten sind eingestellt und ausgebildet worden. In ein Kabinett unter dem Vorsitz des Bauernführers Witos traten Konservative und Sozialisten.

General Weygand, der französische Berater, arbeitete mit Piłsudski und dessen Generalstabschef General Rozwadowski gemeinsam den Operationsplan aus. Unvermutet brach am 14. August die 5. Armee des Generals Sikorski in nördlicher Richtung zur Offensive hervor, welche den schwachen Punkt der russischen Armee bedrohte, die nach Westen weit vorgedrungenen Armeen in ihrer Rückzugslinie gefährdete. Kurz darauf schritt das Zentrum, die 1. Armee des Generals Latinik, zum Gegenangriff. Um Radzymin, ein Städtchen nordöstlich Warschau, wogte ein Kampf von unerhörter Heftigkeit. Und schon holte Piłsudski vom Wieprz her, nördlich mit dem Ziele Brześć Litewski, zum Hauptschlag aus. Eine Woche später ist die russische Heeresmasse in haltloser Flucht auf dem Rückzug. 60 000 Gefangene und schwere blutige Verluste haben dem Sovětheere die Möglichkeit des weiteren Vormarsches geraubt.

Bei Sikorski können wir jede Phase des hartnäckigen Ringens verfolgen. Er teilt die Hughes-Gespräche mit seinen Vorgesetzten (Haller, Rozwadowski usw.) mit, stellt, vorsichtig, den entscheidenden Anteil Weygands und Piłsudskis fest (aus dem Mund eines Widersachers klingt da das unfreiwillige Lob doppelt wertvoll), erhebt gegen Haller manche Anklagen, deren Stichhaltigkeit nicht ohne weiteres klar ist (da wir Hallers Memoiren noch nicht besitzen). Ohne daß es vieler Worte bedarf, erstrahlt endlich der todesverachtende Opfermut der Offiziere und Soldaten im hellsten Licht.

Nicht nur, wer unmittelbar militärisch interessiert ist, wird das Buch Sikorskis (dem eine Reihe vorzüglicher Karten und Diagramme beigegeben sind) mit Spannung lesen... wollen, wenn es einmal, was dringend zu wünschen wäre, in deutscher Übersetzung vorliegt. Oder bis dahin zur soeben erschienenen, von Marschall Foch eingeleiteten, französischen Ausgabe greifen.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Sergej Jacobsohn: Der Streit um Elbing in den Jahren 1698/9. Sonderdruck aus d. Elbinger Jahrbuch. Heft 7. Elbing 1928. 148 S.

Das mit Stadtplänen und Karten erläuterte Buch ist aus dem Seminar von Prof. Hoetzsch in Berlin hervorgegangen. Es schildert, wie der Verf. mit Recht hervorhebt, zugleich einen wichtigen Bestandteil der brandenburgischen Ostpolitik in der 2. Hälfte des 17. Jahrh., bei der häufig schon der Gedanke an eine Territorialverbindung Ostpreußens mit den Kernlanden auftaucht. Ebenso liefert es einen Beitrag zur Frage des Weichselkorridors und manche Parallele zu der Entwicklung des Danziger Problems. Auch Elbing kämpft, durch den mangelhaften Schutz seitens der verfallenden polnischen Republik in seinem Wohlstand schwer geschädigt (S. 10), doch

gleich anderen Reichsstädten vergeblich gegen die Aufsaugung durch eine emporstrebende Territorialgewalt.

Die Darstellung beginnt mit einem Überblick über die Wandlungen der brandenburgischen Politik im 2. Schwedisch-Polnischen Krieg, aus dem der Gr. Kurfürst, zwischen den mächtigeren Parteien lavierend, nur Lauenburg und Bütow als polnische Lehen und das Pfandrecht auf Elbing und Draheim neben der Souveränität von Ostpreußen zu retten vermochte. Wenn auch Polen zur Zahlung der Pfandsumme von 400 000 r. außerstande war, gelang es ihm aber nicht, in den Besitz der Stadt zu kommen, da er einen Bruch mit Polen nicht wagte. Friedrich III. setzte zunächst die väterliche Politik fort und erreichte lediglich 1688 die Erneuerung der Wehlau-Bromberger Verträge bei Johann III. Sobieski.

Erst die Wahl Augusts des Starken zum König von Polen gab der Angelegenheit eine andere Wendung. Hier setzt die eigentliche Forschertätigkeit J.s ein, die sich unter Benutzung der deutschen, polnischen und russischen Literatur auf die Akten der Archive zu Berlin-Charlottenburg, Danzig und Dresden stützt. Dadurch ist es ihm gelungen, den Johannisburger Vertrag vom 6./7. Juli 1698 aufzuhellen, bei dem König August durch persönliche Geldzahlungen für die Preisgabe der Stadt gewonnen wurde. Es gelang durch sorgsame Geheimhaltung der zwischen beiden Fürsten getroffenen Vereinbarungen in der Tat, den Argwohn der polnischen Magnaten zu beschwichtigen, nachdem der Kurfürst gewaltsam, da ein erster Überrumpelungsversuch mißlang, hatte von der Stadt Besitz ergreifen lassen. Durch Gewährleistung aller Privilegien und das Versprechen möglichster Förderung des Elbinger Handels bemühte er sich, die Stimmung der Bürgerschaft für sich zu gewinnen. Trotz Aufgebots eines gewaltigen diplomatischen Apparats und der geplanten Vermittelung fast aller irgendwie interessierten Mächte konnte er indessen bei der völligen Bindung seiner militärischen Kräfte für den nahen Krieg gegen Frankreich keine günstige Entscheidung erreichen, zumal August der Starke sich über die eingegangenen Verpflichtungen hinwegsetzte. Gegen den klaren Wortlaut der Verträge hielt ihm Polen durch allerlei Ausflüchte hartnäckig die Stadt vor, und zuletzt gab Friedrich in fast allen Punkten nach. Durch den Warschauer Tractatus retraditae Elbingae v. 13. Dez. 1699 verpflichtete sich der Kurfürst zur Räumung des Orts und zum Verzicht auf jeden Rechtsanspruch gegen die Stadt, wenn auch nicht gegen ihr Territorium. Polen hingegen übernahm nur die Zahlung von 300 000 r. binnen 1½ Jahren nach dem nächsten Reichstag, wofür als Sicherheit die Kronjuwelen verpfändet wurden. Obendrein wurde die Croysche Schuldforderung von 862 000 r. kassiert und in einigen Nebenpunkten, wie den Ansprüchen des ermländischen Domkapitels gegen Brandenburg, der polnische Standpunkt gewahrt.

Es war eine völlige Niederlage der brandenburgischen Politik als Folge einer inkonsequenten und schwächlichen Haltung und einer falschen Einschätzung der gegnerischen Psyche, der jedes Gefühl für Vertragstreue und Einhaltung übernommener Verpflichtungen fehlte.

Die Elbinger Frage war freilich mit diesem Ausgang nicht entschieden, zumal seitens der Gegenpartei natürlich nicht einmal die herabgesetzte Schuld beglichen wurde, und sie spielte bei allen späteren Verwickelungen im Osten eine Rolle, aber erst 1772 machte Friedrich d. Gr. ihr ein Ende und verleibte die seit mehr als 100 Jahren Preußen von Rechts wegen zugehörige Stadt seinem Staat ein.

Es ist ein erhebliches Verdienst des Vfs., diese Zusammenhänge in einwandfreier Weise klargelegt zu haben.

Breslau. Manfred Laubert.

Wydawnictwa lubelskiego komitetu obchodu setnej rocznicy zgonu Stanisława Staszica. Stanisław Staszic MDCCLV–MDCCCXXVI. Księga zbiorowa pod redakcją Zygmunta Kukulskiego. Lublin, M. Arct 1928. 4°. XIII + 827 Seiten.

Wer Staszic war, das darf man in einem für die Fachgenossen bestimmten Referat als genugsam bekannt voraussetzen. Vielleicht ist es aber dennoch nicht überflüssig, daran zu erinnern, worin seine historische Rolle besteht. Der Sohn des zu Wohlstand emporgekommenen Kleinbürgers und Stadtschultheißen zu Schneidemühl (Piła), von Natur aus mit den reichsten Fähigkeiten begabt, hat sich, als er diese zur Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner idealen Ziele zu verwerten suchte, überall durch die Schranken einer Gesellschaftsordnung gehemmt gesehen, die den nicht Wohlgeborenen den Anteil am Staat versagte. Und doch brannte in Staszics Herz die glühende Liebe zur Menschheit, zu seiner Heimat; das Bewußtsein, dem öffentlichen Interesse dienen und den Mitbürgern die Wege weisen zu können. Aus diesem Konflikt zwischen dem ungestillten Tatendrang und der ihn knebelnden sozialen Verfassung erklärt sich das Ressentiment, das seinerseits die Quelle von Staszics Lehren und Leben geworden ist. Ein zweites Hindernis hatte seinem Freiheitssinn der Wille einer beschränkten Mutter aufgerichtet, durch den der Knabe ohne jede innere Berufung zum Priesterstand gezwungen worden war. Zum dritten lastete auf dem national fühlenden und nicht nur für seinen persönlichen Bereich stolzen Polen das Unglück seines Vaterlandes, unter dem er selbst um so mehr litt, als seine Geburtsstadt sehr früh, schon bei der ersten Teilung, unter preußische Herrschaft kam.

So kämpfte er gegen die drei Mächte, die ihn selbst und seine Genossen im Leid: Bürger und Bauern, Gefangene des Aberglaubens (den Begriff im Sinn der „Aufklärung" gebraucht), Polen in Ketten schmiedeten. Sein innerpolitisches soziales Bekenntnis, das in den „Uwagi nad życiem Zamoyskiego", in den „Przestrogi dla Polski" niedergelegt ist, fordert die Emanzipation des dritten Standes von der Vorherrschaft der Szlachta. Sein geschichtsphilosophisches Lehrgedicht „Ród ludzki" zeigt die Untaten der Könige und Priester, gleichsam ein Kommentar zu Rousseaus Anklage wider die Zivilisation und eine Motivierung des Diderotschen Rates, mit den Tyrannen und Pfaffen auf die hier nicht näher zu erörternde Weise Schluß zu machen. In den „Uwagi", in den „Przestrogi", noch deutlicher in den „Myśli o równowadze politycznej w Europie" verficht er sein außenpolitisches Programm: Preußen ist der Polen ärgster natürlicher Feind, deshalb Anlehnung an die blutsverwandten Slaven; wenn irgendmöglich Verständigung mit Rußland.

Nimmt man zu diesen drei Grundpfeilern des Staszicschen Lehrgebäudes noch seine Ansichten über die Schädlichkeit der Juden, über die Notwendigkeit, nationale Industrie zu schaffen, so zeigt sich der Vater der nationalen im verstärkten Maße als der jener polnischen Nationaldemokratie, die in unseren Tagen von Świętochowski, Balicki, Dmowski, Niemojewski ihre neugeformte und im Grund auf Staszic zurückgehende Ideologie empfing, und nur durch ein unnatürliches Bündnis wider gemeinsame Feinde mit den katholischen Parteien eine Weile zusammenging.

Ein Tribun des Kleinbürgertums, ein polnischer Lueger und Stöcker, ist Staszic gewesen. Ein großes Herz und ein mächtiger, kritischer Verstand leiteten sein Tun. Ohne die praktische staatsmännische Befähigung seines genialen und nichtswürdigen Zeitgenossen Kołłątaj zu besitzen, wußte er sich, als von der Natur mit dem Anpassungssinn der Posener ausgestatteter Realist, sehr gut ins Dasein zu schicken. Er hatte ein entschiedenes Talent zur Organisation, das er in seiner Stiftung zugunsten der Kolonisten von Hrubieszów bewährte. Seine finanzielle Geschicklichkeit erweist der Umstand, daß er mit wenigen tausend Gulden seines väterlichen Erbteils begann und als mehrfacher Millionär starb. Diesen Reichtum erwarb er und vergabte er nach fast amerikanischen Prinzipien: um philanthropischer Zwecke willen.

Dieser nüchterne Geschäftsmann, der seine Gelder so umsichtig zu verwerten wußte, der ausgezeichnete Verwaltungsbeamte, als den sich Staszic zeit seiner Ministerschaft erwies, war zugleich ein echter Poet. Zwar mangelte ihm die Fähigkeit zur schönen Form. Indes die Zartheit des Empfindens, der Hang zur Träumerei, die Reizsamkeit stempeln ihn zum Dichter,

als den wir ihn in allen seinen Schriften erkennen. Man muß nur die Abschnitte in den „Uwagi“ oder in den „Przestrogi“ gelesen haben, in denen er vom traurigen Los des Bauern oder von Polens tiefster Erniedrigung spricht, die geliebte heimische Landschaft beschreibt oder das Glück der von Fesseln ledigen Gesellschaft schildert, um den Lyriker im politischen Pamphletisten wiederzufinden. Lyrisch ist in Staszic dann sein Naturgefühl, das wiederum seinen Forscherdrang zur Beschäftigung mit der Geologie und mit der Naturkunde lenkte. Denn es wäre falsch, mit den bisher erwähnten Tätigkeiten den Ertrag dieses gesegneten Lebens für erschöpft zu halten. Staszic war zu allem noch ein hervorragender Gelehrter: Bahnbrechend als Geologe, der zuerst die Erschließung der Karpathen in Angriff nahm; bahnbrechend als Statistiker, der die Arbeiten seiner Vorgänger wie Czacki weit übertraf. Hochverdient als Pädagoge, der praktisch die Prinzipien Rousseaus, Pestalozzis in Polen durchführte; bedeutsam als Popularisator und Übersetzer Buffons; bemerkenswert als klassischer Philologe.

Nur zweierlei Lorbeer müssen wir Staszic versagen, gerade den, welchen er am meisten begehrte. Er war kein Künstler. Wunderlich ist seine Sprache gar oft und pedantisch dazu. Sein Wort ringt schwer mit dem Gedanken, den es nie konzis und klar auszudrücken versteht. Er war kein Philosoph. Wenigstens keiner, der irgendwie Selbständiges schuf. Nur ein getreuer Schildknappe der französischen „Aufklärer“, vor allem dieser vier: Buffons, Montesquieus, Voltaires und Rousseaus. Und noch eines war er nicht, was er zwar nie zu sein behauptete, doch dem Kleide nach sein sollte: der „Priester“ Staszic, als der dieser eingefleischte Rationalist in die Geschichte überging.

Den Umriß des Mannes, dem zur Feier die prächtige Festschrift herauskam, hat Tadeusz Grabowski gezeichnet. Mit erprobter, sachkundiger Feder. Als Kommentar zu der allgekannten Selbstbiographie Staszics, die auch in diesem Werk (von Zygmunt Kukulski einbegleitet) abgedruckt wurde. Was die polnischen Dinge betrifft, hält der kritischen Prüfung stand, erschöpft die vorhandenen Quellen (ohne für die noch sehr unklare Jugendgeschichte Neues zu bringen). Die Einwendungen häufen sich erst, sobald es nach dem Ausland geht. Buffons Deismus als Maske für Krypto-Pantheismus anzusprechen, ist zweifellos falsch. Buffon war rechtgläubiger Katholik. Diderot zu den Intellektualisten der Richtung Voltaires zu zählen, geht nicht an; er gehört in eine Linie mit Rousseau. Auf die angesichts der Lücke in Buffons publizierter Korrespondenz durchaus nicht einwandfrei gelöste Frage, wie sich die in der Autobiographie ebenso summarisch wie hyperbolisch dargestellten Beziehungen Staszics zu Buffon und anderen Enzyklopädisten gestaltet haben, sucht Grabowski keine Antwort. Jedenfalls scheint mir auch der Einfluß Mablys und Dupont de Nemours auf die Ideenwelt Staszics sehr zu Unrecht ebenso wie der Morellys übersehen. Nur wenn diese drei in ihrer Wirkung auf Staszic aufgezeigt werden, kommt man von dem scheinbaren Widerspruch zurück, der zwischen der angeblichen Rousseau-Jüngerschaft des Polen und der großen Zahl seiner Ketzereien wider das Evangelium des Genfer Apostels besteht.

Die Vermutung, daß Fürst Józef Aleksander Jabłonowski Staszic mit den Enzyklopädisten um d'Alembert zusammengebracht habe, lehne ich ab. Mindestens in dieser Form. Jabłonowski kannte m. W. nur Grimm so weit, daß eine Empfehlung hätte wirksam sein können. Dagegen ergibt sich ein anderer Weg für Staszics Pariser mondäne Beziehungen: einmal der über den Brigadier Jakubowski und Hennin, dann der zweite über Rulhière.

Grabowski bespricht in übersichtlicher Knappheit, was Staszic als Politiker, Philosoph, Pädagoge, Geologe, als Philanthrop, als Dichter geleistet hat. Das maßvolle Urteil befriedigt uns, weil die Vorliebe für ihren Helden so oft die Biographen zur Übertreibung verleitet, von der sich Grabowski fernhält.

Gleiches dem Aufsatz Feliks Konecznys über den „Kultus der Tat bei Staszic“ nachzurühmen, vermag ich keineswegs. Das ist ein national-

pädagogischer Traktat, der mit reiner Wissenschaft wenig gemeinsam hat und dazu durch Superlative sündigt. Die Frage, welcher Pole mehr Tatkraft besessen habe als Staszic, von Koneczny rhetorisch gemeint und der Verneinung jedes anderen Verdienstes gleichzusetzen, könnten wir mit genug Antworten versehen. Es heißt nicht, den opferwilligen Philanthropen, den rührigen Publizisten und eifrigen Politiker herabwürdigen, wenn man die Leistung eines Drucki-Lubecki, eines Wielopolski, Agenor Gołuchowski, Marcinkowski, über die seinen stellt.

W. M. Kozłowskis Abhandlung über die „Philosophischen Ansichten Staszics" betrachtet noch einmal und gründlich die Quellen der Weltanschauung, deren System im „Ród ludzki" historisch entwickelt wird. Die außerordentliche Belesenheit des Verfassers befähigte ihn, den Ursprung der einzelnen Theorien bei den verschiedensten englisch-holländischen Sensualisten und französischen „Aufklärern" nachzuweisen. Sein heller Verstand und die Gabe konziser Darstellung entwirrten das scheinbare Chaos von an sich klaren Ideen (wie man, Faguets Wort über Voltaire variierend, die Philosophie Staszics nennen könnte). Kozłowskis großes Verdienst ist, den logischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Teilen einer Lehre aufgezeigt zu haben, die man lange, zu bequem, als polnische Variation über Rousseausche Themen hinstellte. Das Anfechtbare an diesem Aufsatz scheint mir die, wie schon gesagt übliche, Überschätzung des Originellen in Staszic. Man muß nur auf Taine blicken, mit dem der Pole eine merkwürdigerweise von niemand entdeckte frappante Ähnlichkeit besitzt, um zu begreifen, daß jenes undefinierbare Etwas, das aus einer Kompilation von bereits bekannten Dingen ein Neues gestaltet, der Philosophie des „Ród ludzki" fehlt. Ich glaube, ein Vergleich wird meine Behauptung deutlicher erhärten. Taine oder Comte, die beide aus einer Summe längst verbreiteter Ideen ein völlig selbständiges Lehrgebäude errichteten, verhalten sich zu Staszic wie ein großer Historiker, der einmal aus den Monographien, ohne auch nur eine neue Quelle den Archiven zu entnehmen, ein als Leistung durchaus bahnbrechendes allgemeines Geschichtswerk formt, zum tüchtigen Professor, der aus demselben Rohmaterial ein brauchbares Kompendium für den Unterricht schöpft.

Staszic hat sich weithin umgesehen. Die Anfänge der Menschheit zeichnet er bald nach Hobbes und Buffon (also bellum omnium contra omnes), bald nach Rousseau (primitive Unschuld). Die Entwicklung durch und zum ständigen Fortschritt entlehnt er Voltaire, Condorcet und wohl auch (obwohl Kozłowski es verneint) Herder, den Staszic sicher kannte. Wie sich der Aufstieg aus uranfänglicher Tierhaftigkeit zur Zivilisation und Freiheit vollzog, den Tyrannen und Pfaffen zum Trotz, das ist eine Mengnis Rousseauscher Ansichten (denen in einem Wesentlichen widersprochen wird, daß nämlich die Linie aufwärts zu immer neuer Vollendung geht und das „Zurück zur Natur" kein ideales Ziel bedeutet) mit Voltaireschen Ideen (des „Essai sur les mœurs" vor allem), mit den Meinungen von Helvétius und Holbach. Die Gesetzmäßigkeit der historischen Entwicklung entnahm Staszic von Newton und Montesquieu. Daß die Menschheit, trotz der in ihr liegenden Glücksmöglichkeiten noch nicht zum irdischen Paradies heranreifte (das Staszic wie die Sozialisten ans Ende und nicht an den Anfang der Geschichte setzt), ist vom Drang verschuldet, seiner Phantasie statt dem Verstande zu folgen. (Äußerste Konsequenz der „aufgeklärten" Ansicht von der Allkraft des Intellekts). Die Bürgschaft des Glücks hängt von keiner Vorsehung ab, wurzelt im Menschen und in seiner Entschlossenheit, sich von den Fesseln seiner Einbildung zu befreien (also „écrasez l'infâme", besser „les infâmes", denn alle Religionen, Kirchen sind Verdummungsinstitute). Einig im Willen zur Freiheit, untereinander verbündet, sollen die Völker Europas — von deren Verein nur die Händler und Blutsauger, Engländer und Juden, ausgenommen sein müssen — aus der traurigen Vergangenheit die Lehre für bessere Gegenwart und frohe Zukunft ziehen. Eine wahre „Gesellschaft der Nationen" sei bestrahlt von der Sonne des Glücks und des Friedens.

Wer aber wird dieser Herrlichkeiten Werkzeug und Bahnbrecher sein? Polen inmitten der slavischen Gesamtheit, der wiederum Rußland als erstes voranstehen möge. So mündet die in nebelhafter Vorzeit anhebende Phantasie in ein sehr reales politisches Programm, das Staszic als Minister und Staatsmann vertreten hat: die Aussöhnung mit dem Carenreich. Wie Trembecki, Kołłątaj, Woronicz, Hoene-Wroński, Czartoryski, Drucki-Lubecki, kurz, wie so ziemlich alle bedeutenderen seiner Zeitgenossen, den einen Kościuszko ausgenommen, verficht er den Gedanken der slavischen Solidarität und der Ergebung in ein Schicksal, das Polen an den Caren-König kettete.

Kozłowski hat häufig vermerkt, wie Staszic spätere Theorien vorausnahm. Daß er sich den Vergleich mit Taine entgehen ließ, haben wir schon bedauert. Den anderen mit Comte führt er überzeugend durch: die drei Stadien des Positivismus begegnen uns bei dem Polen unter veränderten Namen, lange ehe Comte sie lehrte. Auch an Tarde und Durkheim, ja an Bergson finden sich Anklänge. Von den Vorläufern und Quellen sind Kozłowski Fontenelle, Bayle, Dupont de Nemours, Morelly, Mercier de la Rivière, Mably, Pyrrhis de Varille, Vico entgangen, die sämtlich mehrfach zu erwähnen wären.

Ludwik Kamykowski untersucht „Staszics Ethik“. Ihre Wurzel sei ein dogmenloser Deismus; ihr Leitmotiv das utilitaristische „Was du nicht willst, das man dir tu', das füge auch keinem anderer zu“. Dieses Prinzip einzuhalten, entspricht einem Naturgesetz, das als Instinkt in jedem Menschen wohnt. Die wesenhafte Gleichheit aller Menschen (ein von Staszic eifrig verfochtenes und heute längst als irrig erwiesenes Dogma der Aufklärung) macht es leicht, daß wir stets wissen, was dem uns in seinem Empfinden eng verwandten Nächsten als unangenehm erscheint. Die Moral beruht also faktisch auf dem Experiment, auf der vielfältigen Erfahrung. Wir erkennen sogleich (von Kamykowski nicht angedeutet) die Berührungspunkte mit dem Kantschen kategorischen Imperativ und auch die mit der modernen, auf dem sozialen Instinkt, der im Grund uralten Lehre des Aristoteles vom „Zoon politikon“ basierenden „Laienmoral“.

Wenn Kamykowski in seinem Aufsatz das Verhältnis Staszics zur Religion nur nebenbei streift und dabei, gegen Leśniewskis Buch, entschieden ablehnt, diesen Priester, den sein Kleid gewiß nicht zum Mönch stempelte, als Gläubigen der katholischen, der christlichen, ja irgendeiner positiven Religion anzusehen, erörtert Marja Dunajówna ausschließlich (und oberflächlich) die „Weltanschauung Staszics auf dem Hintergrund seiner Religiosität“. Diese Weltanschauung wird als mystisch gefärbter und dem Idealismus sehr nahestehender Spiritualismus bezeichnet, sohin als von den Ansichten der „um die Enzyklopadie sich gruppierenden Denker“ verschieden. Das ist so falsch wie die Charakterisierung Staszics als eines Vorläufers der Romantik richtig. Von Mystizismus vermag ich in dem Werk und in der Person des nüchtern träumenden Schneidemühler Bürgerssohnes nicht die Spur zu entdecken. Die Verfasserin braucht da ein Wort, über dessen Bedeutung sie sich offenbar nicht ganz klar wurde. Außerdem sollte sie wissen, daß die „um die Enzyklopädie sich gruppierenden Schriftsteller“ zum größten Teile „Spiritualisten“ waren. La Mettrie und Volney haben mit der Encyclopédie nichts zu tun. Es zeigt sich wieder, daß man über Staszic nicht schreiben . . . sollte, ohne die französische Literatur des XVIII. Jahrhunderts gründlich zu kennen.

Benedykt Fuliński rühmt „Staszic als Naturforscher“ im allgemeinen, Władysław Szajnocha in einem hier zum zweiten Male abgedruckten Aufsatz als Geologen. Das Hauptwerk „O Ziemiorodztwie“ enthalte bahnbrechende Gedanken inmitten der ihrer Zeit entstammenden Irrtümer und Unzulänglichkeiten. Tadeusz Wiśniowskis Aufsatz bringt zu den mehr generellen Ausführungen Szajnochas willkommene, in Einzelheiten eindringende Ergänzungen. Mieczysław Świerz huldigt voller Enthusiasmus dem, der durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten auch der Pionier des Tourismus und der wirtschaftlichen Erschließung der

vordem in scheuer Entfernung gruselnd betrachteten Tatra wurde. Marta Hubicka beschäftigt sich mit der von Staszic ins Leben gerufenen und geleiteten Berg-Akademie zu Kielce und deren Geschichte in den Jahren 1816—1827.

Zofja Daszyńska-Golińskas gehaltvolle Skizze erkennt die „Nationalökonomischen Ansichten St. Staszics" als abgeleitete Funktion seiner politischen Tätigkeit. Physiokratische Elemente vermischen sich in seinen rein praktischen Erwägungen mit merkantilistischen, und man würde am besten diese Wirtschaftstheorien als ins Polnische übertragene preußische Kameralistik ansehen. Ignacy Czumas „Finanzpolitischer Umriß Staszics" liest sich wie eine am Einzelfall unternommene Rechtfertigung der gewiß zutreffenden Meinung Frau Daszyńska-Golińskas. In der Abhandlung Jan Piekałkiewiczs über „Staszic als Statistiker" — man erinnert sich, daß Zygmunt Gargas seinerzeit dieses Thema deutsch in der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte behandelt hat — gelangt der Verfasser zu dem gleichen Ergebnis wie Szajnocha und Świerz in ihren Artikeln über Staszic als Geologen und Tatraforscher: er war ein Bahnbrecher, dem die Schlacken des Pioniertums anhafteten. Vielleicht, daß Piekałkiewicz dabei den Stand der Statistik zu Staszics Zeiten unterschätzt und damit zu milde die offenbaren Mängel der Schrift „O statystyce Polski" beurteilt, in der z. B. Staszic bei der Berechnung der polnischen Einwohnerzahl drei Additionsfehler begeht. Ein Blick auf Gatterer, Pütter, Moser, Schlözer, Büsching, die auf Staszic einwirkten, zeigt, daß es auch vor Quetelet eine recht gut entwickelte Statistik gab, auf deren Höhe sich das polnische Werk nicht befand.

Mit der kritischen Würdigung, die Tadeusz Sinko der Übertragung der „Ilias" durch Staszic angedeihen läßt, sind wir bei den der literarischen Tätigkeit des Gefeierten gewidmeten Aufsätzen angelangt. Sinko erblickt — mit Recht — in der von Wunderlichkeiten nicht freien und, handwerksmäßig betrachtet, als schlecht zu bezeichnenden Übersetzung die Spuren poetischer Kraft und innigen Naturempfindens. Die genaue Analyse des Versmaßes, dann des philologischen Wertes der Staszicschen „Ilias" sind die beiden anderen wesentlichen Punkte, um die sich Sinkos Studie dreht. Wiktor Hahn beschreibt ein in der Lemberger Universitätsbibliothek befindliches Exemplar des „Ród ludzki", das handschriftliche Fragmente sowohl des Lehrepos als auch der „Ilias"-Übersetzung enthält. Die hier veröffentlichten Varianten ändern zum Teil den bisherigen Text erheblich ab.

Einer sehr wichtigen Seite von Staszics Wirksamkeit ist die Abhandlung von Franciszek Bielak geweiht, der „Leitung der Warschauer Gesellschaft der Wissenschaftsfreunde durch Staszic". Diesem Zentrum des geistigen Lebens im ehemaligen Kongreßpolen gehörte der Autor der „Uwagi nad życiem Zamoyskiego" seit ihrer Gründung im Jahre 1800 an. Nach dem Tode Albertrandys (1808) wurde er ihr Präsident. Bielak schildert dessen Verdienste, ohne Neues beizubringen, nach den Quellen (Kraushars Monographie des Towarzystwo Przyjaciół Nauk, und den Roczniki dieser Gesellschaft).

Wilhelm Bruchnalski und Stanisław Małachowski-Łempicki handeln von den bei Staszics Tod dessen Andenken gezollten poetischen Tributen der Dankbarkeit. Es war die Jugend — darunter Gaszyński —, die den Manen des eben Verblichenen huldigte; die Warschauer Klassiker hüllten sich in Schweigen, und von den offiziellen Literaturdenkmalen ist der Bericht des Spions Mackrott (den Małachowski-Łempicki aus dem Warschauer Archiwum Akt Dawnych publiziert) am interessantesten; eine recht artig zu lesende Denunziation der patriotischen Sänger an Staszics Grab.

Sehr wertvoll ist Stanisław Szobers kritische Beleuchtung der „Sprache Stanisław Staszics". Auf Grund eines schlechthin vollständigen Materials erörtert der Autor die Rechtschreibung und die in ihr sich widerspiegelnde Aussprache Staszics. Hernach seine Wortschöpfung. Diese Seite des von Szober angeschnittenen Problems war schon seit jeher allbekannt, doch nie systematisch untersucht worden. Man kennt die sonder-

baren Wortgebilde (das berühmte „dzierż" dziestwo usw.; die verschiedenen Zusammensetzungen mit Verbalsubstantiven). Als Quelle dieser Tätigkeit ist entschieden der Drang nach sprachlicher Autonomie anzunehmen, das Streben nach Entfremdung, das den stark national fühlenden Sprachreinigern überall und zu jeder Zeit innewohnte, übrigens nicht der letzte Zug, den Staszic mit den Tribunen des schollentreuen Kleinbürgertums gemeinsam hat. Szober beschäftigt sich auch mit den weniger ins Auge fallenden eigenwilligen Prinzipien, nach denen Staszic die Endungen der Hauptwörter bildete, mit den übrigen Formen der verschiedenen Wortarten, mit der Deklination und Konjugation. Es folgt eine Charakteristik der Syntax, endlich die Analyse des Stils, der hier wirklich den ganzen Menschen verkörpert. Schade, daß die ausgezeichnete Arbeit Szobers sich auf die Konstatierung des Sachverhaltes beschränkt und weder versucht, die Eigentümlichkeiten der Staszicschen Sprache zu begründen, noch sie in Zusammenhang mit den Einflüssen der Zeit, des Ortes und der Überlieferung zu bringen. Es wird so die Deutlichkeit des Bildes beeinträchtigt, in dem nicht völlig gesondert erscheint, was sozusagen individuell und was Reflex von Gruppenempfindungen ist.

Helena Orsza-Radlińska erfaßt mit ihrer sorgfältigen Monographie Staszics öffentliche Wirksamkeit in ihrer Gesamtheit. Der freigebige Präsident gelehrter Gesellschaften, der Schützer wissenschaftlicher Forschung und edle Philanthrop, der Reformator des Unterrichts, der eifrige Förderer des industriellen und gewerblichen Aufschwungs und, alles in einem, in dem größten Werk Staszics zusammenfassend, der Stifter jener Siedlung Hrubieszów, die am besten für den praktischen Wert seines Lebens und seiner Ideen zeugt, werden gewürdigt. Hier hat auch viel archivalisches Material mitgeholfen, die Erzählung nicht nur anregend, sondern auch gegenüber den früheren Darstellungen selbständig zu machen.

Zygmunt Kukulski — der als erster diesen Ausschnitt aus Staszics Wirken einläßlich durchforscht hatte — lenkt unser Augenmerk auf den Pädagogen und im speziellen auf dessen „Teilnahme an den Arbeiten der Edukationskommision in den Jahren 1807—1812". Hier ist fast alles unbekannt und den Akten des Archivs des Polnischen Unterrichtsministeriums entnommen (Protokolle der Edukationskommission). Wir gewinnen aus den von Kukulski abgedruckten Regesten ein sehr eindrucksvolles Bild von der emsigen Wirksamkeit, die Staszic als Mitglied der obersten Unterrichtsbehörde entfaltet hat.

Kleinere Beiträge zur Pädagogik Staszics bringen Samuel Dickstein (einen Brief des Krakauer Schulinspektors Dembowski an Staszic, mit kritischen Bemerkungen zu dessen Schulreformplänen, aus dem Jahre 1812, hauptsächlich über die Besetzung von Lehrkanzeln), Jadwiga Brzozowska (über die Warschauer Sonntagsschulen zur Zeit von Staszics Amtsführung; reicher archivalischer Quellenapparat).

Die nun folgenden Artikel zeichnen ein Bild der „Landwirtschaftlichen Gesellschaft zu wechselseitigem Beistand bei Unglücksfällen", die Staszic auf seinen Gütern zu Hrubieszów gestiftet hatte. Was da berichtet wird, genügt, trotz der aus dem Aktenbestand der Lubliner und Dziekanówer Archive geschöpften Einzelheiten nur, um für manche Fälle die segensreiche Wirksamkeit dieser Institution zu zeigen, doch keineswegs, um ihr ein generell günstiges Urteil zu sichern. Es lag schon im ursprünglichen Plan begründet, daß dieser Versuch einer vom aufgeklärten Despotismus erleuchteten bäuerlichen Zwangsgemeinschaft nur zeitlich beschränkte Dauer haben konnte und in seinen Früchten nur dann Gutes ernten, wenn der richtige Mann an der Spitze und die Förderung der Regierung dem zur Seite stand. An der Indolenz der Bauern, am schlechten Willen der russischen Behörden, die in der „Gesellschaft" ein Werkzeug des Polentums haßten, scheiterte Staszics Plan schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Seine großherzige Stiftung fristete eine Scheinexistenz bis in die achtziger Jahre und wandelte sich dann in ein strikt von den Činovniki kontrolliertes halboffizielles Wohlfahrtsinstitut, dessen Einnahmen ganz anderen als den richtigen Zwecken dienten. Heute aber ist es unmöglich, die Staszicsche Siedlung in ihrer

ersten Form zu erneuern. Nur mit starken Modifikationen kann ihr Grundgedanke in die Gegenwart hinübergerettet werden, wie es auch die polnische Regierung jetzt versucht. Man wird die Skizzen von Eleonora Tymanówna, Kazimierz Chodynicki, Jan Riabinin, Ryszard Rachwald über die Geschichte der Hrubieszówer „Gesellschaft“ mit Nutzen und die Erinnerungen des Lehrers Andrzej Wojtkowski an die Unitenverfolgungen, von denen der Kampf des Carismus gegen die Staszicsche den Anfang und den Anlaß nahm, nicht ohne Rührung lesen. Es bleibt der Wunsch allerdings noch offen, daß auf diese vorbereitenden Studien eine zusammenfassende Monographie folgen möge, die sich mit der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Seite des Hrubieszówer Problems auseinandersetzt. Einer zweiten Stiftung Staszics, dem Warschauer Arbeitshaus, gelten die Aufsätze von Elżbieta Czapska und Stanisław Tołwiński.

An die Abhandlungen reihen sich urkundliche Beiträge zur Biographie Staszics. Gerichtsakten über seine Vermögensverhältnisse aus den Archiven zu Schneidemühl und Lublin, der Text des Kaufaktes über den Erwerb von Hrubieszów aus dem Hypothekarbuch von Zamość, Briefe aus den Archiven von Krakau und Warschau. Am wichtigsten sind wohl die Regesten aus dem Warschauer Archiwum Akt Dawnych. Unterhaltsames Zwischenspiel: das Fragment eines Polizeiberichtes, den ein Spitzel über Exkursionen Staszics à la Harun-al-Raschid erstattete (mitgeteilt von Stanisław Małachowski-Łempicki).

Zuletzt eine Bibliographie der Schriften Staszics und der über ihn erschienenen Arbeiten. Sie reicht bis 1927. Einwendungen und Lücken sind selten. Ich beanstande vor allem, daß die sicher nicht authentischen Reisetagebücher unter den „Werken“ figurieren. Deutsche und französische Aufsätze sind unvollständig genannt. Am meisten stört das Fehlen von Gargas' wertvollem Artikel in der „Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“. Den Band beschließt ein Register der Namen und Gegenstände.

Das Werk ist eine imponierende Gesamtleistung, durch die Polen den edlen Toten würdig ehrte. Rein äußerlich präsentiert es sich sehr vorteilhaft. Das reiche (vielleicht allzu reiche) Illustrationsmaterial und der vorzügliche Druck sind zu loben; die freigebigen Spender, die den Betrag von 20 000 Złotys Druckkosten aufbrachten, nicht minder. Vierundvierzig Gelehrte haben sich zusammengefunden. Zwei Jahre währte der Druck, und Professor Kukulski, der die Redaktionsarbeiten leitete, hat gewaltige Arbeit getan. Wenn wir die wissenschaftlichen Ergebnisse des Buches überprüfen, so müssen wir als reinen Gewinn feststellen, daß eine Menge unwesentlicher Details aus den Akten neu mitgeteilt wurden und viererlei glänzende Würdigung fand: Staszic, der Denker (durch Kozłowski), der Nationalökonom (durch Daszyńska-Golińska .. freilich nur allzu knapp), der Politiker (durch Helena Orsza-Radlińska) und die Sprache des Schriftstellers (durch Szober). Ungenügend ist der Staatsmann und der Dichter bedacht worden; von Biographischem erfuhren wir nichts Beträchtliches. Es nimmt mich wunder, daß in den Archiven nicht gründlicher Nachschau gehalten wurde, um aus der Korrespondenz mehr mitzuteilen. Besonders im Zamoyskischen Archiv, aber auch im Krakauer Czartoryski-Museum ist gewiß genug zu holen. Rechtzeitig befragt, hätte ich auch auf die ungehobenen Schätze der Akten des ehemaligen Polizeiministeriums in Wien hinweisen können, die über Staszic ungemein Wertvolles bergen. Eine Umschau in Paris wäre auch angezeigt gewesen. Von den vier hier besonders hervorgehobenen Aufsätzen und der schönen allgemeinen Studie Grabowskis abgesehen, gehört der Rest der Beiträge zu den üblichen Festschriftaufsätzen, die nicht mehr zu sein beanspruchen, als sie sind. Bausteine zu einer monumentalen Biographie Staszics, auf die wir nach diesem Sammelwerk und Leśniewskis schönem Buch noch immer, aber mit mehr Zuversicht, warten.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Stefan Hincza: Pierwszy żołnierz odrodzonej Polski. — Łódź. Ludwik Fiszer 1928. 8°. 424 Seiten. Mit 34 Illustrationen und 4 Karten.

Über Pilsudski ist eine ungeheure Literatur erschienen. Schon im Jahre 1925 zählte eine sehr unvollständige Bibliographie von St. Konopka und Z. Zygmuntowicz bei 200 Nummern. Dennoch gibt es nur eine einzige, wesentlich propagatorischen Zwecken dienende, im übrigen sehr hübsche und an anekdotischem Material reiche Biographie aus der Feder des bekannten Romanciers Sieroszewski, die auf Wert Anspruch erheben kann. Das übrige gedruckte Material ist in Memoirenwerken von Freunden (Daszyński, Grabiec u. a.), Gegnern (Dmowski, Seyda), sowie in den Sammlungen von Dokumenten zur Geschichte der sozialistischen Bewegung in Polen, zur Geschichte der Legionen und des polnischen Wiederaufbaus enthalten. Es wäre erfreulich gewesen, nun einen, notwendigerweise nur vorläufigen, Abriß zu empfangen, der, in Ermangelung der Öffnung von unzugänglichen Archiven, wenigstens die vorliegende Literatur, dann die Zeitungen der Epoche, die fremden Memoirenwerke über den Weltkrieg und Polen verarbeitet, hernach aus mündlichen Äußerungen polnischer Politiker Ergänzungen genommen hätte. Dieses Buch wäre allerdings nur von einem der unter Pilsudskis Anhängern zahlreichen hervorragenden Berufshistoriker zu schreiben gewesen (Askenazy, Tokarz, Kukiel usw.) oder auch, und vielleicht noch besser, von einem allseitig orientierten Dichter wie Kaden-Bandrowski. Einseitigkeit hätten wir bei der Gesinnung dann gerne in Kauf genommen, wenn sie mit Vielseitigkeit der Informationen gepaart wäre.

Hincza hat bloß eines sich als Verdienst anzurechnen, daß er überhaupt in einiger Ausführlichkeit Nachrichten zu Pilsudskis Lebensbeschreibung zusammentrug. Einem Versuch selbständigen Urteils begegnen wir nirgends. Selbst die Daten lassen zu wünschen übrig. Gleich im Anfang erfahren wir nichts über Pilsudskis Vorfahren, nicht einmal den Tag seiner Geburt. Später nichts über seine beiden Ehen, seine Kinder, seine Freunde. Die Duplizität dieses Charakters ist nicht genügend scharf geschaut. Von der unleugbaren Größe des Mannes verspüren wir nur Reflexe, nicht den Urgrund. Wissenschaftlicher Wert mangelt diesem Buch völlig. Trotzdem muß auch der Historiker aus ihm bis auf weiteres manche Nachricht schöpfen, und deshalb sei es hier angezeigt. Gegen die oft naiven politischen Ansichten und sehr beschränkten Perspektiven des Verfassers zu polemisieren, darf ich mir versagen. Es hieße, in die publizistische Arena hinabsteigen. Die Ausstattung des Werks ist sorgfältig, die beigefügten Bilder haben urkundlichen Wert.

Wien. Otto Forst-Battaglia.

Václav Vojtíšek: Znak hlav. města Prahy. Les armes de la ville de Prague. — V Praze 1928. Nakl. duchodů obce hlav. města Prahy.

Das Gesetz vom 6. Februar 1920 hatte durch Eingemeindung ein Groß-Prag geschaffen. Man ging nun auch daran, für die Landeshauptstadt ein neues Wappen zu schaffen, welches einerseits der neuen Rechtslage entsprechen, dann aber auch die Erinnerung an die Habsburger Zeit, die bisher heraldisch zum Ausdruck gekommen war, tunlichst verdrängen sollte. Der Archivar der Hauptstadt, Prof. Václav Vojtíšek, und der Akad. Maler Prof. František Kysela haben den Entwurf geliefert (vgl. S. 9), der die alten, bis zur Husitenzeit zurückreichenden Motive mit denen der Neuzeit verbinden will. Am 1. Juli 1926 nahm die für diesen Zweck eingesetzte Kommission den Entwurf an, am 16. Juni 1927 bestätigte ein Erlaß des Innenministers die von der Kommission getroffene Entscheidung. Den čechischen Ausführungen (S. 5—10) folgt eine kurze Zusammenfassung (S. 11 f.) in französischer Sprache (übersetzt von Prof. René Ruelle). Eine vorzügliche Reproduktion des farbenprächtigen und eindrucksvollen Wappens ist beigegeben.

Breslau. Erdmann Hanisch.

Erich Boehme: Leo Tolstoi. Gesamtausgabe des dichterischen Werkes in Einzelausgaben. — Malik-Verlag, Berlin 1928.

Es hätte nicht des aufdringlichen Reklame-Umschlages „Zum Film den Roman", mit dem der in 2 Bänden dieser Ausgabe erscheinende Roman „Anna Karenina" verunziert wurde, bedurft, um die Augen aller Interessierten auf diese in Text und Ausstattung gleicherweise hervorragende Ausgabe zu lenken. Jeder dieser 14 Bände ist, wie der Untertitel schon zum Ausdruck bringt, in sich abgeschlossen. Bekannte Übersetzer sind an dem Werke beteiligt: der 1. Band „Auferstehung" von Ilse Frapan; Bd. 2 u. 3 „Anna Karenina" von Arthur Luther; Bd. 4—7 „Krieg und Frieden" von Erich Boehme; Bd. 8 „Kindheit" (enthaltend: An die Leser — Kindheit — Knabenjahre — Jugendzeit — Erinnerungen: Erste Erinnerungen, Kindheitserinnerungen) von Eva Luther; Bd. 9 „Der Überfall und andere Erzählungen" (enthaltend: Der Überfall — Die Kosaken — Aufzeichnungen eines Markörs — Beim Holzfällen — Sewastopol im Dezember 1854 — Sewastopol im Mai 1855 — Sewastopol im August 1855 — Eine Begegnung an der Front mit Moskauer Bekannten) von Arthur Luther; Bd. 10 „Der Schneesturm und andere Erzählungen" (enthaltend: Der Schneesturm — Zwei Husaren — Der Morgen eines Gutsbesitzers — Luzern — Albert — Nachtrag zu „Albert" — Drei Tode — Familienglück — Polikuschka — Eine Idylle — Tichon und Malanje) von Eva Luther; Bd. 11 „Der Leinwandmesser und andere Erzählungen" (enthaltend: Der Leinwandmesser — Die Dekabristen; zwei spätere Fassungen des ersten Kapitels — Aufzeichnungen eines Irrsinnigen — Der Tod des Iwan Iljitsch — Der Teufel — Die Geschichte des Bienenstockes mit dem Rindendeckel — Die Kreutzersonate — Aufzeichnungen einer Mutter — Über das Gericht — Der junge Zar — Vater Sergius — Wer hat recht? — Nach dem Balle) von Arthur Luther, Erich Müller, August Scholz; Bd. 12 „Hadschi Murat und andere Erzählungen" (enthaltend: Hadschi Murat — Der gefälschte Coupon — Aljoscha, der Topf — Das Göttliche und das Menschliche — Wofür? Erzählung aus der Zeit der polnischen Aufstände — Vater Wassilij — Nachgelassene Aufzeichnungen des Mönches Feodor Kusmitsch — Was ich im Traume sah — Wer sind die Mörder? — Kinderweisheit — Der Mönchspriester Isidor — Es gibt keine Schuldigen, I und II — Gespräch mit einem Fremden — Der Bauer und der Fremde — Lieder im Dorfe — Drei Tage im Dorfe — Chodynka — Aus Versehen — Eine Erzählung für Kinder) von Erich Boehme, Erich Müller und August Scholz; Bd. 13 „Herr und Knecht, Volkserzählungen" (enthaltend: Herr und Knecht — Der Gefangene im Kaukasus — Zwei Reisegefährten — Lösche das Feuer, solange es glimmt — Die beiden Alten — Die drei Einsiedler — Iljas — Von kleinen Mädchen, die klüger sind als die Alten — Wie das Teufelchen die Brotschnitte verdiente — Der Taufsohn — Das Märchen von Iwan dem Dummkopf — Das Korn, das so groß war wie ein Hühnerei — Wieviel Erde braucht der Mensch? — Der Knecht Jemeljan und die leere Trommel — Gespräch müßiger Menschen — Wandelt im Licht, dieweil ihr das Licht habt — Vierzig Jahre — König Assarhaddon von Assyrien — Arbeit, Tod und Krankheit — Drei Fragen — Kornej Wasiljew — Die Beeren — Das Gebet) von Erich Boehme; Bd. 14 „Bühnenwerke" (enthaltend: Macht der Finsternis — Früchte der Bildung — Der lebende Leichnam — Und das Licht scheint in der Finsternis — Er ist an allem schuld — Bäcker Petrus — Der erste Branntweinbrenner) von August Scholz.

Aus dieser Inhaltsübersicht der Ausgabe ergibt sich schon, daß sie die Werke nicht chronologisch, sondern nach einem gewissen einheitlichen Gesichtspunkte innerer Zusammengehörigkeit anzuordnen bemüht ist. Daher bildet eben in der Tat jeder Band eine Einheit, ein abgeschlossenes Ganze. Einleitungen und Erläuterungen sind nicht gegeben: die Fülle der, auch gerade in deutscher Sprache bereits vorliegenden und in diesem Gedächtnisjahre herausgekommenen Tolstoj-Literatur machte das entbehrlich. Nicht

unerwähnt sei aber die kurze Vorrede im ersten Bande: sie bringt in knappster Form wesentliche Gedanken über Tolstoj als Dichter und Denker, sowie über seine Bedeutung für Rußland.

Der Malik-Verlag, der auf dem Gebiete der russischen Literatur schon so manches beachtliche Werk herausgebracht hat, auch aus dem Bereiche neuesten Schaffens (und nicht nur russischer, sondern auch anderer moderner Literaturen, z. B. auch der Edition der Werke Upton Sinclair's), hat in dieser, das dichterische Wirken Tolstojs umfassenden Ausgabe dem Gedächtnis dieses großen Russen ein würdiges Denkmal errichtet.

Breslau. Erdmann Hanisch.

O. Grünenthal: Vergleichende slavische Grammatik von Dr. Wenzel Vondrák. II. Band: Formenlehre und Syntax. 2. Aufl., neubearbeitet. — Göttingen. Vardenhoeck u. Ruprecht. 1928.

Als die erste Auflage von Vondráks Vgl. Grammatik 1906 u. 1908 in 2 Bänden, der I. Bd. 532 SS., der II. 548 SS. stark, erschien, lag ein den Stand des grammatischen Wissens und der grammatischen Probleme der Slavistik darlegendes Werk vor, welches allen Slavisten und Indogermanisten äußerst erwünscht sein mußte. Der nunmehr verstorbene Verfasser konnte mit Recht in der Vorrede des II. Bandes darauf hinweisen, daß sein Werk der erste derartige Versuch sei. Aber es ist das Schicksal solcher erster Versuche, Undank zu ernten. — Vondrák hat sich (l. c.) auch, wie andere, darüber beklagen müssen. Aber nicht so die Desiderien gedruckter Kritiken sind das Wesentliche: hier setzt ja vielfach der Kritiker, auf seiner subjektiven Anschauung grammatischer Probleme fußend, nur Thesis gegen Thesis. Wichtiger will mir erscheinen, daß in folgenden Neuauflagen dasjenige gebessert wird, was sich bei der fortgesetzten Benutzung eines solchen einzigen Handbuches, einer communis opinio an Desiderien ergeben hat.

Die von Vondrák selbst noch geleitete Neuauflage des I. Bandes (1924) hat durch starke Umarbeitung und Erweiterung (742 SS.!) vieles bessern können. Den 2. Bd. herauszubringen, war Vondrák nicht mehr vergönnt. O. Grünenthal übernahm die Vollendung, gestützt auf das Handexemplar und Exzepte des Verfassers. Wenn der Herausgeber dieses II. Bandes nun bemerkt, daß er seine Aufgabe „nach einigen Bedenken" übernommen hat, so kann man das wohl verstehen. Denn es bedeutete eine in jedem Falle undankbare Aufgabe: glückt die Arbeit, dann spricht man von der guten Neuauflage des „Vondrák", mißglückt sie, dann ist man gern bereit, dem eingesprungenen Überarbeiter die volle Last aufzubürden, als dem Lebenden, an den man sich halten kann.

Schwierig lag für Grünenthal diese Umarbeitung des II. Bandes auch noch besonders dadurch, daß er, erstens, durch die im I. Bd. vorgetragenen Auffassungen Vondráks naturgemäß gebunden war, dann aber der große Spielraum, den der Verlag Vondrák für den I. Bd. gelassen hatte, Grünenthal nicht zur Verfügung gestellt wurde. Diese räumliche Beschränkung mußte in anderer Weise wettgemacht werden. Grünenthal hat in geschickter Ausnutzung durch stärkere Kürzung im Ausdruck Raum gewonnen, eigene Ergänzungen, besonders auch in der Heranziehung der lebendigen Umgangssprachen, hinzuzufügen. So vermochte er mit einer relativ geringen Vermehrung der Seitenzahl (auf 584 SS.!) auszukommen. Da auch in der Anlage des Buches Grünenthal an den II. Bd. der 1. Aufl. naturgemäß gebunden war, so ist manches, was man gern anders gehabt hätte, nicht auf sein Konto zu setzen. Einzelheiten grammatischer Art vorzubringen, ist m. E. daher an sich müßig, anderseits sind diese „Jahrbücher" auch einem rein sprachlichen Gesichtspunkt nicht bestimmt.

Daß Grünenthal seiner ganzen Forschungsrichtung nach für die Erledigung der ihm übertragenen Aufgabe der geeignete Mann war, wird füglich niemand bestreiten können. Er hat diese Aufgabe unter den dargelegten erschwerenden Umständen mit Geschick und Umsicht, in voller Beherrschung der grammatischen Probleme gelöst.

Breslau. Erdmann Hanisch.

K. **Mühlenbachs Lettisch-Deutsches Wörterbuch.** Redigiert, ergänzt und fortgesetzt von J. Endzelin. II. Band. — Riga 1925—1927. 908 S. Qu.

Nach dem I. Bande (1923—25; vgl. Trautmann in Kuhns Ztschr. f. vgl. Sprachf. 51, 313, und Niedermann in Zeitschr. f. slav. Phil. 1, 445 ff.) liegt nunmehr der II. des groß angelegten und dabei schnell fortschreitenden Werkes vor, der dieselben Vorzüge wie der erste aufweist, so daß kleinliche Ausstellungen von uns Ausländern, die wir doch nichts Wesentliches beitragen können, zu unterbleiben haben. Seinen Plan, auch alles dialektische Material zu bieten, kann Endzelin (Mühlenbach ist während des Krieges gestorben) natürlich nicht allein verwirklichen und bittet deshalb um Beiträge, die als Nachtragsheft erscheinen sollen, so daß wir hoffen können, einen Thesaurus zu bekommen, wie er für das Litauische von Buga begonnen, nach seinem Tode aber auf absehbare Zeit zum Stillstand gekommen zu sein scheint. Wie Buga, so bietet auch E. überall, wo ihm dies möglich ist, Etymologien, die gewiß vielfach, besonders, wo sie über das Baltische hinausgehen, von verschiedenem Wert sind, die wir aber faute de mieux nicht missen möchten, weil sie die Grundlage für die vergleichende Grammatik bilden oder sonst Nutzen bringen können und auch einen gewissen Ersatz gewähren für das noch fehlende etym. Wtb. des Litauischen. Die Orthographie ist wie in der Grammatik die mit Buga gemeinsam beschlossene; doch läßt E. für die Praxis eine gewisse Freiheit, z. B. bzgl. der Bezeichnung der weichen Konsonanten, und schreibt sonst selbst nach dem herrschenden Usus in alter Weise o für hier durchgeführtes uo. Wenn E. gelegentlich Trautmann vor Chauvinismus warnt, so möchte ich einem Gedanken Meillets folgen und wünschen, daß E. seinen Einfluß geltend macht, um der in Osteuropa herrschenden Übersetzungsmanie der überall im Westen gebräuchlichen wissenschaftlichen Termini entgegenzuwirken, die doch für die nötigen internationalen Beziehungen der Wissenschaft nicht förderlich sein kann.

Breslau. O. Grünenthal.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

BULGARIEN

Enrico Damiani: La figura e l'opera di Penčo Slavejkov nella letteratura bulgara. — Rivista di letterature slave. Anno 3, 2 (1928), S. 133—141.

D. gibt eine kurze Darstellung vom Leben und Schaffen Slavejkovs, ruft dabei auch die Erinnerung wach an Petko Slavejkov und geht dem Wesensverwandten und den Wesensverschiedenheiten im literarischen Schaffen zwischen Vater und Sohn nach. In den Anmerkungen ist die in italienischer Sprache erschienene Literatur über beide Slavejkovs genannt. Der kosmopolitische Geist Penčos, sein Erleben der westeuropäischen Kultur und ihr Rückschlag auf seine Dichtung werden als Einzelerscheinung der zeitgenössischen bulgarischen Literatur charakterisiert, der autobiographische Wert der Dichtung „Na ostrova na blažennite" hervorgehoben, der Einfluß des „Pan Tadeusz" auf die „Krŭvava Pesn" betont. Das mitunter gekünstelt erscheinende Verwenden ungebräuchlicher Worte oder der allzu komplizierte syntaktische Bau in der Sprache Slavejkovs scheint D. durch das titanische Ringen des Dichters um Erneuung und Reinigung der Muttersprache erklärlich, ungeachtet dieser gelegentlichen Schwächen zeigt sich die Dichtung Penčo Slavejkovs würdig, in die Weltliteratur eingereiht zu werden.

Emmy Haertel.

RUSSLAND

Kazimierz Tyszkowski: „Smuta" moskiewska XVII wieku w literaturze rosyjskiej ostatnich lat. (Moskaus Zeit der Wirren des 17. Jahrhunderts in der russischen Literatur der letzten Jahre.) Kwartalnik Historyczny Bd. 42 (1928), S. 125—130.

Kurze Besprechung der seit 1915 zu diesem Thema erschienenen wichtigsten russischen Werke, und zwar der Aktenpublikationen von Gnevušev, Suchotin, Bogojavlenskij, der Monographien von Lubomirov über den Novgoroder Landsturm, von Platonov über Boris Godunov und über das Smutnoe Vremja im allgemeinen, über die sozialgeschichtliche Seite des nationalen Kampfes gegen Polen von Platonov und Tchorževskij, vor allem jedoch über die ausgezeichnete Darstellung, die Professor A. Savič von der polnischen Intervention gegeben hat (im „Sbornik" der Permsker Universität 1927).

Otto Forst-Battaglia.

Braslavskij: Die Revolution von 1848 und Rußland. — Krasnaja Nov' März 1928.

B. versucht, Rußlands Stellung zur Revolution v. 1848 zu charakterisieren. Das konservative Bürgertum West-Europas hatte nach den Ereig-

nissen von 48 die feste Hoffnung, der Car würde in die Geschehnisse eingreifen, um der Reaktion zum Siege zu verhelfen. Nikolaus war durch die Botschaft über die in Frankreich ausgebrochene Revolution einerseits erschüttert, anderseits bereitete ihm das Mißgeschick des ihm verhaßten Louis-Philippe die größte Schadenfreude. In einem Briefe an Friedrich Wilhelm von Preußen spricht er seinen Abscheu gegen die neue Staatsform in Frankreich aus und ist der Hoffnung, Rußland und Preußen würden mit der Zeit in Frankreich Ordnung schaffen. Besonders befürchtete der Car den revolutionären Einfluß der Ereignisse in Frankreich auf Polen. Am 14. März 1848 erließ Nikolaus ein Manifest, welches Drohungen gegen das revolutionäre Frankreich enthielt. Diese waren um so weniger motiviert, als Lamartine schon früher die Friedensliebe der jungen französischen Republik dem ganzen Europa gegenüber beteuert hatte. Nach außen war die russische Politik zaghaft, und die Drohungen gegenüber Frankreich blieben auf dem Papier, im Innern traf man aber scharfe Maßnahmen. Reisen ins Ausland wurden verboten. Besonders wurden die Polen überwacht, deren revolutionäre Stimmung man befürchtete.

Die Jahre 1848—49 sind in Rußland der Zeitpunkt einer besonders dunklen Reaktion. Die Gendarmerie wurde so streng, daß sogar Kraevskij, der sehr regierungstreu gestimmte Redakteur der „Otečestvennyja Zapiski" eine Haussuchung befürchtete. Liberale Reformen, die man zu unternehmen beabsichtigte, wurden jetzt in Vergessenheit begraben. Vor der Februarrevolution sollte der Staatsrat über einige Reformen in der Bauernfrage verhandeln, jetzt wurde das selbstverständlich vertagt. Die Literaten und Professoren wurden streng überwacht, und doch war die Stimmung bei manchen unter ihnen gehoben. Saltykov-Ščedrin schreibt von jenen Tagen: „Wir lebten geistig in Frankreich. Sogar der Wortschwall Lamartines erschien uns nicht ekelhaft bei diesem völligen Verfall der alten Welt." Auch der Censor Nikitenko schreibt in seinem Tagebuche begeistert über die revolutionären Ereignisse. Andere aber waren über die Revolution ehrlich empört, so Žukovskij und Fürst Vjazemskij.

Interessant ist die Stellung der Slavophilen. J. S. Aksakov schreibt an Obolenskij: „Jetzt ist im Westen alles zerfallen, man kann nichts fassen. Jetzt werden alle verstehen, daß man die Hoffnung nur auf Rußland setzen kann." Besonders erwarteten die Slavophilen sehnsüchtig den Zerfall Österreichs, da sie eine Befreiung der unterjochten Slaven wünschten. Der Dichter Tjutčev überreichte am 18. April 1848 dem Kaiser ein Memorandum: in Europa seien jetzt nur zwei entgegengesetzte Mächte: der Car und die Revolution. Der Westen harrt schon der Stunde, wann der östliche Herrscher, der legitime Kaiser, erscheinen würde, um Ordnung zu schaffen und die Slaven zu vereinen.

Die Lage der Westler war in den Tagen der Revolution höchst gefährlich, denn sie waren revolutionärer Ideen verdächtig. Zu jener Zeit wurden auch die Petraševcy verhaftet. Den Höhepunkt erreichte die Reaktion, als Nikolaus als Verteidiger der legitimen Idee nach Ungarn zog, um Franz Josef Hilfe gegen die nationale ungarische Revolution zu leisten.

Nadežda Jaffe.

Sergjusz Kułakowski: Boris Pasternak. Wiadomości Literackie 1928, Nr. 32.

Ironie, brutale Kraft, stürmisches Lebensgefühl, originelle und klangvolle Verse führt Kułakowski als die Kennzeichen des russischen Lyrikers Pasternak an, der bei den wildesten Futuristen anfing und jetzt ungefähr in der Gegend der französischen Universalisten israelitischer Konfession (Spire, Fleg) angelangt ist. Welch horrendes Mißverstehen oder Unverstehen bewog indes Kułakowski, den sonst ganz gut geschilderten Dichter von „Das Leben — meine Schwester" mit Mallarmé zu vergleichen, von dem den Russen so ziemlich alles trennt?

Otto Forst-Battaglia.

Evel Gasparini: Elementi della personalità di Dostojevskij. — Rivista di letterature slave. Anno 2, Fasc. 4. 1927. S. 560—578.

Kap. 5. In der losen Aneinanderreihung kritischer Gedanken über die geistige Persönlichkeit Dostoevskijs, die wohl mehr tastend als sondernd sein wollen, beschäftigt Gasparini zunächst die Frage nach dem Zusammenhang Dostoevskijs mit der Philosophie seiner Zeit, deren Terminologie er, wie das übrigens allgemein der Dichter mit der philosophischen Terminologie seiner Zeit tut, nur annähernd beherrscht. Es folgt die Frage: wie weit besaß Dostoevskij Christentum, Mitleid? usw. Auch hier ist von einer Lösung der Frage abgesehen. Zeit- und Ewigkeitsgefühl in Dostoevskijs Kreaturen wird untersucht, Glauben und Atheismus, der Ahistorismus der Gestalten Stavrogin, Versilov u. a., die Originalität in der Mentalität Raskolnikovs, an welche die Stavrogins nicht heranreicht. Wollte Dostoevskij in der Persönlichkeit Stavrogins mit ihrer Irrealität blenden? Dostoevskijs Religiosität: er besaß den Glauben in das Absolute des moralischen Lebens, es ist aber zweifelhaft, ob er an einen Schöpfer geglaubt. Sicher ist auch, daß Dostoevskij immer ein Zweifler gewesen ist. Der Zweifler Dostoevskij wird in Parallele gestellt zu Tintoretto und Rembrandt. Diese drei sind zur Anbetung nur fähig, wenn sie sich selbst in Gott wiederfinden. Warum besitzt Dostoevskij eine ausgesprochene Feindschaft gegen die Harmonie? Er hat wohl selbst das Bewußtsein der wechselseitigen Elision seiner Fähigkeiten besessen ... Der Terminus „Persönlichkeit" im Titel des Aufsatzes ist im streng Kantischen Sinne zu verstehen. Emmy Haertel.

Eugenio Ljackij: Un poeta bianco-russo. Massimo Bogdanovič. — Rivista di letterature slave. Anno 3, 2. (1928). S. 193—201.

Der weißrussische Dichter Bogdanovič, der als noch nicht 25jähriger i. J. 1917 verschieden ist, hat in seiner Gedichtsammlung „Vjanok" (Vilna 1923) eine numerisch nur geringe, an künstlerischer Qualität aber reiche Probe seiner Dichtkunst der noch im Aufblühen begriffenen weißrussischen Literatur hinterlassen. Seine Entwicklungszeit verläuft in der durch den russischen Symbolismus geschaffenen ästhetischen Ideenwelt, und auf diesem Wege, oder durch direkten Einfluß, wirkt der Zauber Verlainescher Dichtungen in der Gestaltung seines Weltgefühls nach. Aber die ausschließlich vom Verlangen nach Schönheitskult erfüllten Motive des ersten französischen Symbolismus konnten Bogdanovičs Innenwelt nicht ausfüllen, er wird bei der Rückkehr in die weißrussische Heimat im Innersten ergriffen, gibt die Höhen seines ästhetischen Parnaß auf, taucht unter in der stillen Melancholie der heimatlichen Natur und gibt sich dem Drang seiner Landsleute nach einem Aufblühen des nationalen Selbstgefühls hin. Daß in seiner weißrussischen Dichtung viele Anklänge an die großrussische zu finden sind, daß neben Hippius und Bal'mont auch Fet, Apuchtin und A. Tolstoj da und dort darin aufzuleben scheinen, erscheint Ljackij von nebensächlicher Bedeutung, das Wesentliche sieht er in dem eigensten Lebensgefühl des Dichters, welches sich in seiner Dichtung „wie der Lichtreflex auf der stillen Oberfläche eines Flusses" hinzieht. Besonders wertvoll scheinen Ljackij hier die rein menschlich empfundenen Sagengestalten zu sein, der „Vadzanik", „Ljasun" und die „Rusulki", denen bei Bogdanovič alles Dämonische fehlt, und die nur mehr wie eine dichterische Umgestaltung gewisser Typen des weißrussischen Volkes anmuten. Bogdanovič bleibt nicht nur Lyriker, seine epischen Versuche dienen dem Eindringen in die Vergangenheit des weißrussischen Landes, darüber hinaus ist aber seine Dichtung reich an Wiederklängen eines universalen Weltgefühls. Emmy Haertel.

Ettore Lo Gatto: Eurasia. È la Russia Asia o Europa? — L'Europa Orientale. Anno 8, 3—4. (1928). S. 74—88.

Lo Gatto legt die Grundgedanken der von der russischen Emigration kreierten eurasischen Doktrin dar und gibt einen kurzen, aber klaren Über-

blick über die Strömungen der letzten Jahrhunderte in Rußland, welche immer wieder den antieuropäischen Gedanken dort vertreten hatten. Der geistige Vater des eurasischen Gedankens ist in Konstantin Leont'ev zu sehen, und Lo G. hält es für wahrscheinlich, daß diese neue Orientierung von seinem Ausspruch ausgegangen ist: „Wenn irgendwo in Tibet oder Bengalen Mongolen oder Hindus mit einer festen und weisen Hierarchie an der Spitze leben würden, so müßten wir diese mongolische Hierarchie einer Million Slaven vorziehen, die eine „intelligencija" à la Gambetta oder Thiers besäße." Hier ist der Schwerpunkt nicht auf die Unterscheidung Slaven und Westeuropa gelegt, sondern auf die Unterscheidung Orient — Okzident, auf die gerade die Eurasisten sich stützen. Lo G. weist dann auf die Gegensätzlichkeit der eurasistischen Rassentheorie zu slavophilen Anschauungen hin. Fürst Trubeckoj hat erklärt, daß der Begriff „Slavjanstvo" nicht die in ihn gesetzten Erwartungen gerechtfertigt hätte, für ihn gilt es, nicht einen slavisch-nationalen, sondern einen Gesamtbegriff aller derjenigen Völker zu entwickeln, deren Mittelpunkt das russische Volk bildet. Ivanov, ein anderer Vertreter der Eurasisten, erklärt, daß Rußland sich nicht in Europa, sondern in Asien heimisch fühle, slavische Völker, welche so durchtränkt seien von westeuropäischer Kultur wie Čechen und Polen, könnten nur infolge eines Rehabilitierungsprozesses zur slavischen Gesamtheit gerechnet werden. Lo G. erinnert hierbei daran, daß durch neuere Forschungen die Anschauung von der turanischen Herkunft der Slaven erschüttert worden ist, gibt aber selbst gleich zu, daß es den Eurasisten wenig auf die slavische Gesamtheit ankommt und ihr Hauptaugenmerk den Russen gilt. Savickij hat hervorgehoben, daß gerade die Ausdehnung Rußlands nach den außereuropäischen Steppen und Wäldern hin dem russischen Volk die Fähigkeit verschafft hätte, sich eher asiatisch als europäisch zu fühlen. Es ist immer Rußland, wovon man spricht, nicht die Slavenwelt, die slavische Natur ist zu einem bloßen accidens geworden. Neben der slavischen Natur soll sich zu einer neuen geschichtlichen Existenz das primitive, vergessene Element der Steppe erheben, jenes Element, welches in der Vergangenheit die unbegrenzte und unwiederholt gebliebene panasiatische Macht geschaffen hatte. Die Eurasisten sehen in der tatarischen Invasion ein Glück für den moskovitischen Staat, gerade die Gewöhnung an das Sklavenjoch hätte den Russen dazu verholfen, die autochthonen Tugenden zu entwickeln, sich zu etwas Neuem zu gestalten. Die Frage nach der Fusion der Nation im großen und ganzen wird von den Eurasisten dahin beantwortet, daß das russische Element sich aus dem Zusammenfluß mit der urangesessenen turanischen Bevölkerung zur nationalen Eigenart entwickelt habe, man ist weder slavisch noch turanisch, sondern eben russisch. Man will auch in dieser ethnischen Verschmelzung den Hauptgrund sehen für das Fehlen eines verächtlichen Herabblickens auf die Eingeborenen. Durch diese Rassentheorie der Eurasisten wird die Idee des unteilbaren Rußland in ein ganz neues Licht gerückt, dem Selbstbestimmungsrecht der einzelnen ethnischen Gruppen nach linguistischen Merkmalen setzen sie den Begriff „Einheit der russischen Nation" entgegen und Föderation der eurasischen Länder und Nationalitäten. Daß diese Anschauung auch für Nichteurasisten etwas Sympathisches haben kann, liegt auf der Hand, andererseits wird die kleinrussische Nationalität in ihrem Streben nach Annäherung an Westeuropa davon zurückgestoßen, und auch innerhalb der sonstigen russischen Welt findet der Gedanke einer engen Zugehörigkeit zu Asien Widerspruch. Man weist auf die Bindung an Europa durch den christlichen Glauben hin, die Tataren hätten nur das slavische Blut verdorben, den östlichen Slaven die schlechten Eigenschaften der Mongolen gebracht: Grausamkeit, List, Verachtung der Frauen. Nur die veredelnden Eigenschaften der christlichen Slavenwelt habe während des ganzen russischen Mittelalters die russische Seele gerettet. Man sieht, ähnlich wie Aleksandr Blok es getan, in Rußland das Bollwerk der abendländischen Welt. Eine Persönlichkeit wie Ivan der Schreckliche sei nur als Glied der asiatischen Traditionen zu erklären.

In der Beurteilung der Petrinischen Reformen, welche Slavophilen wie

Eurasisten verurteilen, besteht ein wesentlicher Unterschied, die Slavophilen beschuldigten Peter, Rußland von den Traditionen des christlichen moskovitischen Staates abgetrennt zu haben, die Eurasisten sehen sein Unrecht darin, daß er der Asiatisierung ein Ende bereitet hat. Der europäischen Zivilisation wird die Berechtigung des Anspruchs auf universelle Geltung abgesprochen. Trubeckoj hält die europäische Kultur für das geschichtliche Produkt einer bestimmten ethnischen Gruppe, den europäischen Kosmopolitismus für eine Art Chauvinismus. Es sei eine Art Hypnose, der die nichteuropäischen Völker im Hinblick auf die europäische Kultur erliegen. Die schwerste Anklage gegen sie wird erhoben, weil sie zu einer Entfremdung von der autochthonen Entwicklung führt. Hier widerspricht Lo G. auf das entschiedenste, gerade das Beispiel der russischen „Intelligenz" habe das Gegenteil bewiesen. Darf man Belinskij, Herzen, Turgenev Mangel an russischem Vaterlandsgefühl vorwerfen?

Von größter Wichtigkeit sind die Einwürfe gegen die eurasistische Idee im Hinblick auf die Frage der Glaubenszugehörigkeit dieser geträumten eurasischen Welt. In Gestalt der Griechen, Serben, Bulgaren und Rumänen bleibt ein Teil der orthodoxen Welt außerhalb des „eurasischen Kontinents", und so groß auch der konfessionelle Unterschied zwischen Rußland und den westeuropäischen Ländern sein mag, schließt er doch nicht eine innere Zusammengehörigkeit in mystisch-metaphysischer Hinsicht aus. Rußland ist für den Nicht-Orthodoxen orthodoxer Orient, aber es bleibt immerhin christlicher Okzident innerhalb einer kulturgeschichtlichen Gemeinschaft. Die Eurasisten selbst geben den zwischen Orthodoxie und den asiatischen Religionen bestehenden Abstand zu, treten aber, wenn auch eine künftige Verschmelzung von Christentum und orientalem Mystizismus ausgeschlossen sein wird, dafür ein, daß die gesamte religiöse Einstellung des Orients allen Lebensfragen gegenüber auf die westeurasische Welt übertragen werden müsse; gerade in der stärkeren Hervorhebung des Allgemeinen über das Besondere, der äußeren Kultur über die innere sehen sie den einschneidenden Unterschied in der Art, wie Lebensfragen im Orient im Vergleich zum Okzident behandelt werden.

In eine schwierige Lage geraten die Eurasisten bei Verfechtung der Lehre, daß Rußland sich mit den Ländern Asiens zur Bekämpfung des europäischen Kulturimperialismus zusammentun müsse, denn dieser Punkt ihres Programms entspricht ja der Politik der von ihnen bekämpften Sovetgewalthaber. Man hat von eurasistischer Seite zugeben müssen, daß die asiatische Politik der Sovets „eine historische Wahrheit sei, welche die Bolševiken überleben werde". Die Asienpolitik der Sovets hat auch auf russische Gegner tiefen Eindruck gemacht, welche nicht zum eurasistischen Lager gehören. Lo G. sieht in dieser Übereinstimmung ein Element von der größten politischen Wichtigkeit.

Lo G. geht zum Schluß auf die Enteuropäisierung des bolševikischen Rußlands ein, welche in der Vernichtung des nicht nationalen Petersburger Lebens ihren äußeren Ausdruck gefunden hat. Die Eurasisten sehen hierin das Ausklingen der europäischen Geschichte Rußlands und den Beginn der eurasischen Geschichtsperiode. Rußland ist aus dem Konzert der europäischen Mächte verschwunden, ohne daß sich in Europa deswegen etwas verändert hätte; die Veränderung liegt aber darin, daß die Nichtexistenz Rußlands zu einem ideologischen Zentrum der Welt geworden ist. Die russische Revolution ist der bewußte Versuch gewesen, den Kommunismus zu realisieren, der ein Sproß des „europäischen Fortschritts" war und den Kulminationspunkt der europäischen „Lehre" dargestellt hat. Hier springt aber der ungeheure Widerspruch in die Augen: bewußt gewollt als Bekrönung der „Europäisation" hat die Revolution in der Tat den Austritt Rußlands aus dem Rahmen der europäischen Existenz zur Folge gehabt. Wenn man früher sagen konnte, Rußland sei im Vergleich zu Europa rückschrittlich, so kann man nun sagen, daß die Projektionsflächen, auf denen Europa und Rußland sich bewegen, voneinander entfernt sind. Aus der bolševikischen „Europäisation" ist eine elementare Barbarisierung Rußlands her-

vorgegangen. Lo G. gibt zu, daß diese Auslegung begründet erscheinen könnte, wenn man erinnert, daß das politische und soziale Leben Rußlands in der zweiten Hälfte des 19. Jh. überwiegend ein okzidentales Kolorit gehabt hat und ein Produkt der Europäisierung gewesen ist. Nur übersehen die Eurasisten dabei, daß die Resultate in den Ländern des Westens nicht dieselben gewesen sind und daß deshalb der Ausgangspunkt für das Unheil, auf welches sie hinweisen, auf Konto dessen zu setzen sein dürfte, welcher den Einfluß erlitten und ihn umgeändert hatte. Aber freilich kann man dem ohne weiteres entgegenhalten, daß eben deshalb die Beeinflussung hätte vermieden werden müssen und endgültig vermieden werden muß, indem man einen anderen Nährboden für die nationalen Säfte sucht. Die Eurasisten heben hervor, daß der Triumph des Materialismus und teilweise Atheismus unter der bolševikischen Herrschaft dem Geist des Volkes widerspräche, sie halten auch aus diesem Grunde die Hinneigung zur orientalischen Welt im Interesse der Errettung der Orthodoxie für durchaus notwendig. Wenn die Eurasisten so aus dem religiösen Verlangen des einfachen Volkes den Drang nach Asien mitbegründen wollen, so gibt Lo G. zu bedenken, daß gerade aus den Volksschichten, in denen der nomadenhafte Trieb lebendig ist, eine Persönlichkeit wie Gorkij den Gedanken an eine asiatische Orientierung wie einen Alpdruck auf sich lasten fühlt. Emmy Haertel.

Ettore Lo Gatto: Europa e Russia nella storia e nel pensiero russo. — L'Europa Orientale. Anno 8, 5—6. (1928). S. 159—183.

Die Anregung zu dieser auf der Lektüre neuerer Bücher über Rußland beruhenden kurzen Darstellung des „Für oder Wider Europa" in Rußland ist Lo G. durch Stimmen aus dem Leserkreise der „Europa Orientale" gegeben worden, deren letzte Nummer seinen Aufsatz „Eurasia" enthielt. Dieser Aufsatz hat großes Interesse gefunden und den Wunsch erregt, mit der Vorgeschichte der eurasischen Idee näher bekannt zu werden. Lo G. hat der Überschrift dieses Aufsatzes hinzugefügt „(Secondo alcuni libri recenti)", diese neueren Veröffentlichungen, denen er bei der Darstellung des Gegenstandes folgt, sind vornehmlich V. V. Zenkovskijs „Russkie mysliteli i Evropa. Kritika russk. kul'tury u russk. myslitelej, Paris 1927, Platonovs „Moskva i Zapad", Berlin 1926, Schriften der Eurasisten, vor allem von Trubeckoj, und die Bände der von Ehrenberg und v. Bubnoff herausgegebenen Dokumente „Östliches Christentum". Herangezogen sind aber daneben eine Menge anderer Schriften, so daß in den bibliographischen Angaben ein guter Überblick über die einschlägige Literatur geboten wird, auf Vollständigkeit kam es hier begreiflicherweise nicht an. Lo G. weist am Schluß noch einmal auf die Zuspitzung des asiatischen Gedankens in den Eurasisten hin und auf den über die schärfsten Worte der Ablehnung Europas bei Danilevskij, Leont'ev u. a. herausgehenden und zum Haß gegen Europa gewordenen Standpunkt dieser neuesten Ideologie.

Emmy Haertel.

ČECHOSLOVAKEI

Ottomar Schiller: Gli inizi delle relazioni italo-ceche. (Die Anfänge der italienisch-čechischen Beziehungen.) — Rivista di letterature slave. Anno 2, Fasc. 4. 1927. S. 481—521.

Nach flüchtigem Hinweis auf die Wichtigkeit der Beziehungen zwischen Italien und Čechien in der Gegenwart und einem Rückblick auf die Urgeschichte des čechischen Landes zur Römerzeit verfolgt Schiller an der Hand der einschlägigen Literatur die Beziehungen zwischen Böhmen und Mähren (auch die Geschichte der Slavenapostel ist einbezogen) und Italien bis zum Ausgang der Přemyslidendynastie. Eine Anmerkung der Redaktion erklärt die Aufnahme dieses aus dem Rahmen der Zeitschrift herausfallen-

den Aufsatzes durch das große Interesse, welches er bei dem italienischen Leser finden wird. Die Übersetzung stammt aus der Feder von Wolfango Giusti. Schiller verweilt eingehend bei den Beziehungen des Hl. Adalbert (Vojtěch) zu Italien und weiterhin bei den Wechselfällen, welche die Bestätigungen der böhmischen Bischöfe seitens der Päpste begleitet haben. Eine andere Kategorie der mit Italien in Fühlung Tretenden beginnt vom 13. Jahrhundert ab durch die an der päpstlichen Kanzlei beschäftigten Čechen, als deren berühmtester Vertreter Martinus Polonus genannt ist, und durch Reisen von Privatleuten zum Zweck von Buß- und Pilgerfahrten nach Rom, derentwegen i. J. 1330 dort ein der čechischen Sprache fähiger Beichtvater bestellt wurde. Einen breiten Raum nehmen naturgemäß die durch die Politik der Kaiser veranlaßten kriegerischen Unternehmungen ein, in welchen wiederholt Čechen als treue Gefolgsmänner der kaiserlichen Partei sich hervorgetan haben, so besonders in den Kämpfen Friedrich Rotbarts gegen Mailand. Ebenso sind dann die Bemühungen Otokars II. um die Kaiserkrone und das Fiasko seiner Rompolitik ausführlich dargestellt; und Otokars Nachfolger, Vaclav II., und das absprechende Urteil Dantes über ihn im 7. Gesang des Purgatorio, geben Anlaß dazu, bei der Frage zu verweilen, weshalb dieser Fürst hier so hart beurteilt wird, während er im Urteil anderer Zeitgenossen, auch eines der ersten Komentatoren Dantes, keineswegs schlecht dasteht. Den letzten Teil des Aufsatzes füllen die Aufzählung der nur spärlichen Quellen über die wirtschaftlichen Beziehungen Böhmens zu Italien und der Hinweis auf die hauptsächlichsten Einflüsse kultureller Art, welche bei den häufigen Italienfahrten aus Böhmen nicht ausbleiben konnten, und auf die Förderung des geistigen Lebens in Böhmen durch italienische Gelehrte. Emmy Haertel.

Amedeo Giannini: Il „modus vivendi" fra la S. Sede e la Cecoslovacchia. — L'Europa Orientale. Anno 8, 3—4. (1928). S. 66—73.

G. gibt in Kürze einen zusammenfassenden Überblick über die durch die territoriale Neuordnung der Dinge für den Hl. Stuhl notwendig gewordenen Abänderungen bereits bestehender oder neu zu schließender Konkordate mit Ländern, deren Grenzen nach dem Weltkrieg eine Veränderung erfahren hatten, und ruft zunächst die Ereignisse ins Gedächtnis zurück, welche den Abschluß eines Konkordats mit der Čechoslovakei verzögert haben: den Konflikt zwischen dem päpstlichen Nuntius Marmaggi und der čech. Regierung aus Anlaß der von der letzteren getroffenen Bestimmung über den Kalender der öffentlich festgesetzten kirchlichen Feiertage, in welchem die Feier für Johannes Nepomuk abgeschafft, dagegen der Gedenktag für Huß zu einem großen Festakt gestempelt worden war. G. zitiert hier nicht nur die auf diese Kontroverse bezugnehmenden Worte von Kramář und Beneš, sondern gibt in der Anmerkung auch den am 12. Februar 1928 erschienenen Kommentar des „Osservatore romano" wieder. Marmaggi wurde Nuntius in Warschau und an seine Stelle in Prag trat Mons. Ciriaci. G. weist in einer weiteren Anmerkung hin auf die im Jahrgang 1925 der „Europa Orientale" erschienenen Veröffentlichungen zu dieser Frage, den Hirtenbrief der čechoslovakischen Bischöfe und die urkundlich belegten Erörterungen beim Besuch Beneš' im Vatikan. War es auch gelungen, durch die Erklärung, der Feiertag für Huß gälte dem Nationalhelden in ihm und dem Begründer der böhmischen Unabhängigkeit, die Gemüter ein wenig zu beruhigen, so dauerte es doch längere Zeit, bis katholischerseits die Kampfstellung aufgegeben wurde und die Beziehungen zwischen der Čechoslovakei und dem Hl. Stuhl wieder aufgenommen werden konnten. Die von Mons. Ciriaci begonnenen Unterhandlungen wurden später durch Dr. Camillo Krofta in Rom fortgesetzt, der dort in der Eigenschaft eines außerordentlichen Bevollmächtigten der Čechoslovakei auftrat. Diese Unterhandlungen haben jedoch nicht zum Abschluß eines Konkordats, sondern nur zur Abfassung eines „modus vivendi" geführt (am 17. Dezember 1927),

welcher nach erfolgter amtlicher Bestätigung seitens des Hl. Stuhls und der čechoslovakischen Regierung am 2. Februar 1928 durch diplomatische Noten nochmals fixiert worden ist. Auch hier wird die daraufbezügliche Veröffentlichung des „Osservatore romano" zitiert. Durch diesen modus vivendi werden vornehmlich drei Fragen geregelt. In Art. 1 wird die Bestimmung getroffen, daß innerhalb der Čechoslovakischen Republik nirgends ein geistlicher Bezirk unter der Oberhoheit eines außerhalb der čechoslovakischen Reichsgrenzen residierenden ordinierenden Bischofs stehen dürfe, und daß sich keine čechoslovakische Diözese über die Grenzen des Landes hinaus erstrecken darf, beides zur Vermeidung der durch die Verschiebung der Grenzen nach dem Weltkriege eingetretenen Unstimmigkeiten zwischen geistlichem Sprengel und territorialer Zugehörigkeit. In Art. 2 wird der provisorische Charakter der Verwaltung geistlicher beweglicher und unbeweglicher Güter erklärt, welche z. Z. sequestriert sind, bis durch das Konkordat eine dazu noch zu schaffende Kommission eingesetzt werden soll. In Art. 3 werden schließlich auf Grund der territorialen Kriterien Fragen der geistlichen Orden und religiösen Bruderschaften geregelt, Art. 4 regelt Fragen der Bischofswahl, Art. 5 fixiert den seitens der Bischöfe dem Čechoslovakischen Staate zu leistenden Treueid. Schließlich wird in Art. 6 der Čechoslovakischen Regierung die Verpflichtung auferlegt, in möglichst kurzer Zeit ihre gesetzlichen Bestimmungen gemäß dem modus vivendi übereinstimmend zu gestalten und ihren Vollzug zu bewilligen. Bei Besprechung der einzelnen Artikel bringt G. analoge Fragen zwischen dem Hl. Stuhl und anderen Ländern in Erinnerung und weist zum Schluß auf die durch den modus vivendi noch ungelöst gebliebenen Fragen hin. Immerhin stellt dieser doch den Anfang eines Konkordats dar, das auf einer breiteren Grundlage die Beziehungen zwischen dem Hl. Stuhl und einem so vorwiegend katholischen Staat, wie ihn die Čechoslovakei darstellt, regeln soll. G. weist hierbei auf den im „Journal des débats" v. 12. Febr. d. J. erschienenen Aufsatz von Pierre de Quirielle hin, in dem das gänzlich Neue und Originelle dieser provisorischen Abmachungen kritisiert wird, und hebt demgegenüber hervor, daß die čechoslovakische Presse bei aller Ungeklärtheit verschiedener Einzelheiten doch das Zustandekommen dieses modus vivendi als einen Fortschritt in der Geschichte der Republik begrüßt hat und in ihm eine Bürgschaft sieht für die Konsolidierung des Staates. Dem Aufsatz ist die wörtliche Abfassung des modus vivendi in französischer Sprache beigegeben.

Emmy Haertel.

Arne Novák: K. M. Čapek-Chod. — Rivista di letterature slave. 3, 2. (1928). S. 142—147.

Ein Versuch, die überragende Stellung Čapeks gegenüber den Zeitgenossen aus der naturalistischen Periode zu erweisen. Der Einfluß der journalistischen Frohnarbeit auf ihn: kein Erliegen unter dem äußeren Druck, sondern eine Steigerung des realistischen Sinnes, der Einfühlung in das Gegenwartsleben aller Klassen, des Eindringens in den psychischen Prozeß des Kunstschaffens vermittels der im journalistischen Dienst auszuführenden Kunstkritiken. Vielleicht hat außer ihm nur noch Jan Neruda verstanden, aus der Verbindung von Journalismus und Literatur ähnliche Früchte zu gewinnen. — Auf die deterministische Epoche im literarischen Schaffen Čapeks — viel früher als die Arbeiten Freuds auf diesem Gebiet — das leidenschaftliche Eindringen in psychoanalytische Probleme, als ein Ausdruck moderner Intuition. Die gleichwertig hochentwickelte Anlage auf visuellem und auditivem Gebiet wird dem „Meister des literarischen Barok" in zwiefacher Hinsicht bei der geistigen Konzeption dienlich. Das „Barok" Čapeks ist kein Nachahmen, sondern ein Umwandeln; das eigene Bedürfnis nach dem Ungewöhnlichen, auch im Mittelmäßigen, bringt bei ihm eine Umwandlung der Wirklichkeit ins Phantastische hervor. Čapeks verzweifelter Kampf gegen den auf die Spitze getriebenen Determinatismus gleicht nicht nur dem Kampf mit dem Erzengel, es war ein unentwegter Kampf gegen Dämonen.

Vielleicht war es ein bloßer Zufall, daß sein Schaffen in einem Akkord sanfter Menschlichkeit (I Jindra und Rešany) ausklang; Čapek, ein „Genius der Aufrichtigkeit", hat nicht anders sein wollen als seine Zeit, er wird einer ihrer großartigsten Interpreten bleiben. Emmy Haertel.

Miroslav Rutte: La poesia ceca moderna. (Die moderne čechische Dichtung.) — Rivista di letterature slave. Anno 2, Fasc. 4. 1927. S. 469—480.

Rutte charakterisiert zunächst die Generation der neunziger Jahre mit ihrem Kampf gegen die Einseitigkeit des Ultranationalismus und ihrem Streben zur allgemein-europäischen Geisteswelt. Dekadenz, Realismus, Impressionismus werden in ihren Haupttendenzen und Hauptvertretern genannt, der starke soziale Einschlag, welcher ihnen allen eigen gewesen, besonders hervorgehoben und, abschließend, festgestellt, daß der enge Zusammenhang mit dem Leben, welcher der Dichtung der neunziger Jahre eigen gewesen, als ihr höchstes Verdienst angesehen werden kann. Viele dieser Dichter „reiften vom Skeptizismus zum Glauben, vom Traum zur Wirklichkeit, vom Subjektivismus zum kollektiven Leben, von der Negation zur werktätigen Liebe".

Um 1910 etwa hebt ein erbitterter Kampf gegen Romantizismus und Dekadenz einerseits und gegen den Realismus andererseits an. Der aristokratischen Dekadenz wird Einfachheit und Kollektivgefühl gegenübergestellt, der idealistische Weltschmerz verdrängt durch Sinnenfreudigkeit und Teilhaben am Strudel des Lebens. Aus diesem Streben nach einer neuen Poesie lösen sich zwei Richtungen ab: der Sensualismus, der antirationalistisch zum unmittelbaren Erfassen der Welt drängt, und der Vitalismus, dessen Grundton antipessimistisch ist und alles Tun und seelische Erleben nicht als Einzelereignisse bewertet, sondern als einzelne Manifestationen der gesamten Weltseele. Daneben besingen die dynamische und die zivilisatorische Dichtung leidenschaftlich das crescendo in Bewegung und Fortschritt der modernen Technik. Wenn diese Richtungen vor allem einen Ausgang suchen aus dem Dualismus von Körper und Seele, so kämpft der Kollektivismus in grader Linie gegen den Individualismus an. Nach dem Weltkrieg hat sich diese Dichtung in die des kommunistischen Klassenkampfes umgewandelt. Es wird von dem Dichter gefordert, daß er als bewußter Vorkämpfer des kommunistischen Ideals auftrete. Hier werden Einflüsse aus dem Ausland deutlich fühlbar: Verhaeren, Apollinaire, Romains u. a. Als bedeutendste Vertreter der neuen Dichtung werden St. K. Neumann, Fr. Šrámek und Otokar Theer eingehender besprochen, als die Dichter, welche am tiefsten dem Gefühlsleben der čechischen Gesamtheit während des Weltkrieges gerecht geworden sind, Viktor Dyk, J. S. Machar, Karel Tomann und Antonín Sova genannt.

Die jüngste čechische Dichtung in den ersten Jahren der Nachkriegszeit geht hauptsächlich von St. Neumann und Fráňa Šrámek aus, in denen die Strömungen der vitalistischen und sensualistischen Dichtung nachklingen, umgestaltet unter den Erlebnissen der Kriegsjahre und ihrer quälenden Ungewißheit zu heidnischer Sinnenfreudigkeit an der Schönheit des primitivsten Lebens. Daneben schwingen die Saiten einer dem Metaphysischen zugewandten Dichtung, deren erster Vertreter Otokar Fischer geworden ist. Auch die sozialistisch-kommunistischen Ideale werden für einige zum religiösen Bekenntnis. Hier nennt Rutte in erster Linie Jiří Wolker, der in seinen sozialen čechischen Balladen das Erbe Erbens angetreten zu haben scheint. Die Dichtergruppe „Devětsil", welche sich um Wolker geschart, ist nach seinem frühen Tode einem jähen Umschwung der Gesinnung verfallen. Auf die sogenannte proletarische Dichtung läßt sie den Poetismus folgen, der sich zügellosem Spiel der Phantasie ergibt und einem l'art pour l'art zustrebt, welches der Dekadenz der neunziger Jahre ähnelt. Vítězslav Nezval und Jaroslav Seifert werden als Vertreter dieser jüngsten čechischen Dichtung genannt. Emmy Haertel.

Karel Teige: Il „teatro liberato" di Praga. — Rivista di letterature slave. Anno 3, 2. (1928). S. 160—62.

In knappem Umriß werden Ausgangspunkt und Neuerungstendenzen des von der modernen Kulturliga „Devětsil" geschaffenen „Osvobozené divadlo" charakterisiert. Trotz großer finanzieller Schwierigkeiten ist es dieser Bühne gelungen, durch ihre szenischen Neuerungen vorbildlich für die übrigen Theater zu werden. Ihr Repertoire umfaßt die Weltliteratur, angefangen von Aristophanes bis zu den letzten Modernen. Angeregt durch den russischen Konstruktivismus und das Meyerholdtheater, stellt es in der Bühnenkunst unserer Tage etwas Ähnliches dar wie Picasso für die Malerei. Ähnlich Meyerhold hat man hier die szenische Tradition umgeworfen, bietet den Augen der Zuschauer den Strom unmittelbar einströmenden Lebens, nützt den Raum bis in den letzten Winkel aus. Honzl, der Direktor dieser Bühne, geht aber insofern über Meyerhold hinaus, als er auf der Basis des Konstruktivismus und unter Ausschluß aller unnützen dekorativen Zutaten, einen Freudenquell für sämtliche Sinne schafft. Hier berührt er sich mit den Tendenzen des um die Namen: Nezval, Seifert und Biebl gescharten modernen „Poetismus". Emmy Haertel.

Wolfango Giusti: Studio sulla „slavofilia" slovacca dal 1893 al 1904. — L'Europa Orientale. Anno 3, 3—4. (1928). S. 89—108.

Das Studium des slovakischen Panslavismus ist von besonderer Bedeutung, weil infolge der geographischen und politischen Stellung der Slovaken die Bedingungen gegeben waren, dieser Idee sich ungehindert hinzugeben, denn während z. B. die russisch-polnischen oder serbo-bulgarischen Beziehungen derart waren, daß jede andere als theoretische und philologische Behandlung dieser Frage zur Fruchtlosigkeit verurteilt war, fehlten bei den Slovaken alle territorialen Konfliktsgründe innerhalb der slavischen Gemeinschaft. Da Čechen und Slovaken in gleicher Weise das Verlangen hatten, von dem deutsch-magyarischen Druck befreit zu werden und sie die Ähnlichkeit der Dialekte verband, mußten sie sich als Brüder fühlen. Während aber die Čechen dem Gang ihrer Geschichte gemäß schon seit den Hussitenkriegen her dem okzidentalen Einfluß verfallen waren, während in den Schichten des einfachen Volkes längst der nationale Gedanke wach geworden war, blieb die große Masse in der Slovakei national indifferent und kulturell zurück. Es muß beachtet werden, daß hier das Nationalgefühl gleichzeitig mit dem Panslavismus aufwuchs, slavisch und slovakisch wurden zu Synonymen, so z. B. in den Gedichten des Ján Hollý Svatopluk, in denen der panslavistische Einschlag auffallen muß. Der erste Vertreter des slovakischen Gedankens in literarischer, philosophischer und politischer Hinsicht, Ludovit Štúr (1815—1856), steht zwar chronologisch außerhalb der Grenzen, innerhalb deren G. die slovakische Slavophilie betrachten will, erscheint ihm aber so wichtig für die geistige Entwicklung der kommenden Generationen, daß er auf seine Ideenwelt hier zurückgreifen muß. Philosophisch zählt Štúr zu den Vertretern der deutschen Idealisten und russischen Slavophilen, literarisch kann er als Begründer der ersten slovakischen Dichterschule betrachtet werden und als Gegner jedes dem Volksgesang feindlichen „Okzidentalismus", politisch ist er durch sein in deutscher Sprache abgefaßtes Testament bekannt, dessen Originaltext verloren ging, in russischer Übersetzung aber in Moskau unter dem Titel „Slavjanstvo i mir buduščago. Poslanie z beregov Dunaja L. Štura" 1867 erschien. Der Übersetzer Lamanskij vertritt in dem Vorwort die Ideen Štúrs, um damit die russischen Westler, besonders Turgenevs Gedanken in „Dym" zu bekämpfen. G. charakterisiert die Ideen Štúrs in ihrer verhältnismäßig objektiven Sachlichkeit, soweit sie den Westen, und in ihrer romantisch-nebelhaften Unklarheit, soweit sie Rußland und die Aufgabe der Slaven in der Zukunft betreffen. Štúr ging in seiner unbedingten Verherrlichung Rußlands so weit, daß er

i. J. 1853 die Zerstörung Osterreichs und die Vereinigung aller Slaven mit Rußland forderte. Er sieht in dieser „väterlichen" russischen Monarchie das gegebene Zentrum, welches die verschiedenen Stämme zusammenhalten wird. Alle Slaven sollen eine gemeinsame Literatursprache besitzen, und da das Kirchenslavische eine tote Sprache ist, wird Russisch als panslavisches Idiom vorgeschlagen. Über die praktischen Auswirkungen äußert sich Štúr nicht. An diesen Ideenkreis lehnen sich die Ideen der späteren Geschlechter an; die Intelligenz freilich, welche ihnen anhing, konnte in der Slovakei nur eine numerisch sehr geringe sein. Ein wertvolles Beweismaterial für ihre antiokzidentale Gesinnung bietet die Zeitung „Národnie Noviny" in Turč. Sv. Martin, welche zum Sprachrohr der panslavischen Slovakei wird. G. zitiert Aufsätze aus den 90er Jahren, welche symptomatisch sind für die Bewunderung der russischen Politik, wobei er auf die Ähnlichkeit mit den Ideen Štúrs hinweist, in denen auch ein Gemisch von slavischem Messianismus, Antiokzidentalismus und politischer Primitivität zu finden ist. Ähnlich wie Štúr bereitet auch den „Národnie Noviny" die polnische Frage große Schwierigkeit. Sie richten in der Nummer vom 5. Dezember 1893 in dem Aufsatz „Polskie Pani" heftige Angriffe gegen Polen. Hier zeigt es sich also, daß auch außerhalb der territorialen Reibungsflächen Konflikte unter slavischen Stämmen aufkommen konnten. Die antipolnische Gesinnung der Zeitung äußert sich nach 3 weiteren Jahren noch ebenso heftig wie vorher. Interessant ist es zu sehen, wie eine der bestgehaßten westlichen Mächte, nämlich Frankreich, plötzlich in den slovakischen Panslavisten frankophile Stimmungen auslöst, als die Allianz mit Rußland beginnt. Interessant ist es auch, ihre antisemitischen, zeitweise auch antičechischen Auslassungen zu verfolgen, und ebenso das plötzliche Hervorbrechen loyaler Gesinnung gegen Habsburg, als Nikolaj II. im August 1896 in Wien empfangen wird. Begeistert wird auch ein abfälliges Urteil Pobedonoscevs über den westeuropäischen Parlamentarismus aufgenommen. Es zeigt sich aus allem, daß im letzten Jahrzehnt des 19. Jh. die slavophile Welt der Slovakei unverändert den Ideen Štúrs anhängt. Dieser Mentalität wurde durch den russisch-japanischen Krieg ein empfindlicher Schlag versetzt, aber sie blieb durch alle Wechselfälle dieser Zeit der restlosen Bewunderung für Rußland treu, erklärte schließlich den katastrophalen Ausgang als veranlaßt durch die Juden, die Polen und die literarische Wirksamkeit Maksim Gorkijs. Auch im Weltkrieg blieb bis in die Jahre 1915/16 das Organ des slovakischen Panslavismus den alten Träumen von dem sieghaften Carenreich treu. G. betrachtet zum Schluß die Schwächen und Verdienste der durch die „Národ. Noviny" vertretenen slovakischen Intelligenz. Er erkennt an, daß sie bestrebt gewesen ist, in dem kleinen, kulturell noch tiefstehenden, slovakischen Volksstamm das Zugehörigkeitsgefühl zu der ganzen ungeheuren Slavenwelt zu wecken. Der Ausgang des Weltkrieges war für diese Mentalität der denkbar schwerste Schlag. Selbst die Errichtung des Čechoslovakischen Staates bedeutete ja einen Sieg des Okzidentalismus und den Sieg einer auf der Basis einer realeren Weltanschauung stehenden geistigen Richtung. Emmy Haertel.

Stanisław Alberti: Literatura słowacka. (Die slovakische Literatur.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 31.

Knapper Grundriß der slovakischen Literaturgeschichte, der mit Holly beginnt genauer zu werden, über Šafařík und Kollár, zu Štur und Hurban, und endlich bis zu Ország-Hviezdoslav und zur Gegenwart führt, Kukučin, Lukač und Smrek, die bedeutendsten unter den neueren slovakischen Schriftstellern, sind nur kurz erwähnt. Die zahlreichen Slovaken, die in der čechischen Literatur eine Rolle spielten, hat Alberti übergangen, nicht einmal Masaryk wurde genannt. Trotzdem vermag der übersichtliche Artikel den polnischen Leser fürs erste ganz gut zu orientieren.

Otto Forst-Battaglia.

POLEN

Karol Maleczyński: O kanclerzach polskich XII w. (Über die polnischen Kanzler des 12. Jahrhunderts.) Kwartalnik Historyczny Bd. 42 (1928), S. 29—58.

Über die Einrichtung der herzoglichen Kanzlei seit dem 12. Jahrhundert herrscht zwischen Wojciechowski (Szkice historyczne XI wieku, 2. Auflage 1925, S. 252 ff.) und Balzer (Skarbiec i archiwum koronne 1919, S. 400 ff.) ein Streit, den seiner grundlegenden Bedeutung für die polnische Diplomatik halber Maleczyński auf Grund des gesamten zugänglichen Quellenmaterials zu lösen unternimmt. Wojciechowski behauptet die Personalunion zwischen dem Amt des jeweiligen Kanzlers und dem Posener Bischofssitz, Balzer die enge Verknüpfung dieser Würde mit der eines Krakauer Domherrn. Maleczyński zeigt uns zunächst als polnische Kanzler des 12. Jahrhunderts zehn namentlich bekannte Dignitäre, und zwar einen aus der Zeit vor der Teilung des Reichs durch Bolesław Krzywousty, fünf Kanzler der Teilfürsten. Nach eingehender Prüfung scheint er anzunehmen, daß die Erhebung der großpolnischen Kanzler auf den Posener Bischofsstuhl nur eine zufällige war, weil es sich um offenbar besonders begabte Posener bzw. Gnesener Domherrn handelte, die zuerst am Hof und dann als Bischöfe sich auszeichneten. Dagegen ist zwischen der Funktion des polnischen Kanzlers und Posen überhaupt kein Zusammenhang zu erkennen. Wojciechowskis sich auf deutsche Analogien (Mainz — Erzkanzlertum) stützende Hypothese ist somit als unzutreffend abzulehnen.

Otto Forst-Battaglia.

Marjan Gumowski: Djabeł wenecki. (Der Teufel von Wenecja.) Przegląd Historyczny Bd. 26 (1927), 340—364.

Ein nicht sehr erfreuliches Bild aus der Vergangenheit Großpolens im 14. Jahrhundert. Sein Held der grausame und übermütige Magnat Mikołaj aus dem Stamme der Nałęcz. In der Tradition des Aufruhrs und der Selbstjustiz aufgewachsen, vermutlich in seiner Jugend noch Teilnehmer an der Revolte des Maćko Borkowicz, begann Mikołaj, Kastellan von Nakło, nachdem er bis etwa zum Tode Ludwigs von Anjou als Regierungsmann leidliche Ruhe gehalten hatte, im Jahre 1382 den Kleinkrieg gegen die feindliche Sippe der Grzymała. Die Chronik des Jan von Czarnków schildert mit begreiflicher Vorliebe für die Nałęcz die Grzymaliten als Ausbünde von teuflischer Bosheit. Doch die anderen Quellen zeigen uns, daß ihre Widersacher nichts schuldig blieben, wenigstens auf dem Gebiete der Roheit und des sinnlosen Mordens. Am besten oder am schlechtesten zeugt dafür der Beiname des „blutigen Teufels", den der Volksmund dem Kastellan von Nakło verlieh. Was übrigens den Mikołaj von Wenecja ebensowenig wie noch vier Jahrhunderte später den Mikołaj Potocki, der seine Untertanen von den Bäumen herunterschoß, hinderte, sich der allgemeinen Achtung und eines durch Umgang mit Mönchen nebst anschließenden Schenkungen für fromme Zwecke verklärten heiligmäßigen Endes zu erfreuen. Im Jahre 1400 ist der „Teufel von Wenecja" nach der Überzeugung seiner Zeitgenossen zu den Freuden des Paradieses aufgestiegen. Gumowski erzählt das Leben dieses typischen altpolnischen Magnaten hauptsächlich nach den ältesten Grodbüchern Posens der Ausgabe Lekszycki und nach dem Kodex Wielkopolski. Szajnocha und Callier, die früheren Biographen des „Teufels", sind nunmehr überholt.

Otto Forst-Battaglia.

Oskar Halecki: Zagadnienia kulturalne w dziejach Unji Jagiellońskiej. (Kulturelle Probleme in der Geschichte der Jagellonischen Union.) Przegląd Historyczny Bd. 26 (1927), S. 396 bis 408.

Während die politische und rechtliche Seite der Union Polens und Litauens, nicht zuletzt durch die Forschungen Haleckis, allseitig aufgehellt wurde, bleibt auf dem Gebiet der Kulturgeschichte noch viel zu tun übrig. Es handelt sich um die wichtige Frage, wie und wann sich die Verschmelzung der drei Nationen, Russen, Litauer und Polen, zu einem Ganzen vollzog. Des weiteren, wie sich die Wechselwirkung der einzelnen Kulturen aufeinander gestaltete. Wie der litauische auf den polnischen psychischen Typus starken Einfluß übte. Schließlich, worüber Halecki nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit sprach, wie und wie weit unter dem polnischen Firnis noch eine selbständige litauische Volkskultur erhalten blieb. Im einzelnen nennt Halecki als die Postulate der Forschung: die genauere Beleuchtung der kirchlichen Verhältnisse im 16. Jahrhundert, die wachsende Verbreitung der polnischen Sprache auf Grund statistischer, den Quellen mühsam abzulesender Untersuchungen, Monographien großer Geschlechter, wie der Radziwiłł und Ostrogski, die Geschichte des höheren Unterrichtes und der Primärschulen, die literarischen Beziehungen von Polentum und Litauertum, die Sonderentwicklung der litauischen Kunst im Zeitalter der Renaissance. Mit einem Ausblick auf die universalhistorische Wichtigkeit der Unionsgeschichte schließt das Referat. Otto Forst-Battaglia.

Ludwik Finkel: Rezension von Fryderyk Papées „Akta Aleksandra, królo polskiego, w. ks. litewskiego". Kwartalnik Historyzny Bd. 42 (1928), S. 79—86.

Finkel anerkennt die hohen Qualitäten dieser Edition, die weniger durch den verhältnismäßig geringen Bestand an noch ungedruckten Urkunden als durch die hervorragende Technik, durch die vortrefflichen Anmerkungen und die sorgfältige Textkritik ihren Rang behauptet. Vorbehalte betreffen hauptsächlich die Datierung des „Modus eligendi" von angeblich 1501, nach Finkel aber 1506, und die Würdigung des Bischofs Lukas von Watzelrode, den Papée für einen Verbündeten des Ordens ansieht, während Finkel an dessen gut-polnische Gesinnung glaubt. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Rosenberg: Rozwój i geneza folwarku pańszczyźnianego w dobrach katedry gnieźnienskiej w XVI wieku. (Entwicklung und Genesis des Vorwerk-Frondienstes auf den Gütern des Doms von Gnesen im XVI. Jahrh.) — Prace komisji Historycznej, Bd. IV, Posen 1927, S. 127—234.

In der Einleitung bespricht Verf. die Bibliographie seines Gegenstandes und bemerkt, daß die Autoren, die sich mit der Untersuchung der Geschichte der Vorwerkswirtschaft befaßten, deren Entstehung weniger Aufmerksamkeit geschenkt haben. Diesem letzteren Problem ist die Untersuchung gewidmet. Als wichtigste Quelle diente dem Verf. das Archiv des Erzbistums Gnesen. Noch im 13. u. 14. Jahrh. war hier die Zins- oder Pachtwirtschaft üblich, wie die Wirtschaftsinteressen des Staates und die der Bauern es erforderten. Im 15. Jahrh. trat jedoch eine Zinserhöhung in Erscheinung, die von zwei Faktoren bedingt wurde: 1. Sturz der polnischen Valuta und 2. Hebung der sozialen Stellung des Adels und der Geistlichkeit, die naturgemäß eine Steigerung der ökonomischen Bedürfnisse mit sich brachte. Die Erweiterung des Vorwerksgebietes und die Entwicklung der Fronarbeit ging zur selben Zeit vor sich. Der Zeitpunkt des Überganges zum Frondienst läßt sich nach den Angaben des Gnesener Archivs ganz genau feststellen: bereits 1411 wurde der wöchentliche Frondienst praktisch eingeführt. Der Charakter der Arbeit war jedoch von dem Wirtschaftstyp des jeweiligen Dorfes abhängig.

Die Fronarbeit entwickelte sich im Laufe des 16. Jahrh. auf dem Evolutionswege. In den 20er Jahren des 16. Jahrh. waren 2—3 Frondiensttage allgemein üblich, am Ende des Jahrhunderts begegnet man in vielen Gegen-

den der Erscheinung des täglichen Frondienstes. Verschiedene Zusatzarbeiten, welche die Bauern verrichten mußten, kamen noch im Laufe der Zeit hinzu. Einen besonderen Charakter trugen die Wirtschaftsverhältnisse auf solchen Gütern des Domkapitels, die den Mitgliedern des Kapitels mit dem Recht, Einnahmen zu sammeln, überlassen wurden: hier nahm der Frondienst eine überaus starke Entwicklung.

Zum Schluß untersucht der Verfasser die Gründe der Entstehung der Vorwerkswirtschaft und stellt, nach eingehender Analyse der Meinungen der anderen Autoren, folgende Postulate auf: 1. die Entwicklung des Getreidehandels im Laufe des 16. Jahrh. und 2. die für den Staat und die Gutsbesitzer vorteilhafte Einteilung der Ernte bei Vorwerkswirtschaft haben die letztere ins Leben gerufen.

Einige anschauliche Tabellen geben eine Vorstellung von den Ernte- und Preisverhältnissen im Erzbistum Gnesen im 16. Jahrh.

Eugenie Salkind.

Stanisław Bodniak: Sprawa wygnania Arjan w r. 1566. (Die Angelegenheit der Vertreibung der Arianer im Jahre 1566.) — Reformacja w Polsce Bd. 5, Heft 19, S. 52—59.

Marja Czapska: Polemika religijna pierwszego okresu reformacij w Polsce. (Die religiöse Polemik der ersten Periode der Reformation in Polen.) — Ibid., S. 1—51.

Marjan Heitzman: Stanisław Krzystanowic i jego polemika z Baconem Werulamskim. (Stanisław Krzystanowic und seine Polemik mit Bacon von Verulam.) — Ibid., S. 68—76.

Wacław Sobieski: „A nie o wiaę" (Spór o Konfederację warszawską 1573 r.). („Und nicht um den Glauben", Ein Streit um die Warschauer Konföderation von 1573.) — Ibid., S. 60—67.

Bodniak weist nach, daß auf dem Lubliner Reichstag keine rechtskräftigen Beschlüsse gegen die Arianer zustande kamen, daß vielmehr die Deklaration des Königs Zygmunt August nur formale Bedeutung hatte und der praktischen Wirksamkeit entbehrte. Er stimmt dabei mit Wierzbowski überein und widerlegt die Ansichten von Halecki und Ljubovič, die von einer gesetzlichen Verbannung der Antitrinitarier sprachen.

Die Studie von Marja Czapska gehört zu den das Niveau der Anfängerarbeiten hoch überragenden Beiträgen, durch die sich Professor Kot und seine Zeitschrift so vorteilhaft von ähnlichen Periodicis unterscheiden, in denen stümperhafte Kompilationen den Raum füllen. Mit erstaunlicher Sicherheit der Methode und nicht ohne literarisches Talent hat die Verfasserin von der wichtigsten Literaturgattung des polnischen Schrifttums im 16. Jahrhundert, von der religiösen Polemik, einen zwar nicht vollständigen, doch durch die Auswahl des Wesentlichen erschöpfenden Überblick gegeben. In die Jahre 1540 bis 1572, die von diesem Aufsatz berücksichtigt werden, fallen die Schriften von Rey, Seklucjan, Orzechowski und Modrzewski, vier Autoren, die in ganz Europa berechtigten Ruf genossen. Grund genug, die Bedeutung einer Abhandlung über die protestantische Polemik im Polen jener Tage zu bekräftigen. Die Verfasserin behandelt der Reihe nach die Stellung der protestantischen Polemiker zur Hierarchie, zum Papsttum, zu den Orden, zum Zölibat, zur Heiligenverehrung, zum Reliquienkult, zur Heiligen Messe, zu den Sakramenten und zur Liturgie überhaupt, zur Lehre vom Fegefeuer und zum Ablaß. Hernach wird die apologetische Tätigkeit der Katholiken erörtert, die auf Namen wie Kromer, Herbest hinweisen kann, die trotz allem mit denen der Protestanten keinen Vergleich aushalten. Die stärksten Stützen des Katholizismus in der Polemik waren, für den pol-

nischen Bereich, der geniale Orzechowski, wenn ihn die Laune dazu führte, sich der Kirche anzunehmen, und Hosius, der aus der Fremde kam.

Heißmanns Artikel gilt dem Juristen Krzystanowic, der auf sein Pamphlet gegen die jungfräuliche Königin Elisabeth, das in Paris 1606 in lateinischer Sprache erschien, der Ehre einer Antwort durch Bacon gewürdigt wurde.

Sobieskis Untersuchung bietet das bei der Interpretation polnischer Gesetzesquellen der Reformationszeit übliche Resultat: Ein Reichstags- bzw. Konföderationsbeschluß wurde schon, je nach der Parteistellung, von den Zeitgenossen, und wird noch heute von den Historikern, verschieden interpretiert. Diesmal geht es um den der Warschauer Konföderation von 1573. Einige wollten ihn als Beleg für die Gültigkeit des Grundsatzes „Cuius regio, eius religio" auffassen und den Bauern die Religion ihrer Grundherren aufzwingen, andere, auch aus der kalvinischen Szlachta, anerkannten die Gewissensfreiheit selbst beim Untertanen. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Bednarski: Stosunki kardynała Bellarmina z Polską. (Die Beziehungen Kardinal Bellarmins zu Polen.) Przegląd Powszechny Bd. 178 (1928), S. 73—96, 150—174.

Kardinal Bellarmin gehört zu den großen Gestalten der Gegenreformation. Als Hochschullehrer in Löwen und hernach als Mitglied des heiligen Kollegiums hat er durch ganz Europa hin politisch und religiös gewirkt. Mit Polen, in dem zu Bellarmins Zeit die katholische Kirche ihren siegreichen Kampf gegen die Protestanten durchführte, verbanden Bellarmin die mannigfachsten Beziehungen. Bednarski hat darüber die gedruckten Quellen, nämlich die bald nach des Kardinals Tode publizierte Korrespondenz der Ausgabe Fuligatti, und die in mühsamer Arbeit von dem verstorbenen Jesuiten Le Bachelet zusammengebrachten ungedruckten Briefe verwertet, deren Kopien jetzt im Jesuitenkolleg zu Jersey sich befinden.

Bellarmin kannte viele polnische Magnaten, Mitglieder des Hauses Radziwiłł voran, eine Reihe der bedeutendsten Kirchenwürdenträger waren seine Schüler an der römischen Universität: die späteren Kardinäle Jerzy Radziwiłł, Bernard Maciejowski, die Bischöfe Szyszkowski von Łuck, Woyna von Wilna und wohl auch Pstrokoński von Kujawien. Dieser Verkehr mit einflußreichen Polen hat gewiß dazu beigetragen, daß die polnischen Könige auf Bellarmin aufmerksam wurden und ihn sogar nach Warschau zur Leitung des Kampfes gegen die Häresie einluden. Auch in private Händel polnischer Magnaten und Kleriker, wie in die Entführungsaffäre Kon cpolski hat sich Bellarmin eingemengt. Irgendwelche welthistorische Perspektiven ergeben sich freilich aus der Arbeit nicht, die besser auf ein Viertel ihres beträchtlichen Umfangs beschränkt geblieben wäre.

Otto Forst-Battaglia.

Henryk Cichowski: Nieznane dzieło polemiczne jezuickie z XVII wieku. (Ein unbekanntes Werk der Jesuitenpolemik des 17. Jahrhunderts.) Przegląd Powszechny Bd. 179 (1928), S. 313 bis 320.

Es handelt sich um das aus der einstigen Załuskischen Bibliothek stammende, dann in Petersburg befindliche, jetzt an Polen zurückgegebene Manuskript lat. Q. 1, 1035 der Warschauer Universitätsbibliothek, polemische Dialoge gegen die Protestanten. Załuski hatte den Band, der offenbar aus dem 17. Jahrhundert herrührt, für ein Werk des Kardinals Hosius angesehen. Korzeniowski, der vor etwa 40 Jahren die polnischen Handschriften in Petersburg besichtigte, nahm einen polnischen Jesuiten aus der Umgebung Jan Kazimierz als Verfasser an. Cichowski sucht aus verschiedenen Indizien die Autorschaft des bestimmt 1650 niedergeschriebenen Werkes dem Jesuiten Karl von Kreußen, einem sächsischen Konvertiten, zuzubilligen, von dem aus dem Jahre 1652 „Colloquia" mit Danziger Pastoren gedruckt existieren.

Otto Forst-Battaglia.

Emanuel Ringelblum: Ze studjów nad dziejami żydów na Mazowszu. (Aus Studien über die Geschichte der Juden in Masovien.) Przegląd Historyczny Bd. 26 (1927), S. 299—339.

Fragmente einer Arbeit über die Geschichte der Juden in Masovien bis zu dessen Wiedervereinigung mit Polen im Jahre 1527. Ringelblum bestimmt die Rechtsstellung der Juden als die herzoglicher Kammerknechte. Ihr Rechtsstatut sei weder das Kalischer von 1264, noch das allgemeine der polnischen Juden gewesen, sondern es habe sich ein Gewohnheitsrecht ausgebildet — meines Erachtens ist auch die Existenz eines verloren gegangenen masovischen Privilegs nicht von der Hand zu weisen. Eingehender wird das herzogliche Dekret von 1469 besprochen, das einen Einblick in die damalige Gemeindeorganisation gewährt. Es folgen Abschnitte über das (gemischte) Judengericht, über die Abgaben der Warschauer Juden, hernach eine Studie über den jüdischen Kredit in Warschau. Als Arten des jüdischen Geldverleihs stellt Ringelblum fest: 1. Kredit gegen Schuldbrief, 2. Kredit gegen Bürgschaft, 3. Hypotheken, 4. Pfandverleih, 5. Kredit gegen Verheiß des Schuldarrests. Die Geldgeschäfte der Juden unterlagen dem gerichtsbücherlichen Zwang, auch soweit es sich nicht um Immobilienpfänder handelte. Bemerkenswert ist, daß den Juden, denen doch Grundbesitz an sich verwehrt war, die Einweisung in Güter der Schuldner ohne weiteres verstattet blieb, aus deren Ertrag oder Verkauf der Gläubiger sich befriedigte. Der Zinsfuß betrug meist 108% jährlich, womit sich ganz anständig Geschäfte machen ließ. Interessant auch die Ausführungen über die verpfändeten Werte. Der eifrige Glaube der damaligen Gesellschaft vermochte zwar nicht Berge, doch sehr wohl Gebetbücher und liturgische Gewänder beim Juden zu versetzen! Otto Forst-Battaglia.

Czesław Chowański: Sobieski wobec Tatarszczyzny 1683—5. (Sobieski und die Tataren 1683—5.) Kwartalnik Historyczny Bd. 42 (1928), S. 52—66.

Chowaniec, der uns bereits manche interessante Momente der außenpolitischen Geschichte Jan Sobieskis aufgeklärt hat, berichtet nun, nach seinen Mitteilungen über polnisch-persische Beziehungen, von den Plänen des Königs, die Tataren gegen die Hohe Pforte aufzureizen und das Haus der Girej in seinen Gelüsten nach vollkommener Selbständigkeit zu unterstützen. Die Projekte Sobieskis haben mit den hundert Jahre später verwirklichten des russischen Hofes so viel Ähnlichkeit, daß man sich fragt, ob sie nicht auf die Entschlüsse Katharinas, der sie bekannt sein konnten, eingewirkt haben. Otto Forst-Battaglia.

Otto Forst de Battaglia: Jean Jacques Rousseau et la Pologne. Pologne Littéraire 1928, Nr. 22.

In diesem Aufsatz, der einen Auszug aus einer Abhandlung darstellt, welche in den „Annales Jean-Jacques Rousseau" Bd. 17 (1926, recte 1928) erschien, habe ich an der Hand von Dokumenten aus den Pariser Archives du Ministère des Affaires Étrangères (die aber in der „Pologne Littéraire" nicht abgedruckt wurden und in den „Annales" nachgelesen werden mögen) nachgewiesen, daß und wie die „Considérations sur le Gouvernement de Pologne" im ersten Halbjahr 1771 abgefaßt wurden. Die bisherige Ansicht, die den April 1772 als Datum annimmt, ist unhaltbar. Des weiteren habe ich gezeigt, daß der überlieferte gedruckte Text auf Veranlassung von Wielhorski, dem ehemaligen polnischen Konföderationsgesandten in Paris, aus dem Nachlaß Rousseaus nur in verstümmelter Gestalt ans Tageslicht gelangte. Auf das Verhältnis Rousseaus zu den Polen und auf die Genesis seines Reformplanes der polnischen Verfassung fällt viel neues Licht aus den Dokumenten, die meiner Studie zur Grundlage dienten.

Otto Forst-Battaglia.

Jan Dihm: „Uwagi" Kościuszki o uformowaniu milicji w czasie Sejmu Czteroletniego. (Kościuszkos Bemerkungen über die Bildung einer Miliz aus der Zeit des Vierjährigen Reichstages.) Kwartalnik Historyczny Bd. 42 (1928), S. 69—78.

Das MS. 1171 der Polnischen Akademie der Wissenschaften zu Krakau enthält Bemerkungen Kościuszkos über die Errichtung einer Miliz, die nach dem Vorbild der dem einstigen General im Heere der Vereinigten Staaten wohlbekannten amerikanischen Bürgerwehren als Ergänzung des regulären Heeres dienen sollte. Korzon hatte dieses Projekt unvollständig und entstellt abgedruckt. Dihm gibt es nun in einer kritischen Edition wieder. Er weist nach, daß die 1798 niedergeschriebenen Ausführungen nur bezweckten, eine Art von Landsturm als Hilfstruppen, und nicht etwa als Ersatz des stehenden Heeres zu schaffen. Zur Unterstützung seiner richtigen Ansicht wäre es freilich nötig gewesen, daß Dihm die anderen im Jahre 1789 geschehenen und zum Teil auch sehr wirksam in die Tat umgesetzten Versuche erwähnt, ja geschildert hätte, mit welchen die vom Gespenst einer neuen „Hajdamaken"-Revolte geschreckte Szlachta im Osten den Selbstschutz organisierte. Otto Forst-Battaglia.

Louis Dumont-Wilden: Le Prince de Ligne et la Pologne. Pologne Littéraire 1928, Nr. 22.

Der Biograph des geistreichen Fürsten, des Weltbürgers, in dem sich zwei Seelen, zahllose Gedanken, fünf Staatsbürgerschaften vereinten, schildert die bekannte polnische Episode aus dem Leben des Vielgewanderten, Vielbewanderten: wie de Ligne dem Reichstag von 1780 den Indigenat abschmeichelte und dabei mit polnischen Großen zur beiderseitigen Zufriedenheit vergnüglichen Verkehr pflegte. Eine zweite Reise nach dem europäischen Osten, die auf jene nach Warschau folgte und bei der dem belgischen Fürsten eine weit wichtigere Rolle in der Weltgeschichte zufiel, als sich privat mit den Magnaten zu unterhalten, hat Dumont-Wilden nicht erwähnt, obzwar auch für Polen de Lignes Rußlandfahrt von 1787 große Bedeutung hatte. Wie der scharfsichtige Beobachter damals die Polen vor den ihnen seitens Preußen drohenden Gefahren, wie es scheint, ehrlich warnte; wie er hernach als Vertrauter Josefs II. bei Katharina die Pläne Herzbergs zu durchkreuzen suchte, die ganze Korrespondenz mit Felix Potocki, Czartoryski, den Poniatowski, das wäre viel beachtlicher als die im Grunde nur anekdotisches Interesse bietende Historie, wie man vom belgischen Fürsten zum polnischen Szlachcic wird. Otto Forst-Battaglia.

Maciej Loret: Kościół katolicki w zaborze rosyjskim za panowania Pawła I. (Die katholische Kirche im russischen Anteil unter der Regierung Pauls I.) — Przegląd Powszechny Bd. 179 (1928), S. 111—128, 268—284.

Loret setzt seine sehr dankenswerten Aufsätze zur polnischen Kirchengeschichte der Teilungszeit fort. Wieder steht die wenig erfreuliche Gestalt des Erzbischofs Siestrzeńcewicz im Mittelpunkt der Darstellung. Die Arbeit im „Przegląd Powszechny" ist eine Fortsetzung des Buches, das derselbe Verfasser über die katholische Kirche unter Katharinas Herrschaft seinerzeit publiziert hatte. Wir lernen den Nuntius Litta und seine Petersburger Mission kennen, vernehmen wieder die schon öfters, so von Pierling und Loret selbst geschilderten Intrigen, mit denen sich der Nuntius und seine Schutzbefohlenen, die Jesuiten, und der Erzbischof Siestrzeńcewicz beim russischen Hof den Rang abzulaufen suchten. Paul I. war dem vielgewandten Kirchenfürsten, der es vom kalvinistischen Offizier zum Oberhaupt der unter russischem Zepter stehenden Katholiken, vom eifrigen Polen zum loyalen Russen gebracht hatte und dabei gegenüber seinem einstigen Wohltäter

Stanisław August und dem Bischof von Wilna Massalski den schnödesten Undank verriet, sehr gewogen. Litta kam es schwer an, den Gegner aus dem Sattel zu heben, wider den Rom aus prinzipiellen und persönlichen Gründen sehr aufgebracht war. Die Errichtung des römisch-katholischen Departements beim Justizkollegium, ein Ereignis, durch das der Erzbischof alle Gewalt empfing, die er nicht an die russische weltliche Autorität abtreten mußte, schlug dem Faß den Boden aus. Mit Hilfe seines Bruders, der als Vertreter des Malteserordens an den Carenhof kam, trachtete der Nuntius dem verhaßten Gegner die Gunst Pauls zu rauben. Die Waffe richtete sich wider den, der sie gebrauchte. Am 14. April 1799 erhielt Litta den Befehl, sofort abzureisen. Indes auch Siestrzeńcewiczs Triumph war, bei der unbeständigen Laune des Despoten Paul, nur ephemer. Jetzt machten sich die Jesuiten daran, den Nuntius an seinem Feind zu rächen. Dem schlangenklugen P. Gruber, der sich rasch Pauls Gnade errang, war selbst Siestrzeńcewicz nicht gewachsen. Nach verschiedenen kleineren Erfolgen durften die Jesuiten sich des vollständigen Sieges erfreuen: Der Erzbischof wurde aus der Hauptstadt verbannt und ihr Orden durch päpstliches Breve vom 7. März 1801, worum seit der ersten Teilung Polens die frommen Väter gebeten hatten, auf die Fürsprache Pauls vom Papst für das Gebiet Rußlands in aller Form erneuert. Der Tod des kaiserlichen Protektors verwandelte freilich wieder die Sachlage aufs gründlichste. Doch das ist, um mit Kipling zu reden, eine andere Geschichte, die uns Loret gewiß demnächst mit der ihm eigenen souveränen Kenntnis des archivalischen Materials erzählen wird. Bleibt noch zu erklären, wieso diese russischen geistlichen Kabalen als Beitrag zur polnischen Kirchenhistorie bezeichnet wurden: die Auswirkung des Streits um die Hofgunst spielten ausschließlich auf dem frisch zum Carenreich gekommenen polnischen Gebiet. Allerdings wurden die armen polnischen Kleriker, ferne von der Hauptstadt, während ihre Gebieter widereinander rasten, gleichmäßig von der russischen Knute geschlagen. Nuntius, Erzbischof und Societas Jesu dienten willig, dienten gern dem Petersburger, dem neuen Herrn. Otto Forst-Battaglia.

Józef Feldman: Bismarck a Komisja osadnicza. (Bismarck und die Ansiedlungskommission.) Przegląd Współczesny Bd. 25 (1928), S. 440—449, 26 (1928), S. 75—91.

Feldman bemüht sich an der Hand des gedruckten Materials, zu dessen Ergänzung er nur einmal einen Wiener Botschaftsbericht aus Berlin heranzieht, die psychologische Genesis der Bismarckschen Vernichtungspolitik so zu zeigen, daß der Kanzler ursprünglich einen Keil zwischen Adel, Geistlichkeit auf der einen, und dem polnischen Bauer auf der anderen Seite habe treiben wollen, wobei er es gar nicht auf die unmittelbare Germanisierung des Landmannes abgesehen hatte. Erst als sich herausstellte, daß die Bauern nicht Preußen polnischer Zunge sein wollten, also etwa zu Beginn der Achtzigerjahre, habe sich ein Wandel vollzogen. Auch damals noch sei nicht Bismarck der Befürworter der schärfsten Maßregeln gewesen. Jedenfalls habe nach jeder Hinsicht die Außenpolitik bei Bismarck über sein Verhalten gegenüber den Polen und sogar über kurzlebige Annäherungsversuche entschieden. Otto Forst-Battaglia.

Adolf Nowaczyński: Komu zawdzieczamy dostęp do morza? (Wem verdanken wir den Zugang zum Meere?) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 35.

An diesem Aufsatz wird man dreierlei unterscheiden: die politische Tendenz, über die ich schweigen muß, die objektiv unhaltbare Behauptung, daß Polen den Zugang zum Meere seinen Dichtern verdanke — der deutsche Leser wird begreifen, daß die Polen für den Besitz ihrer Küste sich denen erkenntlich bezeigen wollen, die ihnen den Zugang zum Meer errangen —

und drittens den wunderschönen Essai über das Meeresmotiv in der neueren polnischen Literatur. Die Leistung der Künstler und Gelehrten in allen geziemenden Ehren, allein den Zugang zum Meer hat den Polen keine literarische Revindikation, sondern nur ein Zusammentreffen der geschickten Tätigkeit einiger Mitglieder des polnischen Pariser Nationalkomitees mit dem politischen Interesse der maßgebenden Entente-Mächte verschafft. Wenn aber schon Namen genannt werden sollen, so möge der des amerikanischen Professors Howard Lord im Vordergrund stehen. Hat nicht auch Deutschlands Einigung im historischen Sinn Bismarck und Moltke, doch nur sehr mittelbar die großdeutschen Dichter zu Urhebern?

Otto Forst-Battaglia.

Emil Ruecker: Rzesza Niemiecka a Prusy. (Das Deutsche Reich und Preußen.) — Przegląd Współczesny Bd. 25 (1928), S. 203—244.

Derselbe: Militaryzm Rzeszy Niemieckiej. (Der Militarismus des Deutschen Reiches.) — Ibid., S. 403—439.

Derselbe: Niemcy, Prusy a Polska. (Deutschland, Preußen und Polen.) — Ibid. Bd. 26 (1928), S. 197—231.

Jerzy Smoleński: Zagadnienia „korytarza" pomorskiego ze stanowiska geografji politycznej. (Die Frage des pommerellischen Korridors vom geopolitischen Standpunkt aus.) — Przegląd Powszechny Bd. 178 (1928), S. 273—281.

Die beiden ersten Studien Emil Rueckers sind nur die solide historische und allgemein-politische Grundlage der dritten. Der Verf. der von gründlicher Kenntnis, wenn auch nicht immer von richtiger Beurteilung der deutschen Verhältnisse zeugenden Aufsätze stellt zunächst fest, daß die preußische Hegemonie in Deutschland vor dem Kriege die beherrschende Tatsache für das deutsch-polnische Verhältnis war und nach dem Frieden von Versailles fortdauere. Der geopolitische Gegensatz des alten Preußen zur polnischen Republik lastet auf den Beziehungen der zwei Nationen. Ruecker zählt nun die Strömungen auf, die sich in Deutschland gegen die preußische Vorherrschaft geltend machen und damit indirekt einer Besserung der deutsch-polnischen Relationen dienen: Adenauers Bestrebungen einer maßvollen Dezentralisation, den Bayerischen Partikularismus, die radikalen Ideen Friedrich Wilhelm Försters und was zwischen diesen drei hauptsächlichen Formen des Föderalismus vorhanden ist. Er zeigt anderseits, wie die preußische Machtposition in erworbenen oder ursprünglichen Eigenschaften des deutschen Volkes wurzelt: in dessen Freude an der auch äußerlich sichtbaren Organisation und Disziplin, deren Konsequenz das als Militarismus bezeichnete System bildet. Die deutschen Bünde der Nachkriegszeit, in die sich der Wille zur innenpolitischen und wohl auch der, bei keinem starken Volk unterdrückbare, zur äußeren Macht geflüchtet hat, seit die Armee vertragsmäßig auf einen niederen Status beschränkt wurde, sind Manifestationen dieses Geistes, den der Gegner militaristisch, der Freund disziplinfroh und jedermann eine Konsequenz des Hanges zur Gruppenexistenz nennen wird. Nach einer Übersicht der Vereinigungen, vom Stahlhelm bis zum Reichsbanner, nach einer Charakteristik der Reichswehr als einer vortrefflichen Kader-Armee, nach einer im wesentlichen die Ansichten der deutschen Linken widerspiegelnden Besprechung der für Preußen und damit für den „Militarismus" wirkenden Kräfte, als: Armee, Richtertum, Verwaltungsbeamten, Industrie, Protestantische Kirche, betrachtet Ruecker das deutsch-polnische Problem in Hinsicht auf seine zukünftige Entwicklung.

Er wendet sich zunächst dagegen, daß man überhaupt von einem deutsch-polnischen Gegensatz rede, es gebe nur einen preußisch-polnischen Konflikt. Da nun Ruecker daran glaubt, daß die heute unleugbare preußische

Hegemonie in Deutschland allmählich einer Föderalisierung Platz machen werde, so sieht er für die Zukunft die Möglichkeit einer deutsch-polnischen Freundschaft auf der Basis des territorialen Status quo und in einem dereinstigen völlig befriedeten Europa. Dies, trotzdem er noch feststellt, wie sämtliche deutsche Parteien, von den Kommunisten bis zu den Völkischen, im Grunde polenfeindlich sind und den heutigen Gebietszustand als inakzeptabel ansehen. Hier fehlt, in den übrigens sehr ruhigen, sachlichen und von einem bei allem Streben nach nüchternem Realismus unverkennbaren Idealismus getragenen Ausführungen Rueckers, die überzeugende Argumentation.

Die Annahme, Hindenburg stehe der Literatur völlig fern, ist unzutreffend. Ich weiß aus bester Quelle, nämlich vom Autor selbst, daß der deutsche Reichspräsident z. B. die Bücher Montherlants gelesen hat, was eine beträchtliche literarische Kultur verrät, und von anderer Seite, daß er sogar mit einigen Werken der polnischen Literatur vertraut ist. Das Lob für Emil Ludwigs Schriften wird Ruecker wohl reduzieren, wenn er die vernichtende Abfertigung durch Delbrück gelesen hat. Die österreichischen Schwarz-Gelben (Dankl, Montlong) werden von Ruecker ganz überflüssigerweise ernst genommen, obzwar sie gar keine reale Macht vertreten. Die Zitierung der Putschlieder eines angeblichen Führers der wehrhaften Bünde, Manfred von Killinger, ist ein böser Hereinfall. Daß der Name des „zynischen" Autors (Kill—inger) kein Mißtrauen weckte, ist mir unbegreiflich. Es handelt sich um eine Publikation, die in die dreizehnte Nummer des deutschen Przewodnik bibljograficzny gehört.

Smoleńskis Studie ist wohl das Beste, Vernünftigste, was auf polnischer Seite bisher zum Problem des Korridors geschrieben wurde. Im Gegensatz zu der Ansicht Rueckers steht die auf unerschütterlicher Grundlage ruhende Meinung des ausgezeichneten Geographen, daß einmal die territoriale Frage zwischen Polen und Deutschland das primäre Element des Zwistes darstellt, daß mit der Fortdauer dieses Konflikts ohne Rücksicht auf etwaige Veränderungen in der inneren Struktur Deutschlands gerechnet werden muß, daß endlich „sowohl der deutsche Druck auf den pommerellischen Korridor als auch der polnische Willen, diesen zu behaupten, natürlichen geopolitischen Lebensäußerungen beider beteiligten Staaten entsprechen", und zwar der deutsche Wunsch nach Rückgewinnung der territorialen Verbindung mit Ostpreußen der Tendenz nach dem Besitz geschlossenen Gebietes, der polnische nach dem Zugang zum Meer gerade über Pommerellen dem ebenso natürlichen Streben, das gesamte Flußgebiet des polnischen Hauptstromes, der Weichsel, in der Hand der Herren über das Hinterland zu sehen. Neben diesen unveränderlichen geographischen und historischen Tatsachen, die durch keinerlei Kompromiß zu beseitigen sind, spielt der Streit um die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung des Korridors eine rein sentimentale und der Agitation dienende Rolle (es ist ja an sich für die staatliche Zugehörigkeit von historisch geringer Bedeutung, ob die Mehrheit, nämlich die Kaschuben, wie es die Polen meinen, als polnischer Stamm, oder, wie es die Deutschen wollen, als gesonderte slavische Gruppe betrachtet werden).

Otto Forst-Battaglia.

Marja Dunin-Kozicka.

Jarosław Iwaszkiewicz: O porozumienie polsko-ukraińskie. (Über eine polnisch-ukrainische Verständigung.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 29.

Interview mit Frau Dunin-Kozicka, die sich lebhaft für eine Verständigung der beiden Nationen einsetzt, für welchen Gedanken sie in ihrem Zyklus „Durchpflügte Spuren" Propaganda macht. Otto Forst-Battaglia.

Aleks. Grabianski: Italia e Adriatico visti da un Polacco. — L'Europa Orientale. Anno 8, 5—6. (1928). S. 135—158.

Die Adriapolitik Italiens scheint, nach dem apologetischen Ton dieses

Aufsatzes zu schließen, sich in der öffentlichen Meinung Polens keiner Sympathie zu erfreuen, denn, obgleich in erster Linie wohl für einen italienischen Leserkreis bestimmt, scheint dieser Aufsatz sich an ein polnisches Publikum zu wenden, um da Vorurteile irgendwelcher Art gegen die Politik Italiens den Jugoslaven gegenüber zu beseitigen. Zu diesem Zweck wird zunächst der faschistische Gedanke verteidigt und der pazifistische Charakter der italienischen Expansion nach den Balkanländern hervorgehoben. Der durch den albanisch-italienischen Vertrag von Tirana geschaffene Zustand wird als den Interessen beider Nationen entsprechend und als für Jugoslavien nicht schädlich erklärt. Weshalb die Feindseligkeiten von dieser Seite? Zur Beantwortung dieser Frage gibt Gr. einen Überblick über die territorialen Streitfragen zwischen Serbien und Albanien, die durch Ab- und Einwanderungen hervorgerufen worden sind, und polemisiert gegen Cvijić' „La péninsule Balcanique" v. J. 1818. Albanien ist kulturell zu unfähig, aus eigenen Kräften sich zu einem unabhängigen Staat zu entwickeln, ist es nicht natürlich, daß man dort die Hilfe nicht von einer Seite sucht, welche mit begehrlichen Augen nach dem albanischen Lande blickt, und den Schutz einer großen Macht anvertraut, welche entfernt davon ist, die albanischen Interessen zu bedrohen? Die zeitweise Besetzung von Korfu entsprang nicht Eroberungsabsichten Italiens, sondern geschah nur vorbeugend zum Schutz der italienischen Interessen im Falle irgendwelcher Komplikationen mit Griechenland. Die kulturelle Bedeutung der beargwöhnten „strategischen" Straßen, welche Italien zwischen Valona und Scutari gebaut, wird ins rechte Licht gerückt, ebenso die wirtschaftliche der durch italienisches Geld geschaffenen Emissionsbank in Albanien. Die Bodenschätze Albaniens, zu deren Hebung die Albanesen gänzlich unfähig sind, werden durch die Italiener sachgemäß erschlossen werden. Man solle die Gefahr beachten, die in der Durchdringung der Gebiete längs des Vardar durch das deutsche Element liegt, in der Fühlungnahme deutscher Journalisten mit Jugoslavien, und in der immer mehr überhandnehmenden Aufnahme von Zeitungsaufsätzen hervorragender deutscher Journalisten in die jugoslavische Presse. Die polnische Presse nimmt von alledem keine Notiz. Man solle eingedenk sein, daß wichtige politische Fragen Deutschland an Jugoslavien annähern, da ebendieselben Betrachtungen geeignet sind, den deutsch-polnischen Konflikt zu vertiefen. Hierher gehört auch die deutsche und jugoslavische Minoritätenfrage in Italien. Es sei ein charakteristischer Zug in der Politik Mussolinis, daß er sich über die Bekehrung Deutschlands zu den Grundsätzen eines geeinten demokratischen Europas nicht täuscht. Man solle sich in Polen immer daran erinnern, daß Italien eine Großmacht ist, ohne die internationale Fragen von Wichtigkeit nicht entschieden werden können. Das läge im eigensten Interesse Polens.

In einem weiteren Abschnitt folgt eine ausführliche Darstellung der Geschichte des Venetianischen Staates und seines Einflusses auf das Geschick Dalmatiens, auch die Schicksale Montenegros werden mit einbezogen, um den wohltätigen Einfluß, der von Italien nach den slavischen Ländern ausgegangen, in Erinnerung zu bringen. Gr. zitiert Cvijić und wendet sich gegen dessen rassentheoretische Darstellungen, das lateinische Element sei nicht aufgesogen worden durch das slavische, wie Cvijić es behauptet, sondern übergegangen in das italienische. Immerhin geht aus den Ausführungen von Cvijić deutlich hervor, welche geschichtlich bedeutsame Rolle der Einfluß Italiens auf dem östlichen Gestade der Adria gespielt hat. Cvijić spricht aber, wenn er das Dalmatien um die Mitte des 19. Jh. erwähnt, immer nur von Slaven, nie von Kroaten. Es sei peinlich, an dieses Thema zu rühren. Bekannt ist des berühmten Tommaseo Ausspruch „Slave bin ich wohl, aber niemals Kroat"! Der Bevölkerung Dalmatiens hat das Gefühl der Zugehörigkeit zur kroatischen Nation gefehlt, die höheren Schichten durchdrangen sich mit italienischer Kultur und hielten es mit denjenigen, welche los von Österreich wollten. Die eigentlichen Kroaten, die Bewohner der Militärgrenze, sind die ergebensten Untertanen der Habsburger gewesen, Cvijić' Auslassungen über sie werden als Beispiel zitiert und daran

erinnert, daß die Kroaten die größten Lorbeeren sich auf den Fluren Italiens geholt haben, als Italien um seine Freiheit gegen Österreich kämpfte. Eine richtige Einschätzung der Vergangenheit ist immer unentbehrlich für das Verständnis der Gegenwart, sagt der Verf. am Schluß. Emmy Haertel.

Stanisław Wędkiewicz: Przed kongresem historyków w Oslo. (Vor dem Kongreß der Historiker in Oslo.) Przegląd Współczesny Bd. 26 (1928), S. 105—123.

Über den Stand der Polonistik in den skandinavischen Ländern, über den (betrüblichen) Stand der Kenntnisse von skandinavischer Kultur und Geschichte in Polen, über polnische Reisen nach Skandinavien und über die historischen Werke, die in Polen den Beziehungen zu skandinavischen Ländern gewidmet sind. Die wenigen Seiten sind mit Stoff gesättigt. Niemand war mehr berufen, hier zu informieren, als Wędkiewicz, der Verfasser einer Bibliographie polnisch-schwedischer Wechselwirkung und genaue Kenner des Nordens. Lücken: skandinavische Reisen nach Polen: vgl. Konopczyńskis Ausführungen. Über Island und Polen neuestens eine Ergänzung im Przewodnik bibljograficzny 1928, Nr. 14. Otto Forst-Battaglia.

Józef Feldman: Karol Piotrowicz: Z powodu IV wydania „Dziejów Polski" M. Bobrzyńskiego. (Zur 4. Auflage von M. Bobrzyńskis „Polnischer Geschichte".) — Przegląd Powszechny Bd. 178 (1928), S. 227—245.

Adam Grzymała-Siedlecki: Dzieje dziejów Polski. (Die Geschichte der polnischen Geschichte.) — Tęcza 1928, Nr. 28.

Das Erscheinen der vierten Auflage des Bobrzyńskischen Handbuchs polnischer Geschichte bot den Anlaß zu einer erneuten Überprüfung dieses seinerzeit ebenso heftig befehdeten wie begeistert gepriesenen Buches, das — trotz der inzwischen herausgekommenen populären Werke, mit dem Smoleńskis an der Spitze, und auch der so heterogenen Synthese in den Bänden der Enzyklopädie der Akademie der Wissenschaften — den besten oder den am wenigsten anfechtbaren Versuch einer Gesamtdarstellung polnischer Entwicklung bedeutet. Man erinnert sich der Grundthese Bobrzyńskis, Polen sei an dem Mangel staatlicher Disziplin und an der Minderwertigkeit seiner individualistischen Gesellschaft gegenüber den straff organisierten Machtstaaten ringsum zugrunde gegangen. Bobrzyński, seinen Überzeugungen nach Monarchist etwa im Sinne des Gallikanismus und des Josefinertums, war Anhänger einer starken, erblichen Obersten Gewalt nicht etwa im Namen eines mystischen Gottesgnadentums, sondern in dem der praktischen Raison. Er hat auch im politischen Leben erst als Leiter des galizischen Schulwesens, hernach als Statthalter und Minister der Habsburger Monarchie eine große Rolle gespielt und war, nach den vier Evangelisten des austrophilen „Drei-Loyalismus", nach Szujski, Tarnowski, Koźmian und Kalinka, der geistig hervorragendste Kopf der „Stanczyken". Wissenschaft und Politik sind darum bei ihm um so weniger zu trennen, als ja die Geschichte für die Partei Bobrzyńskis grundsätzlich die magistra vitae war.

Eine schlechte Lehrerin, sagten die revolutionären Parteien, wenigstens im Hinblick auf die „Geschichte" Bobrzyńskis, denn sie untergrub den Optimismus gegenüber der Zukunft und die blinde Ehrfurcht vor der Vergangenheit (aus der in Polen auch ein großer Teil der Linken die Argumente holt). Bobrzyński hat trotzdem große Wirkung auf die heranwachsende Generation in Galizien geübt und negativ auch auf die Gebildeten in den beiden anderen Teilgebieten. Korzon und sein rosiger Optimismus sind zum Teil Reaktionserscheinungen gegenüber der „Reaktion" schwarz-gelber, galizischer Färbung. Auch den Nationaldemokraten der Richtung Dmowski-Balicki war Bobrzyńskis Geschichte ein Dorn im Auge, obwohl gerade sie, die Bekenner

des Machtstaates, im Grunde sich zu dem Autor der „Dzieje Polski" hingezogen fühlten. Reflex dieses Zwiespalts in der nationaldemokratischen Seele ist der Artikel des ausgezeichneten Kritikers Grzymała-Siedlecki, der Bobrzyński doch eine gewisse erzieherische Rolle zuerkennt, im Grunde gar nicht die Richtigkeit der Ansichten des greisen Historikers und nur deren Nutzen für das befreite Polen leugnet, das Bejahung gegenüber der Vorzeit und der Zukunft nötig habe.

Vom rein wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus kritisieren dagegen Feldman und Piotrowicz die Neuauflage des Werks. Piotrowicz rügt, daß die Kulturgeschichte nicht berücksichtigt sei, ein Vorwurf, der an sich berechtigt ist, jedoch an der Geschichtsauffassung Bobrzyńskis abprallt, die eigentlich nur die Entwicklung des Staates und erst sekundär die der Gesellschaft in den Bereich des politischen Historikers zieht. Im einzelnen bemängelt Piotrowicz die Vernachlässigung der neuesten Forschungen zur piastischen Frühgeschichte (Zakrzewski, Balzer, Grodecki, Zachorowski), die Unvollständigkeit der Literaturangaben. Feldman wendet sich gegen eine viel erheblichere Unzulänglichkeit Bobrzyńskis, gegen den Mangel an europäischer Perspektive. Er beklagt dann, daß Bobrzyński einmal in der Beurteilung der Sachsenzeit an der angeblich überholten Ansicht vom damaligen Verfall Polens festhalte und hernach, in der Geschichte des dreigeteilten Polens, zu sehr vom galizischen Standpunkt aus und nicht gerecht über die nationalen Bemühungen des preußischen Gebietes, jenes wahren polnischen Piemont, spreche. Zuletzt erfolgt eine zeremonielle Verbeugung vor dem der Kritik eigentlich entrückten und selbst schon der Geschichte angehörigen Autor. Am interessantesten ist wohl, daß die trotz ihrer höflichen Form völlig ablehnende Rezension im katholischen Przegląd Powszechny erschien. Otto Forst-Battaglia.

George Rapall Noyes.

W(incenty) Lutosławski: Największy zagranicą przyjaciel Polski. (Polens größter Freund im Ausland.) Tęcza 1928, Nr. 29.

Der Philosoph Lutosławski berichtet von dem nordamerikanischen Slavisten Noyes, der den „Pan Tadeusz" und andere Werke Mickiewiczs, Krasińskis ins Polnische übersetzte und viele Schüler der Polonistik zuführte. Wäre nur nicht der hyperbolische Titel! Von der Vergangenheit abgesehen, in der etwa Napoleon, Lamartine, Palmerstone, Garibaldi mit Noyes konkurrieren könnten, gibt es doch auch heute, und selbst bei Beschränkung auf die Slavistik, noch einige hundert gleich große „größte" Freunde Polens. Wie z. B. im angelsächsischen Sprachgebiet Miß Gardiner, Howard Lord.

Otto Forst-Battaglia.

Mikołaj Rej.

Włodzimierz Budka: Kiedy Mikołaj Rej został protestantem? (Wann wurde Nikolaus Rej Protestant?) Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 147—148.

Ein Dokument des Krakauer Kapitelarchivs gestattet, Rej für das Jahr 1540 noch als gläubigen Katholiken anzunehmen. Drei Jahre später war er bereits überzeugter Protestant, und 1548 hat er die neue Lehre auch öffentlich bekannt. Otto Forst-Battaglia.

Adam Mickiewicz.

Rafał Blüth: Adam Mickiewicz a Teodor Tiutczew. (Adam Mickiewicz und Fedor Tiučev.) — Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 163—166.

W ł a d y s ł a w J a n k o w s k i : Matka Celiny Mickiewiczowej. (Celine Mickiewiczs Mutter.) — Ibid., S. 127—128.

S t a n i s ł a w P i g o ń : Przyjecie „Pana Tadeusza" w Wielkopolsce. (Die Aufnahme des „Herrn Thaddäus" in Großpolen.) — Tęcza 1928, Nr. 19—22.

Blüth macht es sehr wahrscheinlich, daß Mickiewicz, da er seine berühmte Apostrophe „An die Moskauer Freunde" niederschrieb, die damals noch ungedruckten Verse des russischen Lyrikers und Diplomaten Tiučev „An die Dekabristen" gekannt habe.

Jankowski lenkt die Aufmerksamkeit auf das wechselnde Urteil des bekannten Memoirenschreibers Morawski in bezug auf die Schwiegermutter Adam Mickiewiczs, die von Goethe hochgeschäßte Pianistin Szymanowska. Bemerkenswert ist an den Äußerungen Morawskis nur, wie stark noch das jüdische Element in der Familie von Mickiewiczs Gattin äußerlich und seelisch zum Ausdruck kam.

Die Studie Pigońs berichtet, wie Mickiewiczs Meisterwerk im Posenschen bald wegen seines (der großpolnischen Psyche adäquaten) Realismus geschäßt und von den Gemäßigten auch in seiner Tendenz gebilligt, von den Radikalen um Libelt aber im „Rok" zum Gegenstand von heftigen Angriffen auserkoren wurde. Der „Orędownik" verteidigte den attackierten Dichter, doch bald wagte sich der „Przegląd Poznański" mit einem neuen Vorstoß gegen Mickiewicz hervor, den er, wegen einiger Bemerkungen im „Cours de littératures slaves", als Verleumder Polens bezeichnete, das schon im „Pan Tadeusz" als idyllischer Krähwinkel geschildert worden sei. Diese Polemik aus den Vierziger Jahren fand ihren Epilog ein Dezennium später, als J. Gruszyński in öffentlichen Vorlesungen das Epos Mickiewiczs als eine der Diskussion entrückte Schöpfung feierte. Zu dieser Ansicht hat sich offenbar zu jener Zeit bereits die gesamte öffentliche Meinung Großpolens bekehrt, auf dessen Gebiet, zu Thorn, 1858, die erste separate Ausgabe des „Pan Tadeusz" im Druck erschien. Otto Forst-Battaglia.

G i o v a n n i M a v e r : Juljusz Słowacki nell' ultimo decennio. (Die Slowackiliteratur im letzten Jahrzehnt.) II. Monographien. — Rivista di letterature slave. Anno 2, Fasc. 4. 1927. S. 541—559.

Maver bespricht an erster Stelle Kleiners 1927 erschienene dreibändige Monographie „Juljusz Słowacki. Dzieje twórczości". Kleiners vorausgegangene Studien auf dem Gebiet der polnischen Romantik und der Romantik überhaupt konnten dafür bürgen, daß das Werk über Słowacki nicht nur die beste Monographie über diesen werden würde, sondern eine der besten Monographien, welche überhaupt je über einen Dichter geschrieben worden sind. Zur Orientierung in dem über 2000 Seiten enthaltenden Werk dient ein genaues Namenverzeichnis. Das beste Mittel zur Orientierung liegt aber in der vorzüglichen Gruppierung des Stoffes selbst, denn obgleich die hier befolgte streng chronologische Ordnung eine anderweitige Gruppierung des Stoffes von vornherein auszuschließen scheint, wird doch, im Vergleich zu früher erschienenen Monographien über Słowacki, durch Kleiners Erkenntnis, daß der psychische Inhalt einer bestimmten Epoche sich hauptsächlich in e i n e m Werk verdichtet hat, daß dieses Werk der Zentralpunkt der Konzeption im Geiste des Dichters werden mußte, und daß als solche Werke: Kordjan, Lilla Weneda, Beniowski und Król-Duch anzusehen sind, auch in die chronologische Ordnung ein neuer kritischer Gedanke getragen. Mit der Auswahl der von Kleiner miteinbezogenen oder fortgelassenen Lebensdaten — miteinbezogen nämlich nur dann, wenn sie für das kritische Studium der Werke Słowackis erforderlich sind — kann sich Maver nicht restlos einverstanden erklären. Insonderheit beanstandet er die in Kap. 5 zu besonderer Bedeutung gestempelte Liebe zu der Bobrowa als einem Stimulans für den Dichter, sich dem Realismus des Lebens zuzu-

wenden. Słowackis Realismus sei schon früher und durch andere Ereignisse hervorgerufen worden. Daß in einem Werk von solcher Ausgeglichenheit immer wieder eine gewisse Verlegenheit zu erkennen ist hinsichtlich der Einbeziehung biographischer Einzelheiten, wäre wohl ungerecht Kleiner zum Vorwurf zu machen, derartige Mängel erklären sich aus der Natur der Monographien überhaupt, welche nicht Biographien sein wollen. In der Anmerkung S. 545 äußert Maver die Ansicht, daß eine Lebensbeschreibung Słowackis überhaupt noch nicht geschrieben worden ist, denn die dreibändige psychologische Biographie von F. Hoesick (J. Słowacki. 1897) ist ungeachtet wertvollen Materials zu wenig kritisch und zu anekdotenhaft, um diese Aufgabe zu erfüllen. — Den Bemühungen Kleiners, zu dem dichterischen Schaffen Słowackis immer und allemal den Quellennachweis zu erbringen, steht Maver gleichfalls kritisch gegenüber. Sicherlich wird dadurch das fünfbändige Werk zu einer wahren Schatzgrube von Parallelen und Vergleichen, doch die systematische Anwendung dieser Untersuchungsmethode erscheint ihm übertrieben und sogar schädlich. Auch der kritischste Geist wird bei einem solchen Bemühen scheitern und den Leser verwirren durch die Überfülle zum Vergleich herangezogener literarischer Werke anderer, welche möglicher- oder mutmaßlicherweise auf Słowackis Schaffen eingewirkt haben können. Ebenso erscheint Maver auch die allzu breite Behandlung ganzer Geistesströmungen (z. B. des Towianismus in Bd. 4, S. 54—110) nicht angebracht. Mit überraschender Schärfe wendet er sich ferner gegen die Belastung des Textes über die letzte, mystische Periode im Schaffen Słowackis durch allzu reiches Beiwerk, er hätte es für richtiger gehalten, wenn der Leser hier auf die bevorstehende kritische Ausgabe dieser letzten Werke verwiesen worden wäre. Demgegenüber spendet Maver der stilistischen Feinheit in Kleiners Schrift größtes Lob, hier fühlt er die geistige Nähe des Kritikers zu dem Dichter heraus. Nach seinem Dafürhalten ist die Lyrik der mystischen Schaffensperiode nicht in genügender Weise von Kleiner behandelt worden, welche er (Maver) z. T. für wertvoller hält als manche der Dramen, denen vielleicht allgemein zu viel Würdigung widerfährt.

Neben Kleiner findet Tad. Grabowskis „J. Słowacki, jego żywot i dzieła na tle epoki", Poznań 1920—26, eingehende Besprechung. Seine früheren Ausgaben aus den Jahren 1909 und 1912 sind hier so erweitert, daß man von einem ganz neuen Werk sprechen kann. Nach Maver hat Grabowskis Studie einen vorwiegend synthetischen Charakter, sie ergänzt hierdurch das Kleinersche Werk. Hervorragend ist die Schilderung der Jugendjahre und ihres Schaffens, weniger glücklich scheint die mystische Periode ausgearbeitet zu sein, aber freilich bieten sich hier dem Forscher unüberwindliche Schwierigkeiten, und trotz aller Deutungsversuche (Pawlikowski, Kleiner, Kridl und Grabowski) bleibt hier immer noch manches Problem zu lösen. Sehr befriedigt ist Maver von Grabowskis Versuch einer Parallele zwischen Król-Duch und Dantes Divina Commedia.

III. Spezielle Studien. — Die Rivalität Słowackis gegenüber Mickiewicz hat Manfred Kridl zu seinem „Antagonizm wieszczów" angeregt. Bedauerlicherweise hat Kridl, welcher die Herausgabe des 3. Bandes der Słowackibriefe 1915 geleitet hat, ihren Wert also selbst kennt, davon abgesehen, den Briefwechsel mit heranzuziehen zur Erklärung mancher Einzelheiten. Er konzentriert alle Aufmerksamkeit auf Słowackis Werke selbst. Hier ist es gerade die Ideologie seiner mystischen Zeit, welche das Hauptinteresse beanspruchen mußte, weil sich in ihr die bewußte Abkehr von Mickiewicz am deutlichsten zeigt. Deshalb ist das Kapitel, in welchem der Mystizismus der beiden Dichter besprochen wird, das längste und tiefgründigste des ganzen Buches geworden, und Maver würde es bedauern, wenn dieses wertvolle Kapitel manchem Studierenden verborgen bliebe, da der Titel des Buches seine Existenz kaum vermuten läßt. — Stefania Skwarczyńska hat in „Ewolucja obrazów Słowackiego" (1925) eine detaillierte und systematische Untersuchung seiner poetischen Bilder geboten. Es ist dies die erste der von Kleiner ins Leben gerufenen Veröffentlichungen

literarischer Untersuchungen aus dem Seminar der Universität Lemberg, welche das Ossoliński-Institut herausgibt. Das Resultat dieser Untersuchungen zeigt nach den Worten der Verfasserin, daß „ersichtlich geworden ist, daß man die fast sprichwörtlich gewordene Reichhaltigkeit der Bilder bei Słowacki überschätzt hat". Nicht der zahlenmäßige Reichtum der Konzeptionen poetischer Bilder ist groß, sondern der Reichtum besteht in den innerlichen Elementen der künstlerischen Konzeption bei einer verhältnismäßig geringen Anzahl dieser Art Konzeptionen. Mayer stimmt dem zu und bestätigt, daß die Übereinstimmung der poetischen Bilder, innerhalb deren nur leichte Modifikationen das Urmotiv umgestalten, keineswegs Armut der Konzeption zu bedeuten braucht, da Wagners Behandlung der Leitmotive, welche bereits Kridl in seinem Werk vergleichsweise herangezogen hatte, auch keineswegs als Armut der Erfindung anzusehen ist. — Schließlich bespricht Mayer noch die kritischen Versuche von Ignacy Chrzanowski „Słowackiego Grób Agamemnona i Testament moj" (1925), einen früher veröffentlichten Aufsatz von ihm über „Godzina myśli" im Przegląd Humanistyczny I., S. 285—297, 1922, und den im Pamiętnik Literacki XXII und XXIII, S. 272—285, veröffentlichten über die Idee der Balladyna. Alle diese Aufsätze bringen manches Neue, auch nach den Veröffentlichungen Kleiners, zum Verständnis des Dichters. — Auch Henryk Życzyński hat der „Godzyna myśli" im Pamiętnik Literacki XXII und XXIII, S. 241—251, einen Aufsatz gewidmet, in welchem er den Einfluß von Balzacs „Louis Lambert" auf diese Dichtung nachweisen will. In dem Aufsatz „O poemacie Słowackiego W Szwajcarji" in Studja Estetyczno-literacki, Cieszyn, 1924, hatte er Kleiners Auslegungen angegriffen. Mayer hält die Versuche Życzyńskis, Genesis und Bedeutung dieser Dichtung auszulegen, für gänzlich verfehlt. — Für den glücklichsten Versuch, dieser Dichtung gerecht zu werden, hält Mayer den Aufsatz von Stanislaw Łempicki über den Einfluß Dantes auf Słowacki, welcher bereits von Windakiewicz beiläufig gemutmaßt worden war. Als eine Parodie des „Inferno", wie es einem ungebildeten polnischen Landedelmann erschienen wäre, sieht Mieczysław Hartleb das Gedicht vom Piast Dantyszek an (Pamiętnik Liter. XII—XIII, S. 252—271). — Aus der Anzahl der bei Gelegenheit der Überführung der Gebeine Słowackis nach Krakau erschienenen Schriften, welche Mayer allerdings in ihrer Gesamtheit nicht bekannt geworden sind, hält er als bedeutendste Erscheinungen die dem Król-Duch gewidmete Sondernummer vom Słowackitheater in Krakau und die Sondernummer des Wochenblattes „Wiadomości literackie" vom 26. Juli 1927. Die zuerst genannte Veröffentlichung berichtet über die Aufführungen der Słowackidramen an dem Słowackitheater und bringt andere wertvolle kleine Beiträge. Voll des Lobes ist Mayer über die Sondernummer der Wiad. Liter., in welcher sich durchweg erstklassige Schriftsteller zusammengefunden haben, um den Einzug des Dichters im polnischen Pantheon würdig zu begehen. Emmy Haertel.

Nelly Nucci: Su alcune lettere inedite di St. Garczyński. — Rivista di letterature slave. Anno 3, 2. (1928). S. 176—183.

Diese bisher nicht edierten Briefe Garczyńskis sind der Verfasserin des Aufsatzes abschriftlich von Herrn Steph. Demby zur Verfügung gestellt worden; welches der beiden Institute in Warschau, denen Herr D. vorsteht, die Ausgabestelle gewesen ist, läßt sich aus den Angaben der Verf. nicht erkennen. Es sind Briefe, von denen der erste ohne Datierung ist, der zweite vom Januar 1826 und der letzte, aus Dresden, vom März 1833. Ihr Inhalt wird in den Anmerkungen zu kurzen Erwähnungen einzelner Phasen aus dem Leben Garczyńskis in italienischer Übersetzung bruchstückweise wiedergegeben. Die Verfasserin weist eingangs auf die literarische Skizze: Garczyński i Krasiński (Bibljoteka Warszawska, Sierpień 1900) hin. Ebenso greift sie auf Mickiewiczliteratur zurück, um den Kreis, in dem Garczyński als Schüler Hegels sich seine Weltanschauung bildete, flüchtig zu charakterisieren. Über Garczyńskis literarische Tätigkeit sagen diese Briefe nur

wenig aus, die hierauf bezüglichen Stellen werden zitiert. Um den unerschütterlichen Optimismus über das Schicksal Polens zu charakterisieren, der Garczyński auch nicht in dem Augenblick verließ, wo der Feind die Weichsel überschreitet und die Verbindung mit dem Herzogtum abgeschnitten ist, bringt die Verf. den Brief vom 22. April 1831 unverkürzt zum Abdruck.

Emmy Haertel.

Stanisław Pigoń: Seweryn Goszczyński w sporze z Kołem „Sprawy". (Severin Goszczyński im Streit mit dem Kreis der „Sprawa".) Przegląd Współczesny Bd. 25, S. 23—38, 245—269.

Jedesmal, wenn wir von der Anhänglichkeit der größten polnischen Dichter an den Charlatan Towiański lesen, müssen wir ein Gefühl des Unbehagens über die edlen Gefühle unterdrücken, die von so hervorragenden Menschen an die Alfanzereien eines Maniaken verschwendet wurden. Wie Mickiewicz, Słowacki stand auch Goszczyński lange im Banne der messianistischen Lehre des litauischen Propheten. Erst um 1856 beginnt er an dem geradezu götzendienerischen Kult der „Brüder" für den „Meister" Anstoß zu nehmen, der mit Frau und Schwägerin über die Gläubigen eine Tyrannei ausübte, die man nur mit der des Begründers der Mormonensekte vergleichen kann — mit dem der Wundermann auffallende Ähnlichkeit zeigt. Seit 1859 kann man von einem Bruch zwischen Goszczyński und der Sekte sprechen, wenn auch nicht von einem Bruch des Dichters mit den Ideen des Messianismus, denen er weiter treu blieb. Persönliche Momente haben es beschleunigt, daß die Wege des Alternden und seiner Genossen fortan sich trennten. Arm und verlassen durchlebte Goszczyński den Rest seiner Tage. Pigońs Arbeit, auf Rapperswiler nun nach Polen überführten Akten beruhend, ist ein schöner Beitrag zur Biographie eines Mannes, dessen Charakterstärke noch größer war als sein beträchtliches Talent und seine nicht minder beträchtliche politische Torheit. Otto Forst-Battaglia.

J. I. Kraszewski.

Józef Birkenmajer: „Stara Baśń" Kraszewskiego a „Prelekcje" Mickiewicza. (Die „Alte Mär" Kraszewskis und Mickiewiczs „Vorlesungen".) Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 106—108.

Kraszewski hat aus den die Urgeschichte der Slaven betreffenden Abschnitten der Mickiewiczschen Vorlesungen an der Sorbonne manche, auch irrige Details für seine „Stara Baśń" geschöpft. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Windakiewicz: Literatura hiszpańska u romantyków. (Die spanische Literatur bei den Romantikern.) Przegląd Współczesny Bd. 25 (1928), S. 195—202.

Die polnischen Romantiker haben im allgemeinen wenig von der spanischen Literatur gekannt. Windakiewicz verzeichnet als allgemein beachtete Werke aus der romantischen Epoche den „Don Quijote" (Nachhall bei Fredro, Mickiewicz, Słowacki), Calderons „Standhaften Prinzen" (den Słowacki umarbeitete). Anderseits sind auch nur wenige Werke der großen romantischen Literatur unmittelbar von Spanien beeinflußt: außer Słowackis Übertragung des Calderonschen Stückes noch die Ballade Mickiewiczs „Alpuhara" und Krasińskis Umdichtung von Versen der Hl. Therese.

Otto Forst-Battaglia.

Cyprjan Norwid.

Stanisław Cywiński: Religijność w utworach młodzieńczych Norwida. (Die Religiosität in den Jugendschöpfungen Norwids.) — Tęcza 1928, Nr. 3.

Derselbe: Zarysy Rzymu. (Roms Umrisse.) — Myśl Narodowa 1928, Nr. 9.

Zygmunt Falkowski: Rzecz o tragizmie Kleopatry C. K. Norwida. (Vom tragischen Gehalt der „Kleopatra" C. K. Norwids.) — Przegląd Powszechny Bd. 179 (1928), S. 209—232.

Norwid beschäftigt weiter die Literaturhistoriker. Cywiński bereichert aus den Archiven und aus vergessenen Zeitungen das Material, aus dem er wohl dereinst eine große Norwid-Biographie vorlegen wird. Der in der „Myśl Narodowa" abgedruckte Brief an Siemieński war seinerzeit im „Czas" 1849 erschienen und beleuchtet scharf die römischen Verhältnisse im Jahre der Revolution.

Die kurze Studie in der „Tęcza" zeigt Norwid sein ganzes Leben lang als den treuen, tiefgläubigen Sohn der katholischen Kirche, dem — im Gegensatz zu Słowacki, Mickiewicz und selbst Krasiński — nie die leisesten Zweifel nahten und den selbst die mystischen Neigungen nicht einen Schritt vom Weg der Orthodoxie ablenkten.

Kein Wunder, daß die katholischen Zeitschriften Norwid, dessen „Entdeckung" durch ein völlig anderes Milieu geschehen war, nun die größte Aufmerksamkeit schenken. Der Aufsatz Falkowskis beleuchtet den katholischen Charakter von Norwids Wesenheit unter einem anderen Gesichtspunkt. Das herrliche Kleopatra-Drama des polnischen Dichters wird auf die metaphysischen Grundlagen seiner Tragik untersucht. Norwid bekennt sich deutlich zu einer christlichen Auffassung der Willensfreiheit, zum Glauben an die freie Wahl des Menschen zwischen Gut und Böse. Er weicht darin von der antiken Schicksalsdramatik ab, der zum Teil auch die Romantiker gehuldigt haben. Das Tragische des Kampfes seiner Helden besteht nicht im Ringen gegen ein vorherbestimmtes Los oder in der Opferschaft gegenüber dem Neid der Götter, sondern darin, daß die freien Willenskräfte nicht ausreichen, sich der Verstrickung in soziale Gebundenheiten, in die Schlingen des historisch Gewordenen zu entziehen. So ist bei Norwid der an sich echt romantische Konflikt des „großen Mannes" Julius Cäsar mit der Menge, so die tödliche Einsamkeit Kleopatras zu erklären. Falkowski hat die Hauptpunkte seines Artikels nicht ganz herausgearbeitet. In der Fülle von zutreffenden Einzelbemerkungen verschwindet das Leitmotiv. Ein anderer Vorbehalt ist gegen die Nichtberücksichtigung von Norwids Verhältnis zur klassischen französischen Tragödie zu erheben, die ebenfalls das Dilemma von antik-fatalistischer und christlicher Tragik löst.

Otto Forst-Battaglia.

Henryk Sienkiewicz.

Józef Korpała: Dzieje pierwszej powieści Henryka Sienkiewicza. (Geschichte der ersten Erzählung Sienkiewiczs.) Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 108—111.

Abdruck eines Briefes, mit dem Konrad Dobrucki, ein Warschauer Arzt und Jugendfreund des damals 24jährigen Sienkiewicz, die erste Erzählung des künftigen Nobelpreisträgers dem Potentaten der Literatur, Kraszewski, zum Druck empfahl. Darin beachtenswerte Mitteilungen über die, wie stets bei polnischen Schriftstellern, betrübliche Lage des jungen Autors.

Otto Forst-Battaglia.

Jan Kasprowicz.

Franziszek Rawita-Gawroński: Ze wspomnień osobistych o Janie Kasprowiczu. (Aus persönlichen Erinnerungen an Jan Kasprowicz.) — Gazeta Warszawska 1928, Nr. 199, 200, 204—206, 211—215.

Stanisław Przybyszewski: Jan Kasprowicz. — Tęcza 1928, Nr. 18.

Rawita Gawroński, durch Familienbande der polnischen Dichtung enge verbunden, selbst ein bedeutender Kulturhistoriker, erzählt aus seinen Erinnerungen an den vor zwei Jahren verstorbenen Lyriker und bringt auch sonst reiches biographisches Material, das allerdings, wie die Korrektur Wasilewskis in derselben Gazeta Warszawska, Nr. 209, beweist, manchmal nachzuprüfen ist.

Przybyszewskis letzte, nachgelassene Arbeit will dem Freund und Weggefährten ein Denkmal errichten, von dem ihn ein tragisches Verhängnis auf des Lebens Höhe trennte. Przybyszewski, der Sprosse in das Proletariat hinabgesunkenen Kleinadels, und Kasprowicz, der Bauernsohn, entstammen beide dem urpolnischen Landstrich am Gopło-See, dessen Atmosphäre sie stets umschwebte. Nach den von gemeinsamen Erinnerungen getränkten Schuljahren und nach den Kampftagen der revolutionären Jugend haben auch beide zum Glauben, zur Heimat den Weg gefunden. Doch dazwischen lag der Zwist um eine Frau, die erst Kasprowiczs Gattin, dann die Przybyszewskis war. Es ehrt den Überlebenden, daß er dem Vorangegangenen nur die Worte heißester Liebe und Bewunderung nachrief, als wäre nie die Tragödie geschehen, unter deren schicksalshafter Wucht ein jeder der Freunde so tief litt, so daß auch der Sieger seines Triumphes nicht froh werden konnte.

Przybyszewski erblickt in Kasprowicz nach Kochanowski und Mickiewicz den dritten großen Dichter Polens, der über die Słowacki, Krasiński und Norwid emporragt, welche man so oft Mickiewicz zur Seite stellte. Die mächtigen Orgeltöne der Kasprowiczschen Hymnen haben übertönt, was sonst noch, seit der Improvisation oder der „Ode an die Jugend“ geschaffen ward. Doch es wäre irrig, in Kasprowicz einen Sänger des zu seiner künstlerischen Vollkraft gelangten Volkes zu sehen, der den Szlachcicen Kochanowski und Mickiewicz gegenübertrat. Seiner Abkunft ungeachtet sei Kasprowicz ein wahrer Aristokrat gewesen, dessen Schöpfungen aus den ewigen Quellen und aus dem eigenen seltenen Ingenium sich herleiten. Die bäuerliche Umgebung, der er früh entstrebte, habe Kasprowicz nur mit der flüchtigen Neugierde eines inkognito weilenden Fürsten betrachtet. Von der Primitivität der unteren Schichten durch Geist und Kultur geschieden, vermöge es Kasprowicz dafür sofort, zum Herzen der Edlen aller Nationen zu sprechen. In dieser Exegese durch Przybyszewski ist viel persönliche Meinung, doch auch ein guter Kern objektiver Wahrheit. Kasprowiczs Bauerntum ist in der Tat mehr genealogisch-soziologisches Faktum des Lebensablaufs als künstlerische Bindung. Otto Forst-Battaglia.

Władysław St. Reymont: Wspomnienia z lat dziecięcych. (Erinnerungen aus den Kinderjahren.) Kurjer Warszawski 1928, Nr. 98.

Zygmunt Wasilewski: Listy Reymonta. (Briefe von Reymont.) Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 111—113.

Die Fragmente einer bis in die frühesten Jahre zurückreichenden, 1911 verfaßten Autobiographie entstammen Reymonts Nachlaß und vereinigen sich mit früheren Aufzeichnungen zu einem ausreichenden Bild der Umwelt, aus der Reymonts Talent erwuchs. Die von Wasilewski mitgeteilten drei Briefe aus den Jahren 1906 und 1907 zeigen, in welchen Nöten sich noch damals der bereits berühmte Autor der „Bauern“ befand, enthalten außerdem bemerkenswerte Urteile über Zeitgenossen: Kasprowicz (etwas eifersüchtig zurückhaltend), Brzozowski (aus ehrlicher Abneigung negativ).

Otto Forst-Battaglia.

Stefan Żeromski.

Otto Forst de Battaglia: Stefan Żeromski. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 19.

Janusz Herlaine: Żeromski na warsztacie przekładowym. (Żeromski in der Werkstatt des Übersetzers.) — Echo Tygodniowe 1928, Nr. 6.

In dem Aufsatz der „Pologne Littéraire" habe ich versucht, die Silhouette des Mannes zu zeichnen, der in seinen letzten Jahren zur Verkörperung nicht nur des polnischen Schrifttums geworden ist. Daß die Bedeutung Żeromskis vielleicht mehr auf dem politischen und soziologischen Gebiet als auf dem der Literatur liegt, scheint mir immer mehr wahrscheinlich. Trotzdem hieße es an die Stelle eines Unrechts ein zweites und größeres setzen, wenn man statt der um 1900 und lange noch herrschenden blinden fanatischen Vergötterung des Dichters so abfällige Kritik sich gestattete, wie es Herlaine vorschlägt, der den Stil des Meisters unter eine stark vergrößernde Lupe nimmt. Zugestanden, daß die Komposition in den meisten Werken zu wünschen übrig läßt und daß ein nach klassischem Maß verlangender Beurteiler auch gegen den Stil genug einzuwenden haben mag. Zugestanden auch, daß sich unter den gelesensten Büchern Żeromskis manches falsche chef-d'œuvre befindet, wie die unleidliche „Geschichte einer Sünde": es bleibt immerhin unwiderlegbar, daß niemand so großen Reichtum aus dem verborgenen Schatz der polnischen Sprache herauszuholen wußte als der Schöpfer der „Mär vom Hetman", daß kein zweites Werk erzählender Prosa, trotz seiner zerflatternden Breite, so repräsentativ für die polnische Literatur der letzten Generation ist, als die „Popioły", und daß der Naturschilderer der „Tannenwüste", dann mancher Kapitel im „Wind vom Meere" unter die größten Dichter unserer Zeit überhaupt zählt. Das sollten auch die nicht vergessen, die dem Pamphletisten und besonders dem lehrhaften Prediger des „Vorfrühling" grollen, den Stilisten schlagen und den Politiker meinen. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Przybyszewski.

Boy-Żeleński: Blaski i nędze mowy polskiej. (Glanz und Jammer der polnischen Rede.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 30.

Stanisław Brzozowski: O Stanisławie Przybyszewskim. (Über Stanisław Przybyszewski.) — Ibid. Nr. 18.

Kazimierz Czachowski: Krytyka a Przybyszewski. (Die Kritik und Przybyszewski.) — Ibid.

Marja Dąbrowska: Piewca niedojrzałości duchowej. (Der Sänger der geistigen Unreife.) — Ibid.

Otto Forst de Battaglia: Stanisław Przybyszewski. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 20.

Julius Hart: Aus Przybyszewskis Sturm- und Drangjahren. — Ibid.

Jerzy Hulewicz: Grzech. (Eine Sünde.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 18.

Jarosław Iwaszkiewicz: Wspomnienie. (Erinnerung.) — Ibid.

Jiri Karásek ze Lvovic: Przybyszewski a literatura czeska. (Przybyszewski und die čechische Literatur. — Ibid.

Derselbe: Przybyszewski et la littérature tchèque. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 20.

Stefan Kołaczkowski: L'Art de Stanisław Przybyszewski. — Ibid.

Derselbe: Twórcze fermenty. (Schöpferische Fermente.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 18.

Gustawa Liskiewiczowa: O zasługach lekarskich Przybyszewskiego. (Über Przybyszewskis medizinische Verdienste.) — Ibid.

Dieselbe: Przybyszewski et la médecine. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 20.

Antoni Miller: Przybyszewski jako muzyk. (Przybyszewski als Musiker.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 18.

L. H. Morstin: O Przybyszewskim moje wspomnienia. (Meine Erinnerungen an Pzybyszewski.) — Ibid.

Zofja (Rygier-)Nałkowska: Moralność Przybyszewskiego. (Przybyszewskis Moral.) — Ibid.

Jan Parandowski: Zdetronizowany „król życia". (Ein entthronter „König des Lebens"). — Ibid.

Stanisław Przybyszewski: Moja autobiografja. (Meine Selbstbiographie.) — Ibid.

Derselbe: Fragment z. t. II „Moich współczesnych". (Ein Bruchstück aus dem 2. Band von „Meine Zeitgenossen".) — Ibid.

Johannes Schlaf: In memoriam Stanisław Przybyszewski. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 20.

Michał Sobeski: Przybyszewski wczoraj a dzisiaj. (Przybyszewski gestern und heute.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 18.

Marie Jehanne Wielopolska: Słony hołd. (Eine gesalzene Huldigung.) — Ibid., nachgedruckt aus dem „Głos Prawdy", 1928, Nr. 17.

Juljan Wołoszynowski: Romantyzm Przybyszewskiego. (Przybyszewskis Romantizismus.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 18.

In den beiden Sondernummern, die von den „Wiadomości Literackie" und der „Pologne Littéraire" dem Andenken Przybyszewskis gewidmet wurden, ist das Material für eine kritische Monographie des verstorbenen Begründers des polnischen Modernismus zum großen Teil enthalten. Man staunt, wie viel die hervorragendsten Schriftsteller Polens über ihren etwas vergessenen Zeitgenossen zu sagen wußten und wie wenig sie bisher gesagt hatten. Vielleicht muß ich die Analyse dieser reichen Nekrologik mit dem wirklich „gesalzenen" Artikel beginnen, in dem die Marquise Wielopolska die Hintergründe von Przybyszewskis posthumer Ehrung schildert. Bekanntlich wurde der Dichter durch ein prachtvolles Leichenbegängnis geehrt, bei dem es Reden und Kränze in Menge gab, ja sogar ein Orden dem Vielbeklagten ins Grab gelegt wurde. Die Wielopolska veröffentlicht nun einige Spesenrechnungen der Leidtragenden, wie z. B. die Faktura der Zeitung „Dziennik Kujawski", die sich für die Mitteilung von Przybyszewskis Tod 72 Złoty zahlen ließ, und den Kostenüberschlag des Ortsgeistlichen, der sich die erhöhten Heizkosten am Tage des Begräbnisses aufrechnete. Man mag zu diesen schon mehr inhumain als humain zu nennenden Dokumenten noch

das kleine Brieflein hinzufügen, das die „Wiadomości Literackie" aus den Akten der Schloß-Verwaltung abdrucken, die an Przybyszewski zwei Wochen vor dessen Tod diesen Brief an den Dichter sandte, an den gefeierten Schriftsteller, dem zu Ehren die Regierung Gastfreundschaft im „Blauen Palast" übte: „In Ausführung eines von der Wirtschaftssektion der Civil-Kanzlei des Präsidenten der Republik erhaltenen Auftrags . . . ersucht die Verwaltung der Königlichen Schlösser binnen 10 Tagen die rückständigen Beträge für Wohnungsmiete und Beleuchtung in der Höhe von Zlp. 264.21, in Worten Zloty zweihundert sechzig vier, Gr. 21, zu bezahlen, widrigenfalls Ihnen der elektrische Strom abgesperrt und die Beheizung eingestellt wird." (Unterschrift unleserlich.)

Also geschah es dem sterbenskranken, frierenden, bettelarmen Dichter, der seine letzten Kräfte dem heißgeliebten Vaterland weihte. Nicht mit Unrecht nennt ihn Parandowski einen „entthronten König des Lebens", beklagt der feine Kenner entschwundener Epochen und ferner Reiche, in denen Künstlern die Sonne der Mäzenatengunst nie unterging, das typisch polnische Los eines überall erhobenen, wenig gelesenen und gar nicht unterstützten Poeten, der vom Leben dahingewürgt wurde, dem er ratlos ausgeliefert war.

Manche Beiträge bezeugen überdies, daß selbst der Anlaß des Todes nicht den Abgrund zu verdecken vermochte, der sich zwischen Przybyszewski und der Gegenwart aufgetan hat, in die der einstige Prophet als sein eigenes Denkmal hineinragte. Ich denke da nicht an die beiläufigen Äußerungen von Marja Dąbrowska, deren urkräftig-gesunder Realismus zur morbiden Sinnlichkeit des tragischen Erotomanen im wesenhaften Gegensatz steht, so daß sie Przybyszewski mit allem Respekt einen Poeten des unreifen Alters heißt. Auch nicht an den, wenn zum logischen Ende gedacht tödlichen Anwurf der Rygier-Nałkowska, Przybyszewski sei mit den Perversionen und leidvollen Ekstasen seiner Helden solidarisch. Boys Untersuchung aber — keine Meisterleistung des geistsprühenden, doch bei diametral der seinen konträren Persönlichkeiten oft versagenden Kritikers — faßt ungefähr zusammen, was heute die communis opinio über den Literaturdiktator von vorgestern meint: ein verschroben abwegiges Ingenium, das bis zuletzt den deutschen Anfängen verhaftet blieb und sich nie im neuen Sprachkleid wohl fühlte. Ganz abgesehen davon, daß Boy, wie er schon mit seinen ebenso verfehlten Beckmesser-Stichen wider Zegadłowiczs „Faust"-Übertragung bewies, die deutsche Sprache nicht genug kennt, um da mitzureden — ihm unterlaufen bei Zitaten haarsträubende Verstöße gegen die deutsche Grammatik — wird die mitleidige Artigkeit der Klage um den verlorenen Sohn der polnischen Sprache der Tatsache nicht gerecht, daß, von allen Einzelheiten abgesehen, dennoch Przybyszewski den neuen „Ton" aus dem Westen nach Polen brachte (mochte der Ton nun dolce oder weniger dolce erscheinen), vergißt Boy, daß Przybyszewski, auch wenn seine Erzählungen Makulatur sein werden und selbst wenn seine Dramen Makulatur wären, wenn seine Lyrik nicht den Stempel der poetischen Gnade trüge, der Herausgeber des „Życie" zu jenen großen Figuren in der Literatur gehört, die als Organisatoren, Anreger auf Kosten ihrer eigenen Schöpfertätigkeit der Geschichte angehören.

Mehr Gerechtigkeit für Przybyszewski finden wir schon in den kleinen Artikeln von Iwaszkiewicz und Morstin, die beide, der Neuromantiker und der Führer des Neoklassizismus, von den starken Eindrücken berichten, welche sie in ihrer Jugend von dem damals auf der Höhe seines Ruhmes Wirkenden empfingen. Morstin teilt da eine charakteristische Äußerung Przybyszewskis mit, wie das künstlerische Schaffen grenzenloses Leid über den Schöpfer verhänge, für das nur die überirdische Seligkeit des Triumphes bewährter Geistesmacht entschädige. Wołoszynowski entdeckt die metaphysische Quelle von Przybyszewskis Romantizismus, der mehr Religion als literarische Überzeugung war. Antoni Miller, der von des Dichters starker musikalischen Begabung — Chopin teilte sich im Herzen Przybyszewskis den ersten Platz mit Słowacki —, Gustawa Liszkiewiczowa, die nach Schleichs „Besonnter Vergangenheit" erzählt, welche Rolle der Poet

mit seinen psychologisch-physiologischen Experimenten bei der Erfindung der Lokalanästhesie durch den ihm befreundeten Münchener Neurologen Schleich spielte, ergänzen das Bild von Przybyszewskis erstaunlicher, genialischer Vielseitigkeit. Die umfangreicheren Essais von Kołaczkowski, Sobeski und Forst-Battaglia versuchen ein gerecht die Licht- und Schattenseiten abwägendes Porträt des Dichters zu zeichnen. Kołaczkowski sieht ganz richtig hinter dem täuschenden „Artismus" des von allen Snobs und mißratenen Fils de famille für sich reklamierten Bürgerschrecks von anno 1900 die eigentliche Wesenheit eines grübelnden Propheten, der nicht einer irgendwie leer im Weltraum hangenden Kunst um ihrer selbst willen dient, sondern als Gesandter den großen Ratschluß verkündet, wenig besorgt um die Form und noch weniger, wie sich der Inhalt des ihm und durch ihn Geoffenbarten mit der Vernunft oder ästhetischen Regeln vertragen. Das „Meteortum", zu dem sich Przybyszewski mit selbstgefälliger Anspielung auf seinen Namen bekannte, wird aus der Ekstatik des Autors und seines Werkes erklärt: Ekstasen haben suggestive Kraft auf die Menge, doch sie halten nicht lange an. Wiederum vortrefflich die Feststellung, daß Przybyszewski nicht etwa der Erneuerer eines angeblich verlorengegangenen Kontaktes mit dem Westen war, sondern die neuesten Strömungen des Symbolismus und des mystischen Naturalismus nach Polen importierte — eine andere Frage, ob man ihm dafür außerhalb des literarischen Bereichs Dank wissen darf — und deutsches, skandinavisches Schrifttum in den Gesichtskreis seiner Landsleute rückte. Endlich stellt uns Kołaczkowski Przybyszewski kurz als den Mahner vor, der uns die geheimen Regungen des zweiten, von der Konvention unterdrückten Ich bloßlegt. Sobeski hat davon, unter dem bei den anderen Artikeln vermißten Hinweis auf Freud, ausführlicher gehandelt. Die vortreffliche Abhandlung des Posener Professors ergänzt überhaupt auf das glücklichste die Kołaczkowskis. Durch die Darstellung von Przybyszewskis Rolle als Bahnbrecher des Expressionismus — von der weit weniger das Bewußtsein in Polen wach ist als von der Wirksamkeit in den Krakauer Tagen um die Jahrhundertwende —. Auch der Namen Novalis fällt nur bei Sobeski, dem ich noch ein letztes Verdienst nachsagen muß, daß er Przybyszewski als den Über-Romantiker scharf gekennzeichnet hat, vor dem die Romantiker des goldenen Zeitalters Mickiewiczs völlig verblassen. Meine Studie begnügt sich ihrem Zweck entsprechend mit einer knappen Skizze des Werdeganges und mit einer Übersicht der wichtigsten Werke Przybyszewskis. In den Aufsätzen von Hart, Schlaf und Karásek vernehmen wir das Echo des Auslandes. Karásek verzeichnet die Rückwirkung Przybyszewskis auf die čechische Literatur, in der dem Polen mehr Schüler erstanden als im heimischen Schrifttum. Leider beschränkt sich diese flüchtige Erinnerung an einen beklagten Freund auf Allgemeinheiten, ohne auf die erwünschten Details einzugehen. Daß die čechischen Nachfolger Przybyszewskis fehlen, ist eine Lücke der Gedenknummer, der völlige Mangel einer Erwähnung seines erheblichen Einflusses auf die russische Literatur die zweite. Auch bei Deutschland wäre ein Mehr nicht schädlich gewesen. Wir haben freilich die herzlichen Erinnerungen von Julius Hart und Johannes Schlaf, Weggefährten Przybyszewskis und des siegreichen Naturalismus. Schlaf gibt lose Impressionen und deutet, wie Sobeski, auf Freud, dessen Vorläufer Przybyszewski in mancher Hinsicht war. Hart schöpft aus dem Reichtum des gemeinsamen Erlebens und bietet wertvolle biographische Materialien in angenehmster Form. Doch es mangelt eine, wenn auch kursorische Zusammenstellung der Menschen und der Werke, die durch mehr als ein Jahrzehnt im Banne des „verrückten Polen" verharrten, und man könnte auch, von Bierbaums „Prinz Kuckuck" angefangen, eine erkleckliche Reihe von literarischen Erzeugnissen aufzählen, in denen Staś, der wilde Staś aus dem Berliner Café Größenwahn und aus Schwabinger Zigeunertagen, halb oder gar nicht verhüllt auftritt. Noch eine Lücke klafft: ein Aufsatz, der uns den Weg nach dem Heiligtum zeigte, den Przybyszewski, lange dem Glauben seiner Ahnen und seiner Kindheit entfremdet, geschritten ist. Ich kann wohl auf die in diesen Jahrbüchern NF. 3, 552; 4, 165 angezeigte

Studie Zofja Ciechanowskas verweisen, allein die psychologisch eindringende Untersuchung vermissen wir schmerzlich.

Stanisław Brzozowski, der die gleichen Straßen hin zum Kreuze Christi wandelte, hätte uns diesen Aufschluß schenken können. Und vielleicht ist die aus Brzozowskis Nachlaß abgedruckte Folge von kurzen Fragmenten über Przybyszewski bereits das Gerüst der uns mangelnden Studie. In einer Zeit, als Przybyszewski noch als der Apostel Satans galt, ja gelten mußte, schrieb Brzozowski, wie wir gerührt lesen, diese tief verstehenden und verständigen Worte: „Przybyszewski steht an der Schwelle eines Heiligtums. Welches Heiligtums und ob er es betreten wird, das ist heute schwer zu entscheiden."

Des Dichters Selbstbiographie, die Henryk Biegeleisen mitteilt, und ein Fragment aus dem noch nicht in den Buchhandel gelangten zweiten Teil der Memoiren „Meine Zeitgenossen", troß der hohen Qualität der meisten hier besprochenen Beiträge zweifelsohne die wertvollsten Zierden der Gedenknummer, schließen den Kreis. Wir sehen noch einmal, aus welchem Stamm und aus welcher Erde Przybyszewski seinen Anfang nahm. Wie dann die katholisch-polnische Grundstimmung unter den einstürmenden Erfahrungen des späteren Lebens sich verflüchtigte, der Irrtum einer ersten, vom Zufall gefügten Ehe im schmerzlichen Glück einer Verbindung mit der dem großen Freund Kasprowicz geraubten Frau die noch unvollständige Korrektur fand. Am Abend seines bewegten Erdenwallens aber flüchtet Przybyszewski, wie Kasprowicz, wie Brzozowski, wie in Frankreich Huysmans, in Deutschland Hugo Ball, die ihm Wesensverwandten, in den Schoß der Heiligen, Römischen, Katholischen und Apostolischen Kirche. Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Wyspiański.

Emil Breiter: **„Masy cofają się przed nieznanem".** (Die Massen scheuen vor dem Unbekannten zurück.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 23.

Kazimierz Czachowski: **Przybyszewski o Wyspiańskim.** (Przybyszewski über Wyspiański.) — Ibid., Nr. 33.

Marja Dąbrowska: **Kilka myśli o Wyspiańskim.** (Einige Gedanken über Wyspiański.) — Ibid., Nr. 23.

Otto Forst-Battaglia: **Stanisław Wyspiański.** — Pologne Littéraire 1928, Nr. 21.

Wilam Horzyca: **Trud Wyspiańskiego.** (Wyspiańskis Mühen.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 23.

Juljusz Kaden-Bandrowski: **Dar wieczności.** (Das Geschenk der Ewigkeit.) — Ibid.

Adolf Nowaczyński: **On i ja.** (Er und ich.) — Ibid.

Tadeusz Sinko: **Rozmowa Mistrza ze Śmiercią.** (Die Unterredung des Meisters mit dem Tode.) — Ibid.

Derselbe: **W sprawie „Trylogji" Wyspiańskiego.** (Zur „Trilogie" Wyspiańskis.) — Ruch Literackie Bd. 3 (1928), S. 142—143.

Tadeusz Świątek: **Rzekomy fragment Wyspiańskiego.** (Ein angebliches Wyspiański-Fragment.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 23.

Józef Wittlin: **Wyspiański i skutki.** (Wyspiański und die Folgen.) — Ibid.

Mit den meisten der hier verzeichneten Artikeln sind wir rasch fertig. Sie zeigen Wyspiański als den Meister, der den Tod durch das Vermögen,

im herrlichen Wort ewige Werte zu schaffen, besiegte (Horzyca, Kaden-Bandrowski, Sinko, Wittlin), als die große Wirklichkeit inmitten polnischer Gegenwart (Kaden-Bandrowski), eine Realität, die nur erst den scheu vor dem Gewaltigen zurückweichenden Massen zum Bewußtsein gebracht werden muß (Breiter), als den Verwalter eines unverlierbaren Erbes der großen Romantiker (Breiter, Dąbrowska). Ich selbst habe für die ausländischen Leser der „Pologne Littéraire" Lebenslauf und Werke des Dichters geschildert. Wittlin warnt, das Einmalige und streng Persönliche von Wyspiańskis Manier nachzuahmen, die bei Epigonen leicht zur Unmanier wird. Czachowski teilt Urteile Przybyszewskis über den Freund aus Krakauer Bohême-Tagen mit. Świątek enthüllt eine artige Blamage — interdum dormit Homerus —, die dem grimmigen Boy unterlief, als er Verse Słowackis, die Wyspiański im Lemberger Ossolineum kopiert hatte, nach dem Manuskript von Wyspiańskis Hand als dessen Werk abdruckte. Interessant dabei die Feststellung, wie sehr sich, in den Jahren nach 1900, Wyspiański in den „Król Duch" Słowackis versenkt hatte. Das Ereignis unter den Wyspiański gewidmeten Aufsätzen ist Nowaczyńskis inhaltsreiches Fragment von Erinnerungen an die Zeit der „Młoda Polska".

Ehrfurcht vor dem Genius Wyspiańskis beherrscht diese Aufzeichnungen eines Ehrfurchtslosen, und damit ist schon, für den künftigen Biographen, ein Maßstab gegeben, um den Maler-Poeten als um Haupteslänge die sehr großen Talente überragen zu sehen, die sonst um Wyspiański und Nowaczyński herum das Neue Athen an der Weichsel um die Jahrhundertwende erfüllten. Wir empfinden die Macht einer bezwingenden, schlichten, tragischen Persönlichkeit, die zeit ihres kurzen Erdenwallens wie ein Gast aus höheren, besseren Regionen unter den Menschen weilte. Nowaczyński kannte den Freund von Kindestagen an. Die Jahre herzlichster Gemeinschaft, zwischen 1896 und 1900, verknüpfen sich mit dem tollen Künstlertreiben einer Generation genialischer Romantiker, in deren wirren und klugen Hirnen Europa und altpolnische „Fantazja", Pariser Symbolismus, Wiener Fin de Siècle, Ibsen und d'Annunzio chaotisch gärten, bis aus dem stürmischen Most edler Wein wurde. Wyspiański war den Freunden ein guter Kamerad. Er verschmähte es auch nicht, in den Salons zu erscheinen, obzwar ihm beides, die lärmende Heiterkeit und die altfränkische Gastlichkeit des erzkonservativen Krakau, wesensfremd blieben. Zu Przybyszewski stand er als Mensch recht gut, die Ekstasen des Schriftstellers hat der längst harmonisch in sich Vollendete milde belächelt. Nach der Premiere der „Wesele" von 1900, dem Ereignis, das Nowaczyński sehr zutreffend mit der Hernani-Premiere vergleicht — nur daß es hier am Widerspruch völlig fehlte —, schieden sich die Wege Nowaczyńskis und seines scheu bewunderten Freundes. Nowaczyński übersiedelte, nach mehrjährigem Aufenthalt im Ausland, nach Warschau und sah Wyspiański nur gelegentlich der spärlichen Besuche in Krakau. So weiß er uns bloß die ansprechende Schilderung der Häuslichkeit des Dichters zu geben, der in seinen Kindern aufging und den unüberlegten Schritt in die Ehe mit einer wenig sympathischen Bäuerin schwer zu büßen hatte. Wie Krakau seinem großen Sohne nach dem „Wesele" die Lorbeeren reichte, die es lange verweigert hatte, das berichtet Nowaczyński einzig nach mittelbaren Eindrücken. Ungemein wertvoll das Anekdotische und der Hinweis auf einige wichtige Charakterzüge des Dichters: sein Grand-Seigneurtum, seine fieberhafte Emsigkeit, seine Skrupeln gegenüber der psychologischen und historischen Treue, die Freude am geselligen Leben, die Asexualität seines Schaffens. Wir erfahren von den Antipathien persönlicher — gegen die Kunsthistoriker und gegen die Maler des Stanczykenkreises — und allgemeiner Natur, gegen das K. K. schwarz-gelbe Polentum, gegen die Berufspolitiker überhaupt. Nowaczyńskis glänzend geschriebener, im Ton zwischen respektvoller Rührung und liebenswürdiger Selbstironie taktvoll die Mitte haltender Essai hat für die Erkenntnis von Wyspiańskis Persönlichkeit mehr Bedeutung als die zahlreichen seitenreichen Schriften, die bisher über den Autor der „Wesele" erschienen sind.

Otto Forst-Battaglia.

Oscar Skarbek-Tłuchowski: Wyspiański e la „Giovane Polonia". (Wyspiański und Jungpolen.) — Rivista di letterature slave 1927. Anno 2, Fasc. 4. S. 522—540.

Zum Verständnis der durch die „Młoda Polska" vertretenen Geistesrichtung schildert der Verfasser kurz die ihr voraufgegangene Generation mit ihrer Neigung zum praktischen calcule und zum Opportunismus in Leben und Politik. Die Reaktion dagegen ist keine rein polnische Sache, der französische Impressionismus und Symbolismus, vertreten durch Verlaine, Baudelaire u. a., hat stark beeinflussend gewirkt. Das von Szczepański geleitete „Życie" vereint die verschiedensten Persönlichkeiten und Gesinnungen zum einmütigen Kampf gegen den literarischen Positivismus und politischen Opportunismus. So tritt Tetmajer für subjektiven Impressionismus ein ohne den Ansporn einer bestimmten Idee, gleich ob moralischer oder politischer Natur, Górski u. a. wollen die unbedingte Freiheit des künstlerischen Individuums, schließlich wird Przybyszewski zum Haupt des Jungen Polens im schrankenlosen Kult des künstlerischen „Ich", der Forderung zur Schürfung im Reiche des Unterbewußtseins, der Ablehnung jeden Realismus. Daneben aber erhebt sich ein religiöser Idealismus, dem Ausgang und Endpunkt nach unverkennbar der Romantik verwandt: Vaterland und Glauben stehen wieder im Mittelpunkt und das Streben nach nationaler Freiheit. Man hat aber dem Messianismus abgesagt, will nicht resigniert leiden, sondern kämpfen, und die Rettung soll das Volk bringen. Wyspiański ist der hervorragendste Vertreter dieser gegen Przybyszewski und seinen egoistischen Individualismus gerichteten Schule. Skarbek-Tłuchowski vergleicht Wyspiański einem in ununterbrochener Tätigkeit befindlichen Vulkan. Er kennt keine Ruhe. Seine ganze Dichtung, auch wo sie vernachlässigt in der Form und unklar im Gedankengange erscheint, verrät immer den Pulsschlag des Genies. Bewunderungswürdig sind auch seine an den Menschen der Renaissance erinnernde Vielseitigkeit und die Anpassungsfähigkeit an die Kunst der verschiedensten Zeiten. Seine am meisten entwickelte Eigenschaft ist die visuelle Begabung. Selbst Maler (Schüler Matejkos), zeigt er auch hier seltenen Reichtum der Ausdrucksfähigkeit. Die Bedeutung seiner Malereien in der Franziskanerkirche in Krakau wird erst jetzt voll erkannt, sie waren in der Formensprache ihrer Zeit vorausgeeilt. Bei der Analyse der seinen Dichtungen und Dramen zugrunde liegenden pantheistischen und zugleich heroischen Weltanschauung drängt sich die Wahrnehmung auf, daß sie edel und tiefgründig, aber nicht durchaus originell ist, die Exaltation der Kraft des Individuums erinnert z. B. an Nietzsche. Wyspiański aber verlangt diese höchste individuelle Krafteinsetzung im Dienste des patriotischen Gedankens, so in der Dichtung „Kazimierz Wielki" und ähnlich in „Warszawianka". Die Abkehr von der messianischen Idee der polnischen Romantik macht Wyspiański auch zum Gegner des idealistischen Quietismus des großen polnischen Nationaldichters. Mickiewicz wird in „Legion", seinem moralischen Wert nach dem einfachen Soldaten, der in der napoleonischen Armee mitkämpft, nachgestellt. Hatte Wyspiański in dieser Dichtung die Kritik des romantischen Messianismus ausgesprochen, so wurde das Polen der Gegenwart in dem Drama „Wesele" (1901) der schärfsten Kritik unterzogen. Indem hier die moralische Schwäche und Nichtigkeit der zeitgenössischen Gesellschaft im Versagen der patriotischen Pflicht gegenüber geschildert wurde, in einer Weise, welche an Stelle aller Illusionen eine gähnende Leere zurückließ, sollte das 1903 geschaffene Drama „Wyzwolenie" zeigen, daß aus dem einfachen Volk noch Rettung zu erhoffen ist. Das ein Jahr später folgende Drama „Akropolis" verherrlicht noch einmal in der Vision des Christus-Apollo das Symbol der Kraft, der Freude und des Lebens. Das Traumhafte der Dichtung entrückt sie ganz in das Gebiet des Irrealen. In den Dramen „Bolesław Śmiały" und „Skałka" führt der Kampf zwischen Despotengewalt und dem Ideal der Askese und christlichen Duldsamkeit zum Siege der ersteren. Die „Noc Listopadowa" verherrlicht noch einmal die befreiende Tat. Doch Wyspiańskis letzte Dichtung „Powrót Odysa" zeigt

den Geist des Dichters von finsterstem Pessimismus erfüllt, noch im Jahre ihres Erscheinens (1907) stirbt Wyspiański, verlassen und vergessen selbst von seinen Freunden. Skarbek Tłuchowski sieht den Geist der früheren Werke Wyspiańskis verkörpert in der gegenwärtigen Generation Polens, für die seine Ideale richtunggebend sind. Emmy Haertel.

Marja Dąbrowska: Bronisława Ostrowska. Wiadomości Literackie 1928, Nr. 24.

E(dward) K(ozikowski): Bronisława Ostrowska. Tęcza 1928, Nr. 32.

Bronisława Ostrowska war eine der vorzüglichsten Vertreterinnen romantischer Epigonendichtung. In den letzten Jahren ihres allzu kurzen Lebens war sie in Vergessenheit geraten. Das stärkere Talent der Iłłakowicz, die der Ostrowska artverwandt war, hat die liebenswürdige, kindhafte und den Kindern holde Manier ihrer Vorläuferin mit raffiniertem Wortprunk umkleidet. Ein Dutzend Bücher der Ostrowska versinken langsam in die Bibliographien und Schülerbibliotheken, und auch dem posthumen Versband des „Tartak Słoneczny" prophezeie ich das gleiche Los. Der Aufsatz von Marja Dąbrowska wird der Persönlichkeit der Ostrowska gerecht, Kozikowski aber überschätzt sie zusamt ihrem Werk auf das ungeheuerlichste. Bei der Dąbrowska findet man auch einiges zur Biographie und ein Verzeichnis der gedruckten Werke. Die Lebensdaten möge man im „Ruch Literacki", Bd. 3, 190, nachlesen. Otto Forst-Battaglia.

Emil Zegadłowicz.

Władysław Leopold Jaworski: Godzina przed jutrznią. (Die Stunde vor der Morgenandacht.) Tęcza 1928, Nr. 6.

Stanisław Kasztelowicz: Mystycyzm w twórczości Zegadłowicza. (Der Mystizismus in Zegadłowiczs Werk.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 20.

Kasztelowicz gibt in seiner schönen Studie über die seelischen Quellen von Zegadłowiczs herrlicher Dichtung dem unbesonnenen und ungerechten Angriff Zawodzińskis die beste Antwort. Auf die Doppelfrage „ein Genie oder ein Künstler der Reklame" wagt er herzhaft die Entgegnung: ein Genie religiösen Empfindens. Professor Jaworski, der von jeher Zegadłowicz mit Sympathie sich genaht hatte, sagt auf ein paar Spalten, die er dem autobiographischen Roman des Dichters widmet, noch mehr als diese allgemeine Feststellung. Er charakterisiert Zegadłowicz als einen Realisten des Romantischen, einen peinlich genauen Schilderer von der alltäglichen, durch eine poetische Mauer abgegrenzter Traumwelt. Otto Forst-Battaglia.

Juljan Tuwim: Wojna o „Wiosnę" Tuwima. (Der Krieg um den „Frühling" Tuwims.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 20.

Tuwim, der hervorragende Lyriker, hat im heurigen Jahre den Literaturpreis seiner Vaterstadt Łódź erhalten. Das bot den Vorwand zu einer Pressefehde, die mit künstlerischen Dingen nur äußerlich etwas gemeinsam hatte. Es war nicht der erste Streit, in dessen Mittelpunkt Tuwim stand. Zu Beginn seiner Laufbahn, im Jahre 1918, als er mit Universitätskollegen die Zeitschrift „Pro studio et arte" zum Organ eines vehementen Kampfes um neuen Inhalt der Lyrik auserkor, knüpfte sich an die Veröffentlichung eines Gedichtes „Frühling" eine jener Polemiken, die in der Literaturgeschichte als Auftakt einer neuen Epoche immer wiederkehren. Die brutalen, zynischen Verse, deren Architektonik von eigenartiger Schönheit des Zweckbaus war, wurden ob ihrer herausfordernden Verhöhnung des zar-

teren und auch des bloß konventionellen Empfindens als Majestätsverbrechen gegen die Poesie angeklagt. Viel trug zu der Abneigung gegen diese unpoetische Dichtung bei, daß Tuwim Jude ist und, bei aller Meisterschaft im Gebrauch des polnischen Wortes, mit seiner Gedankenwelt ganz in unpolnischen Vorstellungen wurzelt. Der „Frühling" hat als programmatische Schöpfung einer von dem bisherigen Gehalt der polnischen Lyrik so verschiedenen, urbanistischen, zerebralen Dichtung, in der etwas vom selbstzerfleischenden, grausamen Hohn und der unterdrückten Wehmut des Ghettos ist, seinen Platz in der Literaturgeschichte. Ob und auf wie lange auch im Schatz der polnischen Literatur, das wird die Zukunft lehren. Ich persönlich glaube nicht, daß dieses wenig glückliche Debüt zu den bleibenden Leistungen des Autors der „Lauer auf Gott" gehört... In den „Wiadomości Literackie" werden Artikel und Briefe, vor allem aus „Pro studio et arte", auszugsweise abgedruckt, die vor zehn Jahren über den „Frühling" Tuwims erschienen. Der Eindruck, den sie zurücklassen: Tuwims „Frühling", une date, mais cela date. Otto Forst-Battaglia.

Kazimiera Iłłakowiczówna.

Stefan Kołaczkowski: Czary Laodamji. (Die Zauber der Laodamia.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 36.

Zygmunt Wasilewksi: Poezja duszy rozdwojonej. (Die Poesie einer zwiespältigen Seele.) Myśl Narodowa 1928, Nr. 19.

Von den beiden Studien über die ausgezeichnete Lyrikerin ist die Wasilewskis die ungleich tiefere. Er sieht vor allem die Tragik, dann aber auch die künstlerische Fruchtbarkeit der Duplizität von Romantik und Sehnsucht nach der harmonischen Vollendung. Kołaczkowski betrachtet die Iłłakowiczówna ihrer Form halber als klassische Dichterin. Er zieht sehr unzutreffende Parallelen mit dem Expressionismus heran und sucht nicht dort nach Analogien, wo sie sich geradezu aufdrängen, in der katholischen Gruppe des französischen Symbolismus. Wenn aber Kołaczkowski so entschieden leugnet, die Iłłakowiczówna sei eine Romantikerin, so widerlege ihn eine von ihm selbst gegebene (und ebenso schöne als richtige) Definierung ihres Wesens als „mondsüchtiger Einsamkeit". Wie weit ist es von da zur romantischen „mondbeglänzten Zaubernacht" und zur stolzen Einsamkeit des Poeten inmitten der philiströsen Menge? Otto Forst-Battaglia.

Andrzej Strug.

Henryk Drzewiecki: Komiczny defraudant. (Ein kosmischer Defraudant.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 19.

Der Roman „Das Vermögen des Kassiers Śpiewankiewicz", Strugs letzte, im Regierungsblatt, dem „Głos Prawdy", erschienene Erzählung, beansprucht mehr als Zeitdokument, denn als künstlerische Leistung Beachtung. Es ist eine brutale Kriminalgeschichte, in der alles am Golde hängt und zum Golde, damit zu dem gegen, sei es auch erbrochene, Kasse zu erhaltenden Sinnenrausch sich drängt. Mit diesem Nachtstück aus dem Nachtleben schwarzer Seelen des schwärzesten Warschau verbindet sich eine individuelle Fabel, die man ähnlich schon hundertmal und besser gelesen hat, wie nämlich ein lange in den Bahnen der Pflicht dahinschleichender Familienvater und Philister von einer jüdischen Dalila seiner Ehre beraubt und seiner erotischen Sehnsüchte bewußt gemacht wird. Drittens das bei jeder polnischen Erzählung unerläßliche Motiv der nationalsozialen Reform, das zugleich Motiv der Handlung schlechtweg ist. Dazu die üblichen Interventionen aus einer nebelhaften vierten Dimension. Daß aus der Gesellung dieser vier Elemente eine Legierung herauskommt, die man in Wien als Schmarrn bezeichnen würde, sagt Drzewiecki nur in der vorsichtigen Verhüllung, die gegenüber der Person des sehr einflußreichen Autors ge-

ziemt. Hier seien die verschwiegenen Konsequenzen laut gezogen und noch daran erinnert, daß Drzewiecki es unterließ, auf die in- wie ausländischen Anleihen, die der Kassier Śpiewankiewicz ohne Sorge um die Bedeckung getan hat, hinzuweisen. Daß z. B. Professor Ghost eine Reinkarnation des Professor Geist aus der Prus'schen „Lalka" darstellt, der Kassier, vom Georg Kaiser nimmt, was eigentlich Gottes ist, nämlich die Seele, daß Żeromskis Schatten das Nachtstück noch finsterer gestaltet und von Kaden-Bandrowski bis zu Nowaczyński auch Strugs Zeitgenossen anonym mitgearbeitet haben. Die Person des hochangesehenen, einst literarisch beachtsamen und politisch auch heute beachteten Verfassers, der historisch-dokumentarische Wert des Buches rechtfertigen es wohl, wenn ich hier den Aufsatz Drzewieckis zum Anlaß für diese Analyse nahm.

Otto Forst-Battaglia.

Józef Conrad.

Stefan Kołaczkowski: Conrad po polsku. (Conrad auf polnisch.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 30.

Artur Prędski: W sprawie Conrada. (In Sachen Conrad.) — Ibid. Nr. 19.

K. W. Zawodziński: Wyjaśnienie do artykułu decyzji Conrada. (Aufklärung zum Artikel über Conrads Entscheidung. — Ibid. Nr. 22.

Die Polemik über Conrad (vgl. diese „Jahrbücher" NF. 3, 554 ff.; 4, 353) geht weiter. Prędski beharrt bei seiner unsentimentalen und sicher der Wahrheit nahekommenden Deutung von Conrads Engländertum und wiederholt, daß man den Autor von „Lord Jim" nur als englischen, nie als polnischen Schriftsteller ansprechen dürfe, obwohl der polnische Ursprung auf Motive und Richtungen von Conrads Schaffen seinen Einfluß behalten habe. Zawodziński argumentiert weiter mit der unleugbaren Tatsache, daß Conrad aus einem „idealistischen" Milieu stamme und deshalb bei seinem Entscheid für England kein praktisches Motiv gehabt haben könne. Man erinnere sich aber des bekannten Sophismus von Epimenides, dem Kreter (Epimenides ist ein Kreter, alle Kreter lügen — Epimenides sagt, daß alle Kreter lügen, folglich hat er entweder die Wahrheit gesagt, und dann ist es nicht wahr, daß alle Kreter lügen, oder er hat nicht die Wahrheit gesagt, dann ... usw.). Conrads allgemeine Struktur hat nichts mit dem Handeln im einzelnen Fall zu schaffen, und die vorhandenen Materialien bei Aubry berechtigen uns vollkommen zur Behauptung, daß bei Conrads Umkehr zu England nur die Macht der Verhältnisse, kein tief durchdachtes Programm den Ausschlag gegeben hat.

Kołaczkowski nimmt das Erscheinen der — vortrefflichen — polnischen Conrad-Ausgabe des „Dom książki polskiej" zum Anlaß zu sehr klugen Bemerkungen, die eine Synthese der von Prędski und Zawodziński vorgebrachten Gedanken darstellen. Conrad, ein Polen verloren gegangener englischer Schriftsteller, ein Tatmensch, für den der polnische Raum zu enge war, und zugleich stets im Banne der unverlierbaren Eindrücke aus dem „Lande der Kinderjahre". Zumal im herrlichen „Fürst Roman".

Otto Forst-Battaglia.

Tadeusz Boy-Żeleński.

Stanisław Higier: W Sorbonie i gzdieindziej. (An der Sorbonne und anderwärts.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 27.

Ein preisgekröntes Preislied, das beinahe einem Preiskurant der künstlerischen Valeurs von Tadeusz Boy-Żeleński gleicht. Von der raffiniertem Aufrichtigkeit gezeitigt, mit der Reisende von dieser Zigarrensorte abraten.

um doch jene an den Mann zu bringen. Boy hat also in den Theaterkritiken nichts Ungewöhnliches geleistet, sie sind nach jedermanns Geschmack, indes die Pariser Impressionen: prima und das Werk eines echten Dichters. Ach, dem zarten, hauchzarten Macédoine französischer Lese- und sonstiger Früchte, das uns Boy in seinem entzückenden Buch vorsetzt, gibt Higier den Anschein einer Omelette (mit Mehl!), um die sich der Lärm wirklich nicht verlohnte. Dazu der Stil: Boy, ein Eiferer? Eine schöne Zusammenstellung. Ein erbaulicher Anblick. „Da könnte ein Pferd lachen," würde darüber der Schuldige selbst schreiben. Und dennoch. Es kommt vor.

Otto Forst-Battaglia.

J. E. Skiwski: Jerzy Szaniawski. Tęcza 1928, Nr. 18.

Ironie und Gleichgültigkeit gegenüber der Wirklichkeit, also die reinste Romantik sind die Dominante in Szaniawskis Wesen. Darin stimme ich Skiwski bei. Es scheint mir freilich, daß im Gesamturteil über den Autor von ein paar hübschen Theaterstücken à la Sarment und ein paar ungleichen Novellen, so zwischen Symbolismus und Neoromantik, ein paar Akkorde zu hoch gegriffen wurde.

Otto Forst-Battaglia.

Stanisław Ignacy Witkiewicz.

Boy-Żeleński: Le Théâtre de Stanisław Ignacy Witkiewicz. — Pologne Littéraire 1928, Nr. 18.

Izabela Lutosławska: Metafizyka dwugłowego cielęcia. (Die Metaphysik des zweiköpfigen Kalbes.) — Tęcza 1928, Nr. 23.

Stanisław Ignacy Witkiewicz, der Sohn jenes um die Entdeckung längst verschollener Schätze der Volkskunst so hochverdienten Stanisław Witkiewicz, des Kritikers, Malers und Poeten, ist unstreitig die interessanteste Persönlichkeit unter den sehr wenig interessanten Vertretern polnischer Dramatik der Gegenwart. Er erinnert in vielem an Cocteau, noch häufiger an Pirandello, an Hugo Ball und an die deutschen Expressionisten, kurz, wir haben in ihm die polnische Verkörperung eines dramatischen Dernier Cri gegen (und wider) den Himmel, die Tradition, die verfaulte Bourgeosiewelt zu erblicken. Hinter den ebenso unheimlichen wie in Polen unheimischen Gebärden des seine Wunderlichkeit stolz zur Schau-Bühne tragenden Ekstatikers entdecken wir freilich das echte Talent eines raffinierten Kenners der Szene und das nicht minder echte Dichtertum eines unverbesserlichen Romantikers. Dieser Don Quijote kämpft gegen die Windmühlen, Phantome, welche er sich selbst geschaffen hat, und er weiß es uns glaubhaft zu machen, daß die Truggebilde doch höhere Wahrheit, daß die skurrile Verzerrung ungeahnte Wirklichkeit bedeuten. Boy-Żeleński zeigt, daß die Dialoge in Witkiewiczs Stücken im Grunde nur zwischen den verschiedenen Ichs des Autors geführt werden, der in sich wiederum die ganze Menschheit und ihren Jammer resümiert. Die Einfühlungsgabe Boys in den sorgsam entwirrten Komplex der Vorstellungen eines dem unerbittlichen Realisten so sehr entgegengearteten Ingeniums ist bewundernswert, und die Eleganz, mit der — zum Unterschied von manchen anderen Artikeln der „Pologne Littéraire" in einem f r a n z ö s i s c h e n Französisch — die schwersten Probleme so lange umschrieben werden, bis sie beschrieben sind, kaum zu übertreffen.

Frau Lutosławska nimmt eines der merkwürdigsten Stücke Witkiewiczs, das den nicht minder merkwürdigen Titel „Die Metaphysik des zweiköpfigen Kalbes" führt, zum Anlaß, um den zerebralen Charakter des Autors und seiner Dichtung zu betonen. Wenn sie dabei leugnet, daß er poetischer Gnade erfüllt sei, so vergißt die Kritikerin, daß wir längst hinter der Poesie der Blümelein und zarten Empfindungen die andere der Technik und des schöpferischen Hirnes begriffen haben. In dieser Poesie hat, für den polnischen Bereich, Witkiewicz seinen unbestreitbaren Platz.

Otto Forst-Battaglia.

Jerzy Kossowski.

Jan Skorc: Rezensionen von Jerzy Kossowski „Zielona Kadra" („Das grüne Kader") und „Kłamca" („Der Lügner"). Tęcza 1928, Nr. 27, 33.

Der neu am polnischen Literaturhimmel auftauchende Stern Jerzy Kossowskis wird durch ein kritisches Brennglas betrachtet, das einiges an der Umhülle dieses starken Talentes versengt, das Wesentliche aber, seine ursprüngliche narrative Begabung bestehen läßt. Mit Recht hebt Skorc die Titelnovelle des „Grünen Kader" weit über deren Begleiterzählungen und über den Roman „Der Lügner" empor. Otto Forst-Battaglia.

Józef Piłsudski.

Paweł Hulka-Laskowski: Piłsudski jako pisarz. (Piłsudski als Schriftsteller.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 30.

Hulka-Laskowski würdigt die literarischen Qualitäten von Piłsudskis autobiographischen und politischen Schriften. Das Urteil über den hohen literarischen Wert dieser Bücher wird man gerne akzeptieren, indes scheint mir der Vergleich mit Livius gänzlich verfehlt. Piłsudski kann, wenn irgendeinem antiken Autor, so Caesar und sein Werk dem „Bellum Gallicum" zur Seite gestellt werden. Hier wie dort die im Grunde politische Absicht; hier wie dort ein großes schriftstellerisches Talent im Dienste einer genialen politischen Begabung und darum letzten Endes doch nur als Mittel zum praktischen Zweck. Auch eine zweite Parallele ist unzutreffend; Piłsudski hat nichts vom Prediger in sich und verkörpert den literarisch wohlbekannten Typus des hinreißenden Agitators, etwa in der Art der großen Journalisten der französischen Revolution. Otto Forst-Battaglia.

Mieczysław Smolarski: Stanisław Szpotański. Tęcza 1928, Nr. 29.

Von dieser völlig das Maß verlierenden Studie über einen höchst unbeträchtlichen Zeitgenossen, eine Art polnischen Walter Bloem, der sich mitunter psychologisch und verrucht gebärdet, und in dessen sich häufenden Erzählungen, weil es dort stets die Patria gibt, noch lange nicht immer gut ist; von dieser Zeitungsartikel gewordenen Geburtstagsfestrede auf einen verdienstvollen Historiker, Politiker und Publizisten, der aus diesen drei Eigenschaften eine vierte, nicht vorhandene, die Gabe zum historischen Romanschriftsteller sich deduzierte, nur darum Notiz, um ein Beispiel der noch zu zahlreichen und sehr überflüssigen literarischen Silhouetten zu geben, die in der trefflichen Posener Zeitschrift „Tęcza" gleichsam als kritische Kinderkrankheiten mitgeschleppt werden. Otto Forst-Battaglia.

Karol Irzykowski: Polska literatura powojenna. (Die polnische Nachkriegsliteratur.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 35.

Polnische gekürzte Inhaltsangabe eines unter dem Titel „Entspannungen und neue Spannungen" deutsch erschienenen Aufsatzes des bekannten polnischen Publizisten. Der Aufsatz soll in einem mir nicht weiter bekannten „Völkermagazin" erschienen sein, ist aber vermutlich mit einer im „Querschnitt" abgedruckten Causerie über das polnische Schrifttum der letzten Jahre identisch. Irzykowski, der seinerzeit an deutschen Hochschulen eine solide literarhistorische Schulung genossen hat — insbesondere R. M. Werner war auf ihn von Einfluß —, weiß sehr viel Interessantes über sein Thema zu sagen. Ich fürchte nur, daß dem großen Publikum die Namen doch leerer Schall und Rauch bleiben werden, die da in allzu großer Fülle herumwirren — ein anderes, wenn man, wie ich es in diesem Jahrbuch tat, zu einem fachlich vorgebildeten Publikum spricht —. Auch halte ich es für sehr bedenklich, einerseits die geistreichen Ideen Irzykowskis einer völlig des dargestellten Gegenstandes unkundigen Leserschaft vorzutragen, der besser

eine an die hergebrachten literaturhistorischen Begriffe orientierte Übersicht über die wesentlichen Schulen und Werke geboten worden wäre. Schließlich beanstande ich methodisch, daß Irzykowski, wie er in den „Wiadomości Literackie" stolz versichert, „alles, wie es sich für die Propaganda ziemt, lobend schrieb". Die sogleich einbekannten Skrupel sind nur zu berechtigt. Wenn eine vollständig ignorierte Literatur, wie es die polnische nun einmal in Deutschland ist, propagiert oder sagen wir lieber, in ihren Werten erschlossen werden soll, dann geschehe es nicht mit den Methoden eines Kriegspressequartiers zum literarischen Kampf mit den neuen Freunden. Die polnische Ansicht, es müsse gerade in Deutschland jeder polnische Autor über den grünen Klee gelobt werden, ist rein praktisch genommen unzutreffend. Die schwachgeistigen Journalisten, die einen mir sehr nahestehenden Autor beschimpfen, weil er auch für den polnischen Bereich eine Katze eine Katze und sogar die polnischen Rollins literarische Fripons nennt, wo sie es verdienen, ahnen nicht, wie üble Dienste sie ihrem Lande und wie große diesen Kritikern erweisen, welche sich von dem unverrückbaren Grundsatz leiten lassen: ne quid falsi audeat ne quid veri non audeat scientia. Und mit der Wissenschaft hat sich doch Irzykowski genug Zusammenhang bewahrt, um dieses Prinzip zu beachten. In eigener Sache muß ich es als starkes Stück bezeichnen, daß Irzykowski frisch darauf los behauptet, seine Arbeit sei „der erste Versuch einer Synthese der polnischen Nachkriegsliteratur". Die Leser der Jb. werden sich meiner Aufsätze an dieser Stelle erinnern. Außerdem habe ich „Synthesen der polnischen Nachkriegsliteratur" in der angesehensten deutschen literarhistorischen Zeitschrift, dem „Euphorion", in der führenden katholischen Revue, dem „Hochland", im „Gral", in der „Kölnischen Volkszeitung", in den literarischen Beilagen zum „Münsterischen Anzeiger" und zur „Rhein-Mainischen Volkszeitung", endlich in der „Neuen Schweizerischen Rundschau" publiziert. Wenigstens eine dieser seit vier Jahren veröffentlichten Übersichten hätte zur Kenntnis Irzykowskis gelangen können, zumal sie sämtlich in den polnischen literarischen Zeitschriften und Zeitungen eingehend gewürdigt wurden.

Otto Forst-Battaglia.

M i e c z y s ł a w P i s z c z k o w s k i : **Studja nad przyrodą w literaturze polskiej. (Studien über die Natur in der polnischen Literatur.)** Ruch Literacki Bd. 3 (1928), S. 139—142.

Im wesentlichen eine kritische Bibliographie der wenigen Arbeiten, die der Natur als Gegenstand des dichterischen Schaffens im allgemeinen und bei den bedeutendsten Schriftstellern Polens gewidmet sind.

Otto Forst-Battaglia.

Das Problem der Arbeiterdichtung.

J a m N e p o m u c e n M i l l e r : **Poezja pracy a poezja proletarjacka.** (Poesie der Arbeit und proletarische Poesie.) — Wiadomości Literackie 1928, Nr. 19.

A n a t o l S t e r n : **O zmianę metod naszej krytyki.** (Über eine Änderung unserer kritischen Methoden.) — Ibid., Nr. 31.

S t a n i s ł a w W y g o d z k i : **O zmianę frontu.** (Über eine Änderung der Front.) — Ibid., Nr. 29.

Die „Wiadomości Literackie" setzen die Artikelserie über das Problem der Arbeiterdichtung (vgl. diese Jb. NF. 4, 353 ff.) fort. Es kommt trotz des Aufwands an Papier und geharnischten Worten nicht viel bei dieser Diskussion heraus, die im Grund mehr politisch als literarisch, sich zwischen B. B., P. P. S. und polnischen Kommunisten abspielt. Wenn Miller der Arbeitspoesie etwa die Aufgabe zuweist, die faulen Polen dahin zu begeistern, daß in den Ämtern die Akten schneller erledigt und in den Fabriken schneller gearbeitet werde; wenn Stern die an sich sehr nützliche Mahnung nach

besserer literarfachlicher und historischer Bildung der ungezählten Legionen jugendlicher Kritiker vorbringt, so ist das summa summarum ein Lärm um Nichts. Wygodzkis agitatorische Apostrophe, es mögen die Arbeiter des Worts ihr Handwerk den Arbeitern von Hammer und Sichel überlassen: sie müssen die Front ändern, wäre besser (und ebenso schlecht) in einem Festaufruf der Dritten Internationale erklungen. Ich glaube das Recht zu haben, mein tiefes Bedauern auszudrücken, daß die Redaktion der vortrefflichen „Wiadomości", die, unbekümmert um die Schwierigkeiten ihrer hohen Aufgabe, über das Niveau ihrer Zeitschrift wacht, in der letzten Zeit einer gewissen politischen Richtung zu viel Einfluß und überhaupt der Politik den Eingang in die Spalten eines Organs gestattet, das gut täte, sich die vorbildliche Unparteilichkeit und apolitische Haltung der „Nouvelles Littéraires" zum Muster zu nehmen. Meine Befugnis zum Protest ist um so stärker, als ich, ohne mein Verschulden, von der gesamten Rechtspresse Polens in die Polemik hineingezogen wurde, die sich an die Publizierung von Wygodzkis aufreizendem Artikel anknüpfte. Aus den verschiedensten Gründen lege ich Wert darauf, auch an diesem Orte festzustellen, daß meine ständige und freudige Mitarbeiterschaft an der „Pologne Littéraire" keineswegs Gesinnungsgemeinschaft mit den Warschauer Moskowiten bedeutet.

Otto Forst-Battaglia.

Franciszek Klein: Dawne kawiarnie artystyczne. (Die alten Artistenkaffeehäuser.) Tęcza 1928, Nr. 36.

Über die Krakauer Literatenkaffeehäuser, deren zwei, der „Paon" und der „Michalik", eine Rolle in der polnischen Kulturgeschichte gespielt haben, die man fast mit der des Pariser „Procop" vergleichen könnte, wird das Wissenswerte und dazu viel Unterhaltsames erzählt. Man hat in dem „Neuen Athen" an der Weichsel wahrlich des attischen Salzes zur Würze der Literatenmahlzeiten genug gehabt. Das Alte, die alten Kaffeehäuser, freilich gestürzt, und kein neues Leben blüht aus diesen nur mehr von Touristen neugierig besichtigten Ruinen. Nur etwa 20 Jahre der „Młoda Polska", von etwa 1890 bis 1910, hatte die literarische Kaffeehaus-Blüte gewährt.

Otto Forst-Battaglia.

Jarosław Iwaszkiewicz: Wiec poetów. (Eine Dichtertagung.) Wiadomości Literackie 1928, Nr. 27.

Vom 8. bis 10. Juni 1928 hat zu Pławowice, auf der Besitzung des ausgezeichneten Poeten L. H. Morstin, der zugleich als Warschauer Korrespondent des „Czas" eine gewichtige politische Persönlichkeit ist und als Sprosse einer literarisch seit dem 16. Jahrhundert hervorragenden, übrigens ursprünglich deutschen Magnatenfamilie ein Bindeglied zwischen Schrifttum und vornehmer Gesellschaft bildet, eine Tagung der polnischen Lyriker stattgefunden. Iwaszkiewicz, Lechoń, Tuwim, Słonimski, die Leute vom „Skamander", Staff, der bedeutendste Lyriker der älteren Generation, Zegadłowicz, das Oberhaupt der regionalistischen Gruppe des „Czartak", waren der Einladung des Erneuerers der klassizistischen Dichtung gefolgt. Boy, Lemański, Miriam, Leśmian sandten Zustimmungskundgebungen. So fehlten von den großen oder bloß bekannten Namen eigentlich nur Tetmajer und die Iłłakowiczówna. Das freundschaftliche Beisammensein von Schriftstellern, die sich nicht immer miteinander vertrugen, hat als erfreulicher Fakt an sich schon Bedeutung; es scheint aber, daß auch konkrete Dinge, wie Fragen organisatorischer Natur zu befriedigendem Abschluß gebracht wurden. Wenn nur diese Kongresse dazu führen würden, daß Angriffe, wie die im letzten Jahr von Kritikern aus der nächsten Umgebung der in Pławowice friedlich vereinten Poeten gegen die Lyriker der Gegenseite unterblieben, z. B. die gegen Tuwim oder Zegadłowicz, von denen ich in diesen „Jahrbüchern" leider berichten mußte.

Otto Forst-Battaglia.

Die zwölf sympathischsten Gestalten der polnischen Literatur.

In den **Wiadomości Literackie** 1928, Nr. 28, wird das Resultat einer Abstimmung unter den Lesern dieser Zeitschrift veröffentlicht, die als sympathischste Gestalten der polnischen Literatur anführte: Judym aus den „Ludzie bezdomni", Zagłoba, Joasia aus den „Ludzie bezdomni", Kmicić, Madzia, Wołodyjowski, Basia, Ryszard Nicnaski (aus der „Walka z Szatanem" Żeromskis), Wokulski, Rafal Olbromski, Rzecki und Petronius. Das Resultat dieser Abstimmung, an der eineinhalbtausend Personen der kultiviertesten Schichten Polens teilnahmen, bietet Anlaß zu einer Fülle von Bemerkungen. Literaturhistoriker sollen an diesen Quellen zur Geschichte des Zeitgeschmacks nicht vorübergehen. Wenn man von der Besonderheit des Milieus absieht, das eine linksgerichtete Färbung und viel jüdischen Beigeschmack hat, so bleibt trotzdem bestehen, daß Sienkiewicz, Żeromski, Prus bei weitem die beliebtesten Autoren und ihre Gestalten die wahrhaft populären Helden sind. Noch deutlicher wird das bei einem anderen Resultat. Es erhielten überhaupt Stimmen: Gestalten aus den Werken von Żeromski 6773, von Sienkiewicz 5331, von Prus 2631 Stimmen. Erst in weitem Abstande folgen Mickiewicz mit 1339, Słowacki mit 909, Reymont mit 413 Stimmen. Hierauf Strug mit 299, Kaden-Bandrowski mit 286 Stimmen an der Spitze der Lebenden, dann die Orzeszkowa mit 276, Wyspiański mit 244, Tetmajer mit 214, Makuszyński mit 210, Goetel mit 183, Fredro mit 171, Krasiński mit 167, Berent mit 100 Stimmen.

Allgemeine Konstatierung: Sienkiewicz führt, wenn er selbst in diesem ihm weltanschaulich meist entgegengesetzten Leserpublikum gleich nach Żeromski erscheint, der bei anderer Zusammensetzung der Votanten vermutlich an die zweite Stelle rückte. Merkwürdig ist die fortdauernde Beliebtheit von Prus, der nach europäischem Geschmack teilweise sehr antiquiert anmutet. Sehr betrüblich die geringe Begeisterung für Mickiewicz, katastrophal geradezu die Stimmenanzahl für Fredro und Krasiński, die in einem Lande, wo wirklich die literarische Kultur in die weitesten Schichten dringt, bei einer Abstimmung gleich nach den populären Romanautoren gerückt wären. Unbegreiflich die Kritiklosigkeit, mit der ephemere Erfolge überschätzt wurden. Könnte man in Polen französisches Maß anlegen, so hätte das Resultat, unter Berücksichtigung des Vorsprungs, den die Erzähler stets einnehmen, etwa so lauten müssen: Sienkiewicz, Żeromski, Mickiewicz, Fredro, Słowacki, Krasiński, Wyspiański, Malczewski, Kraszewski, Prus. Ein weiteres bedenkliches Zeichen ist, daß die großen Namen der früheren Jahrhunderte, wie Kochanowski, Krasicki, so gar nicht mehr lebendig sind. Oder soll man als anderes, nicht minder bedenkliches Zeichen die scharfe Trennung im literarischen Geschmack der beiden politischen Heerlager verzeichnen, von denen die Rechte nicht wissen will, was die Linke, und die Linke nicht, was die Rechte tut, weshalb beide oft nicht wissen, was sie selbst tun sollen? Otto Forst-Battaglia.

Władysław Pociecha: Drugi egzemplarz exlibrisu Macieja Drzewickiego z 1516 r. Kartka z dziejów humanizmu w Polsce. — Silva rerum 1927, S. 168—173.

W. Pociecha hat in einer Sammlung verschiedener Fragmente von Drucken der Biblj. Kórnicka ein zweites Exemplar des ältesten poln. Exlibris gefunden, das, dem bekannten Humanisten und Politiker Maciej Drzewicki gehörig, von K. Piekarski nach einem Explr. der Jag.-Bibl. in „Exlibris" V, S. 3 beschrieben wurde. Das Explr. der Bibl. Kórnicka ist nachweislich aus einer Handschrift: „Rhetorica Philipi Callimachi manu eius spripta ..." losgelöst, die heute nicht auffindbar ist. W. Pociecha nimmt daher Gelegenheit zu interessanten Ausführungen sowohl über diese Handschrift als auch über das gegenseitige Verhältnis des M. Drzewicki zu Ph. Callimachus und einigen Mitteilungen über die bisher nur ungenügend bekannte Jugendzeit

Drzewicki's auf Grund eines Codex mit Biographien Gnesener Erzbischöfe und Krakauer Bischöfe (Biblj. Ord. Zamoyskich w Warszawie, Rps. nr. 5).
E. Koschmieder.

Kazimierz Piekarski: Krakowska pana Stuchsowa peregrynacja w legendę obrócona. — Silva rerum 1927, S. 119—123.

Piekarski weist nach, daß Georg Stuchs, der bekannte Nürnberger Drucker, nicht in Krakau gedruckt hat. Von den beiden Drucken, die Płaśnik für eine angeblich in Krakau befindliche Offizin des Georg Stuchs beansprucht (Monumenta Poloniae Typographica. Einleitg. S. 23), existiert der eine, ein Krakauer Brevier von 1502, überhaupt nicht, und der andere, ein „Missale illustris principis Friderici cardinalis", angeblich von 1499, zeigt keinerlei Spuren davon, daß er in Krakau gedruckt wäre. Die Quelle dieser Irrtümer sind die chronologisch angeordneten Bände der Bibliographie Estreichers. Es finden sich da Angaben, die letzten Endes auf falsche Kombinationen Janotzki's zurückgehen.
E. Koschmieder.

W. Budka: Piotrkowczyk i Kupisz. — Silva rerum 1928, S. 24—28.

Veröffentlichung von Dokumenten aus dem Landesarchiv und dem Stadtarchiv von Krakau über die Drucker Piotrkowicz und Kupisz mit Angaben über das Leben, die Tätigkeit und die Familien dieser Krakauer Drucker des 17. Jahrhunderts.
E. Koschmieder.

Świeżawska, Marja: Introligatorzy poznańscy w wieku XVI. — Exlibris VII, S. 71—89.

Die Verfasserin gibt in der vorliegenden Arbeit eine Zusammenstellung von all dem, was sich in den verschiedensten archivalischen Quellen über das Leben von Buchbindern in Posen im XVI. Jahrhundert feststellen läßt. Noch im XV. Jahrh. tritt ein „Nicolaus introligator" in diesen Quellen auf, der erste nachweisbare Buchbinder in Posen. Im XVI. Jahrh. nennen die Quellen deren etwa 40, von denen ich die Namen der folgenden anführen will: Johannes Patruus de Colo, Vater und Sohn, Maciej Długi, Jakób Depta, Stanisław Lwowko, Jan Ram, Mikołaj Gencz, Adam Milbach, Melchior Nehring, Dawid Sztro (Stroh), Konrad Kugler, Sebaldus, sowie Jan und Baltazar Wiosło. Was von ihnen berichtet wird, bezieht sich meist auf allerlei gerichtliche Angelegenheiten und gibt nebenher Kunde von manchen Geschäftsbeziehungen der Posener Buchbinder und Buchhändler z. B. mit Nürnberg, Leipzig und Krakau. Die Untersuchung der Einbände Posener Buchbinder möchte die Verfasserin einem Spezialisten überlassen. Beigefügt sind die Listen des Buchbinderinventars des Sebaldus sowie des Konrad Kugler im Abdruck.
E. Koschmieder.

W. Budka: Papiernia w Porębie Wiekiej. — Silva rerum 1928, S. 28—29.

Angaben über die Besitzer der Papiermühle in Poręba Wielka, die von 1608—1730 in Betrieb war, unter Beifügung einer Beschreibung der Papiermühle aus dem Landesarchiv in Krakau v. J. 1682.
E. Koschmieder.

W. Budka: Urządzenie papierni polskiej w początku XIX wieku. — Silva rerum 1928, S. 29—30.

Auf Grund von gerichtlichen Kostenanschlägen mit Reparaturplänen über die Papiermühle von Okleśna aus den Jahren 1839—1842, die im Landesarchiv von Krakau ruhen, gibt W. Budka unter Beifügung von entsprechenden Zeichnungen eine genaue Beschreibung der Einrichtung einer poln. Papier-

mühle aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts mit einer auf fachmännisches Urteil gegründeten Berechnung der Produktionsfähigkeit, der Kosten und des Reingewinns, der sich mit dieser Papiermühle erzielen ließ.

E. Koschmieder.

K a z i m i e r z P i e k a r s k i : Exlibris Jana Brożka czyli o profesorskiej genezie polskiego znaku książkowego. — Silva rerum 1927, S. 124—128.

K. Piekarski, Bibliothekar der Jag.-Bibl., macht den Leser in dieser Studie mit dem Exlibris des Jan Brożek (Joannes Broscius 1586—1652) bekannt, der als Mathematiker an der Akademie in Krakau lebte. Dieses Exlibris, von dem ein Faksimile beigefügt ist, findet sich auf der Rückseite des Titelblattes eines Exemplars des „Canon triangulorum sphaericorum" von Hadrianus van Roomen 1609, von der Holzschnittplatte direkt auf dem Papier des Buches abgezogen. Indem Piekarski dieses Exlibris mit anderen des XVI. Jahrhunderts zusammenstellt, zeigt er dann weiter, wie weit gerade die Professoren an der Verbreitung des Buchzeichens in Polen Anteil haben.

E. Koschmieder.

E d w a r d K u n t z e : Czem powinna być Bibljoteka Jagiellońska? — Silva rerum 1927, S. 65—68.

Die Krakauer Jagiellonische Bibliothek hatte ihrer geschichtlichen Entwicklung gemäß bis zum Ausbruch des Weltkrieges drei Hauptaufgaben: bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war sie eine w i s s e n s c h a f t l i c h e Universitäts-Bibliothek; die sich hieraus ergebenden Aufgaben behielt sie, als sich im Anfang des 19. Jahrhunderts nach der Einverleibung Galiziens mit der Stadt Krakau durch Österreich eine neue dazugesellte: als r e g i o n a l e Bibliothek die Druckerzeugnisse Galiziens zu sammeln; zu diesen beiden Aufgaben trat dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Krakau immer ausgesprochener das Zentrum polnischer Kultur, Wissenschaft und Kunst wurde, eine dritte: als N a t i o n a l b i b l i o t h e k zu sammeln, was auch immer in polnischer Sprache oder aber über Polen im Druck irgendwo erschien. Nach dem Wiedererstehen des polnischen Staates 1918 aber erhielt die Krakauer Bibliothek in der Warschauer Nationalbibliothek einen Rivalen. Ohne die Zweckmäßigkeit dieser Neuordnung einer Diskussion zu unterziehen, legt E. Kuntze, der jetzige Direktor der Krakauer Bibliothek, dar, in welche Lage die Jag.-Bibl. dadurch gekommen ist. Finanziell sei es untunlich, zwei große Nationalbibliotheken nebeneinander zu erhalten, und da an der Warschauer Bibliothek nicht zu rütteln sei, wäre es zweckmäßig, wenn die Jag.-Bibl. ihre Sammeltätigkeit als Nationalbibliothek auf die Vervollständigung ihrer reichhaltigen Bestände an Drucken bis zum Jahre 1918 beschränkte und die Sammlung der späteren Polonica — unbeschadet natürlich ihrer Sammeltätigkeit als Universitäts- und Regional-Bibliothek — ihrem Warschauer Rivalen überließe. E. Koschmieder.

A l e k s a n d e r B i r k e n m a j e r : Bibljoteka Jagiellońska a Bibljoteka Narodowa. — Silva rerum 1927, S. 81—84.

A. Birkenmajer geht auf den obigen Artikel E. Kuntzes ein. Auch er ist der Ansicht, daß die Jag.-Bibl. nunmehr von der auf K. Estreicher zurückgehenden Tendenz, eine Nationalbibliothek zu werden, abzugehen habe, ganz besonders auch deswegen, weil sie es im eigentlichen Sinne des Wortes doch nicht gewesen sei. Demgegenüber aber wirft Birkenmajer die Frage auf, ob die neue Nationalbibliothek dann nicht in allererster Linie Nationalbibliothek werden und ihre wissenschaftlichen Aufgaben ähnlich wie die Deutsche Bücherei in Leipzig erst an die zweite Stelle ihres Programms

setzen könne. Weiter stellt er die Frage zur Diskussion, ob die Jag.-Bibl. nicht als „historische Nationalbibliothek“ ihr Sammelgebiet an Polonica auf Drucke bis zum Jahre 1900 oder gar 1800 beschränken könnte.

E. Koschmieder.

Birkenmajer, Aleksander: Oprawa rękopisu 2470 Bibljoteki Jagiellońskiej i inne oprawy tej samej pracowni introligatorskiej XII wieku. — Exlibris VII, 29—70.

Die Jagiellonische Bibliothek besitzt eine große Zahl von Handschriften, die Tomasz Strzempiński während seines Aufenthaltes auf dem Konzil zu Basel in den Jahren 1433—1436 erworben und später († 1460) dem Collegium Artistarum in Cracovia vermacht hat. Vier von ihnen bilden ihrer Provenienz nach eine besondere Gruppe. Es sind das die Nrn. 312, 316, 1454 und 2470, von denen Birkenmajer nachweist, daß die drei ersten den schwer lesbaren Besitzvermerken zufolge aus dem Besitz eines Presbyters Wernherus stammen, der in den Jahren 1410—1436 im St. Leonhards-Hospital in Straßburg als Praebendarius gelebt haben muß. Gleiche Randnotizen wie in diesen drei Hss., die sich in Hs. Nr. 2470 finden, lassen Birkenmajer den Schluß tun, daß auch Hs. 2470 aus dem Besitz Wernhers stammt und mithin gleichzeitig mit den drei ersten von Strzempiński gekauft worden ist. Nachdem so festgestellt ist, wie diese Hs. nach Krakau kam, wendet Birkenmajer sich dem Einband der Hs. 2470 zu. Dem Einband nach gehört die Hs. in eine Gruppe mit drei anderen, die W. H. James Weale in seinem Werk: Bookbindings and rubbings of bindings in the National Art Library South Kensington II Catalogue (London 1894) auf S. 78—82 beschrieben hat, nämlich den Hss. 155 und 231 der Med. Fak. der Univ. Montpelliers und der Hs. Add. 35 167 des Brit. Mus. in London. Sie sind von besonderem Interesse, da sie die ältesten Repräsentanten der Lederbände mit Stempeltechnik sind, zu denen sich jetzt der bisher unbekannte Krakauer Band der Hs. 2470 als vierter gesellt. Ihre palaeographische Analyse ergibt, daß sie aus dem XII. Jahrh. stammen und in Frankreich oder England geschrieben wurden, daß aber nicht zwei von ihnen von demselben Kopisten stammen. Die beiden Hss. von Montpelliers tragen einen Besitzvermerk, demzufolge sie Eigentum Heinrichs, des dritten Sohnes Ludwigs VI. und der Königin Adelaid, waren und vor 1137 gebunden worden sein dürften. Birkenmajer weiß es, besonders unter Hinweis auf den Inhalt von Nr. 231 (Briefe des Ivon de Chartres † 1116) und auf die Unwahrscheinlichkeit einer Verbreitung dieses Textes in England um die fragliche Zeit, sehr wahrscheinlich zu machen, daß diese Hs. und ihr Einband aus Frankreich und nicht aus England stamme. Damit tritt er der seit Weale's Buch verbreiteten Ansicht entgegen, die Stempeltechnik habe ihre Wiege in England, welche auch von Haseloff schon in Zweifel gezogen war. Eine minutiöse Zusammenstellung aller auf den vier Einbänden verwandten Stempel führt zu dem Ergebnis, daß der Krakauer Kodex 2470, der des Brit. Mus. sowie Nr. 155 von Montpelliers aus einer Werkstatt stammen, während Montp. 231 von einem anderen Meister gebunden wurde, der aber mit dem Buchbinder der ersten drei Hss. in naher Beziehung gestanden haben mag und vielleicht sein Schüler war. Diese Anschauung befestigt Birkenmajer weiter durch eine Analyse der künstlerischen Komposition der Bände und ganz besonders durch die schlagende Übereinstimmung in einer ganzen Reihe von auffälligen technischen Absonderlichkeiten in der Bindetechnik selbst, die der Krakauer Kodex mit Nr. 155 von Montp. gemein hat — der Kodex aus dem Brit. Mus. ist infolge moderner Restauration in dieser Hinsicht nicht verwendbar — und die die Hs. Nr. 231 aus Montp. nicht aufweist. Die von Haseloff („Der Einband des Marcusevangeliums des Harderadus.“ Miscellanea Francesco Ehrle. V. Rom 1924) angenommene nahe Verwandtschaft eines Halberstädter und eines Prager Einbandes mit der uns hier interessierenden Gruppe lehnt Birkenmajer ab, indem er auf die Verschiedenheit der Stempel hinweist, die sich zwar ähn-

lich, aber nicht gleich sind. Die ganze Arbeit wird durch eine Anzahl vorbildlicher Reproduktionen außerordentlich anschaulich erläutert.

Vgl. hierzu: Zentralblatt für Bibliothekswesen 1927, S. 577.

E. Koschmieder.

Władysław Pociecha: Bibljoteka Kórnicka. — Silva rerum 1927, S. 161—168.

W. Pociecha, der jetzige Direktor der berühmten Polonica-Bibliothek in Kórnik, läßt uns hier einen Blick in die Geschichte dieser Sammlung tun. Er schildert, wie Adam Tytus Graf Działyński 1816 an die Gründung der Sammlung ging, um so wie J. M. Ossoliński der Nation eine Pflegestätte ihrer Kulturdenkmäler zu schaffen, und wie dann der Gründer und später seine Erben oft unter den schwierigsten Verhältnissen Hab und Gut nicht schonten und keine Mühe scheuten, die Sammlungen des Instituts zu mehren und seine Publikationen zu fördern. Nach der langjährigen Tätigkeit des 1923 verstorbenen Direktors Zygmunt Celichowski weist die Bibliothek u. a. heute, nachdem die rechtliche Stellung der gesamten Institute zu Kórnik durch Gesetz vom 30. 7. 1925 neu geregelt worden ist, 70 000 Bde. an Druckwerken mit weit über 100 Inkunabeln und rund 1700 Polonica des XVI. Jahrhunderts, über 2000 Handschriften und 201 Pergamenturkunden (vom XIII. Jahrhundert an) auf, die nunmehr Nationaleigentum geworden sind. Weiter legt W. Pociecha dar, welche große Arbeit noch an Ordnung und Inventarisation der Bestände zu leisten ist. E. Koschmieder.

Stanisław Bodniak: Album amicorum Jana Zborowskiego. — Silva rerum 1927, S. 174—179.

In der Biblj. Kórnicka findet sich ein Explr. von Jan Sambuk's: „Emblemata cum aliquot nummis antiqui operis" (Antwerpen, Plantin 1564), das sehr oft den Besitzer gewechselt hat. Es hat Jan Zborowski, dem Sohne des aus der poln. Reformationsgeschichte bekannten Piotr Zborowski, als album amicorum gedient, nachdem es doppelt durchschossen worden war. St. Bodniak übergibt hier die auf dem Durchschuß eingetragenen Sentenzen und Verse der Freunde Jan Zborowski's alphabetisch nach deren Namen geordnet der Öffentlichkeit. E. Koschmieder.

W. P(ociecha): Rękopisy Bibljoteki Kórnickiej. — Silva rerum 1927, S. 182—184.

Im „Pokłosie" der Zeitschr. „Silva rerum" gibt W. Pociecha ein Bild vom derzeitigen Stande der Handschrifteninventarisation in der Biblj. Kórnicka, wo erhebliche Teile noch der Bearbeitung harren, wie die Wronsciana, die Archive der Działyński's, Leszczyński's, Zaremba's und Materialien zur Emigration und zur Geschichte der poln. Aufstände u. a. Einige Worte über die Entstehung und das Anwachsen dieser Handschriftensammlung beschließen diese Ausführungen. E. Koschmieder.

F. Bielak: Kórnicka „Zuzanna". — Silva rerum 1927, S. 185.

In der Biblj. Kórnicka finden sich 6 lose Bogen eines Manuskripts, die Fragmente eines Susannengedichts enthalten. Das Manuskript scheint eine Abschrift zu sein und stammt offenbar aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. F. Bielak fügt dieser Mitteilung zwei kleine Textproben bei, die von dem Geschick des Verfassers Zeugnis ablegen. E. Koschmieder.

Dr. Z. Ciechanowska: Nieznany list Norwida. — Silva rerum 1927, S. 186—188.

In der Biblj. Kórnicka findet sich ein bisher unbekannter Brief Cyprjan Norwid's, den Z. Ciechanowska hier veröffentlicht. Er ist an Jan Rustejko, den langjährigen Bevollmächtigten und Sekretär der Działyński's gerichtet, der in der Emigration eine gewisse Rolle gespielt hat, und geht auf den Bericht Agaton Gillers über einen Vortrag Norwid's „Rzecz o wolności słowa" im „Dziennik Poznański" vom 20.5.1869 ein. E. Koschmieder.

Karol Badecki: Zabytki literatury mieszczańskiej w Bibljotece Kórnickiej. — Silva rerum 1928, S. 33—45.

Der verdiente Verfasser der „Literatura mieszczańska w Polsce XVII wieku" gibt hier eine ganze Reihe von Ergänzungen zu seinem eben genannten Werke auf Grund mehrerer bisher unbekannter Exemplare von Drucken des XVII. Jahrh. aus der Bibljoteka Kórnicka. Unter diesen Exemplaren befinden sich nicht weniger als neun, die neue bibliographische Positionen darstellen, von denen einige schon lange gesucht werden:

1. eine Ausgabe der „Dama abo grá ucieszna" in 4°, aus der hervorgeht, daß der Verfasser dieser bisher nur aus anonymen Drucken bekannten Sammlung von Liedern u. ä. ein uns sonst unbekannter Adam Lewandowic Strzezowczyk ist.

2. Eine Ausgabe der „Facecyae polskie" o. O. u. o. J., das von dem in „Literatura mieszczańska", s. 105/6 als Nr. 42 beschriebenen Exemplar nur durch unbedeutende Abweichungen auf Bogen D unterschieden ist.

3. „Z Nowinami Torba Kursorska Jozefá Pięknorzyckiego" ... 1645, bisher nur aus Estreicher bekannt, ohne daß ein Exemplar aufzuweisen gewesen wäre.

4. „Rozmowy młodzieńca z panną... Adama Władysławiusza Mistrza ... 1607", ein Fragment eines Titelblattes, aus dem wir den Namen des uns sonst schon als Autor anderer Werke bekannten Verfassers dieses bisher nur in anonymen Drucken bekannten Buches erfahren.

5. Eine bisher unbekannte Ausgabe des „Seym panieński albo rozmowa o biesiadach ..." (Literatura mieszczańska, S. 492—495).

6. „Wyprawa plebanska", bisher unbekannte Ausgabe (vgl. Literatura mieszczańska Nr. 167 u. 168).

7. Eine defekte Sammlung verschiedener Anekdoten in 16°, die den bei Estreicher XXIV, S. 248, angeführten Titel: „Zbiór różnych anegdot i śmieszących przypowieści" getragen haben muß.

8. Eine unbekannte Ausgabe des „Zwroczenie Matyasza z Podola" (vgl. Lit. mieszczańska, Nr. 177—180).

9. Eine weitere unbekannte Ausgabe des soeben unter 8 genannten Buches in einem defekten Exemplar.

Badecki widmet jedem der Drucke eine Reihe von Erläuterungen. Reproduktionen der Titelblätter sind beigefügt. E. Koschmieder.

Jan Czubek: Autografy listów Adama Mickiewicza w Bibljotece Kórnickiej. — Silva rerum 1927, S. 186.

Von den in der Biblj. Kórnicka befindlichen Briefen Mickiewicz's sind fünf schon Wład. Mickiewicz bekannt gewesen (Korespondencja A. Mickiewicza I, 14. II, 15; 31; 93; 151). Aus dem Inhalt der übrigen vier Briefe, von denen zwei an Celina Gräfin Działyńska und einer wahrscheinlich an Wład. Zamoyski gerichtet ist, während einer ohne Adressat aus dem Jahre 1852 stammt, macht Jan Czubek kurze Mitteilungen. E. Koschmieder.

S. B.: Wydawnictwa Bibljoteki Kórnickiej. — Silva rerum 1928, S. 21—22.

Kurze Mitteilung über die Ausgaben der Biblj. Kórnicka und über die dort z. Zt. auf Lager befindlichen Werke (400 bibliogr. Positionen), aus der zu ersehen ist, daß in kurzer Zeit ein Katalog dieser Werke erscheinen wird.

E. Koschmieder.

K. K.: Bibljoteczne niespodzianki. — Silva rerum 1928, S. 22—23.

Interessante Mitteilung über einen Fund von über 300 Landkarten vornehmlich aus dem 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts in der Bibliothek des „Zakład Wychowawczy OO. Jezuitów" in Chyrów. Darunter befindet sich eine mit der Hand gezeichnete Karte des Transbaikal-Gebietes, die offenbar mit der Besiedlung Sibiriens im Beginn des 19. Jahrhunderts und mit der missionarischen Tätigkeit der Jesuiten 1811—20 in diesem Gebiet in engem Zusammenhange steht. Aus der Aufschrift ist zu ersehen, daß sie angefertigt wurde, um nachzuweisen, in welchen Ortschaften man 10 000 Seelen „gemäß allerhöchstem Befehl" ansiedeln kann, und der Verfasser nimmt an, daß die in Sibirien tätigen Jesuiten die Karte aus der Kanzlei des Gouverneurs von Irkutsk erhalten haben. Die Existenz dieser Karte ist ihm ein Beweis für die systematische Planmäßigkeit des Vorgehens der russischen Behörden bei der Besiedlung Sibiriens.

E. Koschmieder.

Ossolineum.

Bronisław Gubrynowicz: **Józef Maksymiljan Ossoliński i Ambrozy Grabowski.** (Josef Maximilian Ossoliński und Ambros Grabowski.) — Ruch Literackie Bd. 3 (1928), S. 143—146).

Józef Kallenbach: **Twierdza Ossolińskiego.** (Die Festung Ossolińskis.) — Przegląd Powszechny Bd. 178 (1928), S. 129—135.

Derselbe: **Zakładowi Narodowemu im. Ossolińskich.** (Dem Ossolińskischen National-Institut.) — Przegląd Współczesny Bd. 25 (1928), S. 177—182.

Jan Parandowski: **Ossolineum.** — Tęcza 1928, Nr. 21.

Aus der Flut von Gelegenheitsartikeln zum hundertjährigen Jubiläum des Ossolineums ragen die hier verzeichneten hervor. Parandowskis Aufsatz zieht auf knappstem Raum in meisterhafter Form die Summe der gewaltigen Verdienste, die sich die Lemberger „Placówka" des Polentums um Nation und Kultur erworben hat. Reiches Bildmaterial ergänzt den Text. Kallenbach und Gubrynowicz bringen der eine aus dem Czartoryski-Museum in Krakau, der andere aus der Warschauer Universitätsbibliothek, archivalische Beiträge zur Charakteristik Ossolińskis. Die mitgeteilten Briefe an den Fürsten Adam Czartoryski aus dem Jahre 1803 und an Grabowski (von denen Gubrynowicz nur Bruchstücke zitiert) unterstreichen die schon bekannten Grundzüge des hochzupreisenden Mäzens: fanatischer Eifer für das einmal geplante Werk und Freude am Verkehr mit den Gelehrten, deren Gesellschaft Ossoliński sich ebenso zuzählte wie der seiner aristokratischen Standesgenossen. Eben aus den Beziehungen zu den Czartoryski und Zamoyski einerseits und zu den Grabowski, Linde andererseits, erwuchs die Möglichkeit, ein Werk zu schaffen, das als Monument fortdauernd den kommenden Generationen den Nachruhm Ossolińskis überliefert.

Otto Forst-Battaglia.

Zofja Ciechanowska: **Święto książki we Lwowie.** (Das Fest des Buches in Lemberg.) Przegląd Powszechny Bd. 179 (1928), S. 191—208.

Bericht über den Kongreß polnischer Bibliothekare und Bibliophilen, der zu Lemberg Ende Mai 1928 im Zusammenhang mit der Jubelfeier des Ossolineums abgehalten wurde. Es gab, sehr sachliche und hier im Resultat verzeichnete, Beratungen über die brennendsten Fragen des polnischen Bücherwesens: Pflichtexemplare, Errichtung einer Nationalbibliothek, Realkatalog, Zeitschriftengesamtkatalog, Beschlüsse über die Ausgestaltung der hochentwickelten polnischen Bibliographie — als Hauptprogrammpunkte: Vollendung und Fortführung des „Estreicher" sowie des „Finkel". Die Verfasserin des Rechenschaftsberichtes bespricht sodann die Ausstellungen und die außerordentlich hohe Zahl von Gelegenheitspublikationen, die von Vereinen, Instituten und Privaten der Tagung dargebracht wurden.

Otto Forst-Battaglia.

J ó z e f K o r p a ł a : Bibljografja polska przed Karolem Estreicherem. — Silva rerum 1927, S. 151—155.

Kurze Würdigung der wichtigeren gedruckten und ungedruckten bibliographischen Werke Polens vor Estreicher im Rahmen einer synthetischen Skizze des Werdens der polnischen Bibliographie von Załuski und seinen Vorgängern bis Wiszniewski. E. Koschmieder.

S t a n i s ł a w E s t r e i c h e r : Jak mój Ojciec pracował nad „Bibljografją". — Silva rerum 1927, S. 147—151.

Prof. St. Estreicher, der bekanntlich an dem Lebenswerk seines Vaters tätigen Anteil genommen hat, gibt hier eine „Handvoll Erinnerungen", die die Genesis der „Bibljografja" vom bibliographisch-technischen als auch vom allgemein menschlichen Standpunkt zu beleuchten suchen.

E. Koschmieder.

E s t r e i c h e r K a r o l : Autobiografja wierszem. Z rękopisu wydał Ksawery Świerkowski. — Silva rerum 1927, S. 145—147.

Stanisław Krzemieński, Mitarbeiter der Zeitschrift „Bluszcz", hat sich 1889 an Estreicher mit der Bitte um autobiographisches Material gewandt, um in dieser Zeitschrift einen Lebenslauf des bekannten Bibliographen zu drucken. Estreicher hat ihm auch alsbald geantwortet, und Krzemieński beruft sich auch in seiner biographischen Skizze über Estreicher auf diesen Brief. Er erwähnt aber nicht — wie leicht verständlich —, daß Estreicher, der ein geschickter Gelegenheitsdichter war, diesem Brief eine gereimte Autobiographie beigefügt hatte. Seine zahlreichen Gedichte hat der große Bibliograph im Jahre 1893 in zwei handschriftlichen Bänden gesammelt, die, wie er selbst bemerkt, nur die „Reminiszenzen seines Anteils am Kleinstadtleben" darstellen. Aus dieser Sammlung veröffentlicht Świerkowski die Verse, die Estreicher Krzemieński übersandt hatte. Sie stellen mehr eine scherzhafte Selbstcharakteristik als eine Autobiographpie dar und sind für Estreichers Temperament so recht charakteristisch. E. Koschmieder.

J. K o r p a ł a : Karola Sienkiewicza projekt kwartalnika bibljograficznego. — Silva rerum 1927, S. 129.

An Hand eines Briefes des K. Sienkiewicz an J. S. Bandtkie vom 3. II. 1830 (aus der Hs. Nr. 1874 der Jag.-Bibl.) berichtet Korpała von dem interessanten Plan einer allgemeinslavischen bibliographischen Vierteljahrsschrift in poln. Sprache nach dem Muster von Christian Daniel Becks „Allgem. Repertorium", an der u. a. Hanka und Šafařík mitarbeiten sollten, die aber nicht zustande kam. E. Koschmieder.

SCHLESIEN

Schlesien im ostdeutschen Raum. — Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkskunde, Bd. XXIX (1928), S. 100—129.

Der jüngst so plötzlich verstorbene Breslauer Historiker Hermann Reincke-Bloch veröffentlicht hier unter obigem Titel eine aus Vorträgen in der Arbeitsgemeinschaft „Hochschule und Höhere Schule" hervorgegangene Studie. Nach einem raschen Überblick über die Geschichte Schlesiens, dessen wechselvolles Schicksal sich aus seinen geographischen Gegebenheiten erklärt, behandelt Verf. das Problem, wie es denn komme, daß, trotz der naturgegebenen Verbindung Schlesiens mit dem östlichen Raum, es sich von diesem gelöst hat und die Verbindung mit dem Westen eingegangen ist. Politische und kulturelle Einflüsse sind seit dem 12. Jahrh. wirksam, Schlesien von Polen zu lösen und der Verbindung mit Böhmen zuzuführen und so dem deutschen Gesamtleben einzuverleiben. Im folgenden Abschnitt wird die Entwicklung der staatsrechtlichen Stellung Schlesiens in ihren einzelnen Phasen bis 1526 dargelegt. Der nächste Hauptteil behandelt die nun folgenden zwei Jahrhunderte der seit 1526 bestehenden Habsburger Herrschaft, also die inneren Verhältnisse Schlesiens, welches zu einem Kronlande der Monarchia Austriae geworden war und nun als ein fest in der Hand der kaiserlichen Verwaltung ruhendes und durch sie zur politischen Einheit gewordenes Land dastand. Schlesien wurde, da seit dem 30jährigen Kriege die Zugehörigkeit zu Böhmen in den Hintergrund trat, ein Kronland wie die andern und stand damit unmittelbar unter Wien, von wo aus es daher auch regiert wurde. So legte auch Karl VI. den Fürsten und Ständen seines „Erbherzogtums" Schlesien 1720 die Pragmatische Sanktion ebenso vor wie denen Böhmens und Mährens. Entscheidend für diesen Entwicklungsgang war die im 12. Jahrh. angebahnte Selbständigkeit der schlesischen Piasten Polen gegenüber und die deutsche Einwanderung, dann die Zeit der Husitenkriege, des Matthias Corvinus und der Luxemburger. Auch die Wirkungen der Reformation, wiewohl im einzelnen noch nicht für Schlesien genügend untersucht, sind für das geistige Leben Schlesiens und seine Verknüpfung mit Deutschland in Anschlag zu bringen. Nur auf dem so bereiteten Boden konnte im 17. Jahrh. Schlesiens Dichtung eine solche Bedeutung in der deutschen Literatur erlangen. Und selbst die Gegenreformation wirkte in der gleichen Richtung, indem sie von Wien und dem Kaiserhofe ausging. „Nur in Oberschlesien und besonders in den Gebieten am rechten Oderufer hat der Sieg des Katholizismus eine Verbindung mit der polnischen Kirche und im Kampfe gegen die Evangelischen eine Gemeinschaft mit dem Polentum herbeigeführt" (S. 124 f.). Schlesiens Lage zwischen Böhmen und Mähren einerseits, Polen andererseits hat in seinen Bewohnern das Gefühl der Zusammengehörigkeit gestärkt, welches die Verwaltungspraxis der Habsburger förderte, wie ebenso die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Breslau seit dem 13. Jahrh. zum Vorort des Landes werden ließen. Ehe im theresianisch-josefinischen Zeitalter der österreichische Einheitsstaat geschaffen wurde, war Schlesien dem Staate der Hohenzollern gewonnen worden, in einer Gestalt also, „in der es gleich den übrigen Erbländern in seinem inneren Aufbau die geschichtlich gewordene Individualität noch durchaus bewahrt hatte" (S. 127).

E. Hanisch.

NOTIZEN

Am 18. September wurde in Novi Sad (SHS) eine Historische Gesellschaft gegründet (Istorijsko Društvo u Novom Sadu), die sich die systematische und allseitige Erforschung der Vergangenheit der ehemaligen Metropolie von Karlovitz und der Vojvodina im allgemeinen zur Aufgabe gemacht hat. Es wurde die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift beschlossen, von der vor kurzem das erste Heft erschienen ist (Glasnik Istoriskog Društva u Novom Sadu, Knj. I, sveska 1, 1928). Zu den allgemeinen Kulturzeitschriften Letopis Matice Srpske (Novi Sad) und dem vor einigen Jahren geschaffenen Organ „Književni Sever" (Subotica), die beide besonders der Vojvodina gewidmet sind und in der Vojvodina erschienen, hat nun auch dieses Gebiet ein historisches Spezialorgan bekommen.

Ebenso wurde vor einiger Zeit in Dubrovnik (Ragusa) eine wissenschaftliche Gesellschaft gegründet, die demnächst einen „Glasnik Dubrovačkog Učenog Društva Sv. Vlahe" herausgeben wird.

J. Matl.

Seit einigen Jahren erscheint in Montenegro, in Cetinje, eine neue Kulturzeitschrift „Zapisi", die neben belletristischen Beiträgen auch zahlreiche Studien und neues Material zur Literatur-, Kultur- und allgemeinen Geschichte Montenegros bringt. J. Matl.